
Digitized by Google

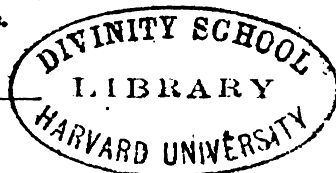
Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.



Sechzehnter Band. Erstes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1836.

Ueber Schwärmerei. — Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von J. H. v. Wessenberg. — Heilbronn, bei Claß. 1835. 554 SS. 2 Thlr.

Die ersten zwei Abschnitte dieser beachtenswerthen Schrift erschienen schon im J. 1833 als einzelnes Heft, welchem andere nachfolgen sollten, und wurden in diesen Blättern (XIV. Bd. 2. H. S. 257 ff.) weitläufiger angezeigt. Jetzt legt der würdige Verf. in Verbindung mit jenem Hefte das Ganze vor, ohne es weiter zu zerstückeln, und darf dafür gewiß auf den Dank der Leser rechnen, welche sich von ihm über eine der wichtigsten Zeiterscheinungen belehren lassen wollen. Das Eigenthümliche seiner Leistung wurde in jener Anzeige darein gesetzt, daß sie ihren Gegenstand mehr in freier, als streng methodischer Weise behandle und daß, wenn in Folge dessen auch hie und da eine Etwas genauere Begriffsbestimmung, ein etwas tieferes Eingehen in die Sache und eine sorgfältigere Vermeidung einzelner Wiederholungen zu wünschen wäre, man doch den Verf. überall lehrreich und anziehend finde und sich von seinen Ansichten kräftig angesprochen fühle. Dieses Urtheil bestätigt auch derjenige Theil der Schrift, der nun von S. 147—Ende neu hinzugekommen ist und den wir jetzt allein in's Auge zu fassen haben. Er besteht aus sechs Abschnitten, welche sich als dritter bis achter dem ersten und zweiten in jenem Einzelhefte enthaltenen anreihen und denen

sechs Beilagen angefügt wurden. Diese Abschnitte führen zum Theil im Einzelnen aus, was die ersten im Allgemeinen zur Sprache brachten, zum Theil ziehen sie aber auch mit steter Rücksichtnahme auf das, was in jenen über Schwärmerei und den großen Unterschied derselben von Begeisterung gesagt wurde, ganz neue damit gleichartige Erscheinungen in Betrachtung. Im dritten ist die Rede von den neuesten Beispielen der Schwärmerei und einer edlen (zugleich an ältern Beispielen veranschaulichten) Begeisterung; im vierten von der politischen Schwärmerei; im fünften vom Mysticismus; im sechsten vom Pietismus; im siebenten vom Fanatismus, und im achten von den sichersten Mitteln zur Abwehr und Abhilfe gegen das Umsichgreifen und die Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei. Es wird nur weniger Bemerkungen bedürfen, um der Einsicht und dem Geschicke, womit der Verf. sich auch hierüber erklärte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Den meist geschichtlichen Inhalt des dritten Abschnittes leitet derselbe mit der bewährten und tröstlichen Bemerkung ein, daß jede Art der Schwärmerei und so auch die religiöse immer etwas Vorübergehendes sei, selbst in dem Falle, wo man sich absichtlich bemühe, „den Teufel durch Beelzebub auszutreiben," oder dem eingerissenen Unglauben oder Aberglauben, (nicht die Kraft des zwischen beiden stehenden vernünftigen Glaubens sondern) das leere Daherfahren eines durch Gefühl und Phantasie in Schwung gesetzten blinden Glaubens oder der Schwärmerei entgegen zu stellen. Die Beispiele, auf welche hierbei Bezug genommen wird, sind entlehnt von den schweizerischen Missionsreisen der berüchtigten Fr. v. Krüdener, („welche, Statt, wie Jesus und seine Apostel, den Armen Genügsamkeit und ein stilles, arbeitsames Leben zu empfehlen, sie nur zum Hinbrüten über dunkle Vorstellungen aufforderte und ihre Einbil-

dung

bung durch feurige Reden gegen die verstockte Hartherzigkeit der Reichen erhitzte"); von den schwärmerischen Gräuelscenen in Wildenspuch, die mit der Kreuzigung einer vom Heiligenscheine umgegebenen unzüchtigen Dirne endigten; von den ganz gleichen Mordauftritten in der durch den Pfarrer Pöschl und durch das Herzbüchlein von Goßner exaltirten Gemeinde des Erstern im Innviertel, und in dem Hause eines preußischen Schäfers unter Friedrich's II Regierung; von dem Unfuge der sogenannten Convulsionäre über dem Grabe des Diakonus Paris zu Paris; von den gottesdienstlichen Orgien der Methodisten in Nordamerica, (welche treffend mit den rasenden Auftritten der Hindu's beim Tempel von Jaggernaut verglichen werden, um deren Abstellung sich das europäische Missionswesen bemühen soll) und von gewissen schwärmerischen Erscheinungen im badischen Lande, die aus dem benachbarten Würtemberg daselbst eindrangen. Beiläufig wird auch besprochen, warum die größten Ausschweifungen der Schwärmerei gerade in Zeitaltern vorkommen, wo bei vielen Classen eine sehr verfeinerte Verstandesbildung einheimisch ist, und kräftig dargethan, daß bei Beförderung derselben und des damit verbundenen Separatismus Niemand straffälliger erscheine, als die christlichen Geistlichen, „die ihrer edlen Bestimmung nach für Alle seyn sollen, um für Alle zu wirken." Zur Erläuterung dessen, was im zweiten Abschnitte und auch hier über die von der Schwärmerei ganz verschiedene Begeisterung gesagt wird, wird außer vielen andern geschichtlichen Thatsachen auf das Beispiel der frühern Christen und im Einzelnen auf das Beispiel des Columbus, Las Casas, Arnold Winkelried's, der Charlotte Corday, des Mädchens von Orleans und des Heinrich Pestalozzi hingewiesen. — Der weit kürzere vierte Abschnitt macht, auch durch Hinweisung auf Geschichtliches, das Wesen der politischen Schwärmerei kenntlich, welche nicht selten mit der religiösen in Verbindung

bindung stand. Am Längsten verweilt hier der Verf. bei dem einflußreichsten Erzeugnisse desselben, dem Islam und dessen Urheber Muhammed, so wie bei dem schottischen Puritanismus, welchen der verschlagene Fanatiker und Heuchler Cromwell für seine Zwecke so gut zu benutzen wußte. Am Schlusse werden in „Licht und Recht" die wirksamsten Mittel angegeben, der politischen Schwärmerei, welche seit der französischen Revolution die Völker ergriffen hat, zu steuern. — Ausführlicher sind der fünfte und sechste Abschnitt über Mysticismus und Pietismus. Der erstere wird bezeichnet „als die Stimmung eines Gemüths, das nach einer Besitzergreifung (Anschauung) des Göttlichen mittels des bloßen innern Gefühls ohne Beiziehung der Vernunft strebt oder doch eine solche Besitzergreifung voraussetzt." Die weitern Erörterungen, welche sich daran knüpfen, sind sehr lehrreich und charakterisiren sich durch Stellen, wie folgende: „Spricht gleich das Göttliche das Gefühl mehr und näher als die Erkenntnißkräfte an: so würde doch das Gefühl ohne das Licht der Vernunft sich auch hierin nie vor Mißleitung und Verirrung gesichert halten können. Ohne die Vernunft müßte jeder Mensch, vermöge seiner religiösen Gefühle, in den Mysticismus versinken. Allerdings ist es unser Gemüth (Herz, Gefühl), was uns zunächst auf die Idee von vollendeter Ordnung oder Harmonie (vornehmlich in der sittlichen Welt) und von einem Wesen, das diese Ordnung handhabt, hinleitet. Aber als wahr kann diese Idee von uns nur mittels der Vernunft erkannt und nur durch diese kann sie in ihrer Reinheit bewahrt, vor Verunstaltungen gesichert werden." Diese Geltendmachung der Vernunft hält der Verf. auch bei dem vest, was er in Bezug auf die edle religiöse Mystik und ihre ausgeartete Schwester, den Mysticismus, bemerklich macht, so daß die Eigenthümlichkeit des letztern ihm darin befaßt erscheint: „daß er (in seiner Ansicht vom Göttlichen) den Regeln des gesunden Verstandes

Hohn

hohn spricht; daß er den Gebrauch der Denkkraft als etwas Verächtliches oder gar der wahren Frömmigkeit Gefährliches darstellt; daß er durch Ueberschätzung des contemplativen Lebens zur Vernachlässigung des thätigen und gemeinnützigen verleitet; daß er den Werth der Naturwissenschaften ungebührlich herabsetzt; daß er selbst auf dem Gebiete der Natur die Erfahrung überfliegt und der gründlichen Erforschung der Ursachen und ihrer Wirkungen symbolische Erklärungen und unhaltbare Hypothesen unterschiebt; daß er Alles, was im Kreise menschlicher Erkenntnisse positiv genannt wird, mit Verachtung und Gleichgiltigkeit ansieht; daß er endlich einer vorgeblichen Inspiration in Allem, was den Glauben oder die Handlungen betrifft, ein höheres Ansehen als jeder andern gesetzlichen Vorschrift und selbst den Aussprüchen der Vernunft beimißt." Hierzu gehört auch noch die Bemerkung: „Das Räthsel aller albernen Mißgeburten, welche der Mysticismus erzeugt, wird dadurch gelöst, daß die Phantasie, die Gott uns nicht zur Führerin, sondern zur Dienerin der Vernunft gegeben hat, umstrahlt mit der Glorie göttlicher Eingebung, die Dictatur über alle Geistes- und Gemüthskräfte des Menschen sich anmaßt und sich zum Orakel erhebt, von dessen Aussprüchen an keine Vernunft, an keine Erfahrung, an kein Gesetz appellirt werden kann." Anderes höchst Anziehendes, z. B. über den verderblichen Einfluß dieser Geisteskrankheit auf Dichtkunst, schöne Künste, Wissenschaften, so wie die beigebrachten geschichtlichen Erläuterungen müssen wir hier übergehen. Im Ganzen und bei systematischerer Anordnung seines Stoffes hätte der Verf. wohl kürzer seyn können; der Leser würde aber auch mancher lehr- und geistreichen Andeutung entbehren müssen, welche bei einer freiern Behandlung desselben zur Sprache kommt. — Dasselbe gilt von dem, was der Verf. über den Pietismus sagt. Er leitet ihn mit Recht aus einem, dem des Mysticismus gerade entgegengesetzten, Grunde her, aus

der

der niedrigen Vorstellung, welche sich die Anhänger desselben von der angeblich aller Kraft zum Guten ermangelnden menschlichen Natur machen; dennoch, spricht er „arbeiten sich beide Denkarten in die Hände, indem beide die sittliche Trägheit, den Mangel an eigener Anstrengung zur Selbstveredelung begünstigen und sich daher nicht selten in der nämlichen Person vermischen." — „Das Endziel beider ist die innere Beruhigung. — Darin besteht jedoch nicht der eigentliche Zweck des Christenthums. Dieses will nicht einschläfern, sondern beleben. Wohl gibt seine Ausübung, wovon wahre Frömmigkeit die Blüthe ist, den innern Frieden, den die Welt nicht geben kann. Aber so lange der Geist auf Erden weilt, ergeht auch an ihn die Forderung: das Böse, das Schlechte unermüdet zu bekämpfen. Wer bloß innere Ruhe sucht, den flieht sie. Nur dem, der in der Freiheit des Geistes wandelt, mithin auch zum Kampfe stark ist, wird der Genuß der Ruhe zu Theil." Vortrefflich wird das Zweideutige, Gefährliche und Widerchristliche (letzteres namentlich mit Bezug auf 2 Tim. 3, 5. 1 Tim. 6, 20. 2 Tim. 2, 14. 23. 24. Kol. 2, 23. 1 Tim. 6, 5. Tit. 3, 8 u. s. w. dieser falschen Frömmigkeit auseinander gesetzt und das sich selbst zur Schau Tragen, das kopfhängerische, seufzende, wehklagende, und meistens aller sittlichen Frucht entblößte Wesen desselben nach der Natur geschildert. Zugleich wird auch hier auf viele geschichtliche Thatsachen, die darüber Aufschluß geben, hingedeutet und z. B. der große Unterschied hervorgehoben, welcher zwischen dem, was Spener, und was Wesley, der Stifter der Methodistensecte, erstrebte. Eben so wenig fehlt es an Bemerkungen, welche aus dem Kreise der gegenwärtigen Erfahrung entlehnt sind und wohlbeachtet von großem Nutzen seyn könnten. So heißt es S. 331: „Freilich möchten Einige in ihrer irdischen Weisheit mittels des Pietismus ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Volksaberglauben und dem

Aber-

Aberglauben der Gebildeten gestiftet sehen. Diese Jesuiten des Protestantismus hoffen, wie die katholischen, in diesem Bündnisse bequemen Schutz für alle Mißbräuche der Willkürherrschaft gegen die Angriffe der Vernunft zu finden. Beide mißkennen aber das Bedürfniß ihres Zeitalters, welches in Einsicht zu weit vorgerückt ist, um noch in frommen Täuschungen den zeitlichen Vortheil zu suchen, den ihnen die Ergebnisse der Wissenschaften mit mehr Sicherheit darbieten." Eben so trifft der Verf. den Nagel auf den Kopf, wenn er an einer andern Stelle sagt (S. 336): „Den Troß im Gefolge der Pietisterei bilden Heuchler aller Art, besonders in den niedern Classen, Kaufleute und Gastwirthe, die sich auf religiösem Wege Käufer und Gäste verschaffen; Vergantete, (Herabgekommene oder Verschuldete) die sich durch fromme Worte und Mienen Nachsicht und Mitleid erbetteln; arme Abentheurer, die auf eine bequeme Weise Krippenreiterei treiben; endlich manche Bedürftige, die im Himmel suchen, was ihnen auf Erden fehlt. Alle diese vermeintlich Frommen sind, oft ohne es selbst zu wissen, Sklaven eines sehr sinnlichen Weltgeistes, der sie an den vielfarbigen Bändern der Pietisterei gängelt. Bei den vermeintlich Gebildeten ist es vorzüglich die Uebersättigung mit sinnlichen und geistigen Genüssen und die Sucht nach neuen Mitteln des Zeitvertreibes, was sie für alle mystisch-pietistische Gaukeleien empfänglich macht. Bei dem gemeinen Manne ist es aber nicht nur seine Geistesarmuth, sondern auch die Noth der Zeit, was ihn zu mystischen Vereinen hinzieht. Den Einen lockt die Hilfe, die man ihn hoffen läßt; den Andern das Außerordentliche geheimer Winkelversammlungen. Er glaubt, in einem engern Heiligthume, in einem mysteriösen Dunkel lebendiger erweckt zu werden und dichtet sich unter dem Schleier der Verborgenheit einen Zauber, der ihn über die Erde emportragen soll. Auch der rohe, gemeine Mensch fühlt sich durch die Idee geschmeichelt, daß er

sich

sich durch ein äußeres Bestreben nach höherer Vollkommenheit von andern Christen unterscheide." — Nach mehrern guten Zwischenbemerkungen über einzelne Pietisten, z. B. Jung-Stilling, der bei allem Wohlmeinen eine reiche Saat der Schwärmerei in Deutschland ausstreute, Lavater, Zinzendorf u. A. kommt der Verf. auf die fast stehend gewordene Anklage, daß das Ende des vorigen Jahrhundertes durch seine „Verstandeskälte" in religiösen Dingen zu der jetzigen Pietisterei Viel beigetragen habe und pflichtet ihr bei, ohne darin das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; geht dann auf das Gefährliche pietistischer Conventikel über, an deren Stelle er, wie alle Vernünftige, nur wohleingerichtete Familien- und Hausandachten gesetzt sehen will, und erklärt sich zuletzt mit einer Besonnenheit, welche jeden vorurtheilsfreien Protestanten ansprechen wird, über das Bibellesen, von dessen unbedingter Empfehlung er bei dem großen Haufen sich nichts Ersprießliches versprechen kann. Bescheidene und gelehrige Hörer des Wortes sind ihm mit Recht lieber, als unverständige und dünkelhafte Leser desselben und die erscheinen ihm auf dem Wege des Heils besser berathen, welche sich dasselbe von der Kirche, d. h. beim Verf., von den in den Geist der Bibel eingedrungnen Lehrern vernünftig erklären lassen, als die, welche nur einen frommen Seufzer nöthig zu haben glauben, um sich alle, selbst den Gelehrten nicht immer erklärbaren Geheimnisse aufgeschlossen zu sehen. „Jesus, spricht er treffend, hat seine Lehre zu Aller Gemeingute gemacht, nicht aber sein Lehramt. Er will, daß Keiner sich in dieses hineinschleiche, daß Keiner sich unterwinde, Lehrer zu seyn, der nicht dazu tüchtig erfunden worden. — Der ungelehrte Bibelleser, wenn er redlich ist, wird so gut, wie jener äthiopische Kämmerling in der Apostelgeschichte, auf die Frage: verstehst du auch, was du liesest? antworten müssen: Wie vermöchte ich es, wenn mich Niemand anweist?" — Ueber den siebenten

Ab-

Abschnitt, worin der Verf. den Fanatismus oder die Neigung schildert, aus religiöser Schwärmerei sich selbst, oder Andersdenkende, oder auch leblose Dinge (wie z. B. bei Bilderstürmerei) zu mißhandeln, können wir kurz seyn. Er findet die Hauptquelle desselben in der Verkehrtheit, sich aus seinem Glauben ein Verdienst zu machen, die, die ihn nicht haben oder verschmähen, als Verbrecher anzusehen und mit den Interessen desselben äußere, vorzüglich politische Interessen zu vermischen. Das Letztere gibt ihm Anlaß, sich ziemlich weitläufig über die Verfolgungen des Christenthums im römischen Reiche auszulassen; zweckmäßiger würde er aber gewiß verfahren seyn, wenn er den christlichen Fanatismus in seinen geschichtlichen Erscheinungen, besonders in den Inquisitionsgräueln den Lesern vor Augen geführt hätte. Sie würden die beste Erläuterung über den tiefen Abscheu gegeben haben, mit dem sich der Verf. gegen „diese höchste, gräßlichste Ausartung des religiösen Glaubens" erklärt, „die diesen Genius der Liebe, des Friedens und der Eintracht zu einem Rache- und Würgengel umgestaltet;" denn es ist bekannt, daß das christliche Rom eben auch um politischer oder doch irdisch selbstsüchtiger Zwecke willen unendlich mehr Blutschuld auf sich geladen hat, als das heidnische. — Der achte Abschnitt entspricht der Ueberschrift nicht ganz, indem er Statt von mehrern Mitteln, der religiösen Schwärmerei entgegen zu treten, nur von Einem derselben handelt. Dafür aber wird dieses Eine desto ausführlicher, wenn auch nicht mit der erforderlichen logischen Schärfe besprochen. Da nämlich entschiedener Unglaube oder auch nur religiöse Gleichgiltigkeit unfehlbar das Meiste thut, um religiöse Schwärmerei hervorzurufen und zu begünstigen, so weist der Verf. nach, daß der Aufbau eines vesten, reinen und vernünftigen Glaubens an Gott auch am Beßten geeignet sei, ihr entgegenzuarbeiten. Solch einen Glauben aber kann man nach ihm nicht bloß auf theoretische

Gründe

Gründe bauen, sondern vielmehr und ganz vorzüglich auf praktische, und nur dann wird er, was er seyn soll, wenn er das intellectuale und moralische Bedürfniß des Menschen gleich sehr befriedigt, oder, wie sich der Verf. nicht ganz glücklich ausdrückt, dem „Gemüthe und Gefühle des Menschen" nicht weniger entspricht, als der Vernunft des Menschen. Auf diese Art wird seine Beweisführung zur offenen Erklärung gegen die schleiermacher'sche Schule, die mit einer, aller gründlichen Philosophie Hohn sprechenden, Oberflächlichkeit den alleinigen und ausreichenden Grund alles Gottesglaubens in dem „Gefühle der Abhängigkeit" von etwas Höherem sucht. Wie nun in diesen Blättern bei jedem Anlasse bemerkt worden ist, daß dieses Abhängigkeitsgefühl höchstens zur Superstition, nicht aber zur Religion, d. h. zu einem das moralische Element in sich aufnehmenden und dadurch Geist und Herz befriedigenden und Sinn und Leben regelnden Gottesglauben führe: so setzt dieß auch der Verf. auseinander und wird dadurch einem wahren Zeitbedürfnisse gerecht. Folgende Aeußerungen können den Leser den Geist des Ganzen ahnen lassen. — „Das gedachte Gefühl, spricht der Verf. mit Hinweisung auf Paulus Beitr. z. Dogm. Kirch. u. Rel. Gesch. S. 8, kann nur zum Glauben einer Abhängigkeit von irgend einem höhern Wesen, zur Vielgötterei, zum Glauben an einen oder den andern für unsere Unvollkommenheiten genügenden Demiurgos, nicht aber zum Glauben an einen Gott (als das höchste und vollkommenste aller Wesen) hinleiten." Nicht einmal die über die Naturerscheinungen reflectirende und nach dem Causalgesetze auf einen solchen Gott schließende Vernunft gibt uns einen vollständigen Begriff von ihm, sondern „das Gemüth muß sich, um diesen Begriff zu finden, an sich selbst wenden" und „aus dem Bewußtseyn des in ihm waltenden moralischen Gesetzes zu einem moralischen Gesetzgeber emporsteigen," welcher „den Grund der Harmonie der moralischen Welt ausmacht,"

„den

„den Glauben an Unsterblichkeit" verbürgt, und in das ganze Wesen und Leben des Menschen Ordnung, Eintracht und Zusammenhang bringt. „Denn wenn Vernunft und Gefühl (d. h. das Bewußtseyn der sittlichen Menschenwürde) in der Erkenntniß eines Gottes übereinstimmen, der die Ordnung, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Liebe selbst ist, so wird diese Erkenntniß dem Menschen dadurch heilbringend, daß er selbst sein Leben der Ordnung, der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Liebe Gottes gleichförmig zu machen strebt." Solch einen Gottesglauben sieht nun der Verf. als das sicherste und tüchtigste Mittel gegen alle Schwärmerei an, weil Licht und Wärme in dem ebenmäßigsten Verhältnisse in ihm stehen und ihn vor der bedenklichen Richtung bewahren, die er durch trockene Verstandesdialektik und durch überreizte Gefühlsmystik nehmen kann. Darum dringt er auch darauf, ihn vor Allem der Jugend anzubilden und zu einem Gemeingute des christlichen Volkes zu machen, wenn man dasselbe vor der Gefahr sicherstellen wolle, den Banden des Mysticismus und Pietismus anheim zu fallen. Wir setzen noch den damit zusammenhängenden Schluß dieses Abschnittes her, wo der Verf. vor „einer buchstäblichen Auslegung der heiligen Schrift nach dem fleischlichen Sinne" und vor „einer allegorisirenden mystischen" mit gleichem Ernste warnt." Nur eine Bibelerklärung, spricht er, kann vor Schwärmerei bewahren, welche den Buchstaben und den Geist der Bibel in gleichem Maße berücksichtigt, welche mithin die Grundsätze der Sprachlehre, der Alterthumskunde und einer gesunden Logik bei Erläuterung des Textes mit aller Sorgfalt verbindet, zugleich aber immer darauf bedacht ist, den Sinn und die Belehrung hervorzuziehen, welche dem Bedürfnisse des ganzen Menschen am Meisten zusagen und ihn am Sichersten zur Selbsterkenntniß, zur Selbstverbesserung und zu einem in Liebe thätigen Glauben hinführen." —

Der

Der Beilagen zu dieser Schrift, die kein besonnener Freund des Lichts und der Wahrheit unbeachtet lassen wird, sei nur im Allgemeinen gedacht, so viel Lehrreiches und Unterhaltendes sie auch im Einzelnen in sich fassen. Sie betreffen I. die Grenzbestimmung zwischen Wissen und Glauben (im Ganzen nicht klar und scharf genug, s. kr. Pr.-B. XIV. 2. S. 258, obwohl mit treffenden Aeußerungen gegen den Wissens-Dünkel der Hegelianer) II. der Klostergeist und seine Ausartungen; III. Geschichte der Geißler; IV. Zinzendorf, der Stifter der Herrnhuter (vorzüglich gerathen); V. Geschichte der religiösen Schwärmerei zu Altdorf-Ury im J. 1649; VI. die schwärmerische Gräuelscene zu Wildenspuch im Kanton Zürich im J. 1823 (welche der jetzigen Welt nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden kann.)

Evangelium Marci recensuit, et cum commentariis perpetuis edidit Dr. *Car. Fred. Aug. Fritzsche*, in Acad. Rostochiensi Professor theol. ord. — Auch unter dem Titel: Quatuor N. T. evangelia recensuit etc. Tom. II. Ev. *Marci*. Lips. Fleischer. 1830. XLVIII und 803 SS. 5 Thlr. 12 Gr.

Da dieser Commentar bereits vor vier Jahren erschienen und ganz nach denselben Grundsätzen und derselben Methode, wie der im Jahre 1826 herausgekommene und in diesen Blättern (VIII. Bd. 5. H. S. 865) angezeigte Commentar des Hrn. Verfs. zum Matthäus bearbeitet ist: so würden wir etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn wir in einer detaillirten und auf die Erklärung einzelner Stellen eingehenden Anzeige jene Grundsätze und Methode ausführlicher schildern wollten. Das theologische Publicum ist mit denselben schon hinlänglich be-

bekannt und zugleich über die großen Verdienste, welche sich Hr. Dr. Fritzsche um die neutestamentliche Exegese besonders, nach Winer's und Ewald's Vorgange, durch rationale Erforschung des biblischen Sprachidioms, namentlich aber durch Anwendung der Resultate der classischen Philologie auf die Erklärung des N. Ts. erworben hat, fast durchgängig einverstanden. Denn auch seine Gegner, die Neuevangelischen, welche sich als angeblich „tiefere Exegeten" brüsten, weil sie den Sinn der heiligen Schriftsteller durch Beimischung ihrer eigenen Theologumena mehr verwirren, als aufklären, haben ihm diese Verdienste um so weniger abzusprechen vermocht, je deutlicher ihre großen philologischen Schwächen und Nachlässigkeiten zu Tage lagen. Wir können uns daher bei Anzeige dieses Commentares mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß derselbe hauptsächlich kritische und grammatische Untersuchungen enthält, in welchen beiden Beziehungen er als eine schätzbare Fundgrube neuer und eigenthümlicher Ansichten betrachten werden muß. Dabei werden zugleich die wichtigsten und bemerkenswerthesten Ansichten der frühern Erklärer aufgeführt und beurtheilt und auch Zusammenhang und Realien gehörig berücksichtigt, obschon in dieser Beziehung Neues seltener geboten wird. Ueberdieß ist dieser Commentar zu Marcus verhältnißmäßig weit ausführlicher als der zum Matthäus, was man schon daraus sehen kann, daß er mit diesem denselben äußern Umfang hat, obschon er ein um ein Drittheil kleineres Pensum behandelt, von welchem noch dazu ein nicht geringer Theil bereits in Erklärung der parallelen Abschnitte bei Matthäus abgehandelt worden war, so daß er oft sich mit einer Verweisung auf diesen begnügen konnte. Indeß ist diese Ausführlichkeit, wie der Hr. Verf. in der Vorrede mit vollem Rechte bemerkt, durch den Umstand gerechtfertigt, daß seit dem Erscheinen von Heupel's (Straßburg, 1716. 8.) und Elsner's (Utrecht 1773. 4.) Commentaren die

Exe-

Exegese des zweiten Evangeliums in zu auffallender Weise ver nachlässigt worden war, was hauptsächlich mit in dem Vor urtheile, dem, wie wir weiterhin sehen werden, auch der Verf huldigt, seinen Grund haben mochte, daß das Evangelium Marc eine Compilation aus Matthäus und Lukas sei, so sehr ma auch aus Achtung gegen ein biblisches Buch diesen Namen zu gebrauchen sich scheuete. Nur ist es zu beklagen, daß der durc diese Ausführlichkeit nothwendig gewordene hohe Preis de Commentars der weitern Verbreitung desselben unter dem grö ßern Publicum Etwas hinderlich seyn wird.

Dagegen dürfte eine genauere Besprechung der vom Verf in den Prolegomenen behandelten Gegenstände auch jetzt noc nicht unzweckmäßig seyn, da seit einigen Jahren die Untersu chung über die Entstehung der drei synoptischen Evangelien namentlich des Matthäus und Marcus, so wie über das Ver wandtschaftsverhältniß aller drei zu einander eine ganz neu Wendung genommen hat, und eben in unseren Tagen mi besonderem Interesse und reger Lebendigkeit noch fortgeführt wird, auch Rec. zum Theil von den vom Hrn. Verf. mitge theilten Resultaten abweichende Ansichten hegt. Es würde un daher zur Freude gereichen, wenn, im Falle Hr. Dr. Fritz sche über manche Puncte jetzt anderer Meinung seyn sollt unsere Ansicht mit seiner jetzigen zusammenträfe. Gleich i ersten Paragraphen, in welchem de Marco libri scriptor gehandelt wird, war es uns auffällig, daß der Verf. de Marcus, welchen Petrus 1. Br. 5, 13. seinen Soh nennt, für eine Person mit dem Evangelisten hält und i einer Anmerkung S. XXV der Ansicht ist, daß die Erklärun von einem leiblichen Sohne nur mit der sonderbaren An nahme, daß συνεκλεκτή a. a. O. ein Nomen propriur sei, bestehen könne. Denn wenn wir bedenken, daß Petru nach Luk. Cap. 4, V. 38 verheurathet war und nach 1 Ko rinth 9, 5 seine Gattin auf seinen apostolischen Reisen m

si

sich führte, auch nach Eusebius K. G. III, 30 Kinder hatte, so drängt sich dem Leser jenes Briefes gewiß von selbst die Ansicht als die natürlichste auf, daß Petrus a. a. O. von seiner Gattin, der er als Christin das Prädicat συνεκλεκτή gibt, und von einem leiblichen Sohne rede, daß folglich dieser Marcus mit dem Evangelisten nicht identisch seyn könne. — Neu und Hrn. Dr. Fr. eigenthümlich ist die S. XXVI ff. Not. 5 ausgesprochene Ansicht, daß die Kirchenväter den Evangelisten Marcus nicht darum als ἑρμηνευτής des Petrus anführen, weil jener die von diesem aramäisch gehaltenen Reden in's Griechische übersetzt, sondern weil er nach ihrer Meinung in seinem Evangelium Reden des Petrus referirt habe. Allerdings muß es auffallend erscheinen, daß Petrus, bei der damaligen weiten Verbreitung der griechischen Sprache, derselben nicht in soweit mächtig gewesen seyn sollte, um sich in ihr verständlich ausdrücken zu können; auch wird, was Hr. Dr. F. nicht anführt, in der Erzählung von der Bekehrung des Hauptmanns Cornelius durch Petrus Apostgesch. C. 10, V. 17 ff. eines Dolmetschers mit keinem Worte gedacht. Auch Hieron. ad Hedib. C. 9 scheint das *interpres* auf gleiche Weise verstanden zu haben. Allein gerade die älteste Stelle, auf welche sich Hr. F. zur Erhärtung seiner Meinung mitberuft, die von Papias bei Euseb. K. G. III, 39 mitgetheilte Nachricht des Presbyter Johannes aus der apostolischen Zeit, spricht entschieden dagegen. Denn indem dieser sagt: *Μάρκος μὲν ἑρμηνευτὴς Πέτρου γενόμενος, ὅσα ἐμνημόνευσεν, ἀκριβῶς ἔγραψεν, οὐ μέν τοι τάξει τὰ ὑπὸ τοῦ Χριστοῦ ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα· οὔτε γὰρ ἤκουσε τοῦ κυρίου οὔτε παρηκολούθησε αὐτῷ, ὕστερον δέ, ὡς ἔφην, Πέτρῳ — — οὕτως ἔνια γράψας ὡς ἀπεμνημόνευσε*, weist er ja, wie auch der Hr. Verf. zugibt, mit den Worten *παρηκολούθησε, ὡς ἔφην, Πέτρῳ* offenbar auf *ἑρμηνευτὴς γενόμενος* zurück. Nun kann aber

der Presbyter nicht der Meinung gewesen seyn, als ob Marcus seine Aufzeichnungen, während er dem Petrus als ἑρμηνευτής folgte, gemacht habe, wie Hr. D. F. die Worte zu verstehen scheint, sonst würde er nicht gesagt haben ὅσα ἐμνημόνευσε und οὕτως — γράψας ὡς ἀπεμνημόνευσε, da ja in dem Falle, daß Marcus sich eines Factums nicht genau mehr erinnerte, er sich nur bei Petrus zu erkundigen gebraucht hätte, sondern Marcus kann nach dieser Angabe sein Evangelium erst zu einer Zeit geschrieben haben, in welcher er nicht mehr als ἑρμηνευτής dem Petrus folgte. Daraus geht aber hervor, daß die Worte ἑρμ. γεν. Πέτρου nur darum vorausgestellt werden, um anzuzeigen, wie Marcus zu den meisten seiner Nachrichten gekommen sei, daß mithin ἑρμηνευτής am Natürlichsten durch Dolmetscher übersetzt wird. — Mit Recht hat der Verf. den sich in der auffallendsten Weise widersprechenden und fabelhaften Angaben der Kirchenväter von den spätern Lebensverhältnissen des Markus keinen Glauben beigemessen. Nur müssen wir widersprechen, wenn er im zweiten Paragraphen „Patrum ecclesiasticorum de libri origine commenta" geradezu leugnet, daß unser Evangelium in irgend eine genauere Beziehung zum Apostel Petrus zu setzen sei. Zwar widersprechen sich die Angaben der Kirchenväter in der nähern Bestimmung dieses Verhältnisses so sehr, daß auch de Wette in seiner Einl. S. 181 die Richtigkeit jener Tradition überhaupt bezweifelte. Allein mit Recht ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie wenig man Ursache habe, gerade das älteste, einfachste und natürlichste jener Zeugnisse, das schon genannte des Papias bei Eusebius K. G. 3, 39 zu verwerfen; mit Recht hat man bemerkt, daß Eusebius, wenn er kurz vorher den Papias wegen seiner chiliastischen Meinungen σμικρὸς τὸν νοῦν nenne, keineswegs ihm damit die Geschicklichkeit, historische Thatsachen zu referiren, absprechen wolle und könne; mit Recht hat namentlich Schleiermacher in

in seiner bekannten Abhandlung „über die Zeugnisse des Papias von unsern beiden ersten Evangelien" (Studien und Kritiken 1832. 4. Heft. S. 725 ff. *) auf die naive Treuherzigkeit hingewiesen, mit welcher Papias kurz vorher a. a. O. von der Sorgfalt rede, die er bei Einziehung seiner Nachrichten von Seiten Solcher, die mit Aposteln Umgang gehabt, bewiesen habe. Nun führt aber Papias seine Mittheilung über das Marcusevangelium als eine Nachricht des Presbyter Johannes an, also eines Mannes, welcher noch der apostolischen Zeit angehörte. Wollten wir also ein so altes Zeugniß ohne Weiteres zurückweisen, so müßten wir überhaupt allen patristischen Nachrichten über die neutestamentlichen Schriften, ohne vorher eine Prüfung derselben nöthig zu haben, ihre Giltigkeit geradezu absprechen. Dazu kommt aber, daß jenes Zeugniß durchaus Nichts enthält, was mit dem Charakter unseres Evangeliums nicht vereinbar wäre, indem es ganz abweichend von den spätern, fabelhaften Relationen das Verhältniß unseres Evangeliums zu Petrus als ein sehr entferntes schildert. Zwar stimmt Rec. keineswegs in den raschen Schluß ein, den Schleiermacher aus den Worten οὐ μὲν τοι τάξει zieht, daß Marcus keine zusammenhängende Erzählung geliefert, sondern nur vereinzelte Züge, deren er sich aus den mündlichen Vorträgen des Petrus erinnert, niedergeschrieben

 habe,

*) Rec. benutzt die hier dargebotene Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, daß die in dieser Abhandlung vom verewigten Schleierm. mit großem Scharfsinne auf das papianische Zeugniß gegründete Ansicht vom Ursprunge unseres jetzigen Evangeliums nach Matthäus, mit welcher Rec. in der Hauptsache einverstanden ist, bereits einige Monate früher (Schl's. Abhandlung erschien im Herbste 1832) vom Hrn. Professor D. Niemeyer in Halle in der allg. Lit.-Z. 1832. Nr. 57. S. 453 f. in nuce vorgetragen worden, folglich Schleierm. nicht erster Urheber derselben ist, obschon der Ruhm einer tiefern und genauern Begründung derselben ihm allein gebührt.

habe, welche Fragmente denn von einem Spätern benutzt und mit Beziehung anderer Nachrichten zu unserem jetzigen zweiten kanonischen Evangelium verarbeitet worden seien, welches daher recht eigentlich als ein *εὐαγγέλιον κατὰ Μάρκον*, obwohl auch als *εὐαγγ. κατὰ Πέτρον* angesehen werden müsse. Schleiermacher glaubte, die Worte *οὐ μέν τοι τάξει* aus dem strategischen Sprachgebrauche erklären zu müssen, in welchem *τάξις* das geschlossene Glied bedeute; allein das Wort bedeutet ja auch das Geordnete, in Ordnung gesetzte überhaupt, dann die bestimmte Reihenfolge, wie in dem Ausdrucke *τάξις τῶν εὐαγγελίων*; ja im strategischen Sprachgebrauche bedeutet es auch die bestimmte Stelle, welche ein Soldat in der Schlachtordnung einnimmt, vergl. Passow unt. d. W., so daß der Presbyter Johannes wohl nichts Anderes sagen will, als Marcus habe die in seinem Gedächtnisse aufbewahrten Relationen des Petrus nicht in der richtigen Reihenfolge niedergeschrieben, so daß Vieles in seinem Evangelium nicht seine richtige chronologische Stelle einnehme. Und daß diese Bemerkung allerdings viele Erzählungen in unserem Marcus treffe, ergibt sich aus der Vergleichung desselben mit Lukas und Johannes. Im Folgenden gibt dann der Presbyter den Grund von jener Erscheinung an, welcher darin gelegen habe, daß Petrus, nur wie es sein jedesmaliger Zweck und die Bedürfnisse erheischten, Reden und Thaten Jesu erwähnt habe, ohne eine chronologische geordnete Darstellung zu geben (*ὃς* [sc. *Πέτρος*] *πρὸς τὰς χρείας ἐποιεῖτο, τὰς διδασκαλίας, ἀλλ' οὐχ ὥσπερ σύνταξιν τῶν κυριακῶν ποιούμενος λογίων*). Auch Lukas legt Ev. C. 1, 3 besonders Gewicht darauf, daß er seinem Freunde Theophilus die Begebenheiten *καθεξῆς*, d. i. der Reihe nach = in chronologischer Folge erzählen wolle. Daß aber Marcus nicht auch noch außerdem die gewöhnliche mündliche Tradition benutzt habe, kann aus dem Stillschweigen des Presbyters über anderweitige

Quellen

Quellen desselben durchaus nicht gefolgert werden, da er wohl nur beabsichtigte, das theilweise unchronologische Verfahren des Marcus aus der Beschaffenheit und dem Gebrauche seiner Hauptquelle, den im Gedächtnisse aufbewahrten mündlichen Relationen des Petrus, nachzuweisen und zu entschuldigen (ὥστε οὐδὲν ἥμαρτε *Μάρκος* οὕτως ἔνια γράψας ὡς ἀπεμνημόνευσε). Diese einfache Relation kann aber auch darum um so weniger in Zweifel gezogen werden, als man weder bei dem Presbyter Johannes, noch bei Papias das spätere dogmatische Interesse der Kirche, jedes Evangelium auf einen Apostel zurückzuführen, in irgend einer Weise voraussetzen kann, weil der Erste selbst noch der apostolischen Zeit angehörte und daher von Papias als κυρίου μαθητής den Aposteln gleichgestellt wird, Letzterer aber ausdrücklich erklärt, wie viel größeres Gewicht er auf das lebendige Wort der mündlichen Rede, als auf den todten Buchstaben lege und darum seinen Eifer im Sammeln apostolischer Relationen mit den Worten rechtfertigt: οὐ γὰρ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτόν με ὠφελεῖν ὑπελάμβανον ὅσον τὰ παρὰ ζώσης φωνῆς καὶ μενούσης. Erst nach dem Erwachen des eben genannten Interesses wurde jene einfache Relation des Presb. Joh. die Unterlage einer vielgestaltigen, mannigfach sich widersprechenden Sage. Aus dem genannten Verhältnisse unseres Evangeliums zu Petrus wird es aber zugleich auch klar, warum dasselbe, was auch der Hr. Verf. S. XLII f. anerkannt hat, in vielen Erzählungen genauer und anschaulicher ist, als die beiden andern synoptischen Evangelien.

Der dritte Paragraph „de libri indole" zerfällt in folgende Unterabtheilungen α) de scriptoris consilio. Das Resultat ist: Marcum evangelium suum ita adornavisse, ut et *judaicae* et *barbarae* stirpis hominibus usui esse posset. Allein eine vorzugsweise Berücksichtigung der Heidenchristen ist nicht zu verkennen, welche Behauptung durch das

das vom Hrn. Verf. Beigebrachte nicht umgestoßen wird. β) quibus Marcus usus fuerit auctoribus. γ) quomodo auctoribus suis usus fuerit. δ) de Marci elocutione. Der Verf. stimmt mit Griesbach, Saunier, Theile und Andern darin überein, daß es als ausgemacht anzunehmen sei, Marcus habe den größten Theil seiner Berichte aus den schriftlichen Evangelien des Matthäus und Lukas entlehnt, eine Meinung, welche nach den neuesten Untersuchungen und Resultaten über den Ursprung und die Beschaffenheit des ersten Evangeliums schwerlich auf längern Beifall rechnen dürfte. Am Wenigsten dürfte des Verfs. Meinung, etiam Joannis commentarios a Marco passim consultos esse, Beifall finden. Er stützt sich nämlich zuerst auf die Vergleichung folgender Stellen: Marc. 6, 37. Joh. 6, 7. Marc. 14, 5. Joh. 12, 5. Allein in beiden Stellen haben Marcus und Johannes weiter Nichts gemein, als die genaue Angabe des Kaufpreises; Ersterem konnte dieselbe eben so gut anderswoher, aus der mündlichen Tradition, oder durch Petrus bekannt worden seyn. Eben so Wenig wird durch die Stellen Marc. 14, 3. Joh. 12, 3. Etwas bewiesen, welche in dem Ausdrucke νάρδου πιστικῆς harmoniren, welches sich leicht daher erklärt, daß dieses höchst wahrscheinlich ein kaufmännischer Kunstausdruck war, vergl. Winer's Gramm. S. 86 f. gegen unsern Verf. im Commentare z. d. St. S. 594 ff. Am Allerwenigsten aber sieht man ein, wie auf die Vergleichung der Stellen Marc. 15, 9. Joh. 18, 39. Marc. 15, 2. Joh. 19, 15. Marc. 15, 26. Joh. 19, 39., von welchen die beiden ersten die Worte ἀπολύσω ὑμῖν τὸν βασιλέα τῶν Ἰουδαίων; die letztern dagegen bloß βασιλ. τ. Ἰουδ. gemeinsam haben, ein Schluß von einer Benutzung des Johannes durch Marcus gegründet werden könne. Hätte Marcus das Evangelium des Johannes gekannt, so würde er sich eines großen Leichtsinns schuldig gemacht haben, wenn er dasselbe bei dessen größerer

Ge-

Genauigkeit sowohl in der chronologischen Anordnung, als in der Erzählung der mit den Synoptikern gemeinsamen Abschnitte nicht sorgfältiger benutzt und darnach den ihm gebotenen Stoff geprüft und geordnet hätte. — Zugleich ist bei Besprechung dieses Paragraphen der Prolegomenen noch die vom Hrn. Verf. im Commentare S. 15 behandelte Frage zu berücksichtigen; qua permotus causa Marcus augustas Jesu origines et pueritiam silentio transierit principiumque operis rerum ab Joanne baptista gestarum narrationem esse voluerit. Nach Abweisung der von Verschiedenen aufgestellten unhaltbaren Ansichten behauptet der Hr. Verf., daß die Sache unentschieden bleiben müsse. Uns scheint dieselbe ganz einfach. Nämlich jene von Matthäus und Lukas in den ersten Capiteln aufbewahrten Sagen gehörten ursprünglich gar nicht in den Kreis der evangelischen Geschichte, sondern scheinen sich erst später, nachdem das ganz natürliche Bedürfniß, auch über den Eintritt des Erlösers in's irdische Leben *genauere Nachrichten* zu haben, erwacht war, aus jüdisch-messianischen und alttestamentlichen Stellen, namentlich Jes. C. 7, 11 ff. Micha 5, 1 ff. vergl. mit Joh. 7, 28. 41 — 43, gebildet zu haben und darum nicht gleich überall bekannt worden zu seyn. Daraus erklärt sich auch am Besten die Art und Beschaffenheit jener heiligen Sagen und ihre Verschiedenheit bei Matthäus und Lukas, so wie der Umstand, daß sonst kein neutestamentlicher Schriftsteller, auch nicht Johannes, welcher doch von der Maria den besten Aufschluß hierüber haben konnte, derselben mit irgend einem Worte gedenkt. Ja aus einer Rede des Ap. Petrus Apstgsch. 1, 22 geht es unwidersprechlich hervor, daß die g e w ö h n l i c h e evangelische Tradition von den Nachrichten über die Taufe des Johannes und der Erhebung Jesu in die unsichtbare Welt begrenzt war (*ἀπὸ βαπτίσματος Ἰωάννου ἕως τῆς ἡμέρας ἧς ἀνελήφθη ἀφ' ἡμῶν*). Dem Marcus waren wahrscheinlich die Sagen von der

der Kindheit Jesu noch nicht bekannt, und darum folgte dem gewöhnlichen Umfange der Tradition, wie ihn Petr a. a. O. bestimmt.

Im vierten Paragraphen wird über Ursprache, Zeit un Ort der Abfassung unseres Evangeliums, und im fünften üb Authentie und Integrität desselben gehandelt. Die Frage üb die Authentie des letzten Abschnittes, C. 16, 9—20 wird im Commentare selbst von S. 715 ff. mit bewundernswerth Gründlichkeit untersucht und ganz richtig verneint. Nur kan Rec. unter den gegen die Authentie beigebrachten Gründen de daß der Interpolator dem Erlöser die Verheißung von de *καιναῖς γλώσσαις* in den Mund lege, nicht als giltig aner kennen. Denn nachdem sich aus einem gewiß natürlichen wenn auch noch immer außerordentlichen Factum am Pfingst feste die Sage von einem Reden der Jünger in fremden Spra chen an jenem Feste, wie sie Lukas aufbewahrt hat, gebilde hatte, konnte dem Inhalte derselben gemäß auch manche de letzten Verheißungen Jesu in der mündlichen Tradition modifi cirt werden, wie ja dieses von andern Reden Jesu, namentlic von denen über seinen Tod, seine Auferstehung, die Zerstörung Jerusalems und den Sieg der christlichen Sache, hinlänglich be kannt ist. War aber dieses der Fall, so hätte auch Marcu eine so modificirte Weissagung Jesu aus der mündlichen Tra dition in sein Evangelium mit aufnehmen können. Mit Rech hat Hr. F. das *καιναὶ* und *ἕτεραι γλῶσσαι* in der Apstgsch von fremden, vorher nicht gelernten Sprachen verstanden. Da gegen kann seine Erklärung der kürzern Redensart *γλώσσῃ* oder *γλώσσαις λαλεῖν* bei Paulus im ersten Briefe an di Korinther C. 12—14. von vorher gelernten fremden Sprachen auf keine Weise gebilligt werden und er sieh sich, um dieselbe gegen Bleek (in den Studien und Kritiken 1829. 1. Heft) vestzuhalten, S. 739 zu der sonderbaren An nahme genöthigt: Corinthios ad linguas *quam maxim*

ignota

ignotas confugisse. Mit Recht würde man fragen, wie die korinthischen Christen, in deren Gemeinde man doch nur Kenntniß der griechischen und lateinischen, so wie bei den judenchristlichen Mitgliedern derselben höchstens Kenntniß der hebräischen Sprache voraussetzen kann, zur Kenntniß so vieler fremden gekommen seien. Auch hat der Hr. Verf. das aus C. 14, 8. vergl. mit C. 12, 10. 30. gegen die Erklärung der γλῶσσαι von fremden Sprachen mit dem vollsten Rechte abgeleitete Argument durch das, was er, S. 739 oben, sagt, keineswegs widerlegt. Doch zu einer nähern Besprechung des γλώσσ. λαλ. in der korinthischen Gemeinde und des Verhältnisses dieses χάρισμα zu dem in Apostgesch. Cap. 2 erzählten Ereignisse mangelt uns der Raum.

Dem Commentare sind als Anhang zwei schätzbare Excurse beigegeben. 1) de *Hypallage*, inani Grammaticorum commento. 2) Οὐκ — ἀλλά particulas praeter insitam potestatem etiam *non tam* — *quam* et *non solum* — *sed etiam* valere docetur.

Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte. Von D. H. E. G. Paulus. 1830. Bremen, bei Geisler. XVI und 392 SS. gr. 8.

Der so vielfach um die Läuterung unseres theologischen Wissens in seinem weitesten Umfange verdiente, wenn auch in manchen Nebendingen noch in extremer Ansicht befangene Verf. theilt uns hier eine Reihe von Aufsätzen mit, die, so verschiedenartig auch ihr Inhalt ist, doch denselben Zweck, Aufklärung religiöser Begriffe und kirchlicher Grundsätze auf philosophischem und geschichtlichem Wege, verfolgen, und insgesammt von großem Interesse für jeden denkenden Leser, wie sie der

Verf.

Verf. immer voraussetzt, seyn werden. Dieses Interesse würde bei Weitem gewonnen haben, wenn die Darstellungsweise sich nicht so oft in's Aphoristische verlöre, und ein gleichmäßiger, lichtvoller Periodenbau dem Verständnisse mehr zu Hilfe käme.

Indem der Verf. den unumstößlichen Grundsatz voraussetzt, daß das Philosophiren einer Seits von dem Erforschen des Ansichwahren ausgehen, anderer Seits die pragmatische Behandlung der Geschichte nachweisen müsse, „durch welcherlei willkürlich vestgehaltene Prämissen und erkünstelte Verkettungen von Hypothesen und Schlüssen das Wahre verfehlt, das Einseitige für allgemeingiltig gehalten worden sei" (S. III), gelangt derselbe S. IV zu der sehr richtigen Bemerkung, daß alle in die christliche Glaubenslehre durch Kirchenväter und Scholastiker, Glaubenserfinder und Meinungskünstler eingedrungene Lehrsatzungen und Scheinsysteme nur in einem Pseudorationalismus ihrer kirchlichen Erfinder, nicht aber in dem vorurtheilsfrei zu betrachtenden, einfachwahren, aber populär gedachten und gesagten Bibelsinne selbst ihren Grund haben. Und darum theilen auch wir die Ueberzeugung, daß der wahre Werth aller Dogmengeschichte nicht in der bloßen Darstellung der verschiedenartigsten Meinungen und Systeme, sondern einzig und allein in dem Pragmatismus dieser Darstellung zu suchen sei, daß erst bei dieser Methode das Urchristenthum in seiner Lauterkeit und Vernunftmäßigkeit für den evangelischen Christen recht klar hervortrete, und so das Eigenthümliche aller angeblichen Orthodoxie, wie es der Verf. S. V als Pseudorationalismus bezeichnet, recht erkennbar werden lasse. Wie richtig übrigens der Verf. seinen Grundsatz durchzuführen weiß, beweist auch der Inhalt dieser Abhandlungen, von denen mehrere gegen die römischkatholische Lehre gerichtet sind. Wir lasen diese, wie überhaupt alle diesen Gegenstand betreffende Arbeiten des Verfs., mit um so größerem Vergnügen, als eine, sogar unter höherem Einflusse stehende Partei

Partei in der evangelischen Kirche immer weiter um sich zu greifen droht, die nicht allein bereitwillig zu seyn scheint, gegen den Katholicismus das Gewehr zu strecken, sondern auch mit ihm eine Allianz einzugehen, um ihrem Irrationalismus, ihrem blinden Auctoritätsglauben, der bekanntlich in der katholischen Kirche die höchstmögliche Vollendung erreicht hat, eine neue Stütze zu geben. Dagegen muß ein Jeder, dem Vernunft und Evangelium nicht gleichgiltig sind, gegen den römischen Katholicismus eben so auf der Hut seyn, als gegen jene pseudoevangelische Partei unserer Kirche, wenn auch mit der christbilligen Vorsicht, daß man diesen evangelischen Zelos nie gegen die Personen, desto feuriger aber gegen die Sache entbrennen lasse. Mögen auch die Erfolge dieser Polemik gegen die katholische Kirche, zumal in Deutschland, unter den dermaligen politischen Verhältnissen, vor der Hand nur unscheinbar bleiben, so verhütet dieselbe doch das weitere Umsichgreifen eines derartigen Indifferentismus, und es verdient deßhalb immerhin den aufrichtigsten Dank, wenn das, was seit der Kirchenverbesserung schon so oft über und gegen den Katholicismus gesagt worden, auf's Neue wiederholt wird, wie dieß hier besonders in dem siebenten bis eilften Aufsatze der Fall ist, und zumal wenn dasselbe durch nähere Aufhellung geschichtlicher Thatsachen bestätigt wird, welche alle gegnerische Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse zur Beschönigung des Unsinns in ihrer Nichtigkeit erscheinen lassen; zu welchem Endzwecke der Verf. recht passend von XIII bis XVI die Aufsätze über Savanarola, Laurentius Valla und Galiläi hinzugefügt hat. Sollten auch die augenfälligsten Thatsachen der Geschichte gegen das eingerostete, durch die Interessen hierarchischer so gut als weltlicher Politik gestützte Vorurtheil nur Wenig vermögen, so leben wir doch jetzt in einer Periode, in welcher dem römischen Papstthume im südlichen Europa der härteste Schlag bevorzustehen scheint, ein Schlag, dessen Folgen

dasselbe

dasselbe durch alle kluge, obwohl verstellte Nachgiebigkeit nicht wird vorbeugen können, und der unserer evangelischen Kirche den längst ersehnten, längst verdienten Sieg gewähren wird.

Was nun die einzelnen, hier mitgetheilten Abhandlungen selbst betrifft, so sind die ersten sechs mehr philosophischen Inhalts. Die erste behandelt die Aufgabe über die Allgemeinheit religiöser Begriffe, welche, nach der ältesten Dogmengeschichte, aus dem unvermeidlichen Fragen nach Ursachen und durch Antworten aus der menschlichen Selbstbeobachtung, also physikalisch und psychologisch zugleich entsteht. Nachdem der Verf. kurz und gut die Behauptung widerlegt, als entstehe die Allgemeinheit religiöser Begriffe durch angeborene oder eingegebene Religionsbegriffe, verweilt er Etwas länger bei der jetzt sehr beliebt werdenden, doch, wie Rec. meint, nur in ihrer Einseitigkeit irrigen Ansicht, daß die Ursache der Allgemeinheit religiöser Begriffe in einem sich aufnöthigenden Bewußtseyn (d. i. Gefühle) der Abhängigkeit zu finden sei. Wenn wir dieses Gefühl als ein Urbewußtseyn der Abhängigkeit von einem Absoluten auffassen, und dabei leugnen, daß wir zum klaren Bewußtseyn des Göttlichen durch Nachdenken und Schließen (die sogenannten Beweise) gelangen können, so wäre dieß allerdings aller eigenen und geschichtlichen Erfahrung entgegen. Allein weniger einseitig und mißverständlich dürfte es erscheinen, wenn wir jene Ansicht dahin auffassen, daß, wie alle Seelenthätigkeit ursprünglich von einem Gefühle ausgeht, das, bei fortschreitender Entwickelung jener Thätigkeit, durch Nachdenken und Schließen in ein klares Bewußtseyn übergeht, so auch das religiöse Bewußtseyn in seinem ersten Aufkeimen auf einem solchen Gefühle beruht. Es versteht sich jedoch von selbst, daß, wie keine Seelenthätigkeit eine rein isolirte seyn kann, auch mit diesem Gefühle schon ein gewisses Denken und Schließen verbunden ist, welches aber später in ein eigentliches Nachdenken, in zusam-

sammenhängende Schlußfolgerungen nach dem Gesetze der Causalität übergeht, welches Fortschreiten der religiösen Bildung der Verf. vortrefflich durch die Geschichte der Entwickelung der ältesten griechischen Religionsphilosophie, sowohl in diesem ersten Aufsatze, als in dem zweiten, unter der Ueberschrift: des Anaxagoras Erhebung der Religiosität bis zu einer Intelligenz als Ursache der Weltordnung, nachgewiesen hat. Gerade die Nachweisung, zu welchen Resultaten die bloße Speculation der alten Philosophen führte, scheint uns zu zeigen, daß Religiosität in ihrer höchsten Vollendung eben so wenig eine bloße Folge des sogenannten Abhängigkeitsgefühls, als der Reflexion allein seyn könne: man vereinige Beides, und man wird der Geschichte und Erfahrung Genüge thun. Wie Vieles beruhte nicht, wie in der Theorie des Anaxagoras, so aller anderen Philosophen, anfänglich auf jenem Gefühle, wofür die klare Reflexion erst später den zusammenhängenden Beweis lieferte! Und selbst der νοῦς des Anaxagoras! Erst Plato war es, der durch tieferes Nachdenken diese Idee auf eine Weise vollendete, wie sie ja noch heute aller idealistischen Religionsphilosophie zu Grunde liegt. — Für diese unsere Ansicht, daß Religion in ihren ersten Keimen auf einem Gefühle beruhe, scheint auch die Geschichte der ältesten Volksreligionen zu sprechen. Man sieht, wie die Menschheit im kindlich rohen Zustande dem religiösen Bedürfnisse des Gefühls im Dienste der Phantasie zu genügen strebte, und wie später, nach dem Beginnen des tieferen Nachdenkens, die Philosophie sich mit diesem Volksglauben zu versöhnen trachtete. Der Verf. theilt uns hierüber selbst in seinem dritten Aufsatze schätzbare Erörterungen mit, unter der Aufschrift: „Orphisch genannte Versuche, die griechische polytheistische Volksreligion und das monotheistische Philosophiren durch eine Geheimnißlehre zu vereinbaren.“ Zu diesem Aufsatze dient als Beleg der vierte: „Einige Spuren, wie die Orphiker

phiker in ihrem Geheimunterrichte auch ältere Kosmo-Theogo nieen mit der philosophirenden Gottheitslehre in Verbindun brachten." Da der Verf. S. 61 auch der alexandrinische Vielgelehrsamkeit gedenkt, nach welcher gräcisirende, ägyptisch Juden ihre Propheten zur Urquelle der pythagoräischen, plato nischen u. s. w. Weisheit zu machen, und auch reinere Orphic zu interpoliren suchten: so hätte zugleich die Bemerkung rech nahe gelegen, daß selbst unter den gebildeten alexandrinische Juden, wie Philo's Schriften noch beweisen, das Bestrebe geltend geworden war, die jüdische Volksreligion, wie sie i den Buchstaben der alttestamentlichen Schriften enthalten, mi den höheren philosophischen Ideen der Griechen durch eine Ge heimnißlehre zu vereinbaren.

Von besonderer Wichtigkeit für die christliche Theologie is der fünfte Aufsatz, welcher die Frage beantwortet: „War um in der Religionslehre die Rückfälle vom Praktischen in metaphysisches Theoretisiren?" Der Verf. schildert zunächst den Gang, den in dieser Hinsich die griechische Philosophie genommen, zeigt dann, daß de Mosaismus gar Nichts von Dogmen enthalte, und mithi den Beweis liefere, wie eine Volksreligion gar wohl ohn Dogmatik bestehen könne, geht nun zum Christenthume übe und sucht kürzlich darzuthun, daß das Wesentlichste der ur christlichen Pflichten und Glaubenslehre zu suchen sei in den allgemeinverständlichen Hinleiten der Menschengeister durch ihr Selbsterkenntniß zur Willensverähnlichung mit Gotte, daß abe die drei Grundbegriffe des christlichen (christlich-apostolischen Glaubens, Vater, Sohn und Geist, alsbald wieder Veranlas sung geworden, in's Transcendente überzuschweifen, und di einfache Christuslehre in Dogmatik und Scholastik zu verwan deln. Nach diesem geschichtlichen Ueberblicke gelangt der Verf S. 96 bis auf Kant, in welchem sich die praktische Rich

tung

tung des Philosophirens gegen die frühere Dialektik und Metaphysik wieder geltend machte, aber unter seinen nächsten Nachfolgern eben so schnell in bloße Speculation zurückfiel. Dagegen bemerkt der Verf. S. 103 sehr richtig, das Religiöse bestehe nie darin, daß man ein absolutes Seyn denke und dasselbe bewundernd anstaune, vielmehr sei da, wo irgend von Religion die Rede werde, die erste Frage nach einem Wollen oder so Sich „selbst" bestimmen, wie es dann mit dem absoluten Seyn übereinstimmen möge. Auch Rec. bedauert, daß man, so gewaltig auch der Einfluß der kantischen Philosophie fast auf alle Theile der höheren Wissenschaften, vorzüglich der Theologie, geworden, dennoch die Bahn dieses großen Denkers so bald verlassen hat. Wir behaupten nicht, daß Kant schon das Ziel dieser Bahn erreicht habe, aber das behaupten wir mit der vestesten Ueberzeugung, daß dem durch und durch praktischen Christenthume, dessen Urheber ja insgesammt keine Metaphysiker waren, nur jene philosophische Richtung entspreche, mögen auch dermalige angeblich große philosophisch-theologische Köpfe in dem Festhalten oder Verfolgen dieser Richtung ein Zurückbleiben in ihrer Wissenschaft oder ein Kleben an abgestandenen Doctrinen erkennen wollen. Wir geben ihnen die Schlußworte dieses trefflichen Aufsatzes zu erwägen S. 104: „Möge nur das abermalige schnelle, vielfache Abweichen von der kantischen Beleuchtung des Praktischen der Philosophie, das Ausarten der neueren Philosophiern in erneuertes Subtilitätenspiel nicht allzu lange befürchten machen, daß selbst jetzt noch die protestantisch-wissenschaftlichen Wahrheitsforscher diese Charybdis nicht zu vermeiden wissen!" — Zur Bestätigung des oben über den Charakter des Judenthums Bemerkten hat der Verf. im sechsten Aufsatze: Die Dogmenfreiheit des Judenthums, eine Rede des jüdischen Religionslehrers D. Salomon zu Hamburg über 5 Mos. 4, 2—6 wieder abdrucken lassen; ihre Ueberschrift ist: Nichts

dazu

dazu und Nichts davon! oder die drei Grundlehren des Judenthums.

Mit Nr. VII beginnen, wie schon bemerkt, die gegen den Katholicismus gerichteten Aufsätze. Der erste derselben führt die Ueberschrift: „Die ältere bischöflich-katholische Tradition im Gegensatze gegen die römische neuere. Eine für Staatsrecht, wie für die Kirche gleich wichtige Untersuchung des historischen Bodens selbstgenommener Rechte.“ Der Verf. macht mit Recht auf die politische Wichtigkeit dieser Untersuchung aufmerksam, und weist vorzüglich aus den Schriften und Lehrsätzen Cyprians nach, wie ganz verschieden Begriff und Ansehen der Tradition in der alten bischöflichen Kirche von der heutigen römischkatholischen sei. Es ist wahr, daß Cyprians Lehre wirklich weit vernünftiger und freier war, als die damals schon in Rom geltend werdende; sie führte aber in Beziehung auf das Verhältniß der Laien zum Priesterthume zu demselben Ziele. Denn mit der Anerkennung der auf die evangelica et apostolica traditio gegründeten successio Episcoporum apostolica (Br. 69. 75 u. a.) war der Absolutismus der bischöflichen Aristokratie entschieden, und die Legitimität des Christen von der äußeren Kirche abhängig gemacht (p. 186: Christianus judicatur *legitimus*, quisquis fuerit in ecclesia, lege et jure fidei, divinam consecutus gratiam). Uebrigens darf man bei dieser geschichtlichen Untersuchung nicht übersehen, daß der römisch-bischöfliche Primat, nebst seiner Ueberlieferung, auf demselben Grundirrthume beruht, als des Cyprians Lehre von der Einheit des Episkopats, nämlich auf der erwähnten successio Episcoporum apostolica, nach welcher alle Rechte der Apostel auf die Bischöfe, ihre Nachfolger, übergegangen, den römischen Bischöfen mithin, als Nachfolgern der gloriosissimorum Apostolorum in der bekannten Stelle des Irenäus, schon nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts

eine

eine potior principalitas zugestanden worden war. Und wegen dieser principalitas, die jedoch dem römischen Bischofe nicht, wie der Verf. S. 119 anzunehmen scheint, deßwegen zugestanden worden, weil Rom die Hauptstadt des römischen Reichs war, — durften die römischen Bischöfe consequenter Weise sich auch auf die Vorzüglichkeit der bei ihnen geltend gewordenen Ueberlieferungen berufen. Denn leider hatte schon Tertullian den Christen zugerufen: Si Italiae adjaces, habes Romam, unde nobis quoque *auctoritas* praesto est. Ista quam felix ecclesia etc.! — So gründlich übrigens diese Abhandlung Cyprians Grundsätze im Gegensatze gegen die römischen entwickelt, so Wenig wird sie doch bewirken, daß die Katholiken die Wahrheit erkennen. Nach Rec. Meinung wird die Bekehrung dieser Verstockten auf einem anderen Wege erfolgen. Der Anfang wird jetzt da gemacht, wo man sie wider ihren Willen ihrer weltlichen Macht und ihres irdischen Besitzthums entkleidet. — Es wird genügen, von den übrigen gegen die katholische Kirche gerichteten, in demselben Geiste, mit derselben Gründlichkeit geschriebenen Aufsätzen die Ueberschriften namhaft zu machen: VIII. Miscellen über die traditionale Begründung der römischen Papstmacht. IX. Welches ist das Grunddogma zur Einheit aller christlichen Religions-Gesellschaften? und welches die theoretische Grundursache ihrer Uneinigkeiten? X. Die Zurückgabe geistlicher Güter, als nothwendig zum Heile Derer, die solche ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhls erworben haben. Nach dem Italienischen des Pater Anfossi, römischen Palastaufsehers. XI. Wie begründet sich das evangelische Protestiren im Gegensatze gegen jenes katholische Glaubenserkenntnißmittel, daß mit der Entscheidung eines Zeitalters alle folgende uniform seyn müßten? Und wie will der Protestant zugleich doch, als evangelisch, auf redliche Erforschung der ältesten schriftlichen Tradition von der Christuslehre zurückführen?

Hinsichtlich dieser letzten und der folgenden, sehr lehrreichen Abhandlung, welche die Ueberschrift führt: Rückkehr zur dogmenfreien Lebenskraft des Urchristenthums, stimmen wir zwar im Wesentlichen mit dem Verf. überein, erlauben uns aber die Bemerkung, daß auch das biblische Urchristenthum seine Glaubenslehren hatte, die wir vesthalten müssen, aber Glaubenslehren, die durchgängig auf sittlich-religiösem Grunde und Boden ruhen. An ihrer Spitze steht die Lehre, daß Jesus der Messias nach göttlichem Rathschlusse wirklich war. Fassen wir diese Idee, wie sie schon den Propheten vorschwebte, in ihrer biblischen Reinheit, so werden die Lehren und Stiftungen des Evangeliums, so wird das ganze Urchristenthum in einem anderen Lichte erscheinen. Hätte der Verf. dieß gethan, so würde diese Abhandlung uns in jeder Hinsicht befriedigt haben; er hätte es aber um so eher thun können, als er S. 236 von Jesu bemerkt, daß in ihm „wirklich und wesentlich ein Geist gewesen, der wahrhaft messianisch, nämlich für ein geistiges Gottesreich durch sein ganzes Leben, Thun und Leiden, noch mehr als durch das Lehren, wirksam werden konnte," und als er hierin die Hauptsache, das in der göttlichen Weltordnung unerforschlich Gegründete, anerkannte.

Zur Homiletik. — Ueber die gewöhnlichen Mängel der Predigten als bloßer Kanzelvorträge, und die eigentlichen Requisite der Predigt als geistlicher Rede. Von D. Rudolph Müller. Mit dem Motto: „der Glaube kömmt von der Predigt!" Breslau 1834, bei Korn d. Aelt.

Wenn wir bis jetzt glaubten, das Feld der Homiletik sei in der neuern und neuesten Zeit auf eine zum großen Theile recht

recht erfreuliche und fruchtbare Weise angebaut und das Predigtwesen seiner möglichen Vollendung ziemlich nahe gebracht worden; wenn wir der Meinung waren, daß die Predigten von Reinhard, Tzschirner, v. Ammon, Röhr, Dräseke, (namentlich in seiner frühern Periode) Rädel und andern in dieser Beziehung rühmlich genannten Männern als bildende Muster und als empfehlenswerthe Mittel christlicher Erbauung betrachtet werden könnten: so sucht uns das vorliegende Schriftchen auf eine Etwas unsanfte Art hierin zu enttäuschen, und zeigt in recht derben und kräftigen Ausdrücken, daß und warum wir in einem großen Irrthume befangen waren. Ein Candidat der Theologie nämlich, der nach seinem eigenen Geständnisse selbst schon drei Predigten ausgearbeitet hat, erhebt in ihm seine zurechtweisende Stimme, tadelt streng die zeither üblich gewesene Art zu predigen als durchaus zweck- und erfolglos, sagt, daß aus solchem Predigen eher der Unglaube als der Glaube komme, wie der Verfall alles religiösen und kirchlichen Lebens in unserer Zeit deutlich beurkunde, und weist in gedrängter Kürze und mit philosophisch klingendem Scharfsinne nach, wie die Predigt als „eine geistliche Rede," nicht aber als ein „bloßer Kanzelvortrag" gearbeitet und welche Eigenschaften sie haben müsse, wenn sie den Anforderungen der homiletischen Kunst und dem Zwecke religiös-sittlicher Erbauung entsprechen solle. Möchte nun Jemand in gerechtem Erstaunen fragen, wie denn dieser unreife Jünger der Homiletik dazu komme, so viele bis jetzt für trefflich gehaltene Leistungen auf dem Gebiete derselben ohne Weiteres zu verwerfen und die Prediger größten Theils „der Geistesträgheit oder Geistesschwachheit" anzuklagen; welche hohe bis diesen Tag unbekannte Weisheit er dagegen verkündige, und welche neue Anforderungen er seiner Seits an die Predigt stelle, damit sie sei und wirke, was mit Recht von ihr verlangt werden kann: so wollen wir ihn selbst auf die Fragen antworten und dann

zugleich es versuchen lassen, bei denen sich zu rechtfertigen, die ihn etwa in dem Verdachte dünkelhafter Anmaßung haben sollten. — Zunächst also redet er von der Predigt im Allgemeinen, und indem er dieselbe als den bei Weitem wichtigsten Theil des protestantischen Gottesdienstes bezeichnet, tadelt er, wie schon gesagt, das höchst gewissenlose und pflichtvergessene Verhalten der meisten Geistlichen, die allenfalls den Sonnabend zur Abfassung ihrer Predigt verwenden, oder dieselbe wohl gar erst auf der Kanzel aus dem Aermel schütteln. Dann fragt er nach dem Zwecke der Predigt, und nennt als solchen die Erbauung in ihrem eigentlichsten Seyn und Wesen, nach welchem sie nicht bloß „objective Belehrung und Ueberzeugung, auch nicht alleinige subjective Erregung des Gefühls, sondern die Verbindung beider, also nach möglichster Vermittelung zwischen der Wahrheit des Glaubens und der Wirklichkeit des Lebens gehende und strebende, fromme, religiös-sittliche Erhebung des menschlichen Geistes seyn soll." Weiter nennt er dann die Mittel und Wege, welche die Predigt einschlagen kann, um ihre Bestimmung zu erreichen, nämlich „das Abhandeln, das Sprechen, und das Reden." Das Abhandeln verwirft er als zu objectiv, das Sprechen als zu subjectiv, und nur das Reden läßt er gelten, als „über Beides frei und ewig erhaben (!). — Damit lehrt aber derselbe im Ganzen nur bekannte Dinge. Denn daß die Predigt den Mittelpunct unseres Gottesdienstes ausmachen soll und wirklich ausmacht, darüber ist man seit der Reformation allgemein einverstanden; und hat man gelesen, was der Verf. über Erbauung als letzten Zweck der Predigt, und über Grund, Form und Inhalt derselben, freilich eingekleidet in allerlei künstliche Redensarten und verbrämt mit manchen philosophischen Floskeln und Formeln, (z. B. objectiv, subjectiv, Seyn und Wesen, Digression, sächliches und persönliches Interesse, vorbildlich und nachbildlich rc.) zu Tage fördert: so fragt man verwundert, wie denn über solche

solche längst abgemachte Dinge so viel gelehrter Kram und geschraubtes Reden gemacht werden könne? Und sind denn die Geistlichen seiner Umgebung so träge und unwissend, oder verrathen die Predigten, die er gelesen hat, so wenig wahre Sachkenntniß, daß er jene öffentlich anklagen, diese rücksichtslos schmähen, und dagegen mit seinen, seiner (subjectiven) Meinung nach, bis heute noch unbekannten Wahrheiten als Reformator des so im Argen liegenden Predigtwesens auftreten zu müssen glaubte? Und wenn er wirklich einige pflichtvergessene Geistliche kennen und mehrere schlechte Predigten gelesen haben sollte, weiß er denn als Doctor der Philosophie nicht aus der Logik, daß man wohl von der Beschaffenheit des Ganzen auf die der einzelnen Theile, nicht aber umgekehrt schließen darf? — Doch wir wollen ihn seine Weisheit weiter verkündigen hören, so mühselig es auch ist, durch ellenlange Schachtel-Perioden sich hindurch zu arbeiten und aus einer Masse philosophisch klingender Sätze und Phrasen den eigentlichen kurzen Sinn herauszufinden. In drei Dingen nämlich (der Verf. hält es überhaupt mit der Dreiheit, wie sich weiter unten noch mehr zeigen wird) findet er den Grund davon, daß das bis jetzt üblich gewesene Predigen Nichts taugt: in der fehlerhaften Auffassung des Textes, in der falschen Stellung und Disposition des Thema, und in dem Mangel an einem richtigen, kräftigen, das Ganze noch ein Mal wie in einen Brennpunct zusammenfassenden Schlusse. Ueber die Auffassung des Textes bemerkt er, daß derselbe gewöhnlich in einer mehr oder weniger abstracten Beziehungslosigkeit angeschaut werde, weil die meisten Geistlichen aus wirklicher Geistesfaulheit gern immer so bald wie möglich damit fertig werden möchten. Solle es daher mit dem Predigen besser werden, so müsse der Text künftig nur in den Beziehungen genommen und behandelt werden, in denen er zu „dem eigenen und nächsten Leben und zwar voraus zu der resp. Gegenwart selbst stehe." Das soll, wenn

wenn wir anders recht verstanden haben, heißen: die Textesworte müssen jedes Mal in Beziehung zu dem innern und äußern Leben der Zuhörer betrachtet und gesetzt werden, wenn praktisch und erbaulich gepredigt werden soll. Auch dieses „praktisch" bezeichnet der Verf. als bis jetzt meist übel verstanden, und findet es in dem „tiefen Eingehen auf das Interesse des Lebens an dem Inhalte des Textes." Höret es also Amtsgenossen! Hier wird euch eine ganz neue Quelle tiefer Erkenntniß geöffnet; und sicher habet ihr bis heute nicht gewußt, was unter einer praktischen und erbaulichen Auffassung und Behandlung des Textes verstanden werden müsse. Uebrigens möchten wir wohl wissen, in welchen Predigten der Verf. die S. 25 spottweise angeführten Themata — von dem Lohne und Segen der Tugend — von dem Gerichte des Lasters — von den Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst — von der Liebe — gefunden habe; denn solche Themata kann allenfalls ein Candidat aufstellen, der erst drei Predigten ausgearbeitet hat, gewiß aber kein geübter Prediger. Ueber den Begriff „Thema" selbst werden wir weiterhin belehrt, daß dieses Wort nach Passow's griechischem Lexikon eigentlich etwas Gesetztes, Aufgestelltes, eine aufgestellte Meinung, eine Sentenz, einen Satz bedeute. Damit erfahren wir allerdings etwas Neues, was wir uns zur Nachachtung dienen lassen wollen. Das Thema also ist nach seiner langen philosophischen Rede ein Satz, und „weil dieser Satz als das organische Lebenselement denjenigen Grund- und Hauptgedanken enthalten muß, welchen der Redner als das Resultat seiner vorbereitenden Betrachtung der concreten Wechselbeziehung zwischen dem zu behandelnden Worte der Schrift und dem zu ermunternden oder strafenden Leben der Zeit und Wirklichkeit in einer prägnanten und scharfen Satzform zusammenfassen muß, so (?) ergibt sich, daß bloße Capitelüberschriften und ihren Inhalt erst noch suchende Fragesätze keine Themata sind, obgleich sie

sie bis jetzt nur allzuoft als solche gebraucht worden sind." Wenn aber, erlauben wir uns zu erwidern, ein Thema etwas Aufgestelltes, ein Satz ist, ist dann eine aufgestellte Frage nicht auch etwas Aufgestelltes, und ein Fragesatz oder ein in negativer Form ausgedrückter Satz nicht eben auch ein Satz? Oder ist vielleicht ein Fragesatz keiner praktischen, ein negativ gegebenes Thema keiner erbaulichen Behandlung fähig? Es dünkt uns, als habe hier die Philosophie ihren Doctor völlig im Stiche gelassen, und es fiel uns unwillkürlich das alte Sprüchwort ein: si tacuisses u. s. w. Auch rathen wir dem Verf., erst dann, wenn er Etwas mehr als drei Predigten ausgearbeitet haben wird, über die Sache abzuurtheilen. Unterscheidet er übrigens bei dieser Gelegenheit mit wichtiger Miene das Thema der Predigt von dem Gegenstande derselben, so hat er in sofern wohl Recht, als das Thema den zu behandelnden Gegenstand nur namhaft macht, die Predigt selbst aber erst denselben ausführt; etwas Wichtiges und Merkwürdiges aber hat er damit abermals nicht gesagt. Er geht hierauf zu den Exordien über, und hier müssen ihm wieder nur schlechte Predigten zu Gesichte gekommen seyn, indem er alle Eingänge zu denselben schlechthin und auf ziemlich unhöfliche Weise verdammt. Er nennt als solche: Gebete, Apostrophen an das eingetretene Fest „Bruchstücke aus einem Liede u. s. w.," obgleich wir dergleichen Exordien nur höchst selten gefunden haben, und nicht begreifen, warum die einleitenden Gedanken nicht auch in die Form des Gebetes besonders in eigenthümlichen Fällen eingekleidet werden dürften. Der Grund davon, daß die meisten Prediger so schlechte Exordien machen, findet er eben auch in den als Themata aufgestellten Fragesätzen und Capitelüberschriften. Was er übrigens über die Beschaffenheit einer richtigen Einleitung sagt, ist freilich wahr, aber auch so allbekannt, daß es jeder Candidat wissen muß, wenn er auch nur erst drei Predigten gemacht haben

haben sollte; etwas Zweckmäßigeres würde aber dieser Candidat gethan haben, wenn er, da ihm nun einmal die rechte Predigtweise bekannt ist, seine abstracte Behauptung durch einige concrete Beispiele erläutert hätte. — Nicht weniger streng tadelt er weiter die bis jetzt meist üblich gewesene Dispositionsmethode der Themata, indem er alle zwei-, vier- und mehrgliedrige Eintheilungen a priori als falsch verwirft, und nur die dreigliedrigen gelten läßt. Ueber das „Warum?" sind wir nicht recht in's Klare gekommen. Ein Mal zwar scheint es, als gälte ihm dabei der alte von der Dreieinigkeit hergenommene Grund; gleichwohl wäre dieß doch allzu irrational, so sehr sich auch der Verf. sonst als Gegner des Rationalen zu erkennen gibt. Sind wir in seinen tiefen Sinn Etwas eingedrungen, so soll wohl eigentlich jedes Thema deßhalb nur drei Theile haben, weil „die innere, organische, zugleich trennende und wieder vereinigende Selbstdisposition aller Gegenstände und Gedanken, welche in der metaphysischen, logischen und ästhetischen Dreiheit jedes Begriffs enthalten ist, es so mit sich bringen soll. Wie er sich weiter darüber ausspricht und seine Ansicht mit Kant, Schelling und besonders Hegel vertheidigt, können wir nicht wiedergeben. Das Hauptgewicht scheint er hier zu legen auf „das Wechselverhältniß der Wahrheit in Gott, der Wirklichkeit in der Welt, und der Gewißheit in der menschlichen Vernunft, oder auf dieses Verhältniß zwischen der ewigen Wahrheit und der zeitlichen Wirklichkeit, mit besonderer Hervorhebung der aus diesem Verhältnisse sich ergebenden positiven oder negativen Folgen für das Leben, welches die Predigt darstellen soll." Sonst versichern wir, daß sich seine Selbstdisposition äußerst langweilig und sehr unlogisch ausnehmen würde, wenn sie auf alle Themata angewendet werden sollte. Wir können also von seiner Gelahrtheit keinen Gebrauch machen, und wollen lieber bei unserer gewohnten Weise verbleiben, das Thema nämlich so zu dispo-

disponiren, daß die Eintheilung den natürlichen Denkgesetzen angemessen ist, wo möglich an den Text sich anschließt, und den Hauptsatz erschöpft. — Was er endlich über den Schluß der Predigt sagt, übergehen wir; denn, daß jede Predigt eben einen Schluß haben muß, versteht sich wohl von selbst, und daß in demselben die in der Predigt vorgekommenen Hauptgedanken wo möglich noch ein Mal und zwar auf kräftige und eindringliche Weise zusammengefaßt werden müssen, ist ebenfalls nichts Neues. — Es ist uns nun noch übrig, zweier Predigtentwürfe zu gedenken, denen der Verf. zwar selbst bescheidener Weise das Musterhafte abspricht, die er aber doch als ungefähre Beispiele betrachtet wissen will, wie seine Grundansicht von der Predigt in praktischer Anwendung sich etwa ausnehmen möge. Die erste Predigt über Röm. 11, 20 hat den Etwas unbeholfenen und mysteriösen Titel: „Der Stand durch den Glauben, ein Stand in der Liebe." Eingang: Die Gegenwart zeigt den Unbestand der Dinge. Der Glaube steht allein. Er baut auf die Liebe. Die Liebe ist der Grund unseres Glaubens. Der Liebe Leben aber in Christo erschienen ist: sich geben, sich fügen, sich opfern, wie er, in seinem Namen — also das Thema: Die Liebe gibt und fügt und opfert sich im Namen des Herrn! 1) Die Liebe gibt sich im Namen des Sohnes, dem sie sich gegeben, a) Gotte als dem Vater: das Herz wird durch sie kindlich; b) dem Nächsten als dem Bruder: das Herz wird durch sie brüderlich; c) sich selbst zurück in anderer Gestalt: das Herz wird durch sie neu, christlich. 2) Die Liebe fügt sich im Namen des Sohnes, dem sie sich gefügt. a) Gott als dem Vater: das Herz wird gehorsam; b) dem Nächsten als dem Bruder: das Herz wird dienstfertig; c) sich selbst: das Herz wird treu sich selbst. 3) Die Liebe opfert sich im Namen des Sohnes, dem sie sich geopfert. a) Gotte als dem Vater: das Herz wird duldsam; b) dem Nächsten: das Herz wird vergebend; c) sich selbst:

das

das Herz wird versöhnt mit Allem, darum rein. — Wir wollen mit ernsten Dingen keinen Scherz treiben, so nahe es uns auch der Verf. gelegt hat. Aber wenn in dem Eingange allerhand Sprünge, z. B. vom Glauben auf die Liebe, gemacht werden, um zum Thema zu gelangen; wenn dieses Thema durchaus nicht textgemäß ist, indem in der gedachten Bibelstelle von der Liebe auch nicht entfernt die Rede ist; und wenn in der Disposition wenigstens die beiden Untertheile des ersten und zweiten Haupttheiles offenbar zusammenfallen: so ist dieß sicher nicht die als einzig richtig gerühmte Art, den Text aufzufassen, das Thema einzuleiten und zu disponiren. Eben so wollen wir uns bei dem zweiten Predigtentwurfe („die Rückkehr zum Herrn, wie sie uns noth, ist eine Rückkehr 1) zum verlorenen Glauben; 2) zur vergessenen Liebe; 3) zur verscherzten Hoffnung" Hos. 6, 1—6) nicht weiter aufhalten, und bemerken nur, daß er dem vorigen ganz ähnlich, und daß der Verf. nicht der erste Candidat ist, der über Glaube, Liebe und Hoffnung gepredigt hat. — Und so kommen wir denn selbst zu dem dem Verf. so wichtigen Schlusse, und versichern ihn auch in dreigliederiger Weise: daß wir seine Schrift 1) für überflüssig halten, weil sie Theils schon Bekanntes, Theils Unhaltbares verkündet; daß wir sie 2) in stylistischer Hinsicht für höchst fehlerhaft erklären, weil sie in ungeheuern Perioden, mit philosophastrischen Phrasen und Formeln überladen und in tautologischen Wiederholungen gibt, was sich einfach, kurz und klar besser würde lesen lassen; und daß wir sie endlich 3) dünkelhaft und anmaßend nennen müssen, weil ihr Verf., als ein kaum der Schule entlaufener junger Mann, den größten Theil der Mitglieder des geistlichen Standes Geistesschwache und Geistesfaule nennt, und ohne irgend eine Ausnahme zu machen, in keckem und absprechendem Tone tadelt, was die geachtetsten Männer unserer Zeit auf dem Gebiete der Homiletik geleistet haben. Uebrigens bedauern

dauern wir, daß wir, wie wir sonst gern thun, die Person von der Sache nicht ganz trennen konnten; denn das Objective wird hier nur durch das Subjective begreiflich.

Jo. Georgii Walchii Bibliotheca Patristica litterariis adnotationibus instructa. Editio nova emendatior et multum auctior adornata ab *Jo. Traug. Lebr. Danzio*, D. Theol. et Juris, Profess. Theolog. Jenae, Croeker. MDCCCXXXIV. XVI und 806 SS., nebst einem Index von XLVIII SS. 3 Thlr. 12 Gr.

Da die vor 64 Jahren erschienene Bibliotheca patristica des berühmten ehemaligen Kirchenraths und ersten Professors der Theologie, D. Joh. Georg Walch's in Jena, welche derselbe als 77jähriger Greis herausgab, noch heutzutage, obschon bei einem ganz veränderten Zustande der Theologie, von nicht geringem historischen und literarischen Werthe ist, weil sie über die Schriften und theologischen Leistungen der Kirchenväter das Wissenswürdigste umfaßt und reiche literarische Nachweisungen darüber gibt: so war es ein lobenswerther Entschluß des achtbaren Verlegers, die neue Bearbeitung des vergriffenen Werkes dem Hrn. Consistorialr. D. Danz in Jena zu übertragen, einem hierzu durch seine kirchenhistorische Gelehrsamkeit und durch seine reichen literärischen Kenntnisse in allen Zweigen der Theologie ganz besonders befähigten Manne. Derselbe hat sich S. VI ff. der Vorrede über die Grundsätze ausgesprochen, die ihn bei der neuen Bearbeitung des Werkes leiteten und welche auf Folgendes hinauskommen. Er habe immer den Hauptzweck, nicht eine Umarbeitung, sondern eine neue Ausgabe des Buches zu liefern vor Augen gehabt und sei daher

daher von Allem abgestanden „quae extra mandatum essent et quibus *Walchium* in *Walchio* delevisse suspectum se reddere posset." Die Anordnung des Buches sei daher ganz die alte geblieben, nur habe er hie und da irrige historische oder literärische Angaben des greisen Verfs. corrigirt. Auch habe er dem Buche seine ihm in dogmatischer Beziehung eigenthümliche Farbe gelassen, da der Verf., von der frühesten Zeit seines theologischen Wirkens an (er begann seine akademische Vorlesungen zu Jena bereits im Jahre 1718) ein begeisterter Anhänger und Verfechter der in den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche dargelegten Orthodoxie, wo sich ihm nur eine Gelegenheit darbot oder darzubieten schien und folglich an vielen Stellen dieser Bibliotheca, sein Urtheil über dogmatische Gegenstände aus dem Standpuncte eines strengen Lutheraners abgab, dergestalt, daß, so oft er auch bei diesen Gelegenheiten irrte, er doch stets eine ruhmvolle Mäßigung und Billigkeit an den Tag legte.

Rec. kann nicht umhin, diesen Grundsätzen des Hrn. D. seinen Beifall zu schenken. Denn obgleich die ganze von Walch befolgte Anordnung des Buches an mannigfachen Mängeln leidet, namentlich an dem, daß sie nicht vom rein historischen Standpuncte aus und in den ersten 6 Capiteln lediglich nach einem ganz äußeren, bibliographischen Principe getroffen und demzufolge die Chronologie ganz unbeachtet gelassen worden ist, was namentlich die üble Folge hat, daß die Notizen über einen und denselben Kirchenvater an den verschiedensten Stellen des Buches zusammengesucht werden müssen: so hätte doch der Herausgeber, wenn er diese Mängel durch eine neue Anordnung hätte hinwegräumen und das Buch überhaupt dem Stande der neuern Theologie anpassen wollen, eine durchaus neue Schrift verfassen müssen, da es mit einzelnen Abänderungen durchaus nicht abgethan gewesen wäre. Außerdem hat auch das Buch in seiner bisherigen Gestalt gewissermaßen das Bür-

Bürgerrecht erlangt, so daß es als Verletzung der Pietät gegen einen so ehrwürdigen, verdienstvollen und berühmten Kirchenlehrer, als der Verf. war, erscheinen könnte, wenn ein neuer Bearbeiter die ursprüngliche Anordnung verlassen, die dem Buche eigenthümliche Farbe verwischen und unter des Verfs. Namen Ansichten hätte aussprechen wollen, die dieser von seinem Standpuncte aus nie gebilligt haben würde. Ferner bleibt ja auch bei der alten Anordnung, so unbequem und unpassend sie auch ist, der literärische und historische Stoff immer derselbe; und außerdem ist ja das Buch wissenschaftlichen Lesern bestimmt, die bei dem Gebrauche desselben von des Verfs. beigefügtem Urtheile zu abstrahiren und das Wahre vom Falschen zu scheiden verstehen; so z. B. wenn Cap. 14 S. 736 der herrliche Ausspruch des Lactantius Inst. div. 4, 14 (Christus) „docuit, quod unus Deus sit eumque solum coli oportere; nec unquam se ipse Deum dixit, quia non servasset fidem, si missus, ut Deos tolleret et unum assereret, induceret alium praeter unum" unter den *erroribus* patrum aufgezählt wird, weil er „cum nostra (i. e. symbolica) Trinitatis doctrina neutiquam conveniat;" oder wenn der Verf. C. 9, in welchem er von der patristischen Dogmatik handelt und Beweisstellen aus den Vätern für die Dogmen der lutherischen Orthodoxie beibringt, sich im locus de Trinitate S. 503 auch auf Aussprüche Justin's, Tatians und anderer Väter der vornicäischen Periode beruft, obschon diesen, wie allgemein bekannt ist, die spätere Kirchenlehre noch fern lag, was um so mehr in die Augen springen muß, da Hr. D. einige der betreffenden Stellen in extenso hat abdrucken lassen. Auch wird in dieser Beziehung der Gebrauch des Buches durch häufige Verweisungen auf neuere dogmenhistorische Werke, namentlich der von Baumgarten-Crusius und Dan. v. Cölln sehr erleichtert.

Dage-

Dagegen war das Hauptaugenmerk Hrn. D's. darauf gerichtet, dem Buche in den literarischen Angaben größtmöglichste Vollständigkeit zu geben und darum alle, sowohl von Walch ausgelassene als auch später erschienene, hier in Betracht kommende Schriften nachzutragen; ferner von mehren Stellen griechischer Kirchenväter, welche Walch bloß in der lateinischen Uebersetzung angeführt, die Worte in der Ursprache beizufügen und da, wo Walch nur den Sinn patristischer Stellen angegeben hatte, die verba ipsissima derselben anzuführen, sobald dieses zweckmäßig erschien, damit das Werk gewissermaßen auch als Chrestomathia patristica betrachtet werden könne; endlich einen so viel möglichst genauen und vollständigen Index beizufügen, der auch um so nöthiger war, da, wie wir bemerkten, die von Walch befolgte, unwissenschaftliche Anordnung es mit sich bringt, daß die Notizen über einen und denselben Kirchenvater oft an 16 und mehr Stellen zusammengesucht werden müssen. Auch wäre ein Index über die aus den Vätern allegirten und besprochenen Stellen zweckmäßig, ja nothwendig gewesen; welcher Anforderung, so sehr sie auch auf der Hand lag, Hr. Dr. D. nicht entsprochen hat.

Rec., welcher diese neue Bearbeitung des Buches mit der ersten Auflage desselben für den Zweck dieser Anzeige sorgfältig verglichen hat, hat die aus Hrn. D's. Vorrede referirten Angaben für durchaus der Wahrheit gemäß gefunden und kann keinen Augenblick anstehen, diese neue Ausgabe als eine vielfach vermehrte anzuerkennen, was man schon daraus sehen kann, daß sie um 224 Seiten reicher ist als die erste, wiewohl bei Abschätzung dieses Verhältnisses nicht außer Acht gelassen werden darf, daß in der neuen Ausgabe jede Seite zwei Zeilen weniger zählt als in der alten. Außerdem ist noch zu bemerken, daß in jener die Zahl der Paragraphen fortlaufend ist, während in dieser jedes Capitel seine eigene Paragraphenzählung hatte. — In den Literaturangaben hat

Rec.

Rec. nur sehr Weniges vermißt. Es beschränkt sich auf Folgendes: S. 29 ist die Literatur über Justin's Denkwürdigkeiten der Apostel nicht vollständig und kann aus Schott's Isagoge in N. T. §. 9 ergänzt werden; auch ist noch die neueste hierüber erschienene, von Hrn. D. auch in den Addendis nicht aufgeführte, Abhandlung: *Dan. Frid. Zastrau* Diss. de Justini Martyris biblicis studiis. Vratislav. 1832. 8. beizufügen. — S. 186 fehlt: *Justini* Martyris et Philos. *apologiae* edid. *Jo. Guil. Jos. Braun.* Bonn. 1830. 8. Vergl. hall. Lit.-Z. 1832. Nr. 140. — S. 266 hätten wir eine vollständigere Angabe der apokryphischen Literatur des N. Ts. gewünscht, indem Hr. D. bloß Fabricius und Thilo's Cod. Apocr. angeführt; wenigstens durften Thilo's Acta Thomae nicht übergangen werden, da bekanntlich dieses Buch zugleich eine über die Apokryphen des N. Ts. im Allgemeinen sich verbreitende Abhandlung enthält. — S. 542 fehlt die Schrift von Bähr: „Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den drei ersten Jahrhunderten." Sulzb. 1832. S. 529 werden von Bretschneider's Dogmatik bloß die beiden ersten Auflagen angeführt; es sind aber deren bekanntlich drei erschienen.

Endlich hält es Rec. um der jüngern Leser willen, von denen die wenigsten mit der ersten Auflage der in Rede stehenden Schrift bekannt seyn dürften, für zweckmäßig, die Inhaltsangabe der einzelnen Capitel beizufügen. Cap. I. De vita rebusque patrum ecclesiae. S. 1—100. — C. II. De scriptis patrum eorumque editionibus. S. 101—195. Die höchst unbequeme, bloß nach bibliographischem Principe getroffene Anordnung dieses Capitels ist folgende: Zuerst werden §. 12 die kurz nach der Buchdruckerkunst, §. 13 die im 16. Jahrh. und §. 14—21 die späteren Ausgaben nach den Ländern, in denen sie erschienen, aufgeführt. — Cap. III. De bibliothecis, collectionibus, catenis et chrestomathiis

thiis patrum et patristicis. S. 196—255. — C. IV. De scriptis patr. adulterinis, controversis, corruptis ac deperditis. S. 256—312. — C. V. De scriptis p. in linguas Europaeas conversis, von Rufinus und Gennadius an, S. 313—335. — C. VI. De scriptis p. expositis atque illustratis, nebst Angabe der Monographieen über Patristik S. 336—388. Diese bisherigen Capitel enthalten meistens Literaturangaben, in den folgenden werden zugleich auch die theologischen Leistungen der Kirchenväter genauer besprochen. C. VII. De patrum eccl. *eruditione*, maxime *profana* et humana, S. 389—457, in welchem Cap. bei Erwähnung der historischen Gelehrsamkeit der KVV. zugleich ihre kirchenhistorischen Leistungen mit besprochen werden. — C. VIII—XIII wird de patrum eccl. eruditione *sacra* gehandelt, und zwar C. VIII de theologia *exegetica*. S. 458—486. (Hier hat sich Rec. umsonst gefragt, warum Hr. D. ganz gegen das von Walch §. 1 ausgesprochene Princip, nur die Schriftsteller bis Gregor den Großen als Väter gelten zu lassen, S. 473 auch den Abt Bernhard von Clairvaux mit aufführt, den Walch S. 354 nicht mit erwähnt hatte. Dann hätten ja auch, und wohl noch mit größerem Rechte, die Leistungen anderer mittelalterlichen Exegeten angeführt werden müssen.) C. IX. De th. *dogmatica*. S. 487—562. — C. X. De th. *polemica*. S. 563—616. — C. XI. De th. *symbolica*. S. 617—640. — C. XII. De th. *catechetica*. S. 641—649. — C. XIII. De th. *morali*. S. 650—695. Endlich C. XIV. De patr. *erroribus* — — maxime in rebus ad fidei dogmata pertinentibus. S. 696—762 und C. XV. de patrum usu, auctoritate et studio. S. 763—800. S. 800—806 Addenda und Emendanda.

Das Latein, in welchem dieses Buch geschrieben, ist

zwar

zwar nicht classisch, jedoch leicht und fließend. Auch Druck und Papier ist gut.

Der Apostel Paulus. Dritter Theil, oder die Lehren des Apostels Paulus. Von Karl Schrader. Leipzig, bei Kollmann. 1833. 331 SS. 8.

Je mehr gerade jetzt das Leben, die Briefe und Lehren des großen Apostels, den der Verf. sehr richtig als den freisinnigsten, consequentesten und vernunftmäßigsten Denker bezeichnet, das Nachdenken und die Federn der Gelehrten beschäfftigen, desto größere Aufmerksamkeit sind wir allen derartigen Leistungen schuldig. Die Zeit scheint vorüber, da man meinte, die Apostel hätten die Lehren des Herrn nicht richtig aufgefaßt, oder ihre eigene Ansichten hineingetragen; es war ein Mißverständniß, das sich beseitigt, wenn wir unbefangen, ohne alles dogmatische Vorurtheil, uns ganz auf denselben geschichtlichen Standpunct zu versetzen suchen, von welchem aus die Apostel dachten, lehrten und schrieben. Denn wie schon die Lehren des Herrn Geist und Leben waren, so sind es auch die Schriften seiner Jünger, die unter höherer Leitung nach und nach in den Geist ihres Herrn eindrangen (1 Kor. 2, 6—16. 2 Kor. 3, 17), und was sie schrieben, in dem wirklichen Leben und für das Leben der Ihrigen schrieben. Daher auch genaue Kenntniß der Geschichte der Apostel, neben einer grammatischphilologischen Erklärung ihrer Schriften, namentlich der Briefe, der sicherste Weg ist, ihren Lehrbegriff in seiner Reinheit und Einfachheit richtig aufzufassen: versteht sich von selbst, daß wir, als echtevangelische Christen, die Sache von Vorn angreifen, und uns durch keine kirchliche oder symbolische Auffassung die Hände binden lassen dürfen.

Einen jeden derartigen Versuch müssen wir in einer Zeit, wo bei den verwirrenden Bestrebungen der allegorisirenden Theologen das Bedürfniß, nur das reine und lautere, vernunftgemäße Evangelium geltend zu machen, immer dringender wird, mit Danke aufnehmen, sollte derselbe auch nicht durchgängig unserer subjectiven Auffassung des apostolischen Lehrbegriffs entsprechen. Es konnte daher auf Recn. nur den widrigsten Eindruck machen, als er neuerlich in einem theologischen Blatte dem vorliegenden dritten Theile des schrader'schen Werkes allen Werth abgesprochen fand. Möge auch der Verf. in manchen Puncten das Richtige nicht getroffen haben, sein Bestreben, selbstständig zu forschen, verdient alle Achtung, und selbst da, wo er das Richtige nicht getroffen haben sollte, gibt er Gelegenheit zu tieferem Nachdenken. Ueberhaupt können wir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wer so absprechend und wegwerfend über ein Geistesproduct urtheilt, das offenbar von großem Fleiße und Nachdenken zeugt, unmöglich den erhabenen Geist unseres großen Apostels in seiner durch und durch praktischen Richtung erfaßt haben könne (Phil. 1, 15—19).

Gehen wir daher diesem Grundsatze gemäß an die nähere Beurtheilung dieses Werkes! Zu bedauern ist es allerdings, daß der Verf. weder einem bestimmten Plane in der Bearbeitung desselben folgte, noch sich überall in dem, was er als paulinische Lehre aufstellt, klar geworden zu seyn scheint; daher es kommt, daß der Zusammenhang dieser Lehren nicht immer einleuchtet, und daß dem Apostel Ansichten, namentlich in den letzten Capiteln, beigelegt oder aus seinen angeblichen Grundsätzen scheinbar hergeleitet werden, an welche derselbe nun und nimmermehr denken konnte. Neander's Darstellung des paulinischen Lehrbegriffs im zweiten Theile seiner apostolischen Geschichte verdient in beiderlei Hinsicht den Vorzug Um sich aber mit dem Verf. deßhalb gehörig zu verständigen,

und

und ihm nicht Unrecht zu thun, wird es erforderlich, unsere Ansicht von dem Principe des paulinischen Lehrbegriffs voranszuschicken, und darnach die von dem Verf. gegebene Darstellung zu beurtheilen. Rec. stimmt darin mit Hrn. Schr. vollkommen überein, daß der Apostel der consequenteste und vernünftigste Denker war, und daß wir demnach von ihm, wenn auch nicht subtile philosophische Speculationen (denn das Christenthum soll und darf nicht Schulweisheit seyn und werden), doch gewiß die Lehren der höchsten Weisheit zur Führung eines gottseligen Lebens, wie sie nur irgend die vollendetste Philosophie zu geben im Stande ist, erwarten dürfen. Wie sehr täuschen nicht sich und Andere die Jünger der neuesten Schulweisheit, welche dem Apostel Paulus, diesem tiefen, aber jederzeit praktischen Denker, Speculationen aufdringen wollen, über die er selbst, dieser wahre Vernunft- und Glaubensheld in Christus, sein *βλέπετε, μή τις ὑμᾶς ἔσται ὁ συλαγωγῶν διὰ τῆς φιλοσοφίας* u. s. w. wieder ausrufen würde!

Zwar hat unser Apostel sich natürlich nicht über das Princip seines Lehrbegriffs ausdrücklich ausgesprochen; er schrieb an Solche, die bereits im Christenthume unterrichtet waren, und hat überall den Endzweck, dieselben entweder vor Irrthümern zu bewahren oder in der Wahrheit vest zu erhalten. Unverkennbar aber leuchtet, wie aus seinen Lehrvorträgen in der Apostelgeschichte, so aus allen seinen Briefen, die Ansicht hervor, daß Zweck und Wesen des christlichen Lehrbegriffes, des kirchlichen Gemeinlebens bestehe in der Ausbreitung des durch Jesus Christus begründeten, in seinem Namen zu verkündigenden und unter seiner unsichtbaren Leitung zu vollendenden Reiches Gottes des Vaters auf dem ganzen Erdkreise. Diese Grundlehre des Evangeliums, in ihrer damaligen Beziehung zu Juden- und Heidenthume, wie sie auch heute noch das letzte und höchste Resultat aller Religionsphilosophie (so weit diese auch zur Zeit noch hinter den einfachen Lehren des Evan-

geliums zurück ist) seyn und bleiben wird, eröffnet uns das Verständniß, den Zusammenhang des ganzen paulinischen Lehrbegriffs nicht allein hinsichtlich des Glaubens, sondern auch des Lebens. Durch sie erst erscheint uns die Christologie des Paulus nach ihrem ganzen Umfange in ihrem wahren Lichte, und es beseitigen sich alle Mißverständnisse, welche sich etwa der prüfenden Menschenvernunft darbieten könnten, oder bereits dargeboten haben. Die gesammte Menschheit (damals Juden und Heiden) soll aus der Herrschaft der Finsterniß, d. i. der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit, in das Reich Gottes oder Christi aufgenommen werden (Kol. 1, 15. Ephes. 5, 5. 1 Kor. 6, 9. 10. 1 Thess. 2, 12. Röm. 14, 17 u. s. w.). Dieses Reich aber umfaßt Sichtbares und Unsichtbares (Kol. 1, 16. 20. Ephes. 1, 20—23. Phil. 2, 10.), die Lebenden und die Todten (Röm. 14, 9). Wegen des vollendeten Gehorsams, welchen Jesus in seinem irdischen Leben, seinem himmlischen Vater in der Erfüllung seines Willens bis zum Tode am Kreuze geleistet (Phil. 2, 8 f.), und wodurch er uns Allen, wenn wir ihm hierin nachfolgen, die Gewißheit ewiger Seligkeit, die Zuversicht einer gerechten Vergeltung (Röm. 5, 17—21. 2 Tim. 2, 11—13) gewährt hat, ist Jesus Christus in seinem himmlischen Leben mit höherer Würde und Machtvollkommenheit von Gott belohnt, und ihm bis zu der Zeit, da dieses Reich vollendet seyn wird, die Regierung desselben übergeben worden (Ephes. 1, 20 f. 1 Kor. 15, 25—28. Phil. 2, 9—11). Nachdem aber die gesammte Menschheit zu Anerkennung dieses Reiches wird gebracht, oder, wie der Apostel sagt, Christo wird unterworfen seyn, kehrt Christus zurück, es erfolgt die Auferstehung der Seligen und das Gericht, und Christus gibt seine höhere Gewalt dem Vater zurück, der Tod hört auf, und Gott ist dann Alles in Allem (1 Kor. 15, 26—28).

Wie diese Lehre uns den Rathschluß des Unerforschlichen hinsicht-

hinsichtlich des ganzen Menschengeschlechts bis in die fernste Ewigkeit hinaus offenbart, so enthält sie Nichts, was der menschlichen Vernunft irgend anstößig seyn könnte, sobald diese den so einfachen und doch so tiefen Glauben an den einen Gott Vater und den einen Mittler Gottes und der gesammten Menschheit (der lebenden wie der todten) erfaßt hat. Noch aber hat die philosophirende Vernunft nicht einmal die Idee eines Christus erschwungen, geschweige, daß sie über jene apostolische Lehre abzuurtheilen vermöchte! Und wenn auch der Apostel die Vollendung des Gottesreiches sehr nahe glaubte, so dürfen wir ihm deßhalb keine Täuschung Schuld geben, da Christus selbst gestanden hatte, daß er die Zeit seiner Rückkehr nicht wisse, und daß darum seine Diener jeden Augenblick darauf gefaßt, in der Erfüllung ihres Berufs unermüdet, in der Bekämpfung aller Hindernisse standhaft, in der Duldung aller Leiden beharrlich, im Vertrauen auf seinen Beistand unverzagt bleiben möchten. Diese Lehre vom Reiche Gottes und von dem Verhältnisse Christi zu demselben hat zwar Hr. Schr. in dem letzten Abschnitte (dem neunten) ziemlich ausführlich behandelt, nachdem er bereits im zweiten die Christologie des Paulus vorausgeschickt hatte; aber wir gestehen aufrichtig, daß uns nicht klar wurde, was als wahre Ueberzeugung und Lehre unseres Apostels anzusehen sei. Und den Grund hiervon können wir nur darin finden, daß der Verf. in der Christologie eigentlich nur die Frage über die Natur Christi und zwar auf eine Weise behandelt, die gewiß die einfache paulinische Ansicht wiedergibt, dabei aber die so wichtigen Lehren von der Person, dem Berufe und Verdienste, dem Beispiele Christi entweder nur gelegentlich berührt, oder ganz außer Acht gelassen hat. Wir suchen das Fehlende zu ergänzen.

Wenn der Verf. zuvörderst im zweiten Capitel zeigt, daß der Apostel Christo allerdings eine doppelte Natur, eine leibliche, sinnliche (σάρξ) und eine geistige, übersinnliche (πνεῦμα), bei-

beigelegt, dabei aber nicht im Sinne der kirchlichen Dogmatik an eine göttliche und menschliche Natur gedacht habe: so hätte hinsichtlich der geistigen Natur in Christus näher dargethan werden sollen, daß eben durch die Erscheinung dieser geistigen Natur in Jesu die Apostel in ihm den Christus, den von Gotte mit Kraft und heiligem Geiste Gesalbten — Apstgesch. 10, 38. Röm. 1, 4. 1 Tim. 3, 16 — erkannten, der, obschon wahrer Mensch — 1 Tim. 2, 5 — doch durch die von Gott empfangene Kraft und Wirksamkeit der Eine Mittler zwischen Gotte und der gesammten Menschheit werden sollte. Die Idee eines Messias, Christus, Geistgesalbten (Jes. 11, 1 f.), wie sie schon in den Propheten sich kundgibt, ist gewiß eine der erhabensten, der Vernunft vollkommen entsprechenden Ideeen; und wenn auch zur Zeit die philosophirende Vernunft die Wahrheit derselben noch nicht ergründet haben sollte, so läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß, da das Christenthum die *σοφία τοῦ θεοῦ* ist (1 Kor. 2, 6. 7), die Philosophie selbst noch die Nothwendigkeit der Erscheinung eines Christus erkennen werde; und dadurch wird sie hinsichtlich der religiösen Erkenntniß eine wahrhaft christliche Philosophie werden. An Statt aber diese Idee nach den Andeutungen, welche einzelne Stellen des Paulus geben, z. B. S. 67 bei Erklärung von Röm. 1, 4, im Sinne des Apostels zu entwickeln, verirrt sich der Verf. im dritten Cap. vom heiligen Geiste bis zu der Behauptung, daß Christus im höchsten Sinne des Wortes dem Apostel Paulus Eins und Dasselbe mit dem heiligen Geiste, daß Christus auch der heilige Geist sei (S. 90). Die Stellen, welche für diese Behauptung angeführt werden, Röm. 8, 26. 27 und 34. 1 Kor. 2, 13. Röm. 15, 18. 2 Kor. 3, 17, genügen nicht, dieß zu beweisen. Heiliger Geist, in Beziehung auf Christus, *τὸ πνεῦμα* — *πνεῦμα ἅγιον* — *ἁγιωσύνης* — ist Geist, d. i. Geisteskraft, welche Jesus von Gotte empfangen, wodurch er zur Erkenntniß der göttlichen Wahr-

Wahrheiten geleitet, als Sohn Gottes und Christus erwiesen wurde — Röm. 1, 4. 1 Tim. 3, 16. Hr. Schr. bemerkt zu der ersten Stelle S. 67: „So wie σάρξ hier die sinnliche, sündhafte, sterbliche Natur bedeutet, so bedeutet auch πνεῦμα ἁγιωσύνης nicht etwas Moralisches, nicht eine heilige Gesinnung, sondern die geistige, heilige, unsterbliche Natur in Christo. Wie die Abstammung von David nichts Erworbenes, sondern etwas Angeborenes war, so ist auch die Abstammung von Gotte nicht etwas Erworbenes, sondern etwas Angebornes, Ursprüngliches, Unverlierbares; und nicht etwa, weil Christus heilig lebte, erhob ihn Gott zu seinem Sohne, sondern umgekehrt, weil er Gottes Sohn war, lebte er heilig, erstand vom Tode, und erwies sich als Sohn Gottes." Recht gut; aber gibt das Alles einen deutlichen Begriff? Der Apostel gedenkt im Eingange des Römerbriefes seines göttlichen Berufes, das wahre, von den Propheten verheißene Evangelium von der Erscheinung des Sohnes Gottes zu verkündigen. Dieß zu *bekräftigen*, fügt er sofort die wichtigsten Gründe hinzu, wodurch Jesus als Sohn Gottes erwiesen worden: seine leibliche Abstammung aus davidischem Geschlechte, die Thatsachen besonderer Wirkungskraft (δύναμις), der Geist der Heiligung, die Auferstehung. In diesem Zusammenhange, verglichen mit anderen Schriftstellen (Joh. 3, 34. 1 Joh. 5, 6. Ap. 10, 38 u. s. w.), wird klar, daß und in welchem Sinne dem Paulus Jesus der Christus und Sohn Gottes war, in wiefern nämlich dieser durch seine ganze Erscheinung beurkundete, er sei der von Gotte mit heiligem Geiste Gesalbte, dem Gott, wie es beim Johannes heißt, Geist ohne Maß verliehen hatte. Indem der Verf. diesen einfachen Begriff umgangen, kommt er zu Folgerungen, deren wahren Sinn und Grund wohl auch Andere mit uns nicht verstehen werden. Christus z. B. lesen wir S. 81, ist dem Apostel die aus Gotte hervorgegangene, alles Gute wiederum hervorbringende, geistige Natur des Menschen;

schen; Christus ist ihm ganz göttlich, trägt gar kein Menschenwerk, gar nichts in der Zeit Entstandenes in sich, steht durch seine Natur selbst über allem Zeitlichen, gehört nicht einer, sondern allen Welten an, ist von Natur im Himmel, und auf Erden Herr der Menschenwelt u. s. w. Oder S. 83: „Indem der Apostel unter Christus den ewig heiligen Menschengeist, den Geist aus Gotte im Menschen, die übersinnliche Natur des Menschen, nicht aber irgend eine zeitige, göttlich-menschliche Erscheinung versteht, so schreibt er ihm auch alles Gute in der ganzen Menschenwelt immer und ewig zu." Diese und ähnliche Gedanken sollen durch Stellen, wie 1 Kor. 12, 12. 15, 49. 8, 5. 6. Röm. 12, 5. Ephes. 5, 30—32 u. a., bestätigt werden. Allein so richtig der Verf. die dogmatische Lehre widerlegt, als habe Christus göttliche Natur, und sei der Schöpfer der Welt, so wenig wird man aus jenen Aeußerungen die wahre Ansicht des Apostels erfassen, wenn man nicht Rücksicht nimmt auf das, was Paulus von dem Berufe und Verdienste Jesu als des Christus lehret. Da aber Paulus in allen seinen Briefen hiervon nur gelegentlich handelt, so müssen wir unsere Zuflucht zu den andern neutestamentlichen Schriften nehmen, um denselben richtig zu verstehen.

Jesus selbst hatte seinen göttlichen Beruf und in ihm den Willen dessen, der ihn gesandt hatte, durch Lehre, Leben und Schicksale die Menschen von Irrthum und Sünde zu befreien, und sie zum Bewußtseyns ewiger Seligkeit zu führen, mit vollkommener Gewißheit erkannt (Joh. 3. 10. 17 u. a.); er hatte erkannt, daß, um sein Werk zu vollenden, und gegen Gottes Willen gehorsam zu seyn, er sogar den Kreuzestod werde erdulden müssen, und aus freiem Entschlusse (Joh. 10, 38) unterwirft er sich diesem Schicksale, voraussehend, daß der gerechte Gott, der Vater, der ihn liebe, ihm vergelten werde (Joh. 10, 15—18. 17, 1—5). Und Gott vergalt ihm; seine

seine Auferstehung war der Anfang seiner Verherrlichung, und nach seinem Hingange zum Vater wurde er erhöht wegen dieses seines vollendeten Gehorsams gegen Gott, indem ihm Gott alle irdische Gewalt unterwarf, und die Vollendung seines Reiches auf Erden übergab (1 Kor. 15, 24 f. Ephes. 1, 19—23. Phil. 2, 5—12 u. a.) Darum so wie mit Adam die Schöpfung des Irdischen, Sinnlichen, zum Tode und Verderben Führenden unter allen Menschen begonnen (Röm. 5, 12. 1 Kor. 15, 21. 22. 45 f.), so beginnt mit Christus eine neue Schöpfung (Kol. 1, 16 f. 1 Kor. 8, 5. 6.) für Alle; Gnade und Liebe Gottes, Auferstehung, unsterbliches, himmlisches Leben in und durch Jesus Christus, nach seinem Vergange (1 Kor. 15, 45. 49. Röm. 8, 29.) — Um aber die hohe moralische und religiöse Bedeutung dieser apostolisch christlichen Weltansicht zu fassen, ist es gerade hier recht nothwendig, darauf hinzuweisen — und dieß scheint Hr. Schr. fast ganz übersehen zu haben — daß Jesus zwar der Christus und Geistgesalbte, aber seiner Natur nach wahrer Mensch und Bruder von uns Allen war (Röm. 5, 15. 8, 29. 1 Kor. 15, 21. 22. 1 Tim. 2, 5 u. a.) Mit Bewunderung, mit Liebe und inniger Dankbarkeit wird es uns erfüllen, wenn wir auf Christus hinblicken, ihn uns vergegenwärtigen, wie er, Mensch wie wir, aus Liebe zu uns, aus dem Bewußtseyn der Pflicht, dem göttlichen Willen zu genügen, sein Erlösungswerk zu vollenden, aus freiem Entschlusse den Kreuzestod zu erdulden bereit ist, ihn wirklich erduldet, und so uns Allen das Muster des vollendeten Gehorsams gegen Gott wird, damit wir nach seinem Vorgange gerecht und des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden möchten (Röm. 5, 15 f. Phil. 2, 5. 2 Kor. 5, 21. 1 Kor. 1, 30.) Und doch war es derselbe Christus, der, den Kreuzestod vor Augen erblickend, im Gebete die Liebe seines himmlischen Vaters preist, welcher wünscht, daß diese Liebe Allen zu Theil werden

den möge (Joh. 17, 26); so wie auch Paulus im Tode Christi die Bürgschaft der unendlichen Liebe Gottes gegen uns erkennt (Röm. 8, 32 f. 5, 8 f.).

Schon daraus wird erkenntlich, daß das Beispiel Jesu Christi, welches unserem Apostel von so erhabener Bedeutung war (Phil. 2, 5 f. Röm. 5, 19. 2 Tim. 2, 11—13 u. a.), nur dann erst recht gewürdigt werden könne, wenn wir in ihm den Christus wirklich, den höchsten Geistgesalbten, erkennen. Und auch dieser so wichtige Theil der paulinischen Christologie tritt bei unserem Verf. in den Hintergrund (S. 82). Doch wir brechen hier ab, um noch die übrigen Abschnitte mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Außer den bereits angeführten drei Abschnitten nämlich von Christo, von dem heiligen Geiste und dem Reiche Gottes, handelt das erste Capitel von Gotte, das vierte von der Sünde, das fünfte von dem Gesetze, das sechste vom Glauben, das siebente von der Tugend, und das achte von dem Evangelio, der Taufe und dem Abendmahle. Vorzüglich befriedigt hat uns das erste Capitel von Gotte; am Wenigsten das achte. In jenem wird zunächst die Einheit des göttlichen Wesens gegen alle und jede Dreiheit der Personen, ganz im paulinischen Sinne, behauptet; es wird eben so richtig bemerkt, daß nach dem Apostel Gott nach seinem eigentlichen inneren Wesen über alles Seyn erhaben, für den Menschen ganz unerforschlich sei, daß für uns der Glaube genüge, aus ihm und durch ihn sei Alles geworden, was ist, also der Glaube an die dereinst geschehene Weltschöpfung und Welterhaltung, ohne über die Art und Weise des Verhältnisses der Welt zu Gotte an sich Etwas zu bestimmen. Ein unmittelbares Wissen von Gott wird verworfen; eben so alle übernatürliche und unmittelbare Offenbarung. Sagt ja der Apostel ganz deutlich, daß in der Vernunft, in dem Geiste des Menschen der Grund der Gotteserkenntniß liege (Röm. 1, 19. 20. 1 Kor. 2, 10 f.

Apost.

Apost. 14, 17)! Und Hr. Schr. hätte wohl über den paulinischen Begriff göttlicher Offenbarung ausführlicher sprechen sollen, da man gerade unseren Apostel zum Urheber der Erbsündenlehre und mit dieser des Irrationalismus gemacht hat. Am Wenigsten aber scheint sich der Verf. in der Lehre des Apostels von Vorsehung und Weltregierung klar geworden zu seyn; und die Widersprüche, in welche man so leicht bei dieser Lehre fällt, sind auch unvermeidlich, wenn wir nicht Schöpfung und Erhaltung der Welt von Vorsehung und Regierung trennen, unbekümmert darum, wie in Gott selbst diese Thätigkeiten sich zu einander verhalten; denn auch hierin ist uns Gottes Wesen an sich unerforschlich. Alles ist aus Gott und durch Gott, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Irdische und das Himmlische, das Geistige und das Fleischliche: in beidem ist Gottes Weisheit sichtbar; denn die Gesetze des Sichtbaren, wie des Unsichtbaren sind Gesetze Gottes, die er von Anbeginn geordnet hat und erhält. Der Mensch aber, als beiden Sphären angehörig, ist als Naturwesen (Röm. 8, 18—22) dem Naturgesetze, der Vergänglichkeit und allerlei Leiden nach göttlichem Willen unterworfen; als geistiges Wesen hat er Freiheit, Bewußtseyn der Vernunft und des inneren Gesetzes (Röm. 1, 20 f. 2, 7—15. 7, 14 f. Gal. 5, 16—25. Ephes. 4, 17 f; und je nachdem er hier dem göttlichen Willen, der Erkenntniß des Wahren folgt oder nicht, bereitet er sich sein Schicksal, nach göttlicher Anordnung (Röm. 1, 24—32). Wollen wir diese Ordnung der Dinge, wie sie Gott erschaffen hat und erhält, Vorsehung und Weltregierung nennen, so würden wir des bloßen Begriffes wegen Nichts einzuwenden, wohl aber darauf aufmerksam zu machen haben, daß damit keine Folgerungen dürfen verbunden werden, wodurch die Freiheit des Menschen, die Stimme des Gewissens in ihm (Röm. 2, 14. 15), aufgehoben, und somit ein Fatum, eine absolute Bestimmung in das Christenthum eingeführt

führt werden würde. Und auch unserem Verf. wollte es nicht gelingen, diese Klippe zu umsegeln; gerade der Römerbrief, in welchem wir die angegebenen ewig wahren Grundsätze des Apostels finden, scheint ihn, besonders die Aeußerungen des Paulus im neunten Capitel (welche aber im genauesten Zusammenhange mit dem achten und zehnten aufgefaßt werden müssen, und dann eine ganz andere Beziehung darbieten), irregeleitet zu haben. Wenn man behauptet (S. 21), daß Gott an Allem, was geschieht, auch an dem Geringsten, auch an dem, was finster, schrecklich, verderblich und sittlich ist, Antheil habe, daß in dem Menschen keine Kraft, kein Vermögen, kein Wollen, kein Empfinden, kein Gedanke sei, und eben so wenig Etwas aus ihm hervorgehe, was nicht aus Gotte sei (S. 27); wenn man demgemäß von einer freien, ewigen, unabänderlichen und unwiderstehlichen, von Gotte gemachten Bestimmung spricht, weßhalb die Einen blind, die Anderen sehend seyn sollen (S. 31): so begreifen wir nicht, wie damit die menschliche Freiheit bestehen könne; und doch sucht uns der Verf. dieß begreiflich zu machen, indem er den Grund dieser ewigen Bestimmung Gottes von der Art und Weise herleitet, wie die Menschen von ihrer Freiheit, Vernunft u. s. w. Gebrauch machen. Wie aber ist dieß Letztere möglich, wenn Alles, was der Mensch denkt, will, empfindet, Alles, was aus ihm hervorgeht, also sein ganzes Verhalten, aus Gotte seyn soll? Man wird sogleich fühlen, daß hierin das Mißverständniß verborgen liege. Dieses Mißverständniß beseitigt sich, wenn wir uns zunächst an das achte Capitel des Römerbriefes halten. Nach göttlicher Anordnung ist der Mensch, als physisches Wesen, der Naturnothwendigkeit unterworfen (8, 20—22), als geistig-vernünftiges Wesen soll er sich frei machen von der Gewalt des Fleisches, und als Kind Gottes leben; Leiden treffen ihn zwar immer noch, nicht als besondere Schickungen der göttlichen Vorsehung, sondern

nach

nach der Naturnothwendigkeit, allein ihm bleibt die Hoffnung eines seligeren Zustandes (8, 23 f.) und nach dem Vorgange Jesu die Gewißheit des göttliches Beistandes, der göttlichen Liebe (8, 27 f.), wodurch auch jene Schicksale zu seiner Wohlfahrt beitragen, und er den gewissen Sieg über alle Hindernisse (8, 31 f.) erwarten darf. — Nach dieser Hauptstelle ist die Vorsehungslehre des Apostels aufzufassen: doch würde uns die weitere Auseinandersetzung zu weit führen.

Auch in den folgenden Capiteln geht der Verf. seinen eigenthümlichen Weg in der Auffassung des paulinischen Lehrbegriffs, und wir sind ihm oft mit Vergnügen gefolgt, wie uns immer Selbstständigkeit der Forschung, auch wenn sie zu falschen Resultaten führen sollte, erfreulicher ist, als das leidige Compiliren. Nur im achten Capitel ließ sich der Verf. dadurch zu Ansichten verleiten, die in unserer Prediger-Bibliothek eine Rüge verdienen. Nachdem er vom Evangelio in der That nur aphoristisch und einseitig gesprochen (so z. B., wenn er S. 240 zeigen will, daß es ein leicht zu begehender und doch sehr großer Fehler sei, (das Evangelium als beseligende Lehre zu betrachten), kommt er auf die Nothwendigkeit des Lehrstandes in der Kirche, und hier las Rec. nicht ohne Unwillen, was und wie sich derselbe über Entbehrlichkeit dieses Standes sogar in unserer Kirche ausspricht. Es genügt, nur eine Stelle wörtlich aufzunehmen, und das Endurtheil unsern Lesern selbst zu überlassen. „Der Stand der Geistlichen heißt es S. 247, stamme aus dem Judenthume und Heidenthume (wirklich?); das Christenthum bedarf seiner nicht; im Gegentheile er ist ihm hinderlich, und seine Glieder haben von Jeher weit mehr den himmlischen, freien Glauben, die wahre überirdische Tugend und Liebe bekämpft, und wahre Verbesserung und Erleuchtung gehindert, als für die heiligsten Zwecke der Menschheit gearbeitet, wie die Geschichte aller Zeitalter nur gar zu deutlich zeigt. Die Anregung zum Guten ist nie von einem

einem Stande, sondern immer nur von einzelnen hochherzigen Menschen ausgegangen. Je mehr aber der geistliche Stand herrscht, um so mehr sind die Menschen unempfindlich gegen jede edle Erscheinung u. s. w." Wie viel Ungehöriges ist allein in diesen wenigen Worten zusammengeworfen! Und wie will denn der Verf. die Lehre ohne Lehrer, ohne gesetzliches Lehramt, erhalten (Röm. 10, 14 f. Ephes. 4, 11)? Eben so sehr hat er in der Lehre von den Sacramenten den Sinn des Apostels verfehlt, und die erhabene sittlichreligiöse Bedeutung dieser Gebräuche für alle Christen und Zeiten verkannt, wenn er geradehin behauptet, die apostolische Taufe habe sich überlebt (S. 258), das Abendmahl (welches Paulus als ein anderes volksthümliches Symbol eingeführt haben soll! S. 259) könne nicht mehr bestehen, es sei auch längst aus der Christenheit verschwunden, und bestehe nur noch als ein kirchlicher Ritus zur Bevestigung der geistlichen Gewalt; daher es den Predigern, die keine solche Gewalt und nur reines Christenthum wollten, schwer gelinge, diesen Ritus, so wie er jetzt sei, erbaulich zu machen (S. 267). Unsere Leser werden sich aus dem Angeführten von selbst überzeugen, daß es unnöthig sei, die seichten Gründe, durch welche der Verf. dergleichen Behauptungen zu unterstützen sucht, aufzuführen und zu widerlegen. Frage er sich doch noch ein Mal: sind denn die Sacramente bloß um des Gegensatzes gegen Juden- und Heidenthum willen eingeführt? Hat dieser Gegensatz wirklich schon aufgehört? Ist das freie Reich Christi schon allgemein verbreitet?

Wir dürfen jedoch hoffen, daß Hr. Schr. die Ansichten bald aufgeben werde, und dieß um so mehr, als er selbst sein Werk mit den so wahren Worten schließt (S. 381): „Es zeigt sich überall des Apostels Lehre zwar als eine höchst freisinnige, vor keiner Gewalt der Erde verstummende, aber doch als eine vollendet heilige, welche nie das Verkehrte und Böse in Schutz

nimmt,

nimmt, sondern nur sucht, daß das Reich Gottes auf die Erde komme, und die Menschheit frei, heilig und selig werde."

Der Orden der Trappisten. Dargestellt von Ernst Ludwig Ristert, Freiprediger und Lehrer an der ersten höheren Mädchenschule in Darmstadt. Darmstadt, 1833. Verlag von Joh. Wilh. Heyer. XIX und 360 SS. in 8.

Ein Recensent dieser Schrift in der aschaffenburger katholischen Kirchenzeitung, Jahrgangs 1833, redet von dem „boshaften Unverstande und der unverständigen Bosheit, womit das Machwerk zusammengestoppelt sei," behauptet, der Verfasser habe „ein absurdes Durcheinander von Notizen aus einem Paar Büchern und Zeitungen zusammengeholt" und charakterisirt ihn als eines „jener an Geist und Herz verkrüppelten Subjecte voll absurden Fanatismus gegen alles Katholische." Der Leser weiß, ohne unser Erinnern, daß der Tadel gewisser Leute einem Ehrenmanne zum Lobe gereicht. Ob und in wie weit das hier der Fall sei, wollen wir, nicht durch unser Urtheil, das am Ende doch auch für weiter Nichts, als für eine Behauptung genommen werden könnte, sondern durch ganz einfache Darlegung des Sachinhaltes obiger Schrift der öffentlichen Entscheidung anheimgeben. Die Sache soll und wird für sich selbst reden. — Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der christlichen Klosterwelt, beginnt die Vorrede, ist unstreitig der Orden von La Trappe. Er beurkundet auf die grausenhafteste Weise, wie weit sich der Mensch verirren kann, wenn er die Stimme der Natur und Vernunft nicht achtet, die klaren Aussprüche des göttlichen Meisters mißdeutet, und in beklagenswerther Verblendung seines Geistes in Irrthum und Aberglauben versinkt. — Die Geschichte dieses

dieses Ordens muß deßhalb für Jeden, der mit Eifer darnach strebt, sich immer genauere Menschenerkenntniß zu erwerben, von Interesse seyn; und sie verdient um so mehr beachtet zu werden, als diese unmenschliche Ordensverbindung in einem Jahrhunderte, in welchem die Strahlen der Aufklärung schon weit verbreitet waren, und von einem Gottesgelehrten gestiftet wurde, den die Natur mit glänzenden Fähigkeiten reich begabt und der schon frühe eine Fülle von Kenntnissen sich angeeignet hatte, so daß man in den Jahten seiner Jugend allgemein mit Staunen und Bewunderung auf ihn blickte, mit hohen Würden ihn bekleidete und die schönsten Erwartungen von seinem Leben und Wirken mit großer Zuversicht hegte. Dieß Thema nun führt der Verf. geschichtlich beurkundend aus, und ergeht sich nur mitunter in einer praktischen Episode und Hindeutung auf ähnliche Verirrungen in der neuesten Zeit. Aus den widersprechendsten Berichten hatte er zu sondern, und wir dürfen ihm das Zeugniß geben, daß er den Weg der gerechten Mitte betreten habe. Er selbst verhehlte sich's nicht, daß die meisten Schriftsteller, welche seinen Gegenstand ausführlicher behandelten, Trappisten oder doch Leute, dem düstern Klostergeiste ergeben, waren. Ihr Hauptbestreben ging darauf hin, Rancè's, des Stifters Namen zu verherrlichen, ihn als einen Heiligen, als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, die von ihm begründete Anstalt als ein unübertreffliches Meisterwerk darzustellen. Voll des feurigsten Enthusiasmus für diesen starren Misanthropen lieferten sie die dickleibigsten mit Abgeschmacktheiten und Albernheiten aller Art angefüllten Bände über sein Leben und Wirken, und kannten in Lobpreisung der „engelgleichen Frömmigkeit" seiner Jünger keine Grenzen. Sie wurden viel gelesen. Andere, die als Gegner der Klosterzucht, Reformatoren, auftraten, beschränkten sich in ihren Schriften nicht auf die Bekämpfung der offenkundigen Irrthümer und auf die Angabe begründeter Thatsachen, sondern sie

erlaub-

erlaubten sich, von Zorn' und Hasse gegen ihn getrieben, um ihn in ein noch schwärzeres Licht zu stellen, mannigfache Entstellungen und Erdichtungen. Was nun der Verf. als wahr und haltbar ermittelte, und was er in Bezug auf die neueste Geschichte der Trappistenklöster aus Zeitschriften und andern Tagesquellen mühsam zusammen suchen mußte, dürfte im Wesentlichen Folgendes seyn. —

In der Grafschaft Perche, vier und dreißig französische Meilen nordwestlich von Paris, auf der Straße nach Bretagne an den Grenzen eines großen Waldes liegt unser Kloster. Die Gegend rings umher ist äußerst wild und öde und ganz darzu geeignet, in die äußerste Schwermuth zu versetzen. Schon der Weg dahin ist schauerlich, denn er führt durch Haiden und unwegsame Gebirge, und oft treten die einzelnen mit finstern Bäumen bedeckten Berge so nahe zusammen, daß jeder Ausweg verschlossen zu seyn scheint. La Trappe, die Fallthüre, ist es, wohin man durch diesen Engpaß gelangt. Das Klima ist streng, neun sumpfartige Teiche machen die Luft ungesund. Hier hausten seit Jahrhunderten Cistercienser oder Bernhardiner, Anfangs in musterhafter Zucht. Während der Kriege Frankreichs mit England im 16. Jahrhunderte jedoch sank das Kloster und sein Ruf. Die Mönche entsagten den klösterlichen Tugenden, machten den Sitz der Buße zum Tummelplatze wilder Ausschweifungen, verübten Straßenraub, stahlen Mädchen, waren der Schrecken des Landes und hießen — die Banditen von la Trappe. Dieser Entartung aber war, noch ehe sie es ahnete, der Reformator geboren. Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Sprößling eines altadeligen Geschlechts, trat am 9. Januar 1626 zu Paris an's Licht der Welt. Dem zehnjährigen Knaben schon gehörten drei Abteien, zwei Prioreien, eine Chorherrnstelle, zusammen mit funfzehn bis zwanzig tausend Livres jährlicher Einkünfte. Seinem Pathen, dem Cardinale

Richelieu widmete der Zwölfjährige eine Ausgabe des Anakreon, mit Noten in griechischer Sprache. So trefflich sein Kopf, so edel war sein Herz. Unter den Wissenschaften, die er mit Eifer und glücklichem Erfolge trieb, stand die Gottesgelahrtheit oben an. Aber auch Sternkunde beschäfftigte ihn, und daß Astronomie bei ihm zur Astrologie ward, erscheint in seiner Biographie als die erste stille Hindeutung auf den superstitiösen Wahn, dem sein späteres Leben verfiel. Vor der Hand aber genoß er noch der Welt. Nur leider zu sehr. Denn was sein Liebling Anakreon ihm vorgesungen hatte von Lieb' und Wein, das that er nach, und übertraf's. Zerrüttendem Sinnenrausche gab er sich hin. Daher ward, was der gewöhnliche Weg in's Kloster ist, es auch bei ihm. Und darf man von der Härte seiner spätern Buße auf die Größe seiner Jugendlaster schließen, so dürfte man staunen oder schaudern müssen. Gewiß ist, daß ihn die Leere eines im Genusse unbefriedigten Geistes, der Tod seiner Geliebten, der Herzogin von Mont-Bazon, fehlgeschlagene Rechnung auf Connexionen am Hofe, eine Flintenkugel, die am Metallbeschlage der ächtlichen Jagdtasche abprallte, und später der Anblick eines Hirten, der in seiner Beschränktheit so glücklich und befriedigt schien, auf einen Lebensplan führte, der dem früher gehabten schnurstraks entgegen war. „Er eilte, sagt der Verf. S. 23, von Paris nach seinem Gute Veret, und das schöne Landhaus, welches früher der Schauplatz aller Wollüste gewesen war, wurde nun der Sitz der traurigsten Einsamkeit, des düstersten Grams und der widersinnigsten Kasteiungen. Wen sollte es auch wundern, daß er hier Gesichte und seltsame Erscheinungen zu erblicken glaubte. Bei seiner ohnehin schon lebhaften Einbildungskraft, die durch allerhand Bußübungen zerrüttet werden mußte, war es wohl sehr natürlich, daß die wollüstigen Bilder, die sich während seines früheren üppigen Lebens seiner Seele eingeprägt hatten, oft auf die wundersamste

sanfte Art mit seinen neu erwachten Vorstellungen und Träumereien sich paarten." Er verzichtete nun auf alle seine Güter, und behielt la Trappe. „Du glaubst mich noch, schrieb er einem Freunde, in jener oceanischen Stadt, wo Ueberfluß, Künste und die Freude herrschen? Ich lebe in einer Wüste, die meinem Unglücke angemessen ist. Hier trauert die Natur mit meinem Schmerze. Unter den Augen Gottes, unter seiner drohenden Hand beweine ich meine und meiner Geliebten Vergehungen." An dem Wachsstocke, den er vor einigen vom Büßerleben abrathenden Freunden anzündete und in dessen Flammen er seine Finger hielt, ohne Schmerz zu verrathen, konnten die in der Zucht zurückgekommenen Mönche errathen, was sie von ihm, der nun ihr Regularabt ward, zu erwarten hätten. Er entwarf die Regel, in Folge welcher der Verf. der Möncherei, eines auch in diesen Blättern vor nicht langer Zeit angezeigten Buches, das Kloster, dem Rancé vorstand, mit Recht „eine wahre Selbstmördergrube, eine Uebungsschule des Verstummens und eine Schlachtbank aller menschlichen Gefühle" nannte. Hieß man doch zu Rancés Zeit schon la Trappe das Grab der Mönche, und ihren Abt den Scharfrichter derselben. Er aber erklärte: „Wenn das Klosterleben Vervollkommnung des Christenthums ist, so ist la Trappe die Vervollkommnung des Klosterlebens." Um sein Kloster noch mehr zu isoliren, ließ Rancé sogar die in der Nähe vorbei führende Straße von Brest nach Paris weiter ablegen und die Gebäude eines Pachthofes abbrechen. Nun war das Land der Vergessenheit fertig, wie man es nannte. — Daß das bekannte Memento mori der einzig erlaubte Gruß der Mönche gewesen sei, gibt der Verf. nicht zu, auch nicht, daß jeder Einzelne täglich habe an seinem eigenen Grabe graben müssen. Nur ein offenes Grab war immer vorhanden. Zu ewigem Stillschweigen aber waren sie in ihrer traurigen Einsamkeit verpflichtet. „Keiner durfte eine

Sylbe sprechen, er müßte denn seinem Oberen einen Gewissenszweifel oder eine Klage über einen seiner Brüder haben mittheilen wollen. Keiner kannte das Herkommen, das Vaterland, die persönlichen Verhältnisse des Andern, ja selbst die Familiennamen seiner Mitbrüder blieben einem Jeden verborgen, und nur die Obern waren näher unterrichtet. Nur an Sonn- und Festtagen konnten sie sich in einer stundenlangen Zusammenkunft über religiöse Angelegenheiten unterhalten, jedoch nur unter der Bedingung, daß alle wissenschaftliche Erörterungen und alle gelehrte Streitfragen durchaus vermieden wurden. Auch der Briefwechsel war ihnen verboten, und sie erfuhren Nichts von den Schicksalen ihrer Angehörigen. Gelangte die Nachricht von dem Hinscheiden eines ihrer Verwandten an den Vorsteher des Klosters, so sagte dieser bloß bei dem Gebete in der Kirche: der Vater, der Bruder, von Einem unter euch ist gestorben. Momento mori: Bittet Gott für die arme Seele! Alle ihre Wünsche und Bedürfnisse gaben sie durch Zeichen zu erkennen, und ihre Gedanken mußten stets auf Buße und Tod gerichtet seyn. Alle sollten sich gleich lieben, und es war ausdrücklich untersagt, irgend einen Bruder dem andern vorzuziehen. Wenn Einer von ihnen bemerkte, daß Einer seiner Brüder eine besondere Freundschaft für ihn hegte, so war er verpflichtet, in einer allgemeinen Versammlung diesen deßhalb anzuklagen, worauf eine harte Strafe erfolgte. Ihre kärgliche Nahrung war so schlecht als möglich zubereitet. Der Genuß von Fleisch, Butter und Wein war ihnen verboten, und obgleich die vielen in der Umgebung des Klosters liegenden Teiche von Fischen wimmelten, so durften sie doch keine essen. Dabei mußten sie in die gröbste Kleidung gehüllt bei der brennendsten Sonnenhitze, so wie bei der schneidendsten Kälte die härtesten Handarbeiten verrichten, welche mit Beten, Singen und andern gottesdienstlichen Uebungen und Büßungen abwechselten, und

bei

bei allen Kasteiungen und Peinigungen des Leibes und der Seele erlaubte ihnen die gebieterische Ordensregel nicht die mindeste Erholung. Sogar zum Schlafe waren ihnen nur wenige Stunden vergönnt und sie ruhten während desselben auf dem härtesten Lager. Bloß Kranke erhielten eine Etwas bessere Unterlage." Von hier ab beschreibt der Verf. die Tagesordnung im Kloster von Stunde zu Stunde, was uns jedoch zu weit führen würde. Wir bemerken nur, daß sie im Winter sich nur stehend am Feuer wärmen durften, bei dem geringsten Fehler allen Mönchen der Reihe nach die Füße küssen mußten, und daß, um der Verweichlichung auch bei Krankheiten zu wehren, Rancé vor der Zuziehung eines Arztes warnte. Krankheiten wären für die Menschen ein außerordentliches Zeichen der göttlichen Gnade, und die Aerzte dächten nur an die Erhaltung des Körpers ohne das Wohl der Seele zu berücksichtigen. Sterbende wurden durch den Krankenwärter von ihrem Strohsacke hinweggenommen und auf Asche und Stroh zur Erde gelegt, wo die Brüder über ihnen beteten, bis sie den Geist aufgaben. Das war denn die Ordensregel von la Trappe. Und dennoch fehlte es nicht an Solchen, die wohl noch Etwas mehr thaten, als die Regel forderte. „Auch an besondern Kasteiungen ließen es die schwarzgalligen Schwärmer und Grämler nicht fehlen, und da durch anstrengendes Beten, Fasten und Wachen, so wie durch den Aufenthalt an einem einsamen schauerlichen Orte der verderblichen Gluth ihrer Phantasie immer neuer und reichlicher Brennstoff zugeführt wurde, so war es begreiflich, daß sie an fanatischen Uebungen immer größeres Wohlgefallen fanden und zur Abtödtung ihres Körpers die tollsten Mittel gebrauchten, die nur menschlicher Wahnwitz zu ersinnen vermochte." Von S. 85 an macht der Verf. dieß noch durch einzelne Beispiele anschaulich. So wurde einst einer der Brüder von einem wild gewordenen Ochsen mit Füßen getreten. Er schriee um Hilfe — und

und beichtete dieß nachmals seinem Obern als ein strafwürdiges Verbrechen. Ein im Kloster ausgebrochenes Feuer dagegen wurde gelöscht, ohne daß durch einen Laut der Noth das Schweigen gebrochen worden wäre. Als ein Mönch sich anklagte, die auf einem gefundenen Papiere stehenden Worte gelesen zu haben, verwies ihm Rancé solchen Vorwitz mit solcher Heftigkeit, daß Alle darüber zitterten. Ein kranker Trappist ließ seinen Abt bitten, ihm die Fleischbrühe zu versagen, weil er sie für Leckerei halte. Ein Anderer vertauschte sein schwarzes Brod gegen das noch schwärzere des Klosterhundes. Ein Dritter schnürte, entrüstet über seine Wohlbeleibtheit, seinen Leib dermaßen zusammen, daß er Geschwüre am Halse und an den Seiten bekam. Und wieder ein Anderer hegte, nachdem er seinen Körper durch alle nur ersinnliche Mittel gemartert hatte, keinen sehnlicheren Wunsch, als nach seinem Tode auf den Schindanger geworfen zu werden. Bei diesem Wahnsinne wird die Angabe S. 90 begreiflich, daß, wie die genau geführten Todtenlisten beweisen, von 1667—1739, also in 72 Jahren 426 Bewohner dieser Abtei gestorben sind. Die Meisten heißt es da, gaben schon in den ersten Jahren ihres Eintritts, oft unter den schrecklichsten Schmerzen, ihren Geist auf. Viele, und zwar nicht selten Solche, die bei ihrem Eintritte einer blühenden Jugend- oder Mannskraft sich erfreuten, unterlagen den Bußübungen während des Noviciats und nur wenig Einzelne, wie der Stifter selbst und dessen Liebling und schwärmerischer Ruhmredner Pierre le Nain, schleppten ihr sieches Leben lange Zeit unter den qualvollsten Leiden in diesen schaurigen Klostermauern hin. — Rancé sahe mit Freuden die Blüthe der Klostergemeinde, in welcher ein Jeder aufhören mußte ein Mensch zu seyn, um ein Mönch zu werden. Die alte Eitelkeit und der Ehrgeiz, der ihn früher auf die Bahnen der Welt getrieben hatte, trieb ihn dabei noch immer und hatte nur den Gegenstand gewechselt. Reformator

formator aller Cistercienserklöster wäre er gern geworden. Er reiste deßhalb nach Rom, im Bußeifer nicht einmal die Merkwürdigkeiten der Gegend betrachtend, und in der Stadt selbst sein Auge vor den Wundern der Kunst und den Denkmälern einer großen Vergangenheit absichtlich verschließend. Nur in schmucklosen Kirchen betete er. Seine eigentliche Absicht erreichte er jedoch nicht. Er mußte seine Wirksamkeit wieder auf la Trappe beschränken. Bald verbreitete sich indessen der Ruf dieses Klosters durch Frankreich und andere Länder Europas. Fremde strömten zu, daß man jährlich auf 6000 Besuchende rechnete. Andere verweilten eine Bußzeit im Kloster, um es dann geistlich stark wieder zu verlassen; und von Jahr' zu Jahre ward selbst die Menge Derer, die sich zur wirklichen lebenslänglichen Aufnahme meldeten, größer. Und das Alles im Zeitalter Ludwigs XIV, fragt hier der Leser? Der Verf. gibt darüber S. 49 eine gnügende Erklärung. Begreifen, meint er, würde man das nicht können, „wenn man nicht wüßte, wie nahe die Gegensätze an einander grenzen, und wenn nicht die Erfahrung es tausendfach bestätigte, daß gerade Diejenigen, welche den größten Theil ihrer Lebenszeit hindurch mit ungezügelter Begierde nach ungestörtem Genusse sinnlicher Vergnügungen strebten und Unschuld und Sittenreinheit im Dienste schnöder Weltlust und als feile Sklaven des Lasters mit frevelndem Leichtsinne dahinopferten, sehr häufig in spätern Jahren, wenn ihre Kräfte erschlafft und ihre Sinne abgestumpft sind und wenn das lange niedergedrückte erwachende Gewissen mit allen seinen Foltern sie quält, aus Lebensüberdrusse in finsterer Schwermuth und Verzweiflung den Weg einschlagen, den Rancé gewählt hatte, weil sie wähnen, hierdurch am Besten für ihre Sünden büßen und ihre Seelen retten zu können. Und gibt nicht selbst die Geschichte unserer Tage in vielen traurigen Beispielen den unumstößlichen Beweis für die eben ausgesprochene Behauptung?

Wie

Wie Manche unserer christlichen Mitbrüder suchen, nachdem sie sich viele Jahre lang den wildesten Ausschweifungen überlassen und die Würde des göttlichen Menschengeistes durch Vergehungen auf empörende Weise geschändet haben, von dem martervollen Bewußtseyn ihres Sünderlebens und von langer Furcht verfolgt, zuletzt noch ihr Heil in der Schattennacht eines geistlosen Glaubens und leerer Andachtsübungen!" — Unter den Streitigkeiten, in welche das Leben des Reformators verwickelt war, ist die am Meisten charakteristische die mit dem gelehrten Mabillon. Um nicht bloß den Leib zu peinigen, sondern auch den inwendigen Menschen zu ertödten, hatte der früher so wissenschaftliche Rancé den alten Satz geist- und herzloser Schwärmer erneuert, daß ein echter Mönch sich mit wissenschaftlichen Gegenständen nicht beschäfftigen dürfe. Nach seinen Bestrebungen hatte er mit diesem Grundsatze Recht. Denn da Verleugnung des bessern Wissens, geistige Blindheit und knechtische Unterwerfung der Vernunft unter den finstersten Köhlerglauben die Stufen waren, auf welchen man in la Trappe zur geistlichen Höhe gelangen sollte, so war es ganz consequent und zweckdienlich, die Wissenschaften zu untersagen. Dieser in's Unglaubliche gesteigerte Unsinn regte jedoch die bessern Geister auf, und hier war es, wo der nur erwähnte gelehrte Benedictiner zu seiner berühmten Abhandlung über die Mönchsstudien, zur Widerlegung des Abtes von la Trappe die bestimmte Veranlassung fand. Es entstand ein Schriftwechsel, in welchem Rancè unter Anderem auch die Inconsequenz beging, die Nichtgelehrsamkeit der Mönche gelehrt zu vertheidigen. Es ging ihm, hier unter uns gesagt, wie gewissen Leuten heute noch, welche den Vernunftgebrauch in der Theologie verdammen und die Vernunft doch alle Minuten gebrauchen. Im höhern Alter wuchs Rancès Trübsinn. In seiner letzten Krankheit nahm er nicht einmal die

Er-

Erleichterungen an, welche die Regel verstattete. Seinem Lager gegenüber ließ er anschreiben: Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung. Auf Asche und Strohe hauchte er am 27. October 1700 in einem Alter von 75 Jahren seinen Geist aus, nachdem er die Hälfte seiner Tage der Idee zum Opfer brachte, die ihn in der That und leider überlebte.

Nach seinem Tode breitete sich seine Ordensregel nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande aus. Selbst auf deutschem Boden in einem Kloster bei Düsseldorf nahmen die Mönche die strengen Sitten der Trappisten an. Beiläufig bemerkt der Verf., daß dieß Kloster, Düsselthal, 1819 in eine Erziehungsanstalt für arme sittlich verwahrloste Kinder umgewandelt sei, des frühern Wahnglaubens aber sich noch nicht völlig habe entschlagen können, da „der berüchtigte Dr. de Valenti, der früher in Sachsen-Weimar so viel Unfug angefangen habe und in neuester Zeit bekanntlich in Halle als leidenschaftlicher Verfechter mystischen Unsinns aufgetreten sei, dort eine längere Zeit die Stelle eines Hilfslehrers bekleidet habe." In Frankreich selbst erhielt sich Rancè's Stiftung ziemlich unverfälscht — bis der Diplomat unserer Zeit, damals noch Bischof von Autun, Talleyrand alle Güter der Geistlichen für Eigenthum der Nation erklärte und, 13. Febr. 1790, die Aufhebung aller geistlichen Orden und Klöster decretiren half. In dieser Bedrängniß, die auch la Trappe mit 95 Personen traf, stand ein neuer Held des Ordens auf. Als sie das Thal der Thränen und der Buße verlassen mußten, da versammelte der Novizenmeister Augustin die Mönche in der Tiefe der Wälder, in der Grotte des heiligen Bernhard, und feuerte sie zu gemeinsamer Auswanderung und zur Gründung eines neuen la Trappe auf fremdem Boden an. Mit beseeltem Auge, mit feierlicher Stimme wirft er ihnen ihr Schwanken vor. Er läßt den Geist der Regel sprechen, ruft die Satzungen in's

Gedächt-

Gedächtniß, beschwört den Schatten Rancè's, entblößt seine Brust, auf welcher der Druck einer Kette schreckliche Spuren zurückgelassen hatte, und fragt sie, ob er sie täuschen wolle, ob seine Stimme nicht die der Frömmigkeit, ob seine Begeisterung nicht eine göttliche sei. Da graben sie den Leichnam Rancè's aus, und wandern mit den heiligen Ueberresten unter Don Augustin de Lestrange's Leitung in die Schweiz. Hier war ihr berühmtester Sitz die alte verlassene Karthause la Val-Sainte. Auch in England und in Sicilien fanden sie einigen Schutz und geduldete Sitze. Deutschland bewilligte ihnen einen Strich Landes bei dem Kirchspiele Darnfeld in Westphalen. Am Berüchtigtsten aber ward ihr Treiben in dem Bisthume Paderborn in der Stadt Büren. Jener Augustin nämlich — da Rancè wenigstens nur Mündige in seine wahnvolle Anstalt aufnahm — entwarf den unheilvollen Plan, ganz junge Leute, ja Kinder von drei Jahren beiderlei Geschlechts trappistisch zu erziehen. Er warb erst in der Schweiz, und manche Aeltern, namentlich einfältige Landleute, vertrauten in unglückseliger Verblendung ihre Kinder solchen grausamen und unheiligen Händen an. Auch durch Polen und Rußland war er in gleicher Absicht gereist und hatte sich in einem angekauften Hause in Hamburg aufgehalten. Im Mai 1801 zog er mit seinen Tertiariern, oder dem dritten Orden, Tiers ordre de la Trappe — so nannte er die neuen Zöglinge mit ihren Lehrern — in Büren ein. „Alles strömte herbei, um diese jungen Leute zu sehen. Nach so vielen Reisen über Land und Meer, nach so mannigfachen Ermüdungen und Kasteiungen sahen sie bleich und elend aus, und Jedermann wurde bei ihrem Anblicke von Mitleiden gerührt. Viele Zuschauer konnten sich selbst der Thränen nicht enthalten. Und wie natürlich und gerecht waren diese menschenfreundlichen Ergießungen des Schmerzes, wie gegründet die Klagen über das schreckliche Loos dieser unschuldigen

schuldigen Schlachtopfer." Der Verf. schildert nun von S. 109 an die Erziehung der armen Kinder — nach den Regeln von la Trappe, so daß man das Wort leider treffend genug findet, welches der schon erwähnte Verf. der Möncherei von jener Anstalt sagte: „Die Klosterpforte verschloß den armen Kleinen die Himmelspforte der Natur, und Mönchszwang, Liebe genannt, sollte ersetzen Aelterntreue und Geschwisteranhänglichkeit." Ihre Haare waren abgeschoren, und sie waren gleich ihren Lehrern in Mönchskutten gehüllt. Die Nahrung schlecht, der Todtenkopf in der Celle. Außer den Lehrstunden das gebotene Schweigen, daß man wähnte unter Taubstummen zu wandeln. Unbarmherzige Strafen. Man sahe dort Kinder auf den Boden hingestreckt, über welche alle übrige Zöglinge zu gehen genöthigt wurden; Anderen wurden Scherben von zerbrochenen Töpfen an den Hals gebunden und sie mußten Tagelang so herumgehen; Andere warf man, an Händen und Füßen gebunden, in die dunkelsten Löcher, wo sie Monate lang zubringen und bei Wasser und Brode täglich grausame Geiselhiebe erleiden mußten. Auf ein bloßes Lächeln, auf einen Wink, auf ein Umdrehen des Kopfes während der Lehrstunden oder beim Gottesdienste, auf ein auch nur leise gesprochenes Wort folgten solche oder ähnliche Strafen. Und wie konnte die Lehre, wie der Unterricht seyn bei Männern, die völlig unwissend und nach dem Gebote ihrer Ordensregel verpflichtete Verächter alles besseren Wissens waren! Manche dieser beklagenswerthen Schüler, sagt der Verf. S. 110, starben unter den entsetzlichsten Qualen, welche herzlose und barbarische Lehrer über sie verhängten, Andere wurden wahnsinnig, Andere suchten durch die Flucht ihren Peinigern zu entkommen, wurden aber zum Theil' wieder zurückgebracht und wegen ihres — doch so natürlichen — Strebens nach Freiheit schrecklich gemißhandelt, Manche wollten sich aus Verzweiflung selbst tödten, Alle aber, die längere Zeit in jener

Anstalt

Anstalt verweilten, verkrüppelten an Körper und Geiste. — Wer schaudert vor solchen Abscheulichkeiten nicht zurück, wer trauert nicht über die auf solche Weise geschändete Menschheit! Und doch rühmte sich der Abt, er habe alle diese Einrichtungen auf Eingebung des göttlichen Geistes getroffen, und äußerte bei mehrern Gelegenheiten selbstgefällig und gleißnerisch, er wolle seinen Zöglingen keine gewöhnliche Erziehung geben, sondern dieselben zu einem hohen Grade der Vollkommenheit führen. Diese Gräuel, geheim gehalten und in mönchischer Verborgenheit geübt, deckte endlich der Exjesuit Leclerc in der Schrift: Die enthüllten Trappisten, auf, und der edle König Friedrich Wilhelm III von Preußen machte ihnen gegen Ablauf des Jahres 1802 ein Ende.

Mit der Rückkehr der Bourbonen begann für die vertriebenen Finsterlinge eine neue, wiewohl, zum Heile der Menschheit, kurze Aera. Nicht nur die alte Trappistenabtei im Walde von Perche blühete wieder auf, sondern es entstanden auch noch an verschiedenen andern Orten in Frankreich Klöster derselben Regel und zwar sowohl für Mönche als für Nonnen. Der Verf. zählt die einzelnen Niederlassungen auf, wobei uns besonders die Modification merkwürdig war, welche der Klostersinn dahin ausgewanderter Trappisten in dem mehr auf praktische und materiale Interessen gerichteten England gewonnen hatte. Kaum hatten diese Ordensbrüder sich in dem ihnen von den Bourbonen eingeräumten la Meilleraye wieder angesiedelt, so wendeten sie ihre im Auslande erworbenen Kenntnisse mit emsiger Rüstigkeit an. Sie bestellten den Boden nach dem von den Engländern erlernten Systeme der Fruchtwechselwirthschaft, hoben den Wiesenbau, und legten als ökonomische Gewerbe Mühlen, eine treffliche Brauerei, Werkstätten für Wagner, Schreiner, Schmiede, Woll- und Leinwandarbeiter und dergleichen an. Die Uebrigen aber waren geblieben was sie waren, und wie Eulen brüteten und grollten

sie

sie in der Einsamkeit ihrer unnützen Klöster. Aber bald wurden sie abermals aufgescheucht. Mit dem Sturze der älteren Linie des Hauses Bourbon sank auch das Reich klösterlicher Finsterniß. Nach der Julirevolution brach die Morgenröthe eines hellern und reinern kirchlich-religiösen Lebens in dem französischen Reiche an. Die neue Regierung schmiegte sich nicht wie die alte in die Fesseln der römischen Hierarchie, der Katholicismus hörte auf Staatsreligion zu seyn, und man ergriff wirksame Maßregeln, um allen, das Wohl des Staats gefährdenden, Einfluß der Klöster und Congregationen zu verhindern. Sie wurden für aufgehoben erklärt. Das oben erwähnte Trappistenkloster la Meilleraye sträubte sich am Längsten gegen die Befehle der Regierung, im Verhältnisse zu den übrigen freilich auch mit größerem Rechte. Es nahm das Eigenthumsrecht jedes freien Franzosen in Anspruch, und wurde von der in Paris bestehenden „Gesellschaft zur Vertheidigung der Religionsfreiheit" unterstützt. Jedoch die Regierung drang durch und es wurde der Aufhebungs-Befehl des Präsidenten des Conseils, Casimir Périer, unter dem 6. August 1831, auch an dieser Abtei vollzogen. Nicht anders ging es den Trappisten in mehrere Kantonen der Schweiz. Der große Rath von Solothurn sprach in seiner Sitzung vom 26. Mai 1832 die vernünftige Meinung aus, „daß man nach Val-Sainte thätige Menschen und nicht frömmelnde Sonderlinge senden müsse, wenn man das überhaupt träge Alpenvölklein zur Arbeit gewöhnen wolle, und daß man seine Bettler nicht durch fremde Mönche solle füttern lassen." In andern Kantonen dagegen, namentlich in Wallis und Graubündten, wurden noch zu Klöstern Plätze angewiesen und die Schwärmer geduldet. Mit dem Blicke aber auf das Allgemeine schließt der Verf. unter guten Vorbedeutungen. Die Ereignisse unserer Tage, meint er, geben der frohen Hoffnung Raum, daß das Mönchswesen, diese Ausgeburt der Schwär-

merei

merei und verkehrten Religionsbegriffe, wenigstens in den civilisirten Staaten, seinem Untergange nahe sei. Bei der einmal verbreiteten Masse richtigerer Ansichten und in Folge heller Erkenntniß werde man immer mehr in der Ueberzeugung erstarken, daß man durch Werkheiligkeit, durch mechanische Andachtsübungen und durch grausame Kasteiungen und Selbstquälereien die Krone der Gerechtigkeit nicht zu erringen vermöge, sondern die Kräfte des Geistes und des Körpers harmonisch entwickeln, Gutes wirken, männlich kämpfen und dulden, mit einem Worte, menschlich leben müsse, um selig zu sterben.

Zum Behufe des größern nicht eigentlich gelehrten Publicums, das der Verf. im Auge hatte, gibt er zu besserer Verständigung im Anhange Auskunft über Jesuiten, Karthäuser, den heiligen Antonius, Rancé's Schriften, die Jansenisten, die Fakirs in Indien, und Aehnliches. Seine Sprache ist edel. Das Lesen seiner Schrift aber würde er noch angenehmer gemacht haben, wenn es ihm gefallen hätte, das Geschichtliche in Abschnitten zu erzählen. Jeder Leser ruht gern aus, und sieht sich gern um.

De Cabbalistica, quae Apocalypsi inesse dicitur, forma et indole. Dissertatio, quam S. Rev. Theoll. ordinis Rostochiensis auctoritate — publice defendet *Henr. Andr. Chr. Hävernick* S. S. Theologiae Licentiatus. Rostochii literis Adlerianis. 28 SS. 8.

Am 11. Decemb. 1834 ist, wie der Titel, den wir abgekürzt gegeben haben, sagt, von 10 Uhr an diese Disputation öffentlich vertheidigt worden. Sie ist ein Zeichen der Zeit und darum gehört eine Anzeige derselben in die krit. Pred.-Bibliothek. Der Hr. Verf. sucht zu beweisen, daß die Apokalypse, die

die er für eine Arbeit des Apostels Johannes hält, oder vielmehr des heiligen Geistes, der sich des Apostels nur als seines Schreibers bedient habe, nicht aus der Kabbala zu erklären sei. Zu diesem Behufe werden erst Bemerkungen über das Wesen der Kabbala vorangeschickt, dann einige Stellen, die man kabbalistisch gefunden hat (Cap. 21 — 22, 8. Cap. 13, 18. Cap. 2, 17. Cap. 1, 4. rc.), besprochen, dieß geschieht mit vielen und großen Licenzen, woran es auch in den angehängten 20 merkwürdigen Thesen nicht fehlt.

Vor Allem erwartet man hier eine genaue Bestimmung dessen, was denn die Kabbala eigentlich sei? und S. 2 werden wir belehrt, am Beßten definire man sie: theologia speculativa Judaeorum, denn sie sei eine philosophandi ratio, nach welcher man die Glaubenssätze erläutert, oder vielmehr auf den Grund dieser Sätze ein ganz neues Lehrgebäude errichtet habe. Wäre diese Definition richtig, so könnte kein Mensch in dem, auch von dem Verf. besprochenen Ziffer- oder *Buchstabenspiele* Cap. 13, 18 vernünftiger Weise die Kabbala finden; weiter unten S. 13 erfahren wir, die Kabbala sei eine **Kunst** (ars), und dieß beweist, daß die Ausdrücke: **speculative Theologie, Philosophieweise, Kunst** dem Herrn Licentiat H. für Synonyme gelten, was wir für eine Licenz erklären müssen. Wollten wir aber das nach dem bekannten: in verbis simus faciles, modo conveniamus in rebus, auch hingehen lassen, so stellen sich hier, in der Principfrage, noch größere Licenzen heraus. S. 1 nämlich lesen wir, die Kabbala habe entstehen müssen, als die Juden durch das babylonische Exil mit andern Völkern in Verbindung getreten wären, von diesen Manches angenommen und **die Stimme inspirirter Prophetie nicht mehr vernommen hätten.** Hiernach würde aber die Kabbala Nichts als Irrsal haben zu Stande bringen können, da bekanntlich die Vernunft durch die Erbsünde stockblind und mit dem größten Verderben behaf-

behaftet worden ist. Auf dieses hochwichtige Dogma von der Erbsünde legt der Verf. ein solches Gewicht, daß er in der 19. Thesis auf der letzten Seite ausdrücklich sagt, verwerfe man die Lehre von der Erbsünde, so lasse sich gar keine christliche Sittenlehre zu Stande bringen. Rec. hatte diese Thesis gelesen, ehe er zum Lesen der dissertatio kommen konnte, folglich mußte er glauben, daß es nach dieser Aeußerung S. 1 der Kabbala, diesem Producte der Erbsünde, sehr schlecht gehen werde. Wie groß war nun sein Erstaunen, als er S. 8 las: est enim Cabbala Judaismi *γνῶσις*, *neque haec a revelatione omnino est aliena*, *immo unâ cum revelatione data* in (was soll das in hier? doch auf den Styl kommen wir weiter unten) *eâque comprehensa*, *ut nonnisi sit enucleanda*, *quod tamen ipsi revelationi convenienter fieri debet*, *ut existat γνῶσις ἀληθινή*, *neque ψευδώνυμος*. Wie? aus Etwas, worauf die durch den Sündenfall durch und durch verderbte Menschenvernunft durch eigene Kraft gekommen ist, sollte sich die echt christliche *γνῶσις* ableiten lassen? Da ist Hr. H. entweder in der Lehre von der Erbsünde ein Ketzer, oder es steht schlecht um seine Logik. Wir müssen wohl das Letztere annehmen, denn an der Lehre von der Erbsünde hängt er gewiß sehr vest, und auf Widersprüche und logische Sünden stößt man in dieser Licentiatschrift allenthalben. Nur einige Beispiele. S. 11 wird zugestanden, daß sich von der Schriftlehre, einst werde die Welt durch Feuer untergehen, auch in den Schriften der heidnischen Weltweisen Spuren fänden. Allein daraus folge Nichts. „Esse ubique *semina* veritatis oportet, quia regnum mendacii eo, quem *absolutum* vocant, sensu existere nequit: mendacium enim eâ tantum, quae in ipsò est, veritatis parte vel minimâ sustinetur.“ Das streift an den Rationalismus: oder wie konnte Hr. H. behaupten, daß die blinden Heiden in göttlichen Dingen auch

nur

nur das geringste Wahre hätten erkennen können, wenn er nicht mit seiner 19. Thesis in den augenfälligsten Widerspruch gerathen wollte? Und mußte es nach dem Sündenfalle bei der Erbsünde vor dem Eintritte der Erlösung nicht absoluten Irrsal in spiritualibus geben?

Nach S. 10 ist der heilige Geist Verfasser aller Schriften des alten und neuen Testaments. Wohl! aber S. 9 und anderwärts wird vom Verf. der Apokalypse so geredet, als wäre es ein Mensch. „Er konnte mit den artificiis der Chaldäer bekannt werden." Der heilige Geist? „Es war angemessen, daß er, ein Schriftsteller späterer Zeit, die frühern Propheten nachahmte." Der heilige Geist? Dieser hätte vielmehr nach Obigem sich selbst nachgeahmt. „In intima foederis cum Israele facti adyta intrat: oracula antiqua penitus perspicit." Der heilige Geist? Wer kann daran zweifeln, da die alten Weissagungen sein Werk waren und er Alles ergründet, auch die Tiefen der Gottheit? Wird noch hinzugesetzt, er betrage sich im ganzen Buche, wie es sich für einen Christen eignet und gebührt (sicuti Christianum decet), so wird doch die Decenz, mit welcher von der dritten Person der Gottheit zu sprechen ist, allzusehr vermißt, und das müssen wir um so entschiedener mißbilligen, da der Verf. in der 16. Thesis sagt: S. Trinitatis dogma ut script. sacrae maxime consentaneum, ita fidei christianae fundamentum est solidissimum.

Als ein Beispiel logischer Schwäche führen wir nur noch an, daß Hr. H., nachdem er mehrere Exegeten, die den Inhalt der Apokalypse kabbalistisch finden, namhaft gemacht, fortfährt: erant tamen nonnulla, quae, nisi omnia nos fallunt, paullo cautiores reddere poterant nostros theologos. Jedermann erwartet hier gewiß Gründe gegen die kabbalistische Deutung der in Rede genommenen Schrift, aber dergleichen werden nicht gegeben, sondern es wird nur ange-

angeführt, daß zwei Theologen in diesem Stücke gleicher Meinung mit dem Verf. wären. Hr. H. schließt demnach: weil zwei Theologen gesagt (aber keineswegs bewiesen) haben, das Buch sei nicht kabbalistisch, darum darf man nur caute von der Kabbala der Apokalypse sprechen, das ist doch ein Beweis, der, wie Luther sagt, tapfer klingt.

Wir kommen zu den philologischen Licenzen und gestehen, daß es uns sehr schwer wird, hier im Lateinischen eine Auswahl zu treffen, da jede Seite die unglaublichsten Verstöße gegen Grammatik und Sprachgebrauch darbietet. Natura non content*us* (die nicht zufriedene Natur) steht gleich S. 1. Populus, e *quibus* (das Volk, aus welchem) S. 8 an Befolgung der Regeln von der consecutio temporum ist nicht zu denken, Vieles würde ein Römer gar nicht verstehen und reich ist das Schriftchen an Germanismen. Alle diese Unbilden hat man z. B. gleich in zwei Sätzen S. 7 beisammen: „Variae sunt formae, sub quibus christianismus manifestatus est in verbo divino (das hätte Cicero schwerlich verstanden), ita ut veritas, quae semper una eademque est, varia quasi indumenta *subeat* (lies subierit), quibus ut ad homines proprius *accedat* (lies accederet) *efficitur* (lies effecta sit). Hoc autem formae est, ut nunquam vim exerceat in veritatem; haec enim, si modo est veritas, talis est, *ut formam sibi submittat eandemque sibi adaptet* (Germanismus). S. 11 ist *dependere* das Wort und tempus gleich falsch gebraucht: *pependisse* sollte es heißen. Wo S. 13 oben *deberet* steht, hätte *debuerit* gesetzt werden sollen. S. 20 lesen wir: est enim Deus Israelis, Servator populo promissus, cujus *apparitionem* (!) patres exspectabant, *quae nunc impleta erat*, hic intelligendus. S. 21 kommt *apparitio* noch ein Mal vor. S. 9 „nec vero praetermittendum, in illo V. T. usu auctorem apocalyps. ita *versatum*

esse

esse, ut idealem — sensum inde diligentissime *eliciat* (lies eliceret)." Die Leser sehen aus diesen paar Beispielen (denn wir können hier nicht das ganze Exercitium durchcorrigiren), wie es um die Latinität des Verfs. steht.

Im Griechischen hat Hr. H. mit den Männern seiner Partei das gemein, daß er die Accente häufigst falsch setzt, tiefe, aber grundfalsche grammatische Bemerkungen macht und selbst die griechische Sprache mit neuen Schöpfungen zu bereichern strebt. S. 1 lautet das Citat aus Kol. 2, 18 *ἅ μὴ ἑώρακεν* st. ἃ. Dieß könnte wohl ein Druckfehler seyn; allein S. 12 und 13, wo die berühmte Menschenzahlstelle (Cap. 13, 18) besprochen wird, steht sechs Mal *ἄριθμος* st. *ἀριθμὸς*; da ist gewiß mehr als Druckfehler, wie auch S. 14 in dem *αἰνιγματωδῶς* st. *αἰνιγματώδως*. Tief sind die sprachlichen Bemerkk. des Verfs. zu der Menschenzahlstelle. Er verwirft die nach dem Vorgange einiger namhafter Ausleger (*antecedentibus* sagt Hr. H. st. praeeuntibus) von Mehrern gebilligte Erklärung, welche *ἀριθμὸς ἀνθρώπου* durch numerum hominis *nomen* indicantem erklären, dieß sei zuvörderst hart (*durius* est, quam ut ferri possit). Aber heißt denn nicht V. 18 *ὁ ἀριθμὸς τοῦ θηρίου* die das Monstrum bedeutende Zahl? Doch die Hauptsache soll seyn (wir übergehen einige andere angeführte Nichts sagende Gründe), daß nach dieser Erklärung weder *γάρ*, noch *ἀριθμός* ohne Artikel stehen könnte. Das ist nicht so gelehrt und tief, als es klingt, denn man hat zu bedenken, daß hier eine von den Stellen vorliegt, wo man das Subject aus dem unmittelbar Vorhergehenden suppliren muß. Vollständig sollte es heißen: *ὁ γὰρ ἀριθμὸς τοῦ θηρίου* (Subject) *ἀριθμὸς ἀνθρώπου ἐστί*, vergl. z. B. Röm. 7, 13. Ganz unanstößig ist hier das *γάρ*: es heißt nämlich. Die von Hrn. H. gebilligte Erklärung Bleek's: „eine menschliche Zahl, d. h. auf die Weise berechnet, wie die Menschen zu berechnen pflegen," ist

 durch-

durchaus unstatthaft. Hier ist verwechselt ἀριθμός Zahl, das Resultat des Zählens und λογισμός die Berechnung, d. h. die Operation des Zählens. Nirgends ist ἀριθμός so viel als λογισμός. Bereichert hat endlich der Verf. die griechische Sprache mit dem von ihm S. 4 geschaffenen Worte χειραγωγή st. χειραγωγία.

Die tiefen Exegeten unserer Tage erlauben sich bei ihren Citaten die frevelvollsten Licenzen. Sie citiren nach, was sie von Andern vorcitirt finden, das selbsteigene Nachschlagen der Stellen scheinen sie ganz in der Regel zu unterlassen; was sie aber ansehen, pflegen sie nur obenhin anzusehen. Daher lassen sie viele Schriftsteller sagen, was diesen nicht in den Sinn gekommen ist. Kurz, sie geben Falsa und verfälschen Gottes- und Menschenwort. Hävernick ist auch in diesem Stücke seiner Schule und Partei gleichgeblieben. S. 15 (*) citirt er falsch aus Wetstein. Die angezogenen Stellen bei Artemidor stehen nicht I, 12, sondern I, 11; nicht 4, 26, sondern 4, 24. S. 3 steht, Dionysius Alexandr. habe nach dem Berichte des Eusebius gefühlt, aber nur kürzlich angedeutet (sensisse, sed magis verbo indicasse, quam exposuisse), daß die Kabbala in der Apokalypse angewendet worden sei. Hiervon sagt Dionys. keine Sylbe, sondern er bemerkt nur, daß die Offenbarung Johannis nicht eigentlich verstanden werden dürfe, und daß er das auf keinen Fall von dem Apostel Johannes geschriebene Buch nicht verstehe. S. 5 wird es mißfällig bemerkt, daß sich Ewald noch schwerere Invectiven auf den Johannes erlaubt habe, als Semler (gravius etiam in Johannem invectus est). Allein Ewald (vergl. dessen Commentar S. 78) glaubt zwar wohl, daß ein Johannes die Apokalypse geschrieben habe, nur nicht der Apostel Johannes. S. 6 (*) wird Lücke unter Denen genannt, die da zugestehen, fuisse Johanni Cabbalae cognitionem. Allein auch Lücke spricht diese Schrift

dem

dem Apostel Johannes ab und hält sie für die Arbeit eines unbekannten Judenchristen. Wie ungenau ist das Citat S. 18 unten Oracc. Sibyll. I. p. 111 seqq.? Nach welcher Ausgabe denn? Auf jeden Fall war der Vers anzugeben. Rec. hat die Stelle nicht auffinden können.

Zum Voraus erwartet man, daß Hr. Hävernick auf die neuern Exegeten und Theologen, die nicht von seiner Partei sind, sehr übel zu sprechen seyn werde. Diese Erwartung wird nicht getäuscht. Man lese, was S. 5 geschrieben steht. Sie sind Ketzer, weil sie die Apokalypse nicht für echt und apostolisch halten, dieß wird so dargestellt: sie wollen den göttlichen Schriftsteller um seine Ehre bringen. Wirklich? Wer leugnet, daß ein von Vielen für inspirirt gehaltenes Buch einen inspirirten Verf. habe, welchen gottbegeisterten Schriftsteller will denn der um seine Ehre bringen? Nicht doch, sondern das Buch will man um seine Ehre bringen, für ein göttliches zu gelten, d. h. man will zeigen, daß es die Ehre nicht verdiene, einem wahren Propheten oder Apostel als Verfasser anzugehören. Ist dieß nach der rostocker Licentiatenlogik und Dogmatik ketzerisch, so ist diese Ketzerei wenigstens sehr alt, vergl. Eusebius K. Gesch. 3, 26., so war, vieler Anderer nicht zu gedenken, Luther ein arger Ketzer, als er schrieb: „die Offenbarung Johannis halte ich weder prophetisch, noch apostolisch, — sondern achte sie fast gleich dem 4. Buche Esdr., und kann allerdings nicht spüren, daß es vom heiligen Geiste gestellt sei; Jedermann halte davon, was ihm sein Geist gibt; mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken."

Nicht minder erwartet man von Vorne herein, daß Hr. H. die Repristination der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts beabsichtigen werde. So ist's wirklich, wie die angehängten 20 Theses zur Genüge beweisen. Hier liest man unter Anderem: (XIII) rationis usus in Theologiâ dogma-

ticâ

ticâ nonnisi *formalis* esse debet, nunquam *materialis.* Also sogar in der Theologie, d. h. in der wissenschaftlichen Behandlung der christlichen Glaubenslehre ist nur ein formaler Vernunftgebrauch erlaubt? Das ist noch Viel mehr, als die orthodoxen Theologen sonst wohl forderten. In Beziehung auf die geoffenbarte Religionslehre fanden sie den materialen Vernunftgebrauch unzulässig, keineswegs aber in *Theologiâ* dogmaticâ, bei der Errichtung eines dogmatischen Lehrgebäudes, wo tausend philosophische, geschichtliche rc. Dinge zur Sprache kommen und doch wohl nach Vernunftprincipien beurtheilt werden müssen. Leider! ist aber Hr. H. über seine Thesis noch hinausgegangen, denn wenn er sich selbst nicht auch von dem formalen Vernunftgebrauche dispensirt hätte, so könnte sein Büchlein nicht so voll von Widersprüchen seyn. Die Lehre von der Erbsünde ist nicht übergangen, denn die 19. Thesis lautet: peccati originalis dogmate abjecto christiana morum doctrina confici nequit. Was der Verf. meint, sieht man wohl: ohne das augustinische Dogma von dem Grundverderben der menschlichen Natur lasse sich keine christliche Moral zu Stande bringen. Wir haben bisher immer geglaubt, daß eben die christliche Sittenlehre eines Dogma's völlige Unchristlichkeit beweise. Denn wie könnte der Erlöser, wie könnten die Apostel uns die sittlichen Gebote geben, die das N. Testam. enthält, wenn wir von Natur so grundverderbt wären, wie Augustin will? Allein conficere heißt auch zu Grunde richten, ruiniren, und, diese Bedeutung angenommen, hätte die hävernick'sche Thesis einen sehr richtigen Sinn. Nichts ist geeigneter, die reine, göttliche, christliche Sittenlehre zu Grunde zu richten, als die kirchliche Lehre von der Erbsünde.

Wir wundern uns sehr, daß die theologische Facultät in Rostock dieses Machwerk unter ihrer Auctorität (vergl. den Titel summe Rever. Theol. Ordinis Rostoch. *aucto-*

ritate

ritate etc.) hat ausgehen lassen, und daß das ganz ungebührliche Verlangen des Verfs., akademischer Lehrer der Theologie zu werden, auf Einreichung eines solchen Speciminis nicht ohne Weiteres zurückgewiesen worden ist. Müssen sich denn in Rostock die Licencianden nicht, wie auf andern Universitäten, einem Examen vor der Facultät unterwerfen? Aber was kann das für ein Examen rigorosum gewesen seyn, wenn der Verf. dieser Dissertatio darin bestanden hat? Hat er aber nicht bestanden, wie hat ihn die Facultät ohne grobe Verletzung ihrer Amtspflicht zum Licentiaten promoviren können? Was soll aus unsern Universitäten werden, wenn auf ein solches Libell das Recht, theologische Vorlesungen zu halten, ertheilt wird?

Kirchengeschichte. Lehrbuch für akademische Vorlesungen von D. **Karl Hase**. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1834. X und 611 SS. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn der Verf. keine andere Veranlassung zur Herausgabe dieses Lehrbuchs angedeutet hätte, als die, welche er im Anfange der Vorrede als die nächste bezeichnet, das Abgehn von Lust und Zeit, die Sätze noch ferner zu dictiren, die er bisher seinen kirchengeschichtlichen Vorträgen zu Grunde gelegt habe: so würden wir uns dadurch zu einer nachsichtigen Beurtheilung seiner Arbeit aufgefordert fühlen. Er gibt aber durch die Aeußerung, daß die kirchliche Geschichtschreibung (soll doch wohl die Kirchengeschichtschreibung seyn) schon lange nicht mehr auf den Höhen der Zeit stehe, und durch die absprechende Kritik über die vorhandenen Leistungen auf diesem Felde sehr deutlich zu erkennen, daß er durch sein Buch mindestens dazu beitragen wolle, die Kirchengeschichte auf jene Höhen zu erheben,

und

und macht es seinen Recensenten zur Pflicht, nachzumessen, um wie viel hier jene Disciplin wirklich gehoben worden sei. Wie dem Herrn D. Hase der gegenwärtige Stand derselben erscheint, erhellt noch näher aus seinem Urtheile über Gieseler's Kirchengeschichte. Er rühmt nämlich derselben nach, daß ihr Text für sich gedruckt noch immer das beßte Lehrbuch abgeben werde, obgleich er gegen den Reichthum der Quellen in den Noten doch zuweilen allzubescheiden zurücktrete; die Auswahl der Quellen sei so umsichtig, daß wohl auf lange Zeit das Bedürfniß erfüllt sei; aber, so schließt bedeutend die Censur, eine Zusammenstellung der Quellen ist noch nicht das Ziel der Geschichte. Da es also das beßte vorhandene Lehrbuch noch nicht weiter als zu einer Zusammenstellung der Quellen gebracht hat: so wird es mit der Kirchengeschichte so stehen, daß zwar Material in hinlänglicher Menge zusammengebracht ist, daß aber demselben noch der belebende Geist fehlt. Es war, ehe das vorliegende Lehrbuch erschien, die Kirchengeschichte dem rohen Geschöpfe des saturninischen Demiurgen gleich, welches den Himmelsfunken des Geistes erwartete, um sich aufrecht zu erheben. Hohe Zeit war es also, daß der Geist erschien, um die unförmliche Masse zu durchdringen, zu gestalten und zu beleben.

Diesen Geist müssen wir nun nach der ganzen Haltung der Vorrede in dem vorliegenden Lehrbuche erwarten; und um so auffallender ist das Ergebniß einer auch noch so nachsichtigen Prüfung desselben. Denn so weit Gieseler's Kirchengeschichte reicht, scheint sie bei aller Umstellung der Paragraphen sehr deutlich durch die ganze Arbeit hervor; und zwar hat der Verf. nicht bloß durch die dort gegebenen Quellenauszüge nach seinem naiven Ausdrucke sein Bedürfniß gestillt, sondern er folgt auch in den historischen Combinationen und Urtheilen jenem Werke so sehr, daß seine Arbeit sehr häufig nur ein Decoct aus demselben ist. Das Eigenthum des Verfs. beschränkt

schränkt sich Theils auf einzelne Zusätze und Erörterungen, die aber kein besonderes Quellenstudium verrathen, Theils auf Anordnung, Ausdruck, kecke Urtheile und eine große Menge historischer Unrichtigkeiten, über welche Gegenstände wir jetzt näher berichten wollen.

Wir gestehen dem Verf. gern ein namhaftes Talent zu, und erkennen auch die Spuren desselben in dem vorliegenden Lehrbuche willig an. Er hat einen körnigen Ausdruck in seiner Gewalt, weiß oft auf eine überraschende Weise kurz und treffend ganze historische Massen zu charakterisiren, und so hat sein Lehrbuch durch prägnante Kürze eine größere Reichhaltigkeit gewonnen, als andere Compendien von demselben Umfange. Aber eben so sehr sieht man demselben auch eine oberflächliche Kenntniß des geschichtlichen Stoffs, und überhaupt einen Mangel an Reife an, welcher noch unangenehmer auffällt, da er sich hinter kecken Urtheilen und einem entscheidend absprechenden, oft mit Bildern und Blumen geschmückten Ausdrucke zu verbergen strebt. Je verderblicher eine solche Behandlungsweise, welche bei der jetzt gewöhnlichen Ueberschätzung der Form nur zu leicht den Ruf einer geistreichen erwirbt, dem Gedeihen der Wissenschaft ist, desto mehr glauben wir dieselbe ernstlich rügen zu müssen. Nun können wir zwar nicht alles in dem vorliegenden Buche Tadelnswerthe hier nachweisen; indeß wollen wir doch durch eine hinlängliche Anzahl von Beispielen unser Urtheil begründen.

Zuvörderst ist die Anordnung des historischen Stoffs vielfach befremdend. Die Kirchengeschichte zerfällt hier in drei Haupttheile, die alte, mittlere und neue, und diese theilen sich wieder nach folgendem Schema. Erstes Buch. Alte K. G. Per. 1. bis Constantin 312 (Abschn. 1 bis zum Tode des Johannes 117. Abschn. 2 bis 312) Per. 2. bis Karl d. G. 800 (Abschn. 1 bis 451. Abschn. 2 bis 800). Zweites Buch. Mittle K. G. Per. 3. bis Innocentius

centius III 1216. Per. 4. bis zur Reform. 1517. Drittes Buch. Neue K. G. Per. 5. bis zum westphäl. Frieden 1648. Per. 6. bis 1833 (Abschn. 1. bis 1789. Abschn. 2. bis 1833). Wenn die Perioden nicht durch willkürliche Ruhepuncte, sondern durch Erscheinungen, welche dem kirchlichen Entwickelungsgange eine neue bleibende Richtung geben, begrenzt seyn sollen: so läßt sich gegen jene Periodentheilung Manches einwenden. So groß und einflußreich auch Karls d. G. Wirken in der Kirche war, so ist durch ihn doch kein neues Element in die kirchliche Entwickelung gekommen. Seine Thätigkeit ging nur auf Wiederherstellung, nicht auf neue Schöpfung, und nicht lange nach ihm ging ja der größte Theil seiner kirchlichen Veranstaltungen, Theils in den eintretenden politischen Wirren, Theils in den durch Pseudoisidorus neu begründeten Verhältnissen unter. Eben so Wenig kann durch Innocenz III eine Periode begrenzt werden; denn so bedeutend auch dieser Papst hervortritt, so schreitet er doch nur auf dem von Gregor VII vorgezeichneten Wege fort, ohne neue Bahnen zu brechen. Wenn es dem Verf. in der alten K. G. angemessen schien, die Perioden in kleinere Abschnitte zerfallen zu lassen, so ist nicht abzusehen, weßhalb er in der mittleren K. G. es nicht gethan hat, besonders da sich hier Erscheinungen darboten, welche weit mehr als die Synode von Chalcedon Epoche machen, und Zeiten von ganz verschiedenem Charakter trennen. Besonders fühlbar ist der Mangel eines Abschnittes bei Gregor VII; indem die Zeiten vor und nach diesem Papste nicht gehörig geschieden sind, so tritt auch die von demselben ausgehende ungeheuere Veränderung in allen kirchlichen Verhältnissen nicht auf eine angemessene Weise hervor. Wir werden unten sehen, wie in der Darstellung der hierarchischen Beziehungen dieses Zeitraums der Mangel dieser Scheidung zu vielen historischen Unrichtigkeiten geführt hat.

Nicht minder haben wir an der Anordnung des Materials

inner-

innerhalb der einzelnen Perioden Anstoß nehmen müssen. Beispielsweise wollen wir in dieser Beziehung nur die erste Periode durchmustern, indem wir das Schema mit eingestreueten Bemerkungen geben. Absch. 1. Die apostolische Kirche, bis zum Tode des Johannes. Cap. 1. Das Judenthum als historische Grundlage des Christenthums §. 19 Quellen, §. 20 Moses, §. 21 der hebräische Staat (wie ein Abriß der Geschichte des Moses und des hebräischen Staates vor dem Exile in eine christliche Kirchengeschichte gerathen ist, dürfte schwer einzusehen seyn. Die Kirchengeschichte bedarf zur Grundlegung nur einer Darstellung des Judenthums, wie es zur Zeit Jesu war, und aus der frühern Geschichte nur, was zum Verständnisse dieser Darstellung nothwendig ist. Die Nachweisung, wie es so geworden sei, ist hier ganz fremd. Moses gehört hier nur her in der Gestalt, wie er zur Zeit Jesu von den Juden gedacht wurde, nicht aber, wie der Verf. den neuern kritischen Forschungen nachgehend sich sein Bild construirt). Cap. 2. Das Leben Jesu. Cap. 3. Gründung der Kirche unter den Juden bis zur Zerstörung Jerusalems. Cap. 4. Das griechische und römische Heidenthum. Cap. 5. Gründung der Kirche unter den Heiden bis zum Tode des Johannes. (Das Capitel über das Heidenthum, in welchem man wiederum bis auf Sokrates und in die ersten Zeiten der römischen Republik zurückgeführt wird, nimmt sich mitten in der Kirchengeschichte wunderlich aus, und hat um so mehr eine unpassende Stelle, weil es zwei genau in einander eingreifende Capitel von einander trennt. Auch würden wir Cap. 3. und 5. nicht auf die gewählte Weise getrennt haben. Denn da Cap. 3. sich auf die Gründung der Kirche unter den Juden beschränken will, so hat daselbst §. 47 die Gründung der Gemeinde zu Antiochien ohne die doch genau mit derselben zusammenhängende erste Verbreitung des Christenthums unter den Heiden berührt werden müssen; und für die Geschichte der

Juden-

Judenchristen nach der Zerstörung Jerusalems, für Nazaräer, Ebioniten, Sampsäer hat sich kein anderer Platz gefunden, als im fünften Capitel, welches doch von der Gründung der Kirche unter den Heiden handeln soll. Auffallend ist am Ende dieses Capitels noch die Ordnung: §. 74. apostolische Väter. §. 75. Johannes, also Lebensläufe in aufsteigender Linie). Absch. 2. Die Bildung der katholischen Kirche, bis Constantin. Cap. 1. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume und Judenthume. §. 77. Der Volkshaß gegen die Christen. §. 78. Das Eingreifen der Regierung. §. 79. Das Verfahren der einzelnen Kaiser bis 268. §. 80. Die Märtyrer. §. 81. Ein anderer Messias (Bar Cochba). §. 82. Literarische Bestreitung des Christenthums. §. 83. Der Neuplatonismus. §. 84. Die christlichen Apologeten. §. 85. Methode der Apologetik. §. 86. Ausbreitung des Christenthums. §. 87. Die letzten Verfolgungen. (Die literarische Bestreitung des Christ. §. 82. und die von dem Neuplatonismus ausgegangene §. 83. stehen doch mit dem Volkshasse §. 77. in Wechselwirkung, und helfen das Verfahren der Regierung bedingen; das Bedingende darf man aber vor dem Bedingten erwarten. Wie ferner Bar Cochba §. 81. an diese Stelle kommt, warum die Verfolgungen in §. 79. und §. 87. getrennt sind, weßhalb der Abschnitt über Märtyrer der Geschichte der ersten Verfolgungen angehängt ist, gleich als ob dieselben nur diesen Zeiten angehörten: alles Dieses dürfte schwer anzugeben seyn.) Cap. 2. Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche. Cap. 3. Das kirchliche Leben. §. 96. Die christliche Sitte. §. 97. Der heilige Antonius. §. 98. Die Kirchenzucht. §. 99. Die Montanisten. §. 100. Die Novatianer. §. 101. Heilige Zeiten und Osterstreit. §. 102. Heilige Orte und ihre Ausschmückung. §. 103. Heilige Handlungen. §. 104. Cyprianus. Cap. 4. Die Kirchenlehre, ihre Gegensätze, und ihre wissenschaftliche Auffassung.

§. 105.

§. 105. Inbegriff und Quell des Kirchenglaubens. §. 106. Ausbildung des kirchlichen Lehrbegriffs. §. 107. Der Gnosticismus. §. 108. I. Syrische Gnostiker. §. 109. II. Hellenische Gnostiker (d. i. alexandrinische Gnostiker). §. 110. III. Christliche Gnostiker (Marcion und Bardesanes). §. 111. Einwirkung des Gnosticismus auf die Kirche. §. 112. Der Manichäismus. §. 113. Die historisch-kirchliche Theologie (Irenäus, Tertullianus). §. 114. I. Die Schule von Alexandrien. §. 115. II. Grundzüge der alexandrinischen Theologie. §. 116. III. Einfluß des Origenes. §. 117. Nachtrag zur Literatur (Athenagoras, Jul. Africanus, Hippolytus, Lactantius). §. 118. Apokryphische Literatur. §. 119. Subordinatianer und Monarchianer. Wir haben nicht nöthig, einzeln nachzuweisen, wie sonderbar hier Erscheinungen durch einander geworfen sind, die innerlich und äußerlich weit auseinander liegen. Nur darauf wollen wir hindeuten, daß die Kirchenlehre als das Bedingende vor dem kirchlichen Leben ihre Stelle hätte finden müssen, also Cap. 4. vor Cap. 3., und daß die Erörterung über die Logoslehre §. 119. viel zu spät kommt, weil diese Speculation eines der dogmatischen Hauptelemente dieser Periode ist, und ihre Entwickelung schon auf den Gnosticismus und die alexandrinische Theologie bedeutend eingewirkt hat.

Doch wir wollen jetzt aus der Masse der von uns angestrichenen historischen Unrichtigkeiten einen Theil nachweisen, um darzuthun, wie es mit dem Quellenstudium des Verfassers steht. Wir folgen dabei der Ordnung des Buches, und wollen, um Kürze mit Genauigkeit zu verbinden, wo es nöthig ist, die eigenen Worte des Verfassers mittheilen. S. 12 wird Raynaldus unrichtig als Cardinal bezeichnet. S. 38 „Petrus erscheint in der Apostelgeschichte überall an die Spitze der Gemeindeangelegenheiten zu Jerusalem gestellt, wo er noch im J. 52 verweilte." — „Zuerst Hieronymus berichtet, daß Petrus

heidnischer Brauch, noch von der Kirche verboten waren. Die Verbote wurden erst nach der Ausartung der Agapen im vierten Jahrh. nöthig. S. 82: „Ueber das A. T. blieb die paulinische — Ansicht, daß es eine vorbildliche Offenbarung enthalte, für die Christen zwar nicht mehr Gesetz, wohl aber — Gegenstand der Erbauung." Und doch gründeten sich so manche kirchliche Institute, namentlich Alles, was mit der Hierarchie in Verbindung steht, ausdrücklich auf das A. T. Eben wegen seines vorbildlichen Charakters war es nicht bloß Gegenstand der Erbauung, sondern hatte auch eine gesetzliche Bedeutung für das Nachbild. S. 82 „Aus dem Taufbekenntnisse entwickelte sich — ziemlich gleichmäßig — das apostolische Symbolum, als Inbegriff und Regel des Kirchenglaubens." Das Taufbekenntniß, oder Symbolum war eine in den verschiedenen Gemeinden verschiedene Formel, welche nie als vollständiger Inbegriff des Kirchenglaubens betrachtet worden ist; das Letztere war vielmehr die regula fidei, die dogmatische Tradition, welche an keine Formel gebunden war, und daher von Irenäus, Tertullianus und Origenes in sehr verschiedene Ausdrücke gefaßt wird. S. 83 heißt es, daß die Tradition über der heiligen Schrift gestanden habe als Regel der Auslegung und als Ergänzung. Wir wünschten, der Verfasser hätte nur ein Beispiel mitgetheilt, wo der Tradition (natürlich mit Ausnahme der gnostischen Tradition, welche nur eine Singularität der Alexandriner war) in der ersten Periode ein dogmatisch ergänzender Charakter beigelegt wird. Nach unsern Resultaten gilt vielmehr in dieser Zeit der Inhalt der heiligen Schrift und der der Tradition als durchaus congruent, als material völlig derselbe. S. 84 wird fälschlich der gnostische Demiurg als ein Aeon bezeichnet. Die Aeonen waren im Pleroma über alle Berührung mit der Materie erhaben. S. 98 „Nicht nur die allegorische, sondern auch die grammatische Auslegung ist von dem Origenes ausgegangen;" nicht aus-

ausgegangen, sondern auf veste Grundsätze zurückgeführt. S. 99 Lehre des Origenes soll seyn: „Es gibt keine Auferstehung des Fleisches, sondern ein Fortleben mit feinen Organen.“ So gaben ihm freilich seine späteren Gegner Schuld: er behauptete aber allerdings eine Auferstehung des Fleisches zu lehren wie Paulus 1 Kor. 15, 35 ff., und lehrte wirklich, daß der zu erwartende Körper aus den Grundstoffen des gegenwärtigen gebildet werden werde. S. 101 „Ein Schüler des Arnobius hat Lactantius dessen Sonderbarkeiten angenommen, und bis zu dem Anscheine manichäischer Meinungen gesteigert.“ Lactantius stand der Orthodoxie seiner Zeit unendlich näher, als Arnobius, und hat namentlich die häretische Meinung des Letztern, daß die Schöpfung nicht ganz ein Werk Gottes sei, nicht angenommen. Abschn. v. 312 — 451. S. 122 „eine von Alexandrien ausgehende Richtung, in welcher der Geist des Origenes vorwaltet, jedoch so, daß das Originale desselben immermehr in's kirchlich Gemeinsame überging.“ Richtig würde es heißen, „daß das Originale desselben immer mehr vom kirchlich Gemeinsamen ausgeschlossen wurde.“ S. 124 „Eusebius, Bischof von Emesa, ein Semiarianer, dessen glänzende Beredtsamkeit auch unter den Alexandrinern Anerkennung fand.“ Wenn in der Note als Proben dieser glänzenden Beredtsamkeit die von Augusti herausgegebenen Reden angeführt werden, so dürften Diejenigen, welche dieselben gelesen haben, wohl dazu ungläubig den Kopf schütteln. Indeß hätten hier nicht Thilo's bedeutende Untersuchungen über diesen Gegenstand übersehen seyn dürfen, in welchen ein ganz anderer Eusebius als Verfasser dieser und vieler anderen Reden nachgewiesen worden ist. S. 126 „Durch die alleinige Achtung der kirchlichen Rechtgläubigkeit und des asketischen Lebens erhob sich allmälig ein Gegensatz wider Origenes.“ Vom asketischen Leben, welches Origenes so sehr empfohlen hatte, konnte dieser Gegensatz nicht aus-

ausgehen. Die bedeutendsten Beförderer des Mönchthums waren Freunde des Origenes, und bis in's 6. Jahrhundert erhielt sich der Origenismus gerade unter Mönchen am Beharrlichsten. S. 135 „Von der römischen Kirche ist nur bekannt, daß in ihrem Rechtsbuche sich die nicäischen Kanones vermischt mit denen von Sardica fanden." Nicht doch, der in Rom vor dem Concilio von Chalcedon gebräuchliche Cod. Canonum ist von Quesnell hinter den Opp. Leonis herausgegeben. S. 149 „die römische Feier des Geburtstages Jesu am 25. Dec. verbreitete sich im 5. Jahrhunderte nach dem Morgenlande." Nein, schon im 4. Jahrh. Nur Aegypten nahm sie erst im 5. an. S. 158 „Justinian hoffte die Monophysiten dadurch zu gewinnen, daß er ihre Formel, Gott ist für uns gekreuzigt worden, in die Liturgie aufnahm." Das that er nicht, sondern er erklärte sie bloß für orthodox. Dem Verf. schwebt die Aufnahme der Formel in das Trishagion vor, die aber gar nicht hierher gehört. S. 169 „Vom 5 ökumenischen Concilium an bildete sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß jedes ökumenische Concilium in Glaubenssachen ewige Wahrheit auf eine unfehlbare Weise ausspreche." Hätte doch der Verf. nur einige Spuren dieser öffentlichen Meinung nachgewiesen. Noch im 15. Jahrh. war es nicht etwa eine Singularität des d'Ailly, wie der Verf. S. 378 meint, jene Unfehlbarkeit zu leugnen; sondern ihm stimmten darin viele Theologen bei, namentlich Joh. Breviscoxa, Thomas Waldensis, Nikolaus Panormitanus und der heilige Antonius, s. Blau Gesch. der kirchl. Unfehlbarkeit S. 241 ff. — S. 175 erscheinen die συνέκδημοι der Paulicianer irrig schon in der ersten Periode dieser Partei; sie gehen erst von dem Sergius aus. — In der dritten Periode v. 800—1216 zeigt sich überall der Nachtheil davon, daß mit Gregor VII kein Abschnitt gemacht worden ist, in dem Unzutreffenden der allgemeinen Zeitcharakteristiken, in denen

durchaus

durchaus die Zeiten vor und nach Gregorius hätten unterschieden werden müssen. S. 200 f. „Der — Glaube — bestimmte sich nach Aufrichtung des römischen Kaiserthums deutscher Nation dahin, daß alle Gewalt auf Erden von Gotte zwischen dem Kaiser und dem Papste getheilt sei." Dieß ist immer nur eine Grille römischer Juristen seit dem 12. Jahrh. geblieben. S. 201 wird der Papst schon für die dritte Periode als Statthalter Gottes auf Erden bezeichnet; während doch die Päpste selbst erst seit Innocentius III, also in der vierten Per., sich also nannten. Ebend. „in geistlichen Dingen galt der Kaiser dem Papste unterworfen, und konnte nur aus seiner Hand die Krone empfangen." Jene Unterwürfigkeit zeigte weder Karl d. G. noch Ludwig d. F. in der Bilderstreitigkeit, um vieles Andere zu übergehen: eben so empfing Ludwig d. F. die Krone aus der Hand seines Vaters. S. 204 „Wirklich ist in den falschen Decretalen fast Nichts enthalten, was nicht schon irgend ein Mal wahrhaft von einem Papste behauptet worden war." So weise denn doch der Verf. nach, wo der bei Weitem bedeutendste Grundsatz der Decretalen, daß nur der Papst Richter der Bischöfe sei, früher behauptet worden ist. S. 217 in dem §. über Gregor VII: „die hergebrachte Rechtsansicht einer gleichen Vertheilung beider Gewalten gestaltete sich dahin, daß der Kaiser das weltliche Schwert vom Papste zu Lehn trage." Diese Idee war Gregor VII noch ganz fremd; er wollte der geistliche Richter des Kaisers, aber nicht dessen Lehnsherr seyn. Als Friedrich I Spuren einer solchen Anmaßung zu finden glaubte, erklärte noch Hadrian IV sich unumwunden fern von derselben. Clemens V hat sie allerdings ausgesprochen, aber nie ist sie zur allgemeinen Rechtsansicht geworden. S. 224 wiederholt der Verf. ein freilich häufiger vorgekommenes Urtheil, „daß im wormser Concordate der Papst mehr den Schein als die Sache gerettet habe," so falsch es auch ist.

Denn die Hauptsache, die freie Wahl der Prälaten, war durchgesetzt, und nur die erst nach Gregor VII hervorgetretene Forderung, daß von denselben kein Lehnseid geleistet werden sollte, nachgegeben. Daß die Belehnung von jetzt an mit dem Skepter, und nicht mehr mit Ring und Stabe geschahe, war nicht eine gleichgiltige Veränderung der Form. Denn wären fortwährend nach alter Sitte nach dem Tode eines Prälaten Ring und Stab in die Hände des Kaisers bis zur neuen Belehnung überliefert worden: so würde derselbe darin ein bedeutendes Mittel zur Festhaltung des Bestätigungsrechtes besessen haben, und es hätte nicht sobald dazu kommen können, daß die Consecration gewöhnlich der Belehnung voranging. S. 238 heißt es in Beziehung auf die päpstliche Gewalt: „Insbesondere galt das Pfarramt eines Bischofs in seinem Sprengel für unverletzlich, nur wurde die Sündenvergebung in Rom für besonders kräftig gehalten." Die hier vorausgesetzte Unterscheidung eines Pfarramts innerhalb des bischöflichen Amtes beruht auf unklarer Kenntniß der Verhältnisse, und ist dem kanonischen Rechte fremd. Es wird, wie aus der Anmerkung erhellet, besonders das Absolutionsrecht dahin gerechnet. Ueber dasselbe ließ sich aber für die Periode v. 800 bis 1216 nichts allgemein Giltiges sagen, weil mit Gregor VII die bedeutendste Veränderung der dahin gehörigen Grundsätze eintrat. Vor Gregor galt allerdings der Bischof allein für befugt, die Angehörigen seines Sprengels zu absolviren; Gregor legte aber seinem Stuhle die auctoritas bei, quoscumque et ubicumque vult ligare et absolvere (*lib. VI. Ep.* 4). Ebend. „doch immer erkannten sie (die Päpste) die Glaubensartikel, und die hergebrachten Kirchengesetze als die Normen und Grenzen ihrer Gewalt" und S. 239: „die Erhebung des Papstes über die Concilien blieb vereinzelte Anmaßung." Darauf möge Papst Paschalis II (Decr. Greg. I, VI, 4) antworten: quasi Romanae Ecclesiae legem Con-

Concilia ulla praefixerint, cum omnia Concilia per Romanae Ecclesiae auctoritatem et facta sint, et robur acceperint, et in eorum statutis Romani Pontificis patenter excipiatur auctoritas. S. 242 hätte nicht von einem Archidiakonus, als Verweser der bischöflichen Jurisdiction geredet seyn sollen, sondern von mehrern, da jedes Bisthum in mehrere Archidiakonate zerfiel. Freilich vermissen wir auch die Nachweisung über diese aus der fränkischen Kirche stammende Veränderung des Instituts. S. 249: „Schon Paschasius Radbertus hatte behauptet, daß auch durch die Geburt des göttlichen Sohnes die Natur ihrer (der Maria) Jungfräulichkeit nicht verletzt worden sei." Das war schon seit Ambrosius und Hieronymus längst angenommen; Paschasius behauptete aber außerdem, Maria habe ohne alle Wehen geboren. Ebend. Anm. über die Siebenzahl der Sacramente: „daß Otto v. Bamberg schon 1124 den Pommern sieben Sacramente verkündigt haben soll, ist unrichtig, aber dieselbe Zahl bei den Griechen deutet auf höheres Alterthum, als die protestantischen Theologen annehmen." Wir wollen sehen. Die älteste Zählung der Sacramente, die sich bei den Griechen findet, ist die des Dionysius Areopagita. Er zählt sechs Sacramente: Taufe, Abendmahl, Confirmation, Priesterweihe, Mönchsgelübde, Bestattungsgebräuche. Er rechnet also Ehe, Beichte und letzte Oelung nicht zu den Sacramenten. Ihm folgt noch im 9. Jahrhunderte Theodorus Studita. Der erste Grieche, welcher sieben Sacramente zählt, ist, so weit Leo *Allatius de Eccles. occid. et orient. perpetua consensione lib. III. cap.* 16. §. 4. hat erforschen können, der Mönch Hiob um 1270. Aber dieser gibt sie folgendermaßen an: Taufe, Chrisma, Abendmahl, Priesterthum, Ehe, Mönchsstand, letzte Oelung oder Buße. Diese Angabe hält ungefähr die Mitte zwischen der des Dionysius Areopag. und der der Lateiner, und bezeichnet einen Zustand des Schwankens, der sich

sich erst später zu Gunsten der lateinischen Zählung auflösete. Daß die Griechen sich in diesem Puncte den Lateinern conformirt haben, hat gar nichts Auffallendes, da diese Lehre zwischen beiden Kirchen nicht streitig, und da sie von den Scholastikern besonders ausgebildet war. Die ausgebildetere Dogmatik mußte bei den Jahrhunderte lang fortgesetzten Sühneversuchen auf die minder ausgebildete einwirken; daß mehrere scholastische Werke, z. B. des Thomas Aquinas, in's Griechische übersetzt wurden, ist bekannt. Auf keine Weise kann aber der Umstand, daß hundert Jahre nach Lombardus, die Griechen sieben Sacramente zählten, auf ein höheres Alterthum dieser Zählung, als gewöhnlich angenommen wird, hinweisen. S. 251 Irrig ist es, daß die Laienbrüder in den Klöstern nicht durch ewige Gelübde gebunden gewesen wären. S. 261 Dafür, daß die Transsubstantiation schon vor Paschasius Volksmeinung gewesen seyn möge, durfte nicht angeführt werden, daß sich schon unter Gregors d. G. Händen das geweihete Brod in einen blutigen Finger verwandelt habe; denn diese Fabel reicht nicht über das 11. Jahrhundert hinauf. S. 331 Nicht die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens hatten eine Niederlassung in Windesheim, wie es hier heißt; sondern Windesheim war das Hauptkloster einer Congregation von Regular-Canonicis, mit denen jene Brüder in sehr naher Verbindung standen. S. 335 „Ob die Lösegewalt des Papstes sich auf die Seelen im Fegfeuer erstrecke, das entschieden Alexander's und Leo's Ablaßbullen." Vielmehr schon die Declaratio Sixti IV v. J. 1477. S. 386 ist Joh. Wessel eine glänzend humanistische Bildung beigelegt, s. dagegen Ullmann's Joh. Wessel S. 452. —

Nachdem wir durch diese Nachweisungen, die sich leicht noch vermehren ließen, hinlänglich gezeigt haben, daß es dem Buche an historischer Correctheit fehle, wollen wir die Form, in welcher der Verfasser den historischen Stoff behandelt, näher beleuch-

beleuchten. Er hat in dieser Beziehung sich laut der Vorrede die Aufgabe gestellt, daß die Fülle des Lebens, wie sie aus den ursprünglichen Denkmalen jedes Zeitalters uns anspricht, noch aus dem zusammengedrängten Abrisse durchleuchte, und erkennt zugleich als Bedingungen zur Lösung dieser Aufgabe an ein Quellenstudium, das zur lebendigen Anschauung geworden sei, und eine geistige Durchdringung der Thatsachen. Indeß steht es mit der Verwirklichung dieser Ideale schon deßhalb schlecht, weil, wie oben gezeigt ist, die erste Bedingung derselben, die richtige Auffassung der Thatsachen nicht erfüllt ist. Uns ist als das Eigenthümliche der Form dieses Buches das Pikante derselben erschienen; und da bei einem großen Theile des Publicums pikant und geistrich Synonyma sind, so wird bei demselben das Buch gar leicht den Ruf einer geistreichen Darstellung erhalten. Die historischen Urtheile sind in Inhalte und Form oft sehr überraschend, halten aber freilich nicht immer eine nähere Prüfung aus. Um die Manier zu charakterisiren *theilen* wir einige derselben mit. S. 15 in der Uebersicht der ersten Periode: „das Evangelium siegte, weniger noch durch Gedanken, als durch Thaten und Opfer" (aber diese erhielten doch erst ihre Kraft durch die in ihnen sich offenbarende Idee, und sonach siegte doch das Christenthum allerdings durch Gedanken), „so daß am Ende dieses Zeitraums das römische Reich untergehen oder christlich werden mußte" (unmittelbar zu Constantins Zeit? wohl schwerlich. Ein späterer Untergang ist ja aber auch durch die Christianisirung nicht abgewehrt, und so konnte hier bloß von einem Aufhalten des Untergangs die Rede seyn). S. 17. „Die nach Moses genannte Constitution — liegt in einer Gestalt vor, welche erst nach der Spaltung des Reichs in's Leben trat, und hinsichtlich der hierarchischen Formen absichtlicher Umbildung ausgesetzt war, um Theils neubegründeten, Theils noch zu erstrebenden Staatsverhältnissen die Ehrwürdigkeit eines altväterlichen und göttli-

göttlichen Gesetzes zu geben, wie zwei Jahrtausende nachher die Decretalen Isidors." (Nur daß der Schein eines absichtlichen Betrugs vom Pseudoisidorus nicht abgewendet, auf den Sammler des Pentateuchs nicht ohne Willkür gebracht werden kann). Ebend. „Mit diesen Satzungen hatte Moses, als ein Bote des Gottes seiner Väter, dessen Donner ihm zu Gebote standen, dem Volke — einen unverwüstlichen Nationalcharakter aufgedrückt, „als er selbst, noch vor der Eroberung und des Staates Begründung, durch sein Zaudern verschwand, wie Romulus verschwunden ist." Da der Ausdruck in dem ersten Zwischensatze nur ironisch genommen werden kann, so liegt in demselben eine Anschuldigung gegen Moses, welche der Verf. um so Weniger zu begründen vermag, da er den geschichtlichen Inhalt des Pentateuchs nur für spätere Sage halten kann. Daß bei dem Verschwinden des Moses dem Volke noch kein unverwüstlicher Nationalcharakter aufgedrückt war, ließe sich leicht nachweisen. Was der prägnante Ausdruck „durch sein Zaudern verschwinden" hier bedeuten soll, vermögen wir nicht zu fassen. S. 224 über Franz v. Assisi: „doch scheint auch dieser seraphische Fremdling auf Erden manches vom gemeinen Laufe der Natur Abbrechende vollbracht zu haben." Ohne Zweifel hat der Verf. auch hier wie S. 35 eine mit der religiösen Begeisterung zusammenhängende, doch individual bedingte Macht des Geistes über die Natur im Sinne. Wenn er aber sich mit dieser Hypothese selbst in den Abenteuerlichkeiten des heiligen Franz zurechtfinden kann: so wird er auch in den übrigen Actis Sanctorum, die nicht geradezu in späterer Zeit erdichtete Legenden sind, nicht viel Unwahrscheinliches finden. S. 454 über den Protestantismus als Princip: „im nothwendigen Kampfe gegen die bestehende Kirche mußte die Behauptung derselben, unfehlbar und alleinseligmachend zu seyn, geleugnet werden, und da die junge Kirche sich dieselbe Behauptung nicht sogleich anzueignen wagte, folgerecht auch

nicht

nicht konnte u. s. w." Eine Kirche, welche sich unbedingt der heiligen Schrift unterordnete, und sich Aenderungen nach Maßgabe derselben vorbehielt, schloß durch ihr Princip alle Ansprüche auf Unfehlbarkeit aus, so wie sie durch die Idee einer unsichtbaren Kirche den Wahn schlechthin unmöglich machte, daß eine sichtbare Kirche die allein seligmachende seyn könne. S. 495 „Für die Behandlung der Theologie ist Calixtus spurlos vorübergegangen, aber wie eine Weissagung." Wir glauben dagegen, daß sich durch die ganze folgende Geschichte der Theologie die Spuren des Calixtus nachweisen lassen. S. 585: „Hinsichtlich des heiligen Geistes lag dem griechischen Lehrbegriffe nahe, ihn ideal und wahrhaft als Geist zu nehmen." Wir wären auf den Beweis begierig, daß die griechische Kirche in der schon seit dem vierten Jahrhunderte unverändert veststehenden Trinitätslehre solche eigenthümliche Auffassungen zuließe.

Schon aus den gegebenen Proben ist die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, welcher in diesem Buche herrscht, zum Theil ersichtlich. Er ist kurz, oft körnig und treffend, oft aber auch unbestimmt, so daß die Meinung des Verfs. in ein mysteriöses Dunkel zurücktritt. Dabei ist er lebendig, und reich an Bildern und Blumen, um sinnliche Anschaulichkeit zu gewinnen; aber nicht selten ist diese poetische Färbung unpassend, nicht selten macht sie den Ausdruck historisch ungenau. Einige Beispiele mögen auch hier zur Erläuterung dienen. S. 30 schließt die Geschichte Jesu: „Denn er ist bei Gott, und das Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen braust als der Morgengruß einer neuen Zeit über den Erdkreis." In dem Brausen liegt ein für die stille und ruhige Verbreitung des Evangelii unpassendes Bild; von dem Islam möchte es gelten. S. 32 wird Stephanus bezeichnet als „ein beredter, schöner, streitsüchtiger Jüngling." Wir wissen keines von allen diesen Epitheten zu rechtfertigen, am Wenigsten aber den schönen Jüngling. S. 35 „Dem scheinheiligen

Hoch-

Hochmuthe trat Petrus oder das Schicksal auf eine furchtbar geheimnißvolle Weise entgegen (Act. 5, 1—11)." Wenn wir den Ausdruck streng analysiren, so wird durch denselben zuerst die Möglichkeit eines Verbrechens gesetzt, ungeachtet wir zweifeln müssen, ob der Verf. dahin deuten wollte. Die Alternative aber, oder das Schicksal, ist in einer Kirchengeschichte nicht minder unpassend. S. 127 ist der Ausdruck, daß Chrysostomus die bischöfliche Krone von Constantinopel getragen habe, falsch, da die orientalischen Bischöfe nicht einmal etwas der Krone Aehnliches trugen. S. 200: „Die deutsche Geschichte Lamberts von Aschaffenburg ist ein Abbild des Lebens, wie es einem frommen Mönche erscheint, der nach einer Wallfahrt zum heiligen Grabe die Geschichte der Welt und seines Volkes am kleinen gemahlten Fenster seiner Celle vorüberziehen läßt." In wiefern wird Lambert's Geschichte durch diese empfindsame Floskel charakterisirt? Zunächst scheint dieselbe auf mönchische Beschränktheit hinzudeuten, welche gerade Lamberten weniger als den meisten andern Geschichtschreibern des Mittelalters mit Recht vorgeworfen werden darf. S. 349 heißt es von der Zeit unmittelbar vor der Reformation: „es ist Nacht, aber gewissermaßen eine heilige Nacht." Das „gewissermaßen" gibt freilich dem Verf. die ganze Deutung der Phrase ausschließlich in die Hände. Aber auch so möchte es ihm schwer seyn, dieselbe befriedigend zu erklären, wenn er sich nicht auf die Analogie, daß jeder Abend vor einem Festtage „heiliger Abend" heißt, berufen will. S. 355: „Bonaventura in seiner gemüthvollen Beschaulichkeit des innern und äußern Lebens als eines Spiegels der ewigen Wesenheit, von der Kirche zu weitgreifender Thätigkeit berufen, ist eine der hohen Gestalten, an denen sich das in sich befriedigte Kirchenthum glorreich darstellt; an seinem Sarge weinten die Repräsentanten des ganzen Abendlandes." Auch hier finden wir nur Phrasen, welche keineswegs richtig charakterisiren. In allen seinen Schriften, auch

auch in seinen mystischen, erscheint in Bonaventura der Verstand vor dem Gemüthe vorherrschend. Eine hohe Gestalt, wenn man nämlich nur einen seine Zeit überragenden Mann mit Recht so bezeichnen kann, ist er nicht, weil er durchweg Product seiner Zeit ist. Was es heißen sölle, das in sich befriedigte Kirchenthum stelle sich in ihm glorreich dar, vermögen wir zwar nicht mit Sicherheit zu bestimmen; das aber wissen wir, daß das Kirchenthum in Beziehung auf Theologie noch nicht in ihm befriedigt war, weil Bonaventura bekanntlich noch nicht wie Thomas und Scotus gewisse theologische Entwickelungen so abschloß, daß er in denselben für die Folgezeit normal wurde; und eben so wissen wir, daß sich Bonaventura durch den sittlichen Zustand des damaligen Kirchenthums nicht befriedigt fühlen konnte, weil auf den Höhen desselben, unter den beiden Bettelorden, unaufhörliche gemeine Zänkereien seinen gerechten Unwillen erregten, und seine Thätigkeit in Anspruch nahmen; seinem Sarge folgten allerdings die in Lyon versammelten Prälaten; ob sich aber die Scene so empfindsam gestaltete, wie sie der Verf. schildert, ist bei der Abneigung der Weltgeistlichen und der übrigen Ordensgeistlichen gegen die Bettelmönche sehr zweifelhaft.

Das Gesagte wird zureichen, um unser Urtheil zu begründen, daß der Verf. durch seine Vorrede Erwartungen für seine Arbeit erweckt, welche er keineswegs befriedigt, daß er allerdings auch hier ein gutes Talent entwickelt, aber nicht mit der Vorbereitung zu seinem Werke geschritten ist, welche die Größe der Aufgabe erfordert, und daß er es daher nicht wirklich zu einer selbstständigen geistigen Durchdringung der Thatsachen gebracht hat, sondern nur den Schein derselben durch Entschiedenheit der Urtheile, und durch einen Kraft und Schmucke nicht immer glücklich nachstrebenden Ausdruck bei Unkundigen gewinnen kann. Das Ganze hat, mit einem Worte, eine glänzende Außenseite, verbirgt aber dahinter Leere und Armuth.

Unter

Unter den Druckfehlern sind wohl S. 87 αυγή st. αυγη und S. 174 Liboffa st. Eiboffa die bedeutendsten.

Die Wunder meines Lebens. — Selbstbiographie von M. Gottlob Eusebius Fischer, Pf. und Superint. in Sangerhausen. — Neustadt a. d. O., bei Wagner. 1834. 8. 150 SS. 15 Gr.

Wunder, im besten, giltigsten Sinne des Wortes, enthält jedes Menschenleben. Auch der Geringste und Niedrigste, der nur von seinen nächsten Umgebungen gekannt und dessen Name mit seinem Todestage vergessen ist, stößt bei genauerer Betrachtung dessen, was ihm im Leben begegnete, auf Ereignisse, in denen er die bewundernswürdigen Fügungen einer höheren Hand erkennen muß, weil sie durch ihre oft erst später recht begriffene Weisheit und Zweckmäßigkeit sich über den Begriff alles bloß Zufälligen oder Selbstveranstalteten erheben. Nur läßt der menschliche Leichtsinn es an jener genaueren Betrachtung häufig fehlen, und bringt dadurch sich selbst und Andere um das kräftigste Stärkungsmittel des frommen Glaubens und Vertrauens, worin wir auf dem dunkeln Wege durch das Leben den sichersten Leitstern besitzen. Desto anziehender ist es, auf Menschen zu stoßen, welche uns in Folge jener Betrachtung die Wunder ihres Lebens vor Augen führen und dadurch eben die religiösen Gefühle, die sich dabei in ihnen selbst regten, auch in uns erwecken.

Das thut der wackere, im Gebiete der theologischen Literatur mit Ehren genannte Verf. dieser Schrift auf eine Weise, welche ihm den Dank aller Leser sichert. Er entschloß sich, Sonntags nach vollbrachten amtlichen Geschäfften, in den Stunden, in welchen ihm eine Erquickung des Herzens besonders

ders Bedürfniß war und wo ihm weder leere Zerstreuungen, noch anstrengende oder geistlose Arbeiten behagen wollten, sich mit seinem vergangenen Leben zu beschäfftigen, auf das er nie ohne eigene Erbauung zurückblicken konnte. Was er davon zu erzählen hatte, nannte er die Wunder seines Lebens. „Freilich, spricht er, habe ich keine Wunder gethan. Mein Leben ist still verflossen und ich war nicht bestimmt, eine große Rolle in der Welt zu spielen. — Aber es sind an mir Wunder geschehen, die ich bis an mein Ende in Demuth preisen werde. Diese waren die kräftigsten Stützen meines Glaubens. Mögen auch die Meinigen und wer sonst von mir Kenntniß nehmen will, in denselben eine Stütze finden!" — Durch diese Aeußerungen wird nun auch die Weise bestimmt, wie der Verf. von den Wundern seines Lebens spricht. Der darin herrschende Grundton geht von dem frommen Sinne aus, mit welchem er alles ihm Geschehene von Gotte herleitet und auf ihn zurückführt. Aber dieser fromme Sinn hat Nichts von jener frömmelnden Schauträgerei und demüthelnden Floskelei an sich, durch welche sich der falsche Pietismus auszeichnet. Er trägt vielmehr den evangelischen Charakter schuldloser Heiterkeit; verschmäht es nicht, von Lebensvorfällen, welche das zulassen, auch in scherzhafter Art zu sprechen, und kleidet die Belehrungen, welche sich daran für Andere knüpfen, zuweilen in das Gewand harmloser Laune und Ironie. Und eben diese Mischung von beiden macht die Erzählung des Verfs. so anziehend, daß man sich ungern am Ende derselben sieht und gesteht, man habe in ihr mit einem der edelsten und liebenswürdigsten Menschen Bekanntschaft gemacht.

Um den Lesern dieses Vergnügen nicht zu verkümmern, halten wir uns fern davon, hier nur im Wesentlichsten nachzuerzählen, was der Verf. vorerzählt. Wir geben vielmehr, um sie dazu einzuladen, bloß die acht Wunder einzeln an, um welche sich in eben so viel Abschnitten die Erzählung desselben

dreht,

dreht, und ziehen zur Bezeichnung des in ihr herrschenden Tones ein Paar einzelne Stellen an.

Erstes Wunder: Ich bin von Kindheit an nie recht gesund gewesen und lebe noch im 65. Jahre. Zweites Wunder: Ich war geistig todt und ward wieder lebendig. Drittes Wunder: Ich studirte doch Theologie. Viertes Wunder: Ich will kein Prediger werden. Fünftes Wunder: Ich muß gleichwohl Prediger werden. Sechstes Wunder: Ich werde ein Ehemann. Siebentes Wunder: Ich werde von Wurzen los und an die äußerste Grenze Sachsens, und endlich von Sachsen losgerissen. Achtes Wunder: Ich werde Superintendent an einem andern Ende Sachsens.

Diese Inhaltsanzeige sieht allerdings fast mehr als einfach aus; aber sie umfaßt des Lehrreichen und Ergötzlichen Mancherlei, und käme es darauf an, aus jeder Lebensperiode des Verfs. auch nur Weniges anzudeuten, so würde hierzu ein namhafter Raum erforderlich seyn. Wir übergehen also, was er von seinem kindlichen Stillleben im väterlichen Hause sagt, „das einen Mäßigkeitsverein bildete" und wo er viel Gelegenheit hatte, sich zum großen Nutzen für sein Schul- und Universitätsleben „der stoischen Philosophie zu befleißigen." Wir sagen ferner Nichts von seinem Leben und Treiben auf zwei verschiedenen Schulen, welche ihn durch ihre Beschaffenheit auf die Nothwendigkeit verwiesen, sich selbst zu bilden und zu den Universitätsstudien die Geistesreife anzueignen, welche weder der philologische noch der realistische Ultraismus gibt, welche sich jetzt so angelegentlich bekämpfen. Aber von seinem akademischen Leben müssen wir Etwas bemerken, weil es nach manchen Seiten hin frommen könnte. Das Handwerksmäßige, wozu sich dieses Leben bei Vielen gestaltet, war dem Verf. bei seiner frühen Richtung auf literarische Selbstthätigkeit mit Recht verhaßt und er kann nicht umhin,

die

die Zeit, wo man dasselbe wenigstens noch nicht von Außen her gesetzlich zu machen suchte, der jetzigen, wo dieß geschieht, bei Weitem vorzuziehen. „Damals, spricht er, hatten die Studirenden mehr freie Hand, als jetzt. Man verlangte nicht Belege durch Zeugnisse, daß man alle Collegia, welche man zum Fache rechnet, gehört habe. Man schob die Examinanden nicht vor acht Examinatoren, welche Alle verlangen, daß der Examinand auswendig gelernt habe, was sie selbst vielleicht erst Tags vorher gelernt hatten. Hatte man einige wissenschaftliche Bildung, so wurde man passirlich gemacht, wenn auch nicht der Kopf voll Redensarten steckte. Unsere jetzigen Studenten können Wenig studiren. Sie sind Lehrbursche. Wenn sie ihren Meistern nicht Alles abgesehen, werden sie nicht losgesprochen." — Noch bemerkenswerther ist die Richtung, welche die literarische Selbstthätigkeit des Verfs. nahm. Er hatte zu einer Zeit, wo die alte Theologie mit den wissenschaftlichen Fortschritten auf jedem Gebiete der *menschlichen* Einsicht in Widerstreit gerathen war und wo in Leipzig selbst Morus und Rosenmüller die Dogmen jener mit der ängstlichsten Vorsicht behandelten, Nichts eifriger zu thun, als einen sichern Standpunct des Glaubens für sich auszumitteln, durch eigenes Lesen und Denken sich über Gott und Welt klar zu werden und namentlich von der Person und dem Werke Jesu zu einer befriedigenden Ansicht zu kommen. Gelang ihm dieß auch nicht sogleich, hatte er dabei auch mit manchen Zweifeln und selbst Verirrungen zu kämpfen: so hatte er doch davon den großen Gewinn, „daß er sich nach und nach eine Wissenschaft aneignete, die nicht bloß eine gelernte war, die nicht Andere für ihn gefunden oder ihm gar betrügerischer Weise zugeschoben hatten." Das möchte von den jetzigen Jüngern der Wissenschaft, denen man nach funfzig Jahren auf so manchen Universitäten nichts Besseres als blinden Glauben anzuempfehlen weiß, oder die man

mit

mit orthodoxiesirenden Formeln über den Kern evangelischer Wahrheit absichtlich irre zu führen sucht, besonders zu beherzigen seyn. Nicht weniger Beachtung verdient, was der Verf. in den nächst folgenden Abschnitten über die Art seiner ursprünglich gar nicht bezweckten homiletischen Vorbildung, seinen wirklichen Eintritt in das Predigtamt und die Art und Weise seines durch individuale Eigenthümlichkeit ihm aufgedrungenen Predigens selbst sagt. Er mußte sich, das letztere anlangend, wegen der Schwäche seines Gedächtnisses zu freien Vorträgen entschließen, meint aber doch, wer wörtlich concipiren und memoriren könne, „der solle es nicht aus Leichtsinn oder Trägheit vernachlässigen;" denn wer jenes in ein „Herausschütteln dessen ausarten lasse, quicquid in buccam venit" (und das findet leider bei Unzähligen Statt) „der sei ein Sünder." An solchen und ähnlichen Weisungen ist auch die Schilderung reich, welche der Verf. im Folgenden von seiner amtlichen Wirksamkeit, von seinem häuslichen Leben, von seiner Versetzung aus einem geistlichen Amte in das andere u. s. w. entwirft. Wer für gesunde und klare Lebensansichten und für die Aeußerungen eines durchaus edlen und frommen Sinnes empfänglich ist, wird sich hier überall im Innersten angesprochen fühlen. Im achtenswerthesten Lichte erscheint hierbei vorzüglich die außeramtliche Thätigkeit, welche derselbe mit der gewissenhaftesten, durch äußere Umstände oft sehr vervielfachten und erschwerten Amtsverwaltung zu verbinden wußte, und welche sich nicht bloß auf Schriftstellerei beschränkte, sondern Jahre lang alle amtliche Mußestunden mit dem Unterrichte und der Erziehung Theils der eigenen Kinder, Theils anderer junger Leute auszufüllen wußte. — Gern wird man hier vernehmen, was der Verf. von seinem jetzigen amtlichen Standpuncte aus über die preußische Agende sagt, deren Einführung in Schlesien nach öffentlichen Berichten ganz neuerlich

sich zu gewaltsamen Maßregeln führte. „Ich, spricht er, und meine Diöcesanen wußten wohl, daß in manchen Gegenden des Staats der Gottesdienst nicht in bestimmter und regelmäßiger Form abgehalten wurde, hatten aber die Ueberzeugung, daß in unserer Provinz darüber keine Klage zu führen sei, daß die Liturgie, soweit sie von dem Prediger vor dem Altare vorzutragen ist, in der deutschen evangelischen Kirche nie Hauptsache des Gottesdienstes werden könne, daher dieselbe nicht auszudehnen sei, und daß manche Abänderungen, welche durch die neue Agende beabsichtigt wurden, unsern Gemeinden anstößig werden möchten. Als aber nachher mehrere Modificationen eintraten und Manches freigestellt ward, glaubten wir uns der beabsichtigten Einführung der Agende fügen zu können und haben sie einmüthig angenommen. Denn es lag mir Alles daran, daß nicht in meiner Ephorie deßhalb eine Spaltung entstände, wie in manchen andern." — „Ob nun gleich auch hier und da die Einführung der neuen Agende ohne ärgerliche Auftritte erfolgt ist, so habe ich doch bisher keine wohlthätige Wirkung von derselben wahrnehmen können. Unsere Christen wollen singen und eine gute Predigt hören. Wegen der Liturgie vor dem Altare kommt Niemand in die Kirche; sie fühlen sich dabei nicht beschäfftigt, und folglich nicht erbaut. Der mechanischen Wiederholung gewisser Formeln sind sie entwachsen." — Auf Anlaß des Antheils, welchen der Verf. an der unvollendet hinterlassenen Erbauungs-Bibel von Dinter nahm, spricht er auch ein Wort an Diejenigen, „die, um sich geltend zu machen, an Dinter bei jeder Gelegenheit herumzerren." — „Was man, ist seine Meinung, auch immer von Dinter's Schwächen und Sonderbarkeiten sagen mag, seine Verdienste um das Schulwesen in ganz Deutschland sind so entschieden, daß Diejenigen, welche ihn aus kleinlicher Eifersucht herabwürdigen wollen, wegen ihrer verlorenen Mühe zu bemitleiden sind. Auch für die Kirche

 hat

hat er nützlich gewirkt und wie viele Menschen bei ihm Erbauung suchten, hat sich bei seinem letzten, von ihm unvollendeten Werke bewiesen. Freilich liebte er nicht die dunkeln Floskeln, in denen unsere dunklen Männer den heiligen Geist finden wollen. Er suchte Licht, und ich sollte meinen, wo nicht Licht ist, sei auch kein heiliger Geist. Gilt manchen Menschen das Aufhellen so Viel als: verflachen, verwässern, in's Gemeine herabziehen: so mögen sie immer das Erhabene in der Finsterniß suchen, es werden doch Andere übrigbleiben, welche sich des Lichtes freuen wollen." — Der Schluß des Ganzen, eine Apostrophe des Verfs. an seine Kinder, worin er sie zu Gottvertrauen, Frömmigkeit und Tugend väterlich ermahnt, ist wahrhaft rührend. „Wenn, ruft er ihnen zu, wenn je euer Glaube sinken sollte, so leset wieder, was Gott an mir gethan hat. Euer Herz wird dann euch sagen: Der Gott, der unsern Vater nicht verlassen hat, wird auch mit uns seyn! Ich bin von Jugend auf durch viel Trübsal gegangen; ich preise Gott dafür, daß er euere Jugend bisher herrlicher geschmückt hat, daß ihr nicht schon in der ersten Blüthe des Lebens durch Sorgen gebeugt wurdet. Tretet nun mit frischem Muthe in's Leben und seid brav. Wenn ihr mir die Augen zudrücken werdet, will ich segnend und dankbar ausrufen: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" — Wer wollte einen solchen Mann und Vater sein Leben nicht gern in vollem Zusammenhange erzählen hören? —

Erbauungsbuch für Christen, die den Herrn suchen. Ein Auszug aus den beliebten Stunden der Andacht, frei umgearbeitet von Friedr. Ludw. Reinhold, Prediger zu Woldegk und Pasenow. Zweite verbesserte Auflage. Prenzlau, Druck

und

und Verlag der Ragoczyschen Buchhandlung. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei dem ersten Erscheinen dieses Erbauungsbuches im J. 1826 erklärte der Verfasser desselben in der Vorrede, er übergebe es seinen Mitchristen als Hilfsmittel für die häusliche Andacht in der Absicht, um durch dasselbe einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Die ältern Schriften solcher Art könnten sowohl ihres Inhaltes, als auch ihrer Form wegen das Erbauungsbedürfniß der Christen unserer Zeit nicht mehr befriedigen; unter den neuern aber sei ihm, dem Verf., keine einzige bekannt, in welcher echtes, reines Christenthum, ohne alle Beimischung kirchlicher Unterscheidungslehren, in einem so schönen Sprachgewande und so herzergreifend vorgetragen wäre, wie in den „Stunden der Andacht." Dieses vortreffliche, aus acht Bänden bestehende Werk, sei jedoch für viele erbauungsbedürftige Christen entweder seinem Ankaufe nach zu theuer oder seinem Umfange nach zu abschreckend; daher habe er es unternommen, ihnen gleichsam den Kern desselben in einem mäßigen Bande mitzutheilen. Er habe dabei Alles, was nur den eigentlich Gelehrten anspreche, weggelassen, öftere Wiederholung derselben Gedanken möglichst vermieden, Betrachtungen verwandten Inhalts zusammengezogen und in eine verschmolzen; hie und da eigene Gedanken Theils zur Ergänzung, Theils des Zusammenhanges wegen, eingeschaltet. —

Da nach Verlaufe von wenig Jahren nach dem Erscheinen dieses Buches eine zweite Auflage desselben sich nöthig gemacht hat, so ist dieses ein Beweis sowohl davon, daß das Erbauungsbedürfniß in vielen Christen wirklich vorhanden ist, als auch davon, daß es in diesem Auszuge aus den Stunden der Andacht Befriedigung findet, und daß also der Verf. den Zweck, zu welchem er sich seiner Arbeit unterzog, erreicht habe, eine Erfahrung, die ihn für die Mühe, die damit verknüpft

war, unstreitig belohnen wird. Daß es kein müheloses Geschäfft gewesen seyn wird, aus den ungefähr 408 Betrachtuntungen, welche die Stunden der Andacht umfassen, das, was er für das Nöthigste und Beßte und seinen Lesern Nützlichste hielt, auszuwählen und es in 64 Betrachtungen vorzutragen, das glauben wir ihm gern, und wir können es uns vorstellen, daß er nicht selten ungewiß und verlegen gewesen seyn mag, ob er Etwas, das die St. der A. enthalten, in sein Buch aufnehmen solle oder nicht, da des Interessanten, Nützlichen und Erbaulichen in jenen so viel ist, er aber immer auf den mäßigen Umfang seines Buches Rücksicht nehmen mußte. Daher enthalten wir uns auch einer ganz specialen Anführung dessen, was der Verf. aus den St. der A. in sein Buch aufgenommen und was er weggelassen hat, ob wir gleich dieses mit dem Inhalte jener sorgfältig verglichen haben, und bemerken für unsere Leser nur Folgendes. Die heilige Geschichte betreffend enthält das Buch Betrachtungen über „die Geburtsfeier Jesu; über das Abendmahl des Herrn; über den Tod auf Golgatha; über des Herrn Himmelfahrt; über die Wunder Jesu; über den Pfingsttag und über die Jünger des Herrn." Die Religion betreffend: „Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit; über die Gleichgiltigkeit in Religionssachen; über die Kraft des göttlichen Wortes; über Freigeisterei und Unglaube; Vorurtheil und kindlichen Glauben." Glaubenslehren betreffend: „Gott im Sturme und Ungewitter; Vorsehung; Unsterblichkeit; Leben nach dem Tode; Buße und Gnade; bei den Gräbern der Unsrigen; Gottes Stimme an das Menschenherz; das ewige Verhängniß; Todtenerscheinung und Weissagung." Das religiöse und sittliche Leben betreffend: „Die Jugend; Ehelosigkeit und Ehe; der Hausstand; die Hausgenossen; Aelternverehrung; das Alter; Kranke und Gebrechliche; der Tag der Sorgen; Leiden des Lebens; der Christ als Unterthan; Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben;

das

das gesellige Leben; der Landmann; gottgefällige Thätigkeit; Werth des Lebens; Furcht vor dem Tode; Reichthum und Armuth; Zufriedenheit mit seinem Stande; das Eigenthum Anderer; Selbsterkenntniß; Versuchung zur Sünde; Selbstgefälligkeit und geistlicher Stolz; des Heuchlers Leben; Verschwiegenheit und Geschwätzigkeit; Undank; Neid; Lüge und Meineid; die Gefahren der Wollust; die Hoheit des wahren Christen in der Welt; mein Nächster; Verhalten gegen Feinde; Verleumdung; guter Name nach dem Tode; Pflichten gegen fremde Glaubensgenossen; vom Gebete; Sonntagsfeier und öffentlicher Gottesdienst; Krieg und Frieden; der Jahreswechsel; die Jahreszeiten; Zerstörung Jerusalems und Untergang der Welt; Pflichten gegen die Thiere."

Mit allem Bedachte haben wir unseren Lesern die Gegenstände der in dem Buche enthaltenen Betrachtungen genannt, damit sie entweder bei vertrauter Bekanntschaft mit den Stunden der Andacht den Inhalt beider Schriften mit einander vergleichen *können*, oder doch erfahren, was und wie Viel sie in dem Auszuge aus den St. der A. finden. Daß in dem Auszuge vieles Interessante fehlt, was in den St. der A. enthalten ist, das war bei dem Zwecke des Verfs. nicht zu umgehen; doch hätte z. B. „das Gewissen," dessen er in der Betrachtung „Stimme Gottes an das Menschenherz" gedenkt, seiner Wichtigkeit halber eine besondere Betrachtung verdient. So enthalten auch die beiden Betrachtungen in den St. der A.: „der Jüngling" und „die Jungfrau," goldene Worte, die wir in dem Auszuge vermissen. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Verf. im Ganzen genommen mit vielem Fleiße zu Werke gegangen sei, daß er recht viel Gutes und Herrliches aus den St. der A. ausgezogen, mehrere Betrachtungen seinem Zwecke gemäß in eine verschmolzen habe und das Nützlichste und Erbaulichste aus jenen zu geben bemüht gewesen sei. Die Worte und die ganze Darstellungsweise der

St.

St. der A. hat er beibehalten, so daß man ganze, lange Stellen aus diesen in seinem Buche lieset. Diese sind durch Auslassung anderer Stellen nur näher an einander gerückt. Hie und da hat der Verf. diese zusammengerückten Stellen durch eigene Gedanken und Einschaltungen mit einander verbunden. Manche Zuthaten sind löblich. Oefters ist die Einleitung zu der Betrachtung anders als in den St. der A., veranlaßt durch das Evangelium, an das sich die Betrachtung anschließt. So findet es sich unter andern in den Vorträgen über die Himmelfahrt Jesu, über Selbsterkenntniß, über die Zufriedenheit mit unserem Stande. Dabei hat sich der Verf. in die Sprach- und Ausdrucksweise der St. der A. so hineingefunden, daß man in diesem Bezuge fast keinen Unterschied zwischen diesen und den Zusätzen des Verf. bemerkt, so wie auch der darin waltende Geist mit jenen ganz übereinstimmt. Nur die Einleitung zu der Betrachtung „über Todtenerscheinung und Weissagung“ würde der Verfasser der St. der A. nicht so niedergeschrieben haben, wie es unser Verf. gethan hat. Es heißt nämlich S. 58: „Ob die Seelen verstorbener Menschen uns durch den Sinn des Auges oder Ohres oder Gefühles wieder erscheinen können oder nicht, — dieß ist kein Grundsatz der christlichen Glaubenslehre; denn Jesus hat es nicht für gut befunden, uns über den Zustand der abgeschiedenen Seelen etwas Näheres zu offenbaren, was gewiß geschehen seyn würde, wenn es unserer Wohlfahrt und Ruhe nützlich wäre. Zwar finden wir in der Lebensgeschichte unseres Heilandes mancherlei wunderbare Erscheinungen, welche uns unerklärlich sind. Wir sehen ihn im Umgange mit Engeln; wir sehen ihn, als seine Jünger Jakobus, Petrus und Johannes ihn auf das Gebirge begleiteten, im Glanze der Verklärung, und zwei ehrwürdige Männer der Vorzeit, Moses und Elias an seiner Seite, in Unterhaltung mit ihm; wir sehen Himmelserscheinungen an seinem Grabe wachen;

wachen; wir sehen den am Kreuze Gestorbenen und Begrabenen wieder lebendig unter den Seinigen, als siegreich Auferstandenen umherwandeln. Was sollen uns diese wunderbaren Erscheinungen aus dem Leben Jesu beweisen? — Nichts Anderes, als daß Jesus der Gottmensch sei, der, vermöge seiner höhern Natur, in höhern Verhältnissen wandelte, zu welchen kein schwacher Sterblicher weder vor noch nach ihm gelangt. Oder darf ich mich wohl vermessen, mich an die Seite des Gottmenschen zu stellen? Darf ich wähnen, Himmel und Erde werden sich auf meinen Wink, wie auf den seinigen, wunderbar regen? Darf ich glauben, ich stehe mit Gott und Ewigkeit, mit den Seelen der Vorstorbenen und mit höhern Geistern in so naher, geheimnißvoller Berührung, wie er?" Nein, so würde der Verfasser der St. der A. nicht gesprochen haben.

Ob und welche Vereinbarung übrigens mit dem Eigenthümer und Verleger einer Schrift vorausgehen müsse, ehe man es unternimmt, einen wörtlichen Auszug aus derselben zu machen und dem Drucke zu übergeben, diese Frage zu beantworten liegt uns nicht ob. Wir haben nur die Anzeige von dem Erscheinen dieses Auszuges aus den St. der A. zu machen und können nicht anders als von demselben sagen, daß er gebe, was er zu geben verspricht.

Biblisches Sach-Wörterbuch zum Handgebrauche für Landschullehrer und Seminaristen ausgearbeitet von M. Eduard Wilh. Löhn, Pfarrer zu Naundorf bei Freiberg. Leipzig 1834, bei Friedr. Fleischer. 169 SS. 8. 12 Gr.

Der Zweck des Verfassers bei Ausarbeitung dieser Schrift war, laut des Vorworts, den Schullehrern, besonders solchen, die

die nicht in einem Seminare unterrichtet worden, oder die mit einer guten Büchersammlung nicht versehen sind, ein Nachschlagebuch über biblische Alterthumskunde zum Behufe einer richtigen Schrifterklärung in die Hände zu geben. Auch sollten Seminaristen bei Wiederholung der ihnen vorgetragenen Alterthumswissenschaft sich desselben bedienen können. Wir billigen diesen Zweck, denn ein Vorrath von Kenntnissen aus der genannten Wissenschaft ist zur Bibelerklärung unentbehrlich; größere Schriften aber, welche dergleichen Kenntnisse mittheilen, wie das biblische Real-Wörterbuch von Winer, dessen sich unser Verf. bei Ausarbeitung seines Buches vorzüglich bedient hat, stehen den Schullehrern selten zu Gebote. Auch ist das Buch sehr brauchbar, denn es enthält in alphabetischer Folge einen ziemlich umfassenden Reichthum archäologischer Mittheilungen; es weiset dazu sorgfältig ausgewählte biblische Stellen des alten und neuen Testaments nach, und ist in Bezug auf Ausdruck und Vortrag klar und einfach, so daß die Schullehrer einen guten Gebrauch davon machen können. Da der Preis desselben ein sehr mäßiger ist, so wird es von denselben desto leichter angekauft und benutzt werden können. Was die Auswahl der behandelten Gegenstände und die Vollständigkeit des Buches betrifft, so hat der Verf. das Bedürfniß der Leser, für die er schrieb, dabei in das Auge gefaßt und wir müssen ihm im Ganzen genommen das Zeugniß geben, daß er etwas Wesentliches nicht übergangen habe. Doch haben wir die Artikel Satan und Götzendienst vermißt, welche aufgenommen zu werden verdient hätten. Eine ausführliche Anzeige des Inhaltes dieses Buches werden unsere Leser nicht erwarten. Um jedoch dem Verf. zu zeigen, wie genau wir es durchgegangen haben, wollen wir Folgendes bemerken.

Recht gute Uebersichten geben viele Artikel, unter denen wir nur die Artikel Juden, Hohepriester, Stiftshütte, Leviten, Gefangenschaft, Handel, Haus, Rath, Pro-

Propheten, Richter, Tempel, Taufe, Samariter hervorheben wollen. — In dem Artikel Abbon werden die Schullehrer das parenthesirte Ebron nicht verstehen. Nach Winer scheint Jos. 19, 28 an Statt Ebron Abdon gelesen werden zu müssen. — Im Artikel Abraham ist Isaaks Opferung unerwähnt geblieben, obgleich mehrere Hauptmomente aus dem Leben dieses Patriarchen angeführt worden sind. — Acco oder Ptolemais fehlt. Das Nöthige hätte wegen seiner mehrfachen Merkwürdigkeit aus Röhr's Palästina entnommen werden können. — Der Hohepriester Alcimus starb nicht bei der Erstürmung des Tempels zu Jerusalem, sondern als er die Mauer des Tempels, die den Vorhof der Heiden von dem der Israeliten trennte, niederreißen lassen wollte. 1 Makk. 9, 54. — Daß in der ersten christlichen Kirche die Aeltesten in den kirchlichen Angelegenheiten nicht ohne Beistimmung der Gemeinde, der Menge, entscheiden konnten, hätte bemerkt werden sollen. Das demokratische Element der ersten christlichen Kirche darf man nicht übersehen. — Daß der Apostel Andreas das Evangelium in Scythien gepredigt habe, ist Sage. Dieß mußte bemerkt werden. — Wenn in dem Artikel Arabien der Erscheinung gedacht wird, daß daselbst die großen Sandflächen wie Seeen aussehen, so ist das zwar sehr richtig bemerkt; nur wird darauf in der angeführten Stelle Jes. 35, 7 nicht hingewiesen, denn da ist von der Aussicht auf einen glückseligern Zustand der Juden in ihrem Vaterlande die Rede. — Bei Assur und Assyrien hätte der Verf. auf den Artikel „Gefangenschaft" verweisen sollen, damit die Leser dort das Nöthige aufsuchen. — Wenn es in dem Artikel Babel heißt, der letzte König Babyloniens wäre in seiner Hauptstadt Babylon von dem persischen Könige Cores (Cyrus) zwei Jahre lang und dann von Darius Hystaspis 20 Monate lang belagert und die Stadt endlich erobert worden, so scheint das nur auf Eine Belagerung und Eroberung hin-

hinzudeuten. Allein schon Cyrus eroberte Babylon. Da aber die Babylonier sich späterhin wieder frei machen wollten, so wurde Babylon von Darius Hystaspis nochmals belagert und erobert. Um der historischen Genauigkeit willen führen wir dieses an. — In dem Artikel Backen hätte die Art Brodkuchen auf heiß gemachtem Sande oder Steinplatten, mittels darüber gelegter Kohlen und Asche, zu backen, auch erwähnt werden sollen. — Bei Bethabara wäre hinzuzufügen gewesen: Uebergangsort über den Jordan. — Ist die Meinung des Verfs., daß Beth El und Kiriath Jearim einerlei Stadt gewesen sei, so möchte ihm dieß schwer zu beweisen seyn. — Bethesda. Die Bemerkung, daß dieser Name zu deutsch „Haus der Barmherzigkeit“ bedeutet, hätte in diese Schrift gepaßt. — Der Götze Dagon war halb als Mensch, halb als Fisch gebildet. — Aus dem Leben Davids hätten mehrere Hauptmomente übersichtlich zusammengestellt werden können. — Elephant. Der Ausdruck: Im Alterthume bediente man sich, dieser Thiere, wie jetzt der Kanonen, beim Kriegführen, ist wenigstens zweideutig. — Epikurer. Wenn der Verf. von den Schülern Epikurs sagt, „sie lehrten anders, als ihr Meister: es gäbe keine Vorsehung, keine Unsterblichkeit der Seele und das Leben bestehe nur im Sinnengenusse,“ so hat er nur in sofern recht, als dieselben die eudämonistische Sittenlehre ihres Meisters zu tief herabzogen und das Wohlseyn, das dieser als das höchste Gut aufstellte, zu einem bloß sinnlichen machten. Wenn sie aber die Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele leugneten, so war dieß ganz im Sinne ihres Meisters, dessen philosophische Glaubenslehre Nichts weiter war, als ein trauriger Materialismus und eine trostlose Zufallslehre. — Gefängniß. Was unter dem, in diesem Artikel vorkommenden, Ausdrucke „Mustergeneral“ zu verstehen sei, werden Landschullehrer ohne Weiteres nicht finden. — Griechen. Daß auch jüdische

Prose=

Proselyten mit diesem Namen bezeichnet worden wären, wie es Nr. 4 dieses Artikels heißt, das beweisen die angezogenen Stellen nicht. — Groschen. Wenn der Verf. sagt, das, was Luther Groschen übersetzt, wären wohl im hebräischen Alterthume silberne Gefäße, welche Münzwerth hatten, gewesen, so hat er dabei Gesenius nicht auf seiner Seite; denn dieser sagt in seinem Handwörterbuche, Ketisa bedeute eigentlich etwas Gewogenes, dann ein bestimmtes Gewicht, wahrscheinlich von Gold und Silber, dessen man sich in dem patriarchalischen Zeitalter als Geldes bediente. — Hyäne. Die Haare dieses Thieres sind nicht bloß weißgrau, sondern auch mit schwärzlich braunen Streifen durchzogen. — Johannes der Täufer. Wenn der Verf. von diesem Vorläufer Jesu sagt: „Sein sonderbares Verhältniß zu Jesu in späterer Zeit möchte wohl daraus zu erklären seyn, daß ihm Eins nicht gegeben war: der ruhige, kindliche Glaube an die Fortdauer seiner Wirksamkeit rc.;" so zweifeln wir, daß die Schullehrer den Sinn dieser Worte finden werden. Israel. Bei Angabe der zehn Stämme, welche nach Salomo's Tode das Reich Israel bildeten, ist Ephraim aus Versehen weggelassen. Erst weiter unten wird er als dazu gehörig genannt. — Manna. Wenn der Verf. das Manna eine Art Schleimzucker nennt, den die von einigen Insecten angestochenen Blätter des Süßkleestrauchs ausschwitzen, so sieht man nicht ein, warum er hinzufügt: „und wahrscheinlich Unrath einiger Insecten;" denn das zufällig Hinzugekommene macht das Manna nicht aus. — Paradies. Der Verf. sagt: „Bei den spätern Juden bedeutete Paradies: 1) den „Aufenthalt der Gerechten im Schatten- oder Todtenreiche (welches Luther durch Hölle übersetzt hat), wo sie bis zur Auferstehung verweilend gedacht wurden, Luk. 23, 43." Wir wissen nicht, woher er diese Bemerkung genommen haben mag, aber für richtig können wir sie nicht halten. Die Vorstellung der Juden von

dem

dem Schattenreiche war viel zu düster, als daß sie mit dem Worte Paradies hätte bezeichnet werden können. Seit der babylonischen Verbannung hatten die Juden in Bezug auf die verstorbenen Gerechten aufwärts, gen Himmel, blicken gelernt. Auch hat Jesus in der Antwort, durch die er den neben ihm Leidenden tröstete, mit dem Ausdrucke Paradies nicht auf die dunkele Schattenwelt, sondern auf einen Ort der Glückseligkeit hingewiesen. — Pharisäer. Bei diesem, mit löblicher Gründlichkeit behandelten Artikel ist uns aufgefallen, daß der Verf. sagt, die Pharisäer hätten sich für besondere Verehrer der Vernunft ausgegeben und behauptet, nur den Aussprüchen derselben zu folgen. Daß diese Stabilitätsmänner es mit der Hochschätzung der Vernunft nicht weit trieben, wissen wir wohl; daß sie es aber von sich behauptet hätten, ist uns weniger bekannt. Auch möchten wir nicht sagen, daß sie bei der Erklärung des geschriebenen Gesetzes einen buchstäblichen und einen geheimnißvollen Sinn desselben angenommen hätten. Dieses pflegen die mystischen und allegorisirenden Schrifterklärer zu thun. Die Pharisäer hielten sich Theils streng an den Buchstaben des Gesetzes, Theils suchten sie das Gesetz künstlich zu deuten; denn ihre Sittenlehre war nicht von strenger Art. — Daß die Sadducäer sogar das Daseyn des menschlichen Geistes geleugnet hätten, ist eine zu starke Behauptung. Sie glaubten nur nicht an ein Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes. — In dem sehr verständig dargestellten Artikel Schulen sagt der Verf.: „Diener der Synagoge waren 1) der Vorbeter, (Offenb. 2, 1 Luther: Der Engel der Gemeinde).“ In der angeführten Stelle aber bedeutet Engel so viel als Bischof, Vorsteher.

Möge der Verf. diese Bemerkungen als ein Zeichen ansehen, daß wir sein Buch mit Interesse gelesen haben. Den Schullehrern und Seminaristen aber, für welche er es geschrieben

schrieben hat, können wir es als recht brauchbar empfehlen. Druck und Papier sind zu loben.

Die falschen Erwartungen von der Wirksamkeit der Volksschulen, geprüft von M. Gottlob Eusebius Fischer, Superint. in Sangerhausen. Eisleben 1835, bei Reichardt. 16 SS. 4 Gr.

Man las vor Kurzem in öffentlichen Blättern folgende Aeußerung: „Die vielen Feuersbrünste in Ostpreußen stehen wahrscheinlich mit der großen Demoralisation in Verbindung, welche unter den Bewohnern des platten Landes, selbst unter den Kindern eingerissen ist. Mit Schaudern hört man die Berichte aus den Anstalten, welche sich auch in Königsberg zum Beßten der verwahrlosten Kinder gebildet haben. Ja es kommen Verbrechen vor, welche in jenen Gegenden früherhin kaum dem Namen nach bekannt waren. Die Behörden suchen den sehr tief liegenden Quellen derselben nachzuforschen, indem der Schulunterricht, für den in unserem Staate so Viel und Treffliches geschieht, nicht auszureichen scheint.“ Diese Aeußerung, deren Wahrheit sich überall bestätigt, wo man den sittlichen Zustand des großen Haufens genauer in's Auge faßt, bildet gleichsam den Text zu der vorliegenden kleinen Schrift, obgleich der Verf. derselben nicht eben sie, sondern die schon früher in seinem eigenen Kreise gemachten Erfahrungen dabei zu Rathe zog. Auch ihm wurde es in Folge derselben klar, daß selbst der beßte Schulunterricht allein nicht hinlänglich sei, zu verhüten, daß unter uns „die Bettler immer häufiger und unverschämter, die Diebe immer gefährlicher, die Straßen immer unsicherer, die Gefängnisse immer gefüllter, hingegen bescheidene, gehorsame, treue und fleißige Menschen immer seltener, und die Klagen über Bosheit

und Frechheit immer schreiender werden," und daß man vielmehr „das Uebel in der Wurzel aufsuchen und andere Heilmittel dagegen ergreifen müsse." Das Uebel selbst findet er Theils in der vermehrten Menschenmenge und der daraus herfließenden großen Anzahl von Familien, die unter dem Drucke der Armuth und Dürftigkeit ihre Kinder verwildern lassen oder gar selbst zum Bösen anleiten, Theils in der auch in die niedrigsten Stände eingedrungenen Genußsucht, vermöge welcher so viele Glieder derselben das Unausreichende ihres täglichen Verdienstes durch Mißbrauch ihrer Kinder zu allerhand Schlechtigkeiten zu ersetzen suchen. Das Heilmittel aber, dem der Verf. die kräftigste Wirksamkeit zutraut, erblickt er in der Herstellung öffentlicher Erziehungshäuser, worinnen Kinder, die in täglicher Gemeinschaft mit verdorbenen Aeltern auch verderben müssen, neben dem erforderlichen Schulunterrichte, an Fleiß und Thätigkeit, an Ehrbarkeit und gute Sitten gewöhnt und zu der nöthigen Geschicklichkeit für die Geschäffte ihrer niedern Sphäre herangebildet werden. Er zweifelt nicht, daß viele Aeltern der bezeichneten Art ihre Kinder mit Freuden an diese Häuser abgeben werden, um nur derselben los zu seyn; „sollten jedoch, spricht er, andere dieser Art sich von ihren Kindern nicht trennen wollen, entweder aus Trotz oder weil ihnen die Kinder beim Stehlen behilflich seyn sollen: so finde ich darüber kein Bedenken, daß der Staat ihnen die Kinder mit Gewalt nehme; denn er befindet sich im Stande der Nothwehr gegen sie. Soll er seine innere Sicherheit, seine Ruhe und seinen Wohlstand in immer größere Gefahr bringen lassen? Er sperrt die Diebe ein, damit sie nicht stehlen sollen, darf er nicht verhindern, daß ihm immer neue und immer mehr Diebe geliefert werden. Soll das etwa gegen die Humanität seyn, wenn man einem schlechten Menschen ein Gut aufbewahrt und pflegt, welches unter seinen Händen verderben würde? — Die Frage über die Herbeischaffung der

dazu nöthigen Geldmittel beſeitigt der Verf. durch Hindeutung auf das allmälige Herſtellen ſolcher „Kinderhäuſer, auf das leicht mögliche Erweitern der ſchon beſtehenden Kleinkinderſchulen oder Kinderverwahrungshäuſer und durch die Ausſicht auf den reichlichen Gewinn, den die erſte vielleicht ſchwere Auslage bringen würde. „Denn würden die Kinder roher Aeltern gut erzogen, ſo würde man nicht nöthig haben, die Gefängniſſe zu erweitern und zu vervielfältigen, würde mehrere Policeidiener entbehren und das Perſonale der Criminalgerichte verringern können, würde nicht mehr ſo viel (Bettler und Vagabonden) Diebe und Betrüger ernähren müſſen und die Correctionshäuſer für verwahrloſete junge Menſchen aufheben können. Man wendet Geld auf, um junge Menſchen, welche bereits ganz verdorben ſind, zu beſſern, dieß Geld iſt größten Theils weggeworfen. Warum will man nicht lieber Etwas aufwenden, damit Kinder nicht verdorben werden? Es iſt ja viel leichter, Kinder vor Verwilderung zu bewahren, als ſie aus derſelben wieder herauszureißen.“ — Man ſieht, der Verf. iſt in ſeinen Forderungen für einen entſchieden heilſamen und leicht ausführbaren Zweck ſehr beſcheiden. Er hätte gerade zu ſagen können: man erſpare die zu Kinderhäuſern erforderlichen Geldmittel durch Verringerung oder Minderung unnöthiger öffentlicher Ausgaben und durch Zurückführung der koſtſpieligſten Staatseinrichtungen auf das zum allgemeinen Beſten Unerläßliche. Und, wie viel dahin Gehöriges wäre da nicht namhaft zu machen geweſen? — Zuletzt bemerkt der Verf., daß mit ſeinem Vorſchlage freilich nur der immer größern Entſittlichung der ärmſten Volksclaſſe abgeholfen werden könne, nicht aber der der höhern Claſſen, „in denen auch viele Kinder verwahrloſt werden, die jedoch von ihren Aeltern nicht zu trennen ſind, weil ſie ſcheinbar eine gute Erziehung genießen und ihre Verwahrloſung erſt ſpäterhin offenbar wird.“ Gegen dieſes durch Luxus, Ueppigkeit und frühe Ge-

Gewöhnung an alle sinnliche Genüsse und Freuden herbeigeführte Uebel, dem wir die überall sichtbare und überall anwachsende Menge „der Verschwender, Schlemmer und Spieler, der unglücklichen Ehen, der unehelichen Kinder, der ungetreuen Beamten, der fallirenden Kaufleute, der bettelnden Künstler u. s. w." verdanken, weiß er kein anderes Heilmittel, als „ein besseres Beispiel von Oben;" denn dieses „wäre das Einzige, was zunächst auf die höhern Stände und dann durch diese auf die untern Volksclassen wohlthätig einwirken könnte." — „Aber, setzt er hinzu, welche unerhörte Festlichkeiten drängen sich jetzt in den höchsten Cirkeln? Welche Summen werden aufgeopfert, um einander eine lästige Ehre zu erweisen! Welcher glänzende Spectakel verzehrt das Mark der Länder! Als Friedrich II und Joseph II Hof hielten und durch die Länder reisten, ging Alles still zu. Niemand sahe Etwas, was nach den Herrlichkeiten der Erde lüstern machte. Damals sammelten die Kaufleute Geld, gewöhnten ihre Kinder zur Mäßigkeit und Thätigkeit und gingen mit ihnen zu Fuße. Jetzt ist überall Saus und Braus; man lebt im Glanze vom Schuldenmachen, bis man sich genöthigt sieht, nach Amerika auszuwandern oder sich erschießt. Es werde in den obern Regionen wieder stille, wenn es möglich ist; vielleicht legt sich dann das Toben in den untern und wir bekommen eine bessere häusliche Erziehung." — Ja wohl, wenn es möglich ist! Diese Möglichkeit möchte aber sehr fern liegen. Denn in dem Laufe der europäischen Bildung scheint ein Punct eingetreten oder vielmehr schon überschritten zu seyn, von welchem an es mit der Entsittlichung der größeren und kleinern Völkervereine unaufhaltsam vorwärts geht. Je mehr und je leichter die Menschen produciren, desto reichlicher wollen sie genießen; je unersättlicher ihre Genußsucht wird, desto größer wird ihr Widerwille gegen Zucht, Sitte, Mäßigkeit und häusliche Tugend; je weiter sie

sich

sich hiervon entfernen, desto zweideutiger und schlechter wird der Geist unserer Staatseinrichtungen, und je ungehinderter dieser waltet, desto verderblicher wird die Wechselwirkung zwischen ihm und dem Geiste der Staatsbürger und desto unabwendbarer kommt das Ende, — die Auflösung alles Bestehenden. Darum dürfte auch der an sich treffliche Vorschlag des Verfs. zu sittlicher Regeneration der niedrigsten Volksclassen nur theilweise Hilfe schaffen. Die Haupthilfe muß von Oben her kommen und so lange unsere Gesetzgeber und Gesetzvollstrecker gleichsam vorsätzlich darauf ausgehen, dem Geiste der Sittlichkeit in dem gemeinen Wesen so wenig, wie möglich, Raum zu geben, so lange wird es auch vergeblich seyn, auf eine gründliche Besserung unserer niederen Stände zu hoffen oder auch hinzuwirken. Es ist hier nicht der Ort, weiter darauf einzugehen. Wohl aber möchten wir den Verf., der in Bezug auf diese niederen Stände so richtig sahe und so Zweckmäßiges anrieth, auffordern, seinen Blick auch auf die höheren zu wenden und mit eben so viel Freimuth als Ausführlichkeit zu sagen, was in Hinsicht ihrer Noth thue, wenn eine gründliche Heilung der Uebel erfolgen soll, an denen wir leiden. Er darf ja hier dieselbe Hoffnung hegen, mit der er sich bei seinen jetzigen Rathschlägen aufrichtet: „Ist eine Idee eine Zeit lang in der Welt herumgewandert, so wird sie endlich doch vestgehalten und thut ihre Wirkung." —

Der Brief des Apostels Paulus an die Ephesier übersetzt und erklärt von Friedr. Aug. Holzhausen, Doctor d. Phil. u. Licent. d. Theol. an d. Univers. zu Göttingen. Hannover, Hahn'sche Buchhandl. 1833. XXVII und 195 SS. gr. 8. 20 Gr.

Commentar über den Brief Pauli an die Epheser. Von Fr. Karl Meier, Privatdoc. d. Theol. an d. Univers. Jena. Berlin, Reimer 1834. VIII u. 231 SS. 8. 1 Thlr.

Nachdem die Erklärung des in sprachlicher und historischer Beziehung schwierigen sogenannten Briefes an die Epheser lange Zeit in auffallender Weise vernachlässigt worden war: scheint demselben mit einem Male dasselbe Glück wie den Briefen an die Römer und Galater zu Theil zu werden, nämlich zahlreiche und rüstige Bearbeiter zu finden. Denn nachdem bereits Prof. Rettig in Zürich (vergl. theol. Studien und Kritiken 1832. 4. Heft) und Prof. Harleß in Erlangen (laut Meßkatalogs von Ostern 1834) denselben zu bearbeiten versprochen hatten, ohne bis jetzt (Mitte Novembers) ihre Versprechungen erfüllt zu haben: erschienen fast zu gleicher Zeit vier neue Commentare über diesen Brief, nämlich von Holzhausen in Göttingen, Meier in Jena, Rückert in Zittau und Matthies in Greifswald, von denen die beiden ersten dem Recn. zur Anzeige in dieser kritischen Zeitschrift zugegangen sind.

Hr. Holzhausen spricht in der Vorrede von seinen Leistungen mit lobenswerther Bescheidenheit, während er in einer mit dem Commentare fast gleichzeitig erschienenen Selbstanzeige desselben in den göttinger gelehrten Anzeigen durch ihn nichts Weniger zu beabsichtigen scheint, als der Erklärung des Epheserbriefs eine Bahn zu brechen, wie auch eine gänzliche Umgestaltung der bisherigen Auffassung des paulinischen Lehrbegriffs zu bewirken. Es würde uns in der That leidthun, wenn wir durch unser abzugebendes Urtheil über vorliegende exegetische Arbeit den uns seiner Persönlichkeit nach ganz unbekannten Hrn. Verf. in irgend einer Weise kränken sollten; allein indem die kritische Unparteilichkeit streng

der

der Wahrheit gemäß zu berichten fordert, müssen wir es rund heraussagen, daß nach genauer Einsicht in seine Schrift Hr. H. uns keineswegs zu denjenigen Geistern zu gehören scheint, welche den Wissenschaften neue Bahnen zu brechen befähigt sind, und daß gegenwärtiger Commentar, ungeachtet Fleiß und Eifer seines Verfs. nicht zu verkennen ist, und ungeachtet derselbe sich vor seinen Vorgängern, was freilich auch nicht schwer war, in mancher Beziehung auszeichnet, dennoch hinter den Anforderungen, die man heutzutage an ein Werk dieser Art zu machen berechtigt ist, im Allgemeinen und den drei übrigen neuesten Bearbeitungen des Briefes insbesondere weit zurückbleibt.

Indem wir zur Sparung des Raumes unser Urtheil über die vom Verf. seinem Commentare vorausgeschickte Einleitung weiter unten mit dem über Meier's Erörterungen über das Ganze des Briefes verbinden werden, beginnen wir sogleich die Beurtheilung der Auslegung selbst. Der Verf. schickt den einzelnen Abschnitten des Briefes eine deutsche Uebersetzung voraus, auf welche dann die Erklärung folgt und gibt zuletzt einen nach den im Commentare vorgetragenen exegetischen Ansichten constituirten Textesabdruck. In der Auslegung werden die verschiedenen Ansichten der frühern Erklärer meisten Theils berücksichtigt, jedoch wäre zu wünschen, daß der Verf. dabei mit mehr Ordnung zu Werke gegangen wäre, die Erklärungen nach einem vesten Principe in bestimmte Classen geordnet und dadurch die Uebersicht derselben erleichtert hätte; aber indem er Dieses zu thun verabsäumt hat, bleibt seine Bearbeitung schon in dieser Beziehung hinter der von Rückert und Meier zurück, während Matthies, wie bekannt, auf die Relation der frühern Erklärungen Nichts hält und daher entweder nur die neuesten Commentare berücksichtigt oder bloß seine subjectiven Ansichten gibt. Der Hauptmangel aber der holzhausen'schen Auslegung besteht in grammatischer Ungenauigkeit,

welche sehr oft noch als rein empirische Betrachtung und Behandlung der linguistischen Erscheinungen, ja nicht selten als grammatischen Leichtsinn sich beurkundet. Einige unserer Ausstellungen im Einzelnen werden diese Bemerkung rechtfertigen. S. 4 wird behauptet, daß Cap. 1, V. 1 zu den Dativen τοῖς ἁγίοις etc. χαίρειν zu suppliren sei. Allein dann entstände ja wegen des folgenden χάρις ὑμῖν etc. ein doppelter Gruß. Diese althergebrachte Ansicht von einer Ellipse oder Anakoluthie in den Eingängen der apostolischen Briefe, der auch Matthies noch zugethan scheint und worüber Meier gar Nichts bemerkt, wird aber gewiß durch die Bemerkung beseitigt, daß die Worte Παῦλος etc. nebst den Dativen ausdrücken, von wem der Brief komme und an wen er sich richte und daß der hebräische Segenswunsch χάρις καὶ εἰρήνη ὑμῖν an die Stelle des heidnischen, durch χαίρειν bezeichneten Grußes getreten sei. Die Richtigkeit dieser Ansicht erhellt, ganz abgesehen von der Unstatthaftigkeit der bezeichneten Ellipse, besonders daraus, daß der Apostel Jakobus, welcher sich unter den neutestamentlichen Schriftstellern allein der griechischen Grußformel bedient (Jak. 1, 1. Apostgsch. 15, 23.) den hebräischen Segenswunsch wegläßt, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn es mit jener Ellipse seine Richtigkeit hätte. — Ganz sich widersprechend behauptet Hr. H. auf derselben Seite, in den Worten ὁ θεὸς καὶ πατήρ dürfe καὶ nicht durch nämlich übersetzt werden, erklärt aber das Fehlen des Artikels vor πατήρ daher, daß mittels καὶ eine „nähere Erklärung" beigefügt werde. — S. 5 werden die Worte πάσῃ εὐλογίᾳ C. 1, V. 3 übersetzt: „mit der ganzen Fülle geistigen Segens," während der Verf. Einl. S. X über die gewöhnliche Bedeutung des πᾶς ohne Artikel selbst das Richtige bemerkt. — S. 4 erklärt Hr. H. in den Worten ἐξελέξατο ἡμᾶς — — εἶναι ἡμᾶς ἁγίους C. 1, 4 das εἶναι durch *fieri* und supplirt εἰς τό. — Rein willkürlich

ist

ist der S. 9 angegebene Unterschied zwischen ὁρίζειν und ποιεῖν von göttlichen Rathschlüssen, wovon jenes von Acten des göttlichen Willens in ewigen, dieses von Acten dieses Willens in zeitlichen Dingen gebraucht werde. Dagegen spricht die Stelle Apostgsch. 17, 26: ὁρίσας — καιροὺς καὶ τὰς ὁροθεσίας τῆς κατοικίας αὐτῶν, und Eph. 3, 11 πρόθεσις τῶν αἰώνων, ἣν ἐποίησε etc. — Die Worte ἐν πάσῃ σοφίᾳ καὶ φρονήσει V. 8 zieht der Verf. mit mehrern andern Erklärern zu γνωρίσας in V. 9. Allein der dadurch entstehende Gedanke: „Gott hat in allerlei" oder „jeglicher Weisheit geoffenbart" würde unpassend seyn, da Gott die absolute Weisheit besitzt. — S. 19 erklärt der Verf. in einer Anmerkung die seiner Meinung nach schwierigen Worte ἀκολουθούσης πέτρας 1 Kor. 10, 4 durch πέτρα ᾗ ἀκολούθει sc. τὸ ὕδωρ! und glaubt dadurch die „Schwierigkeit" auf eine „leichte und natürliche" (?!) Art zu heben. — S. 27 wird ἀπολύτρωσις mit Lambertus Bos durch dies redemtionis erklärt. — S. 30 hätte der Verf. besser gethan, zur Erläuterung der Form ὁρῶν ganz auf Winers Grammatik S. 72 zu verweisen, als daß er daher, ohne Winer nur zu nennen, eine Menge Citate abschreibt. — Nach S. 45 soll das hebr. הוֹשִׁיב und das ihm entsprechende καθίζειν die Bedeutung haben „einen Sitz machen, einen Thron errichten" und mit dem Dative der Person construit werden, der aber ausgelassen werde, weil dieses Verbum gewöhnlich den Accusativ regiere! — S. 45 spricht der Verf. gelegentlich über die Worte οὐκ ἔστιν ἀλήθεια ἐν διαβόλῳ bei Joh. 8, 44, welche er erklärt: „das Wesen des Satan ist eine Lüge" welches so viel seyn soll als „ist ohne Existenz!!" Rec. könnte noch eine Menge anderer solcher grammatischen Sünden des Verfs. anführen, doch dazu bedürfte es einer eignen kleinen Schrift, zu deren Abfassung Rec. weder Zeit noch Lust hat. Doch können wir hier eine

der

der Hauptnachlässigkeiten Hrn. H's. nicht verschweigen, nämlich daß sein Buch dergestallt von Accentfehlern strotzt, daß wir mit Aufzählung derselben vielleicht zwei Seiten unserer Zeitschrift anfüllen könnten, welche schwerlich als Druckfehler angesehen werden können, da mehre derselben, wie *ἄγιοι* statt *ἅγιοι* regelmäßig wiederkehren, auch Hr. H. des Gesichts beraubt gewesen seyn müßte, wenn er dieselben bei nur oberflächlicher Kenntniß der Accentlehre nicht bemerkt und in dem beigegebenen Druckfehlerverzeichnisse nicht notirt hätte. Ohne es urgiren zu wollen, daß bei Diphthongen der Accent unzählige Male auf den ersten Vocal gesetzt ist, führt Rec. nur folgende Proben an: S. XV *ἀποϛόλικον*. S. XVII *Λαοδίκεια*. S. 4 und 6 *ἐπουρανία*, *εὔλογεῖν*. S. 7 *ἐκλεγέσθαι*. S. 16 *ἐσχάτοι*. S. 19 *Χρίϛος*. S. 20 *κεφαλῆς*. S. 26 *περιποῖειν*. S. 27 *ποιήθεντας*. S. 28 *ἀμωμοῦ*. *Ματθαῖου*. S. 80 *γνώσιν*, deßgleichen S. 98 fünf Mal hinter einander *γνώσις*. S. 82 *ἐνέργειν*. S. 35 *δυνάμις*, *οὐρανοίς*. S. 36 *οὖτος*, welches öfter wiederkehrt. S. 37 *πὰν*. S. 43 *ἀγγέλοι*. S. 47 *σαρκίκων*. S. 51 *ποίεισθαι*, *ἀπόθνεσκειν*, *ϛαυρώθηναι*, *βασίλευειν*, *κάθιζειν*. S. 70 *θεμελίος*. S. 72 *πνευμάτικον*. S. 100 *σῶματι*. S. 154 zwei Mal *κεφάλη*. S. 183 *ὁ πονήρος*. Auch hat Hr. H. die Gewohnheit, den bekanntesten griechischen Wörtern die entsprechenden hebräischen oft nebst alttestamentlichen Citaten beizusetzen, z. B. *σωτηρία* hebr. פְּלֵיטָה Joel 3, 6 *κληρονομία* hebr. חֵלֶק גּוֹרָל, wodurch das Verständniß des Briefes doch gar Nichts gewinnt.

Auch für die Erörterung des Gedankenzusammenhanges hat Hr. H. fast gar Nichts gethan. Besonders zu tadeln findet Rec., daß der Verf. mit C. 1, V. 21 den Anfang eines neuen Hauptabschnittes annimmt (S. 83), da doch die drei letzten Verse des ersten Cap. offenbar zu V. 20 gehören, von welchem sie eine nähere Ausführung sind. Auch ist die

Bedeu-

Bedeutung der Formel διὰ τοῦτο in V. 15 viel zu unbestimmt erklärt, wenn der Verf. bemerkt, sie bedeute bloß, daß das Folgende im lebendigen Bewußtseyn des Vorhergehenden gesprochen sei." Mit gleichem Unrechte nimmt Hr. H. auch C. 2, 8 einen neuen Abschnitt an und sieht sich daher die Partikel γὰρ durch „ja wohl" zu übersetzen genöthigt. — Vorzüglich aber mangelt es dem Verf. an einer klaren und historisch adäquaten Auffassung des paulinischen Lehrbegriffs, wie auch an der nöthigen exegetischen Unbefangenheit, indem er die Worte des Apostels nicht selten nach den oft zwar sehr liberalen, aber doch auch nicht selten in einem gewissen Helldunkel schwebenden, phantastischen und mystischen (im eigentlichen Sinne des Wortes) Ansichten seiner subjectiven Dogmatik auslegt. Daher schreibt sich S. 45 und 176 zu Cap. 6, 12 die Behauptung, daß der Apostel Paulus und die übrigen biblischen Schriftsteller die reale Existenz Satans wie der Dämonen und ihrer Wirksamkeit auf das menschliche Geschlecht geleugnet haben sollen, daß vielmehr der Erstere „in der religiösen Sprache seines Volkes unter dem Bilde der Dämonen nur das Lebensprincip der griechisch-römischen Heidenwelt" verstanden, welches er aber „vermöge seines religiösen Charakters in die Sphäre einer höhern Weltordnung hinaufgerückt," wozu sich ihm, „da es nach dem Geiste der Religion in seiner persönlichen Wirksamkeit habe dargestellt werden müssen, die jüdische Dämonenwelt von selbst dargeboten habe." Ein unbefangener und historischer Forscher wird den Aposteln dämonologische Vorstellungen, welche sie aus dem Judenthume mit herüberbrachten, wohl schwerlich absprechen, wird aber zugleich auch nicht verkennen, wie der neue christliche Geist solche temporale und locale Vorstellungen in den Hintergrund treten ließ und ihnen jeden schädlichen Einfluß, wie sie ihn später wieder in der Kirche äußerten, benahm. — Kaum sollte man bei dem jetzigen Stande der Exegese die S. 52 ausgesprochene

Be-

Behauptung noch erwarten, daß die Apostel die unter ihrem Volke bereits vorgefundene Lehre von der Auferstehung des Fleisches nur als Form für ihre reinere Lehre von der Unsterblichkeit gebraucht haben sollen. Höchst unklar, phantastisch und, wie wir es vorhin bezeichneten, im eigentlichen Sinne mystisch ist aber besonders Dasjenige, was der Verf. hin und wieder, vorzüglich aber S. 120 f. und S. 155 über die fortgehende Erlösungsthätigkeit Jesu bemerkt, daß namentlich zur erschöpfenden Erklärung der Stelle Eph. 4, 13 „an eine substantiale Wirkung des verklärten Gottmenschen gedacht werden müsse," — daß Jesus in seinem verklärten Zustande „mit den Gläubigen nicht bloß in eine geistige, sondern auch wesentliche Gemeinschaft trete." Der Herr Verf. ist zwar nicht Pantheist, hüllt aber demungeachtet seine Gedanken, als angeblich paulinische, gern in solche Formeln, in denen man nur Anklänge an die Identitätslehre finden kann. Man vergl. seine Bemerkung zu Cap. 3, 11. S. 85, wo er erst die Worte τῶν αἰώνων ganz unrichtig von „ganzen Welten und Ordnungen vernünftiger Wesen" und unter πρόθεσις τῶν αἰώνων „Vorherbestimmung der Aeonen vor der Schöpfung der Welt von Ewigkeit in Ewigkeit, die Bestimmung der Aeonen für das Ewige" versteht und darauf so fortfährt „diese Bestimmung vollbrachte Gott durch Jesum Christum, indem er durch den Sohn mit jenen in eine Gemeinschaft des ewigen Seyns eintrat und fortwährend durch „den Sohn als den Erlöser die aus dieser Gemeinschaft herausgetretene und in den Zustand einer Scheinexistenz übergetretene Creatur in jene zurückführt und im Besondern den Erlöser zu dem gefallenen Geschlechte gesandt hat und dasselbe durch die mit der höchsten Weisheit gegründete Kirche für die Ewigkeit erzieht, für welche es ursprünglich bestimmt ist" *). Rec. weiß wohl, wie sich jetzt viele namentlich jüngere

*) So heißt es auch S. 18 bei Erklärung v. Cap. 1, V. 10: „Got-

jüngere Theologen durch solch eine salbaderische Floskel den Schein tiefsinniger Weisheit zu geben suchen, aber fragen möchten wir den Verf., ob er dadurch das Verständniß des Epheserbriefes befördert oder eine andere Auffassung des paulinischen Lehrbegriffs bewirkt habe. — Ganz unklar ist auch Dasjenige, was er S. 9 über den paulinischen Begriff der Erwählung und Vorherbestimmung zu Cap. 1, V. 5 bemerkt, wodurch er die darauf beruhende „wichtige dogmatische Streitfrage" auf eine „leichte und natürliche" Weise lösen will, „nämlich daß die Christen — nach ihrer ewigen Natur (?) Kinder Gottes seien." S. 41 verbreitet sich der Hr. Verf. über die Folgen der adamitischen Sünden in einer solchen Weise, daß man über seine Meinung kaum in's Klare kommen kann. Es heißt: „Adam vor dem Falle, im demüthigen Gehorsame gegen Gott, als seine Natur vom göttlichen Lebensprincipe durchdrungen war, wäre nur physisch gestorben. — — Aber durch den Fall, als er im höchsten Uebermuthe Gotte ungehorsam ward, das Leben in Gott in ihm erlosch, seine menschliche Natur von dem göttlichen Geiste, dem Urgrunde unseres ewigen Seyns sich losriß, zog er sich den moralischen Tod zu, die mit dem physischen Tode verbundene Vernichtung seiner ganzen menschlichen Existenz." Daher habe das alte Testament (das ganze? Rec.) die Idee der Unsterblichkeit nicht gekannt und erst Christus habe im menschlichen Geschlechte den Zustand der ursprünglichen Heiligkeit

„Gottes Sohn war nicht nur bestimmt, das Seyn außer Gott zu verbreiten, die vernünftigen Wesen zu erschaffen, sondern er hat auch den Beruf, die von dem Urquelle des Seyns abgefallene Creatur zur Gemeinschaft mit Gotte zurückzuführen, oder sie aus dem Zustande der Scheinexistenz zu erlösen und zu diesem Behufe gehört seine Menschwerdung in der Fülle der Zeiten, welche aus Gottes gnädigem Rathschlusse zu dem Endzwecke erfolgte, damit in ihm die ganze moralische Schöpfung den Grund ihres ewigen Seyns haben sollte ꝛc."

keit und Gerechtigkeit wieder hergestellt und dadurch dasselbe zur Unsterblichkeit geführt. Also waren nach Hrn. H's. Meinung die zur Zeit des A. Bundes lebenden Menschen nicht unsterblich?

Rec. hat zwar noch so Manches gegen diesen Commentar auf dem Herzen, hält aber das Beigebrachte für hinreichend, um zu beweisen, wie wenig Hr. H. seiner Aufgabe gewachsen war, dem wir daher vor Allem mit sich selbst mehr in's Klare zu kommen und die Grammatik tüchtiger zu studiren anrathen, ehe er wieder mit einer exegetischen Arbeit auftritt.

Ungleich höhern Werth als die eben beurtheilte Schrift hat die des Hrn. Meier, welche jeden Falls als ein beachtenswerther Beitrag zur neutestamentlichen Exegese zu betrachten ist. Sie zeichnet sich namentlich durch Klarheit der Darstellung, durch nüchternes und unbefangenes Urtheil, deßgleichen durch eine genaue Kenntniß des paulinischen Lehrbegriffs, wie des neutestamentlichen Sprachidioms aus, obschon der Verf. den deßfalsigen grammatischen und lexikalischen Apparat durch eigene und neue Forschungen nicht vermehrt, sondern nur das von Winer und Andern Geleistete zur Aufhellung der Schwierigkeiten des Epheserbriefes mit Glück angewendet hat. Auch hat er die wichtigsten Erklärungen seiner Vorgänger von den ältesten Zeiten an bis auf Holzhausen und Rückert herab (der Commentar von Matthies erschien einen Monat später) mit großem Fleiße berücksichtigt, in guter Ordnung referirt und sie mit dem eigenen Worte ihrer Urheber nur dann mitgetheilt, wenn dieses von besonderem Interesse ist. Der Gedankenzusammenhang ist klar entwickelt und die Kritik des Textes nicht unbeachtet gelassen, doch, wie auch Rec. glaubt, mit Recht nur auf die bedeutendern Lesarten beschränkt. Da der Verf. die Auslegung vorausschickt und die Erörterungen über das Ganze des Briefes erst am Schlusse gibt, „damit der Leser nicht schon Vorstellungen und Meinungen über das Ganze

des

des Briefes zur Auslegung des Einzelnen mitbringe, die im Commentare noch einer nähern Prüfung bedürfen" (S. VI): so wollen auch wir zuerst über des Verfs. Erklärung einzelner Stellen, namentlich der schwierigeren und solcher, wo wir anderer Meinung sind, als der Verf., unser Urtheil abgeben.

Cap. 1, 10 faßt der Verf. den Ausdruck πλήρωμα τῶν καιρῶν in der Bedeutung supplementum temporis = die den αἰὼν μέλλων beginnende ergänzende Hälfte der ganzen Weltzeit, welche Erklärung aber ganz gewiß falsch ist. Denn bekanntlich rechneten die Apostel den Eintritt des αἰὼν μέλλων erst von der Zeit der Parusie Jesu, nicht von dessen irdischer Wirksamkeit an, welche vielmehr noch in die Zeit des αἰὼν οὗτος fallend gedacht wurde. Nun war aber nach Gal. 4, 4 das πλήρωμα τοῦ χρόνου schon mit der ersten Sendung Jesu gekommen, und nach dem Inhalte des Galaterbriefes und der ganzen Denkweise des Paulus mußte bis zur göttlichen Sendung Jesu erst eine bestimmte Zeit verfließen, mußte der νόμος als παιδαγωγός die Menschheit erst auf Jesum vorbereiten, daher die passive Bedeutung des Wortes πλήρωμα, welche in den analog gebildeten Wörtern auf μα bekanntlich neben der activen Statt finden kann, in der Redensart πλήρωμα τῶν καιρῶν wie von selbst sich ergibt, wie sie durch den häufigen Gebrauch des πληροῦσθαι von der Zeit empfohlen wird. Denn den schon von Rückert angeführten Stellen (Jos. Ant. 6, 5 ὁ καιρὸς ἐπληρώθη, Mark. 1, 15. Luk. 21, 24. Joh. 7, 8) fügen wir noch bei: LXX Jerem. 25, 12. Levit. 25, 29. Luk. 2, 6. 21. — Ebendaselbst, nimmt der Verf. das Wort ἀνακεφαλαιοῦν in der Bedeutung in summam colligere und verwirft jede Beziehung in dem Worte auf κεφαλή. Letztere möchte aber doch in Rücksicht auf den ganzen Sinn unseres Briefes, besonders auf V. 22 und Cap. 4, V. 15, wo Christus ausdrücklich das Haupt der Gemeinde genannt wird, sich nicht wohl verkennen lassen;

die

die Abstammung von *κεφάλαιον* steht nicht entgegen, da dieses selbst oft in der Bedutung von *κεφαλή* gebraucht wird, vergl. Passow unt. d. W., daher auch schon die alten griechischen Ausleger jene Beziehung in *ἀνακεφ.* finden konnten. — Mit Recht schließt sich Hr. M. S. 21 an die gewöhnliche Ansicht an, daß der Ap. V. 11. 12 und 13 die beiden Classen seiner Leser, die Juden- und Heidenchristen unterscheide, nur hätten wir gewünscht, daß er diese Erklärung gegen die von Holzhausen und Rückert, denen auch Matthies beigetreten ist, vorgebrachten, allerdings nicht unerheblichen Gründe genauer begründet hätte. Denn schon das *καὶ — καὶ* V. 11 und 13 weist auf eine solche Unterscheidung hin, welche auch in einem der Hauptgedanken des Briefes, denn von der durch den Tod Jesu bewirkten Vereinigung der Juden und Heiden in ein Gottesreich, eine gottgeweihte Familie ihre vorzüglichste Begründung erhält und daher nicht, wie die drei andern neuesten Erklärer meinen, zwecklos ist. Ferner erhält nur unter dieser Voraussetzung das *προηλπικότας ἐν Χριςῷ* in V. 12 sein gehöriges Licht: „die wir zuvor hofften, ehe der Gegenstand der Hoffnung erschienen war." Was man gegen diese Erklärung einwendet, daß nach ihm *προηλπικ. εἰς Χριςόν* hätte stehen müssen, um Christum als Ziel der Hoffnung zu bezeichnen, beweist gar Nichts, da eine sehnsuchtsvolle, gespannte Hoffnung in ihrem Objecte, gleichsam als einem dem Gemüthe schon gegenwärtigen, ruhend gedacht werden kann, folglich das *ἐν* einen hinreichenden Erklärungsgrund hat. Der Haupteinwand aber, den man gegen unsere Erklärung vorgebracht hat, daß es sich mit der sonstigen universalistischen Denkweise des Apostels nicht vereinen lasse, wenn er V. 11 bloß von den Judenchristen sage, sie seien durch Christum Gottes Eigenthum geworden, nachdem sie zur Theilnahme am Reiche Gottes schon vorherbestimmt gewesen; so wie man nicht begreifen könne, wie die Mittheilung des heiligen Geistes an

die

die Heidenchristen (V. 13) einen Unterschied derselben von den Judenchristen, begründen könne, dieser Haupteinwand, sagen wir, konnte nur gemacht werden, indem man den oratorischen Charakter, der wie den ganzen Brief an die Epheser, so diese Stelle insbesondere auszeichnet, gänzlich verkannte. V. 10 hatte der Ap. von der Vereinigung des gesammten Geisterreiches in eine gottgeweihte Familie gesprochen. Statt nun V. 11 ff. kurz und einfach zu sagen: „Auch ihr, meine Leser, habet Theil an derselben," nennt er jede der drei Classen derselben besonders und drückt den Begriff der Theilnahme am Gottesreiche das erste Mal durch κληροῦσθαι (V. 11), das zweite Mal durch σφραγίζεσθαι τῷ πνεύματι, eine der Hauptsegnungen und das Merkmal der Gemeinschaft mit Jesu, aus, wodurch aber weder geleugnet wird, daß die Heidenchristen mit zum κλῆρος gehören, noch auch daß die Judenchristen den heiligen Geist empfangen haben, da im Gegentheile das καὶ vor ὑμεῖς auf andere Subjecte hinweist, denen dieselbe Wohlfahrt zu Theil geworden sei. — Zu Cap. 1, 20 vermissen wir eine Bemerkung über die Schwierigkeit, welche die lectio recepta καὶ ἐκάθισεν wegen ihrer Verbindung mit dem Vorigen hat, daher auch Lachmann, Rückert und Matthies die andere Lesart καθίσας aufgenommen haben. — Laut Vorrede wandte der Verf. besondern Fleiß auf die von Jeher schwierig befundenen Stellen C. 1, 23. 3, 19. 4, 13. 5, 11—14 besonders auf die Erklärung des in den drei ersten Stellen vorkommenden πλήρωμα, welches er mit Rücksicht auf Koloss. 1, 19 und C. 2, 9 ganz richtig in der Bedeutung Gottesfülle, Fülle göttlichen Lebens und göttlicher Erhabenheit faßt. Nur können wir ihm nicht beistimmen, wenn er C. 1, 20 τὸ πλήρωμα als eine Bezeichnung Christi und als Opposition zu αὐτόν (V. 22) faßt, so daß die Worte ἥτις ἐςὶ τὸ σῶμα αὐτοῦ nur ein flüchtig eingeworfener Zwischensatz seyn sollen. Das Gekünstelte einer solchen Erklärung

leuchtet

leuchtet ein. Denn erstens ist αὐτόν gar zu weit von πλήρωμα entfernt und da zweitens θεός selbst Subject des Satzes ist, so hätte er, wenn des Verfs. Erklärung richtig wäre, wohl nicht füglich τοῦ τὰ πάντα ἐν πᾶσιν πληρουμένου gesagt werden, sondern es würde dafür wohl ἑαυτοῦ gesetzt worden seyn. Zwar wird auch C. 4, 16 das Subject im Casus obliquus Statt des Pronom. reflex. wiederholt (... τὸ σῶμα — — τὴν αὔξησιν τοῦ σώματος ποιεῖται), indessen erst nach einem sehr langen Zwischensatze, während in unserer Stelle das Subject, welches in ἔδωκε liegt, kurz vorhergeht. Wir nehmen daher τὸ πλήρωμα τοῦ τὰ πάντα etc. mit den meisten Erklärern als eine Bezeichnung der Kirche und glauben, daß dieselbe im ganzen Sinne der Briefe an die Epheser und Kolosser vollkommen gerechtfertigt ist. Denn nach Koloss. 1, 19 und 2, 9 ist Christus von göttlichem Leben und Wesen erfüllt, aber auch zugleich Princip der Mittheilung desselben an die Gläubigen in den Geistesgaben, Koloss. 2, 10. Eph. 4, 7—11, daher diese jetzt schon ein πλήρωμα τοῦ τὰ πάντα ἐν πᾶσι πληρουμένου (welcher Genitiv sowohl von Gott [vergl. C. 3, 19], als von Christus [C. 4, 10. 13] verstanden werden kann) heißen, Eph. 1, 23, obwohl sie es noch nicht vollkommen sind, sondern in den vollkommenen Besitz der Fülle des göttlichen Lebens (πᾶν τὸ πλήρωμα) erst noch gelangen sollen (Ephes. 3, 19. 4, 13). So stellt sich uns die apostolische Ansicht klar und ungekünstelt heraus. — Bei der in der Dogmatik berühmten Stelle Cap. 2, 3. hätten wir die von Bretschneider in seiner trefflichen Schrift über den evangelischen Pietismus (Lpzg. 1833) S. 165 vorgetragene, jeden Falls beachtenswerthe Erklärung der Worte τέκνα φύσει ὀργῆς gern berücksichtigt gesehen. Vergl. auch Baumgarten-Crusius bibl. Th. S. 358. — Nicht recht begreiflich war es Recn., warum Hr. M. C. 2, 7 die Worte αἰῶνες ἐπερχόμενοι von Zeitperioden der noch be-

stehen-

stehenden Ordnung der Dinge erklärt, da doch der Apostel die bei der Rückkehr Jesu zu erwartende große Umwandlung der Dinge noch innerhalb eines Menschenalters hofft und folglich an künftige Jahrhunderte des jetzigen Zustandes gar nicht denken konnte. — Bei Cap. 2, 14. 15 hat der Verf. die Beantwortung der für die Auffassung des paulinischen Lehrbegriffs so wichtigen Frage, wie der Apostel die Abschaffung des mosaischen Gesetzes durch den Tod Jesu sich vermittelt gedacht habe, gänzlich übergangen. — S. 75 zu C. 2, 17 wird behauptet, daß das Particip. ἐλθών (welches Rückert von der Rückkehr aus dem Grabe versteht!) den wirklich erschienenen Messias bedeute, wie (ὁ) ἐρχόμενος den erwarteten. Allein Hr. M. hat nicht bedacht, daß dann der Artikel hätte stehen müssen, daher jenes Participium richtiger aus alterthümlicher Anschaulichkeit erklärt wird. Matth. 8, 2. Mark. 5, 23. 12, 14. 16, 1. — Zu C. 4, 9 hat Hr. M. die Erklärung der Worte κατέβη εἰς τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς vom Hinabsteigen Jesu in das Schattenreich bestritten und Alles beigebracht, was sich gegen dieselbe sagen läßt. Abschon seine Gründe sehr beachtenswerth sind, so haben sie uns doch in unserer bisherigen Meinung von der Richtigkeit der bestrittenen Erklärung nicht wankend gemacht, wir müssen im Gegentheile das von Rückert zu d. St., noch mehr aber das von Bretschneider in Röhr's Magazin 5. Bd. 1. St. S. 9 Beigebrachte für überzeugender halten. — Während Lachmann und Rückert in den schwierigen Worten καθὼς καὶ τὰ λοιπὰ ἔθνη C. 4, 17 nach einigen Codd. das λοιπὰ streichen, meint Hr. M., Paulus stelle „solche Christen, welche ihre heidnische Gesinnung beibehalten, den Heiden gleich." Sollte man es wohl nicht noch füglicher nach einem classisch-griechischen Sprachgebrauche des synonymen οἱ ἄλλοι erklären können, welches oft nur zur Hervorhebung des Gegensatzes dient und daher mit einem Sub-

stantiv

stantiv dergestalt verbunden wird, daß dieses mit dem gegenüberstehenden Subjecte zu einer und derselben Sphäre zu gehören scheint, wie Hom. Odyss. 2, 412 μήτηρ (nämlich Penelope) οὔτι πέπυςαι οὐδ' ἄλλαι δμωαί. Xenoph. Cyrop. III, 2, 18, wo Cyrus die Chaldäer frägt: βούλοισθ' ἂν ἀποτελοῦντες ὅσαπερ οἱ ἄλλοι Ἀρμένιοι etc. Vergl. Poppo zur Cyrop. S. 186 und Passow I, S. 91, so daß man an unserer Stelle zu übersetzen hätte: „die übrigen (Cap. 2, 3), nämlich die Heiden." — Höchlich gewundert hat es Recn., wie Hr. M. S. 135 zu der Ermahnung des ἐνδύσασθαι τὸν καινὸν ἄνθρωπον τὸν κατὰ θεὸν κτισθέντα Cap. 4, 23 mit Berufung auf die Parallelstelle Koloss. 3, 10 die Bemerkung machen konnte, der Apostel wolle hier wohl „an die ursprüngliche Gottähnlichkeit," welche damals „den ersten Menschen vor der Sünde zugeschrieben" worden sei, mithin also an ein durch Adams Fall verloren gegangenes göttliches Ebenbild gedacht wissen, und wie Hr. M. noch beifügen konnte: „daher konnte sich schon Augustin auf diese Stellen berufen, um zu beweisen, daß Adam nach dem vernünftigen Geiste, nach dem Bilde Gottes geschaffen sei." Denn wenn Paulus das Bild Gottes als das dem christlichen Streben vorgesetzte Ideal sittlicher Reinheit sich denkt, so folgt ja daraus keineswegs, daß er dasselbe für ein verlornes oder für ein von unsern Stammältern bereits besessenes gehalten habe, so wenig als wir bei der Anforderung, die uns eingepflanzten Ideeen des Wahren und Guten zu realisiren, voraussetzen, daß wir oder unsere Stammältern sie schon einmal realisirt hätten. Hätte Paulus in jenem Falle nicht sagen müssen κατὰ τὸν πρῶτον ἄνθρωπον (1 Kor. 15, 45. 47) oder τὸν ἐξ ἀρχῆς ἄνθρωπον? Nirgends wird im N. T. auf Adam und Eva, sondern stets auf Christum als das Ideal sittlicher Vollendung hingewiesen, nirgends läßt sich in der damaligen jüdischen Dogmatik der Begriff eines

durch

durch Adams Fall verloren gegangenen göttlichen Ebenbildes nachweisen, im Gegentheile spricht Alles dagegen. — Was endlich die schwierige Stelle Cap. 5, 11—13 anlangt, so stimmen wir mit dem Verf. in Erklärung des 13. Verses, auf welche auch die von Rückert und Matthies in der Hauptsache hinauskömmt, überein, müssen aber Hrn. Meier wegen des Zusammenhanges, den er zwischen V. 11 und 12 annimmt, widersprechen, da er fälschlich λέγειν und ἐλέγχειν als Gegensätze faßt und darum das erstere Wort S. 154 ganz stillschweigend von bloß gleichgiltigem Reden und Erzählungen versteht, welche Bedeutung aber durchaus nicht erwiesen werden kann. Vielmehr dient der mittels γάρ eingeschobene Vers 13 nur dazu, die Größe vorhergenannter heidnischen Laster in's Licht zu stellen und somit den Beweggrund zu der Ermahnung in V. 11 anzugeben.

Nach der Auslegung folgt S. 191—204 die Uebersetzung und zuletzt (S. 207—231) „die Erörterungen über das Ganze des Briefes," über welche noch mit Berücksichtigung der holzhausen'schen Einleitung kurz zu berichten ist. — Während beide Verfasser die Echtheit des Briefes gegen de Wette's Zweifel mit Recht in Schutz nehmen, gehen sie in ihren Meinungen über die örtliche Bestimmung des Briefes auseinander, indem Holzhausen denselben für ein Sendschreiben an die Laodiceer, M. dagegen, der jetzt gewöhnlichen Ansicht folgend, ihn für ein encyklisches, an mehrere kleinasiatische Gemeinden gerichtetes Sendschreiben hält, welcher letztern Ansicht unter gewissen Modificationen auch Rückert und Matthies zugethan sind. Holzh. hat aber ganz gewiß Recht, wenn er auch seine Meinung nicht durch die erforderlichen Gründe gestützt hat. Denn der andern, jetzt gangbaren, Ansicht stehen zu bedeutende Gründe entgegen, namentlich wenn man, wie man auch nicht anders denken kann, mit Hr. M. annimmt, daß der Koloss. 4, 16 erwähnte Brief

aus Laodicea unser Brief an die Epheser sei und beide Briefe nebst dem an Philemon gerichteten durch Tychikus überbracht worden seien. Denn warum hätte Paulus in diesem Falle das Circularschreiben, wenn es die Runde machte, den Kolossern nicht gleich mit überkommen lassen, sondern sie erst angewiesen, es sich von Laodicea kommen zu lassen? Auch hält Hr. M. die Lesart Cap. 1, 1 τοῖς ἁγίοις τοῖς οὖσιν καὶ πιςοῖς ohne Ortsbestimmung für die ursprüngliche, sieht sich aber durch diese Annahme mit Schneckenburger zu einer sehr gezwungenen Erklärung der Worte genöthigt, obschon Holzh. die Auslassung der Ortsbestimmung ebenfalls nicht auf genügende Weise erklärt. Die einfachste Annahme, die wir hier nicht näher begründen können, bei welcher aber alle Schwierigkeiten sich am Leichtesten lösen, ist wohl die, daß der Brief nach Laodicea bestimmt war, daß aber davon frühzeitig, vielleicht durch Tychikus selbst, ein Exemplar nach Ephesus kam, wo die dasige Gemeinde, im Streben, auch ein schriftliches Denkmal ihres ältesten Lehrers im Evangelium zu besitzen, es sich aneignete, daher mochte man bald darauf geführt werden, die Worte ἐν Λαοδικείᾳ auszulassen oder ἐν Ἐφέσῳ einzusetzen, daher die Handschriften mit den dreierlei Lesarten in der alten Kirche. — Den Zweck des Briefes setzen beide Erklärer in die Bekämpfung derselben theologisch-mystischen Richtung, gegen welche auch der Brief an die Kolosser gerichtet sei; Hr. M. nimmt jedoch, indem er auch hierin Schneckenburger's Ansicht folgt, keine directe und offene Polemik an, sondern meint, der Apostel habe jener Richtung dadurch entgegenzutreten gesucht, daß er „die Hauptwahrheiten des Christenthums in einer jener kleinasiatischen Tiefkenntniß verwandten Form" vorgetragen und „auf die im Evangelium selbst mitgetheilte höhere wahre Weisheit hingedeutet" habe (S. 221). Allein wenn Paulus dieselben Irrlehrer wie im Briefe an die Kolosser bekämpft, warum sollte

er

er dieses nicht ebenfalls wie hier direct und offen gethan haben? War der Apostel auch „Allen Alles zu seyn" bereit, so that er dieses doch wohl nur bei solchen Vorurtheilen, welche mit der ganzen frühern, jüdischen oder heidnischen Lebensweise der zum Christenthume Uebergetretenen eng verwachsen waren und nicht ohne wesentlichen Nachtheil direct bekämpft werden konnten; nirgends aber hat er sich Irrlehrern, wenn auch nur formal, anbequemt, wie wir dieses nach der Ansicht des Verfs. zuletzt doch annehmen müßten. Es lag dieses am Wenigsten in seinem Charakter, vor Irrlehrern hat er immer direct und offen gewarnt, wie dieses namentlich die Briefe an die Galater und Kolosser beweisen. Daß in der Sprache der spätern Gnostiker, namentlich des (noch dazu in Aegypten lebenden) Valentinus das Wort πλήρωμα sich findet, daraus kann nicht mit dem Verf. geschlossen werden, daß es auch schon die damaligen Vorläufer der Gnostiker in Kleinasien gebrauchten; es ist vielmehr eben so gut gedenkbar, daß jene es erst aus den paulinischen Briefen entlehnten und ihm einen ihrer Theosophie angemessenen Sinn unterlegten. Dazu kommt, daß Hrn. M's. Ansicht sich auf eine Erklärung von Cap. 1, V. 21 stützt, welche Rec. nicht billigen konnte. — Anlangend endlich Zeit und Ort der Abfassung unseres Briefes, so entscheiden sich beide Verff. mit Recht für die römische Gefangenschaft, nur daß Hr. M. diese Ansicht weit gründlicher darlegt, als Hr. Holzhausen.

Das Aeußere der beiden beurtheilten Schriften ist lobenswerth.

---

1) Ueber das Umsichgreifen des Mysticismus. — Ein Gespräch zwischen dem Pfarrverweser Redlich zu Lichtenberg und dem Nachbar Martin allda. — 1834. — 15 SS.

2) **Der Rationalismus und der Mysticismus vom Standpuncte der Politik.** — Hildburghausen, bei Kesselring 1834. 20 SS.

Zwei neue Tractätchen, derselben Art, wie das im vierten Hefte des vorigen Jahrgangs S. 716 zur Anzeige gebrachte, d. h. bestimmt, das christliche Volk, so wie auch die, welche das Beßte desselben schaffen sollen, über die Umtriebe der religiösen Finsterlinge, die man gewöhnlich Mystiker nennt, zu erleuchten. — Im ersten nimmt dieß Geschäfft ein Pfarrverweser auf sich, welcher in einer einträglichen Stelle einem der mystischen Dekane weichen soll, durch welche die kirchliche Behörde Geistliche und Laien in den Schlingen ihres Lieblingssystemes zu fangen sucht. Er macht dem Nachbar Martin, welcher sich vor diesem Geschicke fürchtet, vor Allem begreiflich, was Mysticismus sei, und lehrt ihn dann, daß der Grundirrthum desselben in zu menschlichen Vorstellungen von Gott' und in Grundsätzen bestehe, welche mit der Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes unverträglich sind, und daß hierin alle übrige irrige Meinungen und Behauptungen desselben, z. B. vom Teufel, von der Erbsünde, vom Versöhnungstode Jesu ihre Quelle hätten. Daß sich selbst denkende (nur nicht offene) Köpfe zu diesem Systeme halten, erklärt er dem Martin daraus, daß sie sich von der (scheinbaren) Consequenz desselben angesprochen fühlen, ohne jenen Grundirrthum gehörig zu durchschauen; daß sie bei Annahme desselben äußerlichen Einflüssen folgen, und daß Viele aus niedrigem Interesse gar nur mystische Heuchelei treiben. Diese nennt er mit Recht die abscheuwürdigsten; Andere hält er in dem Verdachte, daß sie es auf geistliche Herrschsucht abgesehen hätten und daß sie daher, gleich den kirchlichen Oberhäuptern, deren Glaubensjoch sie sich aufhalsen ließen, den Rationalisten oder

oder denen so abhold wären, welche im Geiste des echten Protestantismus menschliche Vorschriften und gesetzliche Bestimmungen für Glauben und Lehre zurückgewiesen, neben der heiligen Schrift die Rechte der Vernunft geehrt und ein christliches Leben aus Ueberzeugung von der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christenthums gefördert haben wollen. Dadurch, fährt er fort, würden sie den römisch-katholischen Priestern ähnlich, welche in dem blinden Glauben der Menge das Leitseil desselben hätten und Geister und Gewissen nach Gutdünken beherrschten, woraus sich zugleich erkläre, daß man in ihrer Kirche so wenig von Mysticismus höre, indem in ihr das machtbegabte Priesterthum bereits bestehe, nach welchem die evangelischen Mystiker trachteten. Wenn sie sich, spricht endlich der Pfarrverweser, als die echten Lutheraner gebehrdeten oder das Evangelium am Reinsten zu predigen vorgäben, so sei das Trug und Irrthum. Denn Luthers Geist sei nicht in den Formeln der augsburgischen Confession, sondern in dem Grundsatze eines freien Fortschrittes in evangelischer Erkenntniß zu suchen und eben so bestehe das Evangelium nicht in dem Buchstaben eines traditionalen Glaubenssystems, sondern in dem vernünftigen und heiligenden Geiste, der von der wohlverstandenen Lehre Jesu ausgehe. Daß dieser Geist ihnen gar nicht inwohne, sehe man schon aus der wüthenden Verketzerungssucht, mit welcher sie z. B. im ersten Hefte des homilet. Corresp. Bl. von diesem Jahre „im Namen des Herrn" ihre Gegner „Beduinenhorden" — „Fürsten von Sodom und Volk von Gomorrha" — „Ahabs" — „Braminen" — „fromme Kalmucken" — „Wölfe" u. s. w. zu tituliren pflegten. Sonst heißt der wackere Mann von Lichtenberg seinen zaghaften Martin der frohen Hoffnung leben, daß die gegenwärtige Begünstigung des Mysticismus von Oben her für die Verkündigung seines nahen Sturzes zu halten sei und daß sich auch hier an den Feinden des Lichts das Wort bewähren

werde:

werde: „Wenn sie's auf's Listigste greifen an, geht doch Gott ein andere Bahn.

Der Inhalt des zweiten Tractätchens läuft auf eine populär gehaltene Auseinandersetzung der Ansicht hinaus: daß, seitdem der Mysticismus das Gebiet der gelehrten Discussion verlassen und die Gestalt einer brüderlich verbundenen Corporation angenommen habe, welche den Rationalismus aus der protestantischen Kirche förmlich ausschließen wolle und daher die Existenz dieser Kirche selbst bedrohe, der Staat nicht länger indolenter Zuschauer dabei bleiben könne, sondern die angreifende Partei in die Friedensschranken zurückweisen und derjenigen seinen Schutz und Beistand leisten müsse, welche sich an den höchsten Zweck des Staatsvereines am Engsten anschließe. Im weitern Verlaufe wird nun dargethan, daß das Letztere vorzugsweise von dem (christlichen) Rationalismus gelte, denn er sei der echte Protestantismus, welcher in den christlichen Staaten eine gesicherte Rechtsexistenz in Anspruch zu nehmen habe; die ihm drohende Gefahr beeinträchtige die innere Ruhe der Gemüther, welche die Grundveste der Staaten ausmache; er leite in stiller, geräuschloser Weise das christliche Volk zu immer größerer Intelligenz, gebe in demselben den Staaten ihr höchstes, gewinnreichstes Besitzthum und bilde ihnen Bürger, welche Tugend und Rechtschaffenheit über Alles lieben, Laster und Ungerechtigkeit verabscheuen und hassen und sich bei vernünftiger Erwägung ihrer äußeren Lage zufrieden und glücklich fühlen. Von allem Diesen finde das gerade Gegentheil bei dem Mysticismus Statt; denn nach seinen Grundsätzen, Lehren und Zwecken bedrohe er die protestantische Kirche mit Vernichtung; begünstige ein Stabilitätssystem, das nach der Lage der Zeit und der jetzigen Bildung zu den Unmöglichkeiten gehöre und dessen bloßer Versuch das größte Unheil nach sich ziehe; strebe nach einer dem Staate höchst verderblichen Priesterherrschaft, wie dieß schon bei den anabaptistischen Mystikern

der

der Fall gewesen sei, und setze sich mit dem Zwecke des Staates in den schroffsten Gegensatz, indem er die christliche Kirche aus einer religiösen Erziehungs- und Veredelungsanstalt in eine Pflegeanstalt für leichtsinnige und sichere Sünder umschaffe. Es kommen hier starke, aber wahre Stellen vor und der Verf. bewährt sich durchaus als einen gründlichen Kenner der wirklichen Sachlage. Den Vorwurf wird ihm Niemand machen, daß er zur Unterdrückung des Mysticismus die Staatsgewalt aufrufe. Er will von ihr nur die bereits bestehenden Gesetze christlicher Duldsamkeit einer Partei gegenüber gehandhabt sehen, welche sie auf's Freventlichste gegen die verletzt, deren Sache die Sache jedes Staates ist, der in religiös erleuchteten und sittlich veredelten Christen bessere Bürger und somit eine zuverlässigere Gewähr seiner Ruhe, Sicherheit und Dauer zu besitzen glaubt, als in einem dumpfsinnigen, sündenfrechen und von hierarchischen Geistlichen gegängelten Pöbelhaufen. Möge daher sein Wort da, wo es Noth thut, Eingang finden und hat es zur Verstärkung seiner Wirksamkeit noch eine Auctorität nöthig, so wollen wir hier eine dafür anziehen, die in mehr als einer Hinsicht zu den vollgiltigsten gehören dürfte. Ganz wie der ungenannte Verf. sagt auch Kant in seinem: Streite der Facultäten (S. 94 ff.) und mit offenbarem Rückblicke auf die damals (1798) kaum vorübergegangene wöllner'sche Regierungsperiode: „Wenn man annehmen darf, wie man mit Grunde thun kann, daß es nicht Sache einer Regierung sei, für die künftige Seligkeit ihrer Unterthanen Sorge zu tragen und ihnen den Weg dazu anzuweisen, weil sie das ihnen wohl selbst überlassen muß: so kann ihre Absicht nur seyn, durch den Kirchenglauben lenksame und moralisch-gute Unterthanen zu erhalten. — Zu dem Ende wird sie keinen Naturalism (Kirchenglauben ohne Bibel) sanctioniren, weil es bei diesem gar keine dem Einflusse der Regierung unterworfene kirchliche Form geben

würde,

würde, was der Voraussetzung widerspricht. — Aber den Orthodoxism, d. i. die Meinung von der Hinlänglichkeit des Kirchenglaubens zur Religion würde sie durch ihre Auctorität nicht bestätigen, weil diese Meinung die natürlichen Grundsätze der Sittlichkeit zur Nebensache macht, da diese vielmehr die Hauptstütze ist, worauf die Regierung muß rechnen können, wenn sie in ihr Volk Vertrauen setzen will.— In Religionsdingen darf den Staat nur das interessiren, wozu die Lehrer der Religion anzuhalten sind, damit er nützliche Bürger und getreue Unterthanen habe. Wenn er nun dazu die Einschärfung der Rechtgläubigkeit in statutarischen Glaubenslehren und eben solcher Gnadenmittel wählt, so kann er hierbei sehr übel fahren. Denn da das Annehmen dieser Statute eine leichte und dem schlechtdenkendsten Menschen weit leichtere Sache ist, als dem guten, dagegen die moralische Besserung der Gesinnung viel und lange Mühe macht, er aber von der erstern hauptsächlich seine Seligkeit zu hoffen gelehrt worden ist, so darf er sich eben kein großes Bedenken machen, seine Pflicht (wenn nur behutsam) zu übertreten, weil er ein unfehlbares Mittel bei der Hand hat, der göttlichen Strafgerechtigkeit durch seinen rechten Glauben an alle Geheimnisse und inständige Benutzung aller Gnadenmittel zu entgehen; dagegen, wenn jene Kirchenlehre geradezu auf die Moralität gerichtet wäre, das Urtheil seines Gewissens ganz anders lauten würde, nämlich: daß, so Viel er von dem Bösen, was er that, nicht ersetzen kann, dafür müsse er einem künftigen Richter antworten, und dieses Schicksal abzuwenden vermöge kein kirchliches Mittel, kein durch Angst herausgedrängter Glaube, noch ein solches Gebet. — Bei welchem Glauben ist nun der Staat sicherer?" —

Christ=

Christliche Betstunden, oder biblisches Erbauungsbuch zum Gebrauche in kirchlichen und häuslichen Andachtsstunden. Bearbeitet von M. Gottlob Eusebius Fischer, Pfarrern und Superintendenten in Sangerhausen. Erste Abtheilung, erste und zweite Lieferung. Zweite Abtheilung, erste Lieferung. Neustadt a. d. Orla, Druck und Verlag von Johann Karl Gottfried Wagner. 1834. 1 Thlr. 11 Gr.

Wie reich auch unsere Literatur an solchen Schriften ist, welche auf die eine oder die andere Weise den ernsten Zweck christlicher Erbauung zu befördern suchen, für die kirchlichen Betstunden ist doch in dieser Hinsicht noch immer nur Wenig geschehen, und auch das Wenige kann nicht durchaus als zweckgemäß bezeichnet werden. Deßhalb, und um diesem oft gefühlten Mangel so Viel als möglich abzuhelfen, entschloß sich der Verf. der vorliegenden Schrift, wie er selbst in der Vorrede versichert, seinen Amtsbrüdern mit derselben ein Mittel in die Hände zu geben, die gedachten Betstunden erbaulicher zu machen, als es bis jetzt allerdings wohl hin und wieder der Fall mag gewesen seyn. In wiefern er nun seinen Zweck erreicht und seine Aufgabe gelöst habe, darüber wollen wir jetzt, so weit dieß nach einer sorgfältigen Durchsicht der bis hieher erschienenen Lieferungen geschehen kann, unsere kurzgefaßte Meinung abgeben. Diese oben angezeigten Lieferungen umfassen die vier Evangelien, aber natürlich nicht nach ihrem ganzen Inhalte; sondern der Verf. hat, was ihm für seinen Zweck dienlich schien, der Reihe nach herausgehoben und dann darüber erbauliche Betrachtungen angestellt. Daß er dabei, was Matthäus, Markus und Lukas von Jesu Reden, Thaten und Schicksalen gemeinschaftlich berichten, nur bei Gelegenheit des

des erstern, aus den beiden letztern dagegen nur das denselben Eigenthümliche aufgenommen hat, versteht sich von selbst; so wie es leicht begreiflich ist, daß er bei Johannes wieder um so länger verweilen mußte, je mehr bekanntlich dieser Evangelist von den andern in jeder Hinsicht abweicht. Fragen wir nun zunächst nach dem Plane, den der Verf. befolgt hat, indem er, um seine Schrift nicht über die Gebühr auszudehnen, nur das Eine oder das Andere aus der Summe der evangelischen Erzählungen auswählte, so findet der aufmerksame Leser leicht, daß ihn eben nur der Zweck der Erbauung dabei geleitet hat. Nicht, als ob nicht jeder Abschnitt dieser Erzählungen für diesen Zweck geeignet wäre; vielmehr wird namentlich jeder Geistliche, der längere Zeit über dieselben gepredigt hat, mit uns einverstanden seyn, daß ein tieferes Eingehen auf ihren Inhalt zu immer neuen Gedanken und Betrachtungen Veranlassung gibt. Aber das wird auch der eifrigste Bibelfreund und der erfahrenste Prediger nicht leugnen, daß nicht Alles auf gleiche Weise einer vielseitigen, praktischen Behandlung fähig ist, wenn nicht die Schriftstelle als bloßes Motto vorangestellt, oder in sie hineingetragen werden soll, was nicht in ihr enthalten ist. Gern aber geben wir dem Verf. das Zeugniß, daß er sich diese letztern, so oft vorkommende, Fehler nirgends hat zu Schulden kommen lassen. Nur um Erbauung ist es ihm zu thun; darum hat er mit Recht zunächst alles Zeitliche und Oertliche ausgeschlossen, und dann überall nur auf das Rücksicht genommen, was sich am Meisten zu einer praktischen Anwendung auf Herz und Leben brauchen ließ, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß er sich mit dieser Auswahl nicht den Beifall Aller verdienen wird, wie er sich denn besonders der Zustimmung einer gewissen Partei unserer Kirche nicht eben in einem besondern Grade zu erfreuen haben wird, so wollen wir doch mit ihm darüber nicht rechten, vielmehr seinen christlichen Erbauungsstunden auch in dieser

Hin-

Hinsicht gern das Prädicat der Zweckmäßigkeit zugestehen. Auffallen könnte es zwar auf den ersten Anblick, daß fast alle Wundererzählungen übergangen worden sind, da sich doch auch in ihnen dem frommen Nachdenken manches erbauliche Moment darbietet. Doch mag der Grund davon wohl in dem Umstande liegen, daß ein großer Theil der gewöhnlichen evangelischen Perikopen dergleichen Wunder berichtet; weßhalb denn auch diese Abschnitte mit ihren praktischen Beziehungen unsern Gemeinden am Meisten bekannt seyn können. Auch hinsichtlich der vernunftgemäßen Ansicht des Christenthums, die der Verf. unverkennbar an den Tag legt, verdient seine Schrift dem Publicum empfohlen zu werden. Mit tiefer Ehrerbietung redet er, wo es die Gelegenheit gibt, von der Würde der Person Jesu, so wie von dem erhabenen Zwecke seines irdischen Erscheinens, und von dem Segen seines Wirkens und Duldens. Ueberall aber vermeidet er, die eben so schriftwidrigen, als thörigten und nutzlosen Satzungen menschlicher Spitzfindigkeit beizumischen; und je eifriger die sogenannten Rechtgläubigen unserer Tage sich bemühen, manchen dogmatischen Unsinn vergangener Jahrhunderte als zum Heile der Kirche unentbehrlich auf's Neue geltend zu machen, um so mehr thut es Noth, daß auch in den kirchlichen an das Volk gerichteten Vorträgen, wenn nur mit der gehörigen Um- und Vorsicht, diesem verderblichen Beginnen entgegengearbeitet werde. Wir können nicht im Einzelnen namhaft machen, wie der Verf. über Jesu Ursprung, über die wunderhaften Erscheinungen seines Lebens, über die Früchte seines Todes u. s. w. denkt und spricht; es reicht hin, zu sagen, daß ihm in dem Allen jeder Unbefangene beistimmen muß; und wenn er immer nur vorzüglich den Zweck der Erbauung im Auge behält, und, wie es scheint, es absichtlich vermeidet, auf eine natürliche Erklärung der Wunder, die bis jetzt noch keinem Exegeten oder Interpreten hat gelingen wollen, sich einzulassen, so kann auch dieß nur

als ein Beweis seiner Einsicht und Lehrklugheit betrachtet werden. Prüfen wir endlich die Betrachtungen selbst, die an die einzelnen evangelischen Abschnitte geknüpft sind, so gebührt auch ihnen das Lob der Zweckdienlichkeit mit vollem Rechte. Zwar hätte wohl, wie der Verf. selbst gesteht, über manchen dieser Abschnitte manches Andere und Manches anders gesagt werden können, und wir werden nachher Gelegenheit nehmen, auf einige Einzelnheiten aufmerksam zu machen, mit denen wir nicht ganz einverstanden seyn können. Wenn es aber bei allen kirchlichen Vorträgen darauf hauptsächlich ankommt, daß sich der Zuhörer auf das eigene, innere und äußere Leben verwiesen sieht; wenn der Zweck der Erbauung nur dadurch sicher erreicht werden kann, daß irgend eine biblische Wahrheit durch Beispiele der Erfahrung anschaulich und eindringlich gemacht werde; wenn es die vorzüglichste Aufgabe des geistlichen Redners ist, von seinem Texte geleitet ein Bild zu entwerfen, dessen einzelne Züge der täglich sich darbietenden Denk- und Handlungsweise der Menschen entnommen sind: so sind die Betrachtungen des Verfs. in der That und durchgängig, was sie seyn sollen, nämlich praktisch und eben deßhalb erbaulich. Er citirt zuerst die zu behandelnde Schriftstelle, wobei er jedoch von der lutherischen Uebersetzung der größern Deutlichkeit wegen, wie es scheint, hin und wieder abweicht. Hierauf führt er den Leser oder Hörer gewöhnlich gleich in mediam rem, erklärt, was der Erklärung bedarf, redet von den einzelnen Hauptgedanken geleitet über christlichen Sinn und Wandel in ihren mannigfachen Beziehungen eben so wahr, als kräftig und nachdrücklich, und thut dieß in einer so edlen und zugleich so einfachen und faßlichen Sprache, daß er der Erreichung seines Zweckes bei allen denen gewiß seyn kann, welchen es nicht um einseitige Beschäfftigung des Verstandes oder Gefühls, sondern um eigentliche und wirkliche Erbauung zu thun ist. Einige Beispiele mögen das Verfahren des Verfs. unsern Lesern näher be-

bezeichnen. Matth. Cap. 2. — Die Ankunft der Magier aus dem Morgenlande. — Engherzige Selbstsucht hindert überall das Gute, und muß, um ihre Absichten zu erreichen, zu den schändlichsten Mitteln, zu List, Betrug, Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. (Herodes.) Nur das redliche, wahrheitliebende, mit Liebe und Freundlichkeit erfüllte Gemüth verehrt Jesum auf würdige Weise. (Die Magier.) Cap. 4. — Die Versuchung, welche Jesus bestand. — Mangel und Armuth versuchen oft den Menschen, durch schlechte Mittel und auf verbotenen Wegen sich zu helfen — vertraue auf Gott! Durch stolzes Aufsuchen der Gefahr und durch leichtsinniges Verschmähen der rechtmäßigen Mittel unserer Erhaltung versuchen wir Gott — wer sich muthwillig in Gefahr begibt, kommt darin um! Das unmäßige Begehren sinnlicher Güter verführt zur Sünde, und die Hoffnung auf sie allein gebaut muß zu Schanden werden — die Lust der Welt vergeht u. s. w. Cap. 11, 2—6. — Jesu wunderthätige Wirksamkeit. — Wir bewundern dabei seine außerordentliche Kraft, seine edelmüthige Liebe, und seine stille Demuth. Jeder übe Gutes, wo er Kraft dazu hat; er thue es mit Liebe und mit Demuth. Mark. Cap. 13, 9—13. — Standhaftigkeit im Bekenntnisse der Wahrheit. Dieses Bekenntniß ist Pflicht jedes Christen; Niemand ist verlassen, wer die Wahrheit zur Seite hat; in ihr finden wir Trost und Heil. Luk. 5, 1—17. Gottes Segen. — Ohne diesen Segen ist unsere Arbeit vergeblich; doch kommt er nicht ohne unser Zuthun; was Gott gibt, ist eben deßhalb Segen, weil wir sündige Menschen sind; durch jeden Segen werde dein Herz stärker an Gott gezogen. Cap. 15, 11—32. — Rückkehr zu Gotte. — Wer sich von Gotte lossagt und ihm nicht gehorcht, verfällt in Sünde, die Sünde aber ist der Leute Verderben. Das Gefühl desselben führt zur Erkenntniß und zur Reue. Daraus erwächst der Vorsatz, zu Gotte zurückzukehren. Den Bußfertigen nimmt

Gott

Gott liebevoll und erbarmend auf. Joh. 5, 1—16. — Der Kranke bei Bethesda. — Es gibt viel Jammer und Elend auf Erden — helfet, die ihr helfen könnet. Niemand überhebe sich seines irdischen Glückes, es kann leicht verschwinden. Hütet euch, durch eigene Schuld euere Gesundheit zu zerstören. Verschmähet die dargebotenen Mittel der Rettung nicht. Danket Gotte für empfangene Hilfe. Lasset euch durch das Unglück warnen und bessern. Cap. 12, 35. 36. — Kurze Zeit ist das Licht noch bei euch. — Eilet, damit ihr die dargebotene Gelegenheit des Unterrichts, der Besserung, der Rettung nicht versäumet. Eilet, in christlicher Tugend euch zu üben, denn ihr wisset nicht, wenn die Nacht kommt. Eilet, in guten Tagen mit Weisheit und Kraft für die bösen euch auszurüsten. — Jede Betrachtung schließt mit einigen Liederversen oder mit einem kurzen Gebete. — Ist indeß auch die vorliegende Schrift, wie wir eben zu zeigen versucht haben, ihrem Zwecke im Allgemeinen sehr angemessen, und namentlich für kirchliche Betstunden recht brauchbar, so wird es uns der Verf. doch gewiß auch nicht verargen, wenn wir ihn auf Einiges aufmerksam machen, worüber wir mit ihm nicht ganz einverstanden seyn können. So würden wir z. B., da einmal nicht der ganze Inhalt der Evangelien zur Sprache gebracht werden konnte, lieber noch kürzere Abschnitte gewählt haben, weil diese einer ausführlichern und eben deßhalb noch erbaulichern Behandlung fähig gewesen wären. Denn wie wahr auch das ist, was wir oben über die praktische Tendenz der gegebenen Betrachtungen sagten, so bedarf es doch unserer Erinnerung nicht, daß Sätze, wie — die Wiedergeburt der Christusbekenner — Jesus, das Licht der Welt — Jesu Vertrauen in der bösen Stunde. — Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebt habe. — Was ist Wahrheit? u. s. w. — auf zwei bis vier Octavseiten unmöglich so behandelt werden konnten, daß auch nur an einige Erschöpfung der Gegenstände zu

den=

denken wäre. Darum mußte sich der Verf. auch oft nur auf Andeutungen, Fragen und Ausrufungen beschränken; was er nicht nöthig gehabt haben würde, wenn er nur ganz kurze Stellen ausgewählt hätte. Oder wenn er dennoch größere Abschnitte ausheben zu müssen glaubte, so wäre es unseres Bedünkens wieder zweckdienlicher gewesen, wenn er sich nur von einem und zwar recht enggefaßten Gedanken hätte leiten lassen; oder wenn er überhaupt wenigere, aber Etwas längere Betrachtungen geliefert hätte; denn viele derselben sind doch in der That zu kurz, wenn sie auch nur für kirchliche Betstunden berechnet sind; ein Uebelstand, der zum Theil wohl auch darin seinen Grund haben mag, daß sich der Verf. bei den Texteswortenverhältnißmäßig oft allzulange verweilt, um für die praktische Anwendung derselben Raum genug übrig zu behalten. — Dieser wenigen Ausstellungen ungeachtet bleibt es indeß bei unserem oben ausgesprochenen Urtheile über die Zweckmäßigkeit dieser Schrift; und wir wünschen dem Verf. Kraft und Gesundheit, damit er fortsetzen könne, was er so beifallswerth begonnen hat. Die erste Lieferung der ersten Abtheilung enthält 42, die zweite 59, die erste Lieferung der zweiten Abtheilung (Johannes) bis jetzt 47 Betrachtungen. Druck und Papier sind ausgezeichnet.

Versuch einer geordneten Entwickelung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser, aus der heiligen Schrift, mit besonderem Bezug(e) auf seinen Tod; von E. Tollin, evangelischem Prediger und Katecheten. Mit einer Vorrede von D. Aug. Neander. Berlin, Nicolaische Buchhandl. 1834. XII und 124 SS. 16 Gr.

Wenn sonst die von Vorreden berühmter Männer begleiteten Erstlingsversuche junger Schriftsteller allerdings ein gutes Vor-

Vorurtheil für sich erwecken und für deren Einführung in das gelehrte Publicum von namhaftem Vortheile sind: so sieht man es dem genannter Schrift vorausgeschickten, aus 22 Zeilen bestehenden Vorworte des ehrwürdigen D. Neander nur allzudeutlich an, daß derselbe vermöge seines bekannten liebevollen und zartfühlenden Charakters es nicht über sich zu gewinnen gekonnt zu haben scheint, den Verf. durch abschlägliche Antwort auf seine deßfalsige Bitte zu kränken. Daß Rec. hiermit nicht zu Viel behaupte, wird sich aus Mittheilung des neandrischen Urtheiles über diese Schrift leicht ergeben; es ist Folgendes: „Obgleich ich — das Streben des Verfs. nach unbefangener (??) Entwickelung des Inhaltes der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus der alleinigen Quelle des in der heiligen Schrift enthaltenen göttlichen Wortes als das rechte anerkennen muß, so will ich doch damit nicht meine Uebereinstimmung mit allen in dieser Schrift aufgestellten Sätzen, noch namentlich die Anerkennung der einigen derselben in der gewählten Form des Ausdrucks zu Grunde liegenden eigenthümlichen philosophischen Richtung als einer mit dem Evangelium vereinbaren, noch der daraus entlehnten Form als einer angemessenen für den darin dargelegten Inhalt irgendwie bezeugen." Was Hr. D. Neander für eine Philosophie meine, kann Rec. nicht sagen. Denn obschon der Verf. an zwei Stellen S. 80 und 91 einige Gedanken aus D. Marheinecke's „Grundlegung der Homiletik" citirt, so stehen diese doch in zu unwesentlicher Beziehung zur Darstellung des Ganzen, und obschon man hie und da in einigen Ausdrucksweisen des Verfs. Anklänge an die marheineckesche Dogmatik zu finden berechtigt ist, z. B. S. 65: „Gott hat in Christo dargestellt, daß Leiden, ja daß der Tod, daß also die ganze endliche Menschheit nur Momente seiner Natur wären:" so zeigt doch die sonstige Form der Darstellung des Verfs., so wie die Entwickelung seiner Gedanken, daß er sich im Ganzen

genom-

genommen an die strengern kirchlich-orthodoxen Stabilitätstheologen anschließt.

Schon die Vorrede des Verfs. muß jeden Unbefangenen mit Vorurtheilen gegen ihn erfüllen. Denn obgleich er S. VI „zu einer geordneten und zusammenhängenden Entwickelung einer Glaubenslehre aus der Schrift für nothwendig erachtet," sich „die Unbefangenheit der Auffassung freihaltend, auf den Boden, auf den Standpunct zurück- oder hinaufzutreten, auf dem die Schrift selbst steht und sich erhält:" so wird doch dieser freiere Grundsatz durch das wenige Worte nachher beigefügte, ganz unprotestantische, reinkatholische Princip, es müsse bei einer solchen Entwickelung „die Ueberzeugung vestgehalten werden: Eine Ansicht ist die wahre, ist die der Schrift, ist (man höre!) auch die, welche durch die Entwickelung der Kirche siegend hindurchging," gänzlich annihilirt, und man erfährt somit, weß Geistes Kind uns im Verf. entgegentritt. Freilich ist es sehr zu beklagen, daß die, an und für sich betrachtet, so höchst gefährliche, von den Neuevangelischen aufgestellte und vertheidigte Ansicht, nach welcher der in den symbolischen Büchern niedergelegte und im 17. Jahrhunderte weiter ausgebildete Lehrbegriff der protestantischen Kirche Nichts weniger, als die regelrechte Entwickelung und Fortbildung der Bibellehre seyn soll, mit welcher Ansicht auch die Allegoristen einverstanden sind, um damit ihre Allegorisirungen und Idealisirungen der kirchlichen Dogmen zu rechtfertigen, immer weiter um sich greift und die darauf basirten Anmaßungen immer kecker werden. Demungeachtet hat die freie Entwickelung der protestantischen Theologie und die historische Forschung von jener Ansicht nur Wenig zu fürchten, da sie sich durch Anforderungen, wie die unseres Verfs. und früherhin des Hrn. D. Hengstenberg, daß sogar bei Erklärung der heiligen Schrift die Kirchenlehre als Norm dienen müsse, in ihrer Absurdität und Conformität mit dem Principe des papistischen Katholicismus zu

 deutlich

deutlich herausstellt. Und was soll man zu dem historischen Urtheile mancher Allegoristen sagen, welche in der Entwickelung und Vollendung der kirchlichen Orthodoxie ein Walten des göttlichen Geistes oder doch einen naturgemäßen Ausdruck des echtchristlichen Gemeingeistes *) und daher die Lehrsätze jener (wenn auch in einer ihrem ursprünglichen Sinne ganz fremden Deutung) als ewig gültig anerkannt wissen wollen, da doch die Geschichte unzweideutig lehrt, wie viele der kirchlichen Hauptdogmen in ihrer Ausbildung und Vollendung nur Ausgeburten hierarchischer Bestrebungen oder tückischer Hofcabalen, oder (wie das Dogma von der Erbsünde) sittlicher Trägheit und Ohnmacht nach einem in Ueppigkeit und Wollust vergeudeten Leben, mithin Ausgeburten eines wahren Satansgeistes sind? Wenn daher solche Gelehrte den historisch-kritischen und rationalistischen Theologen den Vorwurf machen, daß diese die Bedeutung historischer Erscheinungen nicht zu würdigen verständen, so fällt dieser Vorwurf nur auf sie selbst zurück, ganz abgesehen davon, daß sie hinsichtlich desselben durch Aufführung neuerer kirchenhistorischer Schriften und Abhandlungen rationalistischer Theologen Lügen gestraft werden könnten. — Um aber auf unsern Verf. zurückzukommen, so zeigt sich derselbe, wie wir schon bemerkten, in der kirchlich-orthodoxen Dogmatik so sehr befangen, daß in seiner Abhandlung von historisch-kritischer Behandlung des Gegenstandes, namentlich von einer Nachweisung des Ursprungs der zu behandelnden apostolischen Vorstellungen Theils in damaliger jüdischer Denkweise, Theils in den gegebenen äußeren Verhältnissen der Apostel, deßgleichen von einer Scheidung zwischen der Lehre Jesu und der seiner Apostel und zwischen den verschie-

*) Gegen den Mißbrauch, den viele neuere Theologen mit dem Begriffe und Namen „Kirche" oder „Geist der Kirche" treiben, erklärt sich auch Baumgarten-Crusius Dogmengesch. Th. II. S. 844.

schiedenen Entwickelungsformen der letzteren, deren ungeachtet die höhere Einheit ungefährdet bleibt, gar keine Rede seyn kann, da er sich im Gegentheile S. 26 gegen eine solche Scheidung der einzelnen apostolischen Lehrbegriffe ausdrücklich erklärt. Wie wenig historisch-kritischen Sinn der Verf. hat, zeigt schon die Anordnung seines Stoffs nach der gewöhnlichen dogmatischen Eintheilung der Lehre vom Werke Jesu in die drei Aemter, gegen welche schon in dogmatischer Hinsicht nicht unbedeutende Einwürfe geltend gemacht worden sind, und welche am Allerwenigsten bei Entwickelung und Darstellung der Bibellehre zu Grunde gelegt werden kann, da die Bilder eines Propheten, Priesters und Königs ohne alle innere und gegenseitige Beziehung von Jesu und alle drei zusammen von keinem einzigen neutestamentlichen Schriftsteller gebraucht werden, so daß mit demselben Rechte auch auf andere vom Erlöser gebrauchte Bilder, wie das eines Hirten, eines Knechtes u. s. w. dogmatische Lehren von deßfalsigen Aemtern begründet werden könnten. Die detaillirte Eintheilung des Buches ist nämlich folgende: Nach der Einleitung (S. 1—12) handelt der Verf. im ersten Theile von J. Ch. als Lehrer, welches Lehrstück aber nicht nach seinem ganzen Umfange, sondern nur in seiner Beziehung zur Sünde behandelt wird, „in sofern nämlich Jesus durch seine Lehre die Welt der Verderbniß zeihet und zur Erlösung durch sich hinführt." Hierbei verdient besonders als logischer Fehler gerügt zu werden, daß mehreres die Erlösung im Allgemeinen Betreffende, mithin zur Einleitung Gehörige, wie die Größe und Bedeutsamkeit derselben, ihre Vorherverkündigung durch die Propheten vom Verf. mit in diesen ersten Theil hereingezogen worden ist. Auch braucht es nach unserem oben ausgesprochenen Urtheile über die theologische Richtung des Verfs. wohl kaum bemerkt zu werden, daß derselbe in den gewöhnlichen kirchlich-dogmatischen messianischen Stellen wirkliche Weissa-

gungen auf das historische Individuum Jesum findet, sogar noch in dem sogenannten Protevangelium Gen. 3, 15. — Zweiter Theil. „Von J. Chr., dem Versöhner in näherem Sinne, als Versöhner und Mittler," S. 21—103. A) „Was uns Jesus durch die Erlösung erlangt hat." 1) „Er rettet Leidende und Sünder," S. 27—29. 2) „Er befreit uns vom Gesetze. S. 29—33) 3) Er erlangt uns Sündenvergebung" S. 33—51, — gegen welche Untereintheilung nur zu bemerken ist, daß nach gewöhnlicher Logik Nr. 1 mit 2 und 3 nicht coordinirt seyn kann, sondern beide unter sich befaßt. — B) „Wodurch die Versöhnung geschieht," S. 51—103. 1) „Durch Christi Menschwerdung," d. h. durch den Act derselben, durch das Moment des Kommens Christi auf die Erde, indem „in Gottes Gedanken schon dadurch, daß er sich zur Menschheit herabließ und Fleisch wurde, die Erlösung geschehen sei," welcher Gedanke in der heiligen Schrift jedoch nicht hervortrete, welche im Gegentheile, wo sie von dem Segen seiner Erscheinung rede, dabei immer nur an sein verdienstvolles Leben und Leiden denke. — 2) „Durch Jesu Vorbild," S. 55—62. Diese Ueberschrift ist aber zu enge, indem der Verf. nicht nur im gewöhnlichen vernünftigen Sinne von Jesu als Tugendmuster spricht und dadurch einem in der Kirchenlehre vernachlässigten Puncte, sein, wenn auch nicht vollständiges, Recht widerfahren läßt (S. 55—58), sondern zugleich auch die ganze Lehre der Eintrachtsformel von der Satisfactio activa als eine angeblich biblische jener Ueberschrift mit einordnet (S. 58—63); 3) „durch den Tod Jesu" (S. 62—102), von welchem wiederum nach drei Beziehungen gesprochen wird: a) vom Tode Jesu überhaupt; b) vom Opfertode und Blute Jesu; c) von der Auferstehung." In dieser Abtheilung hält der Verf. die Kirchenlehre nicht ganz in ihrer Strenge vest, sondern mildert sie, namentlich S. 84. — Den dritten Haupttheil „von J. Chr. als Herrscher" (S.

(S. 103—24) führt der Verf. ebenfalls nicht nach seinem ganzen kirchlich-dogmatischen Umfange aus, sondern nur nach den drei Beziehungen, in welcher Christus 1) „Quelle der Heiligung und Beseligung, 2) der Auferstehung und des Lebens und 3) Regierer der Kirche" sei.

Eine weiter in's Einzelne gehende Kritik dieser Schrift kann Rec. nicht geben, da er einen von dem des Verfs. gar zu verschiedenen Standpunct einnimmt, und darum eine solche Kritik in's Ungemessene anschwellen und doch von keinem Nutzen seyn würde, da wir nur längst Gesagtes, aber von der Partei der Neuevangelischen nie Beherzigtes wiederholen, den Verf. aber zu überzeugen doch verzweifeln müßten. Daß die Theils in der Ursprache Theils in deutscher, meistens in der lutherischen Uebersetzung eingefügten Bibelstellen entweder gar nicht oder nur halb passen, braucht nur angedeutet zu werden. Nun möchten wir den Verf. noch fragen, für wen er eigentlich geschrieben habe? Für historisch-kritische Forscher gewiß nicht, für diese kennt Rec. keine gründlichere und freisinnigere Monographie über den in Rede stehenden Gegenstand, als de Wette's Comment. de morte J. Christi expiatoria, von der es nur zu bedauern ist, daß es ihrem Verf. nicht gefallen hat, die Gelegenheit des Wiederabdrucks derselben in seinen Opusculis zu benutzen, um sie durch Beifügung der apostolischen Lehre zu vervollständigen. Den gelehrten Brüdern in der neuevangelischen Partei wird aber Hrn. T's. Schriftchen auch schwerlich genügen, da es aller historischen und exegetischen Beweisversuche ermangelt und auf fremde Meinungen keine Rücksicht nimmt, wiewohl hiermit der Vorzug des Buches zusammenhängt, daß es von gehässigen Ausfällen gegen Andersdenkende, wie man sie sonst in den Schriften dieser Partei zu finden gewohnt ist, sich gänzlich frei erhalten hat. Bloß ein Mal (S. 84) wird des würtemb. Theologen Klaiber Versöhnungslehre angeführt. Endlich Laienbrüdern wird

die

die angezeigte Schrift wegen der in ihr gebrauchten Kunstausdrücke und der vielen eingestreuten griechischen und hebräischen sowohl einzelner Worte als ganzer Verse unverständlich seyn, so daß sie dem Schicksale ähnlicher ephemerer literar. Erscheinungen nicht entgehen wird.

Zur Topographie des alten Jerusalem. — Von D. Justus Olshausen, ord. Prof. d. orient. Spr. zu Kiel. — Hamburg, bei Herold. 1833. 76 SS. 16 Gr.

Die gewöhnlichen Beschreibungen der Lage und Beschaffenheit der Stadt Jerusalem in ihren blühendsten Zeiten haben viel Schwankendes und Ungewisses und können weder durch die sehr unvollständigen Angaben, welche die Bibel davon hat, noch durch die Nachrichten älterer oder neuerer Reisebeschreiber zu einer gewissen Sicherheit gebracht werden. Am Besten würde dieß geschehen, wenn ein mit allen dazu nöthigen Vorkenntnissen ausgerüsteter Reisender an Ort und Stelle an das Werk ginge und durch genaue Vergleichung der Topographie des jetzigen Jerusalems mit dem, was von der Topographie des alten keinem Zweifel unterliegt, das darin noch Unbestimmte zu möglichst zuverlässiger Bestimmtheit brächte. Es ist aber bekannt, welche Schwierigkeiten unter der gegenwärtigen muselmannischen Herrschaft über die unglückliche Stadt dabei vorwalten, und nur die Zukunft, die bei der jetzigen Lage des Morgenlandes auch für sie bald entscheidend werden könnte, läßt eine solche Hoffnung fassen. Vor der Hand kann nur die sorgfältigste Gegeneinanderhaltung alles Dessen, was wir von der Topographie Jerusalems vor uns liegen haben, sie bis zu einem gewissen Puncte der Sicherheit hinführen und dieses Verdienst hat sich der Verf. gegenwärtiger Einzelschrift in hohem

hem Maße erworben. Es ist hier nicht der Ort, die Resultate seiner Untersuchung weitläufig anzugeben; es kommt vielmehr für unsere Leser nur darauf an, daß sie erfahren, auf welche Weise er dabei zu Werke gegangen ist. Das läßt sich aber mit Wenigem bezeichnen und es kann Jedem, welcher näheres Interesse an der Sache nimmt, selbst überlassen bleiben, den Verf. bei specialer Kenntnißnahme von derselben zu seinem Führer zu machen.

Er schlägt den sichersten Weg ein, auf welchem sich, wie jetzt die Sache steht, Etwas zu erreichen hoffen läßt; er zieht die typographischen Nachrichten über Jerusalem zu Rathe, welche in dem Buche des Josephus über den jüdischen Krieg zu finden und die vollständigsten von allen sind, die wir haben. Er zieht sie jedoch nicht bloß zu Rathe, er legt sie ganz eigentlich zu Grunde und entwickelt aus ihnen mit dem mühsamsten, alle kleinere Unbestimmtheiten oder Zweideutigkeiten derselben ausgleichendem Fleiße ein im Ganzen sehr klares Bild von jener Stadt, wie sie zur Zeit ihres höchsten Glanzes und in derjenigen Beschaffenheit war, worin sie uns als christliche Leser des N. Ts. am Meisten interessirt. Hiermit beschäfftigt sich der Verf. in den ersten eilf Paragraphen seiner Schrift und es kommen dabei zur Sprache: Jerusalem im Allgemeinen (Altstadt, Heiligthum, Neustadt und die drei Mauern des Ganzen; die Altstadt (untere und obere Stadt, macedonische Burg und Königsburg); die Neustadt (ältere und neuere); das Heiligthum (Citadelle Antonia, und das Heiligthum im engern Sinne, nebst den Mauern, den Hallen und Ausgängen desselben); die Gebäude der Stadt; die Stadtmauern, und die Belagerung der Stadt durch Titus. — Hierauf, in dem zwölften bis funfzehnten Paragraphen, geht der Verf. zu einer Schilderung Jerusalems nach den heiligen Schriften der Hebräer über, welche an einer merkwürdigen Dürftigkeit und Dunkelheit leiden und kein nur einigermaßen

maßen vollständiges Bild der Stadt gewähren. — Endlich stellt er, vom sechszehnten bis zwanzigsten Paragraphen, die dießfalsigen Nachrichten von Carsten Niebuhr, Reland, Pococke, Korte, d'Anville, Bachiene, van Hamelsveld, Michaelis, Ritter und Rosenmüller zusammen, unter denen die von Niebuhr, dem unschätzbaren Beschreiber des Morgenlandes, auch hier den Preis davon tragen. Daher werden auch dieselben im Anhange wörtlich mitgetheilt, nebst einem von Niebuhr entworfenen Grundrisse der Stadt, welchem der Verf. einen zweiten beifügte, der gestützt auf jenen, seine in dem Vorhergehenden genauer entwickelte Ansicht von ihrer topographischen Lage in der ältern Zeit darstellt.

So bietet die Schrift eine Erscheinung dar, welche von Keinem unbeachtet gelassen werden kann, der den betreffenden Gegenstand zu weiterer Klarheit führen will, und selbst der treffliche Ritter, mit dem der Verf. in sehr begründetem Widerspruche ist, wird sich zu einer um so sorgfältigern Berücksichtigung derselben gedrungen fühlen, je unverkennbarer hier nachgewiesen ist, daß die im zweiten Theile seiner Erdkunde aufgestellten Ansichten nicht haltbar erscheinen. Den Plan von Jerusalem im Bibel-Atlas von Weiland und Ackermann (Weimar 1832) klagt der Verf. unverzeihlicher Fehler an, die dazu nicht stimmende Erläuterung findet er aber minder unvollkommen.

Theolo-

Theologisches Notizenblatt

1 8 3 5.

No. I.

Die Peters=Kirche zu Rom.

(Aus Gustav Nicolai's Italien, wie es wirklich ist. 2 Theile. Leipzig, bei Wigand 1834.)

Wir hoffen durch diese Mittheilung den Lesern nicht unangenehm zu werden, da sie von dem betreffenden Gegenstande eine sehr anschauliche Schilderung gibt. Der Gegenstand selbst aber hat für uns Protestanten stets ein hohes Interesse, da der Geschichte zu Folge durch das Daseyn desselben das Daseyn der Reformation und die Erschütterung des Papstthums in seinen Grundvesten bedingt wurde. — Hr. Nicolai läßt der Großartigkeit und Schönheit der Peters=Kirche vielleicht mehr Gerechtigkeit widerfahren, als der architektonische Sachkenner gut heißen möchte; daß sie aber auf ihn einen sehr günstigen Eindruck machte, ist ihm um so mehr zu glauben, je empfindlicher er den größten Theil seiner übrigen Erwartungen von Italien getäuscht gesehen zu haben versichert, weßhalb er auch seine Bemerkungen über dieses Land „als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen," betrachtet wissen will.

„Wir strebten (sagt er 1. Th. S. 186 ff.) die Peters=Kirche zu sehen, deren Kuppel uns schon auf der Brücke links jenseit der Tiber entgegenwinkte. Endlich gelang es uns, Mossiou (den Cicerone, der ihn führte,) von dem alten Steinklumpen (der Engelsburg) loszureißen und bald standen wir, aus einer engen Straße hervortretend, auf der Piazza di St. Pietro al Vaticano.

Hier durchdrang uns jenes erhabene Gefühl, welches wir beim

beim Anblicke der Piazza del Popolo empfunden hatten. Das ist ein Tempel des Herrn! — Vor uns öffnete sich als erster Vorhof des Tempels ein großer 588 Fuß tiefer Platz in Form eines quer liegenden Ovals, rechts und links im Halbcirkel von einem schönen Porticus in der Art eingeschlossen, daß die ganze Breite der mächtigen Kirche dem Auge frei bleibt. Jeder der beiden Portiken besteht aus vier neben einander laufenden, 60 Fuß hohen Säulenreihen von Tuffstein. Im Ganzen enthalten sie 284 dorische Säulen und 64 Pilaster. Das Hauptgesims trägt rings herum eine Balustrade, auf welcher 192, zehn bis zwölf Fuß hohe Säulen von Heiligen vertheilt sind. In der Mitte dieses schönen Platzes, der Bernini's Werk ist, erhebt sich der Obelisk des Vatican aus ägyptischem Granit, 72, und mit dem Kreuze 126 Fuß hoch. Mossiou belehrte uns, daß Caligula diesen Obelisk habe nach Rom bringen lassen. Auf der rechten und linken Seite desselben befinden sich in der Mitte jedes Halbcirkels zwei vortreffliche, ganz gleiche Fontainen, die das Wasser zwar nicht sehr hoch, aber in sehr großer Menge, garbenförmig nach allen Seiten über zwei in einander gesteckte Schalen ausgießen.

Unmittelbar an diesen Vorhof schließt sich der zweite Vorhof des Tempels in Form eines irregulären Vierecks an, dessen längere Seiten zur Rechten und Linken ebenfalls bedeckte Galerieen einschließen, deren jede 360 Fuß Länge und 23 Fuß Breite hat. Von Außen sind diese Galerieen mit Pilastern geziert und oben auf der Balustrade über dem Hauptgesimse Statuen in der Art aufgestellt, daß jede derselben von einem Pilaster unterstützt wird. Die Hälfte dieses zweiten Vorhofes nimmt die flache, zierliche Marmortreppe ein, welche in die Kirche führt.

Die Kirche selbst steht auf der Stelle, wo sich einst der Circus und die Gärten Nero's befanden und wo der Tyrann

rann das große Blutbad unter den Christen anrichtete. Die Körper dieser Unglücklichen wurden in der Nähe des Circus begraben und später sollen auch die Gebeine des heiligen Petrus hier beigesetzt worden seyn. Der Papst Anaklet ließ daher ein Bethaus auf dieser Stelle errichten; Constantin d. Gr. aber erbaute daselbst im J. 306 zu Ehren des Apostels eine Basilika. Eilf Jahrhunderte stand dieses Bauwerk, als es in Trümmer zu fallen drohte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ließ Papst Nikolaus V eine neue Emporkirche anfangen und 60 Jahre später Papst Julius II die Kirche nach der Zeichnung Bramante's weiter bauen. In jener Zeit errichtete man schon die 4 ungeheuern, 166 Fuß hohen Pfeiler, welche die Kuppel tragen sollten. Leo X ließ demnächst unter Zuziehung Sangallo's, Rafael's und Peruzzi's mit dem Baue fortfahren und die Kirche erhielt nun die Form eines Kreuzes. Paul III endlich gab das erhabene Bauwerk in die Hände Michael Angelo's, der die bewunderswürdige Kuppel darauf setzte, welche 180 Fuß im Durchmesser hält und von der Spitze der Säulen, auf welcher sie steht, gerechnet, noch 258 Fuß hoch ist; so daß sich die Gesammthöhe des Gebäudes vom Estrich der Kirche an auf 424 Fuß beläuft. Maderno endlich beendigte unter Paul V die Vorderseite (Façade) der Kirche und setzte, dem Plane Bramante's folgend, noch zwei kleine Kuppelthürme auf. Der ganze Bau soll 45 Millionen Scudi (mehr als 67,500,000 Thlr.) gekostet haben. Noch muß bemerkt werden, daß auch die Kirche aus Tuffstein erbaut ist.

Steht man in richtiger Entfernung vor der Kirche, so daß die Kuppel und die beiden Seitenthürme über der Façade im schönen Verhältnisse hervortreten, so glaubt man einen Zauberpalast vor sich zu sehen. Einen unangemessenen Eindruck macht indessen der Palast des Vatican, der sich rechts über den Porticus der Kirche erhebt und die Symmetrie des Ganzen zer-

zerstört. Die Façade ist nach einer Zeichnung Maderno's im Form eines Parallelogramms erbaut, 370 Fuß breit und 149 Fuß hoch und enthält drei Fensterreihen übereinander. Eine Balustrade umgibt das flache Dach. Auf derselben sind an der Seite der Façade 13 colossale, 17 Fuß hohe Statuen vertheilt, Jesus Christus und die Apostel vorstellend. Rechts und links befindet sich in der Balustrade eine Uhr. Fünf Thore führen zwischen 6 korinthischen Säulen in das Innere der Kirche. Vier dieser Säulen tragen in der Mitte der Façade ein Frontispice, welches jedoch nur über das zweite Stockwerk hinaus nicht ganz an die Balustrade des flachen Daches reicht. Der Fries des Hauptgesimses enthält die Inschrift, daß Paul V, Borghese, diese Façade zu Ehren des Fürsten der Apostel habe erbauen lassen. Im Ganzen erblickt man an der Façade acht korinthische Säulen und vier korinthische Pilaster, sieben Balcons und sechs Nischen. Jede der Säulen hat 8 Fuß 3 Zoll im Durchmesser und 88 Fuß Höhe. Das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen ist aber mit solchem Schönheitssinne angeordnet, daß im Eindrucke des Ganzen die ungeheuern Dimensionen der einzelnen Theile untergehen. Bei flüchtiger Betrachtung erscheinen daher Façade, Kuppel und Seitenthürme nicht halb so groß, als sie wirklich sind *).

Bei dem Eintritte durch das Hauptportal in die Vorhalle des Tempels erblickt man das im J. 1298 verfertigte Mo-

*) „Maderno, heißt es dagegen in Ernst Platner's Beschreib. der Stadt Rom. 1 Th. S. 611, vollendete unter Paul V das ungeheure Gebäude der Peters-Kirche, nach einem von dem Entwurfe des Michelagnolo wesentlich veränderten, aber sehr unglücklich ausgefallenen Plane. Insbesondere gehört die nach seiner Angabe aufgeführte Vorderseite derselben unter die auffallendsten Denkmäler in Rom von dem verderbten Geschmacke der Architektur.“ — D. H.

Mosaikbild Giotto's, la navicella di St. Pietro (die Barke St. Peters im Meeressturme) und rechts und links an beiden Enden der Vorhalle, welche in Form eines Porticus die ganze Breite der Façade einnimmt, die marmornen Reiterstatuen Constantin's d. Gr. und Karl's d. Gr., jene von Bernini, diese von Cornachini. Schon diese Vorhalle strahlt von Gold, Farben und Marmor. Den fünf Haupteingängen gegenüber sind fünf andere Thüren angebracht, welche unmittelbar in die Kirche führen. Eine davon ist vermauert und in der Mitte mit einem bronzenen Kreuze versehen. Sie wird Porto santa genannt, weil sie nur alle 25 Jahre, d. h. am Anfange eines Heiligenjahres geöffnet wird. Die Hauptthür ist von Bronze.

Was soll ich sagen von dem Innern der Kirche? Beschreibung reicht da nicht aus. Jeden Falls ist das Innere noch schöner, als das Aeußere. Der Mensch verliert sich in diesen ungeheuern Hallen *). Das Mittelschiff der Kirche hat 85 Fuß Breite, 152 Fuß Höhe, und bis zur Emporkirche 575 Fuß Länge. Gleich beim Eintritte fällt das Auge unwillkürlich auf den ungeheuern Baldachin des Hochaltars, der von vier bronzenen, gewundenen Säulen von 86 Fuß Höhe gehalten wird. Von dem Hochaltare her schimmern dem Eintretenden die 112 ewigen Lampen entgegen, welche rings auf 56 Leuchtern von vergoldeter Bronze eine Balustrade umgeben, von der die zum Grabmale St. Peters füh-

*) Das ist es, was andere urtheilsfähige Beschauer der Kirche ihr zum größten Vorwurfe machen. Sie ist, sagen sie, nicht erhaben und erhebend, sondern durch ihre Riesenartigkeit vernichtend für den in ihr wandelnden Menschen. Der Papst in Pontificalibus erscheint am Hochaltare, von der Eingangspforte angesehen, wie ein summender Goldkäfer. Menschen von mehr als 6 Ellen Höhe wären nöthig, um mit den Dimensionen der Kirche nur einigermaßen in Verhältniß zu treten. — D. H.

führende Marmortreppe eingeschlossen ist. Unten an der Treppe knieet in betender Stellung die lebensgroße Statue Pius VI, in Marmor von Canova trefflich ausgeführt. Das Innere des Grabmales ist mit kostbarem Marmor, mit Engeln und Festons von vergoldeter Bronze reich geschmückt. Ueber dem Hochaltare öffnet sich die ungeheure Kuppel, welche die Deckenwölbung der Kirche unterbricht, sich über dieser Wölbung auf 32 korinthischen Pilastern erhebt und durch 16 zwischen denselben in der Wand befindlichen Fenstern erleuchtet wird. Die Wölbung der Kuppel selbst ist in 16 Abtheilungen mit vergoldetem Stuckmarmor und mit Mosaikbildern, Jesus, die Jungfrau, die Apostel, Heilige und Engel darstellend, geziert. Ganz oben in der Decke der Laterne, also in einer Entfernung von mehr als 400 Fuß, erblickt man das Haupt des ewigen Vaters in Mosaik. Den Hochaltar umgeben die vier ungeheuern, durch Bogen verbundenen eckigen Pfeiler, auf denen die Kuppel ruht. Im goldglänzenden Fries des prächtigen Gesimses, der auf diesen Bogen ruht und gleichsam die Grundlage der Kuppel bildet, steht in Mosaik mit gewaltigen Buchstaben: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Diese Buchstaben scheinen von Unten betrachtet 1 Fuß hoch zu seyn, sollen aber eine Höhe von 5 Fuß haben.

Wohin außer dem das Auge in diesem herrlichen Tempel blickt, trifft es auf köstliche Marmorwerke, auf Fresko- und Mosaikbilder, auf Gold und Bronze, und wiewohl die höchste Pracht vorhanden ist, muß man doch bekennen, daß nirgends Ueberladung, vielmehr überall die edelste Simplicität vorwaltet. Der Fußboden ist kunstreich aus Marmor zusammengefügt. Das Mittelschiff zeigt rechts und links an jeder Seite vier gewaltige, oben durch Bogen verbundene Pfeiler, zwischen denen die herrlichsten Capellen befindlich sind. Auf jedem die-

dieser grossen Pfeiler sind an der Seite des Mittelschiffes seiner ganzen Länge nach zwei schmale korinthische Pilaster von weissem, canellirtem Marmor angebracht. Sie halten mit Hilfe der Bogen ein Gesims, von 18 Fuß Höhe, welches durch die ganze Kirche fortläuft und auf dem das, von goldenen Rosetten in quadrirter Einfassung strahlende, Gewölbe der Decke ruht. Zwischen den korinthischen Pilastern befinden sich in der Wand Nischen mit Marmorstatuen. Die Gegenpilaster an den Seiten der Pfeiler, auf denen die Bogen ruhen, sind mit zwei über einander befindlichen Medaillons geschmückt, welche die Bildnisse verschiedener Päpste in Basrelief von Bernini enthalten. Man braucht mehrere Stunden, um nur nothdürftig die Einzelnheiten des Gebäudes in Augenschein zu nehmen. Denn wie Viel ist in den Seitengängen, in den Capellen der Kirche zu sehen! Insbesondere verdienen die unvergleichlichen, kolossalen Mosaikbilder über den 12 berühmten Hauptaltären der Kirche, die an den Wänden umher befindlichen prächtigen Grabmäler der Päpste, und eine Menge von vortrefflichen Statuen Beachtung. Ueber den Grabmälern sieht man die Statuen der Verstorbenen in Lebensgröße, von den vorzüglichsten Meistern verfertigt. Das Hauptschiff der Kirche endigt 164 Fuß hinter dem Hochaltare mit einem andern prächtigen Altare von kostbarem Mormor, über dem sich ein von 4 kolossalen Figuren getragenes Monument von vergoldeter Bronze befindet, welches die hölzerne Kanzel St. Peters verschließt und von Bernini's Meisterhand verfertigt ist. Hier erblickt man an beiden Seiten des Altars zwei Grabmäler von außerordentlicher Schönheit; zur Rechten das Grabmal Pauls III von Jakob de la Porte, zur Linken das Urbans VIII von Bernini. Die Statuen beider Päpste sind von Bronze; das Grabmal Pauls ist durch die kolossalen Mamorstatuen der Justitia und Prudentia und das des Urban, durch die Statuen der Justitia und der Charitas verziert

verziert. Die Justitia am Grabmale Pauls war früher nackt, und um das Decorum in der Kirche zu beobachten *), mußte Bernini die Marmorwellen des üppigen Körpers mit einem bronzenen Gewande bedecken. — Lange Zeit brachten wir in diesem erhabenen Tempel der Gottheit zu. — Im Uebrigen war er völlig menschenleer und es herrschte in ihm eine im Vergleiche mit der äußern schwülen Luft so eisige Kälte, daß wir nicht begreifen, wie die Bewohner Roms einen solchen Wechsel der Temperatur ohne Gefahr ertragen können." — Noch setzen wir hinzu, daß die innere Schönheit der Peters-kirche durch eine Reinlichkeit erhöht wird, welche man in dem an die höchste Unflätherei gewöhnten Italien und Rom nirgends findet. Denn eine Anzahl Leute sind hier unaufhörlich beschäfftigt, die einzelnen Theile der Kirche mittels künstlicher Gerüste zu reinigen und zu putzen. — Ueber die Erleuchtung der Peters-Kirche am St. Peters-Tage bemerkt der Verf. (2. Th. S. 130) Folgendes: „Um 9 Uhr Abends hallte der erste Anschlag der Glocke (der das Zeichen gibt) als urplötzlich das Kreuz auf der großen Kuppel in Brillantfeuer strahlte. Ein lauter Schrei der Bewunderung durchdrang die Versammlung. Und wieder ertönte der eherne Ruf, und Tausende von großen und kleinen Feuern flammten über allen 3 Kuppeln und an der Façade des ungeheuern Gebäudes empor. Der dritte Schlag erleuchtete das Ganze und selbst die Portiken, welche den Platz von der Kirche einschließen. In diesem Augenblicke brannten 4400 große Lampen und 784 Feuerbecken, in malerischer Anordnung nach den Hauptlinien des herrlichen Gebäudes und in der Art vertheilt, daß die mächtigen Flammen der Feuerbecken in der Umgebung der strahlenden Lampen wie feurige Rosetten unter glänzenden Brillanten

*) Oder, wie Andere erzählen, um die schändlichen Auftritte, wozu diese in der wollüstigsten Stellung daliegende Statue Anlaß gegeben hatte, fernerhin unmöglich zu machen. — D. H.

-ten erschienen. Der Anblick war feenhaft. — Wir glaubten, Armidens Zauberpalast vor uns zu sehen — aber kein Gotteshaus."

Laien-Urtheil über Christliches.

„Wunder sind das alltäglichste Ding von der Welt! — Jesus hat nicht allein Wunder gethan, denn nicht nur wird im dem Evangelium selbst die Wunderthätigkeit als etwas sehr Gewöhnliches bei Vielen vorausgesetzt, sondern die Geschichten aller Völker wimmeln von Wundern, seit Anbeginne der Welt bis auf Elias und von Elias bis auf den Prinzen von Hohenlohe. Als Wunder erschien ja sonst Alles, was mit bisher ungekannten Kräften der Natur bewerkstelligt wurde, aber freilich der eigentliche Begriff des Wunders, ein solcher, der eine Aufhebung der ewigen Gesetze der Natur voraussetzt, — der ist allerdings etwas Anderes. Solches Wunder ist nur Gotte selbst möglich. Es ist daher ganz consequent und nothwendig, wenn man wirkliche Wunder annehmen will, den Wunderthäter auch zum Gotte zu machen. Bringt man aber in hellern Zeiten der Sache damit noch Nutzen? Ich zweifle. Verwerfen muß man kühn, was man nicht vor der Vernunft rechtfertigen kann, vorausgesetzt, daß diese, mangelhaft oder nicht, doch offenbar die unzweifelhafteste uns Menschen gegebene göttliche Offenbarung sei, aus der denn auch Niemand herrlicher als Christus selbst geschöpft hat."

„Ja dir, heilige Vernunft, dir, welcher nur die Narren und Betrüger jeder Zeit so gern den zweiten Rang nach dem blinden Glauben anweisen möchten, dir allein gebührt unsere Huldigung!"

„Vernünftig ist es nun gewiß, an eine innerhalb der ewigen Gesetze des Weltalls fortschreitende Leitung der menschlichen Schicksale durch eine höhere Hand zu glauben und deßhalb auch Christum mehr, als irgend Jemanden, den die Ge-

schichte nennt, für einen mehr, als Andere, göttlichen Menschen zu halten, dessen reine Tugend und erhabene Lehre die Menschheit vom Uebel zu erlösen fähig ist. Aber je unbefangener, je tiefer man diese Lehre nach Christus eigenen Worten prüft, desto mehr muß man sich auch überzeugen, daß sie, von geistiger Natur, wie sie ist, der äußeren Wunder und der Gottheit (oder Wesensgleichheit mit Gotte) nicht nur nicht bedarf, sondern daß beide ihrer Verbreitung und ihrem wahren Verständnisse nur schaden müssen und deßhalb eben nicht mehr mit der Vernunft in Einklang zu bringen sind. Ja, dieser Wahnglaube ist hauptsächlich daran Schuld, daß bis auf unsere Zeiten das Christenthum noch immer ein halb verkapptes Heiden- und Judenthum geblieben ist."

„Was liegt denn in Christus menschlich Verdienstliches, welches Beispiel der Nachahmung, welche Hoffnung, ihm ähnlich zu werden, bleibt uns, wenn er ein (eigentlich sogenannter) Gott war? Was, wenn er der Größte aller Menschen ist, noch im Reiche der Möglichkeit liegt: nämlich ihm nachzueifern, wie es unser innigstes Bestreben seyn soll (Joh. 13, 15. Phil. 2, 5), wird ein Unding, wenn er ein Gott war. Der Mensch, der zum Göttlichen durch die ihm von Gott gegebene Kraft hinansteigt, ist er nicht für Menschen ein eindringlicheres Vorbild der Tugend, als der Gott, welcher zum Menschen herabsteigt und ihm dann im Grunde doch nur eine Art göttlicher Comödie vorspielt, wie Mahadö, Krischna und Aehnliche? Ja, ist der Mensch, der sich, aus eigner, von Oben her ihm überkommenen Kraft die erhabenste Tugend übend, für die Wahrheit und das daraus zu schöpfende Glück seiner Brüder ruhig dem Opfertode weiht, nicht erhabener, als der Gott, welcher sich herabläßt, von den Menschen gekreuzigt zu werden, um ein gutes Beispiel zu geben, und nach vollbrachter Ceremonie wieder gen Himmel fährt?"

„Man sieht bei vielen Gelegenheiten deutlich, wie wider-

lich

lich Christo der ewige Durst nach Wundern ist und wie er stets wiederholt: daß nicht die Wunder, sondern die innere Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre das wahre Zeichen seiner göttlichen Sendung seien. Kann Etwas klarer und offenbarer für jeden Vernünftigen erscheinen, als daß Gott, wenn er das Christenthum durch Wunder hätte bei der Menschheit beglaubigen wollen, er dann auch solche gewählt haben würde, die der ganzen Menschheit eben so unbezweifelt hätten bleiben müssen, als es der Aufgang der Sonne für uns jeden Morgen ist? nicht aber dergleichen Ereignisse zum Erkennungszeichen seines Sohnes erkoren, als das Austreiben der Teufel aus Besessenen in Säue u. s. w. ist."

„Aber nein, Christi Lehre, die heilige Wahrheit und echte, Gott gefällige Frömmigkeit, wozu sie leitet, ist ein Fortschritt menschlicher Bildung, in sofern eben Göttliches in den Menschen gelegt ist, wie alle andere große Begebenheiten der Geschichte, die nur allmälig wirken können, deren Folgen unendlich sind und die wir selbst uns durch innige Ueberzeugung immer neu aneignen müssen, um ihrer theilhaftig zu werden."

„Ja, jeder echte Christ muß sehnlich wünschen, daß mit Beseitigung aller kindischen Schen unsere hohe und edle, rein vernünftige und wahrhaft heilige Religion von dem Wuste eines albernen Wahnglaubens, eines verführerischen, falsch angewendeten Mysticismus gereinigt, diese geistige Sonne von den sie umgebenden Dunstwolken gänzlich befreit werde, damit sie in aller ihrer Klarheit endlich die Erde erleuchten möge."

„Die Mystiker brauchen hierüber gar nicht in Verzweiflung zu gerathen. Die sternbeleuchtete Nacht, welche ihnen gehört, wird immer auch noch nebenbei ihr Recht behalten und auch die süße Dämmerung, das schöne Reich der Poesie; denn mystisch in hundertfacher Beziehung wird uns Gott, der Mensch und die Natur in alle Ewigkeit bleiben. Das

Christenthum aber, die Lehre der religiösen Tugend, ist rein praktische Klarheit und Christus war Nichts weniger, als ein Mystiker, wie Jakob Böhme; ja, berücksichtigt man den Zeitpunct, in dem er lebte, macht man dafür die gehörigen Concessionen, so möchte er wohl ganz und gar den Namen eines ausgemachten Rationalisten verdienen, nur aber eines solchen, der Statt des Federkieles das Leben ergriff, der sich in Vielem zwar zu seiner Zeit herabließ, aber dennoch und ohne Schwärmerei, aus reiner Ueberzeugung und überschwänglicher Menschenliebe für das Reich der Wahrheit auf Erden und darum zum Beßten der Menschen sein Blut vergoß."—

„Der Mysticismus mag, wie seine Verehrer wollen, mit Recht die Nachtseite des Lebens genannt werden, wodurch ihm indeß schon sein untergeordneter Rang angewiesen ist. Doch muß er dann auch in seiner Sphäre bleiben, in dem Reiche der Ahnungen. Er ist nicht praktischer Natur, und in so himmlisch schönen Farben er mitunter spielen mag, doch nur ein schönes Dunstgebilde, das vor dem Glanze der Tagessonne verschwindet. Denn es ist einmal dem Menschen angeboren, die Nacht als etwas Unsicheres zu scheuen und nur dem Lichte entgegen zu eilen. Gern lassen wir den Fledermäusen, Eulen und Raubthieren, so wie den Nervenkranken ihren verschiedenen Geschmack und theilen ihn wohl auch zuweilen im Behagen des wachenden Traumes. Sobald aber der Mysticismus Thatsachen, d. h. positive Wunder aufstellen und z. B. für den aller Vernunft spottenden Unsinn einer Seherin von Prevorst, als eine neue Offenbarung einer höhern und verschlossenen Welt, allgemeinen Glauben in Anspruch nehmen will, hört er auf Mysticismus zu seyn und wird Charlatanismus, der nicht nur verspottet, sondern auch ernstlich bekämpft zu werden verdient, weil er zu einer verderblichen Art geistiger Selbstbefleckung führt, die alles echte Leben im Keime erstickt und tödtet."

„Dieß

„Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, und keine Namensautorität wird mich davon abbringen, weil mir und allen Menschen, die es brauchen wollen, Gott eine hinlängliche und höhere Autorität in mein innerstes Wesen eingewebt hat, ein klares ungetrübtes Licht, das Alles beleuchten darf, ehe es Etwas aufnimmt, und welches die Nacht wohl zuweilen verdunkeln, aber nie auslöschen kann.“

„Sokrates und Christus waren keine Mystiker, wohl aber viele ihrer Schüler (unter denen des Letztern schon Johannes, der das Bild desselben vielfach verzeichnete), weil sie die großen Meister nur halb verstanden und sie noch überbieten zu müssen glaubten. Das ewige Wesen selbst, wie die Natur, verstecken sich hinter keiner einzigen zweideutigen Täuschung, wenn wir sie auch in keiner Art ergründen können. Sie sind uns verborgen, aber nie unwahr. So weit also die Fassungskraft unserer eigenen Natur zureicht, kann ihr erhabenes Daseyn auch der Geringste am Geiste, so weit es ihm zum geistigen Leben hier nöthig ist, dennoch vollkommen innewerden, und das, was darüber hinausgeht, möchte vielleicht für Alle vom Uebel seyn, besonders wenn man seine eigenen Träume der Welt, es sei mit Feuer und Schwert oder mit der Feder als heilige Norm und Lehre aufzwingen will.“

Christus.

Wer ist der Heil'ge, der gesandt uns ward,
Daß er von dem, der ist und seyn wird, zeuge,
Daß sich vor dem, der sich ihm offenbart,
Dem Einigen, der Mensch anbetend beuge?
Mit Hohheit, Kraft und Weisheit angethan,
Erschien' der Welt in unbewölkter Klarheit,
Auf sonnerhellter, lichtumglänzter Bahn
Uns leitete in's Heiligthum der Wahrheit?

Es

Es ist der Christus, der von Ewigkeit
Erwählete, dem menschlichen Geschlechte
In der erfüllten, vorbestimmten Zeit
Zurückzugeben die verlornen Rechte;
Es von dem Dienst' der Sünde zu befrei'n
Durch Herrschaft über Sinnenmacht der Triebe;
Durch Heiligung des Herzens, fromm und rein
In Wort und That, und durch den Geist der Liebe.

Es ist der Christus, der in Knechtsgestalt,
— Obschon geschmückt mit seiner Sendung Würde,
Gerüstet mit des Geistes Kraftgewalt —
Demüthig trug des schweren Rufes Bürde;
Von Gott erleuchtet sich Messias hieß,
Von ihm empfangen seine Lehre nannte;
Ja, mit ihm lebend seine Hohheit pries,
Als seinen Gott und Vater ihn bekannte.

Es ist der Christus, der nicht seinen Willen,
Der Gottes Willen zu verkünden kam;
Den Durst nach Licht' in Menschenbrust zu stillen,
Des Wahnes Nebel von dem Auge nahm;
Er öffnete das Aug' uns, zu erkennen,
Daß er, in dem wir sind, im Lichte wohnt;
Daß der nur sei Gottgläubiger zu nennen,
Der ihn erforscht im Licht', das um ihn thront.

Es ist der Christus, der es laut bewährt,
Gott war in ihm und seines Wesens Fülle;
Von ihm erhöht, verherrlicht und verklärt
Durch Offenbarung ohne Deck' und Hülle;
Daß er empor des Erdenstaubes Sohn
Zu Gottes Ebenbild' erhebe;
Daß er entsündigt vor des Richters Thron'
Durch Reu' und Buß', mit Gott versöhnet, lebe!

Es ist der Christus, der uns Gottes Gnad' erwarb
Durch seiner Lehre Licht, Vergebung uns'rer Sünden;
Der Christus, der den Tod am Kreuze starb,
Und uns des Glaubens Kraft, der Wahrheit Sieg zu künden,
Der überwand der Hölle Furcht und Macht,

Im

Im Strahl' des Morgenroth's des Grabes Pfad uns zeigte;
Und mit dem Ruf: „sein Sühnamt sei vollbracht,"
Gott' seinen Geist empfahl, sein Haupt zum Tode neigte.

Es ist der Christus, der nicht ihm das Knie,
Nur dem, der ihn gesendet, uns hieß beugen,
Der ihn geweiht zum Welterlöser, wie
Sein Wort und Leben laut verkündend zeugen;
Der falschen Götterdienst verwies als frommen Spott,
Nur heiligend des ewig Einen Namen! —
Anbetung denn dem einen wahren Gott',
Und hochgelobt sei Jesus Christus, Amen!

Dringende Bitte an fromme Herzen *).

Die Erfahrung bezeugt es, daß christlicher Wohlthätigkeitssinn von Jeher am Stärksten sich äußerte, wo es galt, der Verkündigung des göttlichen Wortes entgegenstehende pecuniäre Hindernisse zu beseitigen und daß in dieser Hinsicht eine vertrauensvolle Ansprache an fromme Herzen nie kalt zurückgewiesen wurde, wenn, aus Unvermögen die Kosten zur äußern Einrichtung des Gottesdienstes aus eigenen Mitteln aufzubringen, eine kirchliche Gemeinde gezwungen war, nicht nur von Oben die himmlische, sondern auch von Außen menschliche Hilfe anzuflehen. So erbaute Glogau seine Gnadenkirche von Bei-

*) Das Dringende dieser Bitte rechtfertigt sich, außer dem in ihr selbst Angeführten, auch durch die Bemerkung, daß die 28,600 evangelischen Einwohner des umfangreichen Sagan'er Kreises in Schlesien überhaupt nur 10 evangelische Bethäuser besitzen, während die 7000 katholischen Einwohner desselben 36 meist schöne Kirchen innehaben, so daß also der arme Ort Kottwitz mit seinen kirchlichen Bedürfnissen an keinen andern evangelischen Ort gewiesen werden kann. Ueber die bedrängte Lage der Evangelischen in Schlesien und die Umstände, aus denen sie entsprang, gibt die in diesen Blättern (Bd. VII. H. 5 S. 775 ff.) weitläufiger angezeigte Schrift: Die Rechte der evangelischen Gemeinden in Schlesien von D. Worbs 1825 weitere Auskunft.

Der Herausgeber,
der sich auch zur Annahme von Subscriptionen darbietet.

Beiträgen, die fast aus allen protestantischen Ländern zusammenflossen. So verdankt Mühlhausen, so Aschaffenburg, so Lehesten in Sachsen-Meiningen die kirchliche Existenz der liebreichen Hilfe naher und ferner Glaubensbrüder.

Dieser erfreuenden Erscheinung Grund liegt unbezweifelt darin, daß die erflehten Gaben nicht der Befriedigung eines Privat-Interesses dienen, sondern eine allgemeinere und höhere Bestimmung erhalten, und eine nahe Beziehung haben auf das, was dem denkenden Menschen das Höchste, das Heiligste ist, — auf Religion. Diese Betrachtung, die jeder Kundige selbst gemacht haben wird, ermuthigt die Unterzeichneten, im Vertrauen auf Gott und gute Menschen, mit der dringenden Bitte um Hilfe bei ähnlicher Noth an fromme Herzen nah und fern sich zu wenden.

Kottwitz, ein Ort, der zwar keine geschichtliche Bedeutung hat, in Niederschlesien saganer Kreises, unweit des Bobers, der die Lausitz von Schlesien scheidet, verdankt sein Bethaus dem Muthe, dem Patriotismus, den Aufopferungen, der Glaubensfreudigkeit seiner Väter. Im ersten schlesischen Kriege nämlich wurden hier neun bewaffnete Ueberläufer vestgehalten und an die Behörden ausgeliefert. Daher durften sich die Kottwitzer eine Gnade vom Könige erbitten. Da sie nun schon seit 79 Jahren ihre Kirche an die Katholiken hatten abtreten müssen, so baten sie um die Erlaubniß, sich ein eigenes Bethaus erbauen zu dürfen, welche ihnen zum Theil unter Vermittlung des General-Feldmarschalls Prinz Leopold von Dessau zugestanden ward. Ohne alle fremde Hilfe führten sie 1742 das Werk aus. Weil nun ihre Armuth schon damals groß war, so mußten sie Alles sehr ärmlich einrichten. Darum gleicht nunmehr das Haus, worin noch das Evangelium verkündigt wird, recht eigentlich einem Schoppen oder Stalle. Es droht aber auch, nachdem es der Zeit nicht mehr widerstrebt, täglich mit dem Einsturze, ja es wankte sogar merk-

lich

lich bei den gewaltigen Stürmen des verflossenen Winters. Nicht anders aber konnte man auch nur ein altes für 16 Rthlr. erkauftes Mühlhaus in ein Pfarrhaus umwandeln. In dieser traurigen Gestalt steht es noch jetzt, den Pastor und seine Familie zu beherbergen, und seine Baufälligkeit verkündigt seinen baldigen Ruin. Eben so schlecht war und ist die Cantorwohnung bestellt. Die Orgel ist gewiß eine der schlechtesten in Preußen; die eine der beiden Glocken ist zersprungen; selbst ein passender Bauplatz ist nicht ohne beträchtliche Opfer zu beschaffen. Man behalf sich, so lange und gut es gehen konnte. Allein gegenwärtig ist das Bedürfniß des Neubaus der Kirche, des Pfarrhauses und der Cantorwohnung so dringend, daß es unmöglich länger abgewiesen werden kann. Dieser dreifache Neubau übersteigt vollends die Kräfte Derer, die ihn ausführen sollen; das Unvermeidliche, die gänzliche Zerrüttung und Auflösung des hiesigen Kirchensystems muß eintreten, wenn unser Nothruf bei Euch, Ihr frommen theilnehmenden Herzen, keine Erhörung findet.

Da das Patrocinium und die Kirchengemeinde Trotz einer durch die Gnade unseres frommen Königs huldreichst zum Pfarrhause zugesicherten erfreulichen Bauhilfe, die beträchtlichen Kosten nicht zu erschwingen vermögen, weil die Ungunst des hiesigen Sandbodens den Ackerbau zu einer spärlichen Nahrungsquelle macht, so haben die Unterzeichneten, ohne sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu verheimlichen, sich mit Gott' entschlossen, eine Predigtsamlung unter folgendem Titel zu veranstalten:

Evangelische Predigten

zur Erbauung für fromme Herzen und zur Gründung einer neuen Kirche in Kottwitz mit Beiträgen von verschiedenen Geistlichen,

herausgegeben von

Rehmiz und Sonntag.

Se-

Gediegenheit und Mannigfaltigkeit, so der behandelten Stoffe wie der sich aussprechenden Individualitäten, sind als Grundbedingungen dieser Sammlung betrachtet worden. So weit dieses in der Gewalt der Herausgeber stand, haben sie dieses im Auge gehabt, und sie haben deßhalb auch von keinem Geistlichen mehr als zwei Beiträge aufgenommen. Daß aber jeder Erbauung suchende Christ, er huldige einer Glaubensansicht, welcher er wolle, in dieser Sammlung reichliche Nahrung für Geist und Herz finden werde, dafür bürgen die Namen der geschätzten, meistens in Schlesien lebenden Homileten, die gefällige Mitwirkung zusicherten, eines Balka in Jauer, Bock in Glogau, Fricke in Bunzlau, Gründler in Quaritz, Haupt in Buchwald, Haupt in Görlitz, Havenstein in Koizsch, Hennecke in Vogau, Hobbe in Pilgramsdorf, Hugo in Alt-Oels, Käuffer in Dresden, Keller in Sprottau, Köhler in Glogau, Mann in Karolath, Maurer in Grünberg, Nagel in Hirschberg, Potrunky in Beuthen, Postel in Goldberg, Reiche in Riebusch, Schelz in Naumburg, Siegert in Fischbach, Steengoard in Gnadenberg, Thilo in Striegau, Tzschachmann in Sagan, Werbs posthum. und Anderer, deren Zusage erwartet wird. Mit solcher Bürgschaft wird das Vertrauen erhöht, das die Unterzeichneten zu ihrem Unternehmen, zu der Liebe ihrer Mitbrüder und zu der mächtigen Hilfe des Herrn gefaßt haben.

Die Sammlung soll ein Alphabet stark werden und ungefähr 30 Predigten enthalten. Der Preis ist folgendermaßen vestgesetzt:

Ein Exemplar auf Druckpapier 1 Rthlr. 10 Sgr.
" " " Velinpapier 1 " 20 "

Dieser Preis will dem Wohlthätigkeitssinne keines Weges Schranken setzen; auch freiwillige Gaben von Einzelnen, von Gemeinden und Schulen, werden mit dem herzlichsten und gefühltesten Danke empfangen und öffentlich berechnet; auch werden

werden die Namen der Subscribenten der Sammlung in einem Anhange beigedruckt, weßhalb wir bitten, dieselben recht deutlich zu schreiben.

Das Königl. Hochwürdige Consistorium zu Breslau hat das Unternehmen huldreichst gut geheißen. Die Königl. Hochlöbl. Regierung zu Liegnitz aber, die von den hiesigen kirchlichen Verhältnissen unterrichtet ist, hat auf geziemendes Ansuchen in weiser Erwägung unseres Nothstandes unter dem 22. Mai c. der kottwitzer Predigtsammlung, hoch ihren Schutz zugesichert. Demnach ersuchen wir vorzüglich unsere Herren Amtsbrüder, die Herren Superintendenten und Prediger, sich der Verbreitung dieser Anzeige und der Subscribentensammlung gefälligst zu unterziehen. Dieselbe Bitte richten wir an alle Königl. Kreis-Landrathämter, an die Magisträte, die Lehrer in Stadt und Land, die Dorfschulzen, ja überhaupt an alle die Barmherzigen und Mildthätigen, die das Gewicht der Worte Jesu fühlen (Matth. 25, 40. Was ihr thut einem dieser Geringsten u. s. w.) Nicht minder werden alle Buchhandlungen Deutschlands ersucht, Subscribenten zu sammeln. Die Grüson'sche Buchhandlung in Görlitz übernimmt den Buchhändlerischen Debit dieser Sammlung. Zahlung erwarten wir sogleich nach Uebersendung der Exemplare. Zuletzt ersuchen wir alle Redactionen öffentlicher Blätter ganz ergebenst, auf dieses Unternehmen ihre Leser aufmerksam zu machen, und zur Subscription aufzufordern, und sind bei allen schlesischen Blättern geneigter Berücksichtigung dieser Bitte im Voraus gewiß. Gott aber fördere dieses Werk zu seiner Ehre durch Christum!

Sagan und Kottwitz in Niederschlesien, am 20. Oct. 1834.

Nehmiz,
Superintendentur-Verweser und Pastor prim. zu Sagan.

Sonntag,
Pastor zu Kottwitz.

Ur-

Urtheile über Schlegel's Lucinde.

(Eingesandt.)

In der Anzeige von Schleiermacher's Reden über die Religion, welche der letzte Heft der krit. Pred.-Bibl. vom Jahre 1834 enthielt, wird S. 977—78 der lobrednerischen Anpreisung gedacht, welche der Verfasser jener Reden ein Jahr nach Erscheinung derseben der berüchtigten Lucinde Friedrich Schlegel's angedeihen ließ. Wer, wie Einsender, sich noch erinnern kann, welchen Eindruck damals (1799) diese Lucinde auf die deutsche Lesewelt machte, der weiß, daß über dieselbe ein Schrei des sittlichen Unwillens durch sie ging und daß sich jeder edlere Mensch gestand: so frech und schamlos sei unter künstlerischer Form der öffentlichen Moral noch nicht Hohn gesprochen worden, als in diesem Buche. Um so erstaunenswerther erschien daher auch Jedermann die Lobrede, welche ihm von Schleiermacher gehalten wurde und die man ihm bei ihrer Anonymität gern nicht zugetraut hätte, wenn Styl und Darstellung derselben nicht handgreiflich für die ihm zukommende Autorschaft gezeugt hätten und wenn nicht sein hartnäckiges Stillschweigen gegen Diejenigen, die sie ihm öffentlich beilegten, ein indirectes Eingeständniß derselben gewesen wäre. Es wurden jedoch damals auch andere, dem allgemeinen Verwerfungsurtheile des Publicums besser zusagende Stimmen über jene Lucinde laut und an eins derselben soll hier erinnert seyn, mit welchem ein anderes erst jetzt veroffenbartes völlig zusammentrifft. In eben dem Jahre (1800), wo Schleiermacher die Lucinde „dem stillen, unerschöflichen Genusse und der einsamen andächtigen Betrachtung" geweiht wissen wollte, schrieb nämlich auch der damalige Professor Vermehren zu Jena: Briefe über dieselbe, welche ihren Gehalt und Werth in ein richtigeres Licht stellten. Er erkannte in ihnen die nicht übel gemeinte

Absicht

Absicht Schlegel's an, das Geistige der Liebe als ihr Höchstes, über dem Sinnlichen Stehendes zu schildern, zeigte aber auch schlagend, daß die schamlose Schilderung dieses Sinnlichen im höchstem Grade sittlich schändlich und gefährlich und noch obendrein in vielen Stücken ganz unwahr und unpsychologisch erdichtet sei. „Jeder, sagte Vermehren unter Anderem, der das Buch nicht mit dem Blicke des Künstlers ansieht, muß es sehr anstößig und frivol finden. — Die äußere Form muß ihm als eine schamlose Ausstellung der Mysterien erscheinen, über welche ein heiliger Schleier herabhängen soll, — das feine Gefühl der Sittsamkeit wird das Auge mit Verachtung von den Gemälden hinwegwenden, welche die Sinne reizen und wollüstige Ideen in der reinen Seele aufregen" (S. 75). Und S. 189 setzte er hinzu: „Selbst die griechische Mythologie schildert ihre rohen Liebesscenen (der Faune und des Apollo) decenter." — Hiermit stimmt ein neuerlich bekannt gewordenes Urtheil eines Dichters zusammen, welchem der gerade und edle Sinn der Deutschen besonders darum die Palme reichte, weil die Muse, welche ihn begeisterte, stets vom Hauche der reinsten und zartesten Sittlichkeit umweht war, unseres Schiller. In der: Sammlung auserlesener Briefe desselben in den Jahren 1781—1805, herausgegeben von D. Heinrich Döring (Zeiz, bei Webel 1834), findet sich nämlich S. 328 f. ein Brief an Göthe (N. 304), in welchem er den frischen Eindruck schildert, welchen jene Lucinde auf ihn als Dichter und als Mensch gemacht hatte. Schiller schreibt darinnen (d. 19. Jul. 1799): „Ich habe mir vor einigen Tagen durch Schlegel's Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müssen dieses Product Wunders halber doch ansehen. Es charakterisirt seinen Mann, so wie alles Darstellende, besser als Alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr in's Fratzenhafte

hafte malt. Auch hier ist es das ewig Formlose und Fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen, die Sie nie für möglich gehalten haben würden. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witze zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witze zu vereinigen, und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich Alles und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. — Diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur. Man glaubt ein Gemengsel aus (Jakobi's) Waldemar, aus (Tieck's) Sennebald und aus einem frechen französischen Romane zu lesen." — Die Vergleichung dieser Urtheile unter einander, welche Einsender nicht durch nähere Angaben aus der glücklich vergessenen Lucinde selbst erleichtern mag, bleibe den Lesern überlassen.

Druckfehler vom XV. Bande 6. Hefte.

S. 963 Z. 20 fehlt noch weil d. W. dadurch.
— 976 — 15 seinem statt sein.
— 978 — 12 wer statt er.
— 984 — 8 nur statt und also.
— 984 — 12 dieß statt diese.
— 984 — 18 fehlt welches nach Weltordnung.
— 995 — 4 seines statt jenes.
— 995 — 8 fehlt der Religion nach Momenten.
— 996 — 23 seine statt Eine.
— 998 — 9 vernehmen statt wahrnehmen.
— 999 — 3 v. unten er statt es.
— 1000 — 3 die statt den.
— 1002 — 2 ihn statt ihm.
— 1006 — 26 irreligiösen statt religiösen.

Bekannt-

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

I.

An die Herren Prediger Deutschlands.

In meinem Verlage erscheint:

Prediger-Zeitung, praktische. Als Beiblatt zur allgemeinen Kirchen-Zeitung. Herausgegeben von D. F. W. Lomler. VII. Jahrgang 1835. Preis des ganzen Jahrgangs von 104 Nummern. 4 Thl. sächs. oder 7 Fl. 12 Kr.

Die praktische Prediger-Zeitung schließt, wie schon ihre Benennung anzeigt, alles Theoretische aus und beschäfftigt sich allein mit dem, was der Geistliche in seinem Amte und Leben unmittelbar braucht, was ihm für das Reden und für sein sonstiges Benehmen auf der Kanzel, am Altare, am Taufsteine, im Beichtstuhle, an Krankenbetten und an Gräbern, sowie in den Verhältnissen zu seinen Obern, seinen Gemeinden oder deren einzelnen Ständen und Gliedern berathen und seine dahin einschlagenden Arbeiten erleichtern kann. Zu dem Ende werden in ihr die praktischen Disciplinen, die Homiletik, die Liturgik, die Katechetik, die Pastoraltheologie ec. auf die zeitgemäßeste Weise, jedoch stets nach wissenschaftlichen Principien bearbeitet werden.

Man wird nach dem hier Angedeuteten leicht ermessen können, wie wichtig und interessant die Prediger-Zeitung für jeden praktischen Theologen seyn muß. Möge ihr deßhalb freundliche Aufnahme zu Theil werden und sie von jetzt an in allen theologischen Lesecirkeln, in welchen die kritische Prediger-Bibliothek, die allgemeine Kirchen-Zeitung, an welche sie sich als Beiblatt anschließt, u. a. gelesen werden, auch einen Platz finden. Die Redaction wird stets für gediegenen Inhalt und die unterzeichnete Verlagshandlung für guten Druck und schnelle Lieferung Sorge tragen.

Alle solide Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Neustadt a. d. O., den 15. Februar 1835.

J. K. G. Wagner.

In

Kritische
Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Sechzehnter Band. Zweites Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1835.

1) Die Religion der Apostel Jesu Christi, aus ihren Urkunden dargestellt von D. Christian Friedrich Böhme, Consistorialrath(e) Pastor(en) und Inspector(en) zu Luckau bei Altenburg. Halle, bei Anton, 1829. XIV und 178 SS. 8. 16 Gr.

2) Die Religion der christlichen Kirche unserer Zeit, nach ihrer Vereinbarkeit mit der Religion Christi und seiner Apostel in ihrer Einheit dargestellt von D. Ch. F. Böhme 2c. Halle, bei Anton, 1832. XVI und 240 SS. 16 Gr.

Der würdige Verf. erwarb sich bekanntlich schon vor zehn Jahren das Verdienst, in seiner Schrift „die Religion Jesu Christi; Halle 1825; 2. Aufl. 1829" eine möglichst vollständige und kritisch genaue Darstellung der Jesu selbst eigenen Religionswahrheiten, gegeben und alle frühere derartige Leistungen übertroffen zu haben, wie dieses auch zu seiner Zeit in unserer krit. Zeitschrift (Bd. VII, Heft 1, S. 1—37) bei Beurtheilung der ersten Auflage jenes Buches von einem andern Recensenten gebührendermaßen anerkannt wurde. Bei Ausarbeitung desselben dachte er nicht daran, diese zwei andern Schriften nachfolgen zu lassen und sie mit jener ersten zu der

N 2 nun

nun vollendeten höchst interessanten Trilogie zu verbinden. Da aber in der Einleitung zu der ersten Schrift des „authentischen," d. h. Jesu selbst eigenthümlichen Christenthumes, in seinem Verhältnisse zum apostolischen, d. h. der judaisirenden Auffassung und Darstellung jenes durch die Apostel, gedacht worden war: so wurde der Verf. hierdurch veranlaßt, das in der Kürze über letzteres Gesagte in einer eigenen zweiten Schrift genauer zu begründen und in einer dritten von der Vereinbarkeit des authentischen und apostolischen Christenthums zu handeln. Indessen wurde er während der Ausarbeitung der zweiten Schrift inne, daß auf schickliche Weise von der erwähnten Vereinigung noch innerhalb der Darstellung beider Religionsarten, auf die sie sich bezöge, gehandelt werden würde, welches dann auch im dritten Hauptabschnitte des zweiten Buches geschehen ist" (dritte Schrift, S. V). Da nun aber „die doppelte Darstellung in den zwei ersten Büchern erst ihr eigentliches oder doch stärkstes Interesse" durch die Einsicht in das Verhältniß des doppelten neutestamentlichen Christenthums zu dem der christlichen Kirche unserer Zeit bekomme, so habe er diesem Interesse durch Ausarbeitung der dritten Schrift zu entsprechen gesucht.

Dieses ist in der Kürze die Geschichte der beiden zu beurtheilenden, ihrem Umfange nach zwar kleinen, aber um des innern Gehaltes willen jeden Falls zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten theologischen Literatur gehörenden Schriften. Anlangend Nr. 1, so möchte unsere Anzeige davon wohl ziemlich spät kommen, indessen doch auch nicht zu spät und aus gewissen Gründen vielleicht gerade zu rechter Zeit. Denn noch ist bis jetzt seit Erscheinung dieses Buches keine den Inhalt desselben nach seinem ganzen Umfange in gleicher Unbefangenheit behandelnde Schrift erschienen, sondern immer nur solche, die es mit einzelnen Theilen der biblischen Theologie des N. Ts. zu thun haben. Bloß Neander's

Begr-

Bearbeitung des apostolischen Lehrbegriffs (im zweiten Bande seiner „Geschichte der Leitung und Pflanzung des Christenthums durch die Apostel") verdient in seinem Verhältnisse zu der des Verfs. volle Beachtung, hat es aber nur mit den drei Hauptformen des Apostolismus, der paulinischen, johanneischen und jakobischen, zu thun.

Die erste Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte: A. Einleitung oder von der Möglichkeit einer Darstellung der Apostel Jesu Christi S. 1—20. B. Die Darstellung selbst, S. 21—160. C. Verhältniß der Apostelreligion zu der Religion Jesu Christi (S. 161—167). In der Einleitung wird zuerst vom „Begriffe der Apostelreligion" gesprochen und S. 6 als „derjenige Inbegriff religiöser Vorstellungen, welcher für die unmittelbaren Schüler Jesu aus ihrer Auffassung des von ihm über Religion Vorgetragenen erwachsen war" und in seinem Unterschiede vom authentischen Christenthume sehr richtig dahin bestimmt, daß letzteres die Religionslehre Jesu Christi, die erstere die von Jesus Christus handelnde Religionslehre heißen könne. Im zweiten Paragraphen der Einleitung „von der Hinlänglichkeit der Zeugnisse für die Apostelreligion" wird über die Quellen gesprochen. Nachdem der Verf. gezeigt hat, mit welchem Rechte auch aus den nicht unmittelbar von Aposteln abgefaßten oder selbst erweislich unechten Schriften, wie aus dem zweiten petrinischen Briefe und der Apokalypse der apostolische Lehrbegriff entwickelt werden könne, unterscheidet er drei Classen von Quellen 1) sämmtliche Briefe; 2) die Apostelgeschichte; 3) das Evangelium des Johannes und die nach demselben Ap. benannte Offenbarung, als in welchen beiden letzten Schriften Jesus selbst apostolisch redend eingeführt werde. In Betreff des Evangelium ist Hr. B. seiner frühern Meinung, daß in demselben ein zwiefaches Element, nämlich ein dogmatisches und ein historisches zu unterscheiden sei, wovon das letztere denjenigen Theil des Lehr-

inhaltes

inhaltes angebe, in welchem Johannes Jesu eigne Reden historisch treu referire, das erste denjenigen, worin er den Erlöser johanneisch-apostolisch reden lasse, treu geblieben. Rec. kann nicht umhin, dem Hrn. Verf. in Betreff der Nothwendigkeit dieser Scheidung beizustimmen, indem viele durch die Synoptiker mitgetheilte von Jesu vorgetragene Religionswahrheiten durch Reden und Aussprüche desselben bei Johannes Theils näher bestimmt werden, Theils ihre Ergänzung finden. Wir rechnen hierher den Ausspruch Jesu über das Wesen und die ihm allein angemessene Verehrung Gottes, Joh. 4, 24, den klaren und doch inhaltsschweren Ausspruch Jesu über den Zweck seiner Erscheinung, C. 18, 36—37, der über so viele seiner Reden und Handlungen erst das gehörige Licht verbreitet, ferner die letzten kurz vor seinem Abschiede von der Erde gehaltenen Reden, namentlich von der Verleihung des heiligen Geistes als des Parakleten u. s. w. Nur möchten wir bezweifeln, ob dergleichen Aussprüche auch immer der Form nach ganz treu von Johannes mitgetheilt seien, da im Gegentheile aus Vergleichung der Reden Jesu bei Johannes mit dem Vortrage im erzählenden Theile seines Evangeliums, namentlich aber dem in seinen Briefen es sich auf's Evidenteste ergibt, daß Form und Darstellung dieser Reden rein johanneisch seien. Durch eine genauere Beachtung dieses Verhältnisses dürften sich vielleicht auch die von einander abweichenden Ansichten des Recn. der kr. Pred.-Bibl. Bd. VI, Heft 1, S. 6 ff., welcher im Johannes nur apostolisches Christenthum anerkennt, und unseres Verfs. (vergl. dessen Vorrede zur zweiten Auflage der Religion Jesu) ausgleichen lassen. Gewundert hat es Recn., wie Hr. B. bei Untersuchung der Quellen des apostolischen Christenthums, die drei Synoptiker so ganz unbeachtet lassen konnte, da es sich doch schon a priori erwarten läßt und aus Vergleichung der in denselben aufbewahrten Reden Jesu zur vollständigen Gewißheit wird,

daß

daß auch in ihnen manche Aussprüche des Herrn eine jüdisch-apostolische Färbung erhielten, wie dieses namentlich von seinen Reden über seine dereinstige Parusie angenommen werden muß. Zwar wollen wir keinesweges leugnen, daß Jesus die Zerstörung Jerusalems und den dereinstigen Sieg der christlichen Sache in prophetisch-messianischen Bildern geweissagt, können aber auch nicht zugeben, daß er jene Reden ganz in der jetzt vorliegenden Form gehalten habe, weil er bei einer solchen von den mit messianischen Vorurtheilen aller Art erfüllten Zuhörern durchaus mißverstanden zu werden befürchten mußte und weil er seinem eignen, so klaren und unbezweifelten Ausspruche bei Luk. 17, 21 offenbar widersprochen hätte. Daher die von Mehrern, z. B. von de Wette vorgetragene Annahme so nahe liegt, daß die von Jesu gebrauchten Bilder wider dessen Willen roher aufgefaßt und ihnen in der mündlichen Tradition noch grellere Farben aufgetragen wurden, bis sie endlich diejenige Gestaltung und Form erhielten, in welcher sie jetzt noch schriftlich vorliegen und als rein apostolische Ansichten von der sichtbaren Wiederkehr zum messianischen Weltgerichte gelten können. Aber auch von den Reden Jesu in den synoptischen Evangelien ganz abgesehen, ist denn nicht der rein erzählende Inhalt eben dieser, in welchen die Verff. ihre Ansichten von Gott, Jesu, den Dämonen, Engeln u. s. w. verwebt haben, als Quelle des apostolischen Christenthums zu betrachten? Als besonders beachtenswerth sind z. B. zu bemerken die Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung Jesu (Matth. 1, 20. Luk. 1, 35), die für die Würdigung der apostolischen Ansicht von der Person Jesu so höchst wichtige Mittheilung des Lukas (Cap. 2, 40. 52.) von einer rein menschlichen Geistesentwickelung derselben, die der Versuchungsgeschichte zu Grunde liegende Vorstellung von dem Antagonismus zwischen Messias und Satan; daher auch Cramer (in seinen Vorlesungen über die biblische Theologie des

N.

N. Ts. herausgegeben von Räbe) die Darstellung der apostolischen Lehren ganz richtig stets mit dem Lehrbegriffe der drei Synoptiker beginnt. — Im dritten Paragraphen der Einleitung, „von der Einheit der aus ihren Zeugnissen erkennbaren Apostelreligion" geht der Verf. von dem im Allgemeinen richtigen Gesichtspuncte aus, daß dem Apostolismus überhaupt der Paulinismus zu Grunde liege, d. h. daß man in den Kanon keine Schrift aufgenommen habe, welche mit dem paulinischen Lehrbegriffe in offenbarem Widerspruche gestanden, weil dieser schon frühzeitig im Gegensatze des Judenchristenthums zur Herrschaft in der Kirche gelangt sei. Daraus rechtfertigt denn der Verf. die von ihm befolgte Methode, die apostolischen Religionslehren als ein solches systematisches oder, jeden Falls richtiger, systematisirtes Ganze, dessen Grundlage die Lehre des Paulus bildet, dargestellt zu haben, wobei jedoch auch „anhangsweise" auf die Individualität eines jeden einzelnen hierher gehörigen Schriftstellers Rücksicht genommen worden sei. Leider muß Rec. bekennen, gerade in dieser Beziehung das Buch von seiner schwächsten Seite kennen gelernt zu haben. Denn obgleich die von Hrn. B. gewählte Methode, die apostolische Lehre als ein Ganzes darzustellen, den unleugbaren Vortheil gewährt, diese in ihrer höhern Einheit deutlicher zu veranschaulichen: so scheint uns der Hr Verf. in seinem Streben, seinen Gegenstand soviel möglichst zu systematisiren, zu weit gegangen zu seyn, dergestalt, daß bei ihm die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller zu sehr in den Hintergrund tritt. Wir begreifen recht wohl, wie dieses durch die gewählte Methode leicht herbeigeführt werden konnte; da gleichwohl die Anwendung derselben wegen des angedeuteten Vortheiles auch neben der abgesonderten Darstellung der einzelnen Lehrbegriffe immer ersprießlich seyn wird: so wäre es vielleicht am Gerathensten gewesen, wenn der Verf. in einem besondern Abschnitte der Einleitung

sich

sich über die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Grundformen des apostolischen Lehrbegriffs näher verbreitet hätte, nämlich über die des Jakobus, Paulus und Johannes, als welche sich von den übrigen neutestamentlichen Schriftstellern durch bestimmte Originalität und schärfer markirte Individualität, auszeichnen. Denn obgleich bekanntlich sämmtliche neutestamentliche Schriftsteller vom Standpuncte der religiösen Weltanschauung und des frommen Gefühles aus ihre Ansichten mittheilen, von der Reflexion des Verstandes hingegen sich fern halten, obgleich der Lehrbegriff sämmtlicher Apostel einen ethischen Charakter hat: so ist doch nicht zu verkennen, wie bei Jakobus das rein ethische, bei Johannes das Gefühlselement der Religion vorherrscht, endlich bei Paulus die Betrachtung des Religiösen bisweilen sogar dialektisch-verständig ist. An eine solche einleitende Schilderung der drei Hauptformen des Apostolismus hätte sich dann eine Charakteristik der ebenfalls in vieler Beziehung originalen Schriften, des Hebräerbriefes und der Apokalypse, schließen können.

Anlangend die Darstellung der apostolischen Lehre selbst, so hat Hr. D. Böhme als Hauptgedanken des apostolischen Christenthums sehr richtig den angegeben: „Jesus ist der Christus," den er daher gleichsam als das Materialprincip des Apostolismus an die Spitze stellt und welchem gemäß er den gesammten Stoff in folgende drei Theile zerfallen läßt: I. „Jesus ist der Christus." S. 21—81. II. „Jesus ist Gottes Sohn." S. 82—116. III. „Durch Gottes Gnade in Jesu Christo wird der Mensch heilig und selig." S. 117—160. In dem ersten Theile wird demnach die apostolische Christologie, in dem zweiten, dessen Ueberschrift das Verhältniß Jesu zu Gotte bezeichnen soll und wohl nur gewählt ist, um den Inhalt dieser Unterabtheilung in (eine freilich Etwas gezwungene) Beziehung zu dem oben angegebenen Hauptsatze des Apostolismus zu setzen und so dem

An-

Ansprüche an systematische Darstellung, zu genügen, die Lehre von Gott abgehandelt, und endlich im dritten die Lehre vom Menschen und seinem Verhältnisse zu dem durch Christum erworbenen Heile. So gern wir nun auch den Satz „Jesus ist der Christus" als Haupt- und Grundgedanken des apostolischen Christenthums zugestanden haben, so wenig können wir doch die aus ihm vom Hrn. Verf. abgeleitete Anordnung des Stoffes gut heißen. Denn abgesehen davon, daß der zweite Theil, die Gotteslehre mit dem ersten in sehr laxe Verbindung gesetzt ist, würde Rec. bei Anordnung des Apostolismus für die Lehre von Gott gar nicht einen besondern Abschnitt gemacht haben, da ja die Apostel den Glauben an das höchste Wesen überall nur voraussetzen und höchst selten bestimmtere Lehren von ihm vortragen, dagegen alle ihre Vorstellungen über dasselbe in die engste Beziehung zu Christus und dessen Reich setzen, daher bei ihnen Theologie und Christologie in einander übergehen und daher auch in der Darstellung des Apostolismus nicht als verschiedene Theile von einander getrennt werden können. Es hat daher auch nicht fehlen können, daß in der vom Verf. entwickelten apostolischen Gotteslehre die wesentlichen christologischen Vorstellungen wiederkehren. Dieses führt aber Recn. auf einen zweiten Fehler dieser Schrift überhaupt, nämlich daß in ihr gar zu häufig Wiederholungen desselben Gedankens vorkommen, wie denn der Verf. S. 118 selbst eingesteht, „daß gewissermaßen in jedem der von ihm unterschiedenen drei Haupttheile der ganze apostolische Religionsglaube bemerklich sei und also in den beiden letzten sich nur wiederhole." Doch meint er, „daß dieser Umstand — der Sache seiner Darstellung eher zum Vortheile gereiche, da ebenderselbe den besten Beweis davon gebe, daß der Glaube der Apostel, von welcher Seite man ihn auch betrachte, sich stets gleich bleibe." Allein hat es damit auch seine Richtigkeit, so gehört doch dieß Betrachten des apostolischen

schen Religionsglaubens von verschiedenen Seiten zu den Vorstudien auf dessen Darstellung, nicht in solche selbst, wenn sie eine so viel möglichst wissenschaftliche oder systematische seyn soll.

Auch sind uns bisweilen Wiederholungen sogar in einem und demselben Theile begegnet, die auffallendsten in der Christologie, wo unter den Nummern 2, c. „von dem Verdienste Jesu um die Menschheit" und 3, b. von „der durch Jesum Christum gestifteten Welt-Versöhnung" die apostolische Vorstellung vom Versöhnungstode Jesu zwei Mal abgehandelt wird. Ein anderer als der schon erwähnte Grund dieses Fehlers an dieser sonst so schätzbaren Schrift scheint in dem Streben des Verfs. zu liegen, den gegebenen Stoff bis in die kleinsten Unterabtheilungen trichotomisch zu ordnen, wie man dieses Streben auch im zweiten der anzuzeigenden Bücher wahrnimmt. Der Unbefangene kann das in keinem Falle billigen, da bei wissenschaftlichen Gegenständen der Stoff nie der Form zum Opfer gebracht werden darf. Der gerügte Uebelstand hätte aber unsern Verf. auf den Gedanken führen sollen, daß eine andere Anordnung des Stoffes, bei welcher sich die gedachten Wiederholungen vermeiden ließen, wohl bequemer seyn möchte. Da nun die Apostel ihre Vorstellungen nicht in systematischer Ordnung, sondern wie es die Gelegenheit und die Bedürfnisse ihrer Leser mit sich brachten, vorgetragen haben, überhaupt aber zu denselben nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Meditation, sondern auf dem des einfachen und natürlichen, aber sowohl durch ihre bisherige jüdische Bildung, wie durch Umgang mit Jesu und durch dessen Lehre eigenthümlich modificirten, religiösen und sittlichen Bewußtseyns gelangt waren: so versteht es sich wohl von selbst, daß wir auf eine streng wissenschaftliche Anordnung ihrer religiösen Ansichten schon von Vorn herein verzichten müssen. Nichts desto weniger bewegten sich alle ihre religiösen Vorstellungen in einem bestimmten Kreise und um einzelne bestimmte Hauptgedanken.

Daher

daher es Aufgabe des biblischen Theologen ist, die Uebersicht der Lehren dergestalt anzuordnen, daß auch alle Nebengedanken sich nicht nur bequem einreihen lassen, sondern auch auf den Hauptgedanken hinführen. Als Hauptgedanke ist nun, wie gesagt, vom Verf. ganz richtig der: „Jesus ist der Christus" herausgehoben, dagegen die Bedeutung des schon in jüdisch-religiösem Glauben mit dem Christusbegriffe in Correlation stehenden Begriffs des Christus- oder Gottesreiches durchaus verkannt worden, während derselbe doch ein Haupt- und Grundbegriff und in ihm als der Idee einer ethisch-religiösen Gemeinschaft zugleich die höhere Einheit des authentischen und apostolischen Christenthums gegeben ist. Was der Verf. S. X vornehmlich gegen Hrn. D. Baumgarten-Crusius bemerkt, der Begriff des göttlichen Reiches sei darum nicht geeignet „der Religion Jesu oder der seiner Apostel zu Grunde gelegt zu werden, weil er nur bildlich sei, und da er zur Einkleidung der religiösen Weltansicht überhaupt, folglich auch jeder einzelnen, sei übrigens wessen und von welcher nähern Beschaffenheit sie wolle, für die Darstellung irgend einer besondern nichts Hervorstechendes und Entscheidendes an sich habe," ist Theils unerheblich, Theils der Berichtigung bedürftig. Unerheblich ist der Einwand, daß der Ausdruck „Reich" ein bildlicher sei, da doch die bezeichnete Sache hinlänglich klar ist. Gesetzt aber, es sei wirklich wahr, daß sich die Vorstellungen eines jeden auch noch so rohen Religionsglaubens auf den Begriff eines göttlichen Reiches zurückführen ließen, so würde sich doch nur eine Aehnlichkeit in den Worten, nicht in der Sache selbst ergeben. Wohl aber wird die gebildete praktische Vernunft als Bestimmung des Menschengeschlechts nothwendig die Realisirung jener Idee anerkennen müssen, welche zwar historisch aus dem Messianismus des Judenthums sich entwickelte, aber erst durch das Christenthum zu ihrer Vollendung gelangte, am Klarsten veranschaulicht und am

Be-

Bestimmtesten hervorgehoben wurde und daher auch als demselben eigenthümlich betrachtet werden muß, da die wenigen Anklänge an sie bei heidnischen Philosophen gegen die Art, wie sie im N. T. hervortritt, gar nicht in Betracht kommen können. Richtiger hat dagegen der Verf. diese Idee im zweiten der oben verzeichneten Bücher gewürdigt, wie wir unten sehen werden. Wenn wir aber dieselbe schon hier in ihrem gebührenden Rechte anerkannt wünschten, so meinen wir keinesweges, daß sie der Verf. in synthetischer Methode an die Spitze seiner Darstellung hätte setzen sollen, im Gegentheile da nach apostolischer Denkweise dem Menschen eben nur in der Gemeinschaft mit Christus, im Gottesreiche, die Mittel zu seiner Besserung und Beseligung geboten werden, während er außerhalb desselben in der Gewalt des Satans, der Sünde und des Elends sich befindet: so muß man wohl nothwendig darauf geführt werden, nach analytischer Methode die Darstellung des apostolischen Lehrbegriffs mit der Beschreibung des (factisch, nicht angeboren) sündhaften Zustandes der Menschheit vor der Stiftung des göttlichen Reiches und außerhalb desselben, wie sie der Ap. Paulus in den ersten Capiteln des Römerbriefes gegeben hat, zu beginnen und um so natürlicher und angemessener, wenn man, wie unser Verf. mit Recht, der Darstellung des Apostolismus überhaupt die des Paulinismus zu Grunde legt. Daran würden sich dann die apostolischen Lehren von der Natur des Menschen im Allgemeinen, seiner Bestimmung, dem mosaischen Gesetze und seinem Verhältnisse zur Sünde ꝛc. angeschlossen haben, durch welche sämmtliche einzelne Abschnitte die apostolische Ansicht über die Nothwendigkeit der von Gott durch Jesum Christum gegründeten geistigen Rettungsanstalt vorbereitet würde. Diese selbst würde den Hauptinhalt des zweiten Haupttheiles ausmachen, in welchem wohl am Besten zuerst von der Person Jesu, d. h. von seiner göttlichen Sendung und von seiner Natur, und zweitens von seinem Werke, nament-

namentlich seinem durch Lehre, Beispiel, Tod und Auferstehung um die Menschheit erworbenen Verdienste, seiner Erhöhung in die unsichtbare Welt, endlich der durch alles dieses vermittelten Gründung des göttlichen Reiches und seiner Segnungen, um welches „vollkömmlich zu besitzen J. Ch. dereinst kommen wird" (S. 75) gehandelt würde. Diese von uns vorgeschlagene Anordnung, nach welcher der apostolische Lehrbegriff seinem Charakter ganz angemessen formal nur zwei Theile, Anthropologie und Christologie, umfassen würde, und welcher, wie schon früher Leun (in seiner „reinen Auffassung des Urchristenthums in den paulinischen Briefen"), so neuerlichst Usteri in seinem bekannten Buche im Wesentlichen gefolgt ist, wäre aber auch am Besten geeignet gewesen, den religiös-sittlichen Charakter und in diesem den ewigen Gehalt des Apostolismus, mithin das Allgemeingiltige in demselben in seinem Unterschiede von den temporalen und localen Bestandtheilen zu veranschaulichen. Denn obschon die mit Religiosität und Sittlichkeit wesentlich zusammenhangende Idee des göttlichen Reiches von den Aposteln nicht in der Klarheit und Reinheit aufgefaßt wurde, wie sie Jesus selbst sich dachte, sondern vielmehr in der Hülle jüdisch-messianischer Vorstellungen erscheint: so ist sie doch nach ihrer innersten religiös-sittlichen Bedeutung dieselbe geblieben; daher denn auch die Apostel, worauf, soviel sich Rec. erinnert, Hr. B. nirgends aufmerksam macht, eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen voraussetzen, indem sie zum Streben nach Gottähnlichkeit ermahnen: Eph. 5, 1. 1 Petr. 1, 15. vergl. mit 2 Petr. 1, 4., ganz wie dieses auch der Herr selbst gethan hatte: Matth. 5, 48. Daher denn auch der ganze Apostolismus dergestalt von einem sittlichen Geiste durchweht ist, daß selbst solche zeit- und ortsgemäße Vorstellungen, wie die von dem dämonischen Reiche und seiner Wirksamkeit auf die Menschen oder solche, aus frühern Localvorstellungen neu entstandene, apostolische Ansichten,

sichten, wie die vom Versöhnungstode Jesu, welche an und für sich betrachtet mit Tugend und Sittlichkeit im Widerspruche stehen, im Urchristenthume nicht im Geringsten schädlichen Einfluß üben konnten. — Wäre der Herr Verf. bei Anordnung des apostolischen Lehrstoffs vom angegebenen, durch die Sache selbst empfohlenen, Gesichtspuncte ausgegangen, so würde seiner ruhmwürdigen Unbefangenheit und Treue in philologisch-historischer Ermittelung des Wortsinnes nicht nur nicht der geringste Eintrag geschehen seyn, sondern es würden auch manche einzelne Partieen, im Lichte jenes religiös-sittlichen Geistes, wovon das apostolische Evangelium als Ganzes durchdrungen ist, beurtheilt, minder hart und grell erschienen seyn, als es so der Fall ist. Wir gestehen, daß uns in dieser Beziehung Neander's Darstellung mehr angezogen hat, obschon wir keineswegs verkennen, daß dieser Gelehrte nicht selten noch zu sehr von der Kirchenlehre abhängig ist, was schon daraus zur Genüge erhellt, daß er bei Paulus die Lehre von einem in Folge des adamitischen Falles allen Menschen angebornen sittlichen Verderben findet und hierin sogar einen Haupt- und Grundbegriff des paulinischen Lehrbegriffs erblickt, mithin unserem Verf. an Unbefangenheit weit nachsteht. Wie sehr dagegen Letzterer zu einer nach dem von uns angegebenen Grundsatze durchzuführenden Darstellung des Apostolismus befähigt war, hat er im dritten, „Vereinigung der apostolischen Religion mit der Religion J. Ch." überschriebenen Paragraphen des dritten Hauptabschnitts bewiesen, wo sich S. 171—78 auch treffliche Bemerkungen über den Apostolismus nach seinem religiössittlichen Geiste finden. Schade nur, daß dieselben gar zu kurz und eben nur anhangsweise, selbst ohne Beibringung der nöthigsten Bibelstellen, beigegeben sind, da sie doch die apostolische Religion nach ihrem wahren und bleibenden Gehalte angehen. Um sie aber nach letzterem vollständig zu würdigen, würde es auch nicht unzweckmäßig gewesen seyn, wenn der

Hr.

Hr. Verf. häufiger, als er es gethan hat, auf die äußern und innern Entstehungsgründe der einzelnen Vorstellungen zurückgegangen wäre. So hätten wir gewünscht, daß er unter den historischen Prämissen der Vorstellung von einem himmlischen Wesen in Jesu schärfer und nachdrücklicher, als es S. 38 geschieht, hervorgehoben hätte, wie besonders auch der persönliche Eindruck, welchen der Erlöser in den Gemüthern der Seinen zurückließ, es war, der ihre Vorstellung von ihm zu jener erhabenen, alles Weltliche übersteigenden Höhe steigerte und in Verbindung mit der damaligen alexandrinischen Zeitvorstellung von einem Mittelwesen die Meinung von einem im metaphysischen Sinne himmlischen, in Jesu menschgewordenen Wesen, welches vor der Welt und durch welches die Welt geschaffen worden sei, hervorrief, indem diese Ansicht von Jesu weder nach dessen eigenen, authentischen Aussprüchen, noch auch der philosophirenden Vernunft sich rechtfertigen läßt, dennoch aber die religiöse und moralische Hohheit Jesu in ihrem rechten Lichte zu zeigen geeignet ist, weil der Erlöser, wenn er eine vulgare Individualität gewesen wäre, keinen solchen Eindruck hinterlassen haben könnte, in welchem ein so reicher Stoff zu weiterer und sogar metaphysischer Idealisirung gegeben war.

Sonst hat Rec. über diese Schrift im Allgemeinen nur noch dieses zu bemerken; daß sie nicht, wie des Verfs. Darstellung der Religion J. Chr. Gebildeten überhaupt, sondern (nach S. V.) nur theologischen Lesern, namentlich Predigern und Solchen, die es werden wollen, bestimmt ist. Doch ist nach Recns. Ansicht schon eine bedeutende exegetische Bildung und Bekanntschaft mit dem N. T. nöthig, wenn man den Verf. überall verstehen will, da er die apostolischen Glaubensvorstellungen nicht ausführlich exegetisch entwickelt, sondern meistens nur die Resultate seiner exegetischen Forschungen gibt, oft die Verhandlungen der Theologen über schwierige Stellen voraussetzt und überhaupt einer solchen, von Rec. be-

wun-

wunderten, Kürze der Darstellung sich befleißigt, daß er den sehr umfangreichen Stoff auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum dergestalt zusammendrängen konnte, daß man schwerlich etwas Wichtiges vermißt.

Was das Einzelne betrifft, so fehlt es nicht an mannigfach interessanten neuen und dem Verf. eigenthümlichen Ansichten über einzelne Stellen und Lehren der apostolischen Schriften; um so bedauerlicher ist es Rec., auf ein genaueres Eingehen ins Einzelne verzichten zu müssen, da uns die vorstehenden allgemeinen Bemerkungen bereits einen bedeutenden Raum entzogen haben. Rec. berührt daher nur kurz, daß es wohl schwerlich richtig sei, wenn der Verf. S. 24 behauptet, daß die Apostel schon vor ihrer Bekanntschaft mit Jesu den Begriff des Messias als eines überweltlichen Wesens gehabt hätten, da derselbe im palästinensischen Volksglauben zur Zeit Jesu noch nicht, sondern nur der eines mit den Gaben des göttlichen Geistes wunderhaft ausgerüsteten Menschen sich nachweisen läßt. — Bemerkenswerth, doch jeden Falls irrig ist auch die Behauptung des Verfs. (S. 122), daß der Apostel Paulus nach 1 Thess. 5, 10 „an ein Schlafen der Abgeschiedenen bis zum Gerichtstage geglaubt habe," indem, ganz abgesehen von dem, sowohl in der Bibel als bei Classikern, wie überhaupt in den meisten Sprachen vorkommenden Euphemismus „schlafen" für „todt seyn," gegen diese Behauptung die klare Stelle Philipp. 1, 23 spricht: ἐπιθυμίαν ἔχω εἰς τὸ ἀναλῦσαι καὶ σὺν Χριςῷ εἶναι.

Uebrigens wäre zur Erleichterung des Nachschlagens die Beigabe eines Registers wohl nöthig gewesen, da die Ueberschriften der Haupt- und Unterabtheilungen über deren Inhalt nicht immer genaue Auskunft geben, wie z. B. S. 149 das „der wiedergeborne Mensch lebt unter Gottes Gnade in J. Ch." überschriebene Stück eine Darlegung der apostolischen Begriffe von Glaube, Liebe und Hoffnung enthält.

Nr. 2. verdankt seinen Ursprung dem edeln Zwecke, den kirchlichen Religionslehrern eine deutliche Anschauung in das Verhältniß des allen christlichen Kirchenparteien gemeinsamen symbolischen Lehrbegriffs zu der Religion Jesu und seiner Apostel in ihrer Einheit zu verschaffen, die Vereinbarkeit des ersten Christenthums mit dem letzteren zu zeigen und so eine sichere Anleitung zu geben, im kirchlichen Unterrichte jenes diesem so viel möglich zu nähern. Diesem Zwecke zu Folge hat der Verf. seinen Stoff in drei Theilen abgehandelt, indem er im ersten die allen Kirchen gemeinsame symbolische Christenthumslehre, im zweiten die Religion Jesu und die seiner Apostel in ihrer höhern Einheit und im dritten Theile die Vereinbarkeit der kirchlichen mit der biblischen Religion nachweist.

Unter den drei Paragraphen der Einleitung, heben wir hier den ersten, welcher „von der christlichen Lehrgemeinschaft" überschrieben ist, als den wichtigsten heraus. Der Verf. zeigt, an welchen kirchlich sanctionirten Lehrbegriffen das Gemeinsame nachgewiesen werden könne, um es mit der Bibellehre in Einklang zu bringen, nämlich am Katholicismus ohne Papstthum, am Protestantismus in seinen zwei Fractionen, dem lutherischen und reformirten Lehrbegriffe, dem Socinianismus und dem Quäkerthume, mit Ausschluß des starren Hierarchismus, des servilen Supernaturalismus und „des vielleicht mit dem Scheine der Christlichkeit reichlich geschmückten Pantheismus," als welche Systeme dem kirchlichen sowohl als biblischen Christenthume offenbar widersprechen und mit letzterem unter keiner Bedingung vereinbar sind, wohl aber auch desjenigen Systems der neuern Theologie, „die man die rationalistische nennt, da es zur Zeit noch kein kirchliches sei," und aus demselben Grunde das der rationalistischen Theologie „schnurstracks entgegenlaufende der sogenannten Erweckten." Wir müssen gestehen, als wir diesen Plan des Hrn. Verfs., von den schroffen Gegensätzen, dergleichen rücksichtlich des Kirchenthums Ka-

tho-

tholicismus und Quäkerthum, und rücksichtlich des Dogmatismus die protestantische Orthodoxie, und in ihrer schärfsten Consequenz der Calvinismus, und der Socinianismus sind, vernahmen, auf das Gelingen desselben eben kein großes Vertrauen gesetzt zu haben, waren aber um so freudiger überrascht, als wir durch des Verfs. Darstellung innewurden, wie demungeachtet alle den oben genannten so schroff sich entgegengesetzten kirchlichen Systemen huldigende Christusbekenner dennoch von dem Bande einer unverkennbaren Lehrgemeinschaft umschlungen werden. Der Verf. hat die gemeinsame kirchlich-christliche Religionslehre sehr passend unter folgende drei Abschnitte gebracht: I. „Grundlage des Christenheiles. 1) „Jesus Christus ist der einzige göttliche Mittler zwischen Gott und den Menschen, um diese zu heiligen und zu beseligen" (S. 15—17). 2) „Die Bibel alten und neuen Test. ist wunderhafte göttliche Offenbarung über die durch J. Ch. gestiftete Vermittelung" (S. 17—20). Denn obschon der Katholicismus auch noch eine in Tradition und Kirchenauctorität fortgehende Offenbarung annehme, so werde er doch keineswegs (theoretisch) zugestehen wollen, daß eine aus letzterer Erkenntnißquelle abgeleitete Glaubens- oder Sittenlehre mit der Bibel in Widerspruch stehe, eben so wenig werde der Pietist, z. B. der Quäker, durch die Auctorität des innern Wortes die des äußern herabsetzen, oder aufheben wollen; beide Gottesworte dienen sich vielmehr zur gegenseitigen Erläuterung und Bekräftigung (S. 18). Auch werde ja im Quäkerkatechismus von Barclai jede Frage mit einer biblischen Stelle oder gar mit mehrern beantwortet. 3) „Der Christ ist durch seine kirchliche Mitgliedschaft vorzugsweise zur Theilnahme an dieser Vermittelung berufen und befähigt" (S. 20—22). II. „Ordnung des Christenheiles." 1) „Der Mensch ist von Natur Sünder und daher strafwürdig vor Gott" (S. 22—24). Rec. würde hier den Ausdruck „von Natur" weggelassen ha-

 ben

ben, da er, wörtlich verstanden, immer an eine angeborne Sünde denken läßt, die doch der Socinianismus und das Quäkerthum nicht anerkennt. 2) „Der Christ erlangt durch Glauben an Jesum Christum Vergebung der Sünden und überhaupt Gnade bei Gott" (S. 24—28). 3) „Er kann zwar zu jeder Zeit durch verschuldeten Rückfall in die Sünde der vollen Gnade Gottes verlustig werden, dieselbe aber auch zu jeder Zeit durch rechte Bekehrung wieder erlangen." (S. 28—30). III. „Inhalt des Christenheiles." 1) „Der Christ besitzt schon im gegenwärtigen Leben Güter und Freuden, die kein Nichtchrist mit ihm gemein haben kann." (S. 31—32). 2) „Alle Uebel und Leiden dieses zeitlichen Lebens, welche auch den Christen nur immer treffen mögen, können seine Glückseligkeit auf Erden kaum stören, geschweige denn ihm rauben" (S. 32—33). 3) „Es ist für ihn volle Seligkeit, mit einem Worte Seligkeit genannt, erst im künftigen Leben vorhanden" (S. 33—34). — Ob nun gleich dieser den vorzüglichsten christlichen Kirchenparteien gemeinsame Lehrbegriff, wie Hr. D. B. in einer Anmerkung (S. 34—36) sehr richtig bemerkt, an dem Fehler des Particularismus und in Folge dessen dem des Eudämonismus, Mythismus und Miraculismus leidet, im Allgemeinen aber bei Weitem mehr mit dem Apostolismus, als mit der eignen Lehre des Meisters übereinkommt: so ist doch die Kenntniß desselben, auch abgesehen von dem in der Vorrede des Verfs. bereits angedeuteten Nutzen für den christlichen Prediger, auch in sofern von entschiedenem Werthe, als sie uns zeigt, wie bei so vielem Gemeinsamen in der Lehre jene vom Erlöser verheißene Vereinigung einer Heerde unter einem Hirten gewiß mehr als ein bloßer Gedanke sei, so wenig auch die jetzige gemeinsame Kirchenlehre für sich allein als Grundlage einer solchen Vereinigung dienen könnte und so wenig sich unter den jetzigen Verhältnissen die Realisirung jener Idee noch im Laufe unseres Jahr-

Jahrhunderts erwarten läßt. Freilich versteht es sich von selbst, daß für Erreichung dieses Zweckes das Princip der römischen Hierarchie gänzlich aufgegeben und das des Protestantismus, das der alleinigen Auctorität der richtig erklärten heiligen Schrift als Erkenntnißquelle des Christenthums nebst Gewissensfreiheit auf dem Grunde dieser Auctorität der Schrift anerkannt seyn müßte. Daher es denn auch unumgängliches Erforderniß ist, näher zu untersuchen, ob und wie weit jener gemeinsame kirchliche Lehrbegriff auf den biblischen zurückzuführen und mit ihm zu vereinbaren sei, indem nur auf diese Weise allen Christen aller Parteien „volle Genüge geschehen kann, da sie alle mit gleicher Gerechtigkeit behandelt werden" (S. 63). Und dieses Problem hat Hr. D. Böhme im fernern Verlaufe seiner Schrift auf eine im Ganzen befriedigende Weise zu lösen gesucht. Ehe aber von einer Zurückführung des kirchlichen Christenthums auf das neutestamentliche die Rede seyn konnte, mußten die zwei Hauptformen des letztern, das authentische und das apostolische, in ihrer höhern Einheit dargelegt seyn, welcher Anforderung der Verf. im zweiten Haupttheile der Schrift (S. 37—62) genügend entspricht, indem er von dem sehr richtigen Gesichtspuncte ausgeht, daß nicht die Religion des Meisters an die der Jünger, sondern die der Letztern an die des Erstern sich anschließen müsse, „indem nicht die Jünger das ursprüngliche echte und zur obersten und reinsten Regel für jedes andere dienende Christenthum darbieten, sondern er, ihr Meister und Herr." Besonders erfreulich war es Recn., hier die Idee des göttlichen Reiches in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt (sa scheinbar auch der Verf. S. 38 und 39 in dieser Beziehung sich gegen den möglichen Vorwurf der Inconsequenz zu rechtfertigen sucht) und als Grundbegriff der Religion Jesu und seiner Apostel in ihrer Vereinigung anerkannt zu sehen. Diese höhere Einheit wird aber in folgenden drei Sätzen dargelegt und ausgeführt: I. „Es gibt ein göttli-

ches

ches Reich J. Chr., in welchem dieser als „„der Herr, der der Christ ist““ herrscht“ (S. 39—45). II. „Jesus Christus selbst ist der Sohn Gottes in eigenthümlicher und zwar in der höchsten Bedeutung dieses Ausdrucks“ (S. 45—52). III. „Der Mensch als Unterthan Jesu Christi wird durch Heiligung selig“ (S. 53—60). Hierauf geht der Verf. zum dritten, dem Haupttheile der ganzen Schrift (S. 62—240) über, gibt aber vorher in einer Einleitung (S. 62—69) sehr richtig die Grundsätze an, nach welchen die Vereinbarkeit des jetzt kirchlich herrschenden christlichen Lehrbegriffs mit dem biblischen erstrebt werden müsse; als höchster leitender Grundsatz bei Lösung dieses Problems wird S. 66 sehr richtig der hervorgehoben, daß möglichst größte Annäherung an die Religion Jesu selbst zu erzielen sei. Die Ausführung selbst geschieht mit bewundernswerthem Scharf- und Tiefsinne, nicht dem vermeintlichen der Identitätslehre, sondern nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, derjenigen also, die der natürlichen Schranken der menschlichen Erkenntniß eingedenk, allein ein sicheres Fundament gibt und vor den mancherlei abstrusen Phantasmen heutiger, katholischer sowohl als protestantischer Theologen bewahrt und bei ihrem sittlich-religiösen Charakter zur wissenschaftlichen Begründung der Lehrsätze des ebenfalls durch und durch sittlich-religiösen Evangeliums wie keine andere geeignet ist; wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß verschiedene Lehren der kirchlichen Bekenntnisse kritisirt werden mußten. Es fehlt aber auch nicht an fruchtbaren Winken für katholische sowohl als protestantische Geistliche, wie die in ihren Kirchen noch herrschenden abergläubigen Vorstellungen mit möglichster Schonung zu behandeln, jedoch unschädlich zu machen seien, nämlich dadurch, daß man ihnen im kirchlichen Vortrage eine religiös-moralische Bedeutung abzugewinnen sucht, bis sie bei steigender Cultur von selbst fallen. Den Stoff selbst hat Hr. B. unter den drei Titeln, Welt,

Mensch

Mensch und Christ gegeben. Im ersten Theile, „von der Welt," wird zuerst bemerkt, wie in allen kirchlich herrschenden Glaubensbekenntnissen in Uebereinstimmung mit dem N. T. die Welt als das All der Dinge von Gott, „als ihrem Schöpfer, Erhalter und Regierer" verschieden, in keinem einzigen dagegen als zum Wesen Gottes gehörig gedacht werde, mithin der Pantheismus vieler jetzigen Theologen weder die Auctorität der heiligen Schrift noch eines einzigen kirchlichen Bekenntnisses für sich habe. Zweitens wird auf die Uebereinstimmung aller Kirchen sowohl unter sich als auch mit dem authentischen und apostolischen Evangelium in der Idee Gottes des „des allmächtigen Vaters" hingewiesen und gezeigt, wie dieser dem Christenthume eigenthümlichen Idee gemäß der kirchliche Lehrbegriff zu reformiren und mit dem Evangelium in Uebereinstimmung zu bringen sei, indem der Verf. gründlich darlegt, wie jene oberste Idee zugleich a) die „einer moralischen Weltordnung" (S. 73—76), b) „die der göttlichen Vorsehung (S. 80—82) c) die richtige Vorstellung von „der Vergebung der Sünden" (S. 84—86) in sich enthalte. Zu Nr. a) ist eine Anmerkung über den Glauben an Engel und dessen Behandlung im kirchlichen Unterrichte (S. 76—80), zu Nr. b) eine Anm. über die göttlichen Eigenschaften (S. 82—84) beigegeben, welche darum besonders zu beachten sind, weil der Verf. sehr scharfsinnig darthut, wie alle Eigenschaften Gottes „eine andere Gestalt bekommen, je nachdem sie einem Vatergotte, oder einem, kurz zu sagen, Herrgotte angehören sollen." — Die zweite Unterabtheilung (S. 88—138) handelt, wie gesagt, vom „Menschen" und da dieser „dem christlichen Glauben gemäß sein Verhältniß zum heiligen Geiste habe," vom „heiligen Geiste." Rec. gesteht, daß ihn dieser Abschnitt am Wenigsten befriedigt hat, indem der Verf. von einem Begriffe des heiligen Geistes ausgeht, den wir als rein biblischen anzuerkennen

zuerkennen Bedenken tragen. Denn obschon Hr. D. B. S. 88 als vom authentisch- sowohl als apostolisch-christlichen Begriffe des heiligen Geistes folgende Definition gibt, es sei „die im Menschen, d. h. im menschlichen Geiste, wohnende und wirkende Gottheit," so ergibt es sich doch aus dem Verlaufe der Darstellung, da er diesen Ausdruck für Nichts weiter als die christlich-religiöse Bezeichnung des Inbegriffes aller dem Menschen angebornen geistigen, insonderheit moralischen Kräfte versteht, während doch nach Jesu eigenen und der Apostel Aussprüchen der heilige Geist nichts Ursprüngliches im Menschen, sondern eine durch das Evangelium und durch die Gemeinschaft mit Christus auf den menschlichen Geist wirkende oder in demselben gewirkte göttliche Kraft ist, die nach der frommen biblischen Denkweise allerdings, jedoch ohne alle wissenschaftliche oder metaphysische Bestimmtheit, als etwas unmittelbar von Gott Kommendes und zwar als Princip der tiefern religiösen Erkenntniß, der Tugend und Seligkeit, auch als Unterpfand des künftigen seligen Lebens gedacht wird, also eine Vorstellung, gegen welche die menschliche Vernunft nichts Erhebliches einwenden kann und die sich unserer Denk- und Sprechweise gemäß etwa dahin bestimmen ließe, daß es der von Jesu mittels seiner Religion und Kirche ausgegangene und in seinen wahren Anhängern fort und fort wirksame Geist sei, der, in sofern wir in Jesu Religion göttliche Wahrheit anerkennen, ebenfalls als ein göttlicher und mithin heiliger Geist, folglich auch als ein höherer Beistand in Erforschung der religiösen Wahrheit, wie im Streben nach gottgefälliger Tugend und Seligkeit anzuerkennen ist, mit welchem Begriffe des heiligen Geistes alles im N. T. von ihm Prädicirte leicht und ungezwungen vereinbar seyn dürfte. Dieser reinbiblische Begriff ist von derselben höchsten Bedeutung, die der Hr. Verf. in dem seinigen nachweist, in sofern auch in ihm eine ursprünglich gottverwandte, mit unendlicher Bildungsfähigkeit begabte

Natur

Natur des menschlichen Geistes vorausgesetzt wird. Sonst hat Hr. D. B. die anthropologischen Lehren, mit deren Entwickelung auch Rec. im Uebrigen vollkommen einverstanden ist, auf folgende drei Sätze zurückgeführt: 1) „der Mensch hat Würde der Person; 2) er ist aller wahren Güter fähig und zwar a) der religiösen Erkenntniß, b) der religiösen Gesinnung, c) des religiösen Gefühles; 3) er ist unsterblich." Außerdem zwei kritische Anmerkungen über den Glauben an den Satan (S. 94—97) und an die göttlichen Gnadenwirkungen S. 112—119. — Mit ganz besonderem Interesse hat Rec. die dritte Unterabtheilung gelesen, welche den Glauben an „Jesum Christum" behandelt. Aus der diesem Abschnitte vorausgeschickten Einleitung hebt Rec. als besonders wichtig die Erörterung über Begriff und Wesen des Glaubens an Jesum Christum hervor, worüber sich nicht selten sogar bei aufgeklärten Theologen die irrigsten Vorstellungen finden. Ist nämlich religiöser Glaube soviel, als die ohne Demonstration vermittelte, im Wesen unseres Geistes, namentlich seiner sittlichen Natur begründete, veste Ueberzeugung von der objectiven Realität der Ideeen des Uebersinnlichen und unseres Verhältnisses zu ihm; hält man ferner Jesum seiner Natur nach nur für einen Menschen: so ist die Frage unabweislich, wie Jesus Christus als bestimmte historische Erscheinung Object des religiösen Glaubens werden könne? Ganz anders verhält sich die Sache freilich auf dem Standpuncte der kirchlichen Orthodoxie, nach welcher J. Ch. zum Wesen der Gottheit, also mit in den Kreis des Uebersinnlichen gehört. Sobald daher von Religion an sich die Rede ist, wird auch von einem Glauben an J. Chr., als integrirendem Theile der Religion, nicht die Rede seyn können. Dagegen verhält sich die Sache wohl anders, sobald wir sie vom christlichen Standpuncte aus betrachten. Für den Christen nämlich ist die Person Jesu von eigenthümlich hoher Bedeutung, auf den

Glauben

Glauben an diese Person ist die christliche Kirche gegründet, durch den Hinblick auf Jesum, als den Repräsentanten der religiösen Wahrheit, (wie ihn Hr. D. B. treffend schildert), als das erhabenste Muster menschlich erreichbarer Vollendung des religiösen und sittlichen Lebens, soll sich unser eigenes religiöses Erkennen, Handeln und Fühlen aufrichten, läutern, stärken, dergestalt, daß die Religion des Christen in eigenthümlich enge Beziehung zur Person ihres Stifters tritt. Daß Letzterer seiner Person diese Bedeutung in der christlichen Kirche zugestanden wissen wollte, läßt sich nach mehrern seiner Aussprüche bei den Synoptikern (um des Johannes zu geschweigen) nicht leugnen, vergl. Matth. 11, 27 ff. 16, 15—18 (und die Parallelstellen) 28, 18., daher denn auch dieser Glaube an Jesum Christum mit Recht einen integirenden Theil jeder christlichen Dogmatik bildet, oder wie Hr. D. B. S. 143 bemerkt, „das Eigenthum des seines Namens werthen Christen — und zu allen Segnungen des Christenthums unentbehrlich, zum Wesen, Bestand' und Flore der christlichen Kirche erforderlich ist." Da demnach der oben aufgestellte Begriff des religiösen Glaubens für den Christen sich erweitert und religiös-historischer Natur und etwa mit dem Begriffe Bekenntniß identisch wird: so müssen freilich die Grenzen dieses Glaubens, wenn er nicht, was er bisher im kirchlich-orthodoxen Lehrsysteme war, zu einem mythologischen Köhler- und Aberglauben werden soll, sehr scharf bestimmt werden. Und am Sichersten beschränkt man ihn auf das Sittlich-religiösideale in der Person des Erlösers mit Ausschluß alles Dessen, was Hr. D. B. sehr richtig als „den falschen Glauben" bezeichnet. Falsch ist nämlich 1) derjenige Glaube an J. Chr., welcher den Christus durch historische, den idealen Christus nicht afficirende, Umstände bedingt, S. 148 ff. dergl. z. B. seine Geburt zu Bethlehem, seine leibliche Abstammung von David (denn „der Herr selbst bedurfte für sein Königthum, Joh. 18, 37,

nicht

nicht solcher Legitimität." Vergl. auch Matth. 22, 41 ff. Luc. 11, 27), seine Wunder, Auferstehung und dergl., mit welchen historischen Umständen leider noch gar vieler Theologen Glaube an J. Chr. steht und fällt, deren Irrwahn aber der Verf. durch eigene Aussprüche Jesu nachweist. Falsch ist 2) derjenige Glaube an J. Chr., „welcher ihn seiner Person nach über alles Menschenmögliche hinausstellt." S. 158 ff. und 3) ihm eine nicht moralisch-physische (warum nicht zur Vermeidung alles Mißverständnisses besser bloß: moralische? Rec.), sondern physisch-moralische oder gar bloß physische Wirksamkeit zuschreibt," welcher falsche Glaube zwar „der herrschendste unter den Christen" sei, aber eben darum „in Herz und Leben eingreife und die ganze Religiosität des Christen leicht verderben könne." S. 154. Unter den zum falschen Glauben des Christen in beiden letzten Beziehungen, welche der Verf. gewiß weit passender unter einer Nummer behandelt hätte, gehörigen Vorurtheilen hätte auch das von einer dereinstigen sichtbaren Wiederkehr zur Abhaltung eines äußern sichtbaren Weltgerichts nicht unerwähnt bleiben dürfen. Sehr ungern müssen wir, durch den Mangel an Raum genöthigt, es uns versagen, ausführlicher und ins Einzelne gehend, mitzutheilen, wie der Hr. Verf. den „wahren Glauben an J. Chr." S. 163 ff. biblisch sowohl als philosophisch zu begründen sucht. Er weist ihn nach als denjenigen, „welcher 1) in Jesu die verpersönlichte religiöse Wahrheit nach ihrer gesetzgebenden Kraft verehrt, S. 166 ff. und zwar in sofern Jesus diese Wahrheit nicht bloß mit dem Munde, sondern auch „durch Thaten in einem die Wahrheit darstellenden und bezeugenden Wandel" gelehrt habe, welchen letztern Punct Rec. gern Etwas ausführlicher nach seinen verschiedenen und mannigfaltigen Seiten behandelt sähe, 2) als denjenigen, welcher in J. die verpersönlichte religiöse Wahrheit nach ihrer belohnen-

lohnenden und 3) nach ihrer strafenden Kraft anerkenne und verehre (S. 174—205). — Unter den fünf langen Anmerkungen (S. 174—205), in welchen der Verf. das über den wahren Glauben Gesagte näher zu begründen und zu erläutern sucht, bedarf die dritte, welche überschrieben ist: „dieser (vom Verf. erörterte) Glaube (an J. Chr) ist weder rationalistisch, noch supranaturalistisch" jedenfalls einer Berichtigung. Zwar ehren wir die an Supranaturalisten und Rationalisten gerichtete, versöhnende Stimme des Verfs. und billigen das, was er über das Wunderbare, Außernatürliche und Geheimnißvolle in der Erscheinung Jesu und den Eintritt des Christenthums in die Welt S. 187 ff. bemerkt, obschon sich die Supranaturalisten schwerlich dabei beruhigen dürften, müssen es aber für eine Begriffsverwirrung erklären, wenn sich der Verf. für seine Ansicht von Christus den Namen einer rationalistischen ausdrücklich verbittet und dagegen rationale genannt wissen will. Denn der Begriff des christlichen Rationalismus kann sich doch nicht zunächst, wie es der Verf. vorauszusetzen scheint, nach der mehr oder minder hohen Ansicht von der Person Jesu oder darnach, ob eine theologische Denkart mehr oder minder gefühlvoll und herzlich fromm ist, da doch auch der Supranaturalismus recht frostig und kalt seyn und Andere lassen kann, sondern einzig und allein nur darnach bestimmen lassen, ob man die christliche Religionslehre als äußere, geschichtliche Offenbarung der Vernunftprüfung unterwerfen zu müssen und ihr erst dann Giltigkeit zugestehen zu können glaubt, wenn sie mit der innern, in der allgemeinen Menschenvernunft gegebenen Offenbarung übereinstimmt. Daß es einen einseitigen, kalten, die Erhabenheit der Person Jesu, seiner Religion und Anstalt verkennenden oder noch nicht in der rechten Weise würdigenden Rationalismus geben könne, wie er z. B. in Gfrörer's Vorrede zu seiner Geschichte des Urchristenthums sich kundgibt, das

kann

kann doch dem christlichen Rationalismus an sich nicht zur Last gelegt werden. Was aber der S. 189 vorkommende Pleonasmus „rationaler Rationalismus" besagen solle, ist Recn. nicht begreiflich. Treffliche Winke für den praktischen Religionslehrer enthält die dritte Unterabtheilung des Abschnitts vom Glauben an Christus „wie der falsche Glaube an J. Chr. dem wahren immer mehr genähert werden könne und solle" (S. 205—240), unter folgenden Ueberschriften: a) „Man lasse vom falschen Glauben so viel als möglich fallen, was mit dem wahren nicht zusammenbesteht". (S. 207—212), b) man hebe vom wahren Glauben so oft und so sehr, als möglich, hervor, was zum Sturze des falschen vornehmlich wirken kann (S. 212—216), c) man beuge vom falschen Glauben so viel, als nur dazu sich eignet, auf eine dem wahren dienstsame Weise immer mehr um" (S. 216—239).

Uebrigens spricht sich in dieser Schrift eine hohe Begeisterung für Christenthum und Kirche im Allgemeinen und den geistlichen Beruf ins Besondere aus; sie ist zwar im Ganzen genommen leicht verständlich, setzt aber bei ihrer hohen Wissenschaftlichkeit Leser voraus, welche des philosophischen Interesses nicht ganz ermangeln. So kann Rec. nur den innigsten Wunsch hegen, daß sie mittels einer recht weiten Verbreitung der in der Vorrede und irgendwo im Buche ausgesprochenen Absicht ihres ehrwürdigen Verfassers gemäß zur Vollendung der Reformation des 16. Jahrhunderts das Ihrige beitragen und dem rechten Glauben im Gegensatze sowohl zu allen Arten alten und neuen, protestantischen und katholischen Aberglaubens, als auch zu dem immer weiter umsichgreifenden, die christliche Kirche verwüstenden Unglauben eines vielgestaltigen, proteusartigen Pantheismus zum endlichen Siege verhelfen möge.

Daß übrigens in den drei zusammenhängenden Schriften des

des Hrn. Verfs. Wiederholungen vorkommen, ist aus der Geschichte ihrer Entstehung hinlänglich erklärbar, gewährt aber auch den Vortheil, daß jede derselben von der andern unabhängig gebraucht werden kann. Der Styl ist rein und correct, ermangelt aber der Eleganz und Deutlichkeit, wovon der Grund zum Theil' darin, daß der Verf. öfters zu viel Sätze in einander einfügt, Theils in der Schärfe seiner Abstraction zu suchen ist, aus welcher letztern sich auch die Anwendung von ungewöhnlichen oder neu gebildeten Worten erklärt, wie z. B. Bezweifeltheit, Entgegenheit, Eingegebenheit. In Nr. 2 fehlt es dagegen auch nicht an Stellen, in welchem die Rede zu höherem dichterischem Schwunge sich erhebt.

Predigten zur Förderung evangelischen Glaubens und Lebens, in Hamburg 1833 gehalten von D. Moritz Ferdinand Schmaltz, Hauptpastor an der Kirche St. Jakobi und Scholarch. Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung. 1834. VI und 244 SS. gr. 8. 16 Gr.

Man braucht nicht lange in dieser Sammlung zu suchen, um die Spur des homiletischen Genius wieder zu finden, der früher schon aus dem mündlichen und schriftlichen Worte des Verfs. dem Erbauung suchenden Publicum entgegentrat. Die edle gebildete Sprache begegnet uns auch hier, das Wirken durch den Verstand auf das Herz wird nicht vermißt, vernunftgemäße Auffassung der christlichen Wahrheiten geht mit der praktischen Anwendung derselben Hand in Hand, und jene Freisinnigkeit und Kraft, welche namentlich die Reformationspredigten des Verfs. auszeichneten und in seiner früheren Stellung seinen Namen mit Fug zu einem gefeierten machten, zeichnen auch die in Rede stehenden Vorträge aus. Zum Belege

lege dürfte gleich die erste, von ihm in Hamburg gehaltene, Reformationspredigt dienen, die namentlich im Exordio den Redner schon an der Sprache würde erkennen lassen, auch wenn man nicht wüßte, daß sie seines Namens wäre. Sie beginnt: „Dreihundert und sechszehn Mal hat die Welt den Tag wieder gesehen, an welchem einst der Grundstein zu dem evangelischen Zion gelegt wurde, das auch uns in seine lichten Hallen aufgenommen hat, meine Brüder; und noch heute steht es da, ein Himmelsdom, von der Hand des Herrn erbaut und von seinem allmächtigen Arme beschirmt. Das dumpfe Schweigen der Nacht lag auf der christlichen Welt, und die nach Christi Namen sich nannten, saßen in der Finsterniß des Aberglaubens und in dem Todesschatten der geistigen Knechtschaft. Da weckte Gott in Wittenbergs Mauern den heldenmüthigen Herold seiner ewigen Wahrheit, und in Gottes Namen sprach Luther das Gotteswort: es werde Licht! Ihm sprachen Gelehrte voll Kraft und Geistes es nach, mit ihm sprachen es weise und erleuchtete Fürsten, in allen Landen stimmte die Sehnsucht der Gläubigen ein, und in ganz Europa hallete das Gotteswort wieder. Der umnachtete Himmel fing an, sich zu lichten, die Wolken des Wahns theilten sich, im reinen Glanze trat die Sonne hervor, der Tag der Wiedergeburt zu evangelischem Glauben und Leben hatte begonnen, und die Gottesburg der evangelischen Kirche wurde, ein Heiligthum des Lichts und des Friedens, erbaut." — Nach kurzer Bezugnahme auf das Evangelium des Tages, von dem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte, bahnt sich der Verf. den Weg zu dem freien Texte: Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme, macht diesen Text gleich zum Thema, und führt dasselbe in der Antwort auf die drei Fragen aus: 1) Was haben wir? 2) Wie halten wir es? 3) Welche Kronen werden wir uns damit bewahren? Zu 1. a) den freien Glauben, b) den untrüglichen Meister,

c) den

c) den offenen Himmel. Zu 2. a) durch Wachsamkeit, b) durch freimüthiges und thätiges Bekenntniß, c) durch Fortpflanzung des Segens auf die Nachwelt. Zu 3. a) die Krone dankbarer Treue, b) bleibenden Verdienstes, c) einer seligen Geistesfreudigkeit.' So trefflich die Predigt ist und so schön die oben wiedergegebene Stelle: so dürfte man ihr doch einen Vorwurf im Ganzen machen, den nämlich, daß sie zu mächtig beginnt, und zu ohnmächtig endet. Um den Vortheil möglicher Steigerung hat sich der Verf., freilich wohl im schönen Irrthume seines erregten Herzens, selbst gebracht. — Nicht weniger trefflich ist die Antrittspredigt über Act. 18, 9 u. 19: Des evangelischen Lehrers höhere Sendung und Verheißung, aus welcher wir nur eine Stelle wiederzugeben brauchen, um wie des Verfs. Gewandtheit in Auffassung und Benutzung des Localen, so ihn selbst als trefflichen Theologen und wahrhaft christlichen Seelsorger zu bezeichnen. Seine Sendung begreife in sich den Auftrag, zu predigen. Aber, sagt er, „den Glauben, welchen der Erlöser selbst uns lehrt, will ich euch predigen. Sein Evangelium einfach und klar, nicht wie es besteht in todten Buchstaben und Formeln, sondern in Geist und Kraft, wie es freundlich und wohlthuend an die Herzen der Menschen sich anschmiegt, und doch auch Mark und Bein durchdringt gleich einem zweischneidigen Schwerte, wie es überall nicht auf ein unfruchtbares Wissen und todtes Fürwahrhalten ausgeht, sondern auf die Erziehung der Kinder Gottes für das Himmelreich berechnet ist: also will ich es euch an das Herz legen. Theure Jakobigemeinde! Du trägst den Namen eines Apostels, der vor allen Andern einen lebendigen und fruchtreichen Glauben predigte, der einem Jeden, welcher seines Glaubens sich rühmte, mit der ernsten Warnung entgegentrat: der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist todt an ihm selbst! und mit der Forderung: zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken! Im Geiste dieses Apostels

haben

haben bisher deine Lehrer zu dir geredet, im Geiste eines Jakobus bist du herangewachsen an ihm, der das Haupt ist; in diesem Geiste will denn auch ich das Evangelium dir verkündigen, in diesem Geiste wollen wir gemeinschaftlich wetteifern, unsere echte Jüngerschaft vor aller Welt zu erweisen durch wachsende Meisterschaft in einem thätigen, gottgefälligen, für Zeit und Ewigkeit fruchtbaren Christenthume. Denn meine Rede soll ja nicht in Worten bestehen, sondern in der That und Wahrheit." — Predigt am 19. Sonntage n. Tr. über das Evangelium vom Gichtbrüchigen: Durch Krankheit des Körpers kann die Seele gesund werden. Läßt sich nämlich darthun, daß Krankheiten des Körpers 1) die Selbsterkenntniß fördern, 2) heilige Vorsätze veranlassen, 3) in der Selbstbeherrschung üben, 4) die Liebe erwärmen, und 5) mit dem Himmel befreunden: so ist der reiche Gewinn offenbar, den sie für die Gesundheit unserer Seele bringen. Die Predigt hat ergreifende Stellen. So Seite 64: „Fürwahr, m. B., vom Krankenlager steigen immer zahllose fromme Gelübde zum Himmel auf, und die Schmerzensstätte ist von Jeher Vielen die heilige Stätte ihrer Umkehr zur Heiligung des Lebens geworden. Dort ging ein verlorner Sohn Jahre lang schon in der Irre; die schöne Jugendzeit der Aussaat verwandelt er, in unseliger Verblendung, in Tage der Aernte. An Statt Schätze des Geistes zu sammeln vergeudete er die Schätze der Erde in den Armen der Lust; Sorge und Herzeleid brachte er über Vater und Mutter und wandelte einem furchtbaren Abgrunde des Verderbens entgegen. Seine Retterin wurde — die leibliche Noth. Zu dem ersten Entschlusse der Umkehr erhob ihn eine gefährliche Krankheit. Der Jugend ist das Leben so süß! und vor seine Augen traten Tod und Grab. Ach da erhob sich seine Seele inbrünstig und feierlich zu Gott, da gelobte er sich und dem Allwissenden, fortan treuer hauszuhalten mit seiner Zeit, zu verlassen

lassen den Schwarm leichtsinniger Freunde und die Gemeinschaft des Himmelsfreundes zu suchen, der uns Allen gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, in seinem Geiste zu denken und nach seinem heiligen Vorbilde zu wandeln, zu entsagen den Genüssen sinnlicher niederer Lust, zu erfüllen die schönen Hoffnungen seiner Lieben und reicher am Geiste und Gemüthe einst in ihre Umarmungen zurückzukehren." — Und so könnten wir noch viele Stellen herauswählen und zu einem Mosaik zusammensetzen, das überall des schmaltzeschen Namens würdig wäre, von welcher Seite wir es auch betrachteten und auf welchem Felde desselben wir auch verweilten.

Indessen hat der Verf. laut Vorrede mit den Hamburgern einen Bund gemacht, der ihm, wie uns deucht, ein Schweres auflegt und seinem homiletischen Ruhme leicht Abbruch thun dürfte. Er fand nämlich die, auch literärisch beurkundete, Einrichtung vor, nach welcher Hamburgs Prediger ihre Vorträge im Entwurfe drucken und, so viel wir wissen, ihren Zuhörern vor dem Gehaltenwerden mittheilen lassen. Begreiflicher Weise gefiel das unserem Verf. nicht, und wir gestehen, daß wir auch höchst ungern einer Gemeinde predigen würden, die unsere Disposition schon gedruckt in den Händen hätte. Bei der Bitte nun, daß auch von ihm dergleichen Blätter der Erinnerung ausgegeben werden möchten, blieb ihm, wie er sagt, nichts Anderes übrig, als jede seiner Sonntags- und Festtagspredigten vollständig im Drucke erscheinen und nach beendigtem Gottesdienste ausgeben zu lassen; und er entschloß sich darzu in der Hoffnung, auf diese Weise nicht nur seinen Zuhörern eine lebendige und fruchtbare Erinnerung an die im Gotteshause verlebten heiligen Stunden zu gewähren, sondern auch in manche Familie nach und nach ein Erbauungsbuch zu bringen, welches zur Förderung häuslicher Andacht ein Scherflein beitragen könnte. So ist diese Predigtsamm-

lung

tung entstanden, an welche sich im nächsten Jahre noch vier Quartalhefte anschließen werden. So unverfänglich, ja glänzend dieß von dem Verf. gewählte Auskunftsmittel auf den ersten Blick erscheint, so gestehen wir, wie schon bemerkt, daß es uns, aus dem höheren Gesichtspuncte, den die homiletische Kritik zu nehmen hat, gleichwohl als bedenklich entgegentritt. Bedenklich in Bezug auf die Sache, welcher der Verf. in Hamburg dient. Denn hat ein rechter Seelsorger nicht oft mit der Gemeinde Dinge abzumachen, welche nicht in den Buchhandel taugen? Bedenklich in Bezug auf den Verfasser selbst. Denn ist die Stunde immer günstig? Und doch wartet die Presse auf das Manuscript. Bittet ja schon die Vorrede der vorliegenden Predigten um Nachsicht und heißt bedenken, daß sie großen Theils unter allen den innern und äußern Unruhen gearbeitet und gehalten werden mußten, welche immer mit einer großen Amtsveränderung unzertrennlich verbunden sind. Und sollten denn alle folgende Wochen den vollen Frieden für den Verf. haben, dessen er zur Schöpfung seiner besten Predigten so gut, wie andere Homileten, bedarf? Uns ist nicht unbekannt, daß, namentlich in der spätern Periode seines Lebens, von Reinhard alle Predigten wie gehalten so gedruckt wurden. Aber darin liegt für unsern Verf. wenigstens nicht die volle Rechtfertigung. Denn erstens muß er öfter predigen, als Jener that, wie denn auch die vorliegende Sammlung vom ersten Adventssonntage bis zum zweiten Weihnachtsfeiertage, also aus vier Wochen, fünf Predigten enthält. Und zum Andern dürfen wir, ohne dem Verf. zu nahe zu treten, doch wohl behaupten, daß ihm Fülle, Reichthum und Tiefe wenigstens nicht in dem Maße zustehen, als dieselben dem umfassenden Geiste Reinhard's eigen waren. Statt also unsere „freundliche Nachsicht" zu erlangen und uns zum „wohlwollenden Kunstrichter" zu machen, wie die Vorrede will; forderte sie uns vielmehr zum Rigorismus heraus, und hieß uns auf

Fehler merken und auf Mängel und Nachlässigkeiten achten, bei deren Revue wir es dem Verf. selbst überlassen müssen, zu entscheiden, ob sie nicht wenigstens mitunter schon die natürlichen Folgen dessen sind, was wir eben fürchteten.

Was das Allgemeine betrifft, so haben wir an den funfzehn Predigten der Sammlung die Bemerkung gemacht, daß sie zwar alle, wie schon erwähnt, durch eine sehr gebildete Sprache, aber, an nicht wenigen doch auch, daß sie durch Nichts weiter ausgezeichnet sind. Manche tragen in ihr, wenigstens theilweise, nur das Gangbare und Gewöhnliche vor. Das Gewöhnliche aber, auch in gewählten Worten, bleibt doch eben gewöhnlich. Es geht uns dann beim Lesen solcher Partieen, wie in manchen Kreisen der vornehmen Welt. Es ist Alles glatt und eben, kein Anstoß, keine Härte; aber auch kein Gepräge, nichts Originales, das anzieht, nichts Unerwartetes, das überrascht, nichts Körniges, das befriedigt. — Ein Zweites, das sich uns fühlbar machte: die Predigten sind nicht frei von Wiederholungen. Und das gilt nicht nur von einzelnen, wiederkehrenden homiletischen Redensarten und Gedanken, sondern auch von ganzen Theilen. Die vierte Predigt schließt mit dem Theile: daß wir dadurch mit dem Himmel befreundet werden; die sechste handelt im letzten Theile die Freuden des Vorgefühls der himmlischen Welt ab; in dem Schlußtheile der achten heißt es: die Tugend ist Hoffnung, das Laster Furcht und Verzweiflung; in der neunten Predigt wird die Noth des Lebens als segenbringend geschildert in sofern, als sie uns, wie der letzte Theil darthut, in die himmlische Welt gläubig emporhebt; die eilfte schließt mit dem Gedanken an den Vater droben, und daß uns Gottvertrauen den Himmel aufschließe; Predigt 12 schließt mit dem Theile, welcher des Christen, der sich unabhängig von dem Wechsel der Außendinge behaupten wolle, Hoffnung auf die unvergängliche

liche Welt richtet; und die letzte stellt in ihrem letzten Theile die Pflicht dar, die volle Verherrlichung Gottes jenseits gläubig zu erwarten. Wir wissen recht gut, daß wir den Locus der Dogmatik, der de rebus ultimis handelt, fleißig handhaben müssen, haben es aus eigener Erfahrung, daß eine Menge Dispositionen ganz unwillkürlich den Weg der Gradation nehmen, deren oberste Stufe der geöffnete Himmel ist, und wollen es zugeben, daß den Zuhörern es nicht zu Viel sei, in jeder zweiten oder dritten Predigt mit dem Blicke nach Oben von ihren Rednern entlassen zu werden. Dem Leser aber in einer Sammlung von funfzehn Predigten sieben Vorträge darzubieten, welche alle mit einer und derselben Gedankenreihe, wenn auch in verschiedener Färbung und Schattirung, schließen; das dünkt uns des Guten zu Viel, und wird nur daraus erklärlich, daß der Verf. wohl die einzelnen Vorträge vor Augen hatte, nicht aber das Bild des Ganzen, zu welchem sie construirt werden sollten. — Noch bemerken wir, daß der Verf. die alte Form der Exordien beharrlich beibehält, damit aber den Leser nicht selten ermüdet, mitunter die eigne rednerische Kraft früh erschöpft, und öfter noch eigentliche Vorgriffe thut, wie ins Besondere Num. 2 und Num. 10 auffallend beweisen, wo das Evangelium, das doch erst vorgelesen werden soll, schon angezogen und weitläufig abgehandelt wird. Oder sollte es nicht ein störendes Verfahren seyn, wenn im Exordio der Predigt am 26. S. n. Tr. zu lesen ist: „Es ist eins der schreckenvollsten Ereignisse der Weltgeschichte, von welchem Jesus im heutigen Evangelio weissagend redet," dieß Ereigniß nun in so starker Rede, wie sie dem Verf. bei Darstellung des Großen eigen ist, geschildert wird, und dann erst das Evangelium von Jerusalems Zerstörung folgt, und nun wieder das zweite Exordium, oder der sogenannte Uebergang, auf einer vollen Seite, auf das Thema leitet? Wie viel natürlicher würde es gewesen seyn, wenn nach aposto-

apostolischem Gruße an die Gemeinde, oder nach einem andern kurzen sursum corda, gleich das Evangelium vorgelesen und dann begonnen werden wäre: „Es ist eins der schreckenvollsten Ereignisse der Weltgeschichte — — weissagend redet, u. s. w.!"

Wir kommen an Einzelnes. In der, übrigens trefflichen, Antrittspredigt sind uns Aeußerungen vorgekommen, die wenigstens einer Mißdeutung unterliegen könnten. So heißt es in dem Anfangsgebete: „du hast uns — nämlich ihm und seinen Zuhörern — eine große Stunde geschenkt!" und S. 17: und doch wurde ich von euern Obern mit großer Einstimmung gewählt zum Zeugnisse ihres hohen Vertrauens!" Statt: des evangelischen Lehrers höhere Sendung und Verheißung, im Thema, würden wir einfacher und natürlicher gesagt haben: Die höhere Sendung und Verheißung des evangelischen Lehrers. Wir bemerken das, weil der Verf. auch sonst das Vorsetzen der Genitive als etwas Besonderes liebt. Aber diese Form gehört mehr der Poësie an, als der reinen Prosa, und klingt bei häufiger Wiederkehr geziert. Auch konnte die höhere Sendung in die bloße Sendung u. s. w. verwandelt werden, um so mehr, als diesem Comparative kein Positiv entspricht, in welchem er seine Bedingung fände. Nicht ganz würdig als Stimme des Herrn ist die Rede: „Da trat der Herr zu mir! fürchte dich nicht! Wandele fort, wie du gewohnt bist, auf geradem, offenem Wege, und wandele mit mir; so wirst du leicht auch ferner den rechten Tact und Ton zu treffen wissen." — In Ausführung des interessanten Thema der Michaelispredigt: In der Gemeinschaft mit Jesu wird jedes Lebensalter mit den Gaben der Kindheit geschmückt, ist der Verf. in den gewöhnlichen Fehler nicht genau abwägender Homileten verfallen, er hat der Kindheit des Guten zu Viel nachgesagt. Er disponirt: Sie, die Gemeinschaft mit Jesu, schmückt jedes Lebensalter 1) mit der Unschuld stiller Freudigkeit,

keit, 2) mit der Demuth Anspruchslosigkeit, 3) mit des Glaubens Einfalt und argloser Gemüthlichkeit, 4) mit der Liebe hingebender Folgsamkeit, und endlich 5) mit der Hoffnung heiterer Zuversicht und Sorglosigkeit. Schon daraus wird man auf die Richtigkeit unserer Bemerkung schließen können. Und wenn es ferner S. 25 heißt: „unempfänglich gegen die Reize einer sinnlichen Welt u. s. w.," oder S. 31 von der Einfalt des kindlichen Glaubens zu dem Satze der Uebergang genommen wird: „Denn es liegt in einem wohlbegründeten und vesten Glauben des Menschen Heil;" so ist dem Redner damit das Schlimmste begegnet, was einem christlichen Lehrer begegnen kann, er ist nicht bündig und nicht wahr. — Die oben schon erwähnte Reformationspredigt beginnt mit dem Worte: „Um Zion will ich nicht schweigen und um Jerusalem will ich nicht innehalten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe, wie ein Glanz, und ihr Heil entbrenne, wie eine Fackel. Amen." Da dieß aber weder ein Grußwort an die Gemeinde, noch auch eine Anrede an Gott ist; so dürfte es sich auch zum Auftritte nicht wohl eignen. — In der Bußtagspredigt über 2 Kor. 6, 14—16: Die ewige Trennung der Tugend und des Lasters; wird bei Ausführung der Theile: 1) die Tugend ist Würde, das Laster Schmach, 2) die Tugend ist Liebe, das Laster ist Haß, 3) die Tugend ist Friede, das Laster Unruhe und Streit, 4) die Tugend ist Hoffnung, das Laster Furcht und Verzweiflung, fast gar nicht auf den Text zurückgesehen, obgleich es nützlich und wohl möglich gewesen wäre. Die ganze Predigt ist, wie schon ihre Anlage verräth, mehr descriptiv als praktisch, und die praktische Wendung zum Schlusse erscheint, nach den großen Wahrheiten von den zwei Wegen, die das Leben scheiden, wenigstens dem Leser, klein. Sie enthält für die Hamburger die Ermahnung zu einer Collecte. Auch involvirt die Ankündigung des Kanzelverses ein mögliches Mißverständniß: „Erhöre

höre uns Gott, und schenke uns Kraft, den Pfad des Heils zu betreten, den wir uns vorhalten in dem Gesange: Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen." Denn nur die ersten Strophen sind für den Leser ausgedruckt, der Gegensatz aber, von dem steilen Pfade der Tugend, ist dem Gedächtnisse desselben überlassen. — Der Hauptsatz der neunten Predigt: Wie fremde Noth für uns ein Segen werden kann, indem sie nämlich 1) zu einem heilsamen Ernste stimme, 2) unsere Lebensansicht berichtige, 3) unsere Ansprüche und Erwartungen beschränke, 4) uns tiefere Blicke in das menschliche Herz vergönne, 5) uns süße Erinnerungen bereite, und endlich 6) uns in die himmlische Welt gläubig emporhebe — wird im Evangelio nur aus den drei Worten gewonnen: „Jesus stand auf und folgte dem Obersten nach und seine Jünger." Das Absichtsvolle von Seiten Jesu aber, daß nämlich den Jüngern dort im Trauerhause eine Schule christlicher Weisheit eröffnet werden sollte, liegt wohl in den urgirten Worten nicht, und dürfte sich selbst aus den Parallelstellen Mark. 5, 37 und Luk. 8, 51 kaum erhärten lassen. Uebrigens ist die Predigt überaus ansprechend und Stellen, wie folgende, aus dem Theile, daß fremde Noth tiefere Blicke in das Menschenherz vergönne, zeugen von der sinnigen Beobachtung und trefflichen Sprache des Verfs.: „Das menschliche Herz gleicht manchen Pflanzen, die vor der helleuchtenden Sonne sich zuschließen und immer erst am Abende sich aufthun. In der Sonne des Glücks bleibt es nicht selten verschlossen und allen spähenden Augen unzugänglich, so daß wir nur unsichere und halbe Blicke in sein Innerstes werfen; in Leidensnächten aber entfaltet es sich offen und ungescheut." — Die Predigt am zweiten Adventssonntage: Wie der Christ eine edle Unabhängigkeit von dem Wechsel der Außendinge behauptet, hat in einzelnen Ausdrücken etwas stoischen Anstrich, und die Redensart

S.

S. 184: „Unaufhaltsam dreht sich das Rad des Geschicks, immer neue Loose treibt es für die Menschen herauf," hat wenigstens keine christliche Vorstellung zur Basis. — Die Verherrlichung Gottes in der Beseligung der Menschen, ist das Thema der ersten Weihnachtspredigt. Unter Beseligung muß hier die Beseligung durch Christum verstanden werden. Das aber durfte im Thema nicht fehlen. Die Verherrlichung Gottes aber leuchte hervor 1) aus der Wahl des Zeitpunctes, 2) aus der stillen Bereitung, 3) aus den Werkzeugen, und endlich 4) aus den Bedingungen ihrer Beseligung. Die zweite Weihnachtspredigt hat die nämlichen Worte zum Thema, wie die erste. Da sie aber die Folgerungen aus jener Wahrheit zog, so mußte auch das Thema anders gefaßt seyn. „Haben wir, heißt es in der Ankündigung der Theile, die Verherrlichung Gottes in der Beseligung der Menschen geschaut, nun so wollen wir 1) auch bei unsern innigsten Wünschen Zeit und Stunde dem Vater anheimstellen; 2) auch wo die Aussichten trübe sind, doch an der göttlichen Hilfe nicht zweifeln, 3) jede unserer irdischen Verbindungen für wichtig erkennen und heilig halten, 4) unser Heil suchen, und endlich 5) die volle Verherrlichung Gottes jenseits gläubig erwarten. Die Predigt würde übrigens auch an Concinnität gewonnen haben, wenn ihre Theile der Partition des Vortrags vom ersten Feiertage genauer entsprochen hätten. — Noch bemerken wir, daß der Verf. in Anwendung des Bibelwortes, das im Drucke durch Anführungszeichen regelmäßig als solches angedeutet und hervorgehoben wird, nicht biblische Gewissenhaftigkeit genug beweist. So heißt es S. 158: Licht und Gerechtigkeit erhöht ein Volk, da doch in der Bibel nur von Gerechtigkeit die Rede ist; S. 108: in dessen Munde kein Irrthum und Betrug erfunden ward, da doch von Irrthume in jener Stelle Nichts geschrieben steht; auf der nämlichen Seite: bei dir wollen

wir

wir bleiben, du hast Worte des ewigen Lebens, was doch nur Wort des Verfs. ist; S. 128: Es ist keine Freude dem Frieden des Herzens gleich, worauf der Verf. sogar einen ganzen Theil vom Frieden mit Unrecht gründet, da es bekanntlich heißt: der Freude des Herzens gleich; und S. 74: die schwarze Nacht, da Niemand wirken kann, da doch in dem einfachen biblischen: Nacht, ein voller prägnanter Sinn liegt, der durch das malende Epitheton des Verfs. wahrlich nicht überboten wird.

Trotz unserer Ausstellungen scheiden wir von dem Verf. mit Hochachtung und Liebe. Wenn ihm durch unsere Anzeige nur bemerklich wurde, daß er mit der Verbindlichkeit, alle seine Sonntags- und Festtagspredigten drucken zu lassen, etwas Schweres übernommen habe, und dieß Bewußtseyn ihn, so lange er sein Wort nicht zurücknehmen kann, wenigstens zu um desto größerem Eifer und zu verdoppelter Strenge gegen sich selbst treibt: so hat unser Kritisiren seinen Zweck erreicht, und der Mann, welchem es galt, wird uns — wir sind deß sicher — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir zwar nicht sein nachsichtiger, nichts desto weniger aber sein wohlwollender Kunstrichter gewesen sind, wenn gleich in einem anderen Sinne, als seine Bitte in der Vorrede wollte.

Commentar über das Buch Daniel. Von Heinr. Andr. Christ. Hävernick, Licent. d. Theol. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1832. LXI SS. Vorwort und Einleit.; 570 SS. 3 Thlr.

Unbefangenheit des Urtheils und Beobachtung mit Ruhe und redlichem Sinne, Dankbarkeit gegen frühere Leistungen und milde Verbesserung ihrer Irrthümer, das ist das Lebenselement

element der Wissenschaft und jener Forschung, welche die Wahrheit, nicht sich selbst sucht. So gern wir jedes Erzeugniß solchen Geistes in der theologischen Literatur willkommen heißen, so bedauerlich war es uns, in vorliegendem Commentare des dem D. Hengstenberg „in dem Herrn theuern" Licent. d. Theol. Hävernick gelehrte Kenntniß und Fleiß im Dienste vorgefaßter Meinungen, zelotische Keckheit den anerkannt tüchtigsten Gelehrten gegenüber, und einen Scharfsinn zu finden, der wohl den Splitter im Auge Anderer, den Balken aber im eigenen nicht sieht. Der wahrheitsliebende Forscher wird auch die Gegner seiner Meinung achten, und schon der bürgerlich guten Sitte und der so wohlanständigen Bescheidenheit halber sich hüten, einem Gesenius, Hartmann, Bertholdt, Rosenmüller und andern Männern, deren Unterricht fast auf jeder Seite des eigenen Werkes durchblickt, ein „willkürlich, unkritisch, ungrammatisch, flach, unbesonnen, abgeschmackt, unredlich" entgegenzuwerfen, oder gar bei dem genauen Bleek, dessen Abhandlung über das B. Daniel (theol. Zeitschr. v. Schleiermacher, de Wette u. s. W. Thl. III.), wenn auch im Einzelnen nicht überall zu billigen, doch im Ganzen ein wahres Muster sorgsamer Prüfung ist, von der „Flüchtigkeit seiner Arbeit" und der „gröblichsten Unkunde der Geschichte jener Zeit" zu reden. Sieht man aber vollends, daß der junge stürmische Eiferer, der sich erkühnt, solche Männer mit solch' übermüthigem Hohne zu bekämpfen, selbst so manches dergleichen Beinamen Würdige zu Markte gebracht hat, so kann man sich einer unwillkürlichen Entrüstung kaum erwehren.

Die Echtheit des Buches Daniel ist seit dem Erwachen der freiern Theologie durch eine Reihe so gewichtiger Gründe in Anspruch genommen und seine Abfassung, wie schon Porphyrius behauptete, um einige Jahrhunderte nach dem babylonischen Exile, zur Zeit des Antiochus Epiphanes, so überzeugend dargethan werden, daß, wenn irgend bei einer alttestamentli-

mentlichen Schrift, hier ein vestes Resultat gewonnen schien. Doch sollte der Sieg nicht unbestritten bleiben. Hengstenberg und Andere seines Sinnes, denen vor Allem die Ergebnisse auf dem Gebiete der Einleitungswissenschaft zuwider waren, übernahmen die Vertheidigung auch der Authentie des Daniel. Ueber die Gründe und sein Verhältniß zu dieser Untersuchung spricht er sich in dem Vorworte seiner Schrift: Die Authentie des Daniel u. d. Integrit. des Sacharjah. S. IX unverhohlen also aus: „Da er (Hengstenberg) die veste Ueberzeugung hatte, daß das göttliche Ansehen und somit die Echtheit des Daniel von dem Herrn und seinen Aposteln entschieden behauptet werde, so konnte und durfte er nach seinen Grundsätzen die Untersuchung nicht also anstellen, als ob ihr Resultat ihm selbst noch zweifelhaft wäre, oder als ob es für ihn nur irgend von ihrem Erfolge abhinge; es mußte überall durchblicken, daß des Verfs. Absicht nur die war, Dasjenige, was ihm selbst durch eine höhere, als menschliche Auctorität gewiß geworden, gegen die mit menschlichen Waffen zu vertheidigen, welche diese Auctorität nicht anerkennen." Ganz auf gleichem Standpuncte mit ihm, unterwindet sich auch Hr. Hävernick, laut Vorworte zu seinem Commentare S. VI „das einzige Scherflein jetzt darzubringen, wo es die Ehre des Sohnes Gottes oder die Anbetung des Fürsten der Welt (hört!) gilt." Demgemäß ist seine Aufgabe, zu erweisen, „daß ohne in Ungereimtheit zu gerathen, das Buch als ein authentisches sich begreifen und verstehen lasse," der Zweck also vorzugsweise ein apologetischer. Dieser Zweck ist stets vor Augen behalten worden, er durchdringt und beherrscht die Exegese, wie die historische Forschung, blickt oft ganz unerwartet hervor, und wird mit einer wundersamen, zuweilen entschieden Wahres verkehrenden Gewandtheit durchgeführt. Gleiche Kraft, befreit von den hemmenden Fesseln und mit gesundem Sinne gerichtet, würde gewiß

gewiß manche erfreuliche Frucht getrieben, so aber bleibt ihr nur das beschränktere Verdienst, einzelne Schwächen und Irrthümer der entgegenstehenden Ansicht bemerkt und zu deren Berichtigung beigetragen zu haben.

Die äußere Anordnung der Schrift ist die, daß eine Einleitung von LVI SS. in 10 §§. das Allgemeinere, die Zeit- und Lebensumstände des Propheten Daniel, die Beschaffenheit, Echtheit, Geschichte seiner Schrift und der zugehörigen apokryphischen Stücke, die alten Uebersetzungen und wichtigsten Hilfsmittel für die Auslegung beschreibt. Dem darauf folgenden Commentare ist zu Anfange der einzelnen Capp. eine meist ausführliche, Historisches erörternde Einleitung vorangestellt, und am Schlusse eine Beigabe von zwei Excursen über Elam und Susa, und über die vier Weltmonarchieen angehängt. Manches Andere hätte, Statt in die Erklärung verflochten, mit gleichem Rechte in solchen Beilagen davon gesondert werden können. Eine zusammenhängende Uebersetzung ist nicht beigefügt.

Ueberblicken wir nach aufmerksamer Lectüre des Werkes die Summe dessen, was als anstößig oder wirklich unrichtig angemerkt wurde, so wissen wir uns davon an diesem Orte in genügender Weise nicht zu entledigen. Die historischen Fragen und chronologischen Berechnungen, so verschiedenartig schon früher und auch hier wieder behandelt, die grammatischen und etymologischen Erörterungen, die Erklärungen und Auffassungen einzelner Stellen bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen, um die Unrichtigkeit überzeugend darzulegen, das erfordert eine umfassendere Abhandlung oder selbstständige Schrift, für welche, zumal bei Berücksichtigung ähnlicher, von gleichem Standpuncte mit dem Verf. ausgehender, neuerer Bücher, ein würdiger Stoff geboten wäre. Wir versuchen also nur Einzelnes bruchstückartig, mehr Beispiels halber darzulegen.

Im ersten Paragraphen der Einleitung sollen die Zeitumstände

stände Daniels dem Leser veranschaulicht werden, und es holt dafür der Verf. weit, von der Zeit Mosis, aus, beschreibt dann Etwas breit den Verfall Israels unter den Königen mit Hinweisung auf einschlägige Prophetensprüche, und folgert aus diesem die Nothwendigkeit des Exils, dessen Zweck nach S. XVII war, der Gerechtigkeit Gottes Genüge zu leisten, Buße und Reue zu wecken, ein geläutertes Volk zu schaffen, und die Heiden erfahren zu machen den heiligen Namen Gottes. Hierbei, und das möchte das Bemerkenswertheste in diesem Abschnitte seyn, widerspricht der Verf. der Behauptung Neuerer, daß die Lage der Hebräer im Exile wahrscheinlich nicht so gar drückend gewesen wäre, und sucht mit Berufung auf Ps. 137, auf die freche Entweihung der Tempelgeräthe durch Belsazar Dan. 5, und auf die Märtyrergeschichte Daniels und seiner drei Freunde Dan. 3. und 6., diese Epoche als eine Zeit tiefen Elends zu erweisen. Der Sinn jener Behauptung Neuerer ist offenbar kein anderer, als daß das äußere, politische Verhältniß des Volks zu den Chaldäern nicht gleich dem des Knechtes zum Frohnvogte, etwa wie in Aegypten zu denken sei; daß die Hebräer, um Jahn's Worte zu gebrauchen (bibl. Archäol. II. Thl. I. Bd. 207 S.), „weder schlecht noch verächtlich behandelt, noch sehr bedrückt wurden, sondern gewiß nicht unansehnliche Colonisten waren, die unter dem mächtigen Schutze des Königs standen; daß, wie es auch bei Leo in der vom Verf. bezeichneten Stelle richtig angedeutet ist, nur das Andenken an die Gräuel der Verwüstung, an die Entfernung vom Lande der Väter mit seinem heiligen Boden, seinen geschichtlichen Erinnerungen und Verheißungen den Unterschied von früher machte, und den Schmerz und die bittere Reizbarkeit gegen die Sieger, nach Weise des Dichters von Ps. 137., in die Seele treuer Theokraten gab. Aus diesem Psalm ist jedoch nicht mit Sicherheit zu schließen, daß die Hebräer während des Exils von den Chaldäern verspottet und

und gepeinigt worden seien, da er auch nur Wehmuth und Sehnsucht nach dem fernen, theuern Jerusalem, von chaldäischer Seite Wohlgefallen an hebräischen Liedern — daher, nicht aus Spott, die Aufforderung zum Gesange — und einen düstern Rachedurst in der jüdischen Brust ausspricht, der nicht nothwendig nur wegen gegenwärtiger Mißhandlungen, sondern auch bei der Erinnerung an den Sturz Jerusalems auflammen konnte. Aehnliche heftige Ausbrüche des gekränkten Nationalgefühles kommen aber auch schon zur Zeit, als das Volk noch daheim war, bei den alten Propheten gegen feindliche Völker vor, und so erhellt ein besonderes Elend der Exulanten hieraus noch nicht. — Wie ferner die Entweihung der Tempelgefäße durch Belsatzar dem Herrn Hävernick gleich Jahn a. a. O., als eine Schmach der Juden erscheinen konnte, ist gerade für ihn nicht abzusehen, da nach seiner, uns zwar unannehmbaren, Meinung, der Gebrauch jener heiligen Geräthschaften vom Könige nicht aus Uebermuthe oder einer andern bösen Absicht anbefohlen wurde, sondern weil er sie nach S. 176 „zur Bewerbung um Jehovah's Gunst als besonders geschickt und wirksam" ansahe. Somit gab sich hier eine Anerkenntniß der Macht Jehovah's bei dem heidnischen Könige und das Bestreben, sich dessen Wohlgefallen zu erwerben, kund, es war also schon erreicht, wofür nach Hävernick alle die andern Wunder an Daniel und seinen Genossen geschahen, und die Juden hätten, da die Heiden bereits anfingen, sich zu Jehovah zu wenden, eher voll Freude an das Herannahen der messianischen Zeit denken müssen, als Grund zum Jammer und zur Klage gehabt. Denn die Berührung ihrer heiligen Gefäße durch nicht-levitische Hand konnte ihnen nicht als ein dem Exile eigenthümlicher Druck erscheinen, da diese Entweihung schon früher aus Raublust durch blutbesudelte Schaaren bei der Zerstörung Jerusalems geschehen war, jetzt aber ihr Gebrauch zu Ehren Jehovahs beliebt wurde. Auch

durfte

durfte die daneben gehende Anerkennung der Götzen bei Belsatzar Cap. 5, 4. ihnen nicht so gar anstößig seyn, da nach S. 131. Gott selbst durch die wunderbarsten Wunder bei Nebukadnezar nicht einmal völlige Lossagung vom Götzendienste, sondern nur seine Anerkenntniß neben der der Idole erreichte, d. i. erreichen wollte. — Die Hinweisung endlich auf die Märtyrergeschichte Daniels und seiner Genossen betrifft eine so fragliche, überdem einzeln stehende Thatsache, daß von ihr allein aus Nichts über den Zustand des Volkes im Exile geschlossen werden kann. Eines andern, ungleich scheinbareren Arguments von den Leiden des Gottesknechts konnte sich Herr Hävernick nach seiner muthmaßlichen Ansicht über diesen nicht bedienen, und es ist auch bei der Deutung desselben vom Prophetenstande in der That nicht zu gebrauchen, da dessen Drangsale mehr von den gottvergessenen Landsleuten, als den Babyloniern veranlaßt worden zu seyn scheinen.

Auch in Betreff des innern, sittlichen Zustandes finden wir während des Exils keine größere Verschlechterung als vorher, und es ließen sich aus älterer Propheten Schriften noch ungleich schwerere Vergehungen des Volks Israel im Vaterlande darthun, als Hr. Hävernick S. XVII bei den Exulanten nachgewiesen hat. Ja er selbst hat zugestehen müssen, daß jenes unvertilgbare Vesthalten am Monotheismus und der tiefe Abscheu vor götzendienerischem Wesen, einer der wichtigsten Fortschritte zum Bessern, den das Volk jemals gethan hat, zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft in dem Judenvolke Wurzel geschlagen habe. Nimmt man hierzu, was Hr. Hävernick S. XXI über die Gnadenbeweise durch Weissagungen und Wunder, „mit denen Jehovah Israel damals überhäufte," und weiter über die Gunst, welche die Juden bei babylonischen Königen genossen, bemerkt, daß Männer aus ihrer Mitte zu hohen Hof- und Staatsämtern gelangten, ihrem Gotte durch öffentliche Edicte die höchste Ehre decretirt,

ihr

ihr gefangener König in Freiheit gesetzt, und allen (mitgefangenen) Königen zu Babylon übergeordnet wurde, daß sie wahrscheinlich ihre eigene Stammverfassung, Rechtspflege und Obrigkeit behielten, und daß endlich der größere Theil des Volks sich in der Fremde behaglich genug fühlte, um von der Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath keinen Gebrauch zu machen: so sieht man nicht ein, wie Hr. Hävernick sich S. XVIII ff. dieses Alles vergegenwärtigen, und doch von dem tiefen Elende des Exils reden konnte, ohne den Widerspruch zu fühlen, in welchen er so mit sich selbst gerieth. Hatte er aber nur eine Schmach oder Erniedrigung des Volkes beweisen wollen, so meint er mit Unrecht etwas von den Neuern Abweichendes zu behaupten; denn nicht diese Erniedrigung, schon im Begriffe einer unterjochten, aus dem Vaterlande gerissenen Nation gegeben, und von Jahn a. a. O. ausdrücklich bemerkt, sondern einen politischen Druck und einen peinigenden Haß von Seiten der Chaldäer leugnen wir, und es ist dann das Ganze ein aus Mißdeutung erregter Wortstreit.

Auch das können wir nicht einmal zugestehen, daß die in Babylonien Zurückgebliebenen „von Gott abgefallene Seelen gewesen, die als Bodensatz des Ganzen nach dem göttlichen Rathschlusse jetzt ausgesondert und völlig abgeschnitten werden sollten von dem gesunden und guten Theile des Volkes" S. XVII. Denn wenn dieses Zurückbleiben wirklich so sündhaft und Zeichen des Abfalls von Gotte gewesen wäre, so würde dasselbe bei Daniel, jenem „Beispiele der Weisheit, der Frömmigkeit und des Gottvertrauens für alle Jahrhunderte hindurch," welcher die ersehnte Befreiung Israels und seine Heimkehr erblickte, sich nicht mit Herrn Hävernick S. XXVI durch sein hohes Alter entschuldigen lassen, da ja der greise, einhundert und dreißig Jahre alte Jakob den mühseligen Zug nach Aegypten nicht scheute, nur um, bevor er stürbe, seinen Jo-

Joseph noch zu sehen, sich aber dann selbst todt in das Land seiner Väter wieder zurückführen ließ. Endlich kann weder von den in Babylon zurückgebliebenen Juden, unter denen später gar gelehrte Schulen blühten, und auch hier von einem „wenigstens äußerlich zu Israels Gotte sich bekennenden Volke“ S. XXI zeugen, eine so gänzliche sittliche Verworfenheit, noch von dem heimgekehrten, „gesunden und guten Theile,“ der sich ja doch nur „äußerlich“ zu Jehovah bekannte, und den spätern Propheten noch gar Viel zu tadeln ließ, eine so ausnehmende Trefflichkeit geschichtlich erwiesen werden.

Die allgemeine Charakteristik der danielischen Schriften im dritten und vierten Paragraphen trennt mit Recht den historischen Theil Cap. 1—6. vom prophetischen Cap. 7—12., und sucht vorerst die Natur der morgenländischen Historiographie überhaupt, dann die Besonderheiten der historischen Schriften des Alt. Test. vor jener, und endlich das eigenthümliche Verhältniß des danielischen Stückes aufzuzeigen. Nothwendig mußte, zumal bei der Erörterung über die Besonderheit der alttestamentlichen Geschichtsschreibung, so wie später in §. 4. bei der Charakteristik der Weissagungen Hr. Hävernick an allgemeinere, dogmatische Fragen hinstreifen, und wir haben mit besonderem Interesse den kurzen Andeutungen hierüber entgegengesehen, um über das von ihm statuirte Verhältniß des Gottesgeistes zu dem menschlichen, welcher die Schrift verfaßte, und über die Principien, von denen aus er, der Interpret, seinen Schriftsteller erklärte, in's Klare zu kommen. In Betreff hierauf heißt es S. XXIX: „Das Princip, um es kurz zu sagen, die Verschiedenheit des Ausgangspunctes, der heilige Geist und der unlautere Hauch der Welt, bildet auch hier die wesentliche Scheidung, die zwischen den Schriften des alten Bundes und denen des übrigen Alterthums eintritt. Der Geist aber ist nicht ein gewaltsam alle Schranken der Natur durchbrechender, er ist das ausbrennende, läuternde und

mit lebendigem Odem durchdringende Princip von Oben her." Diese in einer bildernden Unbestimmtheit gehaltene Stelle läßt, wie so manche andere ähnliche, hierauf bezügliche, dem tiefer Eingehenden noch gar Manches zu fragen übrig. Was denkt sich z. B. der Hr. Verf. wohl unter dem so oft erwähnten heiligen Geiste und dessen Einwirkungsweise auf die alttestamentlichen Schriftsteller? Hier nennt er ihn das Princip, von dem aus die Schriften des alten Bundes verfaßt worden, so wie die übrigen des Alterthums von dem unlautern Hauche der Welt ausgegangen wären. Unter letzterem hat Hr. Hävernick nicht eine Person des Bösen gedacht, denn dafür gnügt der Ausdruck: Hauch der Welt, keines Falls, sondern es kann dieses nur eine fleischliche, irdische, sündhafte Stimmung, Tendenz oder Lebensansicht in den heidnischen Autoren bezeichnen, und der heilige Geist ist somit als Gegensatz dazu die auf das Höhere, Religiöse, Göttliche gerichtete Gemüthsverfassung der alttestamentlichen Schriftsteller. Dieses angenommen hat Hr. Hävernick gar nichts Neues behauptet; denn es ist längst, auch von rationalistischen Exegeten vielfach ausgesprochen worden, daß die hebräischen Schriftsteller Alles vom religiösen, oder auch theokratischen Standpuncte aus aufgefaßt haben, und daß diese ihre Grundansicht der alttestamentlichen Historiographie eine eigene Art des Pragmatismus gebe. Dabei bleibt uns aber immer über diese der alttestamentlichen Auffassungsweise zu Grunde liegenden religiösen Principien, die Hr. Hävernick unter seinem heiligen Geiste zu verstehen scheint, eine vernünftige Kritik unbenommen; denn es lassen jene religiösen Lebensansichten auch verschiedene Grade der Reinheit zu, und es kann mit einer im Allgemeinen frommen Herzensgesinnung selbst im Monotheisten doch noch eine Befangenheit und Unlauterkeit des Glaubens bestehen, die so gar weit von jenem „unlautern Hauche der Welt" nicht absteht. — Auch ist mit jenem Ausspruche Hävernick's die Frage, wie

jenes „Princip von Oben her" in die alttestamentlichen Schriftsteller gekommen sei, ob durch einen besonders hierfür geübten Act von Oben, oder sich ihnen allmälig durch Erziehung und Entwicklung in einer monotheistischen Religionsgemeinde an — oder aus ihnen herausbildend, unerledigt. Endlich aber sind auch die Aeußerungen dieses Geistes oder Princips als „nicht gewaltsam alle Schranken der Natur durchbrechend," — die menschlichen Schriftsteller also mit menschlichen Kräften gewähren lassend, und sie nicht als Instrumente gebrauchend, — wohl aber diese Kräfte hebend und stärkend, ganz im Geiste des dem Hrn. Verf. so widrigen Rationalismus statuirt.

Hält man damit zusammen, in welcher Weise S. 322 die Benutzung und Nachahmung früherer alttestamentlicher Schriftstellen in späteren erklärt wird, und findet hier von Mittheilungen des heiligen Geistes, bei denen sich aber das Menschliche (minder Vernünftige) mit dem Göttlichen (rein Vernünftigen) mische, von Visionen, deren die Propheten (doch wohl auf übernatürlichem Wege) gewürdigt worden, von „einem Verhältnisse des göttlichen durch sie redenden Geistes zu ihnen selbst," und endlich von einem „Hinlenken des Geistes der Propheten durch den heiligen auf diese oder jene bestimmte ältere Stelle," geredet, so muß man sich, im Widerspruche mit der frühern Ansicht, den Geist der heiligen Schriftsteller als das Instrument denken, welches der nicht ihm inwohnende eigene Wille, sondern der fremde, darüber waltende, heilige Geist nach einem andern, als dem der menschlichen Vernunft inliegenden Principe lenkt und leitet. Freilich sind diese Ausdrücke immer noch so gehalten, daß sie vielleicht zu freierem Sinne hinübergedeutet werden könnten, und man möchte fast meinen, es liege eine solche Umdeutung im Willen des Verfs., da er S. 321 den Schriftstellern des A. Ts., nicht dem heiligen Geiste, ihre Zwecke bei der Hinweisung auf alte, allgemein bekannte Sprüche beimißt; allein sie würden

dann,

dann, wofür wir sie nicht halten mögen, nur als Phrasen dastehen, um einen Zwiespalt zu verhüllen, in welchem sich Exegeten vom hengstenbergischen Standpuncte zwischen den Grundsätzen der historisch-grammatischen Kritik und Interpretation einer Seits und der sogenannten orthodoxen Dogmatik anderer Seits befinden. Man handhabt jene, die ganz auf rationalistischem Boden ruhen, will auch diese aufrecht halten, und kommt so bei einem gewissen Puncte an, wo die in beiden liegenden Gegensätze auf einander stoßen, und hat diesen Widerspruch irgendwie zu verdecken.

Die Inspirationstheorie nämlich ist unter dem Einflusse der Dogmatik der Reformatoren mit Schärfe und vester Consequenz bis zu ihren letzten Sätzen durchgebildet, in ihrer klaren Vollendung aber auch durch die höher entwickelte Vernunft gerichtet worden, so daß sich schon ziemlich früh der Gegensatz dazu herausstellte, und endlich selbst von den ihr noch zugeneigten Theologen Milderungen, Beschränkungen und größere oder geringere Zugeständnisse den Gegnern gemacht wurden. Man hat das Material des Textes preisgeben müssen, das jüngere Alter der Vocalisation, Corruptionen einzelner Wörter zugestanden, und ist bereits so weit gelangt, die Auffassung und Einkleidung, also die verschiedene Darstellungsart, Redeweise, Symbolik u. dergl. nicht mehr vom inspirirenden heiligen Geiste, sondern vom Verfasser der Schrift abzuleiten, hat sich auch nicht entschlagen können, dieses, „das Menschliche in dem Göttlichen," wie es Hr. Hävernick S. 322 nennt, dem Urtheile der Vernunft oder der Kritik zu unterwerfen. So weit verfährt man also, wenn es nun einmal dieses Ausdrucks bedarf, ganz rationalistisch. Allein den Inhalt der heiligen Schrift irgendwie kritisiren, sein Verhältniß zur Vernunft untersuchen, Manches davon dem minder ausgebildeten Verstande der so alten Verfasser, oder gar der hie und da entstellten Tradition anheimgeben zu wollen, das erscheint nach einer

einer augenfälligen Inconsequenz ebendenselben, welche bei der alttestamentlichen Darstellungsweise „das Menschliche im Göttlichen“ so bereitwillig anerkennen, als eine Todsünde, und es sind dem Hrn. Hävernick die, welche „dem Worte der Schrift keinen unbedingten Glauben schenken,“ gar verabscheuungswürdige Leute. Und doch ist die Auffassungsweise oder Einkleidung mit dem Inhalte auf das Engste verwachsen, und man kann, in Ermangelung eines Kriterium, um die Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen, oft, zumal bei dem Symbolischen, gar nicht mit Bestimmtheit nachweisen, was der bloß individualen Darstellungsweise, oder aber dem Inhalte der Offenbarung zugehöre. Doch befindet man sich, selbst ausgehend von dem Principe, nur objective Wahrheit werde von Oben mitgetheilt, so ziemlich mit dem Rationalismus auf gleichem Standpuncte, da ja die Vernunft zuletzt doch entscheiden muß, wo diese Wahrheit in den alttestamentlichen Darstellungen aufhört und das Menschliche beginnt; und doch setzt man, den heiligen Verfassern mit Hrn. Hävernick subjective Tendenzen und Pläne zugestehend, und ihnen selbst sogar die Wahl der Schilderungen, wenn auch nur für Historisches, überlassend, das Menschliche über das Göttliche, und zerfällt also mit sich selbst.

Vermöge der Tendenz, den Inhalt der alttestamentlichen BB. durchweg als göttliche Wahrheit zu erweisen, konnte Hr. Hävernick nicht umhin, S. XXXI die im historischen Theile Daniels erzählten Facta, „sämmtlich, nur Cap. I. etwa ausgenommen, für wunderbare, aber glaubwürdige Ereignisse“ anzuerkennen, „von denen keines nur irgendwie auf gewöhnlichem Wege sich erklären ließe,“ die Daniel eben nur als einzelne detaillirte Schilderungen habe geben können, da es ungereimt sei, eine vollständige Geschichte des Volkes im Exile, wo dasselbe aufhöre historisch zu seyn, zu erwarten, und da er nicht die alltäglichen, sich überall und jederzeit wiederholenden

den Situationen, sondern nur das Merkwürdigste von Allem, die Wunder, die Jehovah zur Verherrlichung seines Namens gethan, habe schildern dürfen, um die Hebräer in ihrer Religion zu stärken und selbst den Heiden Ehrfurcht einzuprägen. Hat nun auch Hr. Hävernick das Verlangen nach einer Geschichte des Exils mit dem Trumpfe der Ungereimtheit belegt, — denn dergleichen ist ihm leicht zur Hand, — so nehmen wir dennoch die Möglichkeit einer solchen Geschichte in Schutz. Geschichte gibt es, wo und wie lange es individuales Leben des Geistes oder auch einzelner Personen gibt; denn so lange der Geist lebt, gibt er auch bald mehr bald weniger auffallende Zeichen seiner Entwicklung, und deren Beschreibung Theils nach ihrer Modification durch äußere Bedingungen, Theils nach ihrer innern Stetigkeit und ihrem Zusammenhange ist die Geschichte. Getraut sich denn aber wohl Hr. Hävernick ein solches individuales Geistesleben in den Juden für die Zeit des babylonischen Exils zu leugnen? Ist es etwa an die Scholle Palästina's gebunden gewesen, und nicht sogar noch heute, da das Volk in die kleinsten Theilchen zerrissen und in die weite Welt zerworfen ist, deutlich genug erkennbar? Ja, hat er nicht selbst S. XVIII das Consolidiren des Monotheismus und den Abscheu gegen Götzendienst mit dem vesten Anschließen an das von den Vätern überkommene Gesetz als die dieser Periode eigenthümliche Geistesrichtung bezeichnet, demnach eine Fortentwickelung und somit doch auch die Möglichkeit einer Beschreibung derselben, d. i. Geschichte statuirt? Wir erachten gerade diesen Aufenthalt in Babylon für einen der wichtigsten und interessantesten Momente der hebräischen Geschichte, und beklagen, unerachtet der hävernick'schen Mißbilligung, noch immer die Mangelhaftigkeit der Nachrichten über ihn, da in ihm ein Conflict fremder Meinung und Sitte mit dem Nationalen und Eigenthümlichen erwuchs, dessen tiefe Einwirkung auf den Volkscharakter eine Vergleichung desselben mit sich selbst vor und

nach

nach dem Exile klar genug zu Tage legt. Selbst die Wunder, welche nach *Hävernick* Jehovah zur Verherrlichung seines Namens in dieser Zeit verrichtete, fordern eine Geschichtserzählung, sollten dieselben von der Nachwelt, auf die es doch mit der schriftlichen Aufzeichnung abgesehen war, nur einigermaßen nach ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit für das Volk gerade in dieser Periode erkannt, und nicht als staunenswerthe, dem sonstigen Gange menschlicher Ereignisse spottende, einzeln stehende und historisch-bodenlose Geschichtchen verdächtig werden. Diese Wunder sind nun zwar dem Hrn. *Hävernick*, wie schon bemerkt, außerordentliche, auf gewöhnlichem Wege unerklärliche Begebenheiten, aber er sucht doch den auffallenden Ereignissen bei der exegetischen Behandlung durch Analogieen, die freilich manchmal gar wenig passen, und durch künstliche Auskunftsmittel eine innere Schicklichkeit und Zweckmäßigkeit zu erweisen, und erledigt endlich, wo dieß nicht möglich, die hiervon gegen die Glaubwürdigkeit erhobenen Bedenklichkeiten durch die Bemerkung, daß Beides eben oft dem natürlichen Auge verborgen sei.

Das erste wunderbare Ereigniß in der Schrift Daniels ist Cap. I. sein und seiner drei Genossen gutes körperliches Aussehen, obwohl sie aus Furcht vor Verunreinigung Statt des täglichen Gesatzes an köstlichen Speisen (פַּתְבַּג) und Getränke aus der königlichen Küche, nur Gemüse und Wasser genossen. Man wird zunächst wohl meinen, Daniel habe sich diese Nahrung von Vegetabilien erbeten, eingedenk des Unterschiedes zwischen levitisch-reinen und unreinen Thieren, und besorgend, auch von letzterer Fleische essen zu sollen; allein Hr. *Hävernick* bestimmt als seinen Zweck, er habe den Schein vermeiden wollen und müssen, als ob er *durch den Genuß der Götzen consecrirten Speisen und Getränke an deren Verehrung Theil nehme*. Zwar steht im Texte Vers 8. ausdrücklich, nur, Daniel habe besorgt,

sorgt, אֲשֶׁר לֹא־יִתְגָּאַל בְּפַתְבַּג הַמֶּלֶךְ „er möchte sich verunreinigen (nicht des Götzendienstes verdächtig machen) durch die königliche (Fleisch=) Speise," und es ist noch ein großer Unterschied zwischen Götzendienste und dem Genusse verbotener Speisen, zu welchem noch andere Zeichen, wie Ps. 16, 4. — Nichts weniger als eine treffende Parallele — hinzukommen mußten, um des ersteren zu verdächtigen; allein es galt, von Daniel den Vorwurf übertriebener Asketik abzuwenden, und so mußte der Verdacht des Götzendienstes, den er habe fern von sich halten wollen, in die Stelle hineingebracht werden. Die Beweisführung geht von dem ursprünglich persischen Worte פַּתְבַּג, nach Lorsbach: Götzenspeise, aus, bemerkt dann auch, daß sich diese Bedeutung später im Syrischen in die allgemeinere: Leckerbissen, aufgelöst habe, mag aber nicht berücksichtigen, daß sich in der danielischen Stelle für die Annahme eben dieser allgemeinern Bedeutung in dem Beisatze הַמֶּלֶךְ ein deutlicher Fingerzeig findet, und daß schon das persische pot selbst auch *dilectus*, etwas Liebes (siehe Meninski u. d. W.) bezeichnet. Für die Beziehung auf den Götzendienst wird auch auf die Lectisternien, die man verzehrt habe, hingewiesen, was aber hier gar nicht zur Vergleichung dienen kann, da Daniel sammt den Genossen alltäglich von dem פַּתְבַּג הַמֶּלֶךְ bekommen sollte. Doch dieß nur nebenbei, die eigentliche Lösung wird S. 26 in den Worten gegeben: „Es ist nicht bloß Sitte der Alten (Not. „und zwar können wir uns auf die Abendländer mit vollem Rechte berufen, da, wie Gesenius bemerkt, zu ihnen wahrscheinlich die morgenländische Gewohnheit erst überging"), von dem, was man aß oder trank, Etwas den Göttern darzubringen, und dadurch das Uebrige zu consecriren, sondern man hatte auch eigne *θεοὶ ἐπιτραπέζιοι*, deren Statuen man zu den Gastmählern herbeizog, und als Vorsteher und Beschützer derselben verehrte (vergl. Pitiscus, lexic. antiqq. Roman., To. II, p. 180). Daß dergleichen

Sitte

Sitte in Babylon heimisch war, erhellt aus Dan. 5, 4. (s. d. Anmerk.); daß sie noch späterhin unter den heidnischen Arabern verbreitet war, aus dem Verbote Muhameds, Koran Sur. 2, V. 175 ed. Maracci."

Hier ist vorerst Gesenius Auctorität gemißbraucht, denn dieser redet im Commentare zu Jesaia II. Thl. S. 287 gar nicht davon, daß die Mahlzeiten durch etwas den Göttern davon Gespendetes consecrirt worden seien, — und dieses Consecriren hätte Hr. Hävernick vor Allem beweisen sollen, — sondern er handelt von den Lectisternien, die aus den morgenländischen Religionen vielleicht erst in die abendländischen übergingen; keines Falles möchte aber wohl dieser besonnene Gelehrte geneigt seyn, mit seinem Namen die Willkür zu vertreten, vermöge der Hr. Hävernick Gebräuche des griechischen oder römischen Cultus auf die Babylonier überträgt. Auch die Berufung auf Dan. 5, 4. und die Anmerkungen dazu ist nur ein Scheinbeweis, da nach Hr. Hävernick's eigenen Worten S. 176 bei dem dort beschriebenen Mahle „an große Libationen, Opferschmäuse, heilige Mahlzeiten zu denken ist, das Fest als ein außerordentliches erscheint, und die dabei erwähnten Umstände sich füglich nicht anders, als auf einen ungewöhnlichen, nicht alltäglichen Gebrauch beziehen." Wie hätten also solche Dinge, die auf die tägliche Mahlzeit des babylonischen Königs keinen Bezug haben, Daniel bestimmen können, sich das von Nebukadnezar's Tische täglich ihm Zufallende zu verbitten, um nicht Götzenspeise zu essen? Ja, wollte man auch jene historisch unerwiesene Consecration der täglichen babylonischen Mahlzeiten zugestehen, hätte nicht weiter dargethan werden müssen, daß die dem Daniel zugetheilten Speisen erst wirklich mit auf die Tafel des Königs aufgesetzt, hier den Götzen consecrirt, und dann als übrige Brocken ihm dargereicht worden seien? Und ist nicht ein solches Auftragen unnütz, ja unmöglich gewesen, da

der

der ganze ungeheuere Hofstaat in solcher Weise erhalten wurde, und nach Ktesias, den Hr. Hävernick S. 173 selbst anführt, täglich 15000 Menschen von dem Tische (d. i. den Vorräthen) des persischen Königs speiseten? — Mag man aus dieser einen Probe abnehmen, wie noch an den Erklärer selbst gar viele Fragen gethan werden können, der so gern von der Flachheit der rationalistischen Exegeten redet. — Ueber den Vorfall und das an Daniel und seinen Freunden Geschehene ist das Urtheil des Hrn. Hävernick unentschieden; denn von der einen Seite wird zwar das blühendere Aussehen bei vegetabilischer Kost als etwas nicht eben Ungewöhnliches dargestellt, da (S. 37) „die frühere Gewohnheit, die sonstige Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, Statt deren man sonst bei den Pagen der morgenländischen Höfe die unnatürlichsten Ausschweifungen antrifft (Lüdecke), und andere Umstände den hebräischen Jünglingen aufs Beste zu statten kommen konnten," andern Theils wird es aber als einseitig getadelt, „den Beistand Gottes (doch wohl sein Wunder) zu verkennen." Ob jene Ausschweifungen junger Hofbeamten und deren elendes Aussehen überhaupt so allgemein und mit Recht schon zu Nebukadnezars Zeit angenommen werden dürfe, der nach V. 5 vielmehr auf Leute ohne körperlichen Fehl und schön von Ansehn gehalten hat, mag dahin gestellt bleiben, jeden Falls ist an Daniel, der (S. XXXI) nur das Außerordentliche aufzeichnen wollte, das Wunder vorgegangen, daß levitisch-reine, körperlichem Wohlaussehen weniger förderliche, als andere, aber levitisch-unreine Speisen bei ihm die entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, und daß er schon vorher des dazu nöthigen wunderbaren göttlichen Beistandes, ja seiner Einwirkung innerhalb eines zehntägigen Termins gewiß war. „Fuisset non solertia, sed *temeritas*, si Daniel sibi fabricasset hoc consilium, et non fuisset certior factus a Domino (ex arcana revelatione) de felici eventu." Nach dieser Bemerkung

des

des so hochgepriesenen Calvin konnte es bei einiger Consequenz nicht zweifelhaft seyn, daß hier wirklich eine außerordentliche Begebenheit referirt werde, deren Zweck nach S. XXXI gewesen seyn müßte, die exilirten Hebräer in ihrer Religion, hier in der sorgfältigsten Enthaltung von levitisch-unreinen Speisen, selbst unter äußerlich ungünstigen Umständen, zu stärken, und den Heiden, hier nur den beiden vorgesetzten Höflingen, welche ihrer Dienstverhältnisse halber übrigens über den Vorfall schweigen mußten, Ehrfurcht vor dem Gotte Israels einzuprägen; ein Zweck, der freilich bei der auf natürliche Weise möglichen Erklärbarkeit des Wunders (S. 37) an keinem von beiden Theilen durch dieses Mittel erreicht worden wäre, und der bei Gott und Menschen eine so beschränkte Vorstellung von der Wichtigkeit dieser levitischen Reinigkeit voraussetzt, daß schon das Gebot des Islam in der S. 27 theilweise citirten Stelle des Koran 2, 175. (Maracci) sehr vortheilhaft dagegen absticht: „Gott verbietet euch nur das Verreckte und Blut und Schweinefleich und das, worüber ein anderer Name, als des wahren Gottes angerufen worden. Doch wer nothgedrungen, nicht aus Lust, noch aus Leichtsinne (isset), dem soll es nicht Sünde seyn, Gott ist gnädig, barmherzig."

Die Anmuthung Nebukadnezars an die babylonischen Weisen Cap. II., ihm seinen jüngst gehabten Traum nicht nur zu deuten, sondern auch selbst zu erzählen, und die Drohung, bei ihrem Unvermögen dazu, sie in Stücke zerhauen zu lassen, hatten Theologen vom freien Standpuncte selbst für einen asiatischen Despoten — und Nebukadnezar ist nicht einer der grausamsten — zu unsinnig gefunden, um sie für glaubwürdig zu halten, zumal sich keine Spur zeigt, daß man den Traumdeutern in Babylon, die hier der Prahlerei, Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit bezüchtigt, nicht überwiesen werden, außer der Auslegung der Träume, noch eine Art von Allwissenheit

fenheit beigemessen habe, welche selbst die nicht erzählten Träume kennte. Hr. Hävernick nimmt daran keinen Anstoß, sagt vielmehr S. 60 triumphirend: „Wie ungegründet nunmehr das eben so abgeschmackte (!) und ohne alle Rücksicht auf die morgenländischen Sitten und Eigenthümlichkeiten ausgesprochene und bis zum Ekel wiederholte Gerede von der unsinnigen Tyrannei des Nebuk. (s. Berth. S. 193. Eichhorn Einl. Th. IV. S. 482. 4. Ausgabe u. a.) sei, die gar keine Analogie für sich habe, durchaus nicht denkbar sei u. s. w., brauchen wir nun nicht mehr auseinander zu setzen. Nebuk's sonstige Grausamkeiten gegen die Juden sind bekannt; wer ähnliche aus der persischen Geschichte zu erfahren wünscht, denke nur an die Erzählung von (dem sonst Nichts weniger als unmenschlich grausamen) Darius Hystaspis bei Herod. III, 118; vergl. Brisson., de reg. Pers. princip. l. II. p. 168. Rosenmüll. Handb. d. bibl. Alterthumsk. I, 1. S. 379." Unmöglich kann es Hr. Hävernick mit dieser Parallele ernstlich gemeint haben, oder er hat sie in einer unbewachten Stunde gelesen; denn Herodot erzählt, Darius habe den Intaphernes sammt seinen Söhnen und (männlichen) Verwandten tödten lassen, weil dieser dem königlichen Thorwarte und Meldungsdiener Nasen und Ohren abgeschnitten (hiermit den Herrn selbst beschimpft) hatte, und weil er eine Empörung von ihnen fürchtete; so daß dieses Verfahren zum Theil als Act der Strafgerechtigkeit, zum Theil der Selbsterhaltung, und noch nicht als so grausam, wie das Dan. 6, 25. erscheint, zur Aufklärung des dummen Blutbefehls von Nebukadnezar aber in keiner Weise dienen kann. — Wie übrigens Hr. Hävernick in Betreff dieses Traumes S. 56 gegen die Annahme, daß er dem Nebukadnezar entfallen wäre, argumentiren und, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen, doch selbst S. 62 denselben sagen lassen konnte, er habe den Traum vergessen, überlassen wir ihm selbst zu erklären.

Bei

Bei der Erzählung im dritten Cap. von dem Märtyrerthume der drei Freunde Daniels im feurigen Ofen zeigt sich die hohe Glaubenskraft des Auslegers in ihrer ganzen Stärke. Die drei Soldaten, welche die Gefangenen in den Gluthofen stürzen, büßen ihren Diensteifer mit dem Leben, weil sie sich bei der Execution des Befehls übereilten, also durch eigene Schuld, dann aber gilt auch von ihnen „mit Recht:“ impiorum ministri non raro luunt impietatem dominorum impiorum, und endlich mußten sie brennen, damit Nebukadnezar für sich ein böses Omen darin finde S. 120. Jene Wunder aber, durch welche die drei Juden im Feuer unversehrt erhalten, ihnen inmitten der Flamme athembare Luft zugeführt, und noch dazu ein himmlisches Wesen beigesellt wurde, dieser außerordentliche Aufwand von Mitteln wird hier, wie bei den übrigen Wundergeschichten, nur für den Zweck in Bewegung gesetzt, daß Nebukadnezar, der zwar ein Heide bleibt, ein Mal den Gott der Juden preist und ihn zu lästern verbietet. Lese man hiergegen unbefangen den so hart verunglimpften Bertholdt S. 254 ff., und urtheile dann, auf welcher Seite man in Ungereimtheiten gerathe.

Ungern enthalten wir uns, mit Rücksicht auf die schon überschrittenen Grenzen dieser Anzeige, eines genauern Eingehens auf die Weissagungen im B. Daniel, deren allgemeine Eigenthümlichkeit §. 4. der Einleitung beschreibt, sowie die Gegenbemerkungen gegen die Erklärung des מָשִׁיחַ נָגִיד 9, 25., wobei Hr. Hävernick zwar die Stellen, an welchen רַבִּים als Epitheton dem Substantive vorgesetzt zu seyn scheint, ausführlich zu widerlegen sucht, die andern ungleich wichtigern aber 1 Mos. 17, 14. Jerem. 3, 7. 10. und Gesen. Lehrgb. S. 706 („in andern Stellen sind beide Adjectiva und die Abweichung mehr für uns scheinbar“) gar nicht erwähnt, und ungescheut behauptet, „es ist bekannt, daß das Adjectiv als bloßes Prädicat (Epitheton?) nie seinem Substantive voranstehen

stehen darf;" wo S. 371 die Accente, welche der eignen Erklärung entgegen sind, als nicht normativ herabgesetzt werden, so wie schon S. 307 ein Vorschlag gegen die Versabtheilung gemacht war, da doch S. 325 die Accente als Moment gegen eine gewöhnliche Auslegung mit aufgeführt werden; wo endlich die Zerlegung der 69 Jahrwochen in sieben und zwei und sechzig wahrscheinlich der Feierlichkeit der Rede wegen (!), und weil es so Sitte des Propheten ist vergl. 7, 25. 12, 7., Statt finden soll. Wie würde Hr. Licentiat Hävernick über klägliche Ausflüchte und Flachheit der Erklärung schreien, wenn sich so Etwas bei den verhaßten rationalistischen Auslegern fände, die sich jene getrennten Zahlen sehr genau historisch zu deuten wissen! Sich selbst aber übertrifft unser Exeget in der Auslegung des zwölften Capitels, die wir recht dringend Jeden, welcher sich an dergleichen Dingen erfreut, selbst nachzulesen bitten. — In dem Excurse über die vier Weltmonarchieen wird das römische Reich „der beste Typus für alle irdische Herrschaft im Gegensatz zu dem himmlischen Reiche des Messias," als die letzte Monarchie angenommen, aber für die ihr beigelegten 10 Hörner 7, 8. 24. gesteht Hr. Hävernick, in der römischen Geschichte kein deutliches Erkennungszeichen zu finden, und erwartet mit gläubigem Vertrauen die Auflösung von der Zeit, wo der in Schauen verwandelte Glaube die Hülle unsern Augen entreißen wird. (S. 570). Wir dagegen, die wir in dem vierten Thiere mit großen, eisernen Zähnen und 10 Hörnern Alexander d. Gr. symbolisirt meinen, glauben die Lösung in Curtius X. 10., einer, soviel uns bekannt, noch gar nicht beachteten Stelle, schon gefunden zu haben, in den 10 Feldherren, welche sich in das Reich Alexanders theilten.

In Betreff der Echtheit des Buches werden im fünften Paragraphen der Einleitung die bekannten, allgemeinen Gründe zusammengestellt, der bedeutendste Einwand aber von

der

der Stellung des Buches im Kanon kurz durch die Versicherung abgewiesen, daß keine nach Artaxerxes verfaßte Schrift darin Platz habe, beinahe als ob sich dieß von selbst verstände, und die entgegengesetzte Meinung der gewichtvollsten Kritiker nicht „mit einiger Sicherheit" begründet werden könnte. Die specialern Erweise der Echtheit sind in die Auslegung verflochten, bei welcher nach eigener Versicherung das apologetische Element mit Hauptsorge des Verfs. war. Wie aber diese Vertheidigung geführt sei, zeigen auf eine interessante Weise Stellen wie S. 101 ff. über die Instrumentennamen, deren griechischer Ursprung hinweg demonstrirt werden muß, selbst auf die Gefahr hin, daß man für סוּמְפֹּנְיָה, woraus durch bloße Umschreibung in griechische Buchstaben der griechische Instrumentenname von gut griechischer Etymologie συμφωνια sich ergibt, an סוּף Schilf appelliren, ein ם auf eigene Auctorität einschieben und zwei Bildungssylben am Ende וֹן und יָה anhängen müßte. Das heißt doch am hellen Mittage recht vorsätzlich im Dunkeln umherirren! Eine andere Probe des Etymologisirens lese man S. 100 nach, wo כָּרוֹז mit der Radix קוֹל glücklich zusammengebracht wird. Ueberhaupt ist auch von Seite des Sprachlichen, worauf der Verf. besonders Wichtigkeit zu legen scheint, der Commentar mit Vorsicht zu gebrauchen, und so bestimmten Versicherungen, wie S. 300 „das Wort זַעַם wird überall nur von den die Israeliten treffenden Leiden gebraucht," nicht unbedingt Glauben beizumessen; denn es liegt z. B. hiergegen in Habak. 3, 12. 13. ein schlagender Gegenbeweis, wo es von dem den Israeliten zur Hilfe heranziehenden Jehovah heißt: im Zorn (בְּזַעַם gegen die Chaldäer) durchschreitest du das Land, im Grimm (בְּאַף) zermalmst du Heiden (גּוֹיִם), zur Rettung deines Volks zogst du aus." — Eben so auffallend unrichtig ist S. 115 die Bemerkung zu den Worten צַל קְנֵה בְּרִגְזָם 3, 16. „fälschlich hat man behauptet (Chr. B. Michaelis

chaelis, Bertholdt), daß diese WW. nicht zu verbinden seien, wie schon Theodotion that, da es dann heißen müsse פִּתְגָמָא דְנָה Esra 6, 11. Hier, wo der Nachdruck auf dem Pronomen ruht (דְּנָה talis), ist seine Stellung vor dem Substantiv die einzig mögliche und richtige, wie Dan. 4, 15: דְּנָה חֶלְמָא, einen solchen (schrecklichen, merkwürdigen) Traum — wie auch das hebr. זֶה gebraucht wird, s. Gesen. Lehrgb. S. 706." Hr. Hävernick hat hier nicht einmal den Streitpunct richtig gefaßt, denn es handelt sich nicht darum, ob das Demonstrativum vor oder nach dem Nomen stehen, sondern daß das Nomen determinirt seyn müsse, wenn das vorangehende Demonstrativum damit verbunden werden solle, eine Regel, die eben so im Arabischen (s. de Sacy Gramm. arab. To. II. p. 258.), wie im Hebräischen, (die Stellen in Gesen. Lehrgb. a. a. O. enthalten sämmtlich irgendwie determinirte Nomina) und Chaldäischen, auch Dan. 4, 15., gilt, so daß also die Erklärung von Michaelis und Bertholdt, nicht aber von Hrn. Hävernick, grammatisch richtig ist.

Die citirten arabischen Stellen sind oft so fehlerhaft, wie kaum in einer andern Schrift dieser Tage, gedruckt, und wären vielleicht besser ganz weggelassen worden. Die eine Zeile S. 82 enthält nicht weniger, als fünf, und die zwei Zeilen aus dem Koran S. 154, ohne die verdrehten Dschesm's, sieben Fehler; anderwärts sind diakritische Puncte, Lesezeichen, ähnliche Buchstaben sinnstörend mit einander verwechselt *).

*) Nach diesen Angaben, mögen sich die Leser über die Befähigung des Hrn. Hävernick, eine exegetische Säule der hengstenbergischen Schule zu werden, selbst bilden. Er hat dazu Nichts weiter, als große Anmaßlichkeit bei großem Mangel an Geiste und an Gelehrsamkeit und wird noch viele Jahre lernen müssen, ehe er zu einem Commentator des A. Ts. von nur leidlicher Art wird.

Einzelne Predigten.

Wir können nicht umhin, es für einen guten Gedanken zu halten, daß neuerdings außer der praktischen Prediger-Zeitung von Lommler mehrere Predigt-Archive angelegt wurden, welche in monatlichen Lieferungen einer namhaften Zahl von Einzelpredigten Gelegenheit geben, in einem größeren Lesekreise bekannt zu werden, als dieß bei ganz vereinzelter Erscheinung derselben möglich ist. Das gilt z. B. von den Blättern, welche in dieser Art Hr. Hofdiak. Zimmermann zu Darmstadt unter dem Titel: die Sonntagsfeier, und Hr. Superint. M. Anger zu Blankenhayn unter dem Titel: Archiv der Zeitpredigten herauszugeben angefangen haben. Es ist anzunehmen, daß, wenn sich diese Unternehmungen erhalten oder gar noch vervielfältigen, durch sie auch der Verlegenheit gesteuert wird, welche bei dem Wunsche, sich ein Mal öffentlich zu zeigen, vielen wackern Predigern durch die Ungeneigtheit der Verleger zuwächst, das Wagestück eines oft nur auf das Interesse beschränkter Oertlichkeit berechneten kleinen Verlagsartikels zu übernehmen. Für den Augenblick liegt uns aber noch immer eine bedeutende Menge solcher Einzelpredigten zur Anzeige vor. Eben dieser Menge halber müssen wir aber den schon früher befolgten Grundsatz vesthalten, eine Auswahl unter ihnen zu treffen, welche durch deren innere Vorzüglichkeit oder durch eine ihnen sonst zukommende Beachtungswürdigkeit einen besondern Anspruch darauf haben. In Hinsicht jener erstern Qualität werden es die Leser ganz in der Ordnung finden, wenn wir an die Spitze dieser dermaligen Anzeige folgende zwei stellen:

1) **Predigt zur dritten Jahresfeier der Staatsverfassung des Königreichs Sachsen am 4. Sept. 1834 gehalten und auf Verlangen zum Drucke beför-**

befördert von D. Chr. Fr. v. Ammon, geh. Kirchenrathe u. Oberhofprediger. (26 SS.)

2) Predigt vor dem höchstangeordneten Schlusse des am 27. Jan. 1833 eröffneten Landtages am 30. Oct. 1834. geh. von Ebendemselben. 27 SS.)

Beide Predigten zeugen für die fortwährende Geistesfrische, deren sich der ehrwürdige Verf. auch im höheren Lebensalter erfreut, besonders aber für die große Geschicklichkeit desselben, auch bei oft wiederkehrendem Anlasse solcher Art in Gedanken und Darstellung immer neu zu seyn und bei Erörterung rein bürgerlicher Lebensangelegenheiten den religiösen Gesichtspunct, unter welchen sie der christliche Prediger zu stellen hat, ausschließlich vestzuhalten. Als Frucht hiervon erscheint schon die Wahl des Hauptgedankens, worüber sich die erste Predigt, nach dem trefflich gewählten und benutzten Texte (Apost. Gesch. 17, 26—28), verbreitet: Fruchtbringende Erinnerung an das Göttliche in einem wohlgeordneten Staate, eben so sehr aber auch die alles Niedere auf das Höhere beziehende Ausführung dieses Gedankens. Der Verf. weist darin das Göttliche eines wohlgeordneten Staates oder die höhere und himmlische Abzweckung eines zu gemeinschaftlicher Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlfahrt zwischen einem Volke und seinen Oberhäuptern geschlossenen freien Vereines zunächst Theils in der natürlichen Verbindung eines Volks zu einem Ganzen, Theils in dem Ziele, das ihm darin gesetzt ist, Theils in dem Grunde nach, welchen es darin für seine höhere Bestimmung legen soll, und zeigt dann, daß die Erinnerung daran in sofern fruchtbar werden müsse, als aus derselben achtungsvolle Liebe der Bürger eines Staates unter einander, treue Befolgung der sie gemeinschaftlich verbindenden

Gesetze und ein frommer Aufblick in die höhre Welt folge, in welcher sie den würdigsten Preis ihres bürgerlichen Lebens erwarten dürfen. Mit dieser Angabe sind nun freilich bloß die Materialien bezeichnet, aus denen der Verf. ein durchgängig befriedigendes, wahrhaft rednerisches Kunstwerk bildet; dieses aber könnte auch durch die weitläufigste Anzeige den Lesern nicht anschaulich gemacht werden, weil es Jeder zu diesem Behufe in seiner hohen Vollendung und Gleichmäßigkeit vor seinem eigenen Blicke vorübergehen lassen muß. Wir wissen wohl, daß die homiletischen Leistungen des Verfs. und die jetzigen vielleicht noch mehr, als seine frühern, denkende Leser und Hörer voraussetzen, welche in die feinsten wörtlichen Andeutungen die rechte sachliche Beziehung zu legen verstehen. Aber das rechnen wir ihnen bei aller Achtung gegen die Foderungen einer edlen Kanzel-Popularität nicht zum Fehler an, weil wir wissen, daß diese Forderungen keine unbedingte Allgemeinheit haben, daß das Mehr oder Weniger der Popularität selbst etwas sehr Streitiges ist, daß das höher Gehaltene eines Kanzelvortrags, wenn es nicht in abstrusen Gedankenwirrwarr und verzierte Sprachkünstelei überschweift, auch für den weniger denkenden Hörer höchst anregend und bildend ist, und daß der große Christenhaufe mit Predigern, welche ihm ganz mundrecht zu werden suchen, im Allgemeinen doch weit reichlicher versehen ist, als derjenige Hörerkreis, in welchem sich die Ehrfurcht gegen die Religion nur dadurch erhalten oder wecken läßt, daß man ihm die Wahrheiten und Gebote derselben als goldene Aepfel in silbernen Schaalen darreicht. Daß aber der Verf. gerade dieß so recht verstehe, zeigt er auch in diesem Vortrage und man kann keine Stelle desselben nennen, wo sich, wie bei manchen überreizten geistlichen Prunkrednern dieser Zeit, der nur einigermaßen Gebildete fragen dürfte: was er eigentlich gewollt habe? Jeder Hörer solcher Art versteht es und fühlt sich dadurch gehoben, wenn es z. B. in der letzten

Unter-

Unterabtheilung des Ganzen Behufs der Hinweisung vom Irdischen auf das Himmlische heißt: „Tretet nur an das Lager des Armen, Dürftigen und Leidenden; er freut sich des reichen Lohnes seines Fleißes und seiner Redlichkeit, weil er hier auf Erden die Schranken des Mangels und unverschuldeter Entbehrung nicht überschreiten konnte. Werfet einen Blick auf den scheidenden Bürger, der bisher sicher in seinem Geschäffte, in seinem Amte und Rechte lebte, das irdische Bürgerrecht mit allen seinen Würden und Vorzügen ist bald für ihn erloschen und er muß nun ernstlich fragen, ob sein Name im Himmel angeschrieben sei? Nähert euch dem Reichen, dem Vornehmen und Gewaltigen in seinen letzten Lebensstunden; der lange Wahn des Stolzes, der Sicherheit und der Erdenlust verschwindet, wie ein Traum, und eine neue Ordnung des Werthes und der Herrlichkeit stellt sich der ängstlich harrenden Seele als entscheidend für ihr künftiges Schicksal dar. Würden wir nun nicht unendlich zu beklagen seyn, wenn wir dieses nahe Ziel unserer Pilgrimschaft aus den Augen verlören, dieweil wir noch auf dem Wege sind; wenn wir für die gegenwärtige Reiseordnung unserer kurzen Wanderschaft einen andern Maßstab hätten, als den ihrer geraden Richtung zum höhern Vaterlande; wenn wir vergäßen, daß sich die weisesten Gesetzgeber, die edelsten Richter, die tugendhaftesten Bürger aller wohlgeordneten Staaten immer nur als Führer und Begleiter ihrer Zeitgenossen zu diesen Wohnungen des Friedens betrachteten und daß wir selbst bald darüber werden Rechenschaft geben müssen, ob ihr erleuchteter frommer Sinn auch der unsrige war?" u. s. w. — Das bisher Bemerkte gilt auch von der zweiten Predigt, welche es mit einer: Prüfenden Uebersicht der stufenweisen Umgestaltung des öffentlichen Lebens in Sachsen zu thun hat und dabei das unabweisliche Bedürfniß, die Rechtlichkeit, die Sittlichkeit derselben und die fromme Hoffnung in

Rück-

Rücksicht nimmt, daß sie der Himmel in ihrem Fortgange segnen und beglücken werde. In der edelsten Ausdrucksweise läßt hier der Verf. die Gegenstände, mit denen es der lange sächsische Landtag zu thun hatte und die Resultate der darüber gepflogenen Berathung vor den Hörern vorübergehen, ohne dabei dunkel und unverständlich zu werden. „Es ruhten, spricht er im ersten Theile mit Bezug auf die alte sächsische Verfassung, nicht nur auf dem Grundbesitze, sondern auch auf der Persönlichkeit der Menschen mancherlei Dienste und Lasten; die im Mittelalter gewöhnliche Absonderung des Volkes in Herren und Knechte hatte auch die Ertheilung gewisser Freiheiten und Vorrechte von der einen, so wie von der andern (Seite) die Ueberbürdung einzelner Gemeinen und Stände zur Folge; in den hausväterlichen und ehelichen Verhältnissen war die allgemeine Forderung des Rechtes von der besondern Religionspflicht noch nicht geschieden, der innere Haushalt des Staates war zwar weise geregelt und in dem langjährigen Besitze des öffentlichen Vertrauens, aber er verlor sich doch in einer geheimnißvollen Dunkelheit, die sich mehr mit der wandelbaren Klugheit, als mit dem klaren und unveränderlichen Rechte verträgt und eben daher auch wiederholte Klagen und Beschwerden begünstigte, wie wenig sie auch in der Sache selbst begründet waren" ff. — „Welches Urtheil, heißt es dann im dritten Theile, oder welche Meinung aber auch über den Erfolg der Berathungen (darüber) hervortreten mag, so können doch gewiß Alle, die an der bisherigen Umgestaltung unseres öffentlichen Lebens Theil nahmen, das ihnen anvertraute Geschäfft mit dem erhebenden Bewußtseyn endigen, daß sie ihrem Berufe die ihnen zu Gebote stehende, volle Kraft gewidmet, jede Klage und Beschwerde gewissenhaft geprüft, daß sie Niemanden absichtlich wehe gethan, einen klar durchdachten und immer auf die Wohlfahrt des Ganzen berechneten Plan beharrlich vestgehalten und die Durchführung desselben, soweit es die gegen-

gegenwärtigen Verhältnisse gestatteten, mit innigem Wohlwollen gegen ihr Mitbürger geordnet und vorbereitet haben. Wer aber Liebe säet, der darf auch hoffen, früher oder später Liebe zu ärnten. Der Acker des Vaterlandes ist neu gepflügt, die Saat des Rechts bestellt und guter Same reichlich ausgestreut; auf Gottes Fluren kann kein reines und edles Korn der Wahrheit verloren gehen; es wird keimen, fröhlich aufsprießen, gedeihen und Früchte bringen in Geduld." — Diese Vortragsweise leistet allen Forderungen Gnüge, welche das Gefühl selbst des weniger Gebildeten bei religiöser Betrachtung weltlicher Angelegenheiten fordert und trägt damit ihre Bewährung in sich selbst. Möge sie daher keiner andern weichen, welche entweder durch gemeine Plattheit oder affectirte Pretiosität zu unvermeidlicher Entweihung der Stätte führt, wo das Heilige und Würdige seinen eigenthümlichen Wohnsitz hat! — Im Ganzen herrscht dieselbe auch in folgenden 2 Vorträgen ähnlichen Inhalts vor:

3) Predigt am Constitutions= (Verfassungs=) Feste am 4. Sept. 1834 beim akademischen Frühgottesdienste in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von M. Rob. Otto Gilbert, Vesperpred. an d. Univ. K. — Leipzig, bei Berger. 24 SS. — und

4) Predigt zum Gedächtnisse des für Braunschweig stets denkwürdigen 10. Sept. 1830 vor der in der Brüderkirche versammelten Bürgergarde geh. von G. R. P. Hessenmüller, Past. zu St. Ulrici. — Braunschweig, bei Meyer. 14 SS. —

Hr. M. Gilbert fordert seine Zuhörer zu einer edeln Theilnahme an der Verfassung des sächsischen Volkes auf

auf und sucht eben das Edle, das von gemeiner Ansicht und Leidenschaft Freie in dieser Theilnahme durch scharfe und bestimmte Gegensätze hervorzuheben. Nur dann, spricht er, waltet es darin vor, wenn wir die Verfassung betrachten: nicht nur als eine Frucht der Zeit, sondern auch (als das Werk) eines die Wünsche der Zeit beachtenden Willens; nicht nur als eine Zuchtruthe (Zähmerin) menschlicher Leidenschaft durch die Stimme der Oeffentlichkeit in ihr, sondern auch als eine Pflegerin edler Gesinnung und That; nicht nur als eine Zeugin unvollkommener und unzulänglicher, sondern vielmehr fortschreitender Einsicht und Kraft; und endlich als eine Verbeßrerin, welche ihre Sorge nicht nur den bürgerlichen Verhältnissen zuwenden, sondern vor Allem das ewige Heil sittlicher und vernünftiger Naturen befördern soll, (warum nicht einfacher, als eine Veranstaltung, welche nicht nur d. b. V. unseres Volkes verbessern, sondern auch d. e. H. vernünftig-sittlicher Wesen fördern soll?). Ungeachtet nun der Verf. auch vor seinem Zuhörerkreise über dieß Alles in sehr gehobener Rede sprechen konnte, dünkt es uns doch, daß er sich dabei zu sehr im Allgemeinen hielt und das Streben nach concreter Anschaulichkeit vernachlässigte, so daß die an sich trefflichen Gedanken, die er mittheilt, wenigstens nicht durchgängig allgemeine Ansprache finden. Auch ist es Schade, daß er von seinem schönen Texte (Matth. 16, 1. 2. 3.) bloß in dem Uebergange, sonst aber nirgends Gebrauch machte und es auch wohl dem Ganzen Etwas an biblischem Geiste fehlen ließ. Gleichwohl zeigt sein Vortrag von einem nicht gemeinen homiletischen Talente und läßt nach Anlage und Ausführung späterhin viel Ausgezeichnetes von ihm erwarten. Schon hier ist Vieles der Art namhaft zu machen, z. B. im letzten Theile, wo der Verf. von dem sittlichen Einflusse der Verfassung spricht. „Sie ist, sagt er da, die Verfassung eines christlichen Staates, und die unter ihr leben, sind Erlöste des Herrn. Darum

soll

soll auch sie gläubig hinschauen (sorgfältig Rücksicht nehmen,) auf die Kirche Christi und den Zweck der Kirche; Kinder Gottes zu bilden, soll auch ihr letzter Zweck seyn. Ihrer und unserer unwürdig wäre unsere Theilnahme an ihr und unsere Hoffnung auf sie, wenn wir Nichts von ihr erwarteten als bürgerliches Wohl und zeitliches Gut. Denn was hälfe es, wenn sie die, welche arm sind an irdischem Gute, reichlich nährte; aber darben ließe, die da arm sind am Geiste? wenn sie alle Quellen des Gewerbes zu öffnen verstände, aber die Kunst, die durch das Gefühl, die Wissenschaft, die durch das Schauen (die Erkenntniß), und die Religion, die durch den Glauben zu Gott führt, verkümmern ließe? Ja, was hälfe es ihr und uns, wenn sie pflanzte und baute, verbesserte und verschönerte, aber die Schule übersähe, daß sie die Kindlein nicht aufnehmen könnte, denen doch der Herr selbst nicht wehrte zu ihm zu kommen, und wenn sie den Staat noch so frei machte, aber die Kirche, die nur Dienerin Gottes seyn soll, herabwürdigte zur Knechtin der Menschen?" —

Hr. Past. Hessenmüller hatte bei der kirchlichen Feier des für Braunschweig so verhängnißvollen 10. Septbrs. eine schwierigere Aufgabe zu lösen, weil es der Erinnerung an Böses und Gutes zugleich galt; aber er löste sie mit Gewandtheit und Geschicke. Er weist zu einer würdigen Feier dieses wichtigen Tages seine Zuhörer auf die Beherzigung der Lehren, welche die Vergangenheit predigte, auf das Gelübde, der Gegenwart alle Kraft zu weihen und auf ein vestes Gottvertrauen für die Zukunft hin. Das erste Moment wollte der Natur der Sache nach mit der meisten Umsicht behandelt seyn; und das bewerkstelligte der Verf. dadurch, daß er zwar nicht verhehlt, wie Großes ein kräftiger Gemeinsinn vermöge, aber auch fühlbar macht, daß es doch kein größeres Glück gebe, als Ruhe und Friede und daß Nichts erfreulicher sei, als ein inniges

Verhältniß zwischen Fürst und Volk. Hier findet sich unter Anderem die schöne Stelle: „denket zurück an jene sturmbewegte Zeit, an die Gewitterschwüle, welche auf Stadt und Land ruhete, ehe jene Ereignisse reiften; an die Spannung der Gemüther, welche mit jedem Tage und zuletzt mit jeder Stunde wuchs; denket an jene Nacht, in welcher die Leidenschaft ihre Bahn mit Flammen zeichnete, in welcher unserem Eigenthume, unserer Stadt, unserem Leben Gefahr drohete, in welcher tausend Zündstoffe begierig auf den Funken warteten, der ihre erschütternde Gewalt nach allen Seiten hin verbreiten sollte. Damals waren Ruhe und Frieden geschwunden, diese Bedingungen eines glücklichen Lebens. Da nahete, wie der Sonne Segensauge plötzlich die Wetterwolke durchblitzt, der letzte Spross des tausendjährigen Stammes, die Friedenspalme in der Rechten, und es schwieg die Leidenschaft, die Ruhe kehrte wieder und wir empfanden tief die Segnungen eines geregelten, geordneten Zustandes. Lasset das uns heute bedenken, damit wir sie zu schätzen wissen, damit in ihrem stillen Schooße die Wissenschaft gedeihe, die Kunst aufblühe und den Werkstätten der fleißige Verkehr nicht fehle." Da, wo der Fürsten Braunschweigs und des Verhältnisses derselben zu ihrem Volke gedacht wird, beseitigt der Verf. die widrige Erinnerung an den Einen und Wohlbekannten derselben mit feinem Tacte. „Lasset mich, spricht er, schweigen von jener Zeit, in welcher die Liebe zu dem nun so unglücklichen Fürsten stückweise aus unserem Herzen gerissen wurde und in welcher alles Vertrauen wich. Lasset mich lieber jene Zeit zurückrufen, in welcher Herzog Wilhelms Ankunft dieses Band wieder anknüpfte mit neuer Innigkeit!" — Im zweiten Theile gibt der Verf. der kirchlichen Feier des denkwürdigen Tages eine praktische Richtung durch kräftige Mahnungen zum Streben nach dem Besserwerden im eigenen Herzen, in den Häusern und Familien und in Stadt und Land. „Wo du Unheil nahen

hen siehest, heißt es hier, da warne; wo du einen nützlichen Plan weißt, da rede; wo du den Nächsten arbeiten siehst am edlen Werke, da hilf; wo du Verrath fürchtest, da wache; wo du des Irrthums Finsterniß schauest, da setze dein Licht nicht unter den Scheffel; wo in deiner Nähe die Leidenschaft aufbrauset, da besänftige; wo es dem Wohle des Vaterlandes gilt, da rede frei nach deiner besten Ueberzeugung; wo dir Hindernisse in den Weg treten, wo drückende Verhältnisse deine Kraft hemmen und deine Begeisterung lähmen, da dulde und schweige. In diesem Grabesschweigen liegt auch eine sittliche Kraft, oft eine größere, als wenn du redetest." — Nicht minder ansprechend ist der Inhalt des dritten Theiles und so das Ganze ein ehrender Beweis von Hrn. Hessenmüllers geistlichen Rednergaben. — Aus dem Gebiete der Politik führen uns die Verff. nachstehender Predigten in das Gebiet des Kirchlichen über:

5) Zwei Predigten in Beziehung auf die mystisch-pietistischen Umtriebe unserer Zeit, gehalten von L. Volkhausen, Pred. zu Wüsten im Lippischen. Lemgo, b. Meyer 1834. 36 SS.

6) Zwei Predigten, nebst einem Vorworte, worin von Verpflichtung auf symbolische Bücher und Aehnlichem die Rede ist. Von J. G. Wilfarth, Past. zu Dabergotz b. Neu-Ruppin. — Neustrelitz, b. Dümmler 1834. 25 SS.

7) Eine Predigt am Reformationsfeste 1834, an welchem zugleich das 300jährige Jubelfest der durch Luther verdeutschten Bibel gefeiert wurde, von D. Chr. Zeh, Gener. Sup. Cons.

R. und

R. und Hofpred. zu Rudolstadt. — Das. bei Fröbel. 16 SS.

Die auf dem Titel angegebene Abzweckung der ersten zwei Predigten erhält in einem Vorworte und in einigen beigefügten Anmerkungen die nähere Bestimmung, daß es der Verf. für Pflicht erachtet habe, die „seit einigen Jahren in Deutschland und auch in seiner Nähe sich so sehr vermehrenden mystisch-pietistischen Umtriebe, — welche durch irgend eine kirchliche Propaganda angeschürt und geleitet würden" — um so kräftiger zu bekämpfen, da ein ehedem höchst unsittlicher, späterhin aber frömmelnder Hr. v. Schirsky (welcher zuletzt im Gefängnisse starb, wohin ihn sein Versuch, die Predigt eines Geistlichen durch eine Rede vor dem Altare zu stören, gebracht hatte) Alles aufgeboten habe, auch in seiner Gemeinde kirchlichen Unfrieden zu stiften. Bei dieser Bekämpfung geht er aber so zu Werke, daß er in einfach klarer und herzlicher Weise in der ersten Predigt den Satz aufstellt (Matth. 23, 8.): Einer ist euer Meister, Christus, und ihn dahin erläutert: daß eben nur Er der untrüglichste Lehrer der religiösen Wahrheit, der sicherste Führer auf dem Wege der Tugend und der zuverlässigste Tröster und Heils- und Gnadenbringer sei, von dem man sich freventlich lossage, wenn man in diesem Bezuge sein Heil bei irrenden, gleißnerischen und trüglichen Menschen suche, die sich ihm gleich oder noch über ihn zu setzen bemüht wären. — In der zweiten Predigt unterzieht sich der Verf. einer näheren Charakteristik solcher Menschen, besonders von Seiten ihres scheinheiligen Wesens, indem er (nach Matth. 5, 20) den großen Unterschied zwischen der pharisäischen und der christlichen Gerechtigkeit (in Bezug auf Gott, sich selbst und Andern) auseinandersetzt und angemessene praktische Folgerungen daraus herleitet. „Seid vorsichtig, spricht er hier, in Hinsicht der herumziehenden unberufenen Lehrer (Matth.

(Matth. 23, 13—15.), die sich für Freunde und Brüder ausgeben, oft aber Feinde und Widersacher des wahren Christenthums sind und umhergehen wie brüllende Löwen und suchen, wen sie verschlingen, damit ihr von ihnen nicht hintergangen und irregeleitet werdet. Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, ob sie Gott und Christum recht erkennen und das wahre Christenthum verstehen. Prüfet sie aber nicht für euch selbst, nach euern einseitigen Ansichten und Vorurtheilen, sondern prüfet sie nach Gottes Worte und nach den Lehren derjenigen, die Christum und seine Gerechtigkeit predigen. Findet ihr aber, daß sie Irrlehren ausstreuen und euch von dem wahren Christenthume und der christlichen Gerechtigkeit abwendig machen, Nacht und Finsterniß wiederum verbreiten und äußeres Ceremonieenwerk wieder einführen wollen: da kämpfet auch wider sie und weiset sie entschieden von euch zurück; da sprechet zu ihnen, wie Jesus einst zu Petrus sprach, als er ihn zu Etwas, was gegen Gottes-Willen war, verleiten wollte: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Machet sie nie zum Herrn über euern Glauben und euer Herz; denn das Herz und die Herzensangelegenheiten sind uns das Heiligste, was wir haben, und damit stehen und fallen wir nicht Menschen, sondern dem Einen Herrn, der allein seligmachen und verdammen kann!" — Man kann dem erleuchteten und wohlmeinenden Verf. von Herzen wünschen, daß sein Wort eine gute Statt gefunden haben möge, indem ja doch Lehre und Unterricht, vom Geiste des echten Christenthums durchdrungen, die einzige angemessene Waffe gegen das Reich der Finsterniß ist, womit uns unsere protestantischen Jesuiten bedrohen. Wollte man das da, wo es vornehmlich Noth thut, begreifen, so würde es nicht zu Auftritten des religiösen Fanatismus in Zeiten kommen, die sich derselben vor allen andern zu schämen haben. — Auch der Verf. von Nr. 6. handhabt diese Waffe beson-

besonders in der ersten Predigt, wo er nach Matth. 11: auf die Fragen christlicher Religionslehrer an ihre Gemeinden über Jesum Christum die Antwort gibt: daß dieser bei seinem erklärten Widerwillen gegen die Wundersucht seines Volks weniger für einen Wunderthäter, als für einen Wohlthäter seiner Brüder gelten wollte; daß er nicht die Absicht hatte, die Menschen im Irdischen zu beglücken, sondern sie geistig zu beseligen; daß er wohl darauf ausging, sie von der Sünde zu erlösen, nicht aber darauf, durch Tilgung der Sündenstrafe zum Sündendiener für sie zu werden. Mit Recht macht er den letzten Punct als einen der wichtigsten geltend und wirft daher in einer Anmerkung die Frage auf: ob man wohl Trotz alles Rühmens, das jetzt von dem wiedererwachten „kirchlichen Sinne und religiösen Bedürfnisse gemacht werde," der immer weiter um sich greifenden Unsittlichkeit zu steuern hoffen könne, wenn man der Menge immer zurufe: „Christus hat an deiner Statt alle Strafen deiner Sünden gelitten," nicht aber: „du mußt selbst für deine Sünden büßen?" — In der zweiten Predigt über Joh. 1, 19. ff. schärft der Verf. die Pflicht der unbedingtesten Wahrheitsliebe ein und verwirft jede mit dem verführerischen Namen der Nothlüge bemäntelte Abweichung von derselben. Im Allgemeinen werden ihm alle Freunde der Wahrheit beipflichten, aber auch gestehen, daß in einer Predigt eine erschöpfende Veststellung dieses selbst unter den Moralphilosophen noch sehr streitigen Gegenstandes nicht gegeben werden könne. Auch das dürfte dazu nicht ausreichen, was der Verf. in dem Vorworte darüber beibringt und was ihn der Gedankenverwandtschaft halber auf die Frage führt: ob es nicht Lüge und Heuchelei sei, wenn der christliche Geistliche Glaubenslehren vortrage, an deren Wahrheit er selbst nicht glaube, und ob man diese Lüge und Heuchelei nicht befördere, wenn man unbedingte symbolische Lehrvorschriften aufstelle oder „Liturgieen

und

und Agenden zwangsmäßig einführe, in welchen Lehren ausgedrückt und absichtlich stark hervorgehoben sind, die von Jeher unter den Theologen und Geistlichen streitig waren, von welchen es also auch gewiß ist, daß nicht alle Geistliche sie glauben, sie für evangelisch-christliche Wahrheit halten, sondern Viele sie entschieden verwerfen?" Die „gründliche, umsichtige und allseitige" Antwort, welche der Verf. darauf gegeben zu sehen wünscht, ist schon längst gegeben und die „christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit," die nur in der entschiedenen Lehre des Einen Meisters ihre Schranke und Regel hat, hat neuerdings so beredte Vertheidiger gefunden, daß der Vf. kaum nöthig hatte, die Sache zu erneuter Discussion zu empfehlen. Auch hier weiß man recht gut, was Recht ist, will aber nicht darnach thun. — Der Verf. von Nr. 7. benutzte das Reformationsfest vom J. 1834 zu der Ermahnung: Vest an Luthers Geiste zu halten, indem er diesen Geist erst schilderte (als den Geist der Wahrheit und des frommen Muthes), dann aber die Gründe angab, warum er nicht aufgegeben werden dürfe. Das Ganze ist nach Inhalte und Form ein kräftiges Wort zu seiner Zeit und macht der Gesinnung, wie dem Rednertalente des Verfs. Ehre. Er läßt dem großen Reformator und seinen Verdiensten, besonders auch in Hinsicht der Verdeutschung der Bibel, die verdiente Gerechtigkeit widerfahren, will aber die Verehrung desselben nicht bis zur götzendienerischen Anhänglichkeit an sein Wort getrieben wissen. „Ist, spricht er, Licht das eigentliche Lebenselement unserer Kirche, wiederkehrende Finsterniß ihr Tod; ist das Streben, fortzuschreiten, sich immer neu zu gestalten und jung und kräftig zu erhalten, unserer Kirche so wesentlich und unentbehrlich, als der katholischen ihr Stillestand; ist Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit die Krone, die unsere Kirche vesthalten muß, wenn sie nicht undankbar gegen ihre Helden seyn will, die diese Krone nach langen, schweren Kämpfen errungen

haben:

haben: so ist auch erwiesen, daß der Geist der Wahrheit, des Denkens, Prüfens und Forschens, der unsern Luther erfüllte und der allein in der geistigen Welt Regsamkeit und frisches Leben erhält und Geistesknechtschaft verhütet, unserer Kirche bleiben und jeder echte Protestant Kraft dieses Geistes ein Nachfolger Luthers werden muß." Den Geist des Muthes, der Luthern beseelte, empfiehlt der Verf. als etwas Unentbehrliches für die jetzige Zeit mit folgenden Worten: „der Kampf für evangelische Wahrheit und Freiheit — muß fortgesetzt werden nicht etwa bloß gegen diejenigen, welche die Trennung unserer Kirche von der päpstlichen für einen frevelhaften Abfall halten und uns als Ketzer fort und fort verachten und verdammen, sondern auch gegen diejenigen Glieder unserer Kirche, die als Unfreie mitten unter den Freien stehen und uns gern wieder unter das Joch dunkler Menschensatzungen und unhaltbarer, in der heil. Schrift nicht begründeter, ja derselben widersprechender Glaubensmeinungen gefangen nehmen möchten; die den Strom der heil. Wissenschaft eindämmen, während jede andere freien Lauf hat, den freien Menschengeist aufs Neue in Fesseln schlagen und, indem sie an Luthers Buchstaben und Worten knechtisch hangen, uns nicht zu Nachfolgern, sondern zu blinden Nachbetern Luthers machen wollen. — Muth aber gehört noch immer zu diesem Kampfe. Denn drohen uns auch nicht mehr Acht und Bannfluch, Kerker und Scheiterhaufen: so ist doch auch in unsern Tagen Verkennung, Anfeindung, Schmähung, Lästerung und Verfolgung gar oft das Loos dessen, dem die Wahrheit über Alles geht, der den blinden Buchstabenglauben für entehrend hält und die Vernunft zur Führerin nimmt im Gebiete des Glaubens." Da, wo der Verf. der durch Luthern verdeutschten Bibel erwähnt, sagt er: „Luther konnte, nur von den unzureichenden Mitteln seiner Zeit unterstützt und hie und da beschränkt durch Glaubensansichten, von denen er, auch ein Sohn seiner Zeit, damals noch befangen war, nicht überall

den

den Sinn des Urtextes ganz treu und deutlich wiedergeben, nicht jedes Wort und jede Stelle der Bibel vollkommen richtig übersetzen." — Darum, setzt er weiterhin hinzu, muß, wie das Lesen der heil. Schrift jedem Protestanten freisteht, ebenso die Schriftforschung, wie jede andere, frei seyn und bleiben. Jeder protestantische Geistliche muß ein Schriftgelehrter im rechten Sinne des Wortes seyn d. h. in seinem Suchen und Finden in der heil. Schrift nicht von vorgefaßten Meinungen und Ansichten, noch weniger von kecker Neuerungssucht, sondern nur vom heiligen Geiste der Wahrheit sich treiben und leiten lassen!" — Möchte man doch diesen Glauben bei Allen finden, welche in der protestantischen Kirche den amtlichen Standpunct des Verfs. einnehmen! Wie ganz anders würde es dann um ihre Angelegenheiten stehen, als es jetzt leider der Fall ist! — Zum Schlusse gedenken wir noch zweier Gelegenheitspredigten, welche zwar ihrem Inhalte nach sehr verschieden sind, aber in Form und Ausführung gleichen Beifall verdienen.

8) Synodalpredigt, vor ꝛc. D. Dräseke über den vorgeschriebenen (?) Text: 1 Kor. 11, 1. am 15. Jul. 1833 in der Kirche zu Heldrungen gehalten von Georg Zetzsche, Diak. zu Cölleda. Leipzig, bei Friese. 1834. 17 SS.

9) Eine Predigt über Ps. 37, 3: Warum handelt der tadelnswerth, der sein Vaterland freiwillig als Auswanderer verläßt. Weißensee, bei Häßler und Leipzig, bei Friese. 1834. — 14 SS.

Hr. Diak. Zetzsche machte für den Zweck einer Synodalpredigt von seinem Texte die natürlichste Anwendung, die sich

sich machen ließ, und stellte den Apostel Paulus, als das nachahmenswürdigste Vorbild eines christlichen Seelsorgers dar. Er wies dabei hin auf den lebendigen Glauben desselben an den Gottgesandten, auf seine eifrige Verkündigung des Evangeliums und auf seinen Wandel nach Jesu Geist' und Sinne. Die beiden ersten Puncte führte er befriedigend aus, bei der Ausführung des dritten nahm er aber bloß auf den Geist der Liebe Rücksicht, welche das Verhalten des Apostels durchdrang, ohne die übrige sittliche Gediegenheit desselben mit hervorzuheben. Seine Darstellung ist klar, edel, kräftig und würdevoll und das Ganze macht einen wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth. „Klar und wahr, spricht er im zweiten Theile, wie es Paulus gethan, soll der christliche Prediger sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, damit sie erkennen, was da sei der gute, der wohlgefällige, der vollkommene Gotteswille. Licht soll es durch ihn werden in der Seele des Zweiflers, damit er den Schild des Glaubens ergreife; Licht auf dem Wege des Irrenden, damit er das Kleinod der Gerechtigkeit finde; Licht in dem Herzen des Trauernden, damit er sich an den Anker der Hoffnung halte. Dieß strahlende Himmelslicht aber kann nur angezündet werden an der Sonne des reinen Evangeliums und darum soll der evangelische Prediger, um menschlicher Satzungen willen, nicht drehen noch deuteln am einfachen Christusworte, noch auch über dem tödtenden Buchstaben den lebendig machenden Geist vergessen. Dann nur wird seine Rede nicht seyn ein äußeres Formel- und Bekenntnißwerk, sondern der Mund wird von dem übergehen, weß das Herz voll ist." — Oertliche Veranlassungen mochten den ungenannten Verf. der letzten Predigt bestimmen, die leichtsinnige Auswanderungssucht von ihrer tadelnswerthen Seite darzustellen; wenn er aber seinen Namen etwa deßhalb verschwieg, weil dieser Gegenstand bisher wohl noch selten förmlich zur Sprache gebracht wurde, so handelte er nicht Recht daran, denn

denn die Stimme der Religion darf, soll und muß jede Thorheit der Zeit in's rechte Licht stellen, zumal wenn von derselben nicht nur so viel leibliches, sondern auch geistiges Wohl und Wehe abhängt, wie in diesem Falle. Darum hat denn der Verf. unter den tadelnswerthen Seiten jener Sucht (der Auswanderer handelt unnatürlich als Mensch, undankbar als Staatsbürger, thörigt als Haushalter der mancherlei Gnade Gottes) mit Recht auch die berücksichtigt, daß er als Christ sorglos zu Werke gehe. Hier führt er ihm zu Gemüthe, daß, wenn sich auch in jenem fremden Lande, nach dem er wandert, der Tempel der Natur vor ihm aufthue und das Sternenzelt als Decke des Heiligthumes über seinem Haupte wölbe," er doch gar bald die „Sehnsucht nach dem Gotteshause seiner Heimath empfinden werde, an das ihn so viel liebe und theuere Erinnerungen knüpfen" und daß, „wenn ihn keine Kirche an den Gottesdienst mahne, er unter den Sorgen und Mühen des Lebens gar leicht den Tag des Herrn vergessen könne, an dem ihn sonst der fromme Christenglaube in das Heiligthum rief." Eben so wahr setzt der Verf. hinzu: „Und habet ihr denn noch außerdem bedacht, daß euere Kinder des Unterrichtes bedürfen; daß es heilige Aelternpflicht ist, für die Bildung und Veredlung derselben zu sorgen und vor allen Dingen darauf hinzuwirken, daß sie aufwachsen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn? Habet ihr bedacht, daß es dort, wo ihr euere neuen Wohnungen zu begründen gedenkt, an Nichts mehr, als an Allem fehlt, was zum Unterrichte nöthig ist? ec." Diese Erwägungen hätten in Bezug auf die logische Anordnung des Ganzen ihrer Wichtigkeit halber wohl die letzte Stelle einnehmen sollen, nicht aber diejenigen, welche sich auf das Dahingeben einer glücklichen Lage in civilisirten Ländern gegen eine beschwerliche in uncivilisirten beziehen und hier mit dem sehr unbestimmten Ausdrucke des: Thörigthandelns als Haushälter der mancherlei Gnade Gottes bezeichnet werden. —

Endlich müssen wir hier noch als eine seltene homiletische Merkwürdigkeit zur Erwähnung bringen:

10) Predigt, über Lucä 12, 49. 50. mit Beziehung auf die Separation der Lutheraner von der unirten Kirche im akademischen Gottesdienste der Universität Halle, gehalten von D. A. Tholuck. Halle, bei Anton. 1835. 31 SS.

Die Dienstentlassung des Hrn. Prof. Dr. Guerike, die durch dessen aufrührerische Widersetzlichkeit gegen alle kirchliche Ordnung und durch sein fanatisches Eifern für den lutherischen Buchstaben in der Abendmahlslehre herbeigeführt worden war, hat das Halten und den Abdruck dieser Predigt veranlaßt. Der Hr. Verf. zeigt nach Anleitung seines Textes: ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden rc.; 1) was das für ein Feuer sei, welches Christus angezündet zu sehen verlangt? 2) ob das Feuer, welches gegenwärtig in der evangelischen Kirche entbrannt ist, zu dem Feuer, welches Christus angezündet zu sehen verlangt, gehöre? Im ersten Theile wird gezeigt, daß, die Beschaffenheit dieses Feuers anlangend, der Sohn Gottes ein belebendes Feuer nur für das sei, was sich ihm hingibt, ein verzehrendes Feuer aber für das, was ihm widersteht, seinem Ursprunge nach sei aber das in Rede genommene Feuer ein Liebesfeuer. Die Frage, deren Beantwortung den zweiten Theil ausmacht, wird aus folgenden Gründen verneint, a) weil dem Feuer der sich jetzt von der unirten Kirche trennenden Lutheraner das Licht fehle, indem es diejenige Wahrheit zum Kern' und Sterne des ganzen Evangel. mache, die es nicht ist, b) weil es in der Lehre vom heiligen Mahle selbst das zum Kern' und Sterne mache, was es doch nicht seyn kann (die Fassung der Darreichungsworte): c) weil unter diesen lutherischen Eife-

Eiferern nur Etliche deutlich wissen, was sie sagen und setzen; diesen ziehe ein großer Schwarm nach, den nichts Anderes treibe, als die Anhänglichkeit an das Hergebrachte. Unbemerkt wird jedoch nicht gelassen, daß sich in jenes blinde Feuer auch heilige, von Christo angezündete, Flammen mischen. Eine heilige Flamme sei es nämlich a) daß die Lutheraner nach Festigkeit und Unerschütterlichkeit im Glauben streben, b) daß sie für die Bedeutung des Sacraments entbrannt und c) mit der Sehnsucht nach Einheit der Kirche erfüllt sind.

Diese Sätze sind in der, aus andern gedruckten Predigten des Hrn. Verfs. bekannten, Manier ausgeführt, d. h. ohne strenge Ordnung und bündigen Zusammenhang (namentlich ist das im ersten Theile Gesagte ein diffuses Hin- und Herreden) und mit manchen sprachlichen Licenzen. Daß das Bild des Feuers durch den ganzen Vortrag durchgeht (auch nach Anleitung des Textes das Bild des Salzes), macht das Gesagte hin und wieder sehr unklar und artet in ein mystisches Formelwerk aus, womit freilich manche Redner unserer Zeit Effect zu machen wissen, weil da der alltäglichste Gedanke wie etwas Besonderes klingt, und die, welche den Klingklang am Wenigsten verstehen, wohl am Andächtigsten darüber staunen. Wer es vorzieht, klar und gemeinverständlich zu sprechen, würde an Hrn. D. Tholuck's Stelle im Wesentlichen gesagt haben, daß das Treiben der Stocklutheraner (aus mit deutlichen Worten angegebenen Gründen) keineswegs evangelisch, sondern ganz widerchristlich sei, so sehr man auch die gute Meinung derer, die ihr Eifern mit Unverstande der christlichen Wahrheit schuldig zu seyn glauben, ehren müsse. Nach seiner Weise hat dieß nun der Verf. allerdings auch gesagt, und wir gestehen gern, daß er stellenweise sehr eindringlich spricht und eine gewisse Salbung auch da nicht zu verkennen ist, wo er sich geschmacklos bildernd und (was man in einer irenischen Predigt am

am Wenigsten erwartet) anfeindend und polternd vernehmen läßt. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Predigt, der auch S. 22 ff. erläuternde und beachtenswerthe Anmerkungen beigegeben sind, die Eiferer zur Erkenntniß ihres Unrechts bringen möge.

Aber das müssen wir bezweifeln, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das hier gesagte Gute von Hrn. Tholuck gesagt worden ist, welcher durch dieses Schriftchen mit sich selbst in den augenscheinlichsten Widerspruch gerathen ist. Man kennt sein System und sein Verfahren. Nur was er für Orthodoxie hält, will er gelten lassen; was davon abweicht, wird in seinen Schriften und in dem von ihm redigirt. lit. Anzeiger als widerchristliches Irrsal verdammt. In einer, in England gehaltenen, vielbesprochenen Rede denuncirte er einst die hallische Universität als den Sitz des Unglaubens, weil dort Männer lehrten (und noch lehren), welche sich zu einer vernunftmäßigen Auffassung des Christenthums bekennen und die christliche Lehre von ihrer Einkleidung, christliche, immer geltende Wahrheit von Zeitbegriffen unterscheiden. Ganz consequent hat er, wie man ihn öffentlich beschuldigt, die in Halle Studirenden von der Theilnahme an den Vorlesungen seiner, ein anderes System, als das seinige vortragenden, Collegen auf alle Weise abzuhalten gesucht und im lit. Anzeiger hat man gelesen, wie er den Regierungen gerathen, Niemanden als Lehrer der Theologie anzustellen, der in der Lehre nicht rein, d. h. dem tholuck'schen Systeme nicht zugethan sei. Auch ist zu glauben, daß er nicht werde ermangelt haben, dieses Princip vorkommenden Falls in praxi geltend zu machen.

Was thun denn nun die Stocklutheraner anders? Von dem, was ihnen als die einzig rechte Lehre erscheint, wollen sie nicht weichen und wanken, und wie Hr. D. Tholuck keine Theologie anerkennt, die das nicht für den Kern und Stern (wir

(wir brauchen die nicht eben glücklich gewählte Lieblingsphrase des Verfs., welche in dem uns vorliegenden Schriftchen oft wiederkehrt) des ganzen christlichen Glaubens halten, was er dafür hält, wie er allen andern theologischen Richtungen nach dem Maße der dargereichten Kraft und der ihm werdenden Begünstigungen den Garaus zu machen sucht, so wollen auch die Stocklutheraner keine Kirche anerkennen, wo nicht daß „in, mit und unter" gelehrt wird. Consequent verfahrend, wie Hr. Th., thun sie der unirten Kirche alle Schmach an, und ihre Schuld ist es nicht, wenn der offene Aufstand gegen die vereinigte Landeskirche, den sie treufleißigst betreiben, sich nicht nach allen Orten hin verbreitet, so wenig es die Schuld des Hrn. D. Tholuck ist, wenn immer noch Lehrer angestellt werden, die im Kern- und Sternpuncte anders denken als er. Leuchtet es denn nicht ein, wie inconsequent er wird, wenn er den sich mit zwingender Nothwendigkeit ergebenden Schlußsatz aus Prämissen, die er selbst aufgestellt hat und an denen er fort und fort vesthält, nicht anerkennen will? Die Brüder Lutheraner werden das nicht unbemerkt lassen und ihn als einen Abtrünnigen betrachten, dem der rechte Kern und Stern nicht bloß fehle, sondern der es nicht einmal dulden wolle, daß man um des Kerns und Sterns willen rumore, während er sich doch seines Theils allen Rumor für das erlaube, was ihm Hauptsache im Christenthume sei. Nein, solche Friedensworte können nur wirken, wenn sie aus dem Munde eines Mannes kommen, dessen Glaubenstheorie und Praxis eine andere ist als die tholuck'sche.

Man liest in dieser kleinen Schrift Vieles, was, weil dieser Verf. es gesagt und geschrieben hat, die Leser in Staunen setzt, aber auch beweist, wie er aller Consequenz ermangele. S. 20 steht: „nicht eine todte Einförmigkeit (im Glauben) ist es, die wir erstreben. In der Mannigfaltigkeit der Zungen hat des Herrn Geist sich ausgesprochen

von

von (vom) Anfange an, anders zeugt eines Paulus Junge, anders eines Johannes, anders eines Jakobus, und haben doch allzumal des heiligen Geistes Band in einander anerkannt und mit einander in demselbigen gewirkt. So seien es auch jene großen unmißverstehbaren (?) Wahrheiten, welche selbst die Feinde und Gegner der Schrift als die Grundsteine derselben anerkennen müssen, um die wir zunächst die Glieder der Kirche in der Einheit des Glaubens versammeln wollen und bauen, und wer in diesen mit uns eins ist, der soll mit brüderliche Liebe umschlungen seyn." Recht gut so. Aber wie urtheilt Hr. Th. von Theologen, die nicht, wie Augustin und er, an ein Grundverderben der menschlichen Natur glauben, weil ihnen dieß nach der Vernunft und nach der Schrift unmöglich ist, die aus gleichen Gründen von der kirchlichen Genugthuungslehre abweichen zu müssen glauben, dabei aber nicht in Abrede stellen, daß in dem Menschen ein natürlicher Hang liege, den sinnlichen Neigungen mehr zu gehorchen, als den Geboten der Pflicht, vest an die ihnen durch Christum gewiß gewordene göttliche Gnade glauben, und das Heil nur auf dem, von dem Welterlöser vorgezeichneten Wege des Glaubens, der durch Liebe thätig ist und der treuen Befolgung des göttlichen Willens, wie der Herr ihn verkündigt, suchen? Rec. sollte doch denken, eben dieß wären, daß wir mit Hrn. Th. reden, jene großen unmißverstehbaren Wahrheiten der Schrift, bei deren Vesthalten man das Streitige auf sich beruhen läßt. Allein es ist nicht unbekannt, daß Hr. Th. gerade den Christenglauben, der das völlig Ausgemachte und Unmißverstehbare als Kern und Stern im Evangel. betrachtet, der rationalisirenden Flachheit beschuldigt und die sich dazu Bekennenden nicht einmal als Christen gelten lassen will. Wir fürchten, seine Brüder Stocklutheraner werden ihm mit dem Maße messen, damit er Andern gemessen hat. Dem Hrn. D. Guerike ist die Abendmahls-

lehre

lehre der Reformirten deßwegen ein Gräuel, weil sie ein arges rationalisirendes Element hat, — und gerade zu dieser Lehre bekennt Hr. Th. sich öffentlich! Schon deßhalb aber ist er nach der lutheranischen Logik nicht frei vom rationalistischen Sauerteige, nur daß er seine Rationalisterei Etwas anders dreht und wendet, als die ihm verhaßten Freunde eines völlig vernunftmäßigen Christenthums.

S. 27 steht geschrieben: „Und was würde ein calov'scher Torquemada gesagt haben, wenn ein lutherischer Theolog sich hätte einfallen lassen, über irgend ein biblisches Buch solche nicht bloß freie, wie man sie gewöhnlich nennt, sondern zugleich anstößige Aeußerungen zu thun, wie Luther über den Brief Jakobi und die Offenbarung Johannis, oder wenn einer, wie Luther, von dem Beweise Pauli Gal. 4, 22. gesagt hätte, der Beweis ist zu schwach zum Stiche ꝛc." (es werden noch andere starke Aeußerungen des Reformators angeführt.) Sollte man hienach nicht denken, Hr. D. Tholuck urtheile sehr mild über freie Aeußerungen der Schriftforscher? Leider zeigt sich in seinen Schriften und Recensionen ganz das Gegentheil, und Rec. möchte wohl wissen, wie es unserem Luther, wenn er jetzt lebte und solche Behauptungen vortrüge, in dem literar. Anzeiger gehen würde. Das Tadeln der Unduldsamkeit nimmt sich aus dem Munde des Unduldsamen sehr schlecht aus. Zeige deinen Glauben aus den Werken und werde, indem du Andere richtest, nicht selbst verdammlich. Das Anklagen, das Richten und Verdammen scheint aber Hr. D. Th. gar nicht lassen zu können; denn selbst in dieser Predigt wider das Richten wird nebenbei lieblos gerichtet, ob es gleich hier nicht so ex professo getrieben wird, wie in manchen Recensionen des lit. Anzeigers. So heißt es S. 18: „Freunde, in welcher jämmerlichen Zeit leben wir, wo selbst Geistliche auf Kanzel und am Altare nur von Ansichten wissen und nicht von

Ueber=

Ueberzeugungen" — und weiter unten: „o daß die Zeit wiederkäme, wo Gelehrter und Ungelehrter, Geistlicher und Laien (lies Laie) rufen konnte, ich glaube, darum rede ich, und eben in solchem Glauben Gut und Leben dahin zu geben, im Stande war. Es hat uns lange an Märtyrern des Glaubens gefehlt!" Das heißt auf deutsch verleumden und liefert einen würdigen Pendant zu der schon oben erwähnten Anklage, daß Halle (vor der Versetzung des Hrn. Tholuck dorthin) der Sitz des Unglaubens sei. Aerger kann man doch christliche Prediger (nach S. 20 heißen sie bei unserem Verf. Priester) nicht anschwärzen, als daß man ihnen Schuld gibt, es mangele ihnen an vester religiöser Ueberzeugung, es fehle ihnen der Glaube, in dessen Besitze man Alles aufzuopfern und hinzugeben bereit ist. Bei wem solcher Glaube sei, oder nicht sei, das weiß nur der Herzenskündiger. Hr. D. Tholuck weiß es nicht, sollte sich also billig solches anmaßenden Richtens und Verdammens enthalten. Wenn nur die Brüder Stocklutheraner ihm nicht entgegnen, er, der in Halle zuerst Rumor gemacht und nach Kräften Alles zu Gunsten der alten Lehre aufgeregt habe, sich aber jetzt klüglich zurückziehe und die doch ganz nach seinen Principien handelnden lutherisch Altgläubigen öffentlich bekämpfe, werde schwerlich ein Märtyrer seines Glaubens werden, da er sich selbst in seiner Kern- und Sternpredigt und den auffallend freisinnigen Anmerkungen dazu sehr zu accommodiren wisse und sich immer weltklüger, als sich gebühre, einen Ausweg offen erhalte. Wirklich scheint er den Wortführern unter den Lutheranern, die (etwa in der lutherischen Zeitschrift, welche Hr. Scheibel in Verbindung mit den Herren Guericke, Huschke und Steffens herausgibt) gegen ihn auftreten könnten, nicht zu trauen, denn am Schlusse des Vorworts (S. 4) sagt er, daß er weder Beruf fühle, noch Zeit habe, eine Polemik über das Lutherthum fortzusetzen; denn er gehöre nicht dem theologischen Wehrstande an, sondern dem Nährstande. Wie es

die

die Brüder aufnehmen werden, daß er ihnen hiernach keine Rede stehen will, muß sich zeigen.

Doch am Ende verstehen sich der Streiter und die Bestrittenen, und der ganze Kampf ist nur ein Scheinkampf. In der letzten Unterabtheilung des zweiten Theils gibt Hr. D. Tholuck gar nicht undeutlich zu verstehen, daß er das Treiben der Lutheraner in gewisser Hinsicht gar nicht ungern sehe. „Eine heilige Flamme ist es," so lesen wir S. 19, „welche unsere Brüder entzündet hat mit der Sehnsucht nach Einheit der Kirche." Nun wird ein trauriges Gemälde von dem jetzigen Zustande der Kirche entworfen, wo man „Statt Einheit des Glaubens Verfahrenheit [ein original gebildetes Wort!] der Ansichten, Statt Brüderlichkeit der Liebe Gleichgiltigkeit für (gegen) das kirchliche Band, Statt ernster kirchlicher Zucht eine Freiheit, welche, nach dem Worte des Apostels, Deckmantel der Bosheit ist, antreffe und also ist es mehr oder weniger in allen Abtheilungen der christlichen Kirche." Wir sagen Nichts über das Richten und Verdammen, dessen sich der Verf. hier schuldig macht und das er nun einmal nicht lassen kann. Wenn es aber „in allen Abtheilungen der christlichen Kirche" so schlimm ist, so kann es auch in dem Kirchlein der Neuevangelischen, zu welchem Hr. Th. sich hält, nicht an Verfahrenheit der Ansichten und an den übrigen genannten Schanden fehlen. So verhält es sich wirklich; denn wir erfahren nicht bloß (S. 26), daß in der separirten lutherischen Kirche sich bereits zwei Parteien entgegenstehen, die des Hrn. Pastors Stephan in Dresden, welche das Seligwerden auf die Mitglieder der strenglutherischen Kirche beschränkt und besonders die Brüdergemeinde als irrgläubig und verderblich bekämpfen zu müssen glaubt, und die an Hrn. Scheibel sich haltende, welche den Kreis nicht zu enge zieht; sondern wir haben auch anderswo gelesen, daß manche rationalisirende Aeuße-

Aeußerungen des Hrn. D. Tholuck vom Hrn. Pastor Stier sehr gemißbilligt werden. Da ist also nicht Einheit, sondern „Verfahrenheit." Doch wir lassen dieß auf sich beruhen (non nostrum est, tantas componere lites), und geben nur noch den merkwürdigen Schluß der tholuck'schen Predigt. Er lautet S. 21 also:

„Wer hätte damals (vor nicht viel länger als 20 Jahren) je daran gedacht, daß eine Zeit unter uns wiederkommen sollte, wo Glaube, Kirche und Sacrament wieder die Christenheit in größerer Masse bewegen würde! Ihr vom jüngern Geschlechte, wie glücklich seid ihr, denn also möget ihr vielmehr jetzt singen unter den religiösen Bewegungen dieser Zeit, wie einst Luther sang in der ersten Zeit der Reformation, als hie und da der junge Glaube Wurzel schlug und man zween junge Glaubenszeugen zu Brüssel auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Da stimmte er kein klägliches Lied an, sondern ein gar fröhliches, das schloß mit den Worten:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür,
Der das hat angefangen,
Der wird's vollenden. Amen.

Amen! das heißt: also geschehe es. Ja, also geschehe es! Und du akademische Jugend schreibe ihn tief in dein Herz, den hohen Beruf, mit dem du berufen bist, diesen schönen Sommer des Reichs Gottes herbeizuführen. Amen."

Hiernach sind die Bewegungen in Schlesien, mit denen es jedoch nach der aus den Acten gezogenen amtlichen Darstellung in der preußischen Staatszeitung nicht so schlimm ist, als man nach dem Eingange der tholuck'schen Predigt (S. 5) denken könnte, und die Vorfälle in Planena bei Halle, wo ein Ziegelbrenner und Hr. D. Guerike an der Spitze des

sich

sich erneuernden echten Lutherthums stehen, freundliche Frühlingserscheinungen, die einen schönen Sommer im Reiche Gottes verkündigen. Das jüngere Geschlecht ist überglücklich zu preisen, daß es im Frühlinge des Lebens diesen Frühling schaut; es muß sich aber auch heilig verpflichtet fühlen, das angefangene gute Werk fortzusetzen, damit der schöne Sommer im Reiche Gottes bald komme. Haben diese Worte Sinn, so wird das Treiben der Lutheraner vom Hrn. D. Tholuck gar nicht ungern gesehen, und man begreift auch leicht, warum? da es eine rückgängige Bewegung ist, bei der manche Mitglieder des theologischen Nährstandes nur gewinnen können. Hiermit stimmt nun freilich die im Vorhergehenden gegebene Polemik gegen dieses Lutherthum nicht zusammen; aber das schadet Nichts, da die Leser der Schriften dieses Gottesgelehrten schon wissen, daß er als Mitglied des theologischen Nährstandes, wo er „an dem Aufbaue einer auf den Glauben gegründeten Wissenschaft zum Dienste der Kirche mit zu helfen sich berufen fühlt" (S. 4), sich allerlei logische, sprachliche und andere Licenzen erlaubt. Auch hier kommen dergleichen vor, aber wir können nicht dabei verweilen.

In den Schlußworten (S. 31) wird gesagt, angeflammt werde das blinde Feuer der Eiferer auch „durch jedweden Gebrauch der Gewalt zur Unterdrückung." Das ist im Allgemeinen wohl wahr; in Bezug auf's Einzelne kommt es aber sehr darauf an, Was und wie Viel blinde Eiferer thun, die Gewalt zur Unterdrückung ruhestörerischer Auftritte aufzurufen. In dem vorliegenden Falle scheint sich bei den widersprechenden Berichten über den eigentlichen Hergang der Sache noch nicht sicher darüber urtheilen zu lassen. Es tritt nur so Viel klar hervor, daß ein stumpfsinniger Religionsglaube Ruhe und Ordnung in dem bürgerlichen Gemeinwesen stets gefährdet und daß sich hier, wie die neuesten Vorgänge

in

in Cassel, beweisen, der Grundsatz: principiis obsta! am Beßten bewährt.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik von D. Christoph Friedrich von Ammon. — Zweite Hälfte, erste Abtheilung. — Leipzig 1834, bei Vogel. XXIX und 286 SS. 1 Thlr. 6 Gr.

Schon bei der Anzeige der ersten Hälfte dieses Werkes (kr. Pr.-B. XV. 5. S. 755 ff.) haben wir die durch Zweck und Darstellung ausgezeichnete Eigenthümlichkeit desselben kenntlich gemacht. Der berühmte Verf. hielt es für ein unabweisbares Zeitbedürfniß, vom gegenwärtigen Standpuncte der theologischen Wissenschaft aus „das Geistige, Ideale, Erhebende und wahrhaft Göttliche der durch Jesum in vollkommenster Weise geoffenbarten Religion" anschaulich hervorzuheben und das ihr im Laufe der Zeit beigemischte „Bildliche, Menschliche, Individuale und Zweifelhafte," mit Hilfe einer unbefangenen und strengen historischen Kritik davon auszuscheiden. Diese Aufgabe löste er aber mit der Fülle von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und geistreicher Combinationsgabe, welche sich an allen seinen schriftstellerischen Erzeugnissen kundgibt, und machte dadurch sein Werk Trotz einzelner ihm in Materie und Form anklebender kleiner Mängel zu einem Gegenstande vielseitiger und genußreicher Belehrung. Daß sich der Charakter desselben auch in der vorliegenden ersten Abtheilung der zweiten Hälfte völlig gleichgeblieben sei, bedarf keiner Versicherung und es kommt nur darauf an, den Lesern in möglichster Bündigkeit vor Augen zu bringen, was sie hier, wo die Fortbildungsgeschichte des Christenthums vom Ursprunge desselben, besonders

sonders von der Wirksamkeit des Apostels Paulus an bis auf die Zeit der Reformation herab beleuchtet wird, zu suchen haben. Zunächst müssen wir aber der sehr beachtenswerthen Vorrede zum Ganzen kürzlich gedenken.

Nicht für die Leser, welche selbst wissen, wovon es sich handelt, wenn in dem angegebenen Sinne von einer Fortbildung des Christenthums die Rede ist, sondern für Diejenigen, welche sich zu einer richtigen Ansicht davon nur mit Mühe erheben können, setzt der Verf. in dieser Vorrede vor. Allem das Zulässige und Pflichtmäßige seines Unternehmens auseinander. Er zeigt, daß es dem Zwecke Jesu nicht minder als dem Wesen einer geschichtlichen Religion, wie der von ihm ausgegangenen, ganz angemessen sei, den ursprünglichen Geist derselben so zu erfassen und darzustellen, wie er nach der jetzt möglichen richtigen Erklärung der heiligen Urkunden in ihnen vorliegt, damit er „als ein himmlisches Panier für alle Erdenvölker" erkannt werde und auf alle christliche Kirchen und Secten seinen versöhnenden Einfluß ausübe. Dann sucht er die Mißverständnisse und Vorwürfe zu beseitigen, welche sein Unternehmen von manchen Seiten her erfahren mußte. Sie gingen meistens aus der symbol- und kirchengläubigen Engherzigkeit oder aus der, Symbol- und Kirchenglauben für die Zwecke einer phantastischen Zeitphilosophie mißbrauchenden, Trügerei hervor, durch welche sich zwei bekannte kirchliche Parteien dieser Zeit auszeichnen, und man kann sich denken, wie leicht es dem Verf. wurde, das Unstatthafte und Leere ihrer Einreden nachzuweisen. Länger hält er sich bei dem Vorwurfe auf, als sei es mit seiner amtlichen Stellung nicht wohl vereinbar, die falschen Ansichten, die man sich von dem Christenthume gemacht habe und noch mache, so freimüthig zur Sprache zu bringen und dadurch vielleicht den Schwachen im Glauben ein Aergerniß zu geben. Darauf antwortet der Verf. mit schlagender Wahrheit, daß man zwischen dem Berufe

rufe des Predigers, der „auf einen bestimmten Kreis erbaulicher Wahrheiten nach der Fassungskraft seiner Zuhörer" hingewiesen ist, und zwischen dem Berufe des Schriftstellers, „der sich mit den gebildetsten und edelsten Männern seiner Zeit über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit unterhält, wohl zu unterscheiden habe, und daß jetzt selbst der Prediger eine pflichtwidrige und klägliche Rolle spielen würde, wenn er „aus einer niederen Gedankensphäre sich nicht in die höhere aufschwingen" wolle, wo „ihm ein großer Theil geistvoller Zuhörer längst im Stillen vorangegangen ist," oder wenn er das Abmühen „im gemeinen Dienste des Buchstabens und dunkler Meinungen für einen treuen und eifrigen Dienst im Weinberge des Herrn" halte, während es doch, „im Lichte besehen, Nichts weiter ist," als „ein undankbares und verdienstloses Auflesen der wilden oder dürren Reben, welche Christus von dem himmlischen Weinstocke abgebrochen und zum Feuer bestimmt hat." Endlich nimmt der Verf. von einer neuern französischen Schrift über Judenthum und Christenthum Anlaß, in dem übrigen Theile dieser Vorrede treffliche Worte über das gegenseitige Verhältniß des Staats und der Kirche vom historischen und rationalen Standpuncte aus beizufügen und zu zeigen, daß die Diener der letztern nur dann eine bessere Zukunft für beide herbeiführen können, wenn sie Statt des bisher getriebenen ärgerlichen „Kleinhandels auf dem weiten Gebiete religiöser Wahrheit," sich angelegen seyn lassen, „das ewige, heilige, seligmachende und in Christus, so weit das an sich möglich ist, individualisirte und vermenschlichte Wort Gottes in seiner vollen Reinheit und Klarheit zu erfassen" und geltend zu machen. Denn überall, spricht er, ist es jetzt nicht mehr „mit bloßem Aufspannen der Segel nach dem Winde, mit ängstlichem Seufzen und Jammern über einreißende Irrsale, mit einer dürftigen nachbessernden Paläologie oder mit einem vornehm unwilligen Aufbetten des Ruhe-

kissens

lassens der erworbenen Pfründe" gethan, sondern mit „einem unverrückten Festhalten an den reinen Principien des Christenthums, die, wie jede göttliche Idee, unleugbar göttlichen Ursprungs sind, mit einer bestimmten Folgerichtigkeit des Denkens, und mit gutem Willen, Muth' und Entschlossenheit, der erkannten Wahrheit nicht länger zu widerstehen, sondern sie weise, heilend, versöhnend und menschenbeglückend in das Leben einzuführen." — Doch wir eilen zu dem Werke selbst, damit die Leser wissen, Was und wie Viel ihnen der Inhalt desselben darbiete.

Da das erste und zweite Buch der ersten Hälfte von Religion und Christenthume überhaupt und von dem Christenthume der Juden handelte, so geht der Verf. in dieser ersten Abtheilung der zweiten Hälfte zum Christenthume der Heiden über und füllt mit der Fortbildungsgeschichte desselben das aus dreizehn Capiteln bestehende dritte Buch aus. In sofern von einem Christenthume der Heiden nur erst von der Zeit an die Rede seyn kann, wo der Apostel Paulus zum Christenthume übertrat und als eigentlicher Heidenapostel den Lehrinhalt desselben in vieler Hinsicht modificirte, (wovon im dritten Capitel die Rede ist), hätte der Inhalt des ersten und zweiten Capitels, welche die Eindrücke der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu auf seine Schüler und den Einfluß derselben auf die Gründung der ersten Christengemeine zu Jerusalem und ihren Lehrbegriff schildern, wohl noch dem zweiten Buche beigefügt werden müssen. Sie dienen jedoch auch hier zu einem bequemen Uebergange zur Hauptsache und lassen bei der Gediegenheit und Freimüthigkeit der darin ausgesprochenen Ansichten den Leser nicht an die Frage wegen ihrer rechten Stellung denken. Die Kritik, welcher der Verf. die Auferstehungsgeschichte Jesu unterwirft, läßt das eigentlich Thatsächliche derselben ganz unverletzt und hat es nur mit der

Rangordnung zu thun, welche man den in Nebenumständen so sehr von einander abweichenden Erzählern derselben in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit anzuweisen habe. Der Verf. gibt in dieser Hinsicht dem Johannes mit Recht die erste Stelle, und läßt ihm dann den Matthäus, Lukas und Marcus folgen. Den letzten Grund der einstimmig von ihnen berichteten Thatsache findet er aber in Mittelursachen, deren sich Gott zur Bewirkung derselben bediente und die jetzt nicht mehr angegeben werden können, da Petrus (Ap. Gesch. 2, 31. vergl. Joh. 11, 39.) im Allgemeinen nur so Viel bezeugt, der Körper Jesu sei von der Verwesung nicht berührt worden. Daneben gedenkt der Verf. wohl auch der spätern, selbst kirchlich gewordenen, Ansicht dieses Apostels, welche das Gegentheil auszusagen scheint (1 Petr. 3, 18.), knüpft aber die auf das Richtige hierin hindeutende Bemerkung daran, daß die Wahl zwischen beiden von dem Begriffe abhänge, welchen jeder Einzelne von der Weltregierung Gottes gefaßt habe. „Glaubt er, spricht er, daß Gott von seinen eigenen Gesetzen Ausnahmen mache, wie Menschen, so wird oder kann er sich die Wiederbelebung Jesu als eine Rückkehr der Seele in den (gänzlich) verlassenen Körper auf vierzig Tage denken. Glaubt er hingegen, daß alle Weltveränderungen in einer ewigen Anschauung und Anordnung Gottes gegründet seien (Ap. Gesch. 15, 18.), so kann er eine volle Herrschaft des Todes über den Körper Jesu nicht annehmen, ohne den Zusammenhang der Weltursachen und Wirkungen zu unterbrechen und in die unaussprechlich weise Einheit derselben die Unvollkommenheit einer zurückschreitenden Bewegung einzuschalten. Zuletzt aber (und das ist allerdings die Hauptsache) treffen Beide in der causalen und teleologischen Ansicht der Auferweckung Jesu als eines göttlichen, für die Einführung und Fortdauer des Christenthums unaussprechlich wichtigen Werkes zusammen, welches für die Begründung der ersten Christengemeine

gemeine in der jüdischen Hauptstadt von der entscheidendsten Wichtigkeit war." Für die gebildeten Leser, welche der Verf. neben den eigentlich gelehrten mit im Auge hat, wäre vielleicht noch anzudeuten gewesen, daß das Zurückführen von Ereignissen, wie die Wiederbelebung Jesu war, auf einen schlechthin unmittelbaren Act der göttlichen Allmacht nur für die Unvollkommenheit der gewöhnlichen Begriffsweise zeuge, die sich nicht zu der Einsicht erheben kann, daß der Gedanke an die göttliche Weisheit, welche dergleichen Ereignisse durch Mittel und Wege veranstaltet, die in ihrer vorbedachten Anlage und Richtung auf den zu erreichenden Zweck alle menschliche Fassungskraft übersteigen, einen weit sinnigern und ehrfurchtsvollern Wunderglauben begründet, als der gemeine, sich nur an das plötzliche Eingreifen der göttlichen Allmacht haltende, je seyn kann. — Auch in Hinsicht der Himmelfahrt Jesu führt die Kritik des Verfs. zu zwei verschiedenen Ansichten, in welche sich die unmittelbaren und mittelbaren Schüler desselben theilen, und welche ihre Eigenthümlichkeit in dem natürlichen oder wunderhaften Charakter haben, der ihnen anklebt. Die erste, von Johannes und Matthäus ausgehende zieht über das wirkliche Lebensende Jesu vorsätzlich einen Schleier und „läßt ihn in Galiläa sich von seinen Schülern mit der Versicherung einer nahen verborgenen Gemeinschaft und nahen Wiederkunft zurückziehen, ohne einer sichtbaren Erhebung in den Himmel zu gedenken." Die andere weist die Nachricht von dem Zurückziehen Jesu nach Galiläa stillschweigend zurück und läßt ihn zur Begründung eines dogmatischen Glaubens an seine nahe Wiederkunft zur Errichtung seines Reiches „auf dem Oelberge, der neuen Deutung einer alten Weissagung gemäß (Sachar. 14, 4. ff.). feierlich in den Himmel entrückt werden." Für Diejenigen, welche zur Aufrechthaltung der kirchlichen Rechtgläubigkeit gegen sogenannte „naturalistische Aufklärungen" der Meinung sind, „die Poesie in der heiligen Ge-

schichte sei der Dogmatik zuträglicher, als die prosaische Darstellung einzelner Thatsachen, macht der Verf. die treffende Bemerkung: „daß eine poetische Geschichte, wie die Himmelfahrt Mose's nach Josephus oder des Herkules nach Sophokles, allerdings ungemein viel Anziehendes für die religiöse Einbildungskraft habe, daß aber der verständige Denker den Roman auf den ersten Blick erkenne und daß man daher wenig Achtung für Jesum nach seiner wahren Persönlichkeit haben müsse, wenn man seine letzten Schicksale einer solchen Parallele preisgeben wolle." Am Schlusse dieser weiter ausgeführten Bemerkung wird noch hinzugesetzt: „Der kritische Leser der Evangelien kann es unverhohlen aussprechen, daß ihm in der Geschichte der Himmelfahrt Jesu Matthäus und Johannes ungleich wichtigere Zeugen seien, als Marcus und Lukas, und doch an die wirkliche Erhebung des Auferweckten in den Himmel noch viel inniger und lebendiger glauben, als der buchstäblichste Anhänger der beiden letzten Evangelisten. Der reinen und echten Rechtgläubigkeit also kann das Licht der Kritik und Wissenschaft nie gefährlich werden; es fällt nur den Augen des Blöden auf, der in das Wesen der seligmachenden Wahrheit, wie sie von Gotte kommt, niemals so tief eingedrungen ist, als es sein christlicher Beruf von ihm fordert." — Daß der Verf. im zweiten Capitel die Geschichte des ersten christlichen Pfingstfestes in gleich kritischer Weise beleuchtet und den in sie hineingetragenen Wahn von einer wunderbaren Sprachengabe durch die geschichtliche Thatsache zurückweist, daß die Apostel keine andere Sprache verstanden, als die ihnen nach ihren persönlichen und vaterländischen Verhältnissen eigenthümliche, braucht kaum erwähnt zu werden. Wohl aber müssen wir seiner Ansicht von der Verfassung und dem Lehrsysteme der ersten Christengemeine zu Jerusalem mit Wenigem gedenken. Jene Verfassung litt nach ihm als Folge des in der Gemeine

meine

meine herrschenden Mischlingswesens in einzelnen Stücken, z. B. in der aus dem Essenismus geflossenen Gütergemeinschaft, an „ethischer Ueberspannung," die aber bald durch die Uebermacht der äußerlichen Verhältnisse beseitigt wurde; consolidirte sich durch die gefahrdrohende Stellung der Christen gegen das jüdische Synedrium, und machte, bei der ausschließlichen Beschäfftigung der Apostel mit dem Lehrerberufe, bald einen Verwaltungsrath nöthig, welcher unter dem Namen des Presbyteriums, woraus späterhin das christliche Bischofthum hervorging, vorerst unter Leitung der Apostel, die Angelegenheiten der Gemeinde in doctrinaler und disciplinarer Hinsicht besorgte. — Das Lehrsystem hatte, da das Christenthum an der allgemeinen Theologie der Juden Nichts änderte, sein Eigenthümliches in der Ansicht von der Person Jesu (Christologie) und in der Sittenlehre. Noch wurde in Christo das Menschliche seines Wesens nicht nur nicht verkannt, sondern auch ausdrücklich hervorgehoben und an „die Grundsätze der transscendirenden Theologie, die mit der ewigen Zeugung des Sohnes beginnt und mit seiner Menschwerdung aufhört," wurde in dieser echt apostolischen Zeit nicht von Ferne gedacht. Nur als Christus oder als Herr des von ihm gegründeten Himmelreichs „unter Gottes Leitung" wurde er mit einer höhern, als bloß menschlichen, Würde umkleidet angesehen, welche, durch den Glauben an seine Wiederkunft, die man Statt im uneigentlichen und figürlichen im wörtlichen Sinne nahm, keinen geringen Zuwachs erhielt. In diesem Lehrsysteme findet sich nun zwar auch der erste Keim der christlichen Versöhnungslehre (Ap. Gesch. 3, 14. ff.), aber nicht nur in der höchsten „Einfachheit und Klarheit," nach welcher „in dem Leiden jedes Gerechten" ein unaussprechlicher Segen für die Menschheit, der höchste aber in dem Tode des Einzigen liegt, der das Leben für die Brüder ließ und ihre sittliche Gemein-

schaft

schaft mit Gotte durch ihn und seine Lehre als den höchsten Endzweck seiner Sendung betrachtete" (Joh. 17, 19. 22.), sondern auch in der sittlich erhebenden und stärkenden Kraft, welche der von dem jüdischchristlichen Verfasser des Briefes an die Hebräer ausgegangenen Sucht, zum Behufe „jüdischer Frömmelei Christum in einen die Welt durch sein Blut versöhnenden Hohenpriester umzudeuten, völlig fremd ist. Auch die Sittenlehre der ersten Christen wich im Ganzen wenig von der jüdischen ab, wie schon das Streben derselben beweist, die Beobachtung der für verdienstlich gehaltenen ritualen Gebräuche des Judenthums auch den Heidenchristen aufzuhalsen, und selbst die heiligen Gebräuche des Christenthums standen in einer sehr laxen Verbindung mit der Sittlichkeit ihrer Beobachter. Am Wenigsten war bei der Taufe von den trinitarischen Bekenntnissen, und bei dem Abendmahle (von dessen damaliger Feier wir ohne die Briefe an die Korinther gar Nichts wissen würden, da die „gemeinschaftlichen Mahlzeiten," deren die Ap. Gesch. gedenkt, nur eine essenische Sitte waren) von der abendländischen Nachtmahlsmetaphysik die Rede.

Vom dritten Capitel an steigert sich das Interesse der Untersuchung in fortlaufendem Grade; denn mit dem „Uebertritte des Paulus zum Christenthume," wovon es handelt, gestaltet sich dieses aus einem jüdischen Sectenbekenntnisse allgemach in eine Weltreligion um, und „der Lehrbegriff," den dieser Apostel mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Heidenchristen von ihm aufstellt, legt den Grund zu immer weiterer Fortbildung desselben. Wir übergehen, was der Verf. in gedankenreicher Kürze über die Persönlichkeit und die auf's Natürlichste motivirte jüdische Apostasie des Mannes beibringt, welcher neuerlich so viele Federn beschäfftigt hat, und weisen nur auf den diese Darstellung belebenden und in jedem Bezuge höchst inhaltreichen Grundgedanken hin, „daß die reine (von

dem

dem traditionalen Aberglauben des politischen Messianism der Juden gesäuberte) Religion Jesu nie würde haben gedeihen können, wenn ihr nicht die Vorsehung in Paulus einen neuen Apostel erweckt hätte, der weder durch das Loos (nach dem man jetzt keinen kirchlichen „Gemeinediener" wählen würde), noch durch die Wahl seiner Amtsgenossen, sondern durch einen wahrhaft göttlichen inneren Beruf zu dieser Würde bestimmt war." Wie in seinen apostatischen Verhältnissen, so lag es auch in seinem Charakter, daß Paulus eine von der jüdischen Muttergemeinde zu Jerusalem und deren apostolischen Vorstehern unabhängige äußere und innere Stellung anstrebte, und diese Stellung führte die Möglichkeit des freiern und umfassendern Lehrbegriffes herbei, wodurch er so nachhaltig auf das Christenthum einwirkte und den der Verf. in seinen Grundzügen sehr anschaulich darstellt. Die rationale und natürliche Religion galt diesem Apostel für die Grundlage der von ihm gepredigten positiven und sein Gottesbegriff war von „den Extremen des Anthropomorphism, Pantheism und speculativen Deism" weit entfernt. Auch die allegorisch-idealistische Schrifterklärung, welcher er als einer Eigenthümlichkeit seiner Zeit theilweise huldigte, hatte eine rationale Richtung und gestattete ihm daher die freimüthigste Verwerfung des levitischen Gesetzes, der Tradition, der Beschneidung und des Opferdienstes, wovon sich die Judenchristen so schwer trennen konnten. Seine Offenbarungsansichten sind nicht nach „dem Maßstabe einer spätern, überspannten Inspirationstheorie" zu messen, denn die lebendigern Regungen der Gottesidee in ihm selbst und die ihm von Außen her kommenden historischen Kenntnisse von Jesu sahe er als höhere göttliche Mittheilungen an. Die Christologie desselben hält Trotz ihrer scheinbaren Verwandtschaft mit der johanneischen doch immer die Unterordnung Christi „unter den großen Gott und Vater" vest, stellt ihn „von seiner Geburt an bis zu seiner Entfernung

nung von der Erde rein menschlich dar" und läßt ihn erst durch seine Auferstehung „für den Sohn Gottes erklärt werden." Seine Versöhnungslehre hängt mit seiner Verwerfung der Tauglichkeit der mosaischen Gesetzeswerke zur Besserung und Seligkeit genau zusammen, hat von Seiten der religiösen Reflexion einen historischen, vielleicht auch „pathologischen" (nicht aber einen rationalen) Grund und wird nur da verwerflich, wo Paulus „die an sich nur bildliche Lehre von dem Schuldopfer zu buchstäblich auf Jesum überträgt," wie denn alle zuweit ausgesponnene und bis zu dem äußersten Endpuncte der Vergleichung fortgeführte Allegorieen des wahrheitlichen Momentes verlustig gehen. Seine Ansicht vom Ursprunge der Sünde verräth in einigen Stellen seiner Schriften, wo dieser Ursprung von historischer Seite aufgefaßt wird, die pharisäische Eigenthümlichkeit, die ihr „in einer jüdischen Synagoge einen größern Effect sichert, als in einem christlichen Tempel," in andern Stellen hingegen erklärt er die Entstehung der Sünde aus dem Uebergewichte des unbesonnenen Willens über den besonnenen in unserem sinnlich-vernünftigen Gemüthe auf rational vortreffliche Weise. Das confessionarische Dogma von der Vorherbestimmung ist etwas ganz Anderes, als was der Apostel lehrte, so wie die später gefaßten Ansichten von Bestimmung und Wirkung der Taufe und des Abendmahles Theils gar nicht, Theils nur entfernt mit den seinigen in Verbindung stehen. In Bezug auf das letztere führte er nicht die Einsetzungsworte, sondern nur die Erklärung derselben auf eine, gewiß nur traditionale, Belehrung Jesu zurück, wohin auch die Meinung von der geistigen Gemeinschaft, in welche der Christ durch das Abendmahl mit Jesu tritt, zu rechnen ist (vergl. Joh. 6, 54 ff.) Daß sich der Glaube an Unsterblichkeit sehr rein in dem Apostel gestaltet hatte, geht nicht nur aus den dafür angezogenen Beweisgründen, (unverschuldete Leiden, Gerechtigkeit Gottes, unendliches Ziel unserer Bestimmung)

nung) sondern auch aus der Art hervor, wie er die pharisäische Hülle dieses Glaubens (die Auferstehungslehre) zu vergeistigen wußte, obwohl nicht minder in dieser, als in seiner Lehre vom Weltgerichte doch immer gewisse sinnliche Elemente übrigblieben. — Diese bündige Darstellung, in welcher vielleicht nur einige Kleinigkeiten anders zu fassen seyn dürften, schließt mit einer kräftigen Hinweisung auf den großen Unterschied zwischen dem Volks- und Zeitmäßigen und zwischen dem Allgemeingiltigen in der paulinischen Lehre und nachdem aus dem Gebiete des letztern die herrlichsten Sätze wörtlich hervorgehoben sind, bricht der Verf. in die schönen Worte aus: „Wo sind die Symbole, die Conciliensschlüsse, die Bekenntnisse, die zahllosen Lehrbegriffe einzelner Orden und Schulen, von welchen man sagen dürfte, daß sie durchaus und folgerecht auf diesen herrlichen (paulinischen) Grundsätzen aufgebaut wären? Und wenn sie das nicht oder doch gewiß nicht ganz sind, wie darf man es wagen, sie apostolisch zu nennen und für sie den unbedingten Glauben Anderer in Anspruch zu nehmen? Edler Paulus, dein Wissen war Stückwerk, deine Weissagung war Stückwerk, deine Offenbarung selbst nur der Wiederschein der göttlichen Wahrheit in dem Spiegel deines Bewußtseyns (1 Kor. 13, 9. ff.) Wie viel höher als du müssen die Männer stehen, die sich zwar deine Schüler nennen, aber Statt deines bescheidenen Augenspiegels ihren eigenen zum Kirchenspiegel für Welt und Nachwelt erheben! So bilden Menschen das Christenthum fort, in welches Gott eine sich selbst fortbildende Kraft gelegt hat. —

Wie dieß durch den gemeinschaftlichen Lehrbegriff der Christen aus Juden und Heiden und durch das Hervortreten der Gnosis geschahe, setzt das vierte Capitel auseinander. Daß es schon frühzeitig zu einem solchen gemeinschaftlichen Lehrbegriffe kam, ist historisch gewiß, nicht weniger aber auch das, daß die Gemeinschaftlichkeit desselben

doch

doch auch gewisse Verschiedenheiten nicht ausschloß. Der in den Werken des Irenäus aufgestellte, im Wesentlichen nur den Glauben an Gott, an Jesus Christus, als Gottes Sohn und an den heiligen Geist, welcher die Wiederkehr desselben zum Weltgerichte vorherverkündigte, in sich schließende zeichnet sich durch eine große christliche Einfachheit aus. Noch weit mehr ist dieß der Fall mit demjenigen, welchen Tertullian mittheilt und der nur für eine mäßig erweiterte Taufformel gelten kann. Er heißt: „Wir haben nur eine unveränderliche und unverbesserliche Glaubensregel, von dem allmächtigen Gotte, dem Schöpfer der Welt, und seinem Sohne Jesus Christus, von der Jungfrau Maria geboren, auferstanden, sitzend zur Rechten Gottes und wiederkommend, die Todten nach ihrer Auferstehung zu richten. Des Geistes Amt ist, die Zucht zu leiten, die Schrift zu erklären, den Verstand zu bilden, daß man zum Bessern fortschreite; denn Nichts geschieht ohne die Zeit und Alles erwartet die Zeit." In einzelnen Lehrsätzen gab es jedoch schon damals mancherlei Verschiedenheit und diese erklärt sich einmal aus der Mannigfaltigkeit der Urkunden und der apostolischen Tradition, aus welcher sie geschöpft wurden. „Man denke sich nur den Abstand der paulinischen, johanneischen und petrinischen Diöcesen von demjenigen Sprengel, in welchem die freisinnige Epistel des Jakobus vorherrschende Grundsätze darbot. Welche gerüstete Dialektik muß sich nicht in der ersten, welche salbungsvolle Simplicität in der zweiten, welche furchtbare Dämonologie in der dritten, welche geläuterte, fast an Rationalism grenzende Freimüthigkeit in der vierten geregt haben!" Jene Verschiedenheit hatte aber ihren Grund auch in der Verschiedenheit der Schulen, aus welchen die ausgezeichnetsten Lehrer dieser Periode hervorgingen, z. B. der eklektischen, der Justin d. M. angehörte, der freiern alexandrinischen, in welcher Clemens und Origenes glänzten,

der

der afrikanischen, an deren Spitze Tertullian mit seinen montanistischen und sonst eigenthümlichen Meinungen stand. Eine weit stärkere Verschiedenheit christlicher Ansichten und Lehren trat aber von da an hervor, wo man über den positiven und historischen Inhalt der christlichen Religion hinauszugehen und sich der Herstellung einer christlichen Transcendentaltheologie hinzugeben anfing. Da nun das vorzüglich durch die sogenannten Gnostiker geschahe, so geht der Verf. auf eine Schilderung derselben ein, welche bei angemessener Kürze sich durch große Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnet. Wir begnügen uns, nur die Grundzüge des allgemeinen Theiles derselben hervorzuheben und überlassen die Kenntnißnahme von dem charakteristischen Unterschiede der hervorstechendsten einzelnen Gnostiker den Lesern selbst. Treffend werden diese Gnostiker als Solche bezeichnet, „die mehr passive, als active Denker" waren, weil „Vernunft und Einbildungskraft" bei ihnen unaufhörlich in Eins zusammenfloß. „Statt, heißt es, die höchste Idee unseres Geistes in der möglichsten Klarheit aufzufassen, umzogen sie diese selbst mit einem dichten Schleier und leiteten doch aus ihr wieder eine Reihe von Einfällen und Bildern ab, deren Ende sich nicht bestimmen ließ und deren Wirklichkeit sie doch Andern ohne den geringsten Beweis mit gemüthlicher Zuversicht ansannen. Denn, (wird nun zum Behufe einer heilsamen Selbstbespiegelung unserer angeblichen jetzigen Religionsphilosophen hinzugesetzt) das ist nun einmal der Lehre von Gott, unter allen menschlichen Kenntnissen der höchsten und wichtigsten, eigenthümlich, daß sie nur von den beiden Endpuncten des Urwahren und Urguten aus, die das Wesen unserer Vernunft ausmachen, erfaßt und durchgebildet werden will. Verliert man diese Richtpuncte des Denkens und Leitsterne des Glaubens aus den Augen, so ist des leeren Speculirens und lieblichen Träumens kein Ende und man ist mit und ohne Schrift

nur

nur ein exaltirter Mytholog, während man doch Schätze tiefer Weisheit erworben zu haben wähnt." Das gnostische System im Ganzen wird auf die vier wesentlichen Puncte zurückgeführt: a) die Annahme eines verborgenen höchsten Gottes und einer mit ihm gleich ewigen Materie, als Sitzes alles Bösen; b) den Glauben an gewisse aus jenem Gotte emanirte Aeonen oder beharrliche Geister, c) die Meinung, daß von ihnen oder von einem derselben (Demiurg) die Welt und die Menschen in ihrer Unvollkommenheit erschaffen worden, und d) die Behauptung, daß Gott einen dieser himmlischen Genien oder Großwürdenträger in scheinbarer Menschengestalt auf die Erde senden werde oder schon gesandt habe, unser Geschlecht von jener Unvollkommenheit zu erlösen und in die höhere Lichtwelt einzuführen. Nach hinreichender Andeutung der Spuren, welche sich von diesen gnostischen, mit dem zoroastrischen Systeme genetisch zusammenhängenden Träumereien in den apokryphischen und neutestamentlichen Schriften finden und nach näherer Angabe des Abweichenden in einzelnen gnostischen Systemen (des Saturninus, Basilides, Karpokrates und Valentinus), übt der Verf. eine lehrreiche Kritik über sie aus, durch welche er alle „die unverkennbaren Gaukeleien eines von der Vernunft verlassenen und dafür von der regellosesten Phantasie beherrschten Verstandes" im Gnosticism zurechtstellt. Diese Kritik ist aber auch gerecht und billig genug, die hohe (positive und negative) Wichtigkeit der gnostischen Lehre für die Fortbildung des Christenthums anzuerkennen, in sofern dieselbe Theils die jüdische Messiasidee vergeistigte und die Emancipation der christlichen Religion von der israelitischen Knechtschaft kräftig durchführte, Theils eine Unzahl unechter heiliger Schriften beseitigte und einen regen Geist des Denkens und der Speculation weckte, Theils durch die Verirrungen darthat, wie Noth es thue, „die Ueberbleibsale des alten Parsism und des überfliegenden

Dogma-

Dogmatism aus dem Christenthume zu verbannen und die geisterhebende Lehre von dem ewigen Gottesreiche, wie es Christus unserem Bewußtseyn näher gebracht hat, in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Klarheit wiederherzustellen." —

Um Vieles höher wird jedoch im fünften Capitel der Einfluß der neuplatonischen Philosophie durch Origenes auf die Bildung des christlichen Lehrbegriffes angeschlagen, und wir bedauern, kaum das Wichtigste andeuten zu können, was hier zur Sprache kommt. Gleichsam mit Liebe verweilt der Verf. bei der Schilderung des Heros unter den Heroen der christlichen Kirchenlehrer und während er die großen Vorzüge und Verdienste desselben kräftig hervorhebt, macht er die Irrthümer und Schwächen desselben auf die vielseitigste Weise lehrreich. Als Grundzug des von ihm entworfenen Bildes wird die christliche Freisinnigkeit hervorgehoben, vermöge welcher Origenes das unheilvolle Stabilitätsprincip der Zunfttheologie verwarf, das geistige Princip der Wahrheit als Kriterium der sich selbst oft widersprechenden Bibellehre handhabte und diese nach ihrem wesentlichen und rationalen Inhalte zuerst in ein gewisses System brachte. Die philosophischen Grundsätze desselben fußten bei allem Zeitgemäßen ihres materialen Inhaltes auf dem formalen: in der christlichen Theologie überall nicht bloß nach dem Was, sondern auch nach dem Wie und Warum zu fragen und dadurch „Schrift und Offenbarung mit Vernunft und wahrer Philosophie in den genauesten Einklang zu bringen;" die theologischen Grundsätze desselben aber stützten sich auf sein hermeneutisches Princip von einem dreifachen Sinne der heiligen Schrift. Die kurze, aber höchst gelungene Entwickelung dieses Principes hat viel Zurechtweisendes für unsere Zeit, wo man so geflissentlich darauf ausgeht, den auf exegetischem Wege gereinigten christlichen Lehrbegriff auf gleichem Wege wieder zu verunstalten, wo man mit oder ohne Annahme der

alten,

alten, sinnlosen Inspirationstheorie dem grammatisch-historischen Sinne der Schrift noch andere mögliche Arten desselben zur Seite stellen will, und wo „die auch dem Volke eingeräumte Freiheit, seinen Glauben aus der Bibel selbst zu schöpfen, bittere Früchte getragen und den unwissenden Laien aller Stände einen religiösen Dünkel und Egoism eingeflößt hat, der alle Bande der protestantischen Kirche aufzulösen droht." Eben diese Inspirationstheorie war es, was den Origenes gleichsam nöthigte, ein Gleiches zu thun und die grammatische Interpretation, die er an sich so trefflich verstand und übte, daß man ihn, wie Ernesti that, für den ersten Urheber derselben erklären kann, durch Beifügung einer moralischen und geistigen oder mystischen, wieder um einen Theil ihres Werthes und ihrer Geltung zu bringen. Der Verf. selbst sagt hiervon Folgendes: „Dieser dreifache Sinn der Bibel ist offenbar ein bloßes Gedankending, da im Laufe der Rede und Schrift jedes Wort, selbst das witzige und doppelschneidige, successive immer nur einen Sinn hat und haben kann. Es ist ferner widersinnig, zuerst die Göttlichkeit oder Inspiration eines Buches thatsächlich hinzustellen und dann das Göttliche erst durch eigene Inspiration hineinzutragen; es ist sogar eine Art exegetischer Taschenspielerei, wo man, wie die falschen Alchymisten, die unkenntlichen Goldkörner des göttlichen Sinnes erst in den Schmelztiegel legt, und dann kühn behauptet, man habe aus Kobalt reines Gold gewonnen. Einen frommen Betrug dieser Art, (wie man massenartig in den exegetischen Schriften der tholuck-hengstenbergischen Schule finden kann) würde in unsern Tagen nicht einmal das Volk mehr zulassen und es muß daher, um das objectiv Göttliche der heiligen Bücher mit Sicherheit zu erforschen, der Weg der grammatisch-kritischen Auslegung als der einzig sichere betreten werden." — Die höchst instructiv gefaßte kritische Beleuchtung der einzelnen Dogmen des Origenes

nes muß unberührt bleiben. Sie hebt das Unhaltbare und das ewig Wahre darinnen mit gleicher Unpartheilichkeit hervor, und zeigt, daß ein Mann, der Trotz mancher nichtigen Zeitideeen eine so reine und vollkommene Gottesidee, eine von jüdischem Messianismus und transcendirendem Gnosticismus so freie Christologie aufstellte und dem sittlichen Geiste des Christenthums durch Anerkennung der ursprünglichen Anlagen unserer Natur zum Guten und durch Zurückweisung aller dualistischen Ansichten vom Ursprunge des Bösen so förderlich wurde, hoch über „Legionen von Postillanten, Dogmatikern und Schrifterklärern der Vorzeit" stehe. „Man muß, schließt das Capitel, die Schriften des Diamantenen, des Mannes mit den ehernen Eingeweiden (ἀδαμάντινος, χαλκέντερος) nicht gelesen haben, wenn man unerinnert seyn kann, daß schon der erste philosophische Begründer des Systems der alten Kirche auch der Kritiker und Reformator aller im sechszehnten Jahrhunderte verworfenen Irrthümer war." — Gern würden übrigens die Leser von dem Wesen der neuplatonischen Philosophie an sich hier etwas Näheres vernommen haben, denn ihrer ist fast nur in der Ueberschrift des Capitels und bei Erwähnung des Ammonius Sakkas als Lehrers des Origenes gedacht.

Nicht weniger lehrreich, aber weit weniger erhebend ist das sechste Capitel, das von dem Manichäism und seiner Verwandtschaft mit der christlichen Lehre vom Teufel und dem Ursprunge des Bösen handelt. Denn das schon ursprünglich mit der zoroastrisch-jüdischen Dämonologie geschwängerte Christenthum wurde durch den, diese Lehre nur noch gröber auffassenden und in's Gebiet der schrankenlosesten Phantasterei hinüber spielenden, Manichäismus mehr zurück- als fortgebildet und kann noch heut' zu Tage dieses Theils der ihm widerfahrenen Verunstaltung sich nicht ganz entledigen. Was der Verf. von der Verwandtschaft zwischen beiden sagt,

befriedigt völlig, nur möchten wir in der neutestamentlichen Lehre vom Teufel die Ansicht Jesu von der Ansicht seiner Jünger strenger geschieden wissen, da es doch unverkennbar ist, daß der Göttliche, welcher, wie richtig bemerkt wird, diese Lehre „gleichsam in ihrer Wurzel verletzte" (Matth. 12, 25—29.), da, wo er vom Teufel spricht, mehr prosopopöistisch als dogmatisch zu verstehen seyn dürfte und daß die Referenten seiner Worte ihn auch wohl hie und da in ihrer gröbern Begriffsweise sprechen lassen z. B. Joh. 8, 44. Auch würden wir Nichts vermißt haben, wenn der Verf. die schleiermacherschen Ansichten vom Teufel, nach denen er zwar nicht in der Bibel, wohl aber im Gesangbuche forteristiren soll, der Berührung unwerth geachtet hätte. Desto anziehender ist Alles, was bei diesem Anlasse mit erschöpfender Gründlichkeit über die, allen manichäischen Ideeen über die diabolische Causalität der Sünde entgegenstehende echt christliche Lehre gesagt und durch Zurückführung auf die rationale Ansicht der Sache bestätigt wird. Jeder Unbefangene wird dem Verf. darin beistimmen, daß diese Ansicht weit „wichtiger und einflußreicher auf die moralisch-religiöse Erziehung und Bildung des Menschen werden und den Ursprung des sittlich Bösen (aus der Befangenheit seines freien vernünftigen Bewußtseyns durch egoistisch sinnliche Triebe) auf eine der Weisheit und Heiligkeit Gottes würdigere, so wie der moralischen Weltordnung angemessenere Weise erklären könne, als alle Declamationen über die gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Natur, die zuletzt doch nur Ueberbleibsale des alten persisch-manichäischen Dualism sind." Uebrigens können wir dieses Dualism nie gedenken oder gedacht sehen, ohne uns zu der Frage gedrungen zu fühlen: welch' eine ganz andere Gestalt die Religionsgeschichte und somit auch die sämmtliche Culturgeschichte des Orients und Occidents ohne die unglückselige zoroastrische Aufstellung eines eigenthümlichen Princips des

Bö-

Bösen und dessen Personification in dem Ahriman, Satan, Teufel u. s. w. gewonnen haben würde? Die Griechen und Römer kannten sie nicht und ihre Philosophie, wie ihr religiöser Glaube blieb daher auch von dem theoretisch und praktisch schädlichen Einflusse derselben frei, während alle Völker, deren Religionsbegriffe zuletzt asiatischen Ursprungs waren, darunter litten und sich kaum in ihrem höchsten Bildungsstande davon frei zu machen wissen. Haben es doch selbst jetzt unsere protestantischen Sectirer in fanatischem Manichäism so weit gebracht, daß ihnen Jeder für einen Unchristen und Atheisten gilt, der nicht mit ihnen „niederfällt und den Teufel anbetet" (Matth. 4, 9.)! —

Im siebenten Capitel begleiten wir den Verf. zu dem Kampfe der Monarchisten gegen die sich ausbildende Christologie und Dreieinigkeitslehre, aber nicht mit freudigem Sinne. Denn wer könnte an der groben Adulteration Gefallen finden, welche die ursprüngliche und reine christliche Gottesidee in diesem Kampfe erfuhr? Darum bewundern wir aber auch die mühselige Genauigkeit, mit welcher der Verf. in die feinen Begriffszerfaserungen einging, durch welche sich die Anfangs so einfache kirchliche Christologie hindurchzog, bis sie (wie erst im neunten Capitel vollständig gezeigt wird) an dem Ziele eines Trinitätsdogma ankam, dessen polytheistischer Geist das Christenthum in diesem Stücke tief unter das Judenthum stellte und welches, abgesehen von den dadurch auf Jahrhunderte hin veranlaßten blutigen Zerrüttungen des innern Friedens der Christenheit, auch die noch jetzt nicht verschmerzte, große Beschränkung der äußerlichen Territorialherrschaft desselben durch den Islamismus nach sich zog. Eben so sehr möchten wir uns aber auch verwundern, daß der Verf. auf die metaphysischen Subtilitäten, welche in diesem Kampfe gegenseitig zur Sprache kamen, nicht selten einen gewissen Werth zu legen scheint und sie in Bezug auf die in ihnen ent-

enthaltene Wahrheit oft so sorgsam gegen einander abwägt, (s. S. 133 seine Aeußerungen über den Arianism und S. 138 über die Ansichten Photins), als habe es mit der von ihm selbst angezogenen Friedensermahnung, welche Constantin d. G. noch vor dem Concile zu Nicäa an den Bischof Alexander und an den Presbyter Arius ergehen ließ, nicht seine volle Richtigkeit: „Es sei höchst ärgerlich, daß das heilige Volk Gottes durch Streitfragen getheilt werde, die kein Gesetz verletzten, welche kein Scharfsinn zu lösen vermöge und kein religiöses Interesse in das Daseyn rufe, da sie offenbar nur zu den geringen und unbedeutenden zu rechnen seien." — Aus dem angegebenen Grunde gedenken wir auch nur ganz im Allgemeinen, daß der Verf. den Monarchisten oder Monarchianern gegenüber," welche eine Mehrheit der Personen in dem göttlichen Wesen für eine unbiblische und polytheistische Lehre erklärten," (Noet, Praxeas, Sabellius, Paul von Samosata) die dießfalsigen Ansichten Justin's d. M., des Ignatius, Athenagoras und Irenäus, welche sich noch sehr schwankend hierüber ausdrückten, aufführt; daß er die arianischen Streitigkeiten und deren Ausgang auf dem Concile zu Nicäa (J. 325) in scharfen Umrissen darstellt und endlich mit dem Siege schließt, welchen der Athanasianism auf dem Concile zu Constantinopel (J. 381) über Arianism, Photinism, Appollinarism und Macedonism wenigstens vor der Hand und im Morgenlande davontrug. Das Ganze schließt mit den beherzigenswerthen, die beßte Kritik über diesen Fortbildungsact des Christenthums enthaltenden, Worten: „In jedem Falle konnten die Väter dieser zweiten, ökumenischen Synode sich nicht mit den Worten des Apostels begrüßen: wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2 Kor. 3, 17.); denn Befangenheit, Eile, (theodosianischer) Cabinetsglaube, Furcht, Haß und Parteisucht hatten sich schon im Voraus der Gemüther bemächtigt. Selbst

die

die politische Gewalt und Strenge, mit der man die neue Dogmenform in das Leben einführte und bei der durchaus revolutionären Stimmung der Gemüther vielleicht einführen mußte, ließ keine freie, Gott' wohlgefällige Ueberzeugung zu, und so kann und wird es auch keinem echt christlichen Forscher beifallen, zu behaupten, daß dieses athanasianische Echo von Nicäa wie eine Stimme vom Himmel durch alle Zeiten ertönen und wiederhallen müsse." —

Von ganz besonderem Interesse ist das achte Capitel, welches die Ueberschrift führt: Pelagius und Augustin oder Natur und Gnade im Widerstreite dogmatischer Mißverständnisse. Man kann bei Lesung desselben nicht umhin, sich zu gestehen, daß der Verf. diesen Gegenstand gleichsam mit Liebe bearbeitete und allen Fleiß und Scharfsinn aufbot, ihm Theils in geschichtlicher, Theils in religionsphilosophischer Hinsicht die genaueste und gerechteste Würdigung angedeihen zu lassen. Nach einigen einleitenden Worten über den natürlichen Conflict der religiösen, zuletzt Alles auf Gott zurückführenden, und der physischen, zunächst die Mittelursachen berücksichtigenden Weltansicht, auf deren besonnene Verschmelzung mit einander Alles ankommt, wenn man über das „uns gegebene Göttliche und das von der Individualität unseres Geistes ihm Beigemischte" nicht einseitig urtheilen will; und nach Hindeutung auf die verschiedene Individualität der beiden Männer, welche in der christlichen Kirche zuerst in offenen Hader darüber ausbrachen und von denen Augustinus viel zu mild angesehen werden dürfte, wenn der Verf. von ihm behauptet: „er habe in den Tiefen seines Innern Nichts als Nacht und Dunkelheit gesehen," weil er „mit seinem bessern Selbst in Gott' gleichsam aufgegangen gewesen sei," werden die Ansichten derselben erst im Ganzen mitgetheilt und dann das zwischen ihnen streitig Gewordene auf fünf einzelne Puncte zurückgeführt, deren nähere Beleuchtung den Hauptgegenstand

dieses Abschnittes ausmacht. Eben hier ist es nun, wo das Haltbare oder Unhaltbare, was Pelagius und Augustinus über das Verhältniß von Natur und Gnade zu Sprache brachten, der unparteiischsten Abwägung unterliegt, und wo man zuletzt zu Gunsten des Ersteren („dieses beklagenswerthen Opfers der afrikanisch-manichäischen Dogmatik") die Wagschale um so freudiger sinken sieht, je unverhohlener der Verf. auch die einzelnen Schwächen und Blößen seiner Ansichten hervorhebt. Den Standpunct seiner Kritik nimmt er in seiner, sowohl hier, als schon bei Würdigung des früher gedachten Manichäismus, ja selbst in der Vorrede berührten, Theorie von der, nicht mit freier Willkür zu verwechselnden, wahren moralischen Freiheit, welcher sich im Allgemeinen schwerlich etwas Gegründetes entgegensetzen läßt. Ob nicht aber zuweilen manche zu rasche Schlußfolge daraus hergeleitet werde, z. B. da, wo behauptet wird (S. 162), weil „die Idee des Guten," die der Mensch im Zustande moralischer Freiheit verwirklichen will und soll, zuletzt „in der Idee Gottes, als des höchsten Gutes, gewurzelt sei," „könne diese Idee in uns selbst auch nur durch die Erleuchtung des göttlichen Geistes lebendig und kräftig werden:" wollen wir dahingestellt seyn lassen. Wenigstens dürfte diese Ausdrucksweise viel zu schwankend seyn, als daß sich etwas unbezweifelt Wahres dabei denken ließe. S. 167 finden sich nun zwar hierüber weit klarere und befriedigendere Aeußerungen, daß uns nämlich beim Streben nach moralischer Freiheit (oder nach der „von jeder sinnlichen Neigung reinen, ausschließlichen Thätigkeit eines vernünftigen Willens" S. 161) „die heilsame Gnade Gottes überhaupt und durch Christum insbesondere unser ganzes Leben hindurch eben so wenig verlasse, als seine Weisheit, Macht und Liebe, weil zuletzt Alles, was wir sind und haben, göttliche Gnade und Wohlthat sei;" aber hierbei fragt es sich wieder, ob dadurch nicht manche frühere Bemerkung gegen das

System

System des Pelagius sehr modificirt oder gar aufgehoben werde. Am Unbedenklichsten wird man in diesem ganzen, den reichsten Denkstoff darbietenden, Räsonnement dem Verf. da beistimmen, wo er sich gegen die augustinische Prädestinationslehre erklärt, so wie da, wo er die Haltlosigkeit des Systems, dessen Schlußstein sie in strenger Folgerichtigkeit machte, im Ganzen charakterisirt. Es heißt da: „Man kann das, was Augustin (gegen „die zermalmende Dialektik des Cälestius") vorbrachte, nicht lesen, ohne das Schicksal der christlichen Dogmatik zu beklagen, in welcher man eine Reihe aus den heiligen Büchern zusammengestellter, oft aus dem Zusammenhange des ersten Sinnes und seiner Zeit gerissener, von keiner Kritik, keiner tüchtigen Analysis und Synthesis durchdrungener, Stellen — Glaubenswissenschaft nannte, in eigener Meinungsblindheit die sonnenklare Wahrheit im Munde Anderer verspottete, und, wenn weltliche und kirchliche Auctorität nicht mehr durchschlagen wollte, sich auf die Untrüglichkeit der göttlichen Offenbarung berief, die doch gerade erst zu erweisen und auf unleugbaren Gründen vestzustellen war." —

Das neunte Capitel (höchste symbolische Steigerung des Göttlichen in Jesu bis zum Ideale eines Gottmenschen mit wesentlich verzweigter Doppelnatur) schließt sich der Natur der Sache nach genau an das siebente an und beschäfftigt sich daher, außer den nestorianischen und eutychianischen Streitigkeiten, am Anfange und am Schlusse Viel mit dem vollendeten Dogma der Trinität und dem wörtlichen Ausdrucke desselben in der pseudoathanasianischen Glaubensformel. Mit Uebergehung von Allem, was jene Streitigkeiten betrifft, so lehrreich sie auch geschildert werden, deuten wir nur an, was der Verf. über diese sagt. Er setzt von Vornherein das „Große und Wichtige," aber auch das „Gewagte und Kühne" des Schrittes auseinander, welchen man in der christlichen Kirche mit „Aufpflanzung des Panieres der

Homou-

Homousie oder Gleichwesenheit Christi mit dem Vater" that und bemerkt, daß, wenn die nicänisch-constantinopolitanische Glaubensformel so, wie sie ist, wirklich von den damaligen Concilienhäuptern herrührt (und nicht vielmehr „erst in der Hofcapelle Karls des Großen" ihre jetzige Gestalt und ihre Autorität erhalten hat) diese Concilienhäupter einen Vorwurf auf sich luden, „welcher sie dem strengen Urtheile Gottes und der richtenden Nachwelt verhafte." Den Grund dieser gewiß nicht zu strengen Behauptung findet der Verf. in dem klaren Widerspruche, in welchem jene Glaubensformel mit der Bibel, mit sich selbst und mit der menschlichen Vernunft steht, was hier mit hoher Klarheit näher erörtert wird. In Bezug auf das Letztere wird besonders das hervorgehoben, daß sich zwar recht gut begreifen lasse, wie man „in der Ausbildung des Dogma's (von der Gottheit Jesu) von dem Menschen (Jesu) „zu einem Scheinmenschen, von diesem zu einem Engel oder Aeon, von diesem wieder zur Göttlichkeit, zur Theilnahme an der Gottheit und zuletzt zu einem wahren und vollkommenen Gotte seiner höheren Natur nach fortschritt," daß es aber doch unverzeihlich war, zu verkennen, „wie der Vernunftglaube an die Wirklichkeit des einzig wahren, höchsten und lebendigen Gottes, die doch die Grundlehre der Religion und namentlich der christlichen ist und seyn soll, in der ausschließenden Nothwendigkeit seines absoluten und eben daher ganz untheilbaren Urseyns gegründet sei." Hierauf wird noch hinzugesetzt: „Nähme man nun an, das höchste und seiner Natur nach einzige Wesen könne sich verdoppeln oder verdreifachen, wie unter den Menschen der Vater im Sohne und Enkel: so würde, weil das ohne Reihenfolge gar nicht gedacht werden kann, das eben so Viel heißen, als das Urseyn aus einem absoluten in ein relatives und hypothetisches verwandeln oder das in dem zweiten und dritten Begriffe wieder aufheben,

heben, was man in dem ersten gesetzt hatte. Und da, wenn man das nicht zugeben wollte, wenigstens die Möglichkeit nicht geleugnet werden mag, daß aus dem zweiten und dritten Gotte noch ein vierter und fünfter geboren werden könnte: so würde man nicht nur Schlimmeres lehren, als die Gnostiker und Emanatisten, die den wahren Gott immer höher stellen, als ihre ganze Aeonenreihe, sondern man würde auch das Princip der heidnischen Theogonie wieder aufnehmen oder doch die künftige Rückkehr zum Polytheism in der Dogmatik der Hindus für denkbar halten müssen." — Aehnliche Bemerkungen kommen auch am Schlusse dieses Capitels vor, nachdem beiläufig der „pedantische Cabinetseifer" (oder „die doctrinirende Cäsareopapie"), womit „die griechischen Kaiser sich in die kirchlichen Angelegenheiten ihres Reiches mengten," nach ihren „den Verfall der Kirche und des Staates immer sichtbarer herbeiführenden Folgen" gehörig gewürdigt worden ist. Auch die „moderne Orthodoxie" erhält hier die gebührende Zurechtweisung, weil sie auf Gefahr „einer offenbaren Dreigötterei" hin, „gegen Vernunft, Schrift und alle kirchliche Autorität so oft eine eigene Gottheit Christi und des heiligen Geistes vertheidigt" und in dieser Sache mit „dem selbstgewebten Schleier eines dunkeln Geheimnisses endigt, wo Denken und Glauben sich gegenseitig neutralisiren und nur noch ein wachendes Träumen des Fürwahrhaltens übriglassen." Wir haben hierbei nur die Frage zu thun: wie unter diesen Umständen der Verf. es über sich gewinnen konnte, die „einfache und thatsächliche Trilogie des Christenthums von Vater, Sohn und Geist," welche doch zu jenem Dogma den ungesuchtesten Anlaß gab, so hoch zu stellen, als er (S. 189 f.) thut, derselben „einen unaussprechlichen Segen für die Menschheit" zuzuschreiben und zu behaupten, in ihr liege die einzige Möglichkeit, „der metaphysischen Dürftigkeit des mosaischen und muhamedanischen Deismus auszuweichen?"

Wir

Wir brauchen den Verf. nicht auf den unerschöpflichen metaphysischen Reichthum hinzuweisen, welchen der christliche Theismus an sich selbst vor dem jüdischen und muhamedanischen voraushat, denn er hat ihn an andern Stellen seiner Schrift oft genug anerkannt und gepriesen. Was kann und soll nun dieser gewinnen durch die Zugabe einer Trilogie, deren zweites Glied nicht metaphysischer, sondern geschichtlicher Art und deren drittes offenbar rhetorischer Art ist, und die also beide gar kein Gegenstand des reinen christlichen Gottesglaubens seyn können? Mag auch dieselbe in der ihrem Ursprunge nach noch sehr zweifelhaften Taufformel (Matth. 28, 19.) wörtlich liegen, in sicheren Aeußerungen Jesu (Joh. 17, 4.) liegt sie nicht, und die ganze Apostelgeschichte, welche nur auf Christum taufen läßt, zeugt auf's Entschiedenste gegen die Ursprünglichkeit derselben *). Und welcher Werth kann ihr durch die Hindeutung des Verfs. auf die Spuren der Trinitätslehre bei alten und neuen Völkern der Erde zu Theil werden? Ist diese bei ihnen nicht das Erzeugniß einer höchst unvollkommenen, durch Emanatism, Anthropomorphism und Prosopopöism verunstalteten und darum tief unter der reinchristlichen stehenden Gottesidee? Und wenn selbst Philosophen „von Plato bis auf Schelling," und Theologen „von Athanasius bis auf Daub und Schleiermacher sich in der Gotteslehre solchen trinitarischen Träumereien überließen, beweist das mehr, als daß Jene über dem Dichten das Denken vergaßen oder, wie der Verf. selbst (S. 77) sagt: „sich den unverkennbaren Gaukeleien eines von der Vernunft verlassenen und dafür

*) Wir erinnern hier im Allgemeinen noch ein Mal an die Symbolae ad internam criticen librorum canonicorum etc. des wackern Schultheß (krit. Pr.-Bibl. XIV. 5. S. 802 ff.) welche darthun, was man sich im christlichen Alterthume zu Gunsten des Trinitätsdogma's mit den neutestamentlichen Schriften erlaubte.

für von der regellosesten Phantasie beherrschten Verstandes hingaben," und daß diese entweder „den selbstgewebten Schleier eines dunkeln Geheimnisses" der in Vernunft und Schrift klar genug geoffenbarten religiösen Wahrheit vorzogen, oder sich von ihrem „dialektischen Gewissen" nicht zurückgehalten fühlen, nöthigen Falls auch den vierten und fünften Gott, ja einen ganzen christlichen Olymp als das Product der „höheren Anschauung und tieferen Religionsphilosophie" zu postuliren, in deren Besitze „ihre sich wichtig machende Schule" seyn will? Nein, „diese immer wiederkehrenden Erscheinungen" deuten nicht „auf etwas Bleibendes in dem religiösen Bewußtseyn des Menschen hin, welches das Christenthum thatsächlich begründen will," sondern auf die Hartnäckigkeit, mit welcher die traditionalen Irrthümer einer „sich übersliegenden Speculation" sich neben den Aussprüchen der gesunden Menschenvernunft geltend zu machen suchen.

Im zehnten Capitel schildert der Verf. den Uebergang zur Dogmatik des Mittelalters in der Lehre von der Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen, von den Sacramenten und dem Reinigungsfeuer. Es wird dabei der dogmatische Leitfaden des Gennadius (de ecclesiasticis dogmatibus) aus dem sechsten Jahrhunderte zu Grunde gelegt und ohne die lichten und leitenden Ideeen zu verkennen, welche sich darin besonders in Bezug auf die christliche Gottesidee, die religiöse Anthropologie und Soteriologie und andere noch sehr freisinnig gehaltene Dogmen (von der Oberherrschaft des römischen Bischofs, der Priesterehe und der Kindertaufe) vorfinden, die fruchtbare Bemerkung gemacht, daß auf der andern Seite deutlich aus ihm hervorgehe, wie sehr man sich schon damals gewöhnt hatte, die Ansichten der Zeit und allerhand poetische und mythische Traditionen über die Lehre der Schrift zu stellen (deren richtige sprachliche Erklärung bei der eingerissenen wissenschaftlichen Barbarei freilich von Jahr zu

Jahre

Jahre unmöglicher wurde), und selbst von heidnischen Philosophemen und Dichtungen im christlichen Lehrbegriffe Gebrauch zu machen. Die nöthigen Erläuterungen nimmt der Verf. von den in der Ueberschrift genannten einzelnen Dogmen her, wobei sich z. B. herausstellt, daß die christliche „Mutter Gottes" die heidnische Ops und Cybele, und die „Himmelskönigin" die Juno und Diana ersetzen sollte, ja daß ihr Cultus unter den Kollyridianern geradehin die Stelle der ungern vermißten Cerealien und Ambarvalien einnehmen mußte. Treffend wird hierbei auch das Widerchristliche der sentimentalen Idee, die uns neuerlich katholische und protestantische Identitätstheologen so warm an's Herz gelegt haben, aufgewiesen, daß es so übel nicht sei, in der Maria „dem Ideale jungfräulich weiblicher Reinheit und Frömmigkeit" fortwährend die gebührende Huldigung zu bezeugen. In der geschichtlichen Entwickelung der Ansichten von den Sacramenten und besonders vom Abendmahle tritt überall das wichtige Moment hervor, daß die Verunstaltung derselben mit der möglichsten Steigerung der christlichen Priesterwürde in den Augen der Laien genau zusammenhing und daß der Begriff der Messe absichtlich in den Begriff einer priesterlichen Mittlerschaft zwischen Gott und dem Volke verdreht wurde. Auch die damit zusammenhängenden Begriffe von Beichte, Buße und Genugthuung werden in ihrer allmäligen hierarchistischen Vergröberung anschaulich gemacht, wobei nur die Behauptung: „es gebe (außer der rechtlichen Sühne böser Thaten) auch eine moralische, die in der Reinigung des Gewissens durch den Glauben an den heiligen Tod Jesu bestehe," mit der Geltendmachung „der göttlichen Züchtigungen, welchen kein Verbrecher entgehe," in offenen Widerspruch tritt. Denn eben die Gewißheit und Unausbleiblichkeit dieser göttlichen Züchtigungen macht eine moralische Sühne solcher Art zu einem bloßen Gedankendinge und nur diejenige kann Statt finden,

welche

welche im Gefolge thätiger Besserung geht und die Last des bösen Bewußtseyns durch das allmälig steigende Uebergewicht des guten Bewußtseyns niederdrückt. Sprechen die angezogenen Stellen des N. Ts. auch wirklich von jener Sühne, so gehört das offenbar zu den ungeläuterten moralischen Begriffen, auf denen die ganze jüdische und heidnische Opfertheorie beruhte. Die Nachweisung, daß auch in dem Dogma des Reinigungsfeuers abgeschiedener Seelen ein starkes heidnisches Element vorwaltete, macht den Beschluß dieses Capitels, wobei jedoch nicht verkannt wird, daß sich bei diesem Dogma wohl die Frage aufwerfen lasse: „ob die subjective Moralität der Menschen nicht von der Beschaffenheit sei, daß auch die Besten in einer höheren Welt noch einer fortgesetzten Disciplin bedürfen?" —

Eins der anziehendsten und lehrreichsten Capitel begegnet uns in dem eilften: Allmälige Bildung einer absoluten Monarchie in der abendländischen Kirche. Wir möchten es nur nicht mit der Behauptung beginnen sehen, daß Christus selbst eine Kirche haben stiften wollen; denn die dafür angezogenen Gründe halten schwerlich Stich. Sonst ist aber das Ganze ein Meisterstück von kurz gefaßter und doch allseitiger Schilderung des progressiven Wachsthumes der römischen Hierarchie, die, als sie ihren Höhepunct in Gregor VII erreicht hatte, die christliche Geistlichkeit selbst in Staunen und Schrecken versetzte, ohne deßhalb dieselbe zu einem Rückschritte von dem einmal erreichten Ziele zu bewegen, weil „in Palästen und Hütten die Menschen nie gewissenhafter seyn wollen, als wenn es sich um die Vertheidigung eines amtlichen Rechtes und um den Besitzstand eines großen Unrechts handelt." Unter den Umständen, welche jene Hierarchie in's Leben rufen halfen, ist zwar der directen Mitwirkung von ein Paar griechischen Kaisern der Wahrheit gemäß gedacht, aber die indirecte Begünstigung, welche den römischen Bischöfen aus der

indi-

individuellen Lage ihrer Rivale zu Constantinopel erwuchs, wird nicht hervorgehoben. Auch die Wirksamkeit der pseudo-isidorischen Decretalen für die Zwecke und Ansprüche der Päpste ist mit Stillschweigen übergangen, während man Alles zusammengestellt findet, was die zur Förderung derselben ersonnene Fabel von dem Episkopate des Apostels Petrus zu Rom in ihrer Richtigkeit darstellt. An das Geschichtliche in dieser Sache knüpft sich die Darlegung der Ergebnisse, welche die Herstellung der römischen Hierarchie für die Fortbildung des Christenthums hatte und die sich besonders auf die durch sie factisch gewordenen Grundsätze über die Natur der christlichen Kirchenverfassung bezogen. Der Verf. bezeichnet dieselben als den Ausfluß des über die Göttlichkeit des A. Ts. vorherrschenden altdogmatischen Inspirationssystems, welches nothwendiger Weise zur Repristination der jüdischen Hierarchie in der christlichen Kirche führte, und setzt warnend hinzu: „wer sich zu diesem Systeme bekenne, der habe als Theolog aller Confessionen noch jetzt vom Glücke zu sagen, wenn sein leichtgläubiges Gehirn nicht von theokratischen Ideeen umnebelt werde.“ In gleichem Sinne protestirt er zunächst gegen jeden geistlichen Monarchen der Kirche („Kirchenczar“), weil dieser seine Stelle zwar bei Tibetanern, Japanesen und Moslemin finde, „deren Kirchen einer sultanischen Form bedürfen,“ nicht aber bei Christen, „deren Glaube zu reich und umfassend sei, als daß er nach allen seinen Formen von einem Kopfe erfaßt und, in einem Symbole und Katechism verzeichnet, wie ein jüdischer Gebetsriemen und Denkzettel an Stirn und Brust getragen werden könne.“ Eben so entschieden weist er aber auch jeden politischen Hildebrand und Hildebrändling zurück, weil „die weltliche Gewalt mit der moralisch-religiösen Autonomie des göttlichen Reiches, welches Christus in die Gemüther pflanzte, Nichts zu schaffen habe und weil dadurch die Gefahr herbeigeführt werde, „daß das Christenthum“ in eine heidnische

nische Staats- und Territorialreligion ausarte." Er schließt diese Herzensergießung mit einer Aeußerung, deren tiefen Sinn wir denen zum gehörigen Ausdenken anempfehlen, welche das Heil der Kirche nicht sicherer gewahrt zu sehen glauben, als in den Händen der politischen Volksvertreter unserer Zeit. Er spricht: „Achthundert Jahre sind verflossen, seit Gregor der siebente den ungöttlichen und revolutionären Versuch wagte, den freien Staat in das Feudaljoch der Kirche zu spannen; wir stehen nun im Wechsel der Dinge auf dem entgegengesetzten Wendepuncte der Meinungen, welche den Staat vergöttern, um die Kirche zu entwürdigen und sie zu einer Armenschule der Policei herabzudrücken. — Möge der letzte Wahn nur vorübergehender und weniger verderblich seyn, als der erste!" —

Das zwölfte Capitel hangt mit dem vorigen genau zusammen, denn es handelt von dem Verhältnisse der beiden orthodoxen Kirchen des Orients und Occidents bis zu ihrer Trennung im Mittelalter. Nach einigen wenigen, aber sinnschweren Worten über den großen Unterschied zwischen der christlichen und der kirchlichen Orthodoxie wird der Anspruch beleuchtet, welchen namentlich die orientalische Kirche auf dieses Ehrenprädicat macht, und dabei (leider, mit gänzlicher Nichterwähnung der Ekdosis des Johann von Damask) das: Orthodoxe Bekenntniß der katholischen und apostolischen Kirche Christi im Oriente (v. J. 1643 gr. et lat. ed. Normann Lips. 1695) zu Grunde gelegt. Das Resultat davon ist, daß sie weit weniger in Lehrsätzen als in ihren Grundsätzen von der occidentalischen abweicht, und daß sie namentlich, dem papistischen Monarchismus gegenüber, ganz andere Verfassungsgrundsätze vesthält, die Ansicht nämlich, daß Christus alle Kirchengewalt „in die Hände der Kirche selbst niedergelegt habe," daß sie aber in aristokratischer Weise von den Bischöfen derselben und deren höchsten Gliedern, den provincialen Patriar-

Patriarchen (zu Constantinopel, Alexandrien, Jerusalem und Antiochien) ohne Beeinträchtigung des politischen Regiments gehandhabt werden müsse. (Weislich wird hierbei darauf hingewiesen, daß man sein Urtheil hierüber nicht nach der Lage der griechischen Kirche im russischen Reiche seit Peter dem Großen bilden dürfe, weil ihr durch diesen der Charakter einer Territorial-Kirche gewaltsam aufgezwungen wurde.) Hierauf geht der Verf. auf die Ermittelung der Ursachen ein, welche die Trennung der orientalischen und occidentalischen Kirche veranlaßten, und findet sie vorzüglich oder vielmehr ausschließlich in der durch mehrere Jahrhunderte sich fortziehenden Eifersucht der Patriarchen von Rom und Byzanz, welche nach den traurigsten Ausbrüchen aller Art (z. B. zur Zeit des Photius im neunten Jahrhunderte) damit endigte, daß „der Patriarch Michael Cerularius den Lateinern zu Constantinopel alle Kirchen und Klöster verschließen ließ und ihnen die Kirchengemeinschaft feierlich aufkündigte." Die letztern Worte scheinen auf eine in diplomatisch gerechter Form bewirkte Trennung beider Kirchen hinzudeuten, gleichwohl kann diese nur für eine factische gelten, da noch im J. 1177 der Kaiser Manuel Comnenus den römischen Papst zur Theilnahme an einer orientalischen Kirchenversammlung einladen ließ. Auch zeigen die wiederholten, und theilweise gelungenen Wiedervereinigungs-Versuche, daß man die Trennung immer nur in diesem Lichte betrachtete. Die Vorwürfe, welche die orientalische Kirche der occidentalischen zu machen pflegt, veranschaulicht der Verf. durch eine sehr interessante Einschaltung aus des Patriarchen Nektarius dogmatischen Streitschrift gegen die im 17. Jahrhunderte gemachten römischen Eindrängungs-Versuche zu Jerusalem. Sie beziehen sich außer der Verunstaltung der ältern Kirchendogmen und der Herstellung einer kirchlichen Suprematie, besonders auf die damit zusammenhangende Anmaßung, die römische Kirche als die allgemeine zu bezeichnen, da sie

doch

doch nur eine partiale sei, was sich beim Hinblicke auf die protestantische Kirche nur um so mehr bewährt. Höchst geistreiche Bemerkungen über das, was in Folge der neuesten Ereignisse im Oriente der dortigen Kirche bevorstehen könnte, nämlich ein Wiedererwachen derselben aus ihrer bisherigen Lethargie, (worauf aber die amerikanischen Baptisten-Missionen zu Athen und die, zum Dienste an der dort projectirten deutsch-protestantischen Kirche etwa vom homiletisch-liturgischen Correspondenzblatte vorzuschlagenden, Prediger so wenig, wie möglich, Einfluß haben mögen), so wie über das gegenseitige Verhältniß einer aristokratischen, monarchischen und demokratischen Kirchenregierung beschließen das Capitel. Wir bringen bei letzteren nur in Erinnerung, daß Dasjenige, was der Verf. hier über die primitive christliche Kirchenverfassung und deren aristokratisches Element neben dem demokratischen sagt, weder mit sich selbst, noch mit frühern Ansichten davon (im zweiten Capitel) genau zusammenzustimmen scheint.

Im dreizehnten Capitel wirft endlich der Verf. Blicke in die scholastische Theologie, welche das große Verdienst derselben auf der einen, und die Nachtheile, die sie hatte, auf der andern Seite, richtig würdigen lehren. Die Scholastik war, nach Maßgabe derselben, jeden Falls eine mächtige Bekämpferin „der Trägheitskraft der faulen Vernunft, wie sie Cicero nennt, und die schon Julian so bitter an dem christlichen Klerus getadelt hatte" (weßhalb ihn wohl der Verf. an einem Orte zum ersten christlichen Rationalisten machte), „denn sie ging zwar von den heiligen Schriften und kirchlichen Gesetzen (Satzungen) aus, versetzte aber doch den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung unmerklich auf das freie Gebiet der Vernunft, handhabte sie (die Untersuchung) nach ihren Grundsätzen dialektisch und beugte so das Kirchendogma mit allen seinen Härten und Unbegreiflichkeiten allmälig unter die Herrschaft bestimmter Begriffe und Ideen." Als aber im Laufe

Läufe der Zeit die Scholastik in die dürre, Begriffe wie feines Haar spaltende, und das Gemüth bis in seine geheimsten Tiefen erkältende Verstandes-Spitzfindigkeit überging, durch welche sie am Meisten bekannt zu seyn pflegt, geschahe das, was der Verf. S. 67 als die unfehlbare Wirkung einer solchen Geistesrichtung angibt: „Was die faule Vernunft in schlechtem Metalle als gute Münze ausprägte, wurde von dem gesunden Menschenverstande (hier der Reformatoren) wieder eingeschmelzt und außer Umlauf gesetzt." — Die einzelnen Männer, auf deren nähere Charakteristik der Verf. eingeht, sind Johann Erigena, Petrus Lombardus, Peter Abälard, Anselm von Canterbury, Roscelin, Bernhard von Clairveaux und Hugo nebst Richard vom heil. Victor. Die letztern Drei geben dem Verf. Anlaß, sich auch über die Mystik jenes Zeitalters auszusprechen und ihr Gutes eben so sehr anzuerkennen, als ihr Uebertriebenes und Schädliches warnend hervorzuheben. Dieses Warnende tritt am Stärksten in den Worten hervor: „Die Mystiker unserer Tage werden noch immer, mehr in der eifernden Beschränktheit und Verdammungssucht, als in Bernhard's Tugenden, ihr stehendes Vorbild oder Urbild erkennen. Nicht Einer unter ihnen ist kirchlich-orthodox und doch ist ihnen Niemand rechtgläubig genug. In kleinen Meinungen kühn und original, hassen sie doch Alle das Großartige freier und tiefer Forschung. Bilder und Symbole (mit denen die allegorische Schule sie möglichst reich zu versorgen sucht) sind ihre gemeinschaftliche Losung, aber Jeder deutet des Bräutigams liebkosende Worte auf seine Weise und diese Deutung ist immer die wahre und stärkere. Verdammet ihr? — ruft auf der vierten Liebesstufe eine Donnerstimme in göttlicher Selbstvergessenheit, — und von Geisteswonne trunken antwortet der kleine Chor: Wir verdammen, im Glauben schwimmend! Amen!" — (s. Schröckh's K. G. 28. S. 478). — Auf Anlaß der scholastischen Sentenzensammler wirft der

Verf.

Verf. einen vergleichenden Blick auf die frühern, ihnen ziemlich gleichen, Dogmatiker der protestantischen Kirche und bedauert es, daß wir selbst jetzt noch kein eigentlich wissenschaftliches, christliches Glaubenssystem besitzen," das aus einer Reihe vager oder mystischer Autoritäten, sowie aus der Geistesklemme scholastischer Dialektik nach so vielen exegetischen, historischen und philosophischen Forschungen sich vorzugsweise zur reinern und freiern Ansicht der himmlischen Wahrheiten herausgebildet habe." Dieses Bedauern theilen auch wir und haben es in diesen Blättern schon mehrmals ausgesprochen (z. B. Bd. XIV. H. 3. S. 432. — H. 4. S. 653.) Wenn aber der Verf. die Aeußerungen Ziegler's, Herder's und Niemeyer's, als sei die christliche Dogmatik zur wissenschaftlichen Gestaltung nicht geeignet, übel zu vermerken scheint, so wäre doch wohl zu beachten gewesen, daß diese Männer bei dem Namen „christlich" gewiß eben nur die in traditionaler Sentenzen-Form überkommene Dogmatik der protestantischen Kirche im Sinne hatten, welche als ein buntes Mengsal religiöser und geschichtlicher Lehrsätze, ja, als ein mit religiösen Ingredienzien nur durchspicktes geschichtliches Drama eine streng wissenschaftliche, vom Standpuncte einer gesunden Religionsphilosophie ausgehende und Alles darauf beziehende Behandlung nicht zuläßt. Möge nur der Versuch einer wahrhaft christlichen Dogmatik, welchem wir unfehlbar nicht lange mehr entgegenzusehen haben, von keinem Jünger der schelling'schen, schleiermacher'schen, oder hegel'schen Schule ausgehen! Denn welche Herrlichkeiten diese Schulen schon unserer historisch-protestantischen Dogmatik anzudeuteln wissen, ist bekannt. Hätten sie es nun zunächst mit Ermittelung der reinchristlichen Religionswahrheit und mit philosophischer Begründung und Systematisirung derselben zu thun, wer stände uns dafür, daß sie, bei dem Verluste der pseudochristlichen Lehrsätze, mit deren Kritik und Beseitigung es der Verf. in

dieser Schrift zu thun hat, sich in die Fluth der mosaischen, prophetischen und jüdisch-alexandrinischen Dogmen würfen, um da den Stoff zusammenzutreiben, über welchen sie nach ihrer Weise, d. h. nicht mit Vernunft, sondern mit Gefühl' und Phantasie — philosophiren könnten? Dann aber hätte „der gesunde Menschenverstand" vielleicht lange Zeit hindurch genug zu thun, um zu leisten, was ihm der Verf. als sein Geschäfft zuschreibt, — das schlechte Metall, das die faule Vernunft, oder wie er auf Anlaß der Gnostiker noch deutlicher sagte, „der von Vernunft verlassene und dafür von der regellosesten Phantasie beherrschte Verstand" derselben als gute Münze ausprägte, wieder einzuschmelzen und außer Umlauf zu setzen. Nein, die Religionsphilosophie, welche uns in den Besitz einer gesunden christlichen Dogmatik versetzen helfen soll, muß selbst eine gesunde seyn und auch mit einer tüchtigern Schrifterklärung im Bunde gehen, als sich in jenen Schulen zu finden pflegt. — Das Resultat des vorliegenden Capitels und somit der Schluß der ersten Abtheilung der zweiten Hälfte dieser Schrift ist dieß: „daß das Christenthum, welches die Scholastiker aus den Händen Augustin's und der griechischen Väter empfingen, schon ganz ein anderes war, als das apostolische der ersten Bekenner Jesu; daß es unter der Leitung ihrer Grundsätze und unter dem Einflusse ihrer Methode, sowie bei ihrem fast allgemeinen Mangel an exegetischer Bildung sich wieder anders gestaltete, als im siebenten und achten Jahrhunderte; daß heidnische Lehren, Gebräuche und Sitten sich immer mehr mit dem kirchlichen Systeme des Abendlandes verschwisterten, und daß zuletzt gerade diese Befreundung des herrschenden Kirchenglaubens mit einer hohlen und sophistischen Dialektik das Bedürfniß der Reformation weckte, welches sich schon im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts aussprach." —

Wer sollte nun nicht nach allem Vorstehenden, für dessen

Reich-

Reichhaltigkeit wir gewiß nicht erst um Entschuldigung zu bitten haben, der zweiten Abtheilung, welche uns das christliche Dogmenwesen von der Reformation an bis jetzt historisch-kritisch vor Augen führen wird, mit Sehnsucht entgegensehen? —

Theologische Reisefrüchte zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes im südlichen und westlichen Europa. — Herausgegeben von Ferdinand Florens Fleck, außerord. Prof. d. Theologie ꝛc. zu Leipzig. — Erste Abtheilung. — Leipzig, bei Barth 1835. gr. 8. 179 SS. — 1 Thlr. 9 Gr.

(Auch unter dem Titel: Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. — Zweiten Bandes erste Abtheilung.)

Der Verf., welcher schon in einigen „christlichen Reden an die theuern Gläubigen in der Zerstreuung" (B. XV. H. 6. S. 1094 ff.) einen Theil der vorliegenden theologischen Reisefrüchte zur Kenntniß des Publicums brachte, ließ sich bei Unternehmung seiner Reise durch die bezeichneten Länder von dem Grundsatze leiten: daß in der Anschauung Wahrheit sei und fand ihn auch, wie leicht zu erachten, besonders in Bezug auf den eigenthümlichen Zweck, den er verfolgte, völlig bestätigt. Besser als Redner und Buch lehrte auch ihn das Leben, daß zwischen Erscheinung und Idee ein großer Unterschied Statt finde, oder daß man an Ort und Stelle und mit eigenen Augen, wie von allen, so auch von kirchlich-religiösen Dingen eine Ansicht fasse, welche mit der durch Studien und Bücher gewonnenen nicht übereinstimme. Das erörtert er in

X 2 der

der Vorrede zu dieser vorerst nur den kirchlich-religiösen Theil seiner Reisefrüchte darstellenden Schrift durch das Beispiel des Katholicismus, den man jetzt gar oft mit guter Absicht zu idealisiren sucht, um über die wahre Gestalt desselben ein falsches Licht zu verbreiten. Er gibt als das Eigenthümlichste an ihm eine durch Klima, Lebensart und verwandte Einflüsse zur Gewohnheit gewordene sinnliche Frömmigkeit an, bei welcher der äußere Mensch reichlich bedacht ist, während der innere leer ausgeht; warnt aber vor dem Vorurtheile, als ob deßhalb die Bewohner der südlichen Länder die Sehnsucht nach etwas Besserem, die höheren Bedürfnisse ihres Geistes und Herzens Befriedigendem nicht in sich trügen und darum auch für den Protestantismus unempfänglich wären. Sie haben vielmehr nach seiner Versicherung jetzt nicht weniger, als zur Zeit der Reformation, den offensten Sinn dafür und selbst in Rom tragen die Gebildeten den Protestantismus im Herzen, wenn sie ihn auch nicht mit der Zunge zu bekennen wagen *). Daraus erklärt sich ihm auch die Erscheinung, daß selbst von den Protestanten der wahre Segen des Protestantismus erst in der Mitte katholischer Länder ganz empfunden und anerkannt wird; daß man die protestantischen Kirchen nirgends mit mehr Andacht besucht, als dort, und daß der höchste Enthusiasmus für protestantische Bekenntniß- und Anbetungsweise

*) Zur nähern Erläuterung dieser Worte diene die Angabe des H. v. Lang (in s. liter. hist. Zeitschrift 2. H. S. 13): „Man könnte überhaupt fragen, ob die Italiener am Ende wirklich Katholiken seien? So ernstliche wenigstens, wie diesseits unserer Berge, gewiß nicht. Wo Andere von diesen erhabenen Vorstellungen und glänzenden Schauspielen (des Katholicismus) ergriffen werden oder wohl selbst mithandeln, sind sie die Illuministen, Decorateure, Machinisten, die Geldeinnehmer, die Feilbieter, die Zettelträger des Schauspieles für die übrige Welt, die sich um dasselbe Geld eben so leicht gefallen lassen, was immer der Geschmack eines andern Geschlechts verlangen sollte."

weise da vorwaltet, wo vom verfolgenden Katholicismus umgeben „der Protestantismus vor dem Protestantismus" seinen Sitz hatte, unter den Waldensern.

Diese Bemerkungen der Vorrede finden in den übrigen sechs Abschnitten der Schrift ihre weitere Erläuterung und Bestätigung. Sie bestehen 1) aus einer Rede, womit der Verf. nach dritthalbjähriger Abwesenheit von Leipzig seine dogmatischen Vorlesungen wieder eröffnete; 2) aus einem aus Vergangenheit und lebendiger Anschauung geschöpften historischen Gemälde der Waldenser; 3) aus einer Schilderung des Januariusfestes zu Neapel; 4) aus einer Beschreibung der protestantischen Kirchen Italiens (zu Livorno, Neapel, Genua, Florenz, Turin, Rom und Venedig); 5) aus einer (nicht hieher gehörigen) Beschreibung der alcuinischen lat. Bibel in der bibliotheca Vallicellensis zu Rom von D. Hauthal, und 6) aus römischen Darstellungen, wozu als Anhang zu Abschnitt 4) die schon gedachten und angezeigten vier christlichen Vorträge des Verfs. kommen.

In der Rede macht der Verf. seinen Zuhörern besonders fühlbar, daß „das christliche Leben von Innen heraus" und „die theologische Wissenschaft" nur im Gebiete des deutschen Protestantismus, nicht aber in Italien oder in Frankreich gesucht werden dürfe; denn in ersterem Bezuge finde in Italien eine mehr dem sinnlich heitern Heidenthume, als dem sittlich ernsten Christenthume zugewandte Geistesrichtung Statt, und in Frankreich herrsche eine fast völlige Religionslosigkeit, in letzterem aber werde alles wissenschaftliche Streben dort noch immer förmlich unterdrückt, hier wenigstens vernachlässigt. „Die Schrecken der Inquisition, heißt es, stehen nicht bloß auf dem Papiere, wie Wohlmeinende glauben mögen, wenn sie gleich ihr Werk im Dunkeln treibt, und wenn auch die weltliche Macht des Papstes gelitten hat, so ist doch die geistliche und der Grundsatz derselben sich gleich geblieben." Keine

„freie

„freie intellectuale und sittliche Bildung ist da möglich, wo die letzten und höchsten Fragen durch unbegründete Voraussetzungen beantwortet werden" und selbst die Bestrebungen für einen bessern Volksunterricht (durch die lankastersche Methode) wurden und werden, (wie in Piemont, so in Toskana) „von Seiten des geistlichen Arms gehemmt und vernichtet." — „Wo die einzelnen wissenschaftlichen Facultäten entweder in einer Stadt in den Privatwohnungen der Lehrer verstreuet sind, oder gar durch die Provincialstädte vertheilt, wie in den päpstlichen Staaten und im Piemontesischen, da hört aller höhere akademische Verband und freie Ideeenaustausch auf, der Begriff einer universitas studiorum ist verloren, das volle geistige Leben der bessern Jugend geht unter in Engherzigkeit und kleinlichem Mißtrauen." — „Die jungen katholischen Geistlichen Italiens halten mit unseren Candidaten der Theologie keinen Vergleich aus. Es fehlt ihnen eine streng wissenschaftliche Bildung und eine eigentliche Studienbahn; ihre Muße ist größer, als ihre Arbeit; sie gewöhnen sich schwer an abstractes Denken, wofür selbst die italiänische Sprache noch wenig ausgebildet ist, ihre Beschäfftigungen zertheilen sich zu sehr und bleiben daher meist Stückwerk." Allerdings gibt es einzelne durch Wissenschaft und sonstige Würde ausgezeichnete Prälaten (worunter besonders der fast 90jährige Capicius-Latro zu Neapel, einst Erzbischof von Tarent und früher Hausprälat Clemens XIV ausgezeichnet wird, „der einzige noch lebende und gewiß glaubwürdigste Zeitgenosse, der die Vergiftung dieses Papstes durch die Hand der Jesuiten und zwar in dem Kelche des heil. Nachtmahles für unzweifelhaft hält") — aber sie sind Ausnahmen. — Eben so wenig kann in Frankreich von einem ernsten und fruchtbaren Treiben der theologischen Wissenschaft die Rede seyn. Dort „spotten bedeutende Gelehrte über alle Gegenstände der übersinnlichen Welt," selbst „gebildete Frauen" theilen diesen Spott, „man hält

hält es für unschicklich, von Religion nur von Weitem zu sprechen," und in „den Vorträgen der französischen Neologen geht fast Alles in Polemik und Theismus auf." — „Ja, setzt der Verf. hinzu, wir dürfen es mit Selbstgefühl' aussprechen, daß wie Deutschland das Land wahrer Wissenschaft sei, so sei es auch das Land wahrer Religion; denn Nichts reicht an die Ausdauer und die Tiefe des Gemüths der Deutschen." Daran wird am Schlusse der Rede die Ermunterung geknüpft, dem wissenschaftlichen Studium der Theologie mit immer größerem Eifer obzuliegen und bei den auf ihrem Gebiete vorwaltenden Streitigkeiten und Gegensätzen die „höhere Einheit zu suchen, unter welcher sie zu subsumiren und zu versöhnen sind." Das wird jedoch vom Verf. mehr berührt, als erörtert, und man findet keinen sichern Anhaltungspunct, den hier vorkommenden Begriffsbestimmungen die erforderliche Schärfe und Genauigkeit zu geben.

Das historische Gemälde, das der Verf. in dem bei Weitem umfangreichsten zweiten Aufsatze seiner Schrift, von den Waldensern aufstellt, befriedigt in allen einzelnen Theilen desselben in hohem Maße und namentlich hier bewährt sich der obige Grundsatz: nur in der Anschauung sei Wahrheit, auf's Deutlichste. Der Verf. wandte nicht nur auf die Erforschung der ältern und mittleren Geschichte dieses „Stammvolkes der protestantischen Christenheit," (das „gewiß bereits im neunten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung nach seinem gegenwärtigen theologischen und kirchlichen Charakter hervortrat") den größten Fleiß, sondern ließ sich auch angelegen seyn, seine jetzige Lage und Verfassung auf einem Besuche der von ihm bewohnten 3 Thäler (La Peyrouse, St. Martin und Lucerne süd-westlich von Turin im Departement des hautes Alpes), auf's Genaueste zu erkundigen und darzustellen. Mit andern neuern Berichterstattern stimmt er darin überein, daß die Lage der von Anbeginn schwer bedrückten und verfolgten

Wal-

Waldenser immer noch eine sehr traurige ist und daß sie seit dem Jahre 1814, wo mit der Restauration der Glückstern unterging, der ihnen seit 1800 unter der napoleonschen Herrschaft geleuchtet hatte, allen den Quälereien wieder Preis gegeben sind, welche auch ohne eigentliche Gewaltsamkeit der katholische Fanatismus denen zu bereiten weiß, die auf christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit Anspruch machen und vor dem despotischen Rom sich nicht beugen wollen. „Die frühern Edicte der Intoleranz und Verfolgungssucht sind noch jetzt nicht aufgehoben, wenn sie gleich zeither nicht in Ausübung gesetzt wurden," und wenn ihr Loos „ein leidliches" ist, so haben sie dieß nur den Einwirkungen protestantischer Regierungen am turiner Hofe und besonders der rastlos thätigen Theilnahme zu verdanken, welche der preußische Gesandte daselbst, der Graf Waldburg-Truchseß an ihren Angelegenheiten nimmt. „Noch immer bedürfen sie auch dringend der Beisteuer christlicher Wohlthätigkeit. Denn ihr Land (von etwa 20 □ Meilen Flächenraum mit 20—22000 Bewohnern bevölkert und) von Bergen durchschnitten, ist zum Theil unbebaut; dessen Ergebniß reicht zu ihrem Unterhalte nicht aus, und ihre Isolirung, so wie das Verbot außerhalb ihrer natürlichen Grenzen sich anzusiedeln und Besitzungen zu erwerben, endlich die Ausgeschlossenheit von bürgerlichen und militärischen Aemtern bringen sie in eine beengte Lage, in welcher sie allein durch ausländische thätige Theilnahme Erleichterung hoffen können." — „Den kirchlich-religiösen Geist" derselben bezeichnet der Verf. als „einen gemäßigt evangelischen." — „Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, der Grundpfeiler des Protestantismus" (richtiger des kirchlich-lutherischen Dogmensystems) tritt bei ihnen nicht entschieden und gleichsam gebietend heraus, wenn gleich ihre Vorfahren unter Claudius (einem Erzbischofe von Turin und Schutzherrn der Thalleute im 9. Jahrh.) die Werkheiligkeit des römisch-

misch-katholischen Gottesdienstes in ihrer Polemik vorzüglich in's Auge faßten." — „Sie erklären sich mit den ältern ökumenischen und jüngern protestantischen Symbolen für völlig einverstanden, wollen aber vor Allem in ihrer Mitte das ursprüngliche religiöse Leben der ersten oder apostolischen Christen und des Katholicismus in seiner Reinheit aufrecht erhalten wissen, daher sie immer die praktischen Aussprüche, besonders aber die Gnomen und Lebensregeln der Bergpredigt am Höchsten gestellt haben und noch stellen." — „Sie sind weit entfernt, sich für Calvinisten, oder Lutheraner, oder Zwinglianer zu halten; sie wollen vielmehr durch sich und aus sich das Bild und die Nachkömmlinge der wahren apostolischen Christengemeinde darstellen und behaupten, daß die genannten Confessionen eher zu ihnen zurückgekehrt seien." — „Ihr Gottesdienst ist jetzt rein reformirt zu nennen, wie sie sich denn auch der Schulbücher, Katechismen und Bibeln von Genf und Lausanne mit den Anmerkungen von Osterwald beim Unterrichte und Cultus bedienen." — „Die französische Sprache ist die Hauptsprache für die Predigt und den Unterricht." — Merkwürdig ist, daß sich auch unter den Waldensern die unter den Namen der Methodisten allbekannten englischen Fanatiker und Proselytenjäger angesiedelt und nach ihrer Weise „Störungen herbeigeführt und die kirchliche Einigkeit auf kurze Zeit unterbrochen haben," was denn auch Anlaß gab, „daß eine kleine Anzahl junger Leute einige Excesse und Insulten an ihnen verübte." Das wußten nun die eigentlichen Friedensstörer gegen die Waldenser trefflich geltend zu machen. In England selbst erhob man das Geschrei: „die Waldenser wären aus Verfolgten Verfolger geworden" und die pariser Archives du Christianisme, so wie ein anderes Blatt im Pays de Vaud klagten „das gesammte waldensische Volk der Verfolgungssucht an und beschuldigten es der Feindseligkeit gegen wahre Christen."

Von

Von diesen wahren Christen und ihren deutschen Geistesgenossen mochte auch die Beschuldigung der Waldenser ausgehen, welche der Verf. entschieden zurückweist, „daß ein kalter, trostloser, alles höhere Licht der Offenbarung verschmähender Rationalismus wenigstens an einigen Orten unter ihnen herrsche." Den finden bekanntlich diese Leute überall, wo sie ihre widerchristliche und sittlich entnervende Lammstheologie nicht finden. Das Gegentheil bezeugt der interessante Anhang I., wo der Verf. das Glaubensbekenntniß der Waldenser vom J. 1655 mittheilt, das in Deutschland noch wenig bekannt ist und welchem es an einem christlich-rationalen Geiste gar sehr gebricht.

So kurz auch der dritte Aufsatz über das Januariusfest zu Neapel ist, so anschaulich wird doch darin geschildert, was der Verf. an ihm mit Augen sahe. Der Eindruck, den diese Schilderung macht, ist aber weder in Bezug auf das Allgemeine des Festes, noch in Bezug auf die „Manipulationen," welche vorgenommen wurden, um das Blut des Heiligen flüssig zu machen, ein erbaulicher. Wir geben hier nur Folgendes daraus: „Dieses Blut ist enthalten in einer gläsernen Kapsel, welche zwei gläserne Fläschchen, ein größeres und ein kleineres, verschiedener Gestalt in sich schließt. In diesen Fläschchen liegt eine dunkelrothe, bräunliche Masse; die Kapsel hat vollkommen die Gestalt einer eleganten Laterne, wie man sie an unsern Karossen anzubringen pflegt, in Silber eingefaßt, oben eine silberne Krone, unten ein silberner Griff, der, wie man deutlich sahe, innerlich eine Glasröhre enthielt." — Als das angebliche Wunder geschehen war, konnte der Verf. Trotz möglichst naher Beobachtung der Thatsache mit eignen Augen, doch „zum Theil' wegen Trübheit des Glases, unter welchem die Fläschchen liegen, Wenig davon erkennen;" Andere, „die völlig unparteiisch und am Längsten gesehen, wollten beobachtet haben, daß die dunkelrothe Masse in eine Art

von

Auflösung übergegangen sei und daß selbst einzelne Tropfen, wenn gleich wenige, ungefähr wie Honig oder Sand oder Wachs fließend sichtbar gewesen."

Höchst anziehend ist der vierte Aufsatz über die protestantischen Kirchen Italiens, diese christlichen Oasen in der unerquicklichen kirchlichen Sandwüste Italiens. In Livorno besteht die älteste und in sofern glücklichste, als sie sich von Seiten des Katholicismus der größten Duldsamkeit erfreut. Sie zählt etwa 200 Mitglieder, die sich durch eigentlichen Confessionsunterschied nicht von einander trennen und ihre eigenthümlichen, hier mitgetheilten, kirchlichen Statuten haben. Ihr jetziger Prediger ist H. Dav. Allegorwer aus St. Gallen, der neben dem geräumigen Versammlungssaale der Gemeinde (mit kleiner Lehrkanzel und Stuhlreihen für die Zuhörer) seine Wohnung hat. — In Neapel besteht die protestantische Kirche erst seit 1826, hält ihre Versammlungen in der preußischen Gesandtschaftscapelle und wird von Seiten der neapolitanischen Regierung ignorirt. Da der deutsche Gesandtschaftsprediger seine Hauptbesoldung vom Könige von Preußen erhält, so wird der Gottesdienst auch nach „der berliner Hofliturgie" veranstaltet, doch mit „den für die kleine Gemeinde nothwendigen Modificationen," welche überall die ursprünglich dabei verfolgte Idee der liturgischen Uniformität eludiren. Hr. Bellermann aus Berlin steht gegenwärtig an dieser Kirche und neben ihm ein französischer Prediger. Beide sorgen auch für die geistlichen Bedürfnisse der Protestanten unter dem neapolitanischen Militär, so wie für die der protestantischen Fabrikanten zu Piè di Monte, D'Alife, Portici, Scafati und Salerno. Ein kleines Hospital, das den proselytenmacher'schen Versuchen auf den Kranken- und Sterbebetten der Protestanten wehrt und zu dessen Begründung H. Bellermann einige Predigten drucken ließ (s. kr. Pr.-B. XIII. 6. 1068) ist begründet, sonst aber wird der Protestan-

tismus

tismus in den engsten Schranken gehalten. Gemischte Ehen werden von der Regierung nicht anerkannt und haben keine bürgerlichen Rechte, und gibt auch der Papst Dispensation, so müssen doch unter allen Bedingungen die Kinder katholisch erzogen werden. „Der preußische Hof selbst will hierin die größte Delicatesse beobachtet wissen." — Die protestantische, vornehmlich auf Betrieb des Grafen Truchseß gestiftete, Gemeinde zu Genua, mit einem französischen Prediger aus der genfer Schule, blieb in ihrer nähern Beschaffenheit dem Verf. unbekannt. — Durch das Verdienst desselben Grafen steht die zu Florenz unter preußischem Schutze, hat auch die preußische Liturgie und eine jährliche preußische Unterstützung von 350 Thlr. Der Gottesdienst wird für die größten Theils aus französischen Schweizern bestehende Gemeinde französisch gehalten und der gegenwärtige Pfarrer heißt Dismoules. — Die kleine protestantische Kirche zu Turin wird von den Gesandten von England, Preußen und Holland unterhalten, und der Prediger derselben ist stets ein Waldenser. Da sie, nicht wie die übrigen, einen besondern Kirchhof hat, so werden die Gemeindeglieder in der waldensischen Provinz Lucerne (zu la Tour) oder in der Provinz St. Martin begraben. — Zu Rom leben die Protestanten sonst in den freiesten Verhältnissen, aber als Glieder einer kirchlichen Gemeinde (unter denen die Künstler größten Theils an einem großen Religions-Indifferentismus leiden) werden sie von der päpstlichen Regierung auch nur ignorirt. Der dortige Protestantismus concentrit sich vorzüglich in dem Hause des preußischen Gesandten Bunsen und in ihm ist auch die im J. 1819 vom St. R. Niebuhr gestiftete protestantische Capelle. Für sie ist eine besondere, von der Hof- und Domagende vielfach abweichende Liturgie verfaßt und höchsten Orts approbirt worden. Sie nähert sich in Manchem der englischen Liturgie und hat namentlich von Seiten der Künstler vielen Widerspruch gefunden, daher denn diese

Nach-

Nachmittags einen eigenen Gottesdienst haben. Das umfangreiche „allgemeine evangelische Gesangbuch" (Hamb., bei Perthes) wird gebraucht und die Kinder oder Hausgenossen des Bunsen begleiten den Gesang auf einem kleinen Positive. H. Abeken ist jetzt Gesandschaftsprediger und wird, wie der zu Neapel, vom preußischen Hofe besoldet. Die Gemeinde hat auch eine kleine Krankenanstalt und in der Nähe der Pyramide des Cestius einen neuen umzäunten Begräbnißplatz. — Zu Venedig sind die Protestanten zahlreich und die deutschen Lutheraner unter ihnen bilden eine besondere Kirchengesellschaft. Unter Napoleon hatten sie alle freie Religionsübung, jetzt werden sie höchstens tolerirt. Ihren Gottesdienst halten sie seit dem J. 1813 in einem eigenthümlichen Bethause Mittags 12 Uhr nach Vorschrift der östreichischen evangelisch-protestantischen Liturgie. — Mailand konnte Trotz aller Bemühungen des Kaufmann Mylius nicht die Erlaubniß zur Bildung einer protestantischen Gemeinde erhalten, weil es nach der Bestimmung des in andern Stücken gar nicht geachteten Toleranzedictes Josephs II an der vollen Zahl von 500 Mitgliedern fehlte; dagegen hat Bergamo eine etwa aus 400 italienischen Schweizern reformirter Confession bestehende. — Wo übrigens Acte der Unduldsamkeit gegen diese sämmtlichen Kirchen ausgehen, da gehen sie nicht von dem Volke aus, „welches lebt und leben läßt," sondern von dem katholischen Klerus. „Bis zu Kirchen mit Glockenthürmen hat es indeß noch keine evangelische Gemeinde gebracht." —

Mit Uebergehung des fünften Aufsatzes über die alcuinische lateinische Bibel, erwähnen wir nur noch, daß in den römischen Darstellungen im sechsten folgende vier Acte aus der heiligen Woche geschildert werden: die Fußwaschung, die Speisung, die Segnung, der Sonntag der Palmen. Aus der dritten dieser für den Fremden nur durch die Neuheit erträglich werdenden Ceremonieen bemerken wir, daß der Verf. behauptet:

hauptet: die mit dem Segensspruche des Papstes von dem Balcon der Peterskirche herab sonst verbundene Vorlesung der Bulle: In coena Domini habe nur bis auf Clemens XIV Statt gefunden. Der nähere Nachweis dieser Behauptung fehlt aber und es heißt nur: so aufmerksam der Verf. und andere Fremde auf die Worte dieser Bulle gewesen wären, so sei doch von ihr Nichts zum Vorscheine gekommen. Was erst vorgelesen und dann in Stücke zerrissen unter das Volk geworfen worden sei, erklärt der Verf. für eine Ablaßformel. Da nun in dem, was früherhin in diesen Blättern (Bd. XI. H. 2. S. 376 ꝛc.) aus dem Munde nicht weniger glaubwürdiger Zeugen hierüber berichtet wurde, Zeugniß gegen Zeugniß steht: so dürfte immer noch zweifelhaft seyn, welche Bewandtniß es mit dem jährlichen Verlesen dieser Nachtmahlsbulle habe. Daß der Geist der römischen Kirche, wie ihn der Verf. selbst überall schildert, dem nicht entgegen seyn dürfte, ist gewiß genug. Die Segensformel, welche der Papst vorhergehen läßt, wird hier wörtlich mitgetheilt. Sie besteht aus drei einzelnen saft- und kraftlosen längern Sätzen, welche er sitzend abliest und aus dem kürzern Schlußsatze: Benedictio Dei omnipotentis Patris † et Filii † et Spiritus sancti † descendat super vos et maneat semper †. Amen, wobei er sich erhebt, mit Anstande das dreimalige Kreuz nach der Rechten, nach der Linken und über die Mitte macht und bei dem Worte: descendat die Hände gegen den Himmel erhebt und sie vor der Brust faltet.

Die Reflexionen, mit denen der Verf. diesen Abschnitt schließt, berühren noch im Vorübergehen die schon oft (früher von Middleton, später von Blunt ausführlich) zur Sprache gebrachte Mischung des Heidnischen und des Christlichen im römischen Cultus und kündigen für die Fortsetzung dieser theologischen Reisefrüchte nicht weniger Anziehendes an, als in dieser ersten Abtheilung vorliegt. Die hier bewirkte summarische

An-

Angabe desselben mag den Lesern das Verlangen einflößen, sich im Ganzen damit bekannt zu machen.

Schelling und Hegel, oder die neueste Philosophie im Vernichtungskriege mit sich selbst begriffen. — Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts. — Vom Professor Krug. Leipzig, bei Kollmann. 1834. 55 SS. 8 Gr.

Die Nachwelt wird es nicht glauben, wenn sie von den Phantastereien hört, in welchen sich seit Kant die deutsche Philosophie zu überbieten suchte, und Mühe haben, sie mit dem übrigen auf die gesundeste Rationalität gebauten Bildungsstande unseres Volkes in Verbindung zu bringen. Eben so wenig wird sie begreifen, wie die protestantische Theologie, welche durch die umfassendste Sprach- und Geschichtskunde mehr als je zur Einsicht in den wahren Geist des Christenthums gekommen war, von Einigen ihrer Afterlehrer zu der Schmach herabgewürdigt werden konnte, die Farbe jener Philosophie zu tragen und den irreligiösen und widersittlichen Satzungen derselben zum heiligen Deckmantel zu dienen. Sie wird sich diese Erscheinung zuletzt nicht anders zu erklären wissen, als aus dem Geiste einer Zeit, welche in unbegrenzter Eitelkeit, in geckenhafter Originalitätssucht, in keckem aber kraftlosem Streben nach leerem Glanze und Schimmer in allen Stücken den Sinn für das Solide und Tüchtige verlor, und sich darüber nicht anders als damit zu trösten wissen, daß auf dem Gebiete der Wissenschaft Trotz aller derwischartigen Wirbeldrehungen einzelner verschrobener Köpfe die Wissenschaft doch keinen eigentlichen Rückschritt thun, sondern vielmehr durch

durch die Verunanstaltungen, die sie von ihren unechten Jüngern erleidet, am Ende nur gewinnen kann.

Mit diesem Troste richtet der wackere Verf. der vorliegenden Schrift schon die Mitwelt auf, indem er ihr die actenmäßige Kunde vor Augen bringt, daß die neueste Philosophie, welche in ihrer phantastischen und dialektischen Doppelrichtung als Naturphilosophie und Geistesphilosophie bezeichnet wurde und der wahren vernünftigen Philosophie Jahre lang mit dem unerträglichsten Hohne begegnete, sich endlich gegenseitig für grund- und bodenlos erklärte und damit selbst bestätigte, was, seit sie nur ihr Wesen trieb, von tausend besonnenen Gegnern derselben behauptet wurde. Die Urkunden, welche der Verf. zur Erhärtung dieser Thatsache anzieht, bestehen in einer kleinen Schrift oder vielmehr Vorrede, mit welcher Schelling die verdeutschte Vorrede von *Cousin's* fragmens philosophiques begleitete, und in einer Recension derselben von Hinrichs in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche (oder hegel'sche) Kritik. In jener weist Schelling schlagend nach: daß die ganze Philosophie Hegel's nach Princip, Tendenz und Resultat ein leeres Traumbild sei; in dieser aber bemüht sich Hinrichs zu zeigen, daß Schelling auf seinem Standpuncte gar nicht von Philosophie reden dürfe, wenn er sich nicht bis zur hegelschen erheben könne. Der Verf. dagegen thut an seinem Theile dar, daß die kräftigen Streiche, welche Schelling gegen Hegel führt, auf ihn selbst zurückfallen, und daß Alles, was er zur Enthüllung des philosophischen Gaukelspieles, das dieser trieb, beibringt, die vollste Anwendung auch auf sein eigenes leidet. „Schelling, spricht er, wirft dem später Gekommenen (so wird nämlich der Berliner schlechtweg von ihm bezeichnet) vor, daß er einen logischen Begriff an die Spitze seines Systems gestellt und vorausgesetzt habe, dieser Begriff habe die Eigenschaft oder Natur, von selbst in sein Gegentheil umzuschlagen und

und dann wieder zurückzuschlagen (lauter ipsissima.) Was thut denn aber Jener, der früher Gekommene? Er stellt ein absolutes Subject an die Spitze seines Systems und setzt voraus, dieses Subject habe die Eigenschaft oder Natur, von selbst sich zu objectiviren und dann wieder in die Subjectivität zurückzutreten. Hier liegt doch wahrlich der Unterschied mehr in den Worten, als in der Sache. Denn das absolute Subject ist, da es nicht wahr genommen, sondern bloß gedacht werden kann, am Ende auch nur ein Begriff oder, wenn man lieber will, eine Idee, welche wir denken, indem wir alles Einschränkende oder Bedingende entfernen. Und wenn Schelling sagt, sein Subject sei doch etwas Lebendiges, Wirkliches: so kann, wenn es auf's Sagen ankommt, Hegel dasselbe von seinem Begriffe sagen. Denn ein Begriff mag an sich noch so schaal oder leer seyn, so ist er doch, wiefern er von einem Menschen gedacht und mit andern Begriffen verknüpft wird, auch etwas Lebendiges und Wirkliches, er lebt und wirkt in dessen Bewußtseyn. Oder wenn Schelling die Voraussetzung Hegel's eine Fiction nennt, so kann dieser auch dieselbe Benennung zurückgeben. Denn er kann zum Andern sagen: Ist mein Um- und Zurückschlagen fingirt, so ist dein Ob- und Subjectiviren auch fingirt. Will aber der Eine behaupten, daß er Nichts voraussetze, so kann Dasselbe wieder der Andere behaupten u. s. w. — Diese Sache aber ist bei allem aufgewandten Scharf- oder Tiefsinne weiter Nichts, als ein dialektisches Ballspiel, dort mit dem absoluten Subjecte, welches Trotz seiner absoluten Hohheit sich fortwährend ob- und subjectivirt, hier mit dem logischen Begriffe, welcher Trotz seiner logischen Leerheit sich fortwährend um- und zurückschlägt — um nicht auf demselben Puncte stehen zu bleiben und da vor langer Weile zu sterben." — Die Angabe und Beurtheilung der von Hinrichs erstrebten Annihilirung der schellingischen Philosophie schließt der Verf.

 mit

mit diesen Worten: „Wenn diese Schilderung (d. schell. Ph.) wahr ist, so muß man jenen Zurückgekommenen (Schelling) für einen speculativen Seiltänzer halten, der sich mit der größten Anstrengung in die Höhe schnellt, als wollt' er in den Himmel springen, weil er aber einen falschen Sprung gemacht, nicht einmal wieder auf's Seil kommt, sondern platt und breit auf die Erde fällt. Wie aber, wenn ein anderer Seiltänzer hinzukäme und jenen noch überspringen wollte, unglücklicher Weise jedoch dasselbe Schicksal hätte, würde da nicht ein unauslöschliches Gelächter entstehen?" — Im ernsten Tone wird weiterhin hinzugesetzt: „Was sagt die hehre Göttin Sophia dazu? Ja ihr Herz ist wirklich mit Schmerz, mit tiefer Trauer erfüllt. Denn sie sieht sich eben von denen verlassen, die ihr am Meisten schmeichelten. Sie sieht, wie diese falschen Freunde einer Nymphe nachlaufen, die sich auch Sophia nennt, aber eigentlich Sophistik heißt und schon bei den Griechen ihr loses Wesen trieb. Indessen hat Jene doch noch einen Trost. Sie vertraut auf die unverwüstliche Kraft des menschlichen Geistes, den wohl Irrsale bestricken, aber nicht ewig gefangen halten können. Er wird sich also wieder zurechtfinden auf der Bahn der Wahrheit und dann der Sophistik, wie glänzend sie auch sich schmücken, wie scharf oder tiefsinnig sie auch reden möge, mit einem: „Hebe dich weg von mir!" den Abschied geben. Denn es bleibt doch ewig wahr, was schon der alte Cicero sagte: Opinionum commenta delet dies. Und das heißt in Bezug auf den vorliegenden Fall eben so Viel, als: Philosophorum figmenta delent invicem semet ipsa." —

An einer andern Stelle deutet der Verf. darauf hin, daß es nun auch mit der Herrlichkeit und Freude der Theologen aus sei, welche seit ein Paar Decennien die schallendsten Jubellieder darüber sangen, daß ihre Wissenschaft durch Schelling und Hegel eine gänzliche Wiedergeburt erfahren habe — und

und daß „Philosophie und Christenthum nur völlig Eins im Gehalte seien, wenn auch noch einige Verschiedenheit in der Gestalt obwalte." — „Und wirklich, wird hinzugesetzt, redete die neueste Philosophie oft eine Sprache, die bald aus den Urkunden des Christenthums, bald aus der kirchlichen Dogmatik entlehnt war, — freilich in einem Sinne, den die Erklärer jener Urkunden und die Lehrer dieser Dogmatik nicht für authentisch halten wollten." Das Letztere gilt natürlich von den rechten Erklärern jener Urkunden, und von den rechten Lehrern dieser Dogmatik, nicht aber von den falschen und trügerischen, welche selbst und mit gutem Bedachte sich des heuchlerischen Gaukelspieles theilhaftig machten, das jene Philosophen mit christlichen Worten und kirchlichen Formeln trieben, um den, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit leugnenden, Geist ihrer Lehre zu verdecken. Aber auch diese Theologen und eben sie (die sogenannten „kirchlich-philosophischen Dogmatiker") werden nur mit traurigem Herzen vernehmen, daß der schelling-hegelsche Vernichtungskrieg auch ihrem losen Treiben mit einem Schlage ein Ende macht und daß er sie als die betrogenen Jünger von Meistern, welche sich gegenseitig als Nicht-Philosophen prostituiren, einem „unauslöschlichen Gelächter" Preis gibt. —

Auch die Nebenwirkungen, welche der Verf. über die Kriegs-Erklärung Schelling's gegen Hegel macht, enthalten viel Beherzigenswerthes, z. B. die, daß Schelling sehr wahr, aber auch gegen sich selbst spreche, wenn er jetzt behaupte: „eine Philosophie, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden könne, könne schon darum allein nicht die allgemeine und wahre seyn; denn früher habe er behauptet: „die Philosophie sei nur dadurch Philosophie, daß sie dem Verstande und damit noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man — (wer ist die-

ser Man? doch gewiß nicht Jedermann —) die locale und temporale Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen verstehe, gerade entgegengesetzt sei; im Verhältnisse zu diesem — (also relativ? —) sei an und für sich (— also auch zugleich absolut? —) die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt." Was der Verf. noch weiter daran knüpft, müssen wir den Lesern zur eigenen Kenntnißnahme überlassen, besonders denen, welche auch als Theologen dem gesunden Menschenverstande Feindschaft geschworen haben, weil sie sich überreden, das seien die rechten Religionsphilosophen, welche in den düstern Nebeln, die ihren Kopf und Horizont umkreisen, die wahre Tiefe des Himmels erblicken, nicht aber in dem klaren Blaue desselben. — Daß Schellingianer und Hegelianer dem Verf. die Mühe nicht Dank wissen werden, womit er den verzweifelten Zustand ihrer Angelegenheiten dem Publicum, das weder schellingische Vorreden zu Vorreden noch hinrichs'sche Recensionen liest, vor Augen führte, versteht sich wohl von selbst. Auf desto größern Dank kann er aber bei denen rechnen, welche „die allgemeine und wahre Philosophie," deren kräftiger Vertreter er schon lange war, zu ihrer Freundin erkoren haben.

Lebens- und Amtserfahrungen in ihrem psychologisch-geschichtlichen Zusammenhange dargestellt und zum Beßten praktischer Geistlichen herausgegeben von Wilhelm Schröter, Licent. der Theol., Adjunct und Pfarrern zu Großheringen. Zweiter Band. X und 374 SS. Altona, 1832. J. Fr. Hammerich. 1 Thlr. 16 Gr.

Ueber den ersten Band wurde von einem andern Recensenten Bd. XII. H. 3 dieser Blätter mit gebührender Anerkennung Bericht gegeben und dort die Anzeige mit dem

Wun-

Wunsche geschlossen, daß das Werk mit dem erschienenen Theile nicht abgeschlossen seyn möchte. Diesem Wunsche nun ist mit dem uns vorliegenden zweiten Bande die Gewähr gekommen, und wir wollen dem Leser nicht vorenthalten, was der Verf. unter dem, freilich etwas weiten, Titel von Lebens- und Amtserfahrungen fernerhin praktischen Geistlichen zum Besten gibt. Uninteressantes ist es nicht; das dürfen wir im Voraus versichern. Aber bedauern müssen wir, daß die Sprache des Verfs. dem Genusse mancher Leser, namentlich aus der von ihm bezeichneten Classe, Eintrag thun werde. Sie wählt oft philosophische Formen, wo die des Gemeinverstandes völlig ausgereicht hätten, setzt das Concrete lieber in das Abstracte, als umgekehrt, treibt mit Lieblingsausdrücken wie Einheitliches, Naturnothwendiges, Gewirktes, und ähnlichen, ein nicht immer erquickliches Spiel, und bewegt sich häufig in so langen und schweren Perioden, daß es uns wenigstens nicht selten begegnete, den Vordersatz noch ein Mal überschauen zu müssen, um das von ihm abhängige Verhältniß des Nachsatzes mit Bestimmtheit zu erkennen. Selbst die eigentlich homiletischen Gaben, welche dem Buche eingefügt sind, dürften von dem Vorwurfe der Unpopularität nicht völlig frei zu sprechen seyn. Hat man aber den Kampf mit der Form bestanden, so wird man allerdings durch das Gediegene der Sache und das Körnige der Gedanken reichlich entschädigt. Und was wir dem Buche besonders anrechnen, ist der tiefe sittliche Ernst, der durch das Ganze geht und den Verf. treibt, dem Verderben seiner Zeit zu zürnen und im Harnische der Rede ihre Thorheiten zu bekämpfen. Dieß unser Urtheil im Allgemeinen. Wir hoffen, durch das Einzelne, das wir ihm vorführen, dem Leser nicht nur zu jenem die Belege, sondern auch ein Bild des Buches selbst zu geben.

Der erste Abschnitt von S. 1 bis 124 enthält die Fortsetzung von Reinholds Bildung zum Geistlichen. War

früher von Reinholds Jugend, Gymnasialbildung, akademischen Irrfahrten auf den Strudeln widersprechender Theorien und Systeme, so wie von einer, wiewohl nicht gnügender, Vermittelung zwischen Rationalismus und Supranaturalismus die Rede: so hat es die Fortsetzung natürlich mehr mit Antwort auf die eigentlich praktischen Fragen des seelsorgerischen Wirkens zu thun. Der Briefsteller berichtet dem Freunde zunächst, wodurch und wie es ihm gelungen sei, seiner sonst dogmatisch-supranaturalistisch gebildeten Gemeinde die rein-biblische Christuslehre nach und nach für Verstand und Willen anziehend und wirksam zu machen. Einen Plan müsse man dazu bei seinen Predigen haben. Nichts schade mehr, als der Zufall, dem man sich so häufig überlasse. „Ich habe ein solches Zufällige, so Viel ich vermochte, zu vermeiden gesucht und mich immer bemüht, nicht nur jeden meiner öffentlichen Vorträge in Hinsicht der Materie und Form möglichst vollständig auszuarbeiten; sondern auch alle einzelne Vorträge, bei denen es, ohne Zwang, auf dem Wege der Natur geschehen konnte, nach einer gewissen Einheitsidee unter- und zueinander in denjenigen Zusammenhang zu stellen, welcher das zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Veranlassungen Abgehandelte als ein Ganzes leicht auffassen und behalten läßt." Wir geben dem Verf. die Hauptsache zu, machen aber bemerklich, daß ein zu bestimmter Plan im Gange unserer öffentlichen Vorträge der alten bewährten Regel, daß jede Predigt, wo möglich eine Casualrede seyn solle, leicht Eintrag thun dürfe. Das Leben ist bunt. Auch unsere Vorträge müssen es seyn. Nur sei es die Sonne des Christenthums, aus welcher jeder Gegenstand wie des Lebens so der heiligen Rede seine höhere, verklärtere Farbe gewinne. Und so stimmen wir dem völlig bei, was der Verf. S. 13 sagt: „daß nämlich alle unsere Vorträge, in sofern sie echt christliche seyn sollen und wollen, nie einen andern Hauptzweck haben dürfen, als den, an dem

idea-

idealen menschlichen Leben Jesu, so wie dasselbe uns im seiner Lehre und in seinen Handlungen kundgeworden, als ein aus reinem heiligen Gemüthe, aus reiner heiligen Gesinnung hervorgegangenes Naturnothwendiges, nicht etwa Erkünsteltes, Erheucheltes, das menschliche Leben überhaupt und das menschliche Leben unserer Gemeinden insonderheit zu verklären, oder dahin dasselbe zu erheben, wo es ein in Gesinnungen und Handlungen gleich reines und heiliges wird und werden kann;" und wieder S. 15: „Dieses Christliche und Menschliche, oder dieses den Menschen nach Christo durch Christum Bildende, was jede Predigt als christliche haben soll, ist nun eben die Lebensidee, oder das Lebens-Princip und Element, worin alle Predigten unter einander ihre Einheit haben, wie verschieden der besondere Inhalt derselben auch seyn mag." Und als das Ideal erkennen auch wir es, wenn es von dem rechten christlichen Redner heißt: „Jede seiner Predigten muß daher eine Predigt seyn, nicht sowohl über Jesum, als vielmehr eine wie von Jesu selbst gehaltene!" Daran fügen wir gleich das schöne Wort des Verfs. über die rechte Begeisterung des christlichen Geistlichen S. 19, der fälschlich so genannten gegenüber: „Nein, sie ist vielmehr jener erhöhete und fortdauernde Zustand in dem Innersten der Seele, hervorgebracht durch das stete Leben derselben mit Gotte, durch das stets andächtige Betrachten der Werke Gottes, durch das leise Hören seines überall hörbaren Wortes, woburch nun in Alles, was aus diesem Innersten hervorgeht, in die ganze Handlungs- und Lebensweise etwas, ich will es kurz sagen, Göttliches, Gottehrendes, Gottliebendes, Gottseliges kommt. So zu einem Naturzustande geworden, wirkt diese Begeisterung auch mit der Kraft eines solchen, d. h. sie wirkt immer, sie wirkt unwiderstehlich, sie wirkt mit Nothwendigkeit; und wenn dieselbe auf der Kanzel, am Altare, in der Versammlung der Gemeinde anders erscheint, als im Kreise der Familie, in den Verhält-

nissen

nissen des bürgerlichen Lebens, bei Gast- und Freudengelagen; so ist es doch dieselbe Blume, die am Morgen, nachdem sie der Thau des Himmels erquickt, und im milden Strahle der Morgensonne nur frischer blüht und herrlicher duftet, als am Abende, nachdem die Hitze des Tages sie ermattete." — Der Christus, welchen der Verf. gepredigt wissen will, ist, wie schon angedeutet, ganz der ideale aber menschliche, der Christus, in welchem sich das Menschliche zum Göttlichen verklärte, mit einem Worte, der, welcher aus den christologischen Predigten Röhrs, Gestalt gewinnend, hervortritt. Der Verf. gibt bedeutende Auszüge aus jener Sammlung und fragt dann S. 81: „Erscheint ein solcher Christus nun nicht größer, als der, welcher den durch die Macht des Teufels Gefallenen unter die Macht Gottes stellt, ihn dort der Hölle entreißt und hier ihn in den Himmel versetzt, ohne daß der Mensch selbst zu einem solchen Uebergange etwas Anderes bedürfe, als den Glauben an sein schlechtes Nichts, an das in ihm zerstörte Ebenbild Gottes und an das über alle Vernunft hinausgehende Alles in Christo?" So Viel über Predigt und Predigtweise. — Auch die Nachmittagskirchen wollte der Verf. heben. Als gewöhnliche Betstunden genügten sie ihm nicht, und den katechetischen Uebungen in der Kirche war er aus Grundsatze nie gewogen. Er traf das Auskunftsmittel freier Vorträge zur Auslegung einer Bibelstelle, die kürzer, einfacher und darum auch ansprechender wären, als selbst die Predigt. Das ist wohl auch schon von Andern versucht worden, und allen Amtsbrüdern zu empfehlen, die für den Sonntags-Nachmittag noch Zeit und Kraft zu einer neuen Schöpfung übrighaben. Mehr Widerspruch dürfte die schon angedeutete Ansicht des Verfs. in Bezug auf katechetische Uebungen in der Kirche und zum Behufe der Erbauung erregen. „Alle Erwachsene, heißt es Seite 87, haben einen sehr großen, nicht zu besiegenden Widerwillen gegen eine Gottes-

ver-

verehrung, in welcher die Hauptsache ein Examen, vorzüglich ein Examen der Erwachsenen ist. Der Grund liegt in der eigenthümlichen Beschaffenheit eines solchen Examens. Man frage nur sich selbst, ob man ein Gespräch, welches nicht rasch fortschreitet, sondern nur langsam und schwerfällig sich von der Stelle bewegt, nicht selten bei Kleinigkeiten verweilt, während das Wichtigste und Interessanteste übergangen werden muß, wohl gern mit anhört oder liest, wie anziehend der darin überhaupt behandelte Gegenstand an sich auch seyn, und mit welchen scharfsinnigen Ideeen derselbe hie und da auch ausgestattet und dargestellt seyn mag! Und man könnte erwarten und verlangen, daß ein Bauer oder eine Bäuerin mit Lust und Aufmerksamkeit es anhöre, wenn der Prediger sich an zwanzig und mehr Personen zerarbeitet?" Noch weniger, meint der Verf., fromme es den activen Personen selbst, wenn das Examen mit ihnen, zumal als Erwachsenen, gehalten werde. Es bringe ein Gefühl der Erniedrigung, besonders auch deßhalb, weil man die Vornehmen und Gebildeten nicht dazu berufen könne, und allgemeine Erbauung werde auch im besten Falle nicht gefördert. Wir vermögen uns indessen wohl eine Art kirchlicher Unterredung gerade mit Erwachsenen zu denken, welche den Zweck der Erbauung nicht weniger fördert, als die Predigt selbst. Auch erinnern wir uns solcher Unterredungen von Harms, welche sich selbst noch erbaulich lasen. Nur war da weder an ein Examen zu denken, noch an die nüchterne Sokratik unserer modernen Katecheten. Es waren fromme Ansprachen an die Versammelten, deren Aufmerksamkeit nur durch seltener eingestreute Fragen wach erhalten wurde. Daß aber die gewöhnlichen Examina auch unter dem Volke keinen Beifall finden, ist uns wohl bekannt. Wir leben in der Zeit der Emancipation. Wir könnten Gemeinden namhaft machen, die um Erlaß des herkömmlichen Examens bei Kirchenvisitationen förmlich eingekommen sind; aber auch Ephoren,

welche,

welche, sich dem Wunsche fügend, das Examen in eine Ansprache und Unterredung verwandelten, wie wir sie oben als musterhaft und Zweck entsprechend geschildert haben. — In der weiteren Klage über Unkirchlichkeit, welcher der Verf. durch seine Bemühungen wehren wollte, finden wir S. 100 das beherzigenswerthe ernste Wort: „Man hat, um den kirchlichen Sinn zu vermehren, die kirchlichen Versammlungen zu vermindern gesucht und zu dem Ende auch angerathen, die Sonntagsfeier bloß auf den Vormittag zu beschränken. Aber man irrt sich, wenn man meint, seinen Zweck dadurch erreichen zu können. Denn nicht in dem Zuviel der Andachtsübungen, sondern in dem Zuwenig des rechten Geistes derselben liegt eine der Hauptursachen der Leerheit unserer Kirchen ganz besonders in den Nachmittagen des Sonntags und in den sogenannten Betstunden der Woche. Allerdings wirkt auch hier jene, in furchtbarer Schnelle fortgeschrittene, und auch den Landmann von seinem Pfluge und von dem Altare des Herrn fortreißende Verweltlichung mit, die ein sich selbst in seinem Wesen und Zwecke mißkennender Staat, um seine Einnahme von Bier und Branntweine zu vermehren und nebenbei auch den Geigern und Pfeifern ein fideles Brod zu gewähren, um so erfolgreicher gepflegt hat, je geneigter der, zur innern Freiheit des Gemüths noch nicht gelangte, Mensch ohnehin ist, dem Zuge nach Außen zu folgen, durch Sinnenrausch sich zugezogenen Gram im neuen noch größern Sinnenrausche zu verscheuchen. Die wirklich wenigen Gottes-Tage oder Stunden nun noch vermindern, heißt die Kirche zwingen, mit einem solchen Staate gemeinschaftliche Sache zu machen und sie der Verweltlichung in ihrem innersten Heiligthume Preis geben.“ — Was sonst noch in dieser Bildung Reinhold's zum Geistlichen über Bekämpfung des Aberglaubens, für welche mit Recht mehr das indirecte Verfahren als das directe empfohlen wird, über Liturgie, und Aehnliches, zu finden ist, müssen wir unserem

ferem Leser zum eigenen Nachsehen überlassen. Auch wollen wir uns begnügen, die dem Buche als Lebens- und Amtserfahrungen eingefügten homiletischen Gaben nun numerisch als drei Predigten, von welchen uns die erste: Was dünket euch um Christo? schon im Einzeldrucke bekannt geworden war, und als fünf Reden, nämlich zwei Beichtreden, zwei Confirmationsreden und eine Begräbnißrede, zu bezeichnen. Wir gewinnen damit Raum, der interessanteren Abhandlungen zu gedenken, welche den Band beschließen. In welchem Stande findet man mehr Sittlichkeit und Glück, in dem Stande der Ackerbauer, oder in dem der Handwerker? In dieser, von dem Verf. aufgenommenen Preisfrage der Akademie der Saone und Loire, halten wir das Wort: Glück, für kein glücklich gewähltes. Es soll mit der Sittlichkeit wie Ursache und Wirkung verbunden und von äußeren Zufälligkeiten ein ganz Unabhängiges seyn. Demnach würde die, mehr auf den inwendigen Menschen bezogene, Wohlfahrt, oder Glückseligkeit bezeichnender gewesen seyn. Nach dem Verf. steht der Stand des Landmanns durchaus im Vortheile. Er berücksichtigt zunächst das Körperliche, als die erste Bedingung des ut sit mens sana in corpore sano. Das Geschäfft des Landmanns ist nämlich überall ein solches, welches die freie, allseitige und naturgemäße Entwickelung aller körperlichen Theile des Menschen befördert, ein solches, welches, weil es fast das ganze Jahr im Freien getrieben wird, Jedem erlaubt, das Jahr hindurch die freie, das ist, die reinste Luft zu athmen. Der Handwerker dagegen und der in der Stadt lebende am Meisten, entbehrt durch sein ganzes Leben der erhaltenden und stärkenden Naturluft. Ueberdieß ist das Geschäfft Aller aus dieser Classe von der Art, daß immer nur einzelne Theile des Körpers vorzüglich in Uebung und in Thätigkeit gesetzt, andere Theile dagegen mehr oder weniger vernachlässigt, manche

sogar

sogar unterdrückt und zerstört werden." Daraus folge die beim Handwerker so häufig gestörte Verdauung und, um den Beschwerden derselben zu entgehen, der häufige Genuß des Branntweins. Denn nicht Leckerei oder Sinnenlust wähle dieß Getränk. Körperliches Unbehagen greife nach ihm. — Auch in Hinsicht des Geistigen und seiner Anregung sei die Lage des Landmanns günstiger. Der Handwerker gehorche dem Mechanismus, und selbst die Mode, nach welcher er sich bei seinen Productionen richten müsse, trage, bei leicht gefundener Form, Nichts darzu bei, ein glückliches Nachdenken über andere Gegenstände, die nicht zunächst in dem Bereiche des geübten Geschäffts liegen, aufzuregen und zu fördern. „Diese geistige Kälte und Magerkeit, heißt es S. 225, findet ganz besonders bei denjenigen Handwerkern Statt, deren kindliches Leben aufblühete in den beengenden Mauern der Stadt, und denen der Anblick der lebenden Natur kaum an hohen Festtagen zu Theil wurde. Wie ganz anders ist dieß beim Landmanne. Die Natur, auch für ihn, wie für jeden Anderen, ein Unendliches, ist das Bereich, in welchem er erwacht, auflebt und arbeitet, eine Natur, die nicht bloß in jedem Vierteljahre, sondern an jedem Tage, in jeder Stunde eine andere ist. Und Alles, was diese Natur offenbart und, wie sie es offenbart, dient darzu, das Innere desselben mit mannigfachen Vorstellungen, Gefühlen, Empfindungen, Gedanken und Ideeen zu bereichern und zu beleben, die in ihrer Beziehung auf sein äußeres und inneres Leben und Wohlseyn, sein Gemüth nur um so leichter und sicherer bilden, je mehr die Natur, auch bei ihrer größten Mannigfaltigkeit, in der vollkommensten Einheit überall zu wirken pflegt. Lediglich dieser stillen, gewaltigen Einwirkung der Natur ist es zuzuschreiben, daß im Ganzen genommen so viel gesundes Naturgefühl, so viel gesunder Menschenverstand, so viel gesundes Urtheil, so viel Empfänglichkeit für Wahrheit, Recht und Tugend in dem Landvolke

gesun-

gefunden wird, was gewiß Keinem unbekannt geblieben ist, der dasselbe in einem vertrauten und langen Umgange unbefangen beobachtet hat." Einen Hauptbeweis nimmt der Verf. aus der Geschichte der neuesten Zeit, wo mystische Träumereien und revolutionäre Gesinnungen, welche in den niedern und ärmern Classen der Handwerker einen empfänglichen Boden fanden, an dem Landvolke meist wirkungslos vorübergingen. „In der Natur, sagt der Verf., gibt's keinen Fanatismus." — Dem rechten religiösen Elemente aber lebe hinwiederum der Handwerker viel entfremdeter, als der Bauer. Der Handwerker bis zum mechanischen Künstler hinauf, in dem Werke seiner ihn ernährenden Hände immer nur sich sehend, hörend und empfindend, kommt, wenn seinem Gemüthe keine andere als die gewöhnliche Bildung geworden, einer hundertfältigen Erfahrung zu Folge, wie mit Nothwendigkeit zu jenem Egoismus, in welchem jedes sittliche Leben gänzlich zu Grunde geht und sogar auch der Gedanke an Gott und jedes Abhängigkeitsgefühl von ihm allmälig verschwindet. Von einem solchen, zu solchen Resultaten, unter denen der häufige Selbstmord vom Verf. nicht übergangen ist — führenden Egoismus finde sich nun in dem Ackerbau treibenden Landvolke eigentlich Nichts. „Seine, des Landmanns, ganze Lebens- und Geschäfftsthätigkeit stellt ihn von Jugend auf und Jahr aus Jahr ein unter die Abhängigkeit von Gott. Was er selbst thut und was von seiner Thätigkeit abhängt, ist, das fühlt er, so unverhältnißmäßig gering, daß es aus seinen Gedanken fast verschwindet und nur das Thun Gottes darin lebendig zurückbleibt. Selbst unsere von Jahr' zu Jahre sich mehrenden Versicherungsanstalten, die sogar auch den sterblichen Leib zu einer Erwerbspeculation gemacht haben und mit der Ruhe, die sie den überlebenden Familiengliedern bringen, das heilige Band besorgter Liebe in den Herzen unendlich Vieler schlaff machen und zerreißen, sind nicht vermögend, den Ge-

Gedanken an Gott, das Vertrauen zu ihm, die Hoffnung auf seine Hilfe, mit einem Worte, das Gefühl der Abhängigkeit von der Allmacht, Weisheit und Güte desselben gänzlich zu zerstören. Denn eben in dem, was der Landmann thut und durch sein Thun gewinnt, bleibt unendlich Vieles zurück, was bei keiner Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungsbank versichert werden kann." — Bei Erwähnung des nach Verhältniß größeren Wohlthätigkeitssinnes, welchen der Verf. ebenfalls dem Landvolke vindiciren zu müssen glaubt, bricht er in Klagen über die geringe Theilnahme aus, welche insbesondere auch unsere kirchliche Collecten bei den Stadtbewohnern und in den Häusern der Vornehmen fänden. Zu Gunsten seiner Landleute aber schließt er die Schilderung der beiderseitigen Verhältnisse mit dem allgemeineren und ansprechenden Gedanken, daß auch der eigentliche Charakter eines Volkes sich nicht aus den Bewohnern der Städte, sondern immer nur aus der Masse seiner ackerbautreibenden Bevölkerung ergebe. Ganz besonders nur auf diesem Wege sei die Ermittelung des braven, soliden und frommen deutschen Volkscharakters möglich. — Nur von einer Seite her, von der man es am Wenigsten ahne, drohe dem Landvolke und mittelbar dem ganzen Staate ein neues Verderben, größer und furchtbarer als Alles, was bisher auf dieß Volk gewirkt habe. Dieß sei der nicht nur in's Ungeheure vermehrte, sondern auch immer mehr demoralisirte Stand der Dienenden. Man werde vornehm und brauche nicht nur mehr Dienstboten als sonst, sondern gehe mit ihnen auch nicht mehr in der guten alten Weise um. „Mehr in den Kreis der Familien hineingezogen empfanden die Dienstboten weniger, daß sie dienten, und weil sie es weniger empfanden, schlossen sie sich nun um so mehr in eigener Zuneigung an den Kreis der Familien an. Der arbeitsame, nüchterne, ordentliche, gottesfürchtige Geist dieser wurde nach und nach ihr eigener Geist, der sie abhielt,

in

in Branntweinschenken, Spielhäusern und auf Tanzplätzen eine Unterhaltung zu suchen, die, zur Gewohnheit geworden, nur allzuoft Leib und Seele zerstört. Dienend lernten und gewannen sie, was späterhin die Grundlage ihres eigenen Familienlebens wurde. Diese Zeit, diese schöne Zeit, an die ich mich so gern erinnere, ist überall vorüber." — Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob der Verf. Sittlichkeit und Wohlfahrt der Ackerbauer nicht im Ganzen ein Wenig in's Schöne gemalt habe. Ihm, als Seelsorger auf dem Lande, wäre die Vorliebe zu verzeihen; und treffliche psychologische Bemerkungen, auch wenn er nicht alle und jede Behauptung unterschreiben möchte, findet der für die Sache interessirte Leser bei ihm gewiß. Nur aber hätten wir die Folgerungen aus dem Aufgestellten in einem zweiten Theile der Abhandlung ausführlicher, specialer und beiderseitiger, als sie der Verf. gegeben hat, erwartet. Da Stadt und Land geschieden wurden, so durften auch dem Stadtpfarrer wie dem Landgeistlichen seine Lehre wie sein Trost nicht vorenthalten werden. — Die folgende Abhandlung hat einen im Jahre 1831 verübten Raubmord in dem weimarischen Städtchen Stadt-Sulza zur Unterlage und spricht sich über die Frage aus: wie verhütet man Verbrechen, und bestraft Verbrecher — menschenwürdig? Der Verf. nennt, was er zunächst gibt, eine lehrreiche Seelengeschichte. Und sie ist es in der That, nicht weniger durch sich selbst, als durch die Darstellung, die sie von seiner Hand erhielt. Wer bist du, ruft er den Geist an, der bis zum Raube, bis zum Morde treibt, oder getrieben werden kann. Du bist der Mensch ohne Gottes Bild, ohne Gott; das ungeheuere Mittelding zwischen Thier und Mensch! die wilde Bestie mit der teuflischen Klugheit des Menschenverstandes, fähig das ganze Geschlecht zu morden und auf den Gräbhügeln der Erschlagenen zu tanzen. Ja, wärest du noch das unerzogene Kind der Wüste; und

wäre

wäre deine blutige That nur das Werk der Hungerswuth in einer von allen andern Lebensmitteln ganz entblößten Einöde; dann wäre es begreiflich und wäre sogar zu entschuldigen, wenn die angeborene Liebe zum Leben dich trieb, am Fleische deines Geschlechts dich unnatürlich zu erhalten. Aber das ist eben das Entsetzliche, das herzzerreißende Wehe: du bist das Kind eines an Offenbarungen der Liebe Gottes unendlich reichen Paradieses." — Die Mörder verschworen sich gegen das Leben einer 84 Jahre alten, reichen, kargen, ganz allein mit ihrem Gelde wohnenden Frau. Niemandes Achtung oder Liebe hatte sich dieselbe mit ihrem metallenen Herzen erworben. Um so herausfordernder sei das für ihre Mörder gewesen. Denn, sagt der Verf. im Gegentheile mit Recht: „an anerkannt wohlwollende und wohlthuende Menschen wagt sich selbst der Bösewicht nicht so leicht hinan; eine unwiderstehliche Scheu hält ihn zurück." Die Lectüre räuberischer Romane hatte den Einen gebildet, der Zweite, eine arme, matte Natur mit einem Hause voll Kinder und Mangel am Brode, war nicht stark genug zum Hauptstreiche und diente nur als Schildwache. Die Gewinnung des Dritten leitet der Verf. mit dem Gedanken ein: „Schon manchem in tiefe Schwermuth Versunkenen, der schon den Dolch gezückt hatte, seinem Leben ein Ende zu machen, sang ein Bettler mit seinem: Befiehl du deine Wege, oder: Wer Gott' vertraut, neuen Lebensmuth in die Seele. Dagegen ward ein Anderer eben so schnell in's Verderben gestürzt durch einen einzigen Laut aus der Hölle. So jener Dritte. Von Schuldnern gedrängt, in der Gefahr, seine Hütte zu verlieren, vernimmt er den Antrag. Er fühlt schon, daß ihm mit dem Gelde geholfen werde, und der Teufel selbst wird ihm in diesem Augenblicke zu einem Engel. Mit freudetrunkenem, man könnte fast sagen, mit gerührtem Herzen, fiel er dem Antragenden um den Hals und nannte ihn mehr als ein Mal seinen Retter. Die Stunde kam.

Mit

Mit der greisen Frau wurden die Mörder, obgleich sie sich männlich wehrte, bald fertig. Der 7 bis 8 Tausend Thaler enthaltende Geldkasten wurde gesprengt, schnell ausgeleert und, nachdem man sich noch, echt kannibalisch, an einigen vorgefundenen Flaschen Weins im Keller der Beraubten gütlich gethan und der Eine, die allgemeine Unordnung klüglich benutzend, ein Säckchen noch außerdem für sich auf die Seite gebracht hatte, eilten Alle dem Lorber'schen Keller zu, wo Jedem sein Theil am Raube zugewogen wurde. Nach der Schilderung jener Gräuelthat, und jener Unmenschen in diesem Unterreiche, sagt der Verf. mit, in der That rührender, Ueberraschung für den Leser: „Freundlicher Strom meines Vaterlandes! an deinen Gestaden blüht überall das Leben Gottes; o trage nicht fernen Völkern zu, was du bei deinem segensvollen Abschiede von hier Gräßliches vernommen — oder, erzähle auch von den Guten, die hier wohnen, von ihrem heitern Gottesdienste, von ihrer Anhänglichkeit an ihren Fürsten, von ihrer Liebe zu gesetzlicher Ruhe und Ordnung und von ihrem Fleiße, das Ihrige auf redliche Weise zu schaffen!" — Das erwachte Gewissen und das ganz natürlich erregte Verlangen des Einen, „in einem Nichtmitschuldigen ein Geschöpf, gleichsam ein Opferthier zu haben, auf welches er einen Theil seiner Schuld legen konnte" führte zur Entdeckung, während der eigentliche und erste Urheber, Lorber, noch am Neujahrsabende, in Gesellschaft der Honoratioren des Ortes, in Stadt-Sulza auf dem Rathhause tanzte. Lorber's Mutter gehörte früher zu den Bekennern de Valenti's und die eingesogene Frömmigkeit hatte ihr eine lange Zeit den Kopf verrückt. Ihre Söhne gehörten nicht zu diesem Bunde. Aber daß der Aberglaube der Mutter die Söhne zum Unglauben geleitet habe, sei, meint der Verf., nicht gegen den Weg der Natur. — Die Todesstrafe verwirft der Verf., ohne sich auf die Gründe weitläufig einzulassen, die neuerdings von bedeutenden Männern

für und wider aufgestellt wurden. Aber, sagt er, „ich kann's nicht bergen, so oft ich von einem, zum Tode verurtheilten Missethäter höre, sehe ich Jesum, den in den Sand schreibenden, und die Frage drängt sich mir in die Seele, ob nicht vielleicht der Staat durch sein nicht recht lebendiges Eingreifen in das Kindheits- und Jugendleben des Menschen, durch sein gleichgiltiges Dulden eines allbekannten Müßiggangs und liederlichen Wandels, durch seine Gleichgiltigkeit gegen jene schändlichen Lesereien, die — — mit einem Worte, durch seine großen und verderblichen Inconsequenzen den argen Verfall dieses Unglücklichen in die Sünde mit verschuldet habe." — Sein Votum gilt der Deportation, und da ihm Besserung der Verbrecher mit Recht als das Höchste gilt, so erhebt er nicht nur für bessere Einrichtung unserer öffentlichen Strafanstalten sein ernstes Wort, sondern er erwähnt auch des in seinem Vaterlande bestehenden Vereins zur Beaufsichtigung und Besserung aus den Strafanstalten entlassener Verbrecher, und schlägt zu größerer Belebung des allseitigen Interesses dafür die Herausgabe einer Zeitschrift vor, von welcher, nach dem Seite 304 und 5 entworfenen Plane, sich allerdings Ersprießliches für die gute Sache erwarten ließe. — Den Beschluß macht: Carolus Melchisedek, als zweiter Sohn Gottes, und sein heiliges Manuscript, als weltreformirendes Evangelium. Es ist die Darstellung des religiösen Wahnsinns eines armen Schuhflickers aus der neueren Zeit, der besonders durch eine aus dem Jahre 1710 stammende Schrift eines Schuhmachers aus Frankfurt: die helle Donnerposaune, und durch Lesung der Offenbarung Johannis seine Seelenstörung vollendete. Das Ganze ist eines Auszugs nicht wohl fähig. An das Resultat aber, welches der Verf. zieht, glauben auch wir: „Werden die Menschen überall naturgemäß und einfältiglich von Jugend auf erzogen, und die heiligen

Schrif-

Schriften im Geiste und in der Wahrheit auch also erklärt, daß eine sittlich religiöse Gesinnung entsteht, als die Quelle des Rechtwollens und Handelns: so werden die Secten, wie die einzelnen Schwärmer auf dem Gebiete des religiösen Lebens allmälig verschwinden." —

Ueber das Princip des Rationalismus. — Ein offenes Sendschreiben an H. D. Hase zu Jena in Bezug auf eine Verkennung dieses Princips in dessen theologischen Streitschriften von Julius Körner, Diak. zu Schneeberg. — Das. bei Schumann. 1835. 35 SS. 6 Gr.

Der Recensent der hase'schen Streitschriften in diesen Blättern (Bd. XV. H. 6. S. 937 ff.) hielt es nicht für angemessen, sich auf Berichtigung der irrthümlichen Urtheile einzulassen, welche sie über den Rationalismus enthielten. Er stellte sich vielmehr auf einen von allen dogmatischen Parteifragen entfernten Standpunct, um das Allgemeine, worauf es zunächst ankam, desto unbefangener zu würdigen, und überließ es den näher Betheiligten, das auf solche Fragen Bezügliche nach Gutdünken unter sich selbst zu verhandeln. Jetzt tritt in dem Verf. dieses Schriftchens ein christlicher Rationalist auf, welcher es, wie der Recensent jener Streitschriften in der allgem. Lit.-Zeit. N. 45—48, für nöthig erachtete, die antirationalistischen Aeußerungen derselben genauer zu prüfen und Hrn. D. Hase bemerklich zu machen, daß er sich „eines unverzeihlichen Vergehens" schuldig gemacht habe, indem er sich beigehen ließ, in ihnen „ein dem Ernste der Wissenschaft unziemliches Spiel mit Worten zu treiben," in Bezug auf den Rationalismus der Vernunft, worauf er fuße, den sogenannten gesunden Menschenverstand unterzuschieben

 und

und die Leser zu überreden, als habe derselbe sein eigenthümliches und letztes Princip in diesem, nicht aber in jener: Wäre, spricht er, eine solche Beschuldigung „anderswoher, etwa von Berlin ausgegangen," so würde man sie keiner Antwort werth zu halten haben; Hrn. D. Hase aber, welcher im Wesentlichen sich selbst für einen Rationalisten erkläre, und voraussetzlicher Weise auch sonst recht gut wisse, daß dieselbe nicht Stich halte, dürfe man die Gegenrede nicht schuldig bleiben, damit Diejenigen, denen es an richtiger Sachkenntniß fehle, nicht in Gefahr kämen, sich von ihm täuschen zu lassen. — Der Verf. thut nun mit Rücksichtnahme auf seine früher erschienenen: Grundlinien zu einer Philosophie des Rationalismus kürzlich dar: daß, so lange von Rationalismus die Rede gewesen sei, man auch die Vernunft als die höchste Gesetzgeberin und Richterin im Gebiete des Religiösen betrachtet habe, weil sie als das Vermögen der Ideeen den Inhalt des stummen und sprachlosen religiösen (Wahrheits-) Gefühles ausspreche und diese ihr, als solcher, zukommende Function mit keinem niederen Geistesvermögen theile. Da aber Hr. D. Hase mit jener Beschuldigung auch noch die verband: daß der Rationalismus die historische Bedeutung des Christenthums verkenne und den Forderungen eines wissenschaftlichen Verfahrens nicht genüge: so zeigt der Verf. weiter, daß dieser vielmehr ganz eigentlich darauf ausgehe, die historische Bedeutung des Christenthums „frei und geltend zu machen" oder durch Beseitigung des so lange Statt gefundenen Verkennens derselben die Einstimmigkeit des im Christenthume waltenden Geistes mit dem ursprünglich im Menschen selbst liegenden Religiösen nachzuweisen, und daß, wenn bei Begründung eines Systems christlicher Religionswahrheiten von Unwissenschaftlichkeit die Rede seyn solle, der Vorwurf derselben nicht den Rationalismus, sondern den Supranaturalismus treffe. — Die Sache spricht so sehr für sich selbst,

daß

daß es nicht nöthig ist, aus den Aeußerungen des Verfs. Einzelnes darüber anzuziehen und nur zum Beweise, mit welcher Wärme derselbe den Anwald des verunglimpften christlichen Rationalismus macht, lassen wir eine Stelle seines Schriftchens hier ihren Platz finden. „Ihn, spricht er S. 27, (den Rationalismus) schmerzt es eben, des Christenthums heilige Bedeutung so viele Jahrhunderte hindurch nicht oder doch nur sehr spärlich hervortreten zu sehen. Denn wahrlich in der Zerrissenheit der ersten christlichen Jahrhunderte; — in dem wilden Jagen zu den Concilien während der Zeiten Constantins und seiner Nachfolger; — in der heillosen Erfindung des Ketzernamens, in der Verfolgung der Brüder um des abweichenden Glaubens willen; in den Lügen des Papstthums; in der dogmatischen Erstarrung der protestantischen Kirche nach Melanchthon's Tode — vermag Schreiber dieses nicht des Christenthums heilige Bedeutung zu erkennen, vielmehr die heillosen Wirkungen des Verkennens und Entstellens dieser seiner Bedeutung. Darum sagt er aus tiefster Ueberzeugung: nur wo Rationalismus aus der Kirchengeschichte uns anweht, wird's uns wohl, da ist Geist und Freiheit. Und religiösen Geist und religiöse Freiheit zu fördern, ist das Streben des Rationalismus; so glaubt er treu im Dienste des lebendigen Gottes zu wirken und keine Rechenschaft scheuen zu dürfen. Wer in der Religion auf das Ursprüngliche im Menschen hinweist und im Christenthume nur die einfach tiefe, vollkommenste Aussprache dieses Ursprünglichen erkennt und Andern nachweist, sollte der auf falschem Wege seyn?" — In andern Aeußerungen scheint der Verf. seinen Gegner nur leise berührt, nicht aber kräftig gefaßt zu haben, z. B. da, wo dieser zur Gewinnung einer echtchristlichen Religionswissenschaft die Forderungen der Vernunft mit den Bedürfnissen des Gefühls und der Phantasie in Einklang gebracht wissen will. Denn ohne durch nähere Bestimmung des Sinnes, den diese Be-

Behauptung hat und haben kann, das völlig Grundlose derselben darzuthun, macht er darüber S. 25 die nicht erschöpfende Bemerkung: „In den alten Dogmen“ (welche eine „sinn- und bodenlose Speculation“ und die als „Nachklang der Concilien“ zu Stande gekommene „wissenschaftliche Gestaltung der christlichen Religionslehre nach der Reformation“ dem ursprünglichen Christenthume beimischte) „den Ausdruck religiöser Gefühle durchgängig oder zumeist doch erblicken zu wollen, heißt beinahe dasselbe, als, was man uns neuerlich zumuthete, in der Messiasvorstellung der Juden eine Vernunftidee zu erkennen.“ Daß Rec. manche andere Behauptungen des Verfs. anders gefaßt und ausgesprochen zu sehen wünschte, kann bei der Verschiedenheit individualer Ansichten nicht Wunder nehmen; genug, daß er im Ganzen mit dem Verf. übereinstimmt und ihm für sein Bestreben, den christlichen Rationalismus vor geradehin unwahrem oder sophistisch zugestutztem Unglimpfe sicher zu stellen, aufrichtig Dank weiß. Die Schlußstelle des Ganzen, welche sich auf die Aeußerung des Gegners bezieht: mit dem „großen Todten“ in Berlin möchte nun in der Theologie aller philosophische Scharfsinn ausgestorben seyn, mag auch diese Anzeige beschließen: „Sollte wirklich mit Schleiermacher die Höhe philosophischen Scharfsinns untergegangen seyn unter den Theologen? Schreiber dieses erlaubt sich nur an Einen zu erinnern, dessen Gelehrsamkeit wahrhaft staunenerregend, dessen Scharfsinn seit Decennien bewundert ist, der es aber edelstolz verschmäht, diesen seinen Scharfsinn je zu den Blendwerken der Sophistik zu mißbrauchen, an einen Mann, den unser Sachsenland mit Stolz den Seinen nennt, v. Ammon.“ —

Bilder aus dem christlichen Familienleben. Acht Predigten, im Jahre 1833 in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten von Karl Zimmermann, Großherzoglich Hessischem Hofdiakonus. Darmstadt, Verlag von L. W. Leske. 1834. 10 Gr.

Wenn es an sich schon nicht ohne Interesse ist, eine Reihe von Predigten zu lesen, in welchen ein und derselbe Gegen-

Gegenstand nach seinen mannigfachen Beziehungen behandelt wird, so muß dieses Interesse dann nothwendig noch gesteigert werden, wenn dieser Gegenstand selbst wieder ein besonders anziehender und wichtiger ist. Und gewiß nimmt man dergleichen Predigtsammlungen mit um so größeren Erwartungen zur Hand, je mehr sie von Seiten ihrer Verfasser einen nicht gewöhnlichen Grad homiletischer Kunst und Gewandtheit voraussetzen lassen. Ob sich nun gleich der bescheidene Verf. selbst nicht anmaßt, diesen Erwartungen vollkommen zu entsprechen, so dürfen wir doch versichern, daß sich in seinen homiletischen Leistungen viel Gutes findet; nur fühlen wir uns auch verpflichtet, Dasjenige anzuzeigen, was wir darin anders zu sehen wünschen. — Er nennt seine Vorträge „Bilder aus dem christlichen Familienleben," und bezeichnet damit selbst den Standpunct, von dem aus sie vorerst betrachtet und beurtheilt werden müssen. Denn nicht allein um die Frage handelt es sich dabei, wie überhaupt das christliche Familienleben als solches beschaffen seyn müsse, eine Frage, die an sich nicht schwer zu beantworten ist; sondern darauf hauptsächlich scheint es uns anzukommen, daß dem Zuhörer klar und deutlich gemacht werde, warum gerade das christliche Haus diese oder jene Eigenschaften haben müsse, wenn es diese Benennung verdienen soll. Daß nun der Verf. dieses Letztere nicht immer gethan hat, möchten wir zunächst in Anspruch nehmen. Er spricht z. B. von der Frömmigkeit, der Genügsamkeit, der Wohlthätigkeit u. s. w., die in christlichen Familien herrschen soll, und was er darüber sagt, ist an sich wahr und gut, nicht selten schön und trefflich. Fragt man aber, weßhalb dem so seyn müsse, und in wiefern die Nothwendigkeit solcher Tugenden durch das Prädicat „christlich" bedingt werde, so sieht man sich oft vergebens nach einer gnügenden Antwort um; da die Motive des irdischen Wohlergehns, die der Verf. gewöhnlich aufstellt, freilich nicht zu übersehen, aber im Geiste des Christenthums auch nicht als die ersten und wichtigsten zu betrachten sind. Soll die Predigt eine wahrhaft christliche seyn, so reicht es nicht hin, daß ihr irgend eine Bibelstelle zu Grunde liege, oder daß sie ihre Behauptungen durch Aussprüche Jesu und seiner Apostel zu beweisen und zu bekräftigen suche. Das eigentlich christliche Moment vielmehr, in sofern

es

es ein religiöses, Alles was irgend zur Sprache kommt, vor Allem auf Gott zurückführendes ist, muß in ihr immer das vorherrschende seyn; und je weniger irgend eine Pflicht oder Tugend auch in dem Kreise des häuslichen Lebens denkbar ist, deren rechte Uebung und Erfüllung wir nicht an Jesu Beispiele lernen könnten, um so weniger darf es die Predigt versäumen, auf dieses Beispiel hinzuweisen. Der heilige Wille Gottes durch Christum am Reinsten verkündigt und am Vollkommensten geübt muß mit einem Worte der Grund und Boden seyn, in welchem die christliche Predigt wurzelt; und hierin zunächst muß ihre beweisende und überzeugende Kraft liegen, so wie sie auch nur dadurch die wahre Weihe und die rechte Salbung empfangen kann. Wie geschickt daher, wie schön und treffend auch der Verf. die meisten seiner „Bilder" dargestellt hat, (denn ein gewandter, fließender Styl, und Wärme, Kraft und Gedankenfülle in der Darstellung sind ihm nicht abzusprechen) die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe — warum sich die christliche Familie als solche so oder anders darstellen müsse, ist er doch unseres Dafürhaltens eben deßhalb nicht selten schuldig geblieben, weil er es versäumte, die Uebung der Tugenden, die er fordert, vor Allem von dem durch Jesum verkündigten und befolgten Willen Gottes abhängig zu machen. — Ferner sollten die vorliegenden „Bilder," wohl auch hinsichtlich ihrer Anlage und Zeichnung etwas anders beschaffen seyn. Anlangend zunächst die Einleitungen, so sind diese bei den meisten Vorträgen etwas zu weit hergeholt, als daß sie den Anforderungen genügen könnten, die man an diesen Theil der Predigt stellen muß. So beginnt z. B. die dritte Predigt nach einem kurzen Gebete mit dem Gedanken, daß bei aller sittlichen Hohheit unseres Herrn in dem Aufblicke zu ihm noch immer etwas Niederbeugendes für uns liegen müßte, wenn er nicht unserer menschlichen Natur theilhaftig gewesen wäre, und also gleich uns gefühlt, gekämpft u. s. w. hätte. Dieses Letztere wird dann unter Anderem dadurch bewiesen, daß Jesus auch an fremden Schicksalen menschlich Theil genommen habe; und dieß führt nun den Verf. zu dem Thema „der theilnehmende Sinn christlicher Familienglieder." Das Nichtpassende dieses Eingangs leuchtet aber sogleich ein, wenn man erwägt, daß man von Jesu Beispiele ausgehend fast zu jedem beliebigen

gen

gen Hauptsatze gelangen kann. Nächstdem können wir die Fassung der Themata selbst nicht gut heißen. Der Verf. behandelt in den acht hier mitgetheilten Predigten — die Frömmigkeit einer wahrhaft christlichen Familie — das christliche Haus als Wohnsitz der Eintracht — der theilnehmende Sinn christlicher Familienglieder — die Redlichkeit als Haupteigenschaft (?) christlicher Familien — der Segen, welchen Arbeitsamkeit und Thätigkeit über das christliche Haus verbreiten — die Genügsamkeit christlicher Familienglieder — die Wohlthätigkeit christlicher Familien — die christliche Familientrauer. — Er hat es also mit Ausnahme des letzten Vortrages mit lauter einzelnen Tugenden zu thun, und dieß dünkt uns nicht zu billigen zu seyn. Denn wenn auch solche Hauptsätze, wie es hier wirklich geschehen ist, auf speciale und individualisirende Weise behandelt werden können, auf eine erschöpfende Aus- und Durchführung derselben ist doch nie zu rechnen. Denn wollte man z. B. die Genügsamkeit etwa nach ihren Quellen, nach ihrer Beschaffenheit und nach ihren heilsamen Wirkungen betrachten, wie es doch geschehen müßte, wenn sie nach allen ihren Beziehungen dargestellt werden soll, wie könnte dieß Alles auf den engen Raum einer Predigt zusammengedrängt werden, ohne Vieles nur oberflächlich zu berühren? Auch scheint dieß der Verf. hin und wieder selbst gefühlt zu haben, wie dieß aus manchen Dispositionen hervorgeht. So sagt er unter Anderem in der bereits erwähnten Predigt, „von der Genügsamkeit christlicher Familien," daß diese Genügsamkeit sich 1) auf die Bedürfnisse, und 2) auf die sinnlichen Genüsse und Vergnügen beziehen soll. Welche Folgen aber die genannte Tugend für das häusliche Leben habe, sagt er nur beiläufig, und die Mittel, wodurch die allerdings oft schwere Uebung derselben erleichtert oder wohl selbst zu einer Quelle wahrer Freude gemacht werden könne, sind ganz übersehen. Die genannten Hauptsätze mußten daher enger gefaßt werden; und sicher wären dem Verf. seine Predigten in der Ausführung noch besser gelungen, wenn er seine Themata etwa so gestellt hätte: wie äußert sich diese oder jene Tugend im christlichen Familienleben — wie nöthig ist sie hier — welchen Segen bringt sie demselben u. s. w. — Auch über die Dispositionsmethode können wir mit dem Verf. nicht überall einverstanden seyn. So

nennt

nennt er z. B. in der ersten Pr. „die Frömmigkeit einer wahrhaft christlichen Familie" als Quellen dieser Frömmigkeit a) das Bewußtseyn der Abhängigkeit von Gott, und b) das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott. Wenn aber das letztere durch das erstere nothwendig bedingt ist, so fallen auch beide eben so nothwendig zusammen, und durften daher nicht als besondere Untertheile geschieden werden. So ist ferner in der 5. Pr. die Rede „von dem Segen, welchen Thätigkeit und Arbeitsamkeit über das christliche Haus verbreiten." Wenn aber im ersten Theile gezeigt wird, wie diese Thätigkeit beschaffen seyn müsse, so liegt dieß nicht im Thema, sondern hätte zunächst in die Einleitung gehört. In der 6. Pr. „die Genügsamkeit christlicher Familien" wird im zweiten Theile diese Genügsamkeit auch auf die sinnlichen Genüsse bezogen, dabei aber diese Tugend offenbar mit der der Mäßigkeit verwechselt. Ueberhaupt gilt besonders von dieser Predigt, was wir oben über den Mangel der christlichen Weihe sagten. Der Verf. redet wahr und gut, und wir möchten ihm nicht gern Unrecht thun. Aber doch glaubten wir in seinen Worten die Sprache eines Begüterten zu hören, der selbst im behaglichen Genusse aller Lebensfreuden über Genügsamkeit und Enthaltsamkeit angenehm zu sprechen weiß. — Doch genug der Ausstellungen. Wir haben schon gesagt, daß der Verf. in der Ausführung seiner Gegenstände eine gewandte Darstellungsweise verbunden mit Gedankenfülle und einer wohlthuenden Wärme des Gefühls beurkunde; und gern gestehen wir ihm, daß wir seine Predigten besonders auch darum nicht ohne Interesse gelesen haben, weil er das so ansprechende und praktische Individualisiren nirgends aus den Augen gelassen hat. Seine fernern Leistungen werden gewiß auch in jedem andern Bezuge vorzüglich werden, und dem Namen, den der Verf. führt, auf dem Gebiete der Homiletik den guten Klang sichern helfen, welchen er schon hat. —

Theolo-

Theologisches Notizenblatt
1835.
No. II.

Hirtenbrief des Bischofs D. N. Faber.

Aus dem Dänischen übersetzt.

An

meine geliebten Brüder und Mitarbeiter in Christo.

In meinem Schreiben vom 26. März, worin ich Euch, lieben Brüder, meinen Antritt des bischöflichen Amtes anzeigte, hatte ich versprochen, in reicherem und vollerem Maße wieder zu Euch zu reden; aber ich hatte gehofft, daß eine längere Zeit hätte hingehen und mir mehr Gelegenheit darbieten sollen, mein Versprechen zu erfüllen. Indessen ist die auch in unserem Geburtslande zunehmende Entwickelung der geistlichen Angelegenheiten mir vorausgeeilt, und mir ein Beweggrund gewesen, sogleich die Hand an diejenige Arbeit zu legen, zu deren Vollführung ich die für mich ruhigere und freiere Zeit des Winters gewünscht hätte. Da solchergestalt eine wirkliche Nothwendigkeit auffordert, gerade in diesem Augenblicke einen Schritt vorwärts zu thun, so bin ich willig ihrem Gebote gefolgt, bereit die ganze Seelenkraft anzuwenden, wo das wahre Wohl der Kirche es fordert, und Ihr, lieben Mitbrüder, es auch wohl von mir erwartet. Wollet Ihr also dieses mein Schreiben einen Hirtenbrief nennen, so werde ich Nichts dagegen haben, erwartend, daß Ihr es in Liebe aufnehmen, und mit Wohlwollen beurtheilen werdet, nach dem Maßstabe der kurzen Zeit und geringen Muße, die mir zur Abfassung desselben vergönnt war.

Zuerst

Zuerst und vor allen Dingen bin ich Euch Rechenschaft schuldig über die Nothwendigkeit, die mich auffordert, dieses Schreiben gleich jetzt auszusenden. Ihr werdet dieselbe selbst einräumen, sobald Ihr das Schreiben der königl. dänischen Kanzelei an mich vom 26. d. M. gelesen habet, welches ich hierdurch das Vergnügen habe mitzutheilen:

„In Uebereinstimmung mit der, durch Sr. Majestät allerhöchste Resolution vom 22. d. M. der Kanzlei gegebenen Ermächtigung, hat man Ew. Hochehrw. hierdurch dienstlich ersuchen wollen, von der Geistlichkeit in dem Ihnen anvertrauten Stifte, gefälligst motivirte Erklärungen darüber einziehen zu wollen, ob und in wie weit sie es für rathsam ansehen möchte, daß Veränderungen im Rituale und dem dazu gehörenden verordneten Altarbuche vorgenommen werden, und welche Veränderungen sie in solchem Falle möchten in Vorschlag zu bringen wissen, welche Erklärungen, begleitet von Ew. Hochehrw. eigenem gefälligen Bedenken, sowohl über die Frage im Ganzen, als über die etwaigen Aeußerungen in den vorbemeldeten Erklärungen, Ew. Hochehrw. demnächst an dieses Collegium einzusenden belieben wollen."

Aus diesem wichtigen Schreiben ist zu ersehen, daß es, zu Folge der von Sr. Majestät, unserem allergnädigsten Könige selbst, der Kanzelei gegebenen Ermächtigung, mir zur Pflicht gemacht ist, motivirte Erklärungen von der Geistlichkeit Fühnens und Langelands einzuziehen, und so sehe ich mich denn nicht berechtigt, auch nur einem einzigen geistlichen Mitbruder vorbeizugehen. Es ist klar, daß das Oberhaupt der Staatskirche einmal selbst eine allgemeine Stimme der Geistlichkeit des Landes vernehmen will, damit man erkenne, welche Erledigung dieses wichtigen Anliegens Anklang bei den Geistlichen des Landes zu finden erwarten dürfe, und ob irgend eine, oder keine der Stimmen, die sich so laut ausgesprochen haben,

haben, diejenige Meinung getroffen habe, die in Kirche, Geistlichkeit und Gemeine lebt.

Dieser Zeitpunct ist im höchsten Grade wichtig, und Viel wird darauf ankommen, ob die rechte Weise getroffen wird, die Stimme hervorzurufen, welche die Stimme der Geistlichkeit genannt zu werden verdient. Eben um diese rechte Weise zu treffen, wende ich mich jetzt zu Euch. Zwar sehe ich sehr wohl ein, daß ich es hätte dabei bewenden lassen können, das angeführte Kanzelei-Schreiben auszusenden, so wie jedes andere, das vom bischöflichen Comptoir aus communicirt wird, und dann die Einsendung der Erklärungen von den Einzelnen abzuwarten, welche Lust fühlten, ihre Stimme abzugeben; aber ich sehe auch ein, Theils, daß ich dadurch nur eine Sammlung von vielen einzelnen, oft sehr abweichenden Stimmen, aber keine allgemeine Stimme erhalten würde, die aus dem in dem ganzen Stande lebenden Glauben, Hoffen und Wünschen hervorgegangen wäre; Theils, daß ich auf jene Weise mir selbst eine sehr weitläufige, und im Grunde nicht sehr erfreuliche oder nützliche Arbeit bereiten würde, indem ich das Bedenken jedes einzelnen Geistlichen im ganzen Stifte vergleichen und erwägen müßte. Dennoch würde ich selbst diese Arbeit gern übernommen haben, wenn es nicht eine andere Weise gäbe, die, nach meiner Meinung, richtiger und sicherer zu einer Erledigung der Sache, wie man sie hier wünschen muß, führen wird. Und diese Weise ist es, die ich Euch jetzt darlegen werde.

Aus Erfahrung wisset Ihr Alle, geliebte Mitbrüder, wie viel Licht über eine Sache aufgeht, wenn sie von vielen verschiedenen Seiten betrachtet, und wie sehr unser eigenes Urtheil berichtigt wird, wenn die Sache in einer Versammlung von Männern verhandelt wird, welche sie kennen und sich für sie interessiren. Da denke ich nun, daß wir es auch in dem vorliegenden Falle nicht wohl verantworten können, eine Lehre

bei

bei Seite zu setzen, welche die Erfahrung uns täglich mit hellen Zügen vor das Auge stellt. Daher meine ich, die Zeit ist gekommen, unsere Convente ernstlich zu benutzen, — sie in neues Leben zu rufen, wo sie vielleicht eine Zeit lang eingegangen sind, und da, wo sie bisher noch ihr Daseyn bewahrt haben, ihnen eine schönere, herrlichere und eingreifendere Wirksamkeit zu geben. Ein wichtiger Gegenstand wird jetzt unserer Erwägung übergeben; — manche dergleichen wird die Entwickelung der Zeit uns noch reichen. Daß wir, als geistliche Männer, als Seelsorger der Gemeinen, als Diener der Staatskirche, diese Gegenstände, diese Interessen auffassen und sie so darzustellen streben, wie wir, in diesem Zeitalter lebend, sie aufgefaßt haben, dieß ist unleugbar eine Pflicht, die wir zu erfüllen schuldig sind. Dafür Sorge zu tragen, daß die wichtigen geistlichen Angelegenheiten vorgenommen, daß sie Gegenstand der Erwägung in den Conventen werden, damit sie nicht hinsterben, sondern Theilnahme bei uns erwecken und in unserer eigenen Mitte lebendig werden, — das ist, wie ich annehme, die große Pflicht, welche die Entwickelung der Zeit in diesem Augenblicke mir auferlegt. Mit Freuden und ohne Scheu nehme ich diese Pflicht auf mich; aber ich muß mich verlassen fühlen, wenn Ihr, geliebte Mitbrüder, nicht einen Kreis um mich schließet in brüderlichen Conventen, auf welche ich mich stützen, in welchen ich die wichtigen Gegenstände mit Hilfe gegenseitiger Einsicht und Erfahrung erwogen zu sehen hoffen, von welchen ich erwarten kann, nicht einzelne und vereinzelte Urtheile, sondern die zu einer höheren Einheit gemeinsam verarbeiteten Aeußerungen Aller zu vernehmen. So scheint der Augenblick die Realisirung der Idee zu fördern, die ich, in meiner letzten Schrift über das Wesen, die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Bibellesens, als ein lebendiges Bedürfniß dargelegt habe, und da ich weiß, daß Ihr diese Schrift Eurer Theilnahme sowohl, als Eueres Beifalls gewürdigt habet,

habet, so darf ich auch wohl hinweisen auf Dasjenige; was ich dort §. 68 bis 70 entwickelt habe, und was ich Euerer sorgfältigen Prüfung empfehle.

Indem ich nun so den Wunsch und die Aufforderung an Euch richte, daß Ihr zur Ausführung des Dargelegten mir beistehen möget, darf ich Euch die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die, außer den in meiner Schrift berührten, uns hier entgegentreten.

Die erste besteht in der Bedenklichkeit: ob nicht eine Störung des Friedens unter der Geistlichkeit zu befürchten sei, wenn so wichtige Interessen in einer Versammlung von Mehrern verhandelt werden, deren, zuletzt vielleicht mit Heftigkeit verfochtene, verschiedene Meinungen und Behauptungen den Saamen der Bitterkeit in den Herzen zurücklassen könnten. Ich würde, wegen der Darlegung dieser Bedenklichkeit von Euch, meine Brüder, verkannt zu werden fürchten, wenn Ihr nicht wohl wüßtet, daß sie nicht meine, sondern der Welt Bedenklichkeit ist. Ja, wenn nicht ein höheres Band uns umschlänge, wenn wir nicht eine uns Allen gemeinsame, veste Grundlage des Friedens hätten, dann würde ich dieser Bedenklichkeit Raum geben. Aber ich erwäge, daß wir Alle Jesum als unseren Frieden nennen, daß wir Alle das Evangelium der Liebe kennen und predigen; ich bedenke, daß in unserer Mitte manche besonnene, durch die Weisheit ihrer grauen Haare und durch ihr hohes Alter ehrwürdige Männer stehen, und daß die jüngeren und feurigeren Brüder doch das Wort der Schrift ehren, daß es fein steht, wenn die grauen Häupter richten, daß viel Erfahrung der Alten Krone und Gottesfurcht ihr Ruhm ist; — ich bedenke, daß wir insgesammt Diener der Kirche, daß wir durchdrungen sind von der Wichtigkeit des gemeinsamen Eifers zur Aufklärung der Wahrheit, daß solchergestalt Keiner von uns daran denkt, sein Eigenes, eben weil es das Seinige ist, hervorzuheben oder durchzusetzen; son-

sondern daß wir bereitwillig sind, gern unser Eigenes aufzuopfern, wenn wir nur Dasjenige finden können, was wirklich Jesu und seinem Reiche angehört; denn darin, als in eine höhere Einheit, wollen wir gern Alle brüderlich zusammentreten und uns vereinen. Wenn auch Ihr Alle, lieben Brüder, dieß erwäget und es recht innig zu Herzen nehmet, so werdet Ihr selbst begreifen, daß ich keine Bedenklichkeit dabei habe oder haben kann, daß wichtige Gegenstände und Interessen mit Lebendigkeit und Eifer in unseren Conventen untersucht werden. Inzwischen ist es immer gut, eine Friedenslosung zu haben, und da denke ich, daß, wenn je die Verhandlung zu lebhaft werden sollte, sich wohl ein altergekrönter Bruder finden wird, der sich erhebt und die Friedenslosung gibt: Gott sei gelobt durch Christum! dazu werdet Ihr Alle gleich von Herzen Amen! sprechen, und zur selbigen Stunde wird der höhere Friede und die höhere Einigkeit Euch lehren, als Jesu Jünger einander die Hand zu reichen, und mit liebevollem Herzen als Brüder Euch einander wieder zuzuwenden.

Die andere Bedenklichkeit ist die: daß durch eine allgemeine Verhandlung in Conventen die Erreichung eines erwünschten Resultates unmöglich zu werden scheint. Es ist nämlich bekannt, daß selbst unter den Lehrern der Kirche verschiedene Ansichten herrschen. Ist auch Jesus von ihnen Allen als Meister und Herr anerkannt, so weichen doch die specialeren Urtheile in hohem Grade von einander ab. Es scheint also leicht vorausgesehen werden zu können, daß die Ausbeute der Verhandlungen bloß Gründe pro et contra seyn, und daß man auf solche Weise eigentlich kein Resultat erreichen werde. Diese Bedenklichkeit würde Giltigkeit haben, wenn wir in der Verhandlung der Interessen, welche die kommenden Tage uns darbieten werden, von dem Gesichtspuncte ausgingen, daß es die Absicht seyn sollte, einer gewissen Partei in der Kirche den Sieg zu verschaffen, daß es also im Grunde

einem

einen Kampf gelte, in dem von entgegengesetzten Seiten die Stärke erprobt werden sollte, damit die siegende Partei ihre Stimme für die allgemein geltende ausgeben könne. Darin, aber, hoffe ich, werden wir Alle ganz einig mit einander seyn, daß ein solcher Kampf weder uns selbst ziemt, noch der Kirchensache frommen würde. Der unverdrossene Paulus schreibt selbst an die Korinthier, er wolle zu ihnen kommen, nicht um über ihren Glauben zu herrschen, sondern um Gehilfe ihrer Freude zu seyn, und der eifrige Petrus fordert uns selbst auf, Gottes Heerde zu hüten und über sie zu wachen, nicht als die, die da herrschen wollen über das Erbe des Herrn, sondern als Vorbilder der Heerde. Wie sollten wir uns denn unter einander zu Herren unseres Glaubens aufwerfen wollen, oder uns erdreisten, Diejenigen zu verdammen, die nicht in Allem unsere Ansichten theilen? Oder ziemt es uns nicht, die Verschiedenheit zu ehren, die Gottes Weisheit beständig in der Kirche zugelassen hat, und die wohl auch ihren großen Nutzen für das Leben und Wachsthum der Kirche hat? Nimmer soll diese Verschiedenheit eine Scheidewand zwischen uns aufführen, sondern als Verkünder des Evangeliums des Friedens wollen wir redlich und sanftmüthig streben, ungeachtet der Verschiedenheit eine Einheit zu finden, worin wir Alle zusammentreffen können. Die Möglichkeit dazu hat unsere Losung uns schon gegeben; durch Einräumung der Freiheit in dem minder Wesentlichen wird es leichter werden, sich zur Einheit in dem Wesentlichen zu erheben. Gerade diese höhere Einheit ist es aber, die durch die Convente uns klar werden kann und muß. Ja, wenn nicht einmal die beschränkte Anzahl von Geistlichen in einem Convente sich durch brüderliche Unterredung und Berathschlagung zu einer höheren Einheit erheben und vereinigen kann: wie sollte dieselbe dann vollends für die ganze Geistlichkeit gefunden werden können? Und doch soll und muß sie gefunden werden. Hieraus wird für jeden Convent die nothwen-

dige Pflicht, sie redlich zu suchen, einleuchtend seyn. Auf das Gefühl dieser Pflicht und ihrer Wichtigkeit gründe ich auch meine veste Hoffnung zu Euch, lieben Mitbrüder, daß Ihr von Eueren Conventen mir nicht die bloß abweichenden Urtheile und Ansichten senden werdet, welche unerfreulich den Zwiespalt bezeugen würden, sondern ein zusammenstimmendes Urtheil, welches ein erfreuliches Zeugniß davon geben müßte, daß Ihr Euch zu der höheren Einheit aufzuschwingen wußtet, die, selbst bei verschiedenen Ansichten, das Band zwischen Allen bleibt.

Die nächste Bedenklichkeit ist zwar minder bedeutend, darf aber doch nicht ganz aus der Acht gelassen werden. Ein Zusammentreten und Zusammenwirken in Conventen wird auf allen Seiten Beschwerden, Mühen und Arbeiten herbeiführen können, die sich hätten vermeiden lassen; wieder eine neue Lebensmühe, der sich gänzlich zu entziehen, der Klugheit gemäßer scheinen könnte! — Darauf antworte ich: es geht hier, wie überall; kein höheres Ziel wird ohne manche Mühe und Beschwerde errungen. Ich denke mir daher als sehr wahrscheinlich, daß auch an unseren Conventen nicht gerade alle Geistliche überall theilnehmen werden, daß mancher Alternde, der sich nach Frieden sehnt, mancher leiblich Schwache, der der Ruhe bedarf, sich damit begnügen wird, daß die jüngeren Brüder auch an seiner Stelle arbeitend und kämpfend hervortreten; aber darin werden wir nichts Anderes sehen, als was recht und billig ist, daß nämlich die Jüngeren und Rüstigen für die Müden und Schwachen arbeiten und streiten sollen. Und sehe ich auf mich selbst, o Brüder, so fühle ich gar wohl, was Ihr alle mir auch wohl einräumen werdet, daß ich, indem ich auf diese Weise in ein näheres geistiges Zusammenwirken mit Euch trete, auch mir manche Mühe, manche Arbeit, manche Beschwerde schaffe, von der die Klugheit es tüchtiger nennen würde, sich ihr niemals ausgesetzt zu haben. Aber Gott hat mich zu meinem wichtigen Amte in einem Alter beru-

berufen, wo die Kraft ungeschwächt und das Herz voll frohen Muthes ist, und wo das Gefühl, Schwierigkeiten besiegen zu können, Kraft gibt, ohne Scheu ihnen entgegenzugehen, und gleichsam auffordert, mit getroster Sicherheit die Hand an's Werk zu legen, so lange die Lebenssonne noch hoch am Himmel steht. Auch die Zeit wird kommen, wo die Kraft ermattet, wo sich der Sinn und die arbeitende Hand nach Ruhe sehnt. Aber jetzt, meine Brüder, jetzt erwartet Ihr etwas Anderes von mir, und wie sollte ich das Herz haben können, Euere billigen Erwartungen zu täuschen! Ermuntert durch gegenseitigen Eifer, wollen wir uns denn weder durch die Schwierigkeiten abschrecken lassen, noch sie allzuängstlich nach dem Maßstabe der Klugheit messen, sondern getrost einander treuen Beistand leisten, wohl wissend, daß gerade durch Mühe und Schwierigkeit allein der schönste Sieg gewonnen werden kann.

Endlich glaube ich Euch schuldig zu seyn, noch eine Schwierigkeit, und zwar eine nicht geringe, zu berühren. Indem ich Euch auffordere, zur Berathung über die wichtigsten Interessen unseres Standes die Hand zu bieten, indem die Ausbeute unserer Verhandlungen weder verborgen bleiben kann, noch sich zu verbergen braucht, sondern zur Kenntniß Aller gelangen wird: setze ich Euch Alle da nicht dem bitteren Schicksale der Verkennung, dem harten Angriffe der Kritik, und den feindlichen, vielleicht gehässigen Anfällen derer aus, mit deren Ansichten das Resultat unserer Verhandlungen in Gegensatz treten dürfte, — Angriffen, von denen Ihr befreit gewesen seyn würdet, wenn Ihr meine Aufforderung in diesem Schreiben sogleich zurückgewiesen hättet? Aber, lieben Brüder, so wie ich hier willig ein gleiches Schicksal mit Euch theile, so denke ich, daß auch Ihr Eueren Bischof nicht wollet allein stehen lassen, und so wollen wir unverdrossen und freudig unser Loos mit einander theilen. Für alle Andere will ich nur dieß hinzufügen: Wir sind protestantische Geistliche, und in

 pro-

protestantischem Geiste knüpfen wir dieses Band. Es ist also nicht unsere Meinung, in unserer Mitte irgend eine Stimme auf die Weise aussprechen zu wollen, daß sie als eine stehende Norm gelten, oder als ein päpstliches Gebot geltend gemacht werden sollte, welches in unserem Lande nicht einmal denkbar seyn kann; sondern als redliche Männer wollen wir frei erklären, was wir, nach der Einsicht in Gottes Wort und nach dem Maße des Geistes und Glaubens, das uns verliehen ist, in der gegenwärtigen Zeit über die Angelegenheiten urtheilen, welche Gegenstand unserer Erwägung seyn werden. Wenn Jemand mit Besonnenheit und Einsicht uns zeigt, in welchen Entwickelungen und Verhandlungen wir gefehlt haben, so wollen wir ihm danken, weil er liebevoll dazu beigetragen hat, daß wir die Wahrheit klarer erkennen. Wenn aber Jemand uns mit Bitterkeit anfällt, weil wir uns gegen seine Ansicht aussprachen, so wird uns das leid thun, weil er nicht den Geist gefaßt hat, von welchem wir getrieben und bewegt werden; dann aber müssen wir auch Entschuldigung hoffen, wenn wir zu seiner Belehrung kein Vertrauen fassen; denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß zur steten Annäherung an die Wahrheit nicht bloß Kenntnisse und Einsicht gehören, sondern auch ein milder Sinn und ein liebevolles Herz, während feindseliger Groll und gehässige Bitterkeit beständig den Wahrheitsblick blenden und verwirren, und Zeugniß geben, daß die Belehrung nicht aus dem rechten Geiste entspringe, dessen Früchte sind Friede, Freude, Liebe, Milde, Güte, Sanftmuth.

Wenn ich nun, lieben Brüder, einige der wichtigsten Bedenklichkeiten überwunden haben sollte; wenn Ihr mit mir fühlet, daß unsere Zeit eine Gährung in der Kirche darbietet, welche von der Geistlichkeit selbst zur Klarheit hindurchgeführt werden soll und muß; wenn Ihr mit mir die Ansicht theilet, daß Solches am Allerrichtigsten in Conventen geschieht, mit denen der Bischof sich in lebendige und kräftige Verbindung

setzt:

setzt: so ist es mein Wunsch und meine Aufforderung, daß Ihr dazu beitragen wollet, daß die Convente kräftiges Leben gewinnen, und das Mittel zu frohem Zusammenwirken werden können. Auf das, was ich in meiner erwähnten Schrift über das Bibellesen, von ihrer zweckmäßigen Einrichtung gesagt habe, verweise ich, wie vorhin angeführt ist, und muß, nach wie vor, der Meinung bleiben, daß es unumgänglich nothwendig ist, daß jeder Convent einen von dem Propste verschiedenen Vorsteher habe, der Zeit, Gelegenheit und Lust besitze, das Resultat der Verhandlungen schriftlich abzufassen; und ich sehe es als eine glückliche Vorbedeutung an, daß die erste Materie, die unsere gemeinsame Erwägung in Anspruch nimmt, uns von dem Landesvater selbst dargereicht wird, und den für den Augenblick wichtigsten Gegenstand in unserer Kirche angeht. Damit die Verhandlungen der Convente einen einigermaßen gleichförmigen Gang erhalten können, werde ich einen Entwurf darüber machen, wie sie, nach meiner Meinung, in dieser Sache am Richtigsten zu leiten sind, und werde die Puncte ausheben, die nothwendig Gegenstand allgemeiner Erwägung werden müssen. Sobald ich darauf von den für die respectiven Convente erwählten Vorstehern in Kenntniß gesetzt bin, werde ich diesen Entwurf einsenden, der dann zuerst unter den Mitgliedern des Convents circuliren, und darauf in den Versammlungen selbst vorgenommen werden müßte, — über deren Anzahl und sonstige äußere Einrichtung jeder Ort leicht die nöthige Abrede treffen wird. Wenn dann die von den Vorstehern abgefaßten Resultate, die in das Protocoll des Convents eingetragen und von sämmtlichen Mitgliedern unterschrieben werden müssen, mir in verificirter Abschrift zugestellt worden sind, werde ich, nach sorgfältiger Durchlesung aller, das Hauptresultat daraus ziehen, und dasselbe, mit meinen eigenen Bemerkungen, in einem Hauptconvente vorlegen, der aus den Pröpsten und den Vorstehern sämmtlicher Convente besteht, um

durch

durch diese schließliche und gegenseitige Erwägung das Endergebniß gewinnen zu können, welches das Votum der fühnenschen Geistlichkeit genannt werden kann, und welches, auf diese Weise zu Wege gebracht, gewiß nicht ohne Wichtigkeit und Interesse bleiben wird.

Was die Zeit der Beendigung dieser unserer ersten Verhandlung betrifft, so ist eine solche nicht bestimmt, und so dürfen wir es als das Richtigste annehmen, daß so viel Zeit dazu genommen werde, als zur reiflichen Ueberlegung des Gegenstandes überhaupt nothwendig ist. Obgleich der Sommer die wenigsten Vorträge und geistlichen Verrichtungen auf dem Lande mit sich bringt, und daher die bevorstehende Zeit selbst bequem ist, so bietet doch unser Altarbuch, wenn wir mit den Perikopen beginnen, und die Untersuchung durch die der Taufe, dem Abendmahle, der Copulation u. s. w. gewidmeten Abschnitte fortführen, einen so reichen und wichtigen Stoff dar, daß ich nicht hoffen darf, daß die Convente ihre Arbeiten und Entwickelungen eher, als zum Herbste, werden vollenden können. Könnten diese mir im November zugestellt werden, so würde auch ich dann Zeit und Gelegenheit haben, das Hauptresultat aus dem Ganzen zu ziehen, und, wie vorhin angedeutet, es in einem Hauptconvente vorzulegen, der im Anfange des neuen Jahres bei mir selbst gehalten werden könnte.

Und hiemit, Ihr lieben Mitbrüder, seid Gott befohlen! Ich will mit Paulus sprechen: Dieß habe ich geschrieben, damit Ihr die Liebe erkennen möget, die ich reichlich zu Euch habe, und darum bete ich, daß Euere Liebe mir bewahrt werden möge, und je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, so daß wir prüfen mögen, was das Beste sei, auf daß wir seien lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die

durch

durch Jesum Christum geschehen, zu Gottes Ehre und Lobe! Amen.

Im Bischofssitze zu Odense, den 29. April 1834.

N. Faber.

Züge aus dem Fürstenleben im sechszehnten Jahrhunderte.

Unter der Ueberschrift: Fürstenleben und Fürstensitte im sechszehnten Jahrhunderte gibt der Prof. Voigt zu Königsberg eine anziehende Zusammenstellung von Einzelnheiten, welche das Wesen und Treiben der Fürsten jener Zeit im öffentlichen und häuslichen Leben sehr anschaulich darstellen. Wir sind der Meinung, daß man Dasjenige, was über die Neigung derselben zur Musik und Nativitätsstelberei gesagt wird, hier nicht ungern lesen werde. —

„Auch die Musik, heißt es daselbst S. 335 ff., war an vielen Fürstenhöfen Gegenstand großer Liebhaberei. Jedoch stand damals diese Kunst noch in dem Alter beschränkter kindlicher Einfachheit *). Das Ohr, noch an keine höhern Ansprüche gewöhnt, begnügte sich leicht mit den schmuck- und kunstlosen Compositionen der damaligen Zeit. Was die Instrumentalmusik betrifft, so war die Zahl der Instrumente, im Vergleiche mit spätern Zeiten, im Ganzen noch sehr gering. Wir hörten (im Vorhergehenden), daß bei Hochzeiten und fürstlichen pomphaften Aufzügen meist nur welsche und deutsche Trompeten geblasen und die Heerpauken gerührt wurden.

*) Daß das Einfache und Schlichte nicht durchgängig Geschmackssache der damaligen Fürsten war, zeigt der Verf. da, wo er von dem Aufwande und der Prachtliebe der damaligen Fürsten bei fürstlichen Kindtaufen und Hochzeiten, und bei Reichtagsversammlungen (z. B. der zu Augsburg v. J. 1530) detaillirte Nachricht gibt.

wurden. Dieß waren an Fürstenhöfen die vornehmsten Fest-instrumente, wozu auch verschiedene Arten von Posaunen, die Mittelposaune, Quartposaune u. s. w. gehörten. Außerdem gab es Pfeifen oder Flöten von größerer und kleinerer Form, manche über die Länge eines Menschen groß, mit einem Rohre versehen, andere sogenannte Discantflöten von Elfenbein, und eine Art von Zwergpfeifen, schön beschlagen und vergoldet. Krummhörner, wahrscheinlich unsern Waldhörnern ähnlich, wurden auf messingenen Röhren geblasen. Die meisten dieser Instrumente, besonders die Trompeten, pflegte man gern mit Fahnen und Schnuren bunt auszuschmücken, wobei man auf die an den verschiedenen Höfen eingeführten Nationalfarben-Rücksicht nahm. Am Glänzendsten war der Schmuck bei Kaisern und Königen. Auch die Zinken wurden gern gehört; sie waren zum Theil von Elfenbein und am Meisten geschätzt die welschen krummen Zinken. Die beßten dieser Instrumente verfertigte man in Nürnberg, wo besonders der Instrumentenmacher Georg Neuschel bei den Fürsten in großem Rufe stand. Er war freilich auch von dem Werthe seiner Instrumente nicht wenig eingenommen, denn er schrieb z. B. einst dem Herzoge von Preußen über die welschen Trompeten, welche dieser bei ihm bestellt hatte: „Ich weiß, daß mir's, ob Gott will, Keiner in Deutschland oder Welschland nachmachen soll mit dem Stimmen und mit der Arbeit.“ Unter den Saiteninstrumenten war an Fürstenhöfen eins der beliebtesten das sogenannte Virginal, wie es scheint, der Harfe ähnlich. Die vorzüglichsten verfertigte ein Meister in Leipzig, der die meisten Fürstenhöfe damit versahe. Von ihm erhielt ein solches der Kurfürst Joachim I von Brandenburg für 36 Gulden. Auch der Hochmeister Albrecht ließ im J. 1524 ein ähnliches bei ihm bestellen. Aber weit schöner ausgestattet und mit einem stärkern Harfentone versehen, wollte es der Meister nicht unter 50 Gulden verfertigen, da er um denselben

Preis

Preis ein solches auch einem ungerischen Magnaten geliefert hatte.

Nächstdem vergnügte man sich an fürstlichen Höfen vorzüglich durch Vocalmusik, und zwar scheint diese bei Vielen am Beliebtesten gewesen zu seyn, sowohl als Kirchenmusik als im gesellschaftlichen Liedergesange. In vielen Städten Deutschlands lebten Componisten, welche für Fürsten Theils geistliche, Theils weltliche Lieder in Musik setzten und mitunter großen Ruf erlangten. Einer der berühmtesten war am Hofe zu München der fürstliche Componist Ludwig Senffl, genannt der Schweizer, denn man hörte seine Moteten fast an allen deutschen Fürstenhöfen. Ueberhaupt waren es ernste geistliche Lieder, „vier- oder sechsstimmige Tenores," wie man sie nannte, die er mit vielem Glücke componirte, z. B. sein sechsstimmiges Lied: Quid retribuam Domino pro omnibus, quae tribuit mihi u. s. w. oder seine vier- oder mehrstimmigen Psalmen, denn in Musik gesetzte Psalmen waren an fürstlichen Höfen damals allgemein beliebt. Ueberall hörte man z. B. gern den vierstimmigen Psalm: Ecce quam bonum u. s. w. Theils lag es in der religiösen Richtung der Zeit, Theils auch in dem Umstande, weil Musik noch vorzüglich mit eine Lieblingsbeschäfftigung der Geistlichen war, daß besonders der Geschmack an geistlichen Liedern und Psalmen an Fürstenhöfen herrschend wurde. Es ist bekannt, welchen Einfluß Luther auf Musikliebhaberei bei den Fürsten und vielen andern seiner Anhänger hatte, und wie seine Ermunterung zur Beförderung und Begünstigung dieser Kunst zu ihrer weitern Ausbildung ungemein Viel wirkte. Schon im J. 1526 componirte auf Befehl der Königin Marie von Ungern ihr Caplan Thomas Stolzer den von Luther übersetzten Psalm: Noli aemulari ff. „den, wie er selbst sagt, vorhin noch Keiner dermaßen auf motetisch also gesetzt hat." Die Composition dieses Psalms wurde auch vom Herzoge von

Preußen

Preußen mit großem Beifalle aufgenommen. Er galt überhaupt in ganz Deutschland für einen großen Gönner und Freund der Musik; denn er hatte nicht nur, wie manche andere Fürsten, einen eigenen Componisten, Hans Kugelmann, an seinem Hofe, sondern sich zuweilen auch selbst in Compositionen versucht. So sandte er z. B. im J. 1537 den von ihm componirten 121. Psalm mit einer Composition seines Componisten Kugelmann über den 59. Psalm an Luther mit der Bitte: „Ihr wollet dieß Alles Euerem hohen, von Gott verliehenen Verstande und Euerer Geschicklichkeit nach corrigiren, bessern und mehren und uns dergleichen auch bisweilen zuschicken und mittheilen."

Aber neben solchen ernsten geistlichen Liedern erheiterte man sich an Fürstenhöfen auch gern an allerhand lustigen und scherzhaften Gesängen. So gab es Lieder „auf die Hofweise" componirt, die zu Lust und Fröhlichkeit ermunterten und von jungen adeligen Pagen am Hofe gesungen wurden. Sehr bekannt war damals ein sogenanntes Nasenlied, welches der Componist Ludwig Senffl auch dem Herzoge von Preußen mit den Worten schickte: „Wie ich mich besonnen habe, so dünkt es mir fast schimpflich, Sr. fürstl. Gnade ein solches — Nasenlied zu schicken." Das Lied: Kein Adler darein geschlossen, es taget vor dem Walde u. s. w. von mehrern damals sehr berühmten Componisten in Musik gesetzt, wurde bald sechs- und fünf-, bald vier- oder dreistimmig wie beim Herzoge von Preußen, so an mehrern Fürstenhöfen gesungen. Manche Componisten wußten sich dadurch nicht selten ansehnliche Geschenke zu erwerben, daß sie auf Fürsten gedichtete Lieder in Musik setzten und sie diesen zusandten. So erfreute der sächsische Hofcomponist Johannes Walter den Herzog von Preußen einst mit dem von ihm componirten Liede: Albrecht seynd wir worden tauft u. s. w." Auch Gesänge von italienischen und niederländischen Meistern fanden an

fürst-

fürstlichen Höfen mitunter großen Beifall. Zu fürstlichen Hochzeiten wurden nicht selten von geschickten Tonkünstlern Messen, Moteten oder heitere Gesangstücke verfertigt und zur Ergötzung der Hochzeitgäste aufgeführt. Als eigentliche Concertstücke waren besonders die Fugen beliebt, weßhalb im Jahre 1589 von einem großen Musikkenner in Augsburg, Sylvester Reid, eine bedeutende Sammlung solcher Fugen von französischen, deutschen, italienischen und niederländischen Meistern gedruckt und an die Fürstenhöfe, wo man der Musik vorzüglich huldigte, versandt wurde." —

(S. 350 ff.) „Auch Astrologen und Nativitätensteller oder, wie sie sich gewöhnlich nannten, Astronomen und Mathematiker gehörten mit zum fürstlichen Hofstaate. Man war von dem Einflusse und den Wirkungen der Gestirne auf die irdische Welt, auf die in ihr vorgehenden Erscheinungen und politischen Ereignisse, sowohl auf das gesammte Völkerleben und die Völkerschicksale im ganzen Weltgange, wie auf die Lebensschicksale und Zustände des einzelnen Menschen so allgemein überzeugt, daß nicht nur die meisten damaligen Fürsten, sondern selbst viele sonst ausgezeichnete Gelehrte, wie Melanchthon, Joh. Carion, Sabinus, Erasmus Reinhold, Martin Chemnitz u. A. der Astrologie unbedingt huldigten. Agrippa von Nettesheim ging darin so weit, daß er sogar behauptete: jeder Theil und jedes Glied des Körpers correspondire mit einer himmlischen Intelligenz oder einem Gestirne. Die Fürsten hatten natürlich das nächste Interesse und zugleich einen gewissen Beruf im Kreise ihres Waltens, den mächtigen Einfluß und die geheimen Wirkungen der Gestirne in ihren Conjunctionen verstehen zu lernen. Wer mochte nicht wünschen, diese geheime Sprache der Sterne über die Schicksale des Lebens begreifen und die Zukunft aus den Zeichen des Himmels lesen und deuten zu können! Wie daher der Kurfürst Joachim I von Brandenburg sich in der Astrologie

logie von dem Abte Trithemius zu Sponheim Unterricht ertheilen ließ, so beschäfftigte sich auch mancher andere Fürst mit Sterndeutereien, und wenn gleich unter den Gelehrten hie und da schon starke Gegner derselben auftraten, die das Grundlose und Irrige der astrologischen Grübeleien aufzudecken bemüht waren, so blieb doch ihre Zahl immer noch zu gering, die Waffe der Vernunft war gegen den vorherrschenden sterndeuterischen Aberglauben noch zu ohnmächtig und die Sprache der Verfechter der Wahrheit und Wichtigkeit astrologischer Studien bei der Einträglichkeit des Nativitätsstellens noch viel zu eindringlich, als daß die sogenannte „Wissenschaft der Revolutionen der Gestirne" und die Nativitätstellung an den meisten Fürstenhöfen nicht Anklang und Begünstigung hätte finden sollen. So gab es z. B. im brandenburgischen Hause kaum einen Fürsten, der nicht von voller Ueberzeugung des Werthes und der Glaubwürdigkeit der Sterndeuterei durchdrungen gewesen wäre. — Die unbedingte Zuversicht, womit die Astrologen und Nativitätsteller die Resultate ihrer Forschungen und Berechnungen aus den Positionskreisen, Horoskopen u. s. w. aussprachen, ging mitunter in's Unglaubliche. Es gab fast Nichts von irgend einer Wichtigkeit in den Welterscheinungen, worüber sie, wenn sie befragt wurden, in den Sternen nicht Antwort und Aufklärung fanden. Wie der berühmte Astrolog Cardanus, Professor der Mathematik zu Mailand, aus der Constellation seines Geburtstages oder dem thema natalitium, wie man es nannte, seinen ganzen Charakter gleichsam anatomisch zu zerlegen wußte, aus der Constellation der Venus, des Mercur und Jupiter bei seiner Geburt alle seine Fehler und Laster demonstrirte, von dem Zusammenwirken und den Einflüssen dieser Planeten seine Unbeständigkeit, Hinterlist, Geilheit, Mißgunst, Verleumdungssucht, Plauderhaftigkeit u. s. w. herleitete; wie ferner dieser Sternseher selbst Christo die Nativität gestellt hatte und aus der Con-

Constellation bei dessen Geburt alle Tugenden und Wunderthaten desselben deducirte: so wußten Andere aus den zwölf Häusern des Himmels, in deren eines die Geburt eines Menschen fallen mußte, aus der Stellung der Planeten in einem dieser Häuser, und aus den Aspecten oder den fünf verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise die Schicksale aller Fürsten ihrer Zeit aufzusuchen, zu deuten und als nothwendige Folgen des Sternenregiments darzustellen. — Die Fürsten bestellten daher bei den Astrologen gern und häufig die Nativitätstellungen anderer Fürsten und hoher Potentaten, oder Jene sandten sie den Fürstenhöfen oft auch ungefordert zu, weil sie in der Regel ansehnliche Geschenke dafür zu erwarten hatten. So erhielt Herzog Albrecht von Preußen von Erasmus Reinhold, Professor der Mathematik zu Wittenberg, im J. 1545 einen ziemlich reichen Katalog von Nativitäten zugesandt und bat, ihm auch noch die Nativitäten seiner Gemahlin, seiner Tochter Anna Sophia, seines Vetters, des Markgrafen Albrecht, des Kaisers Karl und die des jungen Königs von Polen zu verfertigen. Nun trafen allerdings sehr oft die Deutungen der Sternseher nicht wirklich ein, als z. B. im J. 1551 in Deutschland sich das Gerücht vom Tode des Kaisers Karl verbreitete, schrieb der erwähnte Erasmus Reinhold: „man dürfe diese Nachricht wohl immer für wahr halten; sie werde durch viele Gründe bestätigt; denn ganz sicher hätten schon im vorigen Jahre die Sterne ihm das Ende seines Lebens gedrohet, und er selbst erinnere sich auch ähnlicher Beispiele von Fürsten, bei denen der von den Sternen angedeutete Erfolg in den Anfang des kommenden Jahres hineingezogen worden sei.“ Wenn indessen auch, wie in diesem Falle, die Weisheit der Astrologen durch die Wirklichkeit zu Schanden wurde, so wußte man doch immer Theils den Deutungen eine andere Wendung zu geben, Theils war der Himmel weit und breit

genug

genug und seine Sternenschaar hinlänglich zahlreich, um von hier- oder dorther eine Veränderung in die Constellation hineinzubringen. Daher wurden auch die Sterndeutungen ziemlich dunkel, doppelsinnig, schwankend und verwirrt abgefaßt, selbst zuweilen mit griechischen und hebräischen Wörtern ausstaffirt, so daß es eben nicht schwer fiel, späterhin noch ergänzend herauszudeuten, was man irgend für passend fand. Denn wenn auch keineswegs die Astrologen immer mit vollem Bewußtseyn auf Täuschung und Betrügerei ausgingen, so wurden die Fürsten doch getäuscht, weil sie getäuscht seyn wollten. — Daß auf Könige und Fürsten der Einfluß der Gestirne besonders mächtig sei, war allgemeiner Glaube; daher scheint es auch gekommen zu seyn, daß man auch noch im sechszehnten Jahrhunderte den Königen von Frankreich und England die ihnen vom Himmel verliehene Wunderkraft zuschrieb, unter der Einwirkung gewisser Gestirne gewisse Krankheiten, besonders den Kropf, durch bloßes Berühren mit den Händen heilen zu können." —

Druckfehler im XV. Bande 4. Hefte.

Kästner's und Köhler's Morgengebete kosten nur 15 Gr., nicht 1 Thlr. 8 Gr.

Bekannt-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
II.

Han-

Bei

Bei J. J. Weber, in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Freimaurerei

in ihrem Zusammenhange mit den

Religionen der alten Aegypter, der Juden und der Christen.

Nach dem Französischen

des

F. W. K. de S***

Für denkende Geschichtsfreunde

frei bearbeitet

und mit Anmerkungen begleitet

von R. S. Acerrellos.

4 Bände in 8. Mit Atlas, Embleme und wichtige Documente enthaltend.

Pränumerationspreis Rthlr. 6.

☞ Ausführliche Prospecte dieses Werkes sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Handbuch

der

christlich-kirchlichen Alterthümer

in alphabetischer Ordnung

mit steter Beziehung, was davon noch jetzt im christlichen Cultus übriggeblieben ist.

Von

M. Karl Christian Friedrich Siegel,

Sub-Diakonus und Mittagsprediger zu St. Thomä in Leipzig.

Preis 12 Gr.

In diesem Werke hat sich der Herr Verfasser die Aufgabe gemacht, das Materiale der christlich-kirchlichen Alterthumswissenschaft im

in einigen Bänden auf die angedeutete Art zu bearbeiten. Bekanntlich hat man in unsern Tagen nicht nur die Nothwendigkeit lebhaft gefühlt, diesen Zweig der historischen Theologie zu pflegen, sondern es ist auch auf das Anziehende dieses Studiums mehrseitig aufmerksam gemacht worden. — Die Belehrungen über die sogenannten christlich-kirchlichen Antiquitäten sind zerstreut niedergelegt in einer großen Zahl von einzelnen Monographieen, wie in einigen ältern Werken von größerem Umfange, welche aber dennoch nicht Alles berühren und sich hin und wieder auch sehr selten gemacht haben. Neuere darüber erschienene schätzbare Werke sind Theils zu bände-reich, Theils noch unvollendet, Theils auch nur in Compendienform vorhanden. Ein Handbuch, das die Mitte hält zwischen zu großer Ausführlichkeit und allzugedrängter Kürze, dürfte darum vielen praktischen Theologen willkommen seyn, die sich ohne großen Zeitaufwand über Gegenstände des christlichen Alterthums belehren wollen.

Leipzig, den 8. November 1834.

Ludwig Schumann.

Beachtenswerthe Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Gutbier, F. A. P., Sup. u. Consistorialr. in Ohrdruff,

Summarien,

oder

kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heil. Schrift des neuen Testaments, zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser.

2ter Theil, zweite Abtheilung: Die Apostelgeschichte von Lucas. gr. 8. Pr. 16 Gr. Leipzig, bei A. Wienbrack. (I. 1—5. u. II. 1., ebendaselbst, kosten 2 Thlr. 10 Gr.)

Ueber die frühern Theile dieses so zeitgemäßen, als lehrreichen Werkes, das nicht allein für Prediger und Schullehrer, sondern für jeden Bibelfreund Interesse hat, sprachen die meisten Kritiken sich günstig aus. Auch dieser Theil ist in gleichem Geiste bearbeitet, und wird den Besitzern des ersteren nicht minder willkommen seyn.

Kritische
Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Sechzehnter Band. Drittes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1835.

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben. Von D. J. Rust, Prof. der Theologie zu Erlangen und Pfarrer der franz. ref. Gemeinde daselbst (jetzt Consist. Rath zu Speyer). Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim im Verlage der Schwan- und Götz'schen Hofbuchhandlung. 1833. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. geht in dieser, nach ihrer ersten Auflage von einem andern Rec. angezeigten Schrift (Kr. Pr.-Bibl. 7. Bd. 3. Hft. S. 369) von der Ueberzeugung aus: Philosophie und Christenthum, Wissen und Glauben, seien in ihrer höchsten und vollendetsten Ausbildung Eins, und erst in diesem Einsseyn fühle sich der Menschengeist mit Gotte versöhnt. Zurückgekehrt in die Gottheit, von welcher er ausgegangen, lebe derselbe fortan mit dieser in der verklärtesten und freiesten Einheit. Wie diese Ueberzeugung in seinem eigenen Innern entstanden, sucht der Verf. umständlicher darzustellen, damit auch Andere den einzig wahren und sichern Weg finden möchten, der zu diesem Kleinode führt. Rec. will das Wesentliche hiervon angeben und dann sein Urtheil darüber hinzufügen.

Er übergeht, was der Verf. in der Einleitung „über die vorzüglichsten Standpuncte bemerkt," von welchen aus Theologen und Philosophen die hier behandelten Gegenstände „überblickten" (?) und erwähnt nur, was am Schlusse des Vor-

worts, über das, Philosophie und Christenthum u. s. w. einzig versöhnende, Element (Princip) gesagt wird, weil die anzustellende Untersuchung von hier aus beginnen und sich darin bewegen soll. —

„Was könnte, heißt es S. 25, dieses ausgleichende Element anders seyn als das, was beide geboren und entwickelt hat, der Geist, der absolute Geist." — „Dieser Geist, in dem sich die Gegensätze versöhnen, dieser Geist, in welchem darum allein die volle, ungetrübte Wahrheit erkannt werden mag, er, der tiefste Grund und das letzte Ziel dessen, was ist und geschieht, er allein bietet uns den Punct dar, von welchem unsere Betrachtung ausgehen und auf den sie sich zurückbeziehen muß." — „So soll denn unsere folgende Darstellung eine höhere Geschichte dieses Geistes werden. Sie wird mit seiner ersten und allgemeinsten Offenbarung nach Außen, mit der Weltschöpfung, beginnen, sie wird die Entwickelungsperioden, in welchen er sich in steigender Klarheit, Fülle und Wahrheit kundgibt, in allgemeinen Umrissen beschreiben und endlich mit den erhabensten und freiesten Stufen seiner Erscheinung, mit Philosophie und Christenthum und ihrer Versöhnung schließen." *) — Hieran knüpft sich nun Folgendes:

Die Weltschöpfung ist ein Act und Product des absoluten Geistes, als des lebendigen, freien und persönlichen Gottes. Gott ist die absolute Intelligenz und der absolute Wille in unzertrennter und unzertrennbarer Einheit; er wirkt daher stets in seiner göttlichen Totalität. Gott, als die absolute Intelligenz, denkt die Welt und in und mit diesem Denken ist sie auch; denn Denken und Seyn sind in ihm schlechthin Eins. Dieses Seyn der Welt ist zuvörderst noch nicht als ein außerhalb Gotte bestehendes, und somit zeitliches und räumliches

*) Die Momente dieser Darstellung bezeichnet der Herr Verf. also: Einleitung — I. die Offenbarung — II. die Stufe des Gefühls oder der unmittelbaren Erkenntniß — III. das Heidenthum oder die unmittelbare Religiosität — IV. die Stufe des Verstandes oder der Meinung — V. das Judenthum oder das Gesetz — VI. die Stufe der Vernunft oder der Philosophie und des Wissens — VII. das Christenthum oder der Glaube. — Schluß.

liches zu begreifen; es ist noch in dem Gedanken Gottes beschlossen, folglich außer aller Zeit und über allem Raume, Momente, welche überhaupt noch keine Wirksamkeit haben. In diesem Zustande der idealen Existenz ist die Welt keineswegs identisch mit Gott; sie ist unterschieden und verschieden von ihm, wie der Gedanke von dem Geiste, der ihn gedacht hat, wie das Product von seinem Urheber. So bestimmt nun aber auch dieser Unterschied ist, er entwickelt sich weiter; denn Gott will, daß die Welt, welche in seinem Denken ist, aus ihm hervorgehe und für sich bestehe. Hierdurch wird die Welt die wirkliche, in Zeit und Raum existirende. In dieser Wirklichkeit und somit in ihrer bestimmtesten Verschiedenheit von Gott ist die Welt keineswegs von ihm verschieden, sondern wie sie in ihrem idealen Zustande in ihm ist, so ist er in ihrem realen Bestehen in ihr. Indem aber Gott in der Welt ist und sie durchdringt, ist er nicht in Raum und Zeit befangen, sondern in ewiger und unendlicher Weise ist er in ihr gegenwärtig, und begründet hiermit den Zusammenhang des zeitlichen und räumlichen Daseyns der Welt mit dem Ewigen und Unendlichen u. s. w.

Als der Anfang der äußeren göttlichen Offenbarung ist die Schöpfung der Welt, als die Fortsetzung dieser die Erhaltung und Regierung des Universums zu betrachten. Wie in dieser, so soll durch jene immer entschiedener, aus dem Bestimmungslosen das Bestimmte, aus dem Allgemeinen das Besondere, aus dem Ungebildeten das Gebildete hervorgehen, bis endlich Gott vollkommen enthüllt und in seinem seligen Reiche Alles in Allem seyn wird.

In zwei großen Gebieten verwirklichen sich alle einzelne Offenbarungen; das eine ist das Reich der Natur, das andere das Reich des Geistes. Im Reiche der Natur ist das Leben mit seinen Erscheinungen ein bewußtloses und gebundenes. Dieses Reich ist demnach bei allem Lichte, das sich in ihm ergießt, bei aller Ordnung, welche in ihm sichtbar wird, bei allen Potenzen, welche in ihm wirken, ein dunkles, unselbstständiges und darum auch bis zu einem gewissen Grade (?) in der Unbestimmtheit und Trägheit befangenes Gebiet. Unmöglich kann darum die Bildung und Entwickelung des natürlichen Lebens (doch wohl eigentlicher: des absoluten Geistes in diesem Leben?) so rasch, so durchgreifend und so fröhlich gedeihen (??), wie die des geistigen. Die Substanzen, welche das Reich des Geistes constituiren, sind lebendiger, die Kräfte, welche in ihm walten, sind energischer, und die Gesetze, welche es leiten, bestimmter, als die entsprechenden Potenzen und Erscheinungen im Gebiete der Natur. Wo der Geist waltet, da treten die Momente des Idealen und Realen, des Göttlichen und Irdischen (?), des Ewigen und Zeitlichen, die man im Beginne der Offenbarung Gottes, der Weltschöpfung, wahrgenommen hat, auf der einen Seite mit größerer Bestimmtheit und in vollendeterer Entwickelung, auf der anderen in höherer Gemeinschaft, als im Reiche der Natur heraus; ja, die ganze Bildung des Geistes besteht vorzüglich darin, daß er in und an sich jene Momente immer vollständiger ausbildet und sie endlich in ihrer verklärten Einheit darstellt.

Um

Um diese Bildung durchzuführen, bewegt der Geist sich in zwei Richtungen. Die eine davon entspricht der *idealen* Seite in der Weltschöpfung, die andere der *realen*; in jener ist darum der *Gedanke* der Centralpunct, auf welchen sich Alles bezieht, in dieser *die That*; in jener ist das *Erkennen* das wichtigste und vorherrschende Element, in dieser *das Thun*. Jene Weise der geistigen Entwickelung ist die *intellectuale*, diese die *religiöse*.

Alle Entwickelung, also auch die intellectuale und religiöse, ist aber *stetig*, d. h. sie steht in einem inneren nothwendigen Zusammenhange; sie ist ferner *successiv*, d. i. sie stellt das Ewige und Unendliche in der Zeit dar und zwar so, daß die einzelnen Stufen des sich entwickelnden Geistes nur hervortreten, nachdem sie ausgebildet worden sind. Die Entwickelung ist ferner *Fortschritt vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Bestimmungslosen zum Bestimmten*.

Bei der in sich fortschreitenden Geistesentwickelung zeigen sich nun, sowohl bei der *intellectualen* Richtung derselben, als auch bei der *religiösen*, drei Stufen, auf welche sich jene erhebt.

Bei der intellectualen Richtung des sich entwickelnden Geistes ist die erste Stufe die des *Gefühles* oder der unmittelbaren Erkenntniß. (M. s. die Anmerkung z. S. 3.)

Der Schluß der körperlichen Bildung ist der *Sinn*, die vollendetste Entwickelung des *leiblichen* Gefühles. Derselbe ist nur beschränkt auf das Aeußere, auf die körperliche Seite der sich entwickelnden Offenbarung Gottes und erfaßt Alles nur getrennt von seinem Grunde. — Großartiger und herrlicher zeigt sich aber der Geist als Gefühl in seiner Thätigkeit. Wenn der Charakter jenes Sinnes darin besteht, daß die zeitlichen und räumlichen Erscheinungen *ohne unterschiedene Vermittelung ihre Beziehung auf den Sinn nehmen, während derselbe sie in dieser Weise unmittelbar aufnimmt* (?), so besteht dagegen die unmittelbare Erkenntniß des Geistes, als Gefühl, darin, daß er das, was ihn ergreift und bewegt, auch in sich selbst auffindet. Das Gefühl aber ist seiner Natur nach, *unbegrenzt* (?) und begrenzt selbst nicht (?); es ist ferner dunkel, unfrei. Je näher jedoch das Gefühlsleben des Geistes seiner zweiten und höheren Entwickelungsperiode kommt, der Stufe des Verstandes, desto heller und bestimmter wird das Gefühl in allen seinen Richtungen.

Das erste Stadium seiner Entwickelung umfaßt jenen beinahe traumartigen Zustand, in welchem es seinen Zusammenhang mit allem Seyn in der ihm eingebornen Verwandtschaft mit demselben *ahnet* und dieses selbst in seiner unmittelbarsten Erscheinung aufnimmt. Das Seyn aber in seiner unmittelbarsten Erscheinung ist die Natur. Auf sie allein richtet sich das Gefühl im Beginne seiner Entwickelung, allein ohne noch Natur und Geist, Gott und Welt zu unterscheiden. Alles Seyn ist dem Naturgefühle Erzeugniß der unterschiedslosen Natur. Aus dieser gänzlichen Vermischung aller Momente, aus diesem allgemeinen Zusammenflusse aller Richtungen des Lebens erhebt sich das Gefühl, indem es die ewige und göttliche Seite

der

der Natur, den ihr eingebornen Grund in den Erscheinungen derselben zu ahnen beginnt und diese Ahnung zu unmittelbarer Gewißheit steigert. Die Natur, die ihm früher der allgemeine, unterschiedlose Complex alles Seyns war, ist für dasselbe nun in zwei große Richtungen zerfallen, in die ewige und in die erscheinende. Gott ist ihm nun Weltseele, Erdgeist; er durchdringt die Natur und in ihm alle Bildungen derselben; er ist der immanente Grund aller Erscheinungen, in welchen er sich als Naturgeist offenbart. Um in dieser Theilung den Fortschritt des Geistes in seinem intellectualen Leben bemerkbar zu bezeichnen, kann man das Gefühl das speculative (?) nennen. An dieses schließt sich endlich das ästhetische an, in welchem der Geist als Gefühl seine höchste Vollendung, seine größte Ausbildung erhält.

In dem Verstande ersteigt der Geist die zweite Stufe seiner Entwickelung in seinem intellectualen Leben. Derselbe ist die Geistesthätigkeit, welche bei ihrer Erkenntniß das Stehende, das Feste, als solches aufzunehmen strebt. Die erste und hervorspringendste seiner Functionen ist die Scheidung, die Trennung der Gegenstände, sowohl nach Außen als nach Innen. Die Bestimmungsgründe seines Verfahrens dabei hängen aber lediglich (?) von dem besonderen Wesen des Objects ab, das er seiner Thätigkeit gegeben hat. Die zweite Function ist das Geschiedene zu unterscheiden. Beide Functionen bilden gemeinschaftlich das kritische Element. Zwar sucht der Verstand noch in einer anderen Function das Getrennte wieder zu vereinigen, allein das gelingt ihm schlecht. Eine (nur äußere) Beziehung der Gegenstände und ihrer Theile auf einander, ein Auffassen gewisser Verhältnisse, in welchen sie gegenseitig stehen, ein Setzen der Objecte in einen Reflexionszustand — das ist der Kreis, in welchem er sich bei seinem Reunionsgeschäffte zunächst bewegt; indeß geht er auch in die innere Natur der Gegenstände ein und sucht im Inneren das Gleichartige zu gewinnen. Auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung macht der Verstand den Versuch, ob er sich nicht auf einen Standpunct stellen könne, von welchem aus er die verschiedensten Erscheinungen des Lebens in einer auf der Totalität ihres Wesens beruhenden und aus ihr hervorgegangenen Einheit zu erblicken im Stande sei. Daß er dieß versucht, beruht, nach ihrer tiefsten Bedeutung, auf der Wahrheit, daß es einen Punct geben müsse, in welchem sich alles Seyn in einer verklärten Einheit auflös't. Allein, da ihn seine eigene Natur fortwährend antreibt, die einmal angenommenen Bestimmungen festzuhalten und somit jede wahrhafte (doch wohl nur höhere und höchste?) Versöhnung der Gegenstände zu verschmähen (?), so bleibt es im Ganzen bei jener Ahnung höherer Einheit und bei nicht befriedigenden Versuchen. Ja, der Verstand ist in der Reflexion nicht einmal geschickt, die Objecte, in deren Inhalt er eben so sehr eine Spaltung brachte, als er sie unter einander trennte, auf eine wahre und befriedigende Weise wieder zu vereinigen, und beinahe könnte man behaupten, seine Reunionsthätigkeit führe weit mehr Carricaturen im Erkennen herbei, als man in der Regel zu glauben geneigt seyn möchte (11).

Der

Der intellectuale Geist, in sofern er frei und selbstständig sich zur Idee erhoben hat, ist die Vernunft. Diese ist daher nicht ein Vermögen in dem Sinne, als ob sie eine noch unentwickelte Kraft, eine geistige Anlage sei. Sie ist auch keine Kraft, die mit anderen Kräften gemeinschaftlich das bildet, was man gewöhnlich Geist oder Seele nennt. Sie ist keine einzelne von anderen geschiedene Kraft, sondern sie ist dieser Geist selbst und zwar in seiner ganzen, zur Wirklichkeit gekommenen Totalität. Das Leben der Vernunft ist darum stets activ. Die Thätigkeit geht daher nur zum Zwecke der Vernunft von Statten und Alles, was in dem Geiste überhaupt und in dem vernünftigen insbesondere ist, das kommt nur dann von Außen hinein, wenn es zugleich von Innen, aus seinem tiefsten Lebensprincipe, herauskommt. Die Ideen sind daher anzusehen als ihrem Wesen nach identisch mit dem Wesen der Vernunft selbst.

Die Vernunft weiß, wenn sie, im Elemente des freien und selbstständigen Gedankens, ihr Wesen in dem der Ideen und somit sich selbst in diesem erkennt. Das Wissen in seiner eigenthümlichsten und tiefsten Bedeutung ist Selbstbewußtseyn. Das Selbstbewußtseyn, als der Charakter des Wissens, ist das Bewußtseyn, das der durchgebildete Geist von seinem Wesen als dem Wesen alles Seyns hat, so daß, indem er das Wahrhafte von sich weiß, er zugleich die Wahrheit alles Seyenden erkannt hat. Dieses Selbstbewußtseyn hat demnach nicht eine äußere Welt geistiger und leiblicher Erscheinungen sich gegenüber, Alles ist vielmehr seinem Wesen nach in dasselbe aufgenommen und in demselben begriffen, und der vernünftige Geist hat die Ueberzeugung, daß er nur in sofern wissen könne, als er in sich selbst sich alles Seyns und zwar in der Weise bewußt wird, daß er die Wesenheit desselben zugleich als seine eigene Natur begreift.

Ist alles Wissen Selbstbewußtseyn, so ist auch die Gewißheit erklärbar, die mit dem Wissen nothwendig verknüpft ist. Nichts aber kann dem vernünftigen Geiste gewisser seyn, als er sich selbst, und Nichts kann er mit mehr Sicherheit begreifen, als sein Wesen.

Mit der Darstellung des intellectualen Geistes in seiner Entwickelung läuft parallel die des religiösen in seiner Entwickelung; und wie dort, so sind auch hier drei das intellectuale Wesen derselben charakterisirende Stufen angegeben.

Der Geist des dem Gefühle gegenüberstehenden Heidenthums ist der religiöse Geist überhaupt auf seiner untersten Bildungsstufe. Sein allgemeiner und eigenthümlicher Charakter ist Vermischung des Göttlichen und Natürlichen, eine Uebermacht dieses über jenes. Denn nur das wird von Gott oder vom Göttlichen erkannt, was im Reiche der Natur erschaut werden mag. Was den heidnischen Gott, dessen Wesen und Persönlichkeit den Gesetzen der allumfassenden Natur unterworfen ist, auszeichnet, ist seine Macht, aber nur

nur für natürliche Zwecke und in unmittelbarer Anwendung. Als der Natur in Allem untergeordnete und in ihrer Wirksamkeit auf Zeit und Raum beschränkte Wesen, sind die Götter der Heiden auch von der allmächtigen Naturgewalt beherrschte Wesen. Wie die dogmatischen Ansichten des religiösen Geistes auf dieser Stufe, so müssen auch seine sittlichen Bestrebungen seyn. Hier noch keine freie und durchgebildete Sittlichkeit, denn es fehlt die Einsicht und die Freiheit, die Einsicht in den Beweggrund und Zweck der That, darum auch kein freies Handeln nach dieser Einsicht. Was unmittelbar das Gefühl ergreift und bewegt, was mit einer gewissen Gewalt das Naturleben anregt, das ist es, was die That hervorruft. Die natürliche Liebe zum Leben, die eingeborne Zuneigung zu Allem, mit welchem der Mensch in unmittelbare, angenehm ergreifende Berührung gesetzt ist, also Aeltern- und Kindesverhältniß, Freundschafts- und Verwandtschaftsverbindungen und jene Zuneigung in ihrer höchsten Allgemeinheit und Freiheit als Vaterlandsliebe, mit einem Worte: Gefühl, Trieb, Neigung, Begierde, Leidenschaft, Ehrtrieb, Kampflust u. dgl. — das sind die Factoren heidnischer That. In den reinnatürlichen Motiven, die den religiösen Geist auf der Stufe des Heidenthums zur That treiben, ist die Lebendigkeit und gewaltige Kraft vorzüglich begründet, welche die praktischen Bestrebungen der alten Zeit so sehr auszeichnen. Wie die Motive zur sittlichen That im Heidenthume natürliche sind, so die Zwecke derselben. Im Heidenthume ist die Handlung die Haupt-, die Gesinnung die Nebensache, woraus erkannt wird, daß die geistige und unvergängliche Seite der That der körperlichen und natürlichen hier unterworfen ist.

Auf der zweiten Stufe seiner Entwickelung (dem Judenthume, dem Gesetze) hebt der religiöse Geist die Naturreligion des Heidenthums auf, er befreit die in der Substanzialität gefangenen Momente und bereitet auf eine verklärte, durchgebildete Einheit aller Richtungen seine Entwickelung vor. — Drei Puncte umfassen das Leben des religiösen Geistes nach seiner Entwickelung im Judenthume. Der erste umfaßt dasselbe, wie es sich in den Patriarchen, der zweite, wie es sich im Mosaismus und der dritte, wie es sich positiv in den Propheten und negativ in den Ansichten des Predigers darstellt. In Hinsicht der genannten Thätigkeit des religiösen Geistes scheidet derselbe zuerst Gott und die Welt, Geist und Natur von einander und bringt diesen Unterschied zum bestimmten Bewußtseyn in That und Leben. Der Glaube an einen Gott begründet (Monotheismus). Nicht minder hat das Judenthum in diesem Zeitraume (der Patriarchen) sich unausgesetzt für die Würde, Wahrheit des Geistes und den Sieg seines inneren Lebens über die bloß natürlichen Regungen und Anforderungen erklärt.

Moses, bestimmt an der Ausbildung der Weltschöpfung in ihrem geistigen Gebiete zu arbeiten, bildete das Vorgefundene bestimmter aus. Gott wird durch ihn der Allgebietende u. s. w. Außerdem wird Jehova bei jeder Gelegenheit der Nation in seiner sittlichen Erhabenheit und Würde gezeigt und das ist die Seite in dem absoluten Geiste, die jetzt noch mehr als früher erkannt wird. Indem der religiöse,

wie

wie er sich im Mosaismus zu erkennen gibt, die Gottheit weit über die Natur und ihre Mächte erhebt, bringt er zugleich einen schroffen Gegensatz (?) zwischen sie und die Menschheit. — Jehova erscheint immer seltener und nur noch denjenigen, die er zu seinen Stellvertretern erwählt hat. Noch schärfer tritt dieser Gegensatz in Beziehung auf die übrigen Völker heraus. Nur das jüdische Volk ist das auserkorene. Die gebotene strenge Abgeschiedenheit von anderen Völkern hatte zwar mit einen äußeren Grund; der innere und tiefere lag jedoch in dem dem Judenthume eingebornen Streben zu trennen und in der Trennung zu erhalten. Auch das Sittliche wurde veredelt durch den alleingeltenden Ausspruch der Gottheit. Aus dieser Ansicht reifte die im Judenthume durchgreifende Idee des Gesetzes. Jehova Gesetzgeber und Gesetzvollstrecker — Theokratie. Durch sie wurde die sittliche That aus der Gewalt des natürlichen Lebens befreit und in das Reich des Geistes eingeführt — sie wurde zur Offenbarung Gottes — durch den Mosaismus die moralische Einsicht, Freiheit und Gesinnung gefördert und der Begriff des moralisch Guten und Bösen näher bestimmt.

Der jüdische Staat mußte indeß nach seiner ursprünglichen Anlage zu Grunde gehen (?), wenn eine höhere Stufe religiöser Entwickelung vorbereitet werden sollte. Auf dieser Stufe die Propheten und der Prediger. (Was über jene gesagt wird, ist in der Hauptsache wahr und bekannt). Wie frei und universal nun auch die Ansichten der Propheten seyn mochten; über alle Beschränkung und über alle trennende Gegensätze konnten und sollten (?) sie sich nicht erheben. — Was die Propheten auf positivem Wege zu bewirkten versuchten — die Annäherung der Gegensätze und eine Vorbereitung zu einer höheren und höchsten Stufe, das mußte der praktische Skepticismus des Predigers auf negative Weise unternehmen. Das Thema desselben ist: Wenn Gott von der Welt und dem Menschengeiste in strenger Geschiedenheit gehalten und diese letzteren alles göttlichen Lebens beraubt werden, dann müssen beide in allen ihren Richtungen als ein Eiteles und Vergängliches erscheinen.

Der Schlußpunct in der Entwickelung des religiösen Geistes ist auf der dritten Stufe das Christenthum oder der Glaube. Das Christenthum kann nur auf der Stufe richtig und vollständig erkannt und begriffen werden, auf welcher es mit seinem gesammten Inhalte und Wesen steht. Diese Stufe aber ist die der Versöhnung Gottes und des Menschen, also auch des göttlichen und des menschlichen Geistes, der göttlichen und der menschlichen Vernunft. Der Rationalismus beeinträchtigt jene, der Supranaturalismus diese, der Logismus (der λογος, Joh. 1, 1 ff. die absolute Vernunft, die ewige Weisheit, die in Jesu Fleisch geworden ist und folglich in ihm die menschliche Vernunft so durchdrungen hat, daß jene und diese wirklich nicht außer und neben, sondern in und mit einander bestehen) läßt jener und dieser ihr Recht widerfahren. Alles, was zum Wesen des Christenthums gehört, ist im N. T. niedergelegt. Die sittliche That, das wesentliche Moment des Christenthums und das Product der erhaben=

habensten und verehrungswürdigsten Persönlichkeit. Wie verschieden man auch zu verschiedenen Zeiten das Wesen des Christenthums dargestellt hat — die Vernichtung aller Gegensätze, insbesondere der zwischen Gott und den Menschen und Verwirklichung einer verklärten Einheit derselben auf religiösem Wege, bildet den Kern und das Wesen des Christenthums. Es hat zu dem Ende nicht nur die wirklich erscheinende Sünde mit ihren mannigfaltigen Gestalten, sondern auch jenen finsteren (d. h. doch wohl nicht zu erforschenden?) Grund in dem Menschen, der, mit dessen Falle gesetzt, in einer Abneigung von Gott, der Wahrheit und dem Guten und in einem mächtigen Zuge zu dem Unnatürlichen, zu dem Scheine und zu dem Unrechte besteht und von der ersten Sünde an durch alle Zeiten, nicht selten in einer furchtbaren Progression, Lüge, Thorheit und Laster erzeugte, zum vollständigsten Bewußtseyn gebracht. Aber nicht dieses Bewußtseyn ist im Christenthume letztes Ziel, sondern Vernichtung desselben; denn an die Stelle des jüdischen Gesetzes ist hier das Reich der Versöhnung und Liebe getreten. Indem durch Erfüllung des Gesetzes negativ alle religiöse Gegensätze aufgehoben sind, bildet sich zugleich positiv jene verklärte Einheit aller Momente. Diese Einheit besteht aber nicht sowohl (?) in und durch den Gedanken, als vielmehr (?) hauptsächlich (?) in und durch die sittliche, zum Unterschiede von der durch die Vernunft erstrebten (?) praktischen That. Christus, der historische Beweis für diese Wahrheit. Er ist der Repräsentant der Menschheit überhaupt und der christlichen insbesondere oder vielmehr die historischconcrete Idee dieser Menschheit. Darum tritt er in die Mitte der ganzen Menschheitsentwickelung und an den Anfang der christlichen. Aus diesem beherzigenswerthen Satze ergibt sich zuförderst die Wahrheit, daß er in sich und in seinem Leben die wesentlichen Momente ihres Lebens und Wirkens darstellen müsse. Ist Christus aber der Stellvertreter der mit Gotte versöhnten Menschheit, so muß auch die ganze Fülle göttlichen Lebens in ihm wohnen, welche in dieser sich enthüllen soll, und diese Fülle des göttlichen Lebens muß in allen Richtungen, also als Wahrheit, als Liebe, als Heiligkeit und insbesondere als Schöpfungskraft in ihm offenbar werden. Dadurch hat sich seine Entwickelung zu einer Freiheit, Intensität und Stärke erhoben, welche ihn fähig machte, das außerordentliche und bewunderswürdigste Daseyn auf Erden zu entfalten. Der Sinn dieses Außerordentlichen in dem irdischen Leben und Wirken Christi wird häufig in zwiefacher Hinsicht unrichtig aufgefaßt. Zuerst, indem man es nur auf einzelne Thaten des Erlösers bezieht; zweitens, indem man meint, daß, so weit das Außerordentliche seinen Einfluß ausübe, jede Ordnung, folglich auch jede natürliche Entfaltung der Lebensthätigkeit, Theils in Christo, Theils in dem Gegenstande seiner Wirksamkeit schlechthin aufgehoben sei. Aber nicht der Natur überhaupt

steht

steht das Wunder gegenüber, sondern nur der irdischen und niederen (?). Mit der höheren, himmlischen lebt es in so innigem Zusammenhange, daß es als ihr Product angesehen werden muß. Das Wunder ist in diesem Sinne und auf diesem Standpuncte eine Erscheinung der himmlischen, geistigen Welt, welche in die irdische und materiale hineintritt, Theils um die Kluft, welche gewöhnlich zwischen beide gesetzt wird und in Folge welcher man sich jene als ein durchaus Jenseitiges, diese aber als ein schlechthin Diesseitiges vorstellt, auszufüllen, Theils und insbesondere um die Blicke und Herzen auf jene heilige und beseligende Welt des Himmels hinzuweisen u. s. w. In sofern nun die himmlische Natur und Ordnung das nächste Princip der Wunder ist, müssen sich nothwendig, da diese Natur und Ordnung ja nur als das Mächtigste, Tiefeinwirkende gedacht und begriffen (?) werden kann, in und mit den Wundern gewaltige Kräfte und Staunen erregende Wirkungen dieser offenbaren. In sofern sie auf jenes ewige Reich hinweisen, in welchem sie begründet sind, werden sie zu bedeutsamen Zeichen, vermittelst welcher die Gemüther sich zu orientiren im Stande sind.

Christus ist daher kein Mensch im Sinne derjenigen, die ihn als einen Einzelnen begreifen und Einzelnen gegenüberstellen; er ist aber auch nicht Gott, in sofern dieser in ewiger Geschiedenheit der Welt überhaupt und den Menschen insbesondere gegenübersteht, in sich selbst verborgen und befriedigt, sondern Christus ist die schlechthin vollendete Offenbarung Gottes in der Menschheit, der der Welt zugewendete und auf sie einwirkende Gott, in sofern er sich in dem in seiner Fülle und Wahrheit kundgegeben und ausgesprochen hat. Wenn aber in Christus Gott, wie er sich seinen Geschöpfen überhaupt und den Menschen insbesondere kundgibt, vollkommen offenbar geworden, wenn er somit das göttliche Seyn und Leben in sich darstellt, so ist nicht zu übersehen, daß dadurch auch das menschliche in ihm zu seiner ganzen Würde, Reinheit, Kraft und Gesundheit erhoben ist. Er ist deßwegen die Persönlichkeit, in welcher der Begriff der Menschheit erfüllet ist, der Urmensch in seiner Verklärung, der Menschensohn in seiner tiefsten, vollsten Bedeutung. Christus ist demnach die absolute Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, des Himmlischen und Irdischen, des Uebernatürlichen und Natürlichen. Soll nun Christus, oder, was dasselbe ist, das Christenthum in jedem einzelnen Menschen sich darstellen, soll er und durch ihn Gott in dem Menschen leben, so kann dieß nur dadurch geschehen, daß unser ganzes Wesen die entschiedenste Richtung auf ihn, den Gottgesandten, nimmt; denn nur in ihm sind wir vollkommen. Diese Richtung hat sich verwirklicht, wenn wir an Jesum Christum glauben. Glauben heißt aber hier: in der innigsten Gemeinschaft mit Christo die unzerstörbare Ueberzeugung in sich tragen, daß nur in ihm Heil und Leben zu suchen und zu finden sei. Daraus folgt, daß sich der christliche Glaube zunächst auf Christum und nur auf ihn beziehe. — In Jesu Christo glaubt aber der Geist an Alles, was sich durch ihn geoffenbart hat, an Alles, was durch ihn zu seiner Kraft und Würde gelangt ist. — Der Glaube hat dieselbe Gewißheit, dieselbe

selbe Kraft und Lebendigkeit, wie das Wissen. Im Glauben *weiß* sich also ebenfalls der in sich vollendete religiöse Geist seinem Wesen nach in unzerstörbarer Einheit mit allem Wahrhaften und Ewigen. Dieß Alles kann aber nur errungen werden auf dem Wege, den die religiöse Entwickelung vorschreibt — auf dem der That und des Lebens. Das Denken, (also das Intellectuale) nimmt nur eine untergeordnete (?) Stelle ein. Nichts kann und darf daher geglaubt werden, was nicht irgendwie zur frommen That und dadurch zur Wahrheit werden kann. Die belebende Macht und das leitende Princip des Christenthums in seiner inneren Fortbewegung ist der *heilige Geist*. *Er schließt sich unmittelbar an Christum an, indem er das große Werk, welches dieser objectiv vollbrachte, dadurch subjectiv vollendet, daß er die Kräfte und Segnungen der Erlösung erleuchtend, zur Buße leitend, heiligend und beseligend in den Herzen der Gläubigen einsähet und zur Quelle und zum Träger eines neuen, höheren Lebens macht* (?). Der heilige Geist ist wesentlich der göttliche Geist, der sich im Christenthume vollkommen hat kundwerden lassen. Ist er aber der Geist Gottes, so muß er auch der Geist Christi seyn und ist er der Geist Christi, so ist er nothwendig auch der Geist der erlösten und somit von Christo erfüllten Menschheit. — Alle Erfolge, welche der heilige Geist in der inneren Entwickelung des Christenthums bewirkt, vereinigen sich in *der Idee vom Reiche Gottes*. Dieses Reich ist die ewige und unsichtbare Kirche. Die Kirchen in der Erscheinung sollen diese darstellen. Sie müssen daher in der innersten Tiefe und Heiligkeit des Christenthums wurzeln.

Diese Mittheilungen sind hinreichend, um zuvörderst im Allgemeinen die Stelle wahrnehmen zu lassen, welche diese Schrift durch die Art ihres Philosophirens und Theologisirens auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie sich selbst gesetzt hat. Welche Stelle dieß sei, wird Derjenige leicht wissen, der, mit der Geschichte der Philosophie im Wesentlichen vertraut, nun auch Dasjenige insbesondere genau kennt, wodurch die Speculation der neuesten Philosophen die in *Fichte's* Wissenschaftslehre leer gewordene Stelle wieder zu erfüllen und den nichtigen Glauben an ein Göttliches ohne Selbstständigkeit und Persönlichkeit, an das absolute Ich und an eine moralische Weltordnung, in einen realen d. i. in einen Glauben an ein mit Selbstständigkeit und Persönlichkeit existirendes Göttliches zu erheben strebte und unter dem Charakter

eines

eines Systems des Realismus und des Idealismus zu einer besondern Evolutions- und Emanationstheorie sich gestaltete, welches in seiner progressiven, evolvirenden Methode, vom Erkennen und Begreifen der bloß realen Seite des Absoluten auch zum Wissen und Begreifen der idealen Seite desselben führen sollte. Diese Schelling'sche absolute Identitätslehre trat durch Hegel in einer andern Form hervor. In dem Systeme Dieses ist das Absolute die allgemeine und eine Idee — die Idee selbst, welche alle anderen bestimmten Ideeen in sich begreift, in sofern das einzelne Seyn nichts Anderes ist, als nur irgend eine Seite der in das Daseyn tretenden und das mit ihre Momente enthüllenden Idee, in welche, als in ihren ewigen Grund, dann auch alle jene Ideeen, nachdem sie ihre Ausbildung erlangt haben, wieder zurückgehen.

Nach Diesem gehört nun die gegenwärtige Schrift gerade in dem, worin sie selbst ihren Werth und ihre Würde, das sie von allen anderen Schriften dieser Art unterscheidende Wesen, setzt, ihrer Form nach den philosophischen Systemen Schellings und Hegels an und Rec., wenn er noch von einer andern Seite, nach demjenigen insbesondere, wovon die hier angestellte Untersuchung ausgeht und wohin sie zuletzt gelangt, das Eigenthümliche dieser Schrift bezeichnen soll, trägt auf die Gefahr hin, von dem Verf. Denjenigen beigezählt zu werden, welche über das, was sie reden, nie ernstlich nachzudenken pflegen und die nun in ihrem unklaren Nichts fähig und geneigt sind, sich auch dem klarsten und herrlichsten Etwas zu widersetzen (M. s. d. Vorr. zur 2. Aufl.), kein Bedenken, von der ganzen Schrift zu behaupten, daß ein pantheistischer Geist besonderer Art sie durchwehe. Allerdings wird darin weder die Natur noch die Intelligenz, wie in den materialistischen und idealistischen Systemen dieser Philosophie, als das alleinige Wesen gesetzt, aus und durch welches alles Andere entstanden und in welches jedes, nachdem es sein Daseyn vollendet, wieder

der zurückzieht; allein was hier gesetzt ist, ist das gemeinsame Princip, das Identische beider, in welchem, als „ihrem Urgrunde und Ursache, die geschaffene Welt nicht bloß ein Zeitliches und Räumliches hat, sondern in und aus welchem auch das Ewige und Unendliche zur Erscheinung gelangt." In diesem Einen sind beide Welten zur absoluten Einheit und Identität vereinigt und beide, ja, beide kehren, nachdem ihre Zeit erfüllt ist, in ihren Urgrund zurück. Man erwäge nur, was von der Weltschöpfung gesagt worden ist und man wird, ohne eben das „Alles in Einem und das Eins in Allem" besonders zu berücksichtigen und dasselbe für eine entschiedene Aeußerung einer pantheistischen Denkart zu halten, diese Denkart in dem Ganzen finden, was über diesen Gegenstand von dem Verf. gesagt worden ist. Und nur wenn man diese Denkart als Grundlage des Gesagten gelten läßt, hat dasselbe einen Sinn, sonst gar keinen, wenigstens den nicht, der eine in den natürlichen Grenzen sich haltende Vernunft anspricht. Diese Vernunft nimmt vielmehr sogleich an seinem Principe einen gerechten Anstoß und wirft mit ihrer hier natürlichen und nothwendigen Frage: ob der Geist, den er den absoluten nennt und den er als den Urheber, Erhalter und Regierer der Welt betrachtet, schon vor dieser Welt existirt habe? oder ob derselbe erst mit der Welt und durch dieselbe entstanden sei? sein ganzes darauf erbautes System über den Haufen. Hat nämlich der absolute Geist schon vor der Welt existirt, so hat ihm in dieser Präexistenz die Kraft gefehlt, sein Wesen in einer Weltschöpfung zu enthüllen und diese Kraft hätte er dann nur gewinnen können durch ein Wachsthum von Innen, da jeder befördernde Einfluß von Außen, weil ja ein Aeußeres gar noch nicht vorhanden, ein unmöglicher war. Ein Geist aber ohne diese Kraft oder mit erst zunehmender Kraft, ein Geist ohne Lebensthätigkeit nach Außen ist kein Geist, am Allerwenigsten ein absoluter. Ist dagegen dieser Geist erst mit, vielleicht durch

die

die Welt entstanden, so hört nicht minder dieser schaffende Geist auf, ein absoluter, ein von allem Aeußern unabhängiges Wesen zu seyn, in welchem alle andere Wesen ihren Grund und ihr eigenthümliches Leben haben. Was man nun auch annehmen mag, einen vorweltlichen, nicht mit Wissen und Willen, sondern aus Mangel an Kraft ruhenden Gott oder einen mit der Welt und durch dieselbe erst entstandenen, sich erst selbst schaffenden — in Beiden ist die Alleinslehre aller pantheistischen Systeme die Grundidee: denn der in seiner Absolutheit ruhende Gott, wie der in seiner Absolutheit thätige, ist ein entweder in dem Wesen seiner eigenen Natur befangener oder ein von der durch ihn geschaffenen äußeren bedingter, daher ein mehr oder weniger in die Materie verschlungener und, bei aller gepriesener Absolutheit, doch kein wahrhaft absoluter, rein und durch sich selbst bestehender und persönlicher Gott. — Der Verf. rühmt nun an seiner Speculation, daß durch sie alle Gegensätze aufgehoben würden; allein ist nicht schon in dem Wesen seines absoluten, ewigen und ewig thätigen Gottes und einem im Raume und in der Zeit durch denselben entstandenen Weltanfange der allergrößte Gegensatz? der einigermaßen oder vielmehr nur scheinbar dadurch verschwindet, daß man entweder der Welt eine gleiche Ewigkeit mit Gotte beilegt, oder daß man Gott eben als Gott erst mit der Welt seinen Anfang nehmen läßt. Das heißt aber nichts Anderes, als e i n e n Widerspruch durch z w e i andere erklären, die eben so groß sind, als der erste. — Ein eben so großer Widerspruch findet sich auch am Schlusse dieser Speculation, wo von dem in dem Menschen sich entwickelnden absoluten Geiste gesagt wird, daß derselbe auf dem erhabensten Standpuncte, auf welchem er in verklärter Einheit mit Gotte d. i. als Menschengeist gedacht, als absoluter Geist aber mit sich selbst, Gott als absoluten Geist in seiner g a n z e n H e r r l i c h k e i t enthülle. Eine solche Enthüllung, irgend einmal als wirklich gedacht, ist nur dem

dem Menschengeiste möglich, der in seiner unendlich-endlichen Entwickelung zu Gott geworden oder in das Wesen Gottes, von dem er ausging, zurückgekehrt ist. Der absolute Geist aber in seiner endlichen Verklärung ist als absoluter ein Unding. Daß einen solchen Standpunct zu erreichen dem Geiste, wie derselbe sich in der menschlichen Natur entwickelt, möglich sei, glaubt der Verf. schon jetzt gewiß zu wissen; denn gerade dieser Glaubenseinheit mit dem Wissen gilt ja die hier versuchte Demonstration in ihren wesentlichen Theilen vorzüglich. Dieser Standpunct der bezeichneten Enthüllung ist nun sowohl für Gott, als auch für den Menschengeist — ein Endpunct. Entweder hat die Schöpferkraft in Gotte aufgehört oder sein Wille zu schaffen hat in ihm aufgehört und da Gott selbst nun nichts Neues von sich offenbart, so hat auch der Menschengeist natürlich nichts Neues weiter von Gotte zu enthüllen. Daß es aber bei dem angenommenen oder gewußten und geglaubten Stillestehen Gottes und des Menschengeistes mit der im ewigen Schaffen sich offenbarenden Absoluthеit Gottes, wie mit der ewigen Bildung des Menschengeistes, wenn man sich das Eine und das Andere auch nur denkt, schon als Gedachtes eine sehr mißliche Sache sei, ist begreiflich.

Aehnliches, wenn man nicht lieber sagen will, Gleiches, in der Hauptsache Consequenteres, findet man schon in den Philosophemen der alten Stoiker. Auch sie, wenigstens einige derselben, fanden keinen Widerspruch zwischen der Annahme eines in ewiger Thätigkeit sich offenbarenden, absoluten Princips und einem Weltanfange, und wie der Verf., so ließen auch sie die Welt durch Evolution entstehen, der nothwendig ein Zustand der Involution vorausgegangen seyn mußte, d. i. ein Zustand, in welchem die Schöpferkraft in Gotte selbst noch unentwickelt in seinem Schooße ruhte. Was aber im Raume und in der Zeit seinen Anfang genommen hatte, konnte natürlich nicht ewig bestehen, sondern kehrte, nachdem die Evo-

lution vollbracht, zu dem ursprünglichen Zustande der Involution oder in die chaotische Einheit der Urmaterie zurück, um durch das thätige Princip zu einer neuen Welt geschaffen zu werden. Dem Glauben der stoischen Physiker gemäß, befand sich daher dieses, nachdem die Schöpferkraft in ihm sich einmal entwickelt hatte, nie wieder in Unthätigkeit; es zeigte sich thätig sowohl im Schaffen als im Zerstören. — In dem Urzustande der Involution war die Welt Gott. Erst mit dem Eintreten der Evolution wurde Gott zur Welt durch Entfaltung und Entwickelung aller in ihm vorhandenen Lebenskräfte. In dieser Evolutionstheorie steht Alles, der Anfang und Fortgang der Weltbildung, sowie ihr Untergang, unter Gesetzen einer unabänderlichen Nothwendigkeit. Selbst das wirkende Princip ist dieser Nothwendigkeit unterworfen. („Die Natur Gottes ist zwar der Grund seines Willens, aber der Wille ist auch der Grund seiner Natur" d. Verf.) Von einer Freiheit, in sofern sie mehr ist, als Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen, kann weder, was die Theorie der Stoiker betrifft, noch die aller anderen Philosophen, welche, gleich Jenen in ihrem über die menschliche Natur hinausgehenden Streben nach Einheit, alle Gegensätze vertilgen oder versöhnen wollen, die Rede seyn; denn auch die Vernunftkraft, als Kraft des schaffenden Weltprincips und als Kraft der geschaffenen Weltwesen, steht unter der Abhängigkeit der Naturnothwendigkeit; und nur, wo dieß angenommen wird, ist zwischen dieser Nothwendigkeit und einer sogenannten (moralischen?) Vernunftgesetzmäßigkeit, zwischen den Naturgesetzen des Müssens und den moralischen Gesetzen des Sollens der reale Unterschied aufgehoben und es läßt sich dann allerdings sagen: „Alles in der Welt geht natürlich und vernünftig zu!! Die Natur bestimmt den Willen, der Wille die Natur." Aber daß es nun ebenso zugeht, ist doch nichts Anderes, als der Zwang der Natur im Leiblichen wie im Geistigen, ein

ein Zwang, dem, wie geſagt, auch das Alles ſchaffende, erhaltende und regierende Princip unterworfen iſt; denn es iſt der Zwang ſeiner eignen Natur, aber ſowohl in dieſem, als auch in allen demſelben verwandten Weſen ein Zwang mit Bewußtſeyn, ſo daß nun auch nichts Anderes gewollt wird und gewollt werden kann, als das, wozu die Natur zwingt.

Wie ſehr nun auch der Verf. bemüht geweſen iſt, in ſeinem Syſteme Naturnothwendigkeit und Freiheit mit einander zu vereinigen, ſo gelingt ihm dieß doch keineswegs und kann ihm nimmer gelingen, ſo lange er ſeiner Theorie der Evolution getreu bleibt; denn in dieſer Theorie und mit dem Principe derſelben kommt man nie und nirgends weiter, als bis zu jener leiblichen und geiſtigen Naturnothwendigkeit. Was derſelbe daher hie und da wirklich Treffliches über die wahre, ächt ſittliche Freiheit ſagt, ſagt er als ein vernünftig Freier, der von dem Zwange ſeines Syſtems ſich losgeſagt hat und nun ausſagt, was der unbefangene und hochgebildete Menſchengeiſt ihm offenbart.

Dieſe freiheitloſe Naturnothwendigkeit iſt nun auch der weſentliche Grundcharakter des Pantheismus; denn nur, wenn die Natur im umfaſſenden Sinne, die phyſiſche und die geiſtige, das ἓν καὶ πᾶν, das Eins und Alles iſt, iſt eine Alles umfaſſende und beherrſchende Naturnothwendigkeit denkbar; und nur wo dieſe nicht bloß gedachte, logiſche, ideale, ſondern auch reale iſt, iſt auch jenes Eins und Allesſeyn ein reales. In dem Syſteme des Verfs. iſt das Eine wie das Andere. Die Welt ſeines Gottes iſt das realgewordene Seyn deſſelben; ſie iſt er ſelbſt in ſeiner nach Vollendung ſtrebenden Entwickelung. Die Welt iſt daher nichts von demſelben reell Geſchiedenes, Getrenntes, ſondern etwas zum Weſen ſeiner Perſönlichkeit nothwendig Gehörendes, ſo daß nun Gott, nach der Conſequenz dieſes Syſtems, als Gott ganz und gar nicht gedacht werden kann ohne die Welt. Die Welt oder die Na-

Natur, als Enthüllung Gottes, ist also nicht bloß eine Offenbarung Gottes, sondern sie ist Gott selbst; und es ist ganz einerlei, ob ich sage: Gott ist die Natur oder die Natur ist Gott. Wo dieses Einsseyn nun ist, da ist es auch keine Gotteslästerung, sondern eine Wahrheit, von einer Naturnothwendigkeit zu reden. Dieselbe ist ja nichts Anderes, als das allgemeine Gesetz der eignen Natur Gottes, an welches seine gesammte Thätigkeit gebunden ist. Er hat sich gar nicht anders, als also enthüllen können, er hat aber auch keine andere Enthüllung, als eben diese wollen können. — Dieselbe Nothwendigkeit findet nun auch bei dem Statt, was der Verf. Erhaltung, Regierung, Providenz, Vorsehung genannt hat. Im tiefsten Grunde das betrachtet und nach dem Principe des angenommenen Systems, was dadurch bezeichnet werden soll, so ist dasselbe doch nichts Anderes, als fortgehende Evolution des Involuten, Emanation des Immanenten, Enthüllung des Verhüllten, entweder in ewiger Fortdauer, wenn man nämlich das schaffende Princip, man nenne es Gott oder Natur, als ewig denkt, oder bis zu dem Puncte hin, wo dasselbe sich in seinem ganzen immanenten Wesen vollkommen enthüllt hat, das Ideale zum Realen geworden ist. In diesem letzten Falle ist nun das Immanente auch, um so zu reden, zum Ermanenten geworden und von Veränderungen im Ganzen und im Einzelnen kann nicht weiter die Rede seyn, sondern nur von einem ewigen subjectiven und idealen und objectiven und realen Seyn, von welchem alles Werden ausgeschlossen ist. Zu diesem Seyn müssen alle Systeme der Evolution zuletzt gelangen, in sofern sie consequent ihr inneres Wesen entwickeln; und man muß es für eine Inconsequenz aller ältern und neuern pantheistischen Systeme halten die nur in einseitiger und unklarer Auffassung ihres Gegenstandes ihren Grund hatte, wenn man wahrnimmt, wie dieselben in ihrem oft leidenschaftlichen Streben nach Einheit

heit und nach Versöhnung aller Gegensätze, welche auf eine einfachere Weise weit leichter und gewisser zu gewinnen sind, das Widersprechendste, Empirisches und Rationales, Materialistisches und Idealistisches u. dergl. mit einander vereinigen. Auch von dieser Inconsequenz ist der Verf. nicht frei, was schon aus dem Gesagten erhellet und noch auf vielfältige andere Weise bewiesen werden könnte, wenn hier dazu Raum wäre. Darum kommt es bei ihm auch nicht bis zu jenem vollendeten Seyn; denn wenn, wie er lehrt, „mit dem das Christenthum verklärenden Gottesreiche, dem Schlußpuncte der Schöpfung auf religiösem Wege, für die in die Gottheit (in das Wesen derselben?) zurückgekehrten Glieder sich eine neue Welt verliert, in welcher sich Gott in seiner ganzen Fülle offenbart," so wird man durch ein ganz natürliches und consequentes Denken zu der Frage hingedrängt: Was denn nun auf diesem Culminationspuncte der idealen Seite des absoluten Geistes, mit desselben realen, der physischen Natur, werde, von der ausdrücklich gesagt wird: „daß sie nicht so rasch, so durchgreifend und so fröhlich fortschreite? — (aber doch auch ihrer Vollendung entgegenschreite?) Endlich muß doch wohl auch diese in die Gottheit zurückkehren, aus welcher, als aus ihrem Grunde, aus dem göttlichen Denken derselben (ἐξ αὐτῦ) und durch welche, als durch ihre Ursache, den göttlichen Willen (δι᾽ αὐτῦ) sie hervorgegangen. Wäre das nicht, so müßte man nun gerade bei ihr das Umgekehrte annehmen und glauben, ihre Entwickelung und Bildung sei nur eine Bildung und Entwickelung zu einer immer größer werdenden Trennung und Entfernung von der Gottheit, welches jedoch nur geschehen oder als möglich gedacht werden könnte, wenn angenommen werde, daß gleich bei der Evolution oder der Schöpfung der physischen Natur, diese Trennbarkeit oder die Nothwendigkeit zu einer solchen Trennung und Entfernung derselben als wesentliche Eigenschaft mitgetheilt wurde. Da dieß aber wohl nicht seyn

kann,

kann, indem ja bei der Evolution Alles in derselben Einheit entstand, wie es in dem sich evolvirenden Principe selbst vorhanden war, so muß man nun auch, in Hinsicht der physischen Natur, annehmen, daß sie, wenn auch nach einer längern Ewigkeit, als die geistige, endlich doch in die Gottheit zurückkehre. Nicht also schon, wenn der Menschengeist in seiner Absolutheit sich enthüllt hat, hat der absolute Geist sich vollkommen enthüllt, sondern erst dann, wenn auch des Menschen physische Natur, die absolute Natur überhaupt in ihrer Absolutheit sich gleichvollkommen enthüllt hat. Erst alsdann, wenn dieses geschehen, wenn beide, der Geist und die Natur, in Gott zurückgekehrt sind, oder die höchste Idealität in Gott zur höchsten Realität geworden ist und in dieser Einheit alle Gegensätze vertilgt sind, ist das Alles auch das Eins geworden, wie das Eins uranfänglich das Alles war. — Wer denkt hier nicht an jene Poesie der Kindheit, wo die verklärte Seele das Grab ihres ehemaligen Leibes harrend umschwebt, um mit dem verklärten gemeinschaftlich in den Himmel und zur Gottheit zurückzukehren?

Ein solches Zurückkehren auch der physischen Natur in die Gottheit muß auch der Verf. annehmen, und daß er dieselbe wirklich annimmt, geht ganz klar aus dem Worte hervor, womit er seine Speculation beschließt: „Wie die Bibel mit der Beschreibung der ersten Schöpfung beginnt, so endigt sie auch mit der glänzenden Darstellung einer neuen Schöpfung, in welcher sich die erste, ursprüngliche abschließt und verklärt;" denn was in der ersten Schöpfung als Offenbarung Gottes hervortrat, war, wie er uns ausdrücklich bemerkt, das Reich der (physischen) Natur und das Reich des Geistes. In der neuen Schöpfung, welche ja nichts Geringeres seyn soll, als die Verklärung der ersten, muß nun, wenn sie wirklich eine solche und zwar nicht bloß partiale, sondern totale seyn soll, auch die physische mit begriffen seyn. Allein der Verf. macht

diese

diese Verklärung nur zu einer partialen und bringt so sein System, wie am Anfange, so am Schlusse, mit sich in den offenbarsten Widerspruch.

Schon diese allgemeinen, nur das Princip der in dieser Schrift kundgewordenen Speculation betreffenden Bemerkungen müssen es klar gemacht haben, daß die darin dargelegte Weltansicht, nach ihrem wesentlichen Charakter beurtheilt, pantheistisch sei, ein Vielerlei von Wahrem und Falschem, Hellem und Dunklem, von praktischen Vernunfturtheilen und bloßen theoretischen Verstandesreflexionen, die, nicht bloß über ihr eignes Gebiet, sondern auch über das der Vernunft hinausgehend, auch da hell zu sehen und gewiß zu wissen meinen, wo alle Erfahrungen auf dem Gebiete der währsten Philosophie, in Uebereinstimmung mit dem, in welchem die Fülle aller menschlichen und göttlichen Weisheit wohnt, Jedem zurufen: Gott wohnt in einem Lichte, da Niemand hinzukommen kann! und Jeder von reinem, edlem, praktischem Vernunftinteresse es anerkennt: es gibt für den menschlichen Geist als solchen ewig eine Grenze, welche derselbe nicht überschreiten darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, das Höchste, welches er zu erreichen strebt, in den beschränkten Kreis seines ihm von Gotte gesetzten Lebens herunterzuziehen. Unzufrieden mit dem Stückwerke des menschlichen Wissens und Weissagens, sowie mit allen gläubigen Ahnungen, die überall nur eine dunkle Vorstellung geben, nur ein Schattenbild auf einer Spiegelfläche von dem, was man in seinem innern und wirklichen Wesen, in seinem ewigen Seyn sehen und erkennen will, hat der Verf. dieser Schrift nun es unternommen, gerade in den allerhöchsten und wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens alles Stückwerk aufzuheben, in einer höhern Einheit alles Getrennte zu verbinden und das nur Geahnete zu einem wirklich Gewissen und Gewußten emporzuheben. Es ist kaum auszusprechen, wie hoch eine solche Speculation den Menschengeist,

geist, dem sie wirklich gelänge, emporheben würde. Im Sinne und nach der Philosophie des Verfs. könnte jedoch ein solches Gelingen nur von dem Geiste erwartet werden, der, durchgebildet, in das Wesen der Gottheit wirklich zurückgekehrt ist; denn nur ein solcher vermag in truglosr Wahrheit den Gang zu bezeichnen, den seine Bildung von seinem Ausgehen aus dem Wesen Gottes, durch alle Entwickelungsstufen, in hinaufsteigender Klarheit, Fülle und Wahrheit genommen bis zu dem Puncte hin, wo er Eins mit Gotte, mit demselben eine neue Schöpfung beginnt. Welcher Mensch — spricht aber Paulus — weiß, was im Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, also auch weiß Niemand, was in Gotte ist, ohne den Geist Gottes.

Die nur noch in der Idee Gottes vorhandene, durch das bloße Denken entstandene, ideale Welt und die durch den Willen desselben hervorgebrachte reale, oder vielmehr die hier bewiesene verschiedene Thätigkeit des schaffenden absoluten Geistes hat den Herrn Verf. veranlaßt, nun auch die Entwickelung dieses Geistes, nach zwei verschiedenen Seiten und Richtungen hin erfolgen zu lassen. Er nennt die eine derselben (M. s. oben) die intellectuale und die andere die religiöse. Auch wenn man die Entstehung der Welt sich so menschlich denkt, wie sie in dieser Schrift gedacht und dargestellt worden ist, so begreift man doch nicht wohl, wie der Verf. zu diesen beiden als im Grundwesen verschieden seyn sollenden Entwickelungsweisen eines und desselben absoluten Geistes kommen konnte, sobald man nur von dem, was mit den beiden Ausdrücken: „intellectual" und „religiös," der Wahrheit und dem Sprachgebrauche gemäß, bezeichnet wird, einen klaren Begriff hat. Mit dem Worte „intellectual" bezeichnet man nämlich überall, wo man gründlich redet, nicht bloß eine und zwar nur beschränkte Eigenschaft des Geistes, sondern den Geist selbst in allen seinen, ihn als Geist charakterisirenden

riſirenden Eigenſchaften, auch in ſolchen, welche die nothwendigen Bedingungen ſind zum Wollen und zum Handeln, zu alle Dem, was der Verf. in der Weiſe begreift, welche er die „religiöſe“ nennt. Dieſem, gewiß richtigen Begriffe gemäß, ſpricht man daher auch von der Intelligenz eines einzelnen Menſchen, eines Volks, eines Regenten u. dgl. in ſofern, als in denſelben das Menſchen-, das Volks-, das Regentenweſen zu einer ſolchen Ausbildung gekommen, wo jene fähig geworden ſind, das Menſchenwürdige u. ſ. w. nicht bloß zu denken, ſondern auch zu wollen und zu thun. Der Geiſt Gottes oder Gott muß daher, ſofern man denſelben in ſeinem Weſen nicht zerſtören will, ſtets als die intelligente Macht gedacht werden, die nicht nur Beides hat, das Denken und das Thun, ſondern die auch Beides in der Einheit hat; in welcher ſchon das Denken iſt ein Thun. Soll daher nur einigermaßen ein Sinn in die einſeitige Bezeichnung des Geiſtes als eines bloß intellectualen kommen, ſo iſt dieß nur in ſofern möglich, als man darunter die einſeitige Beziehung verſteht, welche der Geiſt auf die nicht geiſtige, auf die irdiſche, die äußere Welt hat. Nicht aber der Gedanke überhaupt wäre alsdann der Centralpunct in der einen Art geiſtiger Bildung, ſondern nur das Denken des Irdiſchen, Irdiſchweltlichen und Alles deſſen, was auf dieſes unmittelbar ſich bezieht. In dieſem beſchränkten Sinne hat jedoch der Verf. das „Intellectuale“ hier nicht genommen; das geht ganz klar einerſeits aus der Stellung hervor, welche er ſeinem auf Alles ſich beziehenden Gedanken, der idealen Seite der Weltſchöpfung gegenüber — gegeben hat; andererſeits aber auch aus dem angegebenen Letzten und Höchſten, worin die intellectuale Bildung ihr Ziel erreichen ſoll. — An faſt noch größeren Gebrechen leidet aber der Ausdruck „religiös,“ womit der Verf. die andere Art und Weiſe der geiſtigen Entwickelung — der realen Seite der Weltſchöpfung gegenüber — zu bezeichnen für recht gefunden

funden hat. Unter „religiös" versteht man nämlich überall und im Allgemeinen jede mit Bewußtseyn Statt findende Beziehung auf Gott, sei das, was sich bezieht, nun ein Denken oder ein Thun und das, was dieses Beziehen besonders veranlaßt, ein Irdisches oder ein Geistiges. Eine solche Beziehung ist nun jedes Mal eine intelligente oder intellectuale, weil das hier nothwendige und natürliche Bewußtseyn nur in einem intelligibilen Geiste oder in einem mit einem Geiste begabten Wesen Statt finden kann. Derjenige (Menschen) Geist ist daher der vollkommenste, in welchem das Selbstbewußtseyn zum Bewußtseyn Gottes geworden oder in welchem alles Denken und Thun mit bewußter Beziehung auf Gott geschieht. Es ist daher gewiß für eine große Einseitigkeit zu halten, wenn man das Religiöse bloß auf die That bezieht, indem ja nur diejenige That eine religiöse ist und eine solche auch genannt zu werden mit Recht verdient, welche mit Bewußtseyn Gottes und in Beziehung auf denselben gewollt und ausgeübt wird. Wie vollkommen einig der Verf. mit dieser Ansicht sei — dafür könnten mehr als hundert Beispiele angeführt werden. Nur das Eine, weil es der angegebenen Trennung und der angenommenen Weltschöpfung selbst am Nächsten steht, mag hier eine Stelle finden. S. 37 u. 38. heißt es: „Wollte man dem Geiste in seiner intellectualen Richtung ein Gesetz für sein Benehmen geben, so ließe sich das ungefähr also aussprechen: Sei tugendhaft im höchsten Grade, strebe nach Reinheit in jeder Weise, überwinde die gemeine Gesinnung mit unwiderstehlicher Kraft, setze deine ganze Thatkraft in Bewegung, das Alles, damit du eindringst in das Wesen der Dinge, das Alles, damit du Klarheit, Bestimmtheit und Tiefe des Erkennens erringst; denn das bleibt ausgemacht, ein frommes Wirken führt zur Weisheit, die sittliche That befördert die Einsicht, und Reinheit des Geistes gibt Klarheit der Erkenntniß." — „Umgekehrt (?) müßte das Gesetz für den reli-

religiösen Geist diesen Inhalt haben: Forsche und erkenne, dringe ein in die heilige Lehre, suche sie nach allen Beziehungen zu begreifen; aber halte das nicht für das Wichtigste; denn wenn du alle Erkenntniß, alle Weisheit hättest, es fehlte dir aber die Liebe, die sich kundgibt in frommer That, so wärst du doch nur ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Durch die Lehre, durch das Erkenntniß mußt du hindurchdringen zur sittlichen That, zum heiligen Leben; dieß ist der Mittelpunct, auf welchen sich alle Richtungen deines Daseyns beziehen müssen. Die Speculation hat auf dem religiösen Gebiete an sich keinen Werth, so wenig als ein durchaus tugendhafter Wandel auf den Namen eines Philosophen Anspruch gibt."

Es ist ohne besondere Erklärung klar, wie Alles, was nach diesen Gesetzen geschehen soll, sich innig durchdringt und, weil in dem untrennbar einem Geiste, gerade im Wesentlichen nicht als Zwei, sondern als Eins darstellt. Denn was ist wohl das, was da forscht und erkennt, was eindringt in die heilige Lehre und sie nach allen ihren Beziehungen zu begreifen strebt? Ist es nicht der intellectuale Geist, ohne dessen Thätigkeit eine That eben so unmöglich ist, als eine Frucht ohne die Thätigkeit des Baums. Wo diese Thätigkeit aber ist, da kommt es auch, wie hier zur Frucht, so dort zur That mit bewußtloser und sittlich-freier Nothwendigkeit. Zu dieser sittlichen That führt auch auf dem religiösen Gebiete die von (stets wahren) Principien zu Principien mit allezeit gründlicher und allseitiger Consequenz fortschreitende Speculation und ich begreife nicht, wie der Verf., bei seiner Ansicht von der Philosophie, einem tugendhaften Menschen, der seine Tugendhaftigkeit gerade durch ein solches consequentes Fortschreiten in seiner intellectualen Entwickelung, wie dieselbe von ihm bezeichnet worden ist, kundgibt, den Ehrennahmen eines Philosophen verweigern kann, da ja „die Philosophie als die eigentliche Wissenschaft des Wissens," jedes Wissens, auch des religiösen, nur auf

dem

dem von uns bezeichneten Wege gewonnen werden kann. — Erwägt man nun auch das, was das erſte Geſetz für das intellectuale Leben ausſpricht, ſo iſt auch hier die That Dasjenige, was überall mit Nothwendigkeit erfolgt. Ja, iſt nicht ſchon „das Streben nach dem höchſten Grade der Tugend, nach Reinheit des Herzens und des Lebens in jeder Weiſe u. ſ. w." eine That zu nennen, die im conſequenten Fortgange nun auch zur religiöſen wird und werden muß; denn was dem in das Weſen aller Dinge Eindringenden „überall als" das allen Gemeine begegnet, iſt das Göttliche und in der Einheit deſſelben — Gott; und wer auf intellectualem Wege einmal Gott gefunden, der hat auch das Princip für alle ſeine Thaten gefunden. — Beide hier aufgeſtellte Geſetze weiſen daher in ihrer Tendenz oder in dem, was durch ſie in's Leben treten ſoll, auf ein untrennbares Eine hin, worin ihr Lebensprincip beſteht. Auch nach der Lehre des Verfs. kann ein Menſch, der in das Weſen ſeiner eignen unterſcheidenden Natur eingedrungen iſt und Dasjenige darin erkannt hat, was ihm ſeine Würde gibt, gar nicht mehr frei ſeyn von dem Bewußtſeyn Gottes und gerade jenes rechte Erkenntniß iſt die alleinige Bedingung, auch zum rechten Bewußtſeyn dieſes zu gelangen. — Gewiß weit richtiger und philoſophiſcher wäre es daher geweſen, wenn der Verf. geſagt hätte: weil auch bei der Weltſchöpfung das Denken und das Thun des ſchaffenden Geiſtes Eins war, ſo kann und darf nun auch die Entwickelung dieſes Geiſtes überhaupt und insbeſondere, niemals als Zwei, ſondern ſtets und allenthalben als Eins von Statten gehen und gedacht werden. Das Geſetz für den denkenden und handelnden Menſchen wäre demnach geweſen: ſtrebe nach Einheit im menſchen- und gotteswürdigen Denken und Handeln; denn je mehr dir dieß gelingt, deſto näherhin kommſt du zu Gotte, der Alles iſt in Allem. Auf einem einfachern und kürzern, weil natürlicherem Wege wäre ſo der Verf. zu

dem-

demſelben Reſultate gekommen, wohin er zu gelangen ſtrebte. Und betrachtet man dieſes Reſultat genauer, ſo findet ſich auch, daß Alles, was an demſelben vollkommen wahr iſt, gerade auf dieſem Wege gewonnen wurde, während alles an demſelben Nicht- oder nur Halbwahre ſein Daſeyn dem falſchen Wege verdankt, den die Speculation von der Weltſchöpfung und dem ſchaffenden Principe genommen. Man könnte daher, dieß bedenkend, wohl meinen: der Verf. hätte nur darum getrennt, was in Gott und durch Gotte verbunden, um den Ruhm ſich zu erwerben, das Getrennte wieder vereinigt zu haben.

Doch wir nehmen Alles, wie es hier gegeben iſt, als ein im Principe Getrenntes und ſehen nur auf die Art und Weiſe hin, deren ſich der Verf. bedient hat, um daſſelbe in einer höhern Einheit d. i. in einem höhern Principe, zu einem ewigen Einsſeyn wieder zu vereinigen. Drei Stufen ſind es, welche die natürlichen und hiſtoriſch begründeten für die Entwickelung des Geiſtes in ſeinem intellectualen und religiöſen Leben aus dem Zuſtande des Beſtimmungsloſen zum Beſtimmten, der Getrenntheit zur Einheit, wie bekannt, hier veſtgeſtellt worden ſind.

Betrachtet man nun dieſe Entwickelungsſtufen genauer und erwägt zugleich auch das, was der Verf. von dem Weſen der Vernunft und Philoſophie und von dem Weſen Chriſti und des Chriſtenthums ſagt, ſo läßt ſich, wenn man die in Rede ſtehende Sache eben genau nimmt, nur eigentlich von zwei Stufen als Entwickelungsſtufen reden; denn auf der letzten Stufe, wo durch die eigentliche Wiſſenſchaft des Wiſſens, durch die Philoſophie und das Princip und Organon derſelben, die Vernunft, alles Wiſſen zur vollſtändigen Ausbildung gekommen iſt und nun auch Gott gewußt wird nach ſeinem ganzen und tiefſten Weſen, hat alle Entwickelung aufgehört. Das im Kampfe mit den Gegenſätzen fortgehende Werden hat ſich in einem fortan unveränderlichen und innig einigen Seyn aufgelöſt.

löst. Dasselbe ist auch der Fall auf der dritten und letzten Stufe des religiösen Lebens. Auch hier ist nun Nichts mehr zu entwickeln. Der absolute Geist hat im Christenthume und Glauben das Höchste erreicht und zu einem ewigen Seyn sich emporgehoben.

Es ist unendlich schwer, wenn man nicht besser sagen will, unmöglich, den verborgnen Gang, den der Geist bei seiner Entwickelung nimmt, so aufzufinden, wie er wirklich ist: denn — wir reden hier bloß von dem Menschengeiste — in jedem einzelnen Menschen ist dieser Gang ein vielfach anderer, der in seinem Andersseyn gewiß von keinem Menschen mit der Bestimmtheit wahrgenommen wird, daß dadurch ein untrügliches Bewußtseyn in ihm entsteht und er nun auch Andern darüber eine gewisse Auskunft geben kann. Da jedoch der absolute Geist als Menschengeist in allen Menschen derselbe ist, so muß nun auch die Entwickelung desselben als desselben, überall dieselbe seyn. Der Menschengeist, im ganz Allgemeinen bestimmt, ist nun das Ewige; alle seine Kräfte und Aeußerungen wirken und geschehen daher, seiner Natur gemäß, nur, um für das Ewige und seine ewige Entwickelung und Bildung das Ewige zu gewinnen, zuerst im Sinnlichen, was ihn zunächst berührt. Dazu sind alle seine äußeren Sinne eingerichtet, die wesentlich verschieden sind von denen aller Thiere, die als Leibliche nur dem Leiblichen dienen. Nicht also, wie der Verf. behauptet, ist der Sinn oder die Sinnlichkeit in dem Menschen „der Schluß der körperlichen Bildung, die vollendetste Entwickelung des leiblichen Gefühls" sondern der Anfang der geistigen Bildung oder vielmehr das, worin eben diese ihren Anfang nimmt. — Nächst dem Sinne oder der Sinnlichkeit steht das Gefühl; es ist die Sinnlichkeit in der höhern Potenz, in welcher dieselbe fähiger geworden, auch das Geistige wahrzunehmen und zu empfinden. Man könnte das Gefühl auch die Vernunft nennen in der niedern Potenz. (Der gebotenen

Kürze

Kürze wegen kann Rec. über diese psychologischen Gegenstände seine Gedanken nur andeuten.) — Ueber dem Gefühle steht der Verstand. Seine Bestimmung ist, das Geistige, welches im Gefühle mit dem Sinnlichen noch vermischt ist, von diesem abzusondern und sowohl jedes Einzelne als ein Einzelnes nach seiner Eigenthümlichkeit, als auch dasselbe in seiner natürlichen Verbindung mit andern, nun nicht mehr dunkel, wie im Gefühle, sondern an bestimmten Merkmalen den Geist erkennen oder mit Bewußtseyn wahrnehmen zu lassen, auch diese Verbindung für bestimmt gedachte Zwecke selbst vorzunehmen u. dgl. Er folgt bei allen diesen Functionen den in seiner Natur oder in der Natur des Geistes überhaupt vorhandenen Gesetzen, welche im Allgemeinen nichts Anderes sind, als die Gesetze der physischen Natur in ihrem innern geistigen Leben. Das verständige Leben des Geistes nach den in ihm vorhandenen Naturgesetzen bringt diesen in Einheit mit der gesammten physischen Natur. Diese Gesetze für das Absondern, Reflectiren, Abstrahiren, Combiniren, ihrer Naturwirksamkeit gemäß, in wissenschaftliche Ordnung gebracht, gibt die Logik d. i. die Wissenschaft zu einem naturgemäßen Denken, Reden und Handeln.

Die Vernunft nimmt die höchste und letzte Stufe ein. Sie ist das Vermögen, alles Geistige, was die Sinnlichkeit, das Gefühl und der Verstand nach ihrer Weise gefunden, zu vernehmen und zu einem neuern und höhern Geistigen zu verbinden. Dieses im Sinnlichen gefundene Geistige macht die Vernunft fähig, dasselbe und zwar in höherer Vollkommenheit, auch im Uebersinnlichen zu finden. Dieses hier gefundene Geistige heißt Idee. Geistig in ihrer Natur ist dieselbe auch die Frucht des Geistigen im Sinnlichen und im Uebersinnlichen. Die Vernunft, als das Vermögen der Ideeen, ist mittels derselben nun auch die Erzeugerin des Idealen als Desjenigen, worin dem Menschengeiste allein erst eine rechte Ahnung von Demjenigen werden kann, was droben ist.

Auf

Auf diesen nicht drei, sondern vier Stufen entwickelt und bildet sich der Menschengeist und die von dem Verf. unberücksichtigt und darum auch unerwähnt gebliebenen Vermögen: das Gedächtniß, die Phantasie, das Erinnerungs- und Einbildungsvermögen, dienen nur dazu, das Thätigseyn jener genannten und bezeichneten nach ihrer Weise zu unterstützen, das Gewonnene aus einem Gebiete in das andere überzutragen oder dem fortschreitenden Geiste Bahn zu machen u. dergl. Man glaube aber ja nicht, daß der Geist in seiner Entwickelung und Bildung immer nur auf und nach diesen streng geschiedenen Stufen fortschreite, vielmehr ist zu jeder Zeit und auf allen Stufen ein gemeinsames Leben und Thätigseyn aller geistigen Kräfte vorhanden, jedoch also, daß dasselbe überall an die vorhandenen Naturgesetze gebunden ist, wodurch immer die auf jeder Stufe besonders wirkende Naturkraft ihrer Bestimmung gemäß auch wirksam ist. So ist z. B. die Vernunft auf allen Stufen des untergeordneten geistigen Lebens thätig, ebenso der Verstand.

Rec. will es den nachdenkenden Lesern überlassen, zu beurtheilen, worin, was den zuletzt berührten Gegenstand betrifft, die psychologische Wahrheit sich am Ueberzeugendsten ausspreche, ob in dem, was der Verf. als wahr angenommen oder in dem, was ihm, Recn., als Wahrheit gilt und wendet sich zu Demjenigen hin, was er auch über die Entwickelungsperioden des rel. Geistes im Allgemeinen zu sagen sich gedrungen fühlt. „Wie sehr diese Entwickelungsperioden denen der intellectualen entsprechen" — spricht der Verf. — „lehrt der erste Blick." Allerdings kann eine solche Uebereinstimmung beim ersten Blicke, dem, was je die Erfahrung lehrt, nicht selten der bloße Schein als gewisse Wahrheit gilt, wahrgenommen werden. Dieselbe verliert sich jedoch in dem Maße, in welchem der Blick von dem Aeußern mehr hinweg, in die Tiefe dringt. — Es gibt, um philosophisch-historisch die Hauptmomente der Entwickelung

des

des religiösen Geistes zu bestimmen, keine charakteristischere Bezeichnung, als folgende: der Pantheismus, der Polytheismus und der Monotheismus. Nach diesen drei Kategorieen lassen sich alle besondere Religionen, in Beziehung auf ihr inneres und äußeres Wesen ordnen und den Gang bezeichnen, den der Geist bei seiner religiösen Bildung vom Niedrigsten, vom physischen oder materialen Pantheismus, durch alle Mittelstufen hindurch bis zum Höchsten, dem Monotheismus überhaupt und dem christlichen insonderheit, genommen. Vor dem, der nicht in einem besondern Systeme oder in seinen eignen individualen Ansichten befangen ist, sondern mit dem ruhigen, allseitigen und tiefen Studium seines eignen Geistes auch das Studium des Menschengeistes überhaupt, wie derselbe sich in seiner Entwickelung und Bildung durch die Geschichte der Philosophie und im Leben offenbart, verbindet, vor einem solchen hat Rec. nicht nöthig, seine hier ausgesprochene Ueberzeugung besonders zu rechtfertigen. Derselbe wird sich mit ihm vielmehr gedrungen fühlen, die von dem Verf. angenommenen und bezeichneten Bildungsperioden des rel. Geistes sowohl im Allgemeinen, als auch in ihrer Beziehung zu denen des intellectualen Geistes um so gewisser für verfehlt zu halten, als gerade durch das, was Rec. für das allein Wahre hier erkannt hat, nicht nur überhaupt alle gerade hier laut werdende psychologisch-historische Forderungen befriedigt werden, sondern in der Hauptsache auch Demjenigen vollkommene Gnüge geschieht, was doch der Verf. mit seinem hier aufgestellten Parallelismus vorzüglich zu bezwecken strebt. Man erlaube zur besondern Rechtfertigung dieser letztern Aeußerung nur Folgendes: Der Verf. hat zur zweiten Bildungsperiode das Judenthum gesetzt; Rec. dagegen den Polytheismus. Wenn nun der Verstand nach seiner Meinung „das trennende Princip ist, das Princip der Gegensätze, welches von den Objecten seines Erkenntnisses mehr die endliche Seite als ihre wahre

und ewige Natur wahrnimmt u. s. w.," so paßt, diesem Verstande gegenüber, doch gewiß weit eher der Polytheismus als das Judenthum, wenn beide eben nach ihrem innern Wesen beurtheilt werden. Das Judenthum gehört dem Monotheismus an und ist das Mittelglied vom idealen, geistigen Polytheismus zum idealen, geistigen Monotheismus oder zum Christenthume. — Ferner geht, nach des Verfs. Behauptung, alle Bildung, auch die religiöse, vom Bestimmungslosen aus, welches Wort oder vielmehr welche Sache könnte dann die erste Bildungsperiode des religiösen Geistes in seiner Bestimmungslosigkeit vollkommener und geschichtlich wahrer bezeichnen, als das, was unter dem Polytheismus begriffen ist? Das Heidenthum, wenn das Mannigfaltige seines Wesens und seiner Formen unter einen allgemeinen und umfassenden Begriff gebracht wird, ist nichts Anderes, als was zum wesentlichen Charakter des Polytheismus gehört. Aber dieser Polytheismus oder das Heidenthum als Polytheismus gehört, wenn man nicht Alles unter einander mengen und einen geist- und kenntnißreichen Jüngling, der nur noch nicht die Kraft gewonnen hat, sein inneres und äußeres Leben einer höhern Einheit unterzuordnen, nicht zu einem Kinde machen will, welches den Mond zum Spielzeuge begehrt, keineswegs zum Bestimmungslosen, sondern zum mehr oder weniger, wenn auch noch nirgends recht Bestimmten. Und es sei Recn. erlaubt, noch besonders zu fragen: welcher Stufe und Periode gehören Plato, Sokrates und Alle an, welche im alten Griechenvolke über das Absolute u. s. w. philosophirten? In Hinsicht des Intellectualen doch gewiß der zweiten Stufe, der des Verstandes oder der Meinung; in Hinsicht des Religiösen aber nun etwa auch dieser zweiten, jener gegenüber stehenden Bildungsperiode? — Wie in diesem Falle, so stimmt auch noch in tausend andern die Theorie des Verfs. mit der Praxis d. i. mit der Erfahrung oder desselben Philosophie mit der wirklichen Ge-

Geschichte nicht zusammen. Und gerade dieß, entstanden aus verfehlten Principien, hat den Verf. sehr oft genöthigt, allen künstlerischen Fleiß anzuwenden und seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um die nothwendige Zusammenstimmung herzustellen. Dadurch ist nun allerdings ein großer Reichthum zum Theil' herrlicher Gedanken und Ideen, die über viele Theile des geistigen Lebens ein interessantes, oft neues Licht verbreiten, zu Tage gekommen, allein den Haupt- und letzten Zweck: Philosophie und Christenthum, Wissen und Glauben mittels ihrer Herausbildung als Eins darzustellen, hat er nicht erreicht, darum nicht, weil, was ja schon aus dem hier Mitgetheilten klar erhellt, der in dieser Schrift versuchten Speculation der nothwendige Charakter einer durch und durch genetischen, nach den in der Natur aller Dinge und auch des menschlichen Geistes vorhandenen Gesetzen fortschreitenden fehlt und dieselbe sogar versucht, in einem Gebiete hell zu sehen, was Gott dem menschlichen Auge verborgen hat.

Bei dieser Unvollkommenheit gerade in der Hauptsache hält Rec. gleichwohl diese Schrift für eine sehr geistreiche auf dem Gebiete der Religionswissenschaft, die überall, wo darin die Speculation sich frei bewegt, einen Reichthum trefflicher, das Seelenleben und seine äußern Erscheinungen tief erfassender Wahrheiten enthüllt und so gerade dem denkenden Leser auf eine interessante Weise Veranlassung gibt, über diese Gegenstände für sich und in seiner Weise nachzudenken. Und gerade hierin besteht der Werth geistreicher Schriften, daß sie alle kräftige Naturen durch das Neue, das sie im Wesen und in der Form zur Anschauung bringen, aus dem Kreise des Gewöhnlichen, in welchem dieselben sich bisher bewegt haben und worin ihnen derselbe Gedanke, dasselbe Gefühl u. dergl. immer in den alten Formen wiederkehrte, aufregen und durch das Ungewöhnliche auch zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit entflammen. Und wer möchte bezweifeln, ob solche Schrif-

ten, zumal wenn, wie in dieser, ein für das Höchste und Heiligste hochbegeisterter Sinn sich kundgibt, der Wissenschaft und dem Leben nützlich werden? — Rec. wünscht daher dieser Schrift viele denkende Leser. Für das unvollkommene Ganze hält sie der Reichthum des wahr gedachten, tief empfundenen und lebensvoll dargestellten Einzelnen schadlos.

Ostergabe oder Jahrbuch häuslicher Andacht und frommer Betrachtung über Tod, Unsterblichkeit, ewiges Leben und Wiedersehen für das Jahr 1834. Herausgegeben von J. Chr. Ernst Lösch, Doctor der Philosophie, zweitem Pfarrer an St. Jacob und Schulinspector in Nürnberg. Mit Beiträgen von D'Autel, Dr. de Wette, Dietelmair, Dietzsch, Dr. Engelhardt, Dr. Gampert, Göz, Heckel, Dr. Jacobi, Lampert, Dr. Lehmus, Elise von Löffelholz, Dr. Seidel, Seiler, Dr. Scheibel, Schottin, Winkler, Witschel, Wölfing und dem Herausgeber. Nürnberg 1834. Bei Heinrich Haubenstricker. 1 Thlr.

Da unsere Literatur an solchen Schriften, die dem Zwecke der Erbauung vorzugsweise dienen sollen, durchaus keinen Mangel leidet, so nimmt man ein neu erscheinendes Werk dieser Art immer mit der besondern und gerechten Erwartung zur Hand, daß es über die große Menge anderer Bücher sich erhebe und nach Form und Inhalte Ausgezeichnetes liefere. Wenn nun auch diese Erwartung durch die vorliegende Schrift nicht gerade befriedigt werden sollte: so ist doch dieselbe an sich nicht ohne

ohne innern Werth, und wer sich in seiner Ueberzeugung von der Gewißheit eines ewigen Lebens mit redlichem Sinne zu befestigen sucht, der wird sie für diesen Zweck recht brauchbar finden. — Sie zerfällt in vier Abschnitte, von denen man freilich nicht begreift, wozu sie nöthig waren oder wie sie sich von einander unterscheiden sollen. Denn jeder derselben enthält einzelne Gedanken, Gedichte, Betrachtungen und Predigten über die Unsterblichkeit in ihren verschiedenen Beziehungen; indem bald die Gründe dafür, hergenommen aus Schrift und Vernunft, aufgestellt, bald die Wirkungen namhaft gemacht werden, die der Glaube an sie auf das Herz und Leben des Menschen hervorbringen muß. Daß dabei jetzt das Gemüth, jetzt der Verstand mehr beschäfftigt und die hochwichtige Angelegenheit, einige Gedichte und Abhandlungen abgerechnet, auf populäre Weise behandelt wird, ist ebenfalls zu rühmen; da die verschiedenen Leser immer auch auf verschiedene Weise angesprochen seyn wollen und Manchem derselben mit einem herzlichen Worte oder mit einem treffenden Beispiele mehr gedient ist, als mit dem scharfsinnigsten Beweise. — In dem ersten Abschnitte zeichnen wir außer einem schönen Gedichte von Lampert eine Osterpredigt von D' Autel besonders wegen ihres interessanten Gegenstandes aus. Sie behandelt nämlich nach Mark. 16, 1—3. den Gedanken: der Mensch ist nur dann unsterblich, wenn er jenseits des Grabes wieder sich selbst findet. Die Sprache des Verfs. ist warm und edel; die Ausführung aber zu hoch und für eine Predigt zu philosophisch; auch hat uns, wenn unter den Worten des Thema's unstreitig verstanden werden soll, daß der Mensch, wenn er unsterblich seyn soll, in jenes Leben die Erinnerung seines irdischen Daseyns mit hinübernehmen müsse, die Beweisführung wenig befriedigt, indem wir besonders den einen Grund vermißt haben, daß ohne jenes Bewußtseyn von einer vergeltenden Ewigkeit gar nicht die Rede seyn könnte. Auch ein Brief von

Dietzsch,

Dietzsch, in welchem der Verf. eine Mutter über den Tod ihres Kindes tröstet, gehört zu den bessern Theilen dieses Abschnittes. In dem zweiten verdient zuerst eine Betrachtung von de Wette über die Worte: „Christus ist mein Leben ꝛc.“ als vorzüglich genannt zu werden. Sie ist gut geordnet, reich an Gedanken und besonders interessant wegen des trefflich durchgeführten Gegensatzes zwischen den bildlichen Ausdrücken „Adam und Christus.“ Neben dieser Betrachtung nennen wir eine Abhandlung von dem Herausgeber, in welcher die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Würde des Menschen und des Christen hergenommen werden. Auf glückliche Weise ist in ihr eine scharfsinnige Beweisführung mit einer schönen und erbaulichen Darstellung verbunden; und wir fühlten uns, indem wir sie lasen, so angesprochen, daß wir sie für das Gelungenste der Sammlung in dieser Beziehung erklären möchten. Ebenso würde auch ein Aufsatz von Seidel über den Gedanken: „ich muß scheiden von dieser Erde“ als gelungen bezeichnet werden können, wenn er weiter ausgeführt und specialer behandelt worden wäre. In dem dritten Abschnitte lesen wir zunächst eine gute Charfreitagspredigt von Dietzsch: „lehrreiche Blicke auf die Angehörigen unseres Herrn bei seinem Kreuze.“ Die Disposition ist erschöpfend, die Diction würdig und herzlich und die Ausführung special und deßhalb praktisch. Ferner eine Betrachtung von Schottin: „unsere Liebe regt sich in und nach Trennungsstunden am Mächtigsten,“ voll wahrer und schöner Gedanken. Sodann eine Himmelfahrtspredigt von Dietelmair, die den nicht uninteressanten Gedanken behandelt: durch Jesu Abschied ist zwischen ihm und den Seinigen keine Entfernung, wohl aber eine innigere Vereinigung bewirkt worden. Auch die Disposition ist gut, die Sprache aber Etwas hoch und die Ausführung zu demonstrirend. Der vierte Abschnitt enthält außer einer schönen, aber nur zu wenig ausgeführten Osterbetrachtung von Jacobi, einen recht guten Aufsatz

satz von Lösch: „die Salbung Jesu durch Maria oder wahre Liebe söhnt mit dem Gedanken an den Tod aus.“ Zunächst wird hier die wahre Liebe als ein Band für die ewige Welt und als uneigennützig und hingebend beschrieben und dann dargethan, wie eine solche Liebe die Unsterblichkeit der Seele verbürgt; durch den Gedanken, auf Erden das schönste Glück genossen zu haben, den Abschied erleichtere und endlich die Stätte des Grabes zur heimischen (?) mache. Noch verdient „ein Vater unser an Gräbern“ von Witschel eine rühmliche Erwähnung; sowie die Aufsätze über die Bestattungsgebräuche der Römer, über die Vorstellungen des classischen Alterthums von Unsterblichkeit und Wiedersehen und über die Hinrichtung des Märtyrers des Protestantismus Johann Bäcker oder Pistorius gleichfalls dem Zwecke des Herausgebers nicht unangemessen sind. — Wir haben in dieser Inhaltsanzeige natürlich immer bloß das Bessere genannt, das weniger Bedeutende und Gelungene aber der Kürze wegen übergangen, und erlauben uns zum Schlusse noch auf einige Einzelnheiten aufmerksam zu machen. In einer Betrachtung des ersten Abschnitts „das Osterfest in seiner reichen Bedeutung“ wird behauptet: durch Jesu Auferstehung sei seine Gottheit, sowie die Wahrheit seiner Lehre bestätigt worden. Beide Behauptungen aber ermangeln unsers Bedünkens eines sichern Grundes; indem Jesus auch als bloßer Mensch von Gotte auferweckt werden konnte; die Wahrheit einer Lehre aber aus den Schicksalen ihres Stifters nimmermehr erwiesen werden kann. In der angeführten Predigt „durch Jesu Abschied ist zwischen ihm und den Seinigen u. s. w.“ steht S. 199.: „Der Herr versichert, mein Reich ist nicht von dieser Welt. Seine Apostel durften solche Plane eines göttlichen Strebens, einer himmlischen Verfassung nicht herabstimmen. Vergeistigt und vergöttlicht (?) konnten sie nicht mehr werden, wohl aber versinnlicht und vermenschlicht.“ Wer ist hier gemeint, die Plane oder die Apostel? Im vierten Ab-

Abschnitte steht eine Predigt von Scheibel „die Freude des Erlösten, daß Jesus Christus im Himmel ist," von der zu wünschen wäre, daß sie ganz weggeblieben wäre. Sie ist ganz im Geiste und Tone des Mysticismus geschrieben und enthält eine Menge Gedanken, Begriffe und Behauptungen, die mit dem hellen Verstande ebenso, wie mit der erleuchteten Vernunft und der richtig erklärten Schrift in offenem Widerspruche stehen.

Lasset euch versöhnen mit Gott! — Zehn Predigten von den Doctoren der Theologie: C. F. v. Ammon, J. H. B. Dräseke, J. F. C. Löffler, J. G. Marezoll, F. V. Reinhard, J. F. Röhr, M. F. Schmaltz, H. A. Schott, H. G. Tzschirner und dem Archidiakonus Cl. Harms mit Parallelen meist aus einigen andern Predigten Derselben als Beitrag zum Anbaue der vergleichenden Homiletik. Zweite zeitgemäße Christgabe an evangel. protestantische Geistliche und denkende Christen. Neustadt a. d. Orla, 1834. Druck und Verlag von Johann Karl Gottfried Wagner. 1 Thlr.

Der Herausgeber nennt die Gabe, die er in den vorliegenden Predigt-Parallelen bietet, eine zeitgemäße, und das, wie uns dünkt, mit gutem Grunde. Der Kampf nämlich, der zwischen den beiden Parteien unserer Kirche noch immer obwaltet, betrifft in seinen Einzelnheiten bekanntlich auch den Zweck und die Wirkung des Todes Jesu; und es bedarf für den Sachkundigen keiner Auseinandersetzung, daß und in wiefern die gedachten Parteien in ihren Meinungen über diesen Tod von einander abweichen. Hier nun findet man diese Mei-

nun-

nungen in Predigten von den geachtetsten evangelischen Kanzelrednern unserer Zeit auf eine Weise zusammengestellt, daß Beide, der Belehrung „wie der Erbauung" Suchende gleiche Befriedigung finden können, und es ist in der That namentlich für den Geistlichen von großem Interesse, zu lesen, wie die auf dem Titelblatte genannten Männer über einen religiösen Gegenstand denken, über den seit den frühesten Zeiten der christlichen Kirche bis heute so verschieden geurtheilt worden ist. Auch das Prädicat des „Zweckgemäßen" müssen wir gegenwärtiger Christgabe zugestehen. Denn hatte der Herausgeber unstreitig den Zweck, denkende Christen über eine hochwichtige Lehre ihres Glaubens mehrseitig zu unterrichten, so konnte dieß kaum auf bessere Weise geschehen, als wenn er dieß von Männern thun ließ, denen, ob sie auch in ihren Ansichten sich mehr oder weniger von einander trennen, doch gewiß die Eigenschaft der Urtheilsfähigkeit zugestanden werden muß. Und wollte er andererseits an Beispielen darthun, wie ein christlicher Glaubensartikel auf der Kanzel zu behandeln sei, wenn er wahrhaft belehren und erbauen soll, so muß auch in dieser Hinsicht sein Unternehmen ein glückliches genannt werden, indem die genannten Redner nicht bloß als urtheilsfähige Theologen, sondern auch als Muster in homiletischer Hinsicht, wenn auch Jeder auf seine Weise, zu betrachten sind. Und so ist denn diese Christgabe allerdings eine recht dankenswerthe Gabe und wird unstreitig unter dem betreffenden Publicum eine um so bereitwilligere Aufnahme finden, wenn sie in der angefangenen Weise fortgesetzt wird und stets einen vorzüglichen Gegenstand des christlichen Glaubens so darbietet, wie ihn Männer in ihren Predigten behandelt haben, deren Namen bei allen Unbefangenen meist einen guten Klang haben. Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Predigten selbst zu beurtheilen, kann zwar eigentlich unsere Absicht nicht seyn, indem die Verff. derselben als Theologen ebenso, wie insbesondere als Kanzelredner hinlänglich

länglich bekannt sind. Doch mögen uns eine kurze Nachweisung der einzelnen abgehandelten Hauptsätze und einige beurtheilende Worte über die Behandlung derselben in sofern erlaubt seyn, da vielleicht nicht alle hier mitgetheilte Vorträge unseren Lesern bereits zu Gesichte gekommen sind. Die 1ste Pred. v. Ammon über Joh. 17, 19—21. „die feierliche Erklärung Jesu über den Endzweck seines Todes" ermangelt zwar nicht der geistreichen, wohl aber, wie es uns schien, der herzlichen und ergreifenden Darstellung, und im 2. Th. fehlt der Behauptung: Jesu Tod sei um unserer Gerechtigkeit willen erduldet worden und stehe mit unserer sittlichen Besserung in genauer Beziehung, eine anschauliche Begründung. Die Parallele von Demselben leidet an denselben Mängeln und enthält ebenfalls manche unerwiesene oder nur halbwahre Behauptung. Die 2. Pr. von Dräseke behandelt homilienartig die Worte 2. Kor. 5, 19—21., indem der Verf. ermuntert, diese Worte zu fassen — zu beherzigen — zu benutzen. Sie scheint in Dräseke's frühere Predigtperiode zu gehören, stellt über Jesu Tod sehr klare und würdige Ansichten auf und ist warm und schön geschrieben. Noch mehr ist besonders das Letztere die untergesetzte Parallele von demselben Verf. Die 3. Pr. von Löffler über Luk. 24, 13—35. handelt „von der Erlösung, wie sie wirklich durch Jesum Christum geschehen ist," und mag namentlich deßhalb rühmlich erwähnt werden, weil in ihr die Erlösung nicht bloß auf den Tod, sondern überhaupt auf das gesammte Wirken Jesu auf Erden bezogen wird. Dasselbe gilt von den beigefügten Bruchstücken aus einer Predigt von Hüffel; die Parallele von Couard aber hat uns darum nicht angesprochen, weil sie auf die Frage: in welcher Beziehung der Tod Jesu mit unserer Erlösung stehe, die bekannte, aber stets unbefriedigende Antwort gibt, daß es Gottes Weisheit von Ewigkeit her so beschlossen habe. Die 4. Pr. von Marezoll über 1. Kor. 1, 30. redet „von der Erlösung der

Men-

Menschen durch Jesum." Sie ist, wie zu erwarten steht, klar, vernünftig und schriftgemäß; sowie auch die Parallelen von Ruß und Adler. Weniger einverstanden sind wir mit der 5. Pr. von Reinhard: daß auch wir uns in jeder Hinsicht am Besten rathen, wenn wir unser Heil von der Gnade Gottes in Christo erwarten. Röm. 3, 23—25. Der Verf. gibt sich im 2. Th., in welchem eigentlich erst das Thema zur Sprache kommt, viel Mühe, darzuthun, was kein Vernünftiger leugnet, daß nämlich unsere Tugend vor Gott nur unvollkommen und ohne Verdienst sei, und daß wir deßhalb unser Heil von der Gnade Gottes erwarten müssen. Wie nun aber die Erlangung dieses Heils von dem Vertrauen auf Jesu Versöhnungstod abhänge, das deutlich nachzuweisen, ist ihm, wie es uns wenigstens schien, nur Wenig gelungen. Die 6. Pr. von Röhr stellt nach 1 Tim. 2, 5. 6. Jesum Christum dar als den Erlöser unseres Geschlechts. Sie ist, gleich der Parallele von demselben Verf., in materialer und formaler Hinsicht vortrefflich und nur über den Tod Jesu als integrirenden Theil des Erlösungswerkes hätte unseres Bedünkens ein Mehreres gesagt werden sollen, da eben hierin die causa litis enthalten ist. Die 7. Pr. von Schmaltz „wie der erleuchtete Christ den Trost der Sündenvergebung im Tode Jesu findet" (Hebr. 9, 11—15.) scheint sich mehr einer schönen Darstellung, als einer klaren Begriffsentwickelung und deutlichen Beweisführung zu befleißigen. Die Parallele von Hüffel aber paßt nicht recht zu der voranstehenden Predigt. Die 8. Pr. von Schott, Röm. 8, 31—39., „wie wohlthätig ein lebendiger Glaube an den Versöhnungstod des Erlösers auf die Ruhe und Festigkeit des Geistes wirkt," ist eine trefflich gelungene Homilie voll Klarheit und frommen Sinnes. Nur die Diction ist uns etwas breit und wortreich vorgekommen. Eben so trefflich ist die beigefügte Parallele von Zimmermann. Die 9. Pr. von Tzschirner über 1 Joh. 2, 1—2. „von der

der sittlichen Kraft der christlichen Lehre von der Versöhnung des Menschen mit Gott" zeichnet sich durch klare und schöne Darstellung aus; doch wäre ein specialeres Eingehen zu wünschen gewesen. Weniger gelungen möchten wir die Parallele von demselben Verf. nennen. Die 10. Pr. endlich von Harms hat nach Matth. 20, 28. zum Thema: das Wort „für Euch" ist Christus gestorben. In ihr findet sich, wie zu erwarten war, ganz die altorthodoxe Versöhnungstheorie in der bekannten Manier des Verfs. Aber auch sie durfte für den Zweck des Herausgebers nicht fehlen, und es ist uns, wie gesagt, sehr interessant gewesen, zu lesen, wie hier immer noch eine gewisse befangene Anhänglichkeit an das alte System, dort eine freiere und geläuterte Ansicht, beide aber mit rednerischer Kunst behandelt und vorgetragen, sich kundgeben.

Commentar zu dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer. Von Dr. Eduard Kölner, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie zu Göttingen. Darmstadt 1834. Verlag von J. Ph. Diehl. LXXX SS. Vorrede und Einleitung, 420 SS. Erklärung. 1 Thlr. 16 Gr.

Dem im vergangenen Decennium neuerwachten, lebendigen Eifer für das Studium der neutestamentlichen Literatur hat wohl keine hierher gehörige Schrift so viele Bearbeitungen zu verdanken, als der Brief des Paulus an die Römer, da seit 1824 deren nicht weniger als zehn erschienen sind, nämlich von Tholuck (Halle 1824), Flatt (Tübingen 1825), St. J. Stenersen (Epistolae Paulinae perpetuo commentario illustratae. Vol. I. Epist. ad Rom. Christianiae 1829. SS. 454. Vergl. Tholucks lit. Anzeiger 1834. Nr. 21.)

21.) Klee (Mainz 1830), Rückert (Leipzig 1831), Benecke (Heidelberg 1831), Dr. Paulus (Heidelberg 1831), M. Stuart (A Commentary on the epistle to the Romans with a translation and various excursus. Andover 1832. SS. 576., vergl. Tholuck a. a. O. S. 168.), Glöckler (Frankfurt 1834) und Reiche (2 Bde. Göttingen 1834), unter denen jedoch wohl nur dem Rückert'schen und Reiche'schen wahrer und dauernder Werth beizumessen seyn dürfte. Den genannten Commentaren schließt sich nun der des Hrn. Dr. Köllner als der elfte an und, obschon er sich nicht durch einen reichen historischen, philologischen und literarischen Apparat, wie die Werke von Tholuck, Rückert und Reiche jeder in seiner Weise, auszeichnet, so verdient er doch sowohl wegen seiner ganz vorzüglichen Klarheit und Unbefangenheit in Erörterung der einzelnen Stellen, als auch wegen besonders gründlicher Entwickelung des Gedankenzusammenhanges volle Beachtung. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß Rec. dem Verf. sowohl hinsichtlich seiner hermeneutischen Grundsätze, als der gegebenen Erklärungen selbst unbedingt beitrete; im Gegentheile hat er in beiden Beziehungen nicht unbedeutende Ausstellungen zu machen.

Am Wenigsten dürfte wohl der vorausgeschickten, weitschweifigen und in Etwas unbeholfenem Style geschriebenen Vorrede ganz beizupflichten seyn, in welcher der Verf. seine hermeneutischen Grundsätze entwickelt. Er geht von dem seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zwischen dem als biblisch und christlich sanctionirten Lehrbegriffe und der fortgeschrittenen Bildung entstandenen Widerspruche und dem dadurch hervorgerufenen Streite zwischen Rationalismus und Supranaturalismus aus, durch welchen die Auctorität der Bibel als höherer Offenbarung in ihren Grundvesten erschüttert und so mit Lauheit und Gleichgiltigkeit gegen die Religion überhaupt, wie gegen die christliche insbesondere eingetreten sei. In der neuesten Zeit sei dage-

dagegen wieder ein innigeres religiöses Leben erwacht, das aber nur da wahrhaft gedeihen könne, wo die Auctorität der Bibel als einer göttlichen Offenbarung anerkannt sei. Man habe es daher auch neuerdings als die Aufgabe der theologischen Wissenschaft erkannt, die Nothwendigkeit der Auctorität der heiligen Schrift für Glauben und Leben in ein helleres Licht zu stellen, nur habe mancher Theolog, namentlich Dr. Tholuck, in der Wahl der dazu führenden Mittel mannigfache Fehlgriffe gethan und dadurch die bereits vorhandenen Spaltungen nur vergrößert. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles führe aber nur Ein Weg, nämlich den Streit des Rationalismus und Supranaturalismus über Nothwendigkeit und Statthaftigkeit einer unmittelbaren, wunderhaften Offenbarung auf sich beruhen zu lassen, da derselbe eben so unentscheidbar als unerheblich sei und dagegen alle Aufmerksamkeit auf die Beantwortung der Frage zu richten, ob der Gehalt der Bibel wirklich allen Forderungen und Bedürfnissen des menschlichen Geistes entspreche; das Resultat werde für das Christenthum gewiß ganz günstig seyn, sobald man nur das Wesen von der temporalen und localen Form zu unterscheiden, den Kern aus der Hülle der Offenbarung zu lösen wisse. Daher auch die grammatisch-historische Auslegungsmethode in dem bisher verstandenen Sinne den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr genüge, vielmehr habe der Exeget jetzt folgende Aufgabe, zuerst zwar den Wortsinn möglichst klar und deutlich nachzuweisen, dann aber zu zeigen, „daß Dasjenige, was die Rationalisten anstößig finden, wenigstens geprüft werden müsse, ob es nicht bloß Form und Einkleidung sei," in der sich eine ewig wahre Idee nachweisen lasse und da, wo die Schrift sich anscheinend widerspreche, sich recht wohl darthun lasse, wie der Schriftsteller dazu gekommen sei, den Gedanken so und nicht anders auszusprechen, und „wir dann in einer Gesammtübersicht über die Grundansichten der Schrift selbst, über ihren Geist und ihre

Lehre

Lehre im Ganzen uns erheben dürfen über den Wortsinn zur vollen Einheit und Wahrheit des Glaubens."

So viel Wahres auch in diesem Raisonnement seyn möge, so dürften sich doch bei genauer und unbefangener Betrachtung desselben folgende Einwendungen dagegen machen lassen. Zuerst war die geraume Zeit herrschende und auch jetzt noch nicht überall vorübergegangene Kälte und Gleichgiltigkeit gegen Religion und Christenthum keineswegs, wie außer dem Verf. auch andere Theologen irrig glauben, eine Folge der Streitigkeiten zwischen Rationalismus und Supranaturalismus oder gar des erstern allein; dieselbe war bereits vorhanden, ehe der genannte Streit ausbrach und war das Ergebniß ganz anderer Ursachen, namentlich das Ergebniß einer seichten, von Frankreich uns zugekommenen Aufklärung, die ganz natürlich mit dem bestehenden kirchlichen Lehrbegriffe in den schroffsten Gegensatz treten mußte. Blieb aber der genannte Streit seinerseits ebenfalls nicht ohne schädlichen Einfluß auf das christliche Volk, so lag die Ursache nicht in ihm an und für sich betrachtet, sondern lediglich in der Art und Weise, wie er geführt wurde. Dagegen ist es aber auch nicht zu verkennen, wie gerade durch eine vernunftgemäßere, von der Kirchenlehre verschiedene Auffassung und Vortragsweise des Christenthums unzählige Laien mit demselben wieder versöhnt worden und dadurch zur Harmonie in ihrer religiösen Ueberzeugung gelangt sind. — Was aber die bekannte Streitfrage über Annahme und Statthaftigkeit einer in der h. Schrift niedergelegten wunderhaften Offenbarung betrifft, so ist diese uns für das christliche Leben ohne Bedeutung, der wissenschaftliche Theolog aber wird sich ihrer nie entschlagen können, wenn er sich nicht, wie jetzt viele Gelehrte, einem unseligen, peinlichen Schwanken zwischen beiden Gegensätzen preisgeben will, wie denn auch unser Verf. an mehrern Stellen seiner Vorrede die Annahme einer wunderhaften Offenbarung zu verwerfen scheint, dadurch aber mit der

Be-

Behauptung von der Unauflöslichkeit des Streitpunctes in Widerspruch geräth, überhaupt aber über den ganzen Gegenstand mehr populäres und unentschiedenes, als wissenschaftlich gründliches Raisonnement gibt, auch das Christenthum zu einseitig als Lehre allein auffaßt. — Was er ferner über Wesen und Form, Temporales und Locales in seinem Unterschiede vom Allgemeingiltigen der göttlichen Offenbarung im Christenthume und von dessen vollkommener Angemessenheit zu den religiösen und sittlichen Bedürfnissen des Menschen bemerkt, so berührt er ja hiermit nur eine von den Rationalisten längst zugestandene, gerade von ihnen am Meisten urgirte und am Gründlichsten erörterte Wahrheit, so daß wir nicht begreifen können, wie sich der Verf. das Ansehen geben kann, durch Hervorhebung dieses Punctes sich, nach der jetzt sehr beliebten und meist auf eiteln Dünkel hinauslaufenden Weise, über die streitenden Parteien stellen zu wollen. Anlangend die auf das bisherige Raisonnement des Verfs. basirten hermeneutischen Grundsätze, so wird wohl noch Niemand geleugnet haben, daß man den Sinn eines biblischen Schriftstellers Andern klar machen könne, ohne vorher selbst eine genaue Kenntniß vom ganzen Lehrbegriffe des Schriftstellers sich verschafft zu haben und das Einzelne ohne Berücksichtigung der anderweitigen Vorstellungen desselben jedes Mal verständlich sei. Wenn aber der Verf. ferner verlangt, der Exeget solle überall zeigen, wie der Schriftsteller zu den Gedanken, die er vortrage, gekommen sei und 2) die biblischen Vorstellungen ihrer temporalen und localen Hülle entkleiden, um in ihnen das an sich Wahre nachzuweisen: so müssen wir die erste Forderung beschränken, der zweiten aber bestimmt widersprechen. Der erstern nämlich hat der Exeget nur in soweit zu genügen, als die Nachweisung des Ursprungs einer Meinung oft für deren Verständniß ersprießlich ist; allein in ihrer vollen Ausdehnung gehört diese Nachweisung einer besondern neuen theologischen Disciplin, nämlich der biblischen Theo-

Theologie, für welche, als eine historische Wissenschaft, es auch eine historische Kunst geben muß, zu welcher letztern der Pragmatismus, mithin auch das gehört, was Hr. K. in seiner ersten Anforderung von der Exegese verlangt. Der zweiten Forderung des Verfs. müssen wir aber darum widersprechen, weil der Exeget als solcher bloß das Verständniß seines Schriftstellers zu fördern hat; durch die vom Verf. empfohlne Operation der Nachweisung der ewig giltigen Ideen würde er zugleich eine Prüfung der mittels der Exegese gefundenen Gedanken vorzunehmen haben und somit in das Geschäfft des Dogmatikers übergreifen müssen. Auf diese Weise würde die Exegese bald wieder zum Tummelplatze der dogmatischen Parteiungen werden und in ihr die deßfallsigen Parteiungen noch schroffer hervortreten, als sie sich jetzt in ihr noch immer nicht ganz verkennen lassen. Zwar können wir dem Verf. das ehrende Zeugniß nicht versagen, daß seine Exegese von dem Einflusse seiner bei Beurtheilung der paulinischen Gedanken an den Tag gelegten dogmatischen Ansichten, denen jeder Unbefangene gewiß beistimmen wird, durchaus frei geblieben ist; aber wer steht denn dafür, daß die von ihm empfohlne Erklärungsmethode in andern Händen zum Spielballe jeder philosophischen, dem Christenthume selbst feindlichen Meinung werden könne und das um so mehr, als Hr. Lic. Köllner, was doch gerade das Wichtigste war, mit keinem Worte die Norm angegeben, nach der wir die ewigen Ideeen ihres temporalen und localen Gewandes entkleiden sollen und so der dogmatischen Subjectivität des Exegeten den freiesten Spielraum gelassen hat. Seine Erklärungsmethode ist daher theoretisch von der sogenannten theologischen Interpretation der Hegelianer, deren verderbliche Früchte wir in Billroths Commentare zu den Korintherbriefen kennen gelernt haben (vergl. krit. Pred. Bibl. Bd. XV. Heft 4. S. 595—609.), nicht verschieden. Zwar will Hr. K. zwischen beiden Erklärungsarten den Unter-

schied vestsetzen, daß nach der eignen Erklärung (?) der Hegelianer die biblischen Schriftsteller sich der vermeintlichen wahren Ideen nicht bewußt, nach seiner Meinung aber es recht wohl gewesen seien. Allerdings lagen den heiligen Schriftstellern die Dogmen der alle Religiosität und Moralität vernichtenden Identitätsphilosophie unendlich fern; aber theoretisch haben dieses die Hegelianer keinesweges zugegeben, vielmehr waren nach ihrer Erklärung jene Schriftsteller nur noch in der „Vorstellung" befangen d. i. einer unvollkommnern Auffassungsform des hegel'schen „Begriffes," dessen sie sich nur noch „nicht wissenschaftlich bewußt" gewesen seien; auch schiebt ja Billroth dem Apostel Paulus geradezu hegelsche Meinungen unter, wie krit. Pr. Bibl. a. a. O. gezeigt worden ist. — Dazu kommt aber auch noch, daß eine solche Operation bei der Exegese doch immer nur Nebenwerk bleiben wird und sobald sie nicht in weitläufige dogmatische Excurse anwachsen will, nie Das leisten kann, was die Wissenschaft der Dogmatik leistet, welche die Sache nach ihren letzten Gründen und systematisch zu erforschen hat. Uebrigens stimmt Hr. K. in Nachweisung des an sich wahren Gehaltes des paulinischen Lehrbegriffes mit den Ansichten der meisten Rationalisten überein, so daß man nicht recht einsieht, wie er sich auch in dieser Beziehung über den beiden streitenden Parteien zu stehen sich das Ansehen geben kann. Nur hat er seinen oft besprochenen hermeneutischen Grundsatz bei vielen Vorstellungen des Apostels, z. B. bei der von der sichtbaren Wiederkehr Jesu, dem allgemeinen, zeitlichen und sichtbaren Weltgerichte, von der seufzenden Creatur und dereinstiger Verklärung sogar der leblosen Natur gar nicht in Anwendung gebracht; was ihm auch wohl bedeutend schwer geworden seyn würde, wenn er sich nicht etwa in Allegorisirungen hätte verlieren wollen. — Außerdem bedarf auch noch manche einzelne Behauptung der Vorrede einer Berichtigung, z. B. die, daß die Supranaturalisten eigentlich

„Sym-

„Symbolgläubige" zu nennen seien (S. XII.), da doch oft selbst strengere Supranaturalisten das Ansehen der Symbole verworfen haben.

Gehen wir nun zur nähern Beurtheilung des Werkes selbst über, so ist Rec. mit den Resultaten der vorausgeschickten sehr gründlichen Einleitung im Ganzen genommen einverstanden. Nur können wir es nicht billigen, wenn der Verf. das als einen Grund für die Echtheit des Römerbriefes angibt, daß auf ihn sich im Briefe des Jakobus, Cap. 2., eine Anspielung finde (S. XL.) Denn ganz davon abgesehen, daß nach den neuern, gründlichen Untersuchungen von Neander, Schneckenburger, Theile und Anderen über diesen Gegenstand selbst eine entferntere Berücksichtigung der paulinischen Lehre zum Mindesten zweifelhaft ist: so braucht der letztgenannte Apostel die Kenntniß jener Ansicht des Paulus gar nicht aus dessen Briefen geschöpft zu haben, sondern kann sie aus persönlichem Verkehre mit Diesem kennen gelernt oder auch bei seinen Lesern vorgefunden haben. Auch scheint Hr. K. die auf diesen Gegenstand bezügliche Literatur aus eigner Anschauung gar nicht zu kennen, sonst würde er Gebser und Rauch nicht zu denjenigen Theologen zählen, welche bei Jakobus eine Berücksichtigung paulinischer Lehre finden, da Beide sich für das Gegentheil erklärt haben. — Zum Mindesten unbestimmt ist die S. LVI. aufgestellte Behauptung: „Sobald das schärfere Denken über den Inhalt der Offenbarung zu schärferer, systematischer Gestaltung der Glaubenslehre trieb, wurde der Brief an die Römer die Grundlage des Systems, das man als das — — rechtgläubige — aufbaute." Denn schon lange vorher reflectirte man über den Inhalt der h. Schrift, ehe der Römerbrief Grundlage des dogmatischen Systems wurde, Letzteres geschah bekanntlich erst im Abendlande zu Ende des vierten Jahrhunderts. Dagegen waren es die johanneischen Schriften, welche bereits seit dem zweiten Jahrhunderte

derte im Morgenlande den dogmatischen Reflexionen und Streitigkeiten zu Grunde lagen. — Vorzüglich gelungen ist das vierte Capitel der Einleitung „vom dogmatischen Werthe des Römerbriefes,“ worin Rec. nur die genauere Erörterung des Verhältnisses zwischen der paulinischen Hauptlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu der des authentischen Christenthums vom Reiche Gottes vermißt.

Der Vorzüge der eigentlichen Auslegung des Hrn. Lic. K. hat Rec. schon im Eingange der Anzeige gedacht. Was das Verhältniß des Verfs. zu seinen Vorgängern anlangt, so liefert er zwar kein Repertorium aller frühern Erklärungen, was aber auch nicht nöthig war, da diesem Bedürfnisse schon Tholuck und Rückert und in größerer Ausdehnung Reiche abhelfen, sondern er berücksichtigt die Erklärungen seiner Vorgänger nur in soweit, als er dieses zur genauern Begründung seiner eignen Ansichten für zweckmäßig erachtet, am Meisten und zwar in polemischer Beziehung die Commentare von Tholuck und Rückert, dessen Letztern „Verdienste er jedoch anerkenne und den er nicht mit Tholuck zusammenstellen wolle, wie es im Verlaufe der Erklärung scheinen könne“ (S. XXV.); auch werden hie und da Koppe, Böhme, Flatt, Reiche und andere Ausleger, gar nicht aber D. Paulus, Benecke, Glöckler, Stengersen und Stuart berücksichtigt, von denen die beiden Letzten auch in der Uebersicht der Auslegungen nicht erwähnt werden. Am Glücklichsten und Scharfsinnigsten ist die Polemik gegen Tholuck und es ist ein besonderes Verdienst des Verfs., diesem Ausleger nachgewiesen zu haben, wie er sich sehr oft, gleich vielen andern Theologen, hinter hochtrabenden, aber gar Nichts besagenden oder doch zweideutigen Phrasen verschanzt. — Die Textkritik hat der Verf. nur da geübt, wo die Erklärung von ihr abhängt und „freut sich, gestehen zu können, daß er, nur wenige Stellen ausgenommen, aus innern Gründen den von Lachmann aus bloß äußern Grün-

Gründen getroffenen Aenderungen beitreten durfte." Einen gelehrten, grammatisch-lexikalischen Apparat hat der Verf. zwar ebenfalls nicht beigegeben, bewährt jedoch eine genaue Kenntniß der gangbaren Resultate philologischer Forschungen, die er im Ganzen genommen mit Glück zur Aufhellung der Schwierigkeiten des Briefes benutzt hat.

Anlangend die Erklärung einzelner Stellen, so hat sich Rec. zwar keine geringe Zahl derselben angestrichen, bei denen er der Ansicht des Verfs. unbedingt widersprechen zu müssen glaubt, kann aber wegen Mangel an Raume sich nur auf folgende beschränken. — Cap. 1, 1. haben Rückert und Andere gewiß Recht, wenn sie behaupten, daß Paulus in den Worten κλητὸς ἀπόςολος — — θεοῦ auf seinen von Gotte empfangenen apostolischen Beruf ein besonderes Gewicht lege, weil er dieses bekanntlich auch anderwärts zu thun pflegt im Gegensatze zu den gegnerischen Judenchristen, welche ihm die Apostelwürde absprachen. — Cap. 1, 4. S. 4. soll υἱὸς θεοῦ dem hebräischen בן יהוה entsprechen; es steht aber dafür im Hebräischen immer בן אלהים, während יהוה bekanntlich durch κύριος übersetzt wird. — Ganz irrig ist S. 7 die Behauptung des Verfs., daß der Apostel zur Zeit der Abfassung des Römerbriefes noch nicht die Vorstellung von einem höhern Wesen in Jesus gehabt habe; denn diese findet sich schon in dem früher geschriebenen ersten Briefe an die Korinther, Cap. 8, 6. (χριςὸς, δι' οὗ τὰ πάντα), dagegen aber nicht, wie der Verf. meint, Eph. 3, 9., weil es längst entschieden ist, daß hier die Worte διὰ Ιης. Χρ. falsche Lesart sind. Wie der Verf. ferner (S. 269) in der Stelle Röm. 8, 3. in den Worten ὁ θεὸς τὸν ἑαυτοῦ υἱὸν πέμψας einen Anklang an jene Vorstellung finden kann, gesteht Rec. nicht recht zu begreifen, da der Zusammenhang hier eher auf ein moralisches Verhältniß zwischen Gotte und Jesu hinweist und der Ausdruck ὁ ἑαυτοῦ υἱός so viel zu bedeuten scheint, als ὁ ἠγαπη-

ἠγαπημένος, Eph. 1, 6. oder υἱὸς τῆς ἀγάπης αὐτοῦ, Koloss. 1, 13. In der Stelle aber Röm. 1, 3. werden demnach Kraft des Gegensatzes ἐκ σπέρμ. Δαβ. κατὰ σάρκα der Ausdruck πνεῦμα ἁγιωσύνης gewiß am Richtigsten und Unbefangensten von jenem höhern Wesen in Jesu verstanden, was der Verf. leugnet. — S. 21. zu Cap. 1, 7. meint der Verf., die Israeliten im A. und die Christen im N. T. würden in Einer und derselben ethischen Bedeutung קדושים und ἅγιοι genannt. Allein nach der Grundansicht des A. T. hat jene Bezeichnung daselbst mehr äußerliche, politisch-theokratische Bedeutung: „Solche, die sich Gott von den übrigen Völkern abgesondert hat, damit sie ihn allein verehren sollen und er sie als sein Lieblingsvolk beschützen wolle;" auch sogar 3 Mos. 19, 2. herrscht diese Bedeutung vor: „mit den fremden Göttern Nichts gemein habend, gleichwie ich Jehovah mit ihnen Nichts gemein habe, über sie erhaben bin;" — im N. T. heißen dagegen die Christen in höherer, ideal-sittlicher Bedeutung ἅγιοι, als diejenigen, welche aus dem κόσμος d. i. der dem höhern geistigen Leben abgewandten, Gotte entfremdeten Menschenwelt ausgesondert sind zu einem sittlich reinen Leben im Reiche Gottes, Joh. 17, 16. 17. — Cap. 1, 8. haben die Worte εὐχαριστῶ διὰ Ιησ. Χρ. dem Verf., wie den meisten seiner Vorgänger, Viel zu schaffen gemacht. Er gibt davon folgende gezwungene Erklärung: „erst durch Christum sei sein Dankgebet möglich geworden" (S. 24). Allein es ist ja gar nicht von einer Befähigung zum Danke, sondern von einem wirklichen Darbringen die Rede. Die Worte sind aber aus den sonstigen, jüdisch-messianischen Vorstellungen der Apostel leicht verständlich. Denn nach diesen war Jesus Christus Paraklet d. i. Fürbitter bei Gotte, vergl. Röm. 8, 34. Hebr. 7, 35. 1 Joh. 2, 1. Jonath. Targ. zu Jes. 53. Daher Paulus gewiß nichts Anderes meint, als daß sein Gebet von Christo Gotte dargebracht werde, vergl.

Böhme,

Böhme, Relig. der Apostel, S. 62. Wenn Hr. K. gegen diese Erklärung einwendet, „der Sinn, daß Paulus eine Mittelsperson brauche, seinen Dank Gotte darzubringen, mache sie unbedingt verwerflich:" so ist er hier seinem, sonst meistens gut durchgeführten Grundsatze, sich nicht durch dogmatische Gründe bestimmen lassen zu wollen, untreu geworden. — Nach S. 74 soll ζωὴ αἰώνιος auch den Inbegriff des leiblichen (?) Glückes bedeuten! — S. 86 ist die Bemerkung des Verfs. über μεταξύ sehr zu beachten, indem er zeigt, daß das Wort nicht, wie man bisher fälschlich meinte, auch *postea* bedeuten könne, sondern daß es im Gegentheile immer nur zwischen, während bedeute und will es daher in unserer Stelle für sich gefaßt wissen in der Bedeutung: während dem, und dabei. Allein in diesem Falle würde das Wort nach des Recn. Dafürhalten hier fast überflüssig und bedeutungslos seyn; vielmehr kann die gewöhnliche Verbindung des Wortes mit ἀλλήλων in reciproker Bedeutung: „unter einander" vestgehalten und aus der vom Verf. gezeigten Grundbedeutung recht gut entwickelt werden, indem die gegenseitige Anklage der entgegengesetzten Gedanken etwas gleichsam zwischen Beiden Inneliegendes, zwischen Beiden sich Bewegendes ist. — Auch die Stelle Cap. 3, 24—26. hat der Verf. sehr gut erläutert; nur können wir ihm darin nicht beistimmen, daß er die Worte ἐν τῷ αἵματι mit ἱλαστήριον verbinden will und als Grund anführt, daß die Verbindung mit ἐν τῷ αἵματι, welche doch jedenfalls weit einfacher und natürlicher ist, sprachwidrig sei. Allein so gut wie ἐλπίζειν ἔν τινι kann auch πιστεύειν, πίστις ἔν τινι gesagt werden, indem die Hoffnung oder der Glaube in seinem Objecte ruhend, dasselbe zur Basis habend gedacht wird. Beispiele für diese Construction finden sich Marc. 1, 15. (πιστεύετε ἐν τῷ εὐαγγελίῳ), welche Stelle der Verf. gar nicht zu kennen scheint, und 1 Tim. 3, 13. ἐν πίστει τῇ ἐν Ἰησ. Χρ., deren Beweiskraft er durch eine viel zu gekünstelte

künstelte Erklärung zu entkräften sucht. Daß aber an unserer Stelle der Artikel fehlt, ist durch die vom Verf. ebenfalls nicht gekannten Stellen Kol. 1, 4. und Eph. 1, 15. τὴν πίςιν ὑμῶν ἐν Ἰησ. Χρ. καὶ τὴν ἀγάπην τὴν εἰς πάντ. ἁγίους, und durch den sonstigen Sprachgebrauch des N. T. hinlänglich gerechtfertigt, vergl. Winers Gramm. S. 119. — Uebrigens hat Rec. die Berücksichtigung und Beurtheilung der von Löffler, L. D. Cramer und Bretschneider vorgetragenen, vornehmlich auf die Worte unserer Stelle προγεγονότων ἁμαρτημάτων gegründeten Behauptung, daß nach der Lehre des Paulus und der übrigen neutestamentlichen Schriftsteller die Kraft des Versöhnungstodes Jesu nur auf die vor der Taufe und dem Uebertritte zum Christenthume begangenen Sünden sich beziehe, vermißt. Ueberhaupt würde die Berücksichtigung des an eigenthümlichen, wenn auch nicht immer haltbaren, Erklärungen biblischer Stellen überhaupt und paulinischer insbesondere so reichen Bretschneider'schen Buches: „Grundlage des evangelischen Pietismus, Leipzig 1833" der Arbeit des Hrn. K. ein erhöhtes Interesse gewährt haben. — Einen starken Verstoß gegen biblische sowohl als symbolische Theologie begeht der Verf. durch die S. 140 aufgestellte, den Hengstenbergianern gewiß sehr willkommene, Behauptung, daß die paulinische Versöhnungslehre „mit der Lehre der Kirche von der stellvertretenden Genugthuung, wie sie in den lutherischen Symbolen entwickelt werde, durchaus übereinstimme." Denn letztere ist ja mit viel größerer dogmatischer Schärfe ausgebildet und gründet sich eben so genau auf das Dogma von der Erbsünde, das doch auch nach des Verfs. Meinung sich bei Paulus nicht vorfindet, als sie mit dem von den beiden Naturen in unzertrennlichem Zusammenhange steht, vergl. *Form. Concoord.* p. 696 ed. Rechenb., während Paulus seine Vorstellung von der Versöhnung nicht in die entfernteste Beziehung zu seinem Glauben

an

an ein höheres Wesen in Jesu gesetzt hat. Auch ist die Nachweisung des Verfs., wie der Apostel auf seine Ansicht vom Tode Jesu gekommen sei, sehr mangelhaft; denn keineswegs war es die Meinung von der Kraft der stellvertretenden Sühnopfer allein und die damit zusammenhängenden anthropopathischen Vorstellungen von Gott', sondern in der damaligen Christologie des Judenthumes lagen auch noch viele andere Elemente, aus welchen sich in der religiösen Denkweise der Apostel die in Rede stehende Ansicht entwickelte, worauf der Verf. mit keinem Worte aufmerksam gemacht hat, ebensowenig darauf, daß im N. T. und in der Lehre der ältesten Kirche dem Tode Jesu noch manche andere Bedeutung beigelegt wurde, als die eines Sühnopfers. — Schlüßlich berührt Rec. noch die Ansicht des Verfs. von der berühmten und für schwierig gehaltenen Stelle Cap. 9, 5. Er hat ganz richtig eingesehen und bewiesen, daß die Doxologie nur auf Gott bezogen werden kann, dagegen in Construction der Worte sicherlich geirrt, indem er mit mehrern Erklärern nach σάρκα ein größeres Interpunctionszeichen setzt, ὁ ὢν ἐπὶ πάντων mit dem Folgenden verbindet und auf Gott bezieht. Denn die dadurch entstehende Härte ist gar zu fühlbar, weil man keinen Grund sieht, warum die bloße Nebenbestimmung ὁ ὢν ἐπὶ π. vor das Subject Θεός gestellt seyn sollte. Diese Schwierigkeit hat der Verf. wohl gefühlt und darum nachzuweisen gesucht, daß auch in anderen Stellen des N. T., nämlich Joh. 3, 31. 8, 47. 18, 37. Röm. 8, 5., das Participium in gleicher Weise vorangestellt werde. Allein in sämmtlichen Stellen ist ja das Participium selbst Subject und Hauptbegriff und hat ein Substantivum, wie in unserer Stelle, gar nicht bei sich. Es scheint daher eine dritte, vom Verf. nur kurz erwähnte, einer genauern Prüfung aber nicht gewürdigte Verbindung der Worte die allein richtige, nach welcher dieselben noch mit dem Vorigen verbunden und auf Christum bezogen werden und das Ganze auf ganz ungezwungene

Weise fortschreitet: „Selbst Christus gehört seiner leiblichen Abstammung nach dem Judenthume an, er, der doch über Alles erhaben ist,“ durch welches Letztere aber keinesweges die Gottgleichheit ausgesprochen werden soll, worauf sodann der Dank folgt wegen dieser hohen Würdigung Israels von Seiten Gottes. — Ganz falsch aber ist die Behauptung des Verfs. (S. 320), daß sich nirgends im N. T. eine Doxologie auf Jesum finde; denn es findet sich bekanntlich eine solche 2 Petr. 3, 18., ganz abgesehen von den zweifelhaften Stellen Hebr. 13, 21. 1 Petr. 4, 11. — Gar zu flüchtig und kurz hat Hr. K. die vier letzten Capitel behandelt, wo seine Auslegung oft mehr Vocabularium, als Commentar ist.

Das Aeußere des Buches ist sehr ansprechend und der Druck größten Theils correct. Nur hat der Verf. vielfach in der Orthographie der Eigennamen gefehlt, so z. B. wenn er fast durchgängig Tschirner, Semmler, Wettstein, Berthold, Nachtigall schreibt.

Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Vor seinen theuern Schülern auf dem Domgymnasium zu Magdeburg gesprochen von D. J. A. Matthias. Magdeburg: Wilhelm Heinrichshofen 1834. 16 Gr. —

Wenn es wahr ist, was man hin und wieder unseren Gymnasien zum Vorwurfe gemacht hat, daß auf ihnen über dem Studium der alten Classiker nicht selten der Unterricht im Christenthume verabsäumt und dem Geiste ihrer Zöglinge eher eine griechische und römische, als eine wahrhaft christliche Bildung gegeben werde, so scheint die vorliegende Schrift zu beweisen, daß dieser Vorwurf wenigstens nicht alle Anstalten dieser Art treffen kann. Denn ob sie auch nicht mit Bestimmtheit

heit darthut, in wiefern die auf dem Titelblatte genannte Schule zu den bessern Ausnahmen gehört, so herrscht doch in den Gebeten, die sie uns mittheilt, ein so frommer Sinn und eine so echt-religiöse Tendenz, daß man sich gern der Meinung hingibt, es müsse um diese Anstalt auch in christlicher Hinsicht gut bestellt seyn und der Geist, der den Lehrer beseelt, werde seinen bildenden Einfluß auf die Zöglinge nicht verfehlen. Wie nöthig es aber sei, daß Jünglingen, die sich den Wissenschaften widmen wollen, vor Allem Achtung und Liebe gegen das Christenthum eingeprägt werde, und wie verderblich es dagegen seyn müsse, wenn ihre Erziehung von dieser Seite entweder vernachlässigt wird, oder eine schlechte Richtung erhält, das zu beweisen kann hier weniger unseres Amtes seyn, da es durch die Erfahrung hinreichend bestätigt wird. Und sicher würde unter der studirenden Jugend eines Theils mehr ernster Fleiß, andern Theils mehr Bescheidenheit, Mäßigung und Sittlichkeit gefunden werden, wenn bei ihrer Gymnasialbildung der christliche Theil derselben mehr berücksichtigt würde. Darum haben wir das gegenwärtige Buch mit wahrer Freude gelesen. Es enthält zunächst 14 kürzere oder längere Gebete, die das Gemüth um so mehr ansprechen, da sie von dem bloß erzählenden oder betrachtenden Tone frei sind und in steter Beziehung zu den Gelegenheiten stehen, bei denen sie gesprochen worden. Die Sprache ist fromm und herzlich und nur die Wortstellung ist uns mitunter nicht einfach und kunstlos genug vorgekommen. Das Verhältniß des Kindes zum Vater scheint uns immer der richtige Maßstab zu seyn, nach welchem jedes Gebet beurtheilt werden muß; und wenn es auch Veranlassungen gibt, bei welchen das Gefühl des Betenden in höheren und begeisterten Worten sich ausspricht, so sind diese doch nur selten; und es bleibt immer störend, wenn man es dem Gebete anhört, daß es nicht unmittelbar aus dem Herzen kommt, sondern vorher vielleicht niedergeschrieben und memorirt worden ist. —

Auf

Auf die Gebete folgen neun Reden verschiedenen Inhaltes, nämlich 4 kleinere beim Anfange des täglichen Unterrichts, 2 am Abende vor der Schulcommunion, 4 am Geburtstage des Königs, 1 bei der Einführung eines Lehrers, 2 bei der Entlassung der Abiturienten, 4 am Schlusse des Jahres und 2 zum Andenken an die Reformation, namentlich der Uebergabe der augsburgischen Confession. Auch diese Reden sind in jeder Beziehung sehr beifallswerth. Sie sind hinsichtlich ihres Gegenstandes gut geordnet und mit steter Bezugnahme auf den Kreis, in welchem sie gehalten wurden, also special und praktisch durchgeführt. Die Sprache ist warm und edel, und der in ihnen herrschende Geist gibt sich überall als einen wahrhaft religiösen und wo es die Gelegenheit mit sich bringt, als einen echt-evangelischen zu erkennen. Möchten wir Etwas an ihnen tadeln, so würde dieß Theils wiederum der öftere Mangel an einfacher Wortfügung, Theils der Umstand seyn, daß sie wohl im Verhältnisse zu ihrem Publicum mitunter zu hoch, zu philosophisch, möchten wir sagen, gehalten sind. Die gebildete Sprache thut sich als solche nicht eben durch eine gesuchte Manier kund, und auch die trefflichste Rede muß ihres Gesammtzweckes verfehlen, wenn sie nicht leicht gefaßt und durchgängig verstanden wird. Wer möchte es z. B. in stylistischer Hinsicht billigen, wenn der Verf. in der ersten Rede am Geburtstage des Königs S. 45 sagt: „Und als endlich dem Gottvertrauenden, dem hart Geprüften (dem Könige) — denn auch Sie (die Königin) — als sollte dieß der schwersten Schickungen schwerste Vollendung seyn, denn auch Sie, deren reines Gemüth und hochgebildeter Geist in dem Heiligthume seines häuslichen Lebens, ein himmlischer Genius, waltete, war ihm genommen worden, ging nicht, eine hohe und erheiternde Gefährtin, die rauhe Bahn zu Ende, ihr sterbliches Auge sahe deren herrlichen Ausgang nicht — als endlich die Zeit der Rettung aufging u. s. w." Wie musterhaft übrigens, wie zweck-

zweckmäßig und religiös-erleuchtet der Verf. zu reden wisse, auch davon erlauben wir uns, unseren Lesern einige Proben zu geben. In der 3. Rede am Geburtstage des Königs sucht er der Liebe, mit welcher der der Wissenschaft sich widmende Jüngling dem Könige zugethan seyn soll, die rechte Richtung zu geben, weist diese Richtung nach — in dem Wesen seiner Bestimmung — in dem Wesen seiner Bildung — in der Wichtigkeit seines einstigen Berufes, und redet über diese drei Puncte so treffliche Worte, daß wir es uns nur ungern versagen, hier abzuschreiben, was namentlich S. 58 über das Wesen der wissenschaftlichen Bildung gesagt ist. In der 2. Rede an die Abiturienten finden wir S. 102 folgende, für alle Auctoritätsgläubige beherzigenswerthe Stelle: „In keiner Wissenschaft gilt die Annahme einer Auctorität, in jeder wird sie schädlich und hemmend; eben so lehrt die Erfahrung älterer und unserer Zeit, in keinerlei Wissenschaft wird die Auctorität, von welcher Seite her sie sich auch aufwerfen möchte, hemmender und nachtheiliger, als in der theologischen Wissenschaft, weil sie gerade hier die heiligsten Interessen der Geister beleidigt. Darum lernet prüfen und forschen mit redlichem Sinne, mit Liebe für die Wahrheit, mit Achtung und Duldsamkeit gegen Andere u. s. w.“ Ebenso beherzigenswerth ist es, wenn wir in der Rede bei Einführung eines Lehrers S. 84 lesen: „Fern, auf immer fern sei und bleibe euerem Gemüthe der Einfluß einer äußern, des Menschen Würde verkennenden und verachtenden Lehre: daß der Mensch untüchtig sei zu jeglichem Guten. Weder in der Schrift noch in der Vernunft ist sie begründet. Der falsche Eifer nur und die unwissenschaftliche Auslegung begünstigte sie und ihre hohle, trügerische Frucht ist, daß in schnöder, gefährlicher Ruhe sittlich unthätig ein Leben untergeht, was zur Erreichung heiliger Absichten verliehen ist.“ Deßgleichen in der bereits genannten Rede an die Abiturienten S. 104. „Sein (des Geistlichen) Bemühen ist, die, so ihm anver-

anvertraut sind, durch des Wortes Kraft und des Beispiels Macht hinaufzuleiten im Geiste und in der Wahrheit zu seinem und ihrem Schöpfer und Vater, und dieses Bestreben hat Nichts gemein mit trübsinniger, den Menschen um die Freuden, so Gott in das Leben gelegt hat, betrügender Frömmelei und mit eifernder Sucht nach leerer Form, die nicht, wie die Wahrheit, den Geist frei machen kann." Die Rede zur Vorfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession betrachtet zuerst das rechtliche, muthige und wahrhaft evangelische Verfahren der Reformatoren und ihrer Anhänger namentlich auf den verschiedenen Reichstagen; stellt dann besonders Melanchthon's Verdienst in's Licht, und zeigt endlich von S. 140 an, von wie hoher Bedeutung auch für uns noch die fragliche Confession sei, indem sie Theils die Grundsätze und das Verfahren kundthut, die in Abfassung derselben befolgt und beobachtet wurden und wodurch ein regeres Forschen in der Schrift und über die Schrift begann; Theils die geschichtliche Urkunde des freien Glaubens unserer Väter enthält; Theils auch den Geist der Schonung und Milde zu erkennen gibt, in welchem die Glieder unserer Kirche zusammentraten. Daß übrigens dieß Alles nicht bloß historisch behandelt, sondern praktisch angewendet wird, läßt sich eben von dem praktischen Sinne, den der Verf. überall verräth, wohl erwarten; und eben deßhalb hegen wir, wie gesagt, die gegründete Ueberzeugung, daß die Bildungsanstalt, welcher er vorsteht, auch in christlicher Hinsicht wohl berathen sei. Bestimmte er darum auch seine Schrift zu einem Andenken für seine Schüler, so hat sie doch neben diesem besondern auch ein allgemeines Interesse und verdient als eine sehr erfreuliche und beachtenswerthe Erscheinung den Dank aller Derer, denen das immer weitere Fortschreiten unserer Zeit in wissenschaftlicher und religiöser Beziehung am Herzen liegt.

Wie

Wie das dreihundertjährige Jubelfest der Einführung der Reformation in die Stadt Hannover daselbst gefeiert worden. Eine Erinnerungsschrift, herausgegeben von Hermann Wilhelm Bödeker, Past. secund. der Marktgemeinde. Mit vier Steindrücken. Der Ertrag ist zur Gründung einer Communalschullehrer-Wittwencasse bestimmt. Hannover, 1834. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung. — 22 Gr.

Die vorliegende Schrift enthält zunächst einige Nachträge zu der von dem Herausgeber im vorigen Jahre erschienenen „Reformation der Stadt Hannover im Jahre 1533", welche meist die Reihenfolge der in dieser Stadt angestellt gewesenen evangelischen Prediger betreffen. Dann folgen historische Notizen in Beziehung auf die Jubelfeier selbst, durch welche man erfährt, in welcher Ordnung diese Feier in kirchlicher Hinsicht und mit welcher regen Theilnahme von Seiten der Bewohner Hannovers sie begangen, auch wie derselben in der Errichtung einer Communalschule und eines Stadtlazareths ein bleibendes Denkmal gesetzt worden ist. An diese Notizen schließen sich endlich elf Jubelpredigten und zwei Nachmittagsvorlesungen an, die an dem denkwürdigen Tage gehalten worden sind, sowie zum Schlusse eine von dem Director des dortigen Lyceum Grotefend für dieselbe Feier verfaßte lateinische Rede. Sind nun schon diese Notizen nicht ohne Interesse, indem sie uns einige speciale Züge aus dem Gemälde der Reformationsgeschichte vergegenwärtigen, und nebenbei den lebendigen Sinn und regen Eifer beurkunden, mit welchem im Gegensatze zu den gehässigen Anklagen unserer Zeit noch immer die Sache der Kirchenverbesserung umfaßt wird: so sind dieß mehr noch die in gegenwärtiger Schrift abgedruckten Predigten, die, ob sie auch alle

den-

denselben Gegenstand behandeln und das nämliche Ziel verfolgen, doch nach Anlage, Form, Diction u. s. w. sehr verschieden eben deßhalb die Aufmerksamkeit des Lesers auf sehr angenehme und unterrichtende Weise in Anspruch nehmen. Wir wollen sie nach ihren Hauptsätzen namhaft machen und mit einigen beurtheilenden Worten begleiten. Die 1. Pred. über Matth. 6, 19—34. betrachtet „die Einführung der segensreichen Reformation von Hannover als ein unvergeßliches Denkmal der göttlichen Vorsehung" und zeigt: 1. wie Vieles dieser Reformation vorhergehen mußte; 2. welchen Fortgang sie gehabt habe, und 3. welches ihr Einfluß auf die Gesinnungen, das äußere Leben und die Glückseligkeit der Einwohner Hannovers gewesen sei. Diese Predigt ist viel zu kurz, um ihren Gegenstand erschöpfen zu können; dabei in Beziehung auf ihre Veranlassung zu ruhig und kalt, sie gibt im 3. Theile den Bürgern Hannovers eben kein rühmliches Zeugniß und hat es, namentlich in dem genannten Theile ganz versäumt, das Walten der göttlichen Vorsehung in dem Gange der Reformation deutlich nachzuweisen. Indeß mag das hohe Alter des Verfs. (der laut der Vorrede im Jahre 1830 bereits sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte) wohl einen Entschuldigungsgrund abgeben. Die 2. Pr. beantwortet nach Ps. 119, 31—37. die Frage: Wie haben wir die treue Anhänglichkeit zu betrachten, womit die ersten protestantischen Christen dem Worte Gottes zugethan waren? Diese Anhänglichkeit wird betrachtet 1. als ein Zeugniß für die Kraft des göttlichen Wortes; 2. als ein Mittel, wodurch der Herr unsere evangelische Kirche in's Leben rief; 3. als eine Hinweisung auf den vesten Grund unserer Kirchengemeinschaft, und 4. als ein Muster, dem wir eifrig nachstreben sollen. Der Verf. weiß an diese Puncte mit Geschicke das Speciale des Festes anzuknüpfen, redet die Sprache warmer Ueberzeugung und zeigt sich überhaupt als einen gewandten Homileten. Nur die Disposition können wir nicht ganz billigen, indem

dem der 3. Theil mit dem 1. zusammenzufallen scheint. Die 3. Pr. zeigt nach Koloss. 1, 12 u. 13., „wozu die dankbare Anerkennung der Wohlthaten, welche Gottes Vorsehung der Stadt Hannover durch den Sieg der Reformation verliehen hat, uns erwecken soll;" nämlich 1. zu treuem Festhalten an den Grundsätzen des Christenthumes; und 2. zu einem christlich frommen Sinne und Wandel. Von dieser Predigt gilt dasselbe, was wir von der vorigen rühmten. Sie verknüpft in einer beredten Sprache das Historische mit dem Praktischen und wird besonders am Ende, wo sie zu einer christlich-religiösen Bildung der Jugend ermahnt, recht eindringlich und erbaulich. Die 4. Pr. über Jes. 60, 1—3. fragt: „Wenn dürfen wir von der Feier dieses festlichen Tages uns recht segensreiche Wirkungen versprechen?" und antwortet darauf: 1. wenn wir dankbar erkennen, daß auch uns das Licht gekommen und die Herrlichkeit des Herrn über uns aufgegangen ist und zwar a) durch die Bemühungen der Reformatoren überhaupt, b) durch die Verbreitung der in die Muttersprache übersetzten Bibel, c) durch die Predigten erleuchteter Männer; 2. wenn wir die Kraft des Lichtes, das uns erleuchtet, zu erhalten und immer mehr zu verstärken bemüht sind, indem wir a) fleißig in der Schrift forschen, b) die öffentliche Gottesverehrung heilig halten, c) für die sittliche Bildung der Jugend eifrig sorgen; 3. wenn wir heilige Vorsätze fassen, auch wie die Kinder des Lichtes zu wandeln, also a) dem Unglauben und Aberglauben zu entsagen, b) der sittlichen Vollkommenheit uns zu befleißigen und c) alles Gute nach Kräften zu befördern. Schon diese Disposition zeigt für die Tüchtigkeit dieser Predigt, welche um so weniger eines guten Eindrucks verfehlt haben kann, je mehr ihr Verf. zu individualisiren versteht und der Wahrheit freimüthig und kräftig das Wort redet. Die 5. Pr. erinnert nach Inhalte und Sprache an Harms und ist besonders deßhalb interessant, weil sie in beigefügten An-

merkungen ihre Behauptungen durch Stellen aus Luthers Schriften zu bekräftigen sucht. Sie beantwortet nach Ps. 119, 29—52. die Frage; „Worauf vornehmlich gründet sich unsere fortwährende innige Freude darüber, daß wir der protestantisch-evangelischen Kirche angehören?" Diese Freude gründet sich 1. auf die Vorzüglichkeit dessen, was diese Kirche ihren Anhängern bietet; 2. auf das Ziel, wohin sie ihre Genossen führt; 3. auf die Art, wie sie sich Mitglieder gewinnt und die Gewonnenen vereinigt erhält. Das Thema der 6. Predigt (Jes. 60, 2.) „was verbürgt der freien Gemeinde Jesu in Hannover ihr ferneres Bestehen?" scheint uns durch die einzelnen Gründe — die Weisheit der hannover'schen Bürger — die Richtung der hannover'schen Prediger — das Verhältniß dieser Gemeinde selbst zur ewigen Wahrheit — nicht richtig beantwortet zu seyn. Denn zunächst wird das Fortbestehen der evangelischen Gemeinden wie im Allgemeinen so im Besondern durch die Kraft der evangelischen Wahrheit selbst bedingt und verbürgt; und wie mag der Verf. mit Zuversicht behaupten, daß die jetzt günstigen Verhältnisse seiner Stadt für alle Zeiten dieselben bleiben werden? Sonst ist auch diese Predigt ansprechend und erbaulich. Die 7. Pr. über Hebr. 10, 38—39. stellt „das heutige Fest als eine Festfeier evangelischer Kraft" dar, indem sie zeigt, 1. welche Geistesstärke die Liebe zum Evangelium verleiht und 2. welche Geistesstärke das Evangelium von uns fordert. Die Ausführung dieses Gedankens steht mit diesem selbst in schönem Einklange; denn die ganze Predigt ist in dem Geiste und der Kraft des Evangeliums geschrieben und gehört offenbar zu den gelungensten der Sammlung. Die 8. Pr. über Hebr. 10, 32—36. betrachtet „die Erinnerungen des heutigen Tages als heilige Mahnungen an die Christen dieser Stadt;" denn 1. des Evangelii Sieg in dieser Stadt ward gewonnen im Reiche Gottes, daß ihr im Glauben euch als dieses Reiches Glieder erkennet; 2. dieser Sieg ward geboren

aus

aus dem Herzen des Volkes, daß eure Herzen für die evangelische Wahrheit glühen; 3. er ward erkämpft in der Kraft Gottes, daß sich diese Gotteskraft an euch bewähre; 4. er ward überliefert von den Vätern, daß ihr ihn treulich an die Kinder bringet. — Der erste Theil ist ziemlich dunkel ausgedrückt und auch durch die Ausführung ist uns die eigentliche Meinung des Verfs. nicht recht deutlich geworden; wie er es denn überhaupt zu lieben scheint, in einer etwas mysteriösen und geschraubten Sprache zu reden. Seine an sich gute und erbauliche Predigt würde uns mehr angesprochen haben, wenn sie nicht ein gewisses Streben nach dem Ungewöhnlichen und Imponirenden allzudeutlich zu verrathen schien. Die 9. Pr. steht in jeder Hinsicht allen übrigen voran. Ihr Verf. redet nach Hebr. 13, 7. „Von den Mahnungen des Denktages der vor 300 Jahren glücklich unter uns vollendeten Kirchenverbesserung" und disponirt diesen Satz ganz dem Texte gemäß so: 1. vor Allem sollet ihr der Männer in Ehren gedenken, welche die Kirchenverbesserung ein- und durchgeführt; 2. den Segen erwägen, den sie dadurch euch ausgewirkt; 3. die Verpflichtungen beherzigen, die sie damit euch auferlegt haben. Klarheit, Gedankenfülle, innige Wärme, hoher Redeschwung und treffendes Individualisiren sind die glänzenden Eigenschaften dieser Predigt; und nur ungern versagen wir es uns, einige der herrlichen Stellen abzuschreiben, die wir wiederholt und nie ohne innig ergriffen zu werden, gelesen haben. Die 10. Pr. über das Sonntagsevangel. Matth. 6, 19—34. hat zum Thema: „Hannover — eine evangelische Stadt," und knüpft an diesen Gedanken 1. frohe Erinnerungen und 2. ernste Mahnungen. Sie ist nach Inhalte und Form beinahe der ersten gleich, nur daß sie ihren Gegenstand doch Etwas weiter und in einer mehr kräftigen und eindringlichen Sprache ausführt. Die 11. Pr. „Wie feiern wir auf eine würdige Weise das heutige Fest," die einen Candidaten zum Verfasser hat, der sich in

einer Anmerkung entschuldigt, daß ihn das unerwartete Zusammentreffen von Umständen eine überaus kurze Zeit vergönnt habe, sowie zwei Nachmittags-Vorlesungen übergehen wir als unbedeutende Stücke der Sammlung. Die Schulrede von Grotefend endlich, in welcher der vortheilhafte Einfluß der vor 300 Jahren zu Hannover eingeführten Reformation auf die dasige lateinische Schule nachgewiesen wird, führt ihren Gegenstand auf beifallswerthe Weise durch und ist in einem guten und fließenden Latein geschrieben. Und so schließen wir denn unsere Anzeige mit dem herzlichen Wunsche, daß der wohlthätige Zweck, welcher der Herausgabe dieser Erinnerungsschrift zu Grunde liegt, durch einen fleißigen Absatz derselben befördert werden möge. Die vier Steindrücke stellen die Ausschmückungen einiger Kirchen Hannovers dar und gereichen der Schrift wenigstens zur äußern Zierde.

Summarien oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen der heiligen Schrift des neuen Testaments zum Gebrauche bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, auch für Schullehrer zur Erklärung für die Schulkinder und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. Zweiter Theil, erste und zweite Abtheilung, das Evangelium Johannis außer der Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. Von Friedr. Augustin Philipp Gutbier, Superintendenten und Consistorialrathe in Ohrdruff. Leipzig, 1834.

1834. 1835. Bei Adolph Wienbrack. 1 Thlr. 8 Gr.

Früher bereits, als der erste Theil dieser Summarien erschien, haben wir unser Urtheil über den Werth derselben, so weit es damals möglich war, in diesen Blättern niedergelegt und da eine sorgfältige Einsicht in den vorliegenden zweiten Theil unsere dort ausgesprochene Meinung im Wesentlichen nicht geändert hat, so glauben wir uns hier einer nochmaligen Erklärung derselben überheben zu können. Die Leser erinnern sich vielleicht, daß wir es dem Verf. nachrühmten, er befleißige sich einer einfachen, verständlichen, der grammatisch-historischen Bibelauslegung angemessenen Erklärungsweise und suche das praktische und erbauliche Interesse dadurch zu fördern, daß er aus den einzelnen evangelischen Abschnitten solche Lehren und Betrachtungen zur weitern Beherzigung aufstelle, die auf das menschliche Herz und Leben in irgend einer Beziehung wohlthätig einwirken können. Dieses allgemeine Lob erwirbt er sich auch hier, wie dieß unter Anderem in der ersten Abtheilung aus der Erklärung und Anwendung der dem Johannes eigenthümlichen Redeweise und mancher Ausdrücke, z. B. Sohn Gottes — des Menschen Sohn — heiliger Geist u. s. w. sattsam erhellet. Gleichzeitig machten wir aber auch auf Einiges aufmerksam, worüber wir mit dem Verf. nicht einverstanden seyn konnten. So schien es uns zweckwidrig oder doch überflüssig zu seyn, Alles, auch das Einfachste und Verständlichste, in den evangelischen Erzählungen zu paraphrasiren, indem wir meinten, es würde hinreichend gewesen seyn, wenn den einzelnen Evangelien oder gewissen Abschnitten derselben eine gedrängte, auf das richtige Verständniß derselben berechnete Einleitung vorausgeschickt und eine besondere Erklärung nur da gegeben worden wäre, wo eine solche noch besonders nöthig war. Ebenso konnten wir es nicht billigen, daß der Verf. allzuviele, oft

oft minder wichtige und dem Texte nur fern liegende Lehren aus demselben aufgestellt habe; ein Uebelstand, durch den er verhindert worden sei, auf die nöthige Ausführung und Erläuterung derselben den gehörigen Raum zu verwenden. Endlich glaubten wir noch im Besondern auf das Nichträthliche seiner Wundererklärungen hinweisen zu müssen und machten bemerklich, wie eine solche Erklärungsweise an sich nicht gelingen könne, wie durch sie Nichts gewonnen, wohl aber leicht geschadet werde und wie es unvermeidlich sei, um ein Wunder begreiflich zu machen, manchmal zu andern seine Zuflucht zu nehmen. Da der letzte Tadel auch von andern Recensenten ausgesprochen wurde: so sucht ihm der Verf. in dem Vorworte zur zweiten Abtheilung durch eine ruhige und sanfte Einrede zu begegnen, welche, weiter ausgeführt, als „Vorspruch" zu dem ganzen zweiten Theile den Besitzern der Schrift nachgeliefert worden ist. Er macht darin darauf aufmerksam, daß er bei seiner Art, die Wunder anzusehen, die höheren Kräfte Jesu und die Einwirkung Gottes auf deren Bethätigung durchaus nicht leugne; daß er jene Wunder nur nicht in dogmatischem Sinne betrachte, was etwas ganz Anderes sei, als sie nach der Meinung des Recn. in Rheinwald's Repertorium in's Gewohnte herabziehen; daß der dogmatische Wunderglaube jetzt in der christlichen Gemeinde auch nicht so allgemein mehr sei, um mit einer andern, redlicher Weise doch nicht zu verschweigenden Ansicht der Wunder Anstoß zu geben, und daß es jeden Falls gerathener erscheine, den rechten christlichen Glauben auf andere Säulen zu stützen, als auf die neutestamentlichen Wunder. Wie viel nun auch an diesem Allen Wahres seyn möge: so bleiben wir doch aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, der Meinung treu, daß es bei der so großen Verschiedenheit der Bildungsstufe, auf welcher die Glieder einer christlichen Gemeinde stehen, immer für besser erachtet werden müsse, für das Bedürfniß

der-

derselben die sittliche Seite der Wunderthaten Jesu hervorzuheben, den eigentlichen Hergang derselben aber als ein geschichtlich Unerklärliches auch unerklärt zu lassen. — Und so gehen wir denn ohne Weiteres zu einigem Einzelnen dieses zweiten Theiles über, wobei wir uns besonders auf die erste Abtheilung beschränken wollen, da die zweite in der Art der Bearbeitung nicht von ihr abweicht. Sie umfaßt das Evangelium Johannis vom ersten bis siebzehnten Capitel; zuerst eine Trennung der einzelnen Capitel in besondere Abschnitte, verbunden mit einer kurzen Inhaltsanzeige derselben; dann eine ausführliche Paraphrase oder vielmehr ein erläuterndes Durchgehen des Textes, und endlich mehr oder weniger demselben entnommene praktische Lehren. Anlangend zunächst die Erklärungen (denn die Capitelabschnitte sind durchgängig zweckdienlich), so sind dieselben meist richtig und gewöhnlich so beschaffen, daß sie sich auch für den ungebildeten Bibelleser eignen; vorausgesetzt, daß dieser mit einem unbefangenen Sinne das Buch zur Hand nimmt und die Wahrheit ertragen kann. Doch sind wir auch in dieser Beziehung auf Manches gestoßen, was wir nicht unbedingt unterschreiben möchten. Zur Erklärung des 1. Cap. sagt der Verf. mit Recht, es sei die Absicht des Evangelisten, Jesum als den wahren Messias in seiner Würde und Größe darzustellen. Eben so richtig ist es, wenn er das „Wort" für gleichbedeutend mit „Kraft und Weisheit Gottes" hält und diese Kraft und Weisheit als die Quelle alles sinnlichen und geistigen Seyns und Lebens bezeichnet. Gleichwohl ist es uns vorgekommen, als habe er die Erklärung dieser allerdings schwierigen Stelle mehr umgangen, als wirklich gegeben; und wenn er meint, Johannes habe mit den Worten „das Wort ward Fleisch" sagen wollen, daß durch Jesum das Licht, die Weisheit Gottes bekannt geworden sei, so scheint uns das nur zum Theile richtig zu seyn, indem es wohl eigentlich der Sinn des Evangelisten ist, daß sich der ewige Logos mit dem Menschen

Jesus

Jesus verbunden habe, oder in Jesu als Mensch in der Welt erschienen sei. Eben so meint gewiß Johannes, wenn er dem Täufer sagen läßt, „der vor mir gewesen ist," etwas Anderes, als der Verfasser, welcher diese Worte so erklärt: der schon da war, schon lebte, ehe ich zu lehren anfing. Seine Erklärung des bekannten Vorfalles auf der Hochzeit zu Kana übergehen wir, da sie genau so beschaffen ist, wie wir es oben angedeutet haben. In der Erklärung zu Cap. 4, 1—42. wird V. 16. bemerkt, Jesus habe dem samaritischen Weibe wahrscheinlich deßhalb befohlen, ihren Mann herbeizurufen, damit bei seiner Unterhaltung mit ihr auf ihn selbst oder auf das Weib kein böser Verdacht fallen möge. Was aber auch seine Absicht dabei seyn mochte, über diesen niedrigen Verdacht dünkte er sich gewiß weit erhaben, wie z. B. aus seinem fortgesetzten Umgange mit den Schwestern zu Bethanien deutlich genug hervorgeht. Zu dem bekannten Ausspruche Cap. 9, 4. „ich muß wirken, so lange es Tag ist," macht der Verf. die Bemerkung, Jesus habe diese Worte am Sabbathtage gesprochen und deßhalb wohl nur gemeint: ich muß auch am Sabbathtage Gutes thun, ehe es Nacht wird u. s. w. Diese Bemerkung ist aber eben so unwahrscheinlich als überflüssig. Zu welchen Hypothesen er ferner greifen muß, um die Wunder natürlich zu deuten, ist nirgends so auffallend, als in dem, was er über die Erweckung des Lazarus Joh. 9, 1—44. sagt, indem es z. B. ungewiß seyn soll, ob Jesus mit den Worten „unser Freund Lazarus schläft" den eigentlichen Schlaf oder den Tod verstanden habe, und da er weiter unten wirklich sagt, Lazarus sei gestorben, so soll er unterdessen eine andere, gewisse Nachricht von Bethanien erhalten haben. Nicht weniger auffallend ist in der zweiten Abtheilung die Erklärung des Pfingstwunders, wo der Verf. begreiflich machen will, wie die Zungen der Apostel von Feuer zertheilt hätten erscheinen können, während doch im griechischen Texte nur von der ihnen gewordenen

Erschei-

Erscheinung einzelner Feuerflämmchen die Rede ist. In demselben Capitel heißt es V. 51. „mit diesem Ausspruche (es ist besser, daß ein Mensch sterbe für das Volk u. s. w.), den Kaiphas als Hoherpriester that, wurde er, ohne es zu wollen, ein Prophet." Statt dessen hätte der Verf. doch lieber auf das Vorurtheil der Juden aufmerksam machen sollen, dem zu Folge dem wirklichen Hohenpriester die Gabe des Weissagens beigelegt wurde. — Hinsichtlich der den einzelnen Textesabschnitten beigefügten Lehren bemerkten wir bereits, daß sie allerdings auf das praktische und erbauliche Interesse berechnet, oft aber doch nicht mit der nöthigen Sorgfalt und Umsicht ausgewählt sind. Wir erlauben uns hierüber noch Einiges namhaft zu machen. Nicht selten nämlich kommen Gedanken, die als besondere Lehren aufgestellt werden, schon in den Texteserläuterungen vor, und bedurften daher keiner weitern Erwähnung. Oder der Verf. wiederholt sich, durch den Text verleitet, in manchen Sätzen bis zum Ermüden, z. B. in den Gedanken — Jesus war Gottes Sohn — warum war er das? — seine Lehre ist von Gott — warum glauben wir das? — er war der erwartete Messias — wodurch zeigte er sich als solchen? — worin bestand seine Würde und Größe? — wie beglaubigte er sich als Gottes Gesandten? u. s. w. —; da er doch Statt dessen in den meist sehr inhaltreichen Stellen des Johannes leicht andere erbauliche Wahrheiten hätte auffinden können, wenn er sie vielseitiger betrachtet und in mehrfache Beziehung zu dem christlichen Glauben und Leben gestellt hätte. Auch sind manche Lehren kaum als solche zu betrachten, sondern eben nur Gedanken, die einer praktischen Behandlung nicht wohl fähig sind. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. folgende Sätze: — In wiefern können die Aussprüche des alten Testamentes, wie hier und da von Jesu selbst geschieht, auf ihn bezogen werden? — (scheint rein hermeneutisch zu seyn.) Jesu Scharfblick in die Gesinnungen der Menschen bewies seine Größe — Jesus

beweiss durch Zeichen und Wunder seine göttliche Sendung — (wie stimmt dieß mit des Verfs. Wundererklärungen zusammen?) In wiefern müssen große und wundervolle Thaten auch Zutrauen zu den Lehren der Männer einflößen, welche sie verrichten? — (was bedeuten diese sonderbaren Worte so allgemein hingestellt eigentlich?) Vom Nutzen des lauten Gebetes — (was darüber gesagt wird, ist wenigstens sehr problematisch) Jesus wurde besonders durch seinen Tod verherrlicht, durch welchen er außerordentliche Wirkungen und Veränderungen hervorgebracht hat, die keine Lehre und Wunderthat hervorbrachte — (das über diesen Satz Gesagte ist zum Theil nur halb, zum Theil gar nicht wahr.) Sinnliche, irdisch gesinnte Menschen können den heiligen Geist, den Geist der Wahrheit nicht empfangen, weil sie keinen Sinn für Wahrheit haben — (waren denn Diejenigen, welche diesen Geist wirklich empfangen haben, vorher nicht auch sinnliche, irdisch gesinnte Menschen, wie z. B. die Jünger?) — Wir leugnen nicht, daß diese und ähnliche Gedanken nur zu den, wenn auch nicht seltenen Ausnahmen gehören; die Mehrzahl ist dem Zwecke der Belehrung und Erbauung mehr angemessen. Aber wir kommen noch ein Mal auf die Bemerkung zurück, daß der Verf. besser gethan hätte, wenn er manche der aufgestellten Lehren übergangen, dafür aber andere weiter ausgeführt hätte. Er würde damit seinem Publicum in jeder Hinsicht einen größern Dienst erwiesen haben, als es unseres Bedünkens wirklich geschehen ist. Darum sprechen wir den Wunsch unverhohlen aus, daß er bei der Bearbeitung der folgenden Theile des neuen Testamentes nicht bloß das „Was?" sondern auch das „Wie?" und dieses mehr noch, als jenes berücksichtigen möge.

Das Buch Henoch in vollständiger Uebersetzung mit fortlaufendem Commentar, ausführlicher Einleitung

leitung und erläuternden Excursen von Andr. Gottl. Hoffmann, Doctor der Theol. und Philos., großherz. S. Weim. Kirchenrathe und ord. öffentl. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. Erste Abtheilung. Einleitung, Uebersetzung und Commentar zu Cap. 1—55. Jena, in der Cröker'schen Buchhandlung. 1833. SS. XVIII und 406. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Die Apokalyptiker der ältern Zeit unter Juden und Christen, in vollständiger Uebersetzung rc. Erster Band. Das Buch Henoch.

Der verdienstvolle Verf. gibt in der vorliegenden Schrift dem theologischen Publicum den Anfang einer längern Reihe von Monographieen, welche nach seiner, Vorrede S. VII ausgesprochenen, Erklärung „zwar an sich ein Ganzes ausmachen und daher auch unabhängig von einander benutzt werden können,“ vorzüglich aber dazu beitragen sollen, eine völlig eigenthümliche, jüdisch-christliche Literatur, nämlich die der Apokalyptik, bekannter, zugänglicher und verständlicher zu machen, als sie es bisher war und seyn konnte. Da nun in diese Kette alter apokalyptischer Literatur auch zwei kanonische Schriften gehören, nämlich das Buch Daniel und die sogenannte Offenbarung des Johannes, und da diese beiden, namentlich aber die Apokalypse, ganz abgesehen von dem Interesse, das sie schon an und für sich der historischen Betrachtung gewähren, in der christlichen Kirche, vorzüglich bei vielen schwärmerischen und fanatischen Parteien in derselben, von dem bedeutendsten Einflusse gewesen sind, gleichwohl aber eben als Glieder jener größern Kette ähnlicher Schriften nur

bei

bei genauerer und gründlicherer Kenntniß dieser letztern am Klarsten verstanden und am Unbefangensten beurtheilt werden können: so wäre es gewiß sehr überflüssig, auf das Verdienst, das sich Hr. D. H. durch sein Unternehmen erwirbt, erst weitläufig aufmerksam machen zu wollen. Obgleich man nun vor Allem eine Einleitung in die Entstehung und Geschichte der gesammten apokalyptischen Literatur erwartet hätte, so wird man doch den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen, warum dieses nicht geschehen sei, seinen Beifall schwerlich versagen können. Die allgemeine Einleitung soll nämlich erst am Schlusse sämmtlicher Apokalypsen erfolgen, weil „so Viel vestftehe, daß jedes Document ungleich freier und rücksichtsloser betrachtet und erläutert werde, wenn sich der Erklärer durch keine vorgefaßte, wohl gar von ihm bereits ausgesprochene Vorstellung gebunden sehe" und weil, „was im Allgemeinen von unserem Wissen gelte, daß jeder Tag uns Neues bringe, auch bei gewissenhafter Forschung in den schwierigen und dunkeln Apokalyptikern Statt finde." Aus diesem gewiß ganz richtigen Grunde würde es aber auch zweckmäßiger gewesen seyn, die Uebersetzung und Erklärung des Buches Daniel, als des ältesten und ersten Gliedes in der jüdisch-christlichen apokalyptischen Kette, an die Spitze des Ganzen zu stellen, da dieses Buch die Grundlage der nachfolgenden Apokalyptik bildet und diese erst aus jenem ihr richtiges Verständniß erhält. Hr. D. H. bemerkt auch, wirklich lange Zeit darüber geschwankt zu haben, ob es nicht erforderlich sei, mit den Büchern des Kanon anzuheben. Da diese jedoch einer allgemeinen Verbreitung und Bekanntschaft sich erfreuen, so habe er sich entschlossen, ohne sich strenge an die chronologische Ordnung zu binden, die unbekannteren, nicht kanonischen Schriften vorangehen zu lassen. Unter diesen aber behauptet wohl ohne Widerrede sowohl wegen seines Inhaltes, als auch wegen seines merkwürdigen Schicksals das Buch Henoch die bedeutendste Stelle. Bekanntlich wurden näm-

nämlich an die Person des in der Genesis Cap. 5. erwähnten Patriarchen Henoch in der jüdischen Sage mannigfache Prophezeihungen und Visionen geknüpft, welche er selbst in dem in Rede stehenden Buche schriftlich aufgezeichnet und seinem Sohne übergeben habe, worauf sie durch Noah in der Arche erhalten und nachmals der Welt verkündet worden seien. Da man zur Zeit der Entstehung dieses abenteuerlichen Machwerkes zu kritischen Fragen und Untersuchungen weder geneigt noch fähig war, so hat auch die Benutzung desselben im Briefe Judä und bei den Kirchenvätern nichts Auffälliges, bis es zu Anfange des neunten Jahrhunderts beim allgemeinen Verfalle der Wissenschaften verschwand und bis zu Ende des 18. Jahrhunderts als verloren galt. Bloß Fragmente einer Uebersetzung desselben in griechischer Sprache waren erhalten und zum Gegenstande mannigfacher gelehrter Discussionen geworden. Seit dem 17. Jahrhunderte wurde indessen die Vermuthung gehegt, daß das fragliche Buch noch in Habessinien in einer äthiopischen Uebersetzung vorhanden seyn möge, in sofern man unter den dortigen Christen einen hohen Werth darauf lege, recht viel heilige Bücher zu besitzen. Nachdem diese Vermuthung zu einem schändlichen Betruge Anlaß gegeben und man nach der Entdeckung desselben durch den äthiopischen Sprachkenner, Hiob Ludolf, das Vorhandenseyn einer äthiopischen Uebersetzung zu bezweifeln angefangen hatte: brachte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Engländer Bruce mit Einem Male drei Manuscripte aus Habessinien mit, von denen er eins der pariser Bibliothek, ein anderes der bodlejanischen in Oxford schenkte und ein drittes für sich behielt. Auch Angelo Mai machte das Vorhandenseyn eines Manuscriptes dieser äthiopischen Uebersetzung in der vaticanischen Bibliothek bekannt. Zuerst war es der berühmte pariser Orientalist, Silvestre de Sacy, der in seiner, von F. T. Rinck (Königsb. 1801) in's Deutsche übersetzten Notice du livre d' Enoch eine genauere

nauere Kenntniß des sonderbaren Buches verbreitete, indem er in derselben zugleich Cap. 1—3., 8—16. und 31. in's Lateinische übersetzte. Allein erst im Jahre 1820 erschien eine vollständige, von *Richard Lawrence* nach dem Cod. bodlej. besorgte englische Uebersetzung, die gleichwohl in Deutschland wenig verbreitet wurde, bald aus dem Buchhandel gänzlich verschwand und nur noch von den bedeutendsten Universitäts-Bibliotheken zur Benutzung erlangt werden konnte. Hr. D. Hoffmann entschloß sich daher, diese englische Uebersetzung in's Deutsche zu übertragen und mit einem Commentare und einer Einleitung zu begleiten, darin zugleich alles von Silv. de Sacy, Rinck, Lawrence und neuerlichst von Lücke in seiner „Einleitung in die Offenbarung Johannis" in Betreff des Buches Henoch Geleistete zu vereinigen und zu berücksichtigen. Als Entschuldigungsgrund, warum er nicht aus dem Aethiopischen selbst übersetzt habe, hat er S. XIV den angegeben, daß er es nicht habe über sich gewinnen können, Hrn. D. Gesenius in Halle um die von ihm im J. 1820 zu Paris genommene Abschrift des dortigen Codex zu bitten, da dieser Gelehrte selbst den äthiopischen Text mit lateinischer Uebersetzung herauszugeben beabsichtige. Auch würde dieser von Fehlern wimmelnde Codex zu viele Veranlassung zu sprachlichen Untersuchungen gegeben haben, die seinem (Hrn. H's.) Zwecke fern seien.

Es geht demnach der Uebersetzung zuerst eine sehr gründliche Einleitung in die Schrift voraus (S. 1—38), in welcher Hr. H. nach einigen Notizen über die Person des Henoch zuerst eine ausführliche Inhaltsanzeige des Buches gibt (S. 6—21). Da, wie Hr. D. H. selbst zugibt, es kaum möglich ist, den Inhalt in's Kurze zusammenzufassen, so sieht sich auch Rec. genöthigt, hier von diesem Geschäffte abzustehen, verfehlt aber nicht, Einiges über den Werth des Buches beizufügen. So wenig nämlich den abenteuerlichen und phantastischen Prophezeihungen und Visionen desselben irgend ein dogmatischer

matischer Werth beigelegt werden kann, um so wichtiger sind diese doch für die biblische Theologie, namentlich für die Kenntniß des Judenthumes zur Zeit Jesu und die älteste christliche Dogmengeschichte, in sofern manche in der Bibel nur kurz angedeutete Vorstellung durch Vergleichung der genauern und vollständigern Parallelen im Buche Henoch erst ihr rechtes Licht erhält und in sofern von manchen Dogmen bei den Kirchenvätern der jüdische Ursprung aus dem Buche Henoch nachgewiesen werden kann. Vor Allem wichtig ist das Buch für die Kenntniß der spätern jüdischen Angelologie und Dämonologie, vornehmlich gehört hierher der auf die Stelle der Genesis Cap. 6, V. 1—4. gegründete, Brief Jud. V. 6 und 2 Petr. 2, 4. bloß angedeutete, hier aber weitläufig erzählte Mythus vom Falle der Engel, ferner die Vorstellungen über die Natur der Engel (Cap. 15, 3 ff. 16, 1. 17, 1.), deren Verrichtungen, die vielen Namen derselben, auch die im Buche Daniel vorkommende Bezeichnung durch Wächter, für welche besonders Henoch Cap. 20. instructiv ist, ferner die bei den ältesten Kirchenvätern vorkommende Vorstellung von der Entstehung der Dämonen in ihrem Unterschiede von den früherhin guten, später gefallenen Engeln (Henoch 15, 8.), die Zusammenstellung der Gestirne als belebter Wesen mit den Engeln (Hen. 18, 14 ff. vergl. mit Hiob 38, 7.) Auch die Eschatologie und Christologie des Buches bietet manche interessante Vergleiche, wohin z. B. die besonders häufige Bezeichnung des Messias durch Menschensohn gehört. Auch sind es die christologischen Vorstellungen des Buches, welche Recn. geneigt machen, wo nicht an eine Abfassung, doch wenigstens Ueberarbeitung des Buches durch einen Judenchristen zu glauben, eine Ansicht, die von der der HH. Lawrence und D. Hoffmann abweicht, dagegen der des Hrn. D. Lücke sich nähert. Jedoch wollen wir unser Urtheil noch suspendiren, bis wir die von Hrn.

Hrn. D. Hoffmann versprochene genauere Erörterung dieser Frage in einem Excurse zum zweiten Theile gelesen haben werden. Denn in gegenwärtiger Abtheilung finden sich über diesen Gegenstand nur kurze Andeutungen, die zugleich darthun, daß die Ursprache des Buches die hebräische war (S. 20 bis 23). — Als ungefähre Zeit der Abfassung combinirt Hr. H. in Uebereinstimmung mit Lawrence aus mehrern, im Buche vorkommenden Merkmalen das Jahr 40 vor Christo (S. 23—27), als Ort derselben die nördlichsten Gegenden am kaspischen Meere oder Pontus Euxinus (S. 27—28) und endlich als Zweck den, daß der Verf. beabsichtigt habe, seine bedrängten Volksgenossen zu trösten und aufzurichten. Darauf folgt S. 34—82 eine deutsche Uebersetzung von der lawrenceischen, Preliminary dissertation betitelten Einleitung in das Buch.

Bei der deutschen Uebersetzung ist Hr. D. H. von dem gewiß ganz richtigen Grundsatze ausgegangen, daß der Ton der lutherischen Bibelübersetzung auch bei Uebertragung der Pseudepigrapha anwendbar sei und wir glauben diesen Ton auch wirklich wiedergefunden zu haben. Dabei ist das orientalische Colorit so weit beibehalten, als es sich mit dem Genius unserer Muttersprache verträgt. — Anlangend den beigegebenen Commentar, so lag es in Hrn. D. H's. Aufgabe (wie er selbst S. XVII bemerkt), daß derselbe sich hauptsächlich nur mit Sacherklärung beschäfftige. Er habe daher das Sprachliche nur als Nebensache betrachtet, so daß Derjenige, welcher vom Aethiopischen auch gar Nichts verstehe, dem Verständnisse der Erläuterungen doch vollkommen gewachsen seyn werde und das wenige Philologische ohne Anstrengung und Störung übergehen könne. Obschon Recn. ein Urtheil über die hin und wieder eingeflochtenen sprachlichen Bemerkungen nicht zusteht, so läßt sich doch von Hrn. H's. gründlicher Sprachkenntniß erwarten, daß dieselben den orientalischen Sprachforschern willkommen seyn werden.

werden. Die reichen Sacherklärungen hat Rec. sehr interessant und ihrem Zwecke entsprechend gefunden; sie haben Theils zum Zwecke, die Identität des aufgefundenen Werkes mit dem von den Kirchenvätern citirten nachzuweisen, Theils auf die Parallelen in der Lehre, der Diction und dem Bilderkreise der Bibel aufmerksam zu machen. Diese Anmerkungen, denen auch sehr viele auf die älteste Dogmengeschichte bezügliche eingemischt sind, verdienen um so grösseres Lob, als Hr. H. hierin gar keine Vorgänger hatte. Sein Commentar zum Henoch ist daher dem gelehrten Erklärer der Bibel, namentlich dem des A. T., unentbehrlich, indem er fast nichts für ihn Brauchbares vermissen wird. Zur Vervollständigung führt Rec. noch folgende, Theils Wort-, Theils Sachparallelen an: Hiob 28, 12 ff. vergl. mit Henoch 42, 1—2. und für den entgegengesetzten Gedanken Sirach 24, 11. ff. — Henoch 48. b. V. 1. vergl. m. Sir. 1, 9. — Henoch 51, V. 6. mit 1 Petr. 1, 18. (eine bloße Wortparallele); — Henoch 48. b. V. 6. heißt der Messias der bei Gott Verborgene, weil er noch nicht zum Gerichte erschienen ist. Dasselbe sagt auch Paulus von Christo; Koloss. 3, 3., daher auch die bekannten Ausdrücke φανεροῦσθαι, ἀποκαλύπτεσθαι, ἀποκάλυψις von der Rückkehr Jesu.

Da das Nützliche und Interessante von Hrn. D. Hoffmanns Unternehmen keinem Zweifel unterliegt, so wünschen wir nur, daß er damit auch bei dem größern theologischen Publicum den verdienten rechten Anklang finde und daß die folgenden Theile des Werkes recht bald an's Licht treten mögen.

Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahle nach dem Grundtexte des neuen Testaments. Mit einem Abrisse der Geschichte dieser Lehre. Ein Versuch von D. David Schulz. Zweite verbesserte

besserte Auflage. Leipzig 1831. Joh. Ambrosius Barth. SS. XXXII u. 322 in 8. Preis 1 Thlr. 15 Gr.

Da die erste Auflage in unsern Blättern zufällig keine Anzeige fand, so sind wir der vorliegenden zweiten eine desto geflissentlichere Erwähnung schuldig und das um so mehr, als auch die neuern kirchlichen Zerwürfnisse in der Heimath des Verfs. dem von ihm behandelten Gegenstande ein gesteigertes Interesse verleihen. Denn wie im Allgemeinen der Geist wissenschaftlicher und unbefangener Prüfung, welcher den Verf. bei Ermittelung des wahrhaft Christlichen und Evangelischen treibt, allen Denen zu wünschen wäre, welche in bewegter Zeit ihre Stimme erheben und auf die Menge wirken: so hat ja auch die Einzelnheit, welcher die Monographie des Verfs. gilt, gerade in der schlesischen Mystik seit Langem eine Rolle gespielt und spielt sie noch. Wir halten es deßhalb gerade in dieser unserer Zeit für Pflicht, die Schrift, welche eben so dem gebildeten Laien zugänglich seyn dürfte, als sie den Männer der theologischen Wissenschaft befriedigen wird, angelegentlich zu empfehlen und glauben das am Sichersten durch eine gedrängte Wiedergabe ihrer wesentlichen Inhaltspuncte zu bewirken. — Die Einleitung von S. 1 bis 43 holt weit, jedoch nicht zu weit aus. Sie hat es mit den Gegensätzen Himmel und Erde, Geist und Materie, Inneres und Aeusseres zu thun. Daß wir das Verhältniß beider zu einander nicht kennen, aber für die Betrachtung beide Gebiete nothwendig unterscheiden müssen; daß das Christenthum als die Religion des Geistes sich überall auch an des Menschen Geist als innersten Lebensquell wende; daß wir mit Gotte und göttlichen Dingen nur mittels unseres freien Geistes zusammenhängen: Solches und Aehnliches sind die sehr zweckmäßig vorbereitenden Gedanken. Der Verf. kommt dann auf Vernunft und Offenbarung,

auf

auf die Unmöglichkeit, daß sich beide als Geschenke Eines guten Gottes widersprechen könnten, auf die Hoffnung, daß durch immer völligeres Verständniß der christlichen Urkunden Friede und Einigung der Parteien herbeigeführt und die Harmonie der Offenbarung und des vernünftigen Denkens werde dargethan werden, und dann S. 36 zu dem Schlusse: „Diese vorläufigen Betrachtungen mußten wir anstellen, wenn die folgende Darstellung einen sichern Grund gewinnen und in allen Beziehungen verstanden werden sollte. Gerade bei dem Versuche einer Würdigung heiliger Gebräuche der Christen, namentlich der Sacramente, scheint es von der größten Wichtigkeit zu seyn, daß das äußerlich Erscheinende von dem Unsichtbaren, die Form von dem Wesen, das Symbol von der Idee, der Leib von dem Geiste, als dem wesentlich Göttlichen, unterschieden werde. Wer die aus dem Gebiete der Sinnenwelt entlehnten und ihr immer wieder anheimfallenden Zeichen des Uebersinnlichen für das Göttliche und Höchste selbst nimmt, oder, was dasselbe sagt, die Gottheit herabgezogen denkt in materiale Elemente und örtlich eingekörpert; der treibt nicht weniger Abgötterei und Götzendienst, als der Fetischdiener, welcher im Holz- und Steinblocke seine Götter, im Crucifixe den Heiland, in gemalten und geschnitzten Bildern die Engel und Heiligen verehrt." — Sind die Worte Christi: Das ist mein Leib und das ist mein Blut eigentlich und buchstäblich zu verstehen oder uneigentlich? Das ist die Frage, welcher der Verf. nun näher rückt. Er hofft sie durch möglichst gründliche Forschung des Grundtextes sämmtlicher Stellen des neuen Testaments und zwar so zu erledigen, daß weder dem Sinne ihrer Verfasser, noch den ewigen Rechten der gesunden Vernunft irgendwie Abbruch geschehe. „Und," fährt er S. 41 fort, „sollten wir nicht rechnen dürfen auf die reiche Summe evangelischer Erkenntniß, geläuterter Einsicht, redlicher Frömmigkeit, welche zu unserer Zeit überall, zumal unter dem bei Weitem größern

Theile unserer Geistlichkeit verbreitet ist? Gelingt es aber, die Lehrer der Religion und die Diener des Wortes zu überzeugen und für die heilige Angelegenheit zu gewinnen, so ist unstreitig Alles gewonnen. Das christliche Volk war und ist jederzeit wie seine Führer." Leider mußte er hinzusetzen: „Mit Spitzfindigkeiten der Schule verlangt es nimmer behelligt, viel weniger in Streitigkeiten darüber verwickelt zu werden. Nicht selten aber wird es durch die Verkehrtheit seiner Führer aufgeregt und zu unabsehbarem Nachtheile geflissentlich in die Irrgänge thörigten Aberwitzes hineingezogen." In der That, die warme und gründliche Bemühung des Verfs. um Herstellung der einfach schönen symbolischen Bedeutung des heiligen Abendmahls könnte man für überflüssig zu halten versucht seyn; kennte man nicht die Geschichte seines Dogma's, nicht den immer noch vertheidigten Unsinn unserer neuesten Dogmatiker einer gewissen Schule, nicht den Aberwitz, von welchem eben der Verf. redete. — Abschnitt I. hat es mit symbolischer und parabolischer Darstellung in den heiligen Schriften im Allgemeinen auf eine sehr interessante Weise zu thun. Das neue Testament, wie das alte, ist voll von uneigentlicher Rede und bildlicher Darstellung. In den meisten Fällen leuchtet auch, daß die Rede bildlich sei, gleich ein. In andern läßt es den Leser darüber zweifelhaft und es müssen die Entscheidungsgründe anderswoher, als aus den bloßen Worten genommen werden. Alle vergleichende Darstellungen im neuen Testamente sind entweder parabolischer oder symbolischer Art, oft aber auch Beides zugleich. Das Gebiet der Parabel ist die Rede, das Gebiet des Symbols sind darstellende Handlungen. In Parabeln heißt es, das Uebersinnliche, welches deutlich gemacht werden soll, sei ähnlich, gleiche dem aus dem Sinnengebiete für die Darstellung Entlehnten, ὁμοιόν ἐςι, ὡμοιώθη, παραβάλλεται. In symbolischen Darstellungen finden sich gewöhnlich die Beides scheinbar iden-

identificirenden Ausdrücke εἶναι, ποιεῖν, συμβάλλειν; es ist, thut dasselbe. Schlechthin wird hier das Zeichen an die Stelle des Bezeichneten gesetzt und Beides wie Eins gefaßt. Ja, man könne behaupten, wenn das Symbol einen innern Geistesact abbilde und darstelle, welcher gleichzeitig mit der äußern symbolischen Handlung innerlich vollzogen werden soll, so höre, wofern das wirklich geschieht und die hohe Absicht ganz erfüllt wird, das Zeichen auf, ein bloßes Zeichen von etwas Entferntem zu seyn, und man könne immerhin sagen, daß mit dem Symbole das durch selbiges Bezeichnete, mit dem Sinnlichen das Uebersinnliche gegeben und empfangen werde, folglich Beides in einem gewissen Sinne gleich sei. Auch das gibt der Verf. zu, daß ein frommes Gemüth die einem heiligen Gebrauche geweihten oder das Göttliche darstellenden Gegenstände mit einem andern Auge betrachte, als die zu gemeinweltlichem Dienste bestimmten und selbige um deßwillen mit einer gewissen Ehrfurcht behandle. Allein um so entschiedener hält er den Satz aufrecht, daß weder die Natur des einen oder andern verändert werden, noch, was auf Eins hinausliefe, eine wahrhafte Verwandlung des einen oder andern oder Beider Statt finden könne. Jedes muß seinem Wesen nach allezeit von dem andern getrennt und verschieden bleiben, wie eng man auch ihre Gemeinschaft für die Betrachtung, so wie eben im Sacramente geschieht, vorstellen mag. Was material ist, kann nicht in Geist, das Geistige nicht in Materie umgewandelt werden; beide sind einander dem Begriffe nach absolut entgegengesetzt; beide gehören gänzlich verschiedenen Regionen an. Zu mehrerer Verdeutlichung gedenkt der Verf. einer Reihe symbolischer Darstellungen aus dem neuen Testamente. Die Fußwaschung, das Anhauchen der Jünger, das Darstellen eines Kindes in die Mitte derselben, das Handauflegen, das Staubabschütteln, die Salbung Maria's, das Händewaschen in Unschuld, die Taufe Johannis und Aehnliches führt er dem Leser

vor.

vorüber; wiederholt, daß eine symbolische Handlung immer etwas Anderes, als sich selbst aussprechen wolle, und schließt den Abschnitt mit der Bemerkung, daß auch das Abendmahl als eine mit parabolischer Rede begleitete symbolische Handlung nicht anders als eben symbolisch genommen werden dürfe, wie denn auch selbst Luther von der Taufe: Wasser thut's freilich nicht! und vom Essen und Trinken beim Sacramente des Altars eigentlich ganz das Nämliche behauptet habe. — Der folgende Abschnitt hat es damit zu thun, wie unwahrscheinlich schon an und für sich es erscheine, daß Christus seinen Jüngern sein Fleisch und Blut zum Genusse dargeboten habe. Der Verf. sagt da unter Anderem: „Für jedes unbefangene, menschlich fühlende Gemüth muß etwas Schauderhaftes und Entsetzen Erregendes in dem Gedanken liegen, Fleisch und Blut eines Menschen essen und trinken zu sollen, hier aber zumal das Fleisch und Blut Desjenigen, der aus Liebe und zum Beßten der Menschheit, zum Heile der ganzen Welt Leib und Leben hinopferte." Dazu kommt aber noch im Besondern das die Apostel als Juden Angehende. „Bekanntlich galt zur Zeit Christi und seiner Apostel dem jüdischen Volke die alttestamentliche strenge Vorschrift, sich vom Genusse alles und jedes Blutes gänzlich zu enthalten." Ja, betrachtet man den Tod Jesu als Versöhnungstod, so durfte auch hiernach sein Blut nicht genossen werden. Denn Gotte dargebracht, nicht genossen sollte es, der Vorschrift nach, bei den Sühnopfern werden. Dasselbe zeigt sich, wenn das Abendmahl mit dem Passahmahle in Parallele gestellt wird. — Abschnitt III. Vorläufige Erklärung einiger für die Abendmahlslehre wichtiger Ausdrücke. Es sind die: *Σῶμα*, *Σάρξ*, *Αἷμα* und *Τοῦτό ἐςι*, nebst den ihnen zunächst verwandten oder entgegengesetzten Ausdrucksweisen. Nach dem Verf. bezeichnet *Σῶμα* den Leib; in wiefern er die Totalität und Gemeinschaft zusammengehöriger,

zur

zur Einheit verbundener Theile oder Glieder, ein in der Verbundenheit seiner Theile d. i. in seiner Integrität bewahrtes Ganze ist — von σώζω — und in wiefern er Gestalt, besonders die menschliche Leibesgestalt hat. Nur in dem einzigen Falle, wo von dem Anfressen oder Verschlingen des ganzen Menschenleibes, etwa durch ein Raubthier, die Rede wäre, könnte man sagen, τὸ σῶμα φάγειν. In jedem andern kann es mit φάγειν σάρκα oder κρέα nicht verwechselt werden. „Daß alle vier Schriftsteller, welche von der Einsetzung des Abendmahls Bericht erstatten, übereinstimmend den Ausdruck σῶμα haben und nicht σάρξ, wird dem Achtsamen schon sehr merkwürdig vorkommen, ja kann ihm allein schon bemerklich machen, daß an einen Fleischgenuß hier nicht zu denken sei.“ Am Ausführlichsten hat der Verf. das Τοῦτό ἐστι behandelt. Als unbedingt zugegebenen hermeneutischen Grundsatz nimmt er an, daß diejenige Auslegung einer Stelle der heiligen Schrift, welche einen einfach natürlichen, den Denkgesetzen des gesunden Menschen entsprechenden Sinn ungesucht darbeut, den Vorzug vor einer etwas ganz Ungewöhnliches, schwer Begreifliches oder gar Widersinniges aussprechenden verdiene. Um eine von der letztern Art irgend geltend zu machen, müßte man die zwingendsten, unabweislichsten Gründe dafür anführen können, während sich für die schlichte, verständliche Ansicht gar Nichts sagen ließe. Daß nun das Letztere bei dem Τοῦτό ἐστι nicht der Fall sei, thut der Verf. durch eine Menge Stellen dar, deren Parallelismus nicht zu verkennen ist. Er thut es nicht bloß mit solchen, wo die dritte Person ἐστί gebraucht ist; sondern auch an Beispielen anderer Personen, Geschlechter und Zeiten läßt er es nicht fehlen. Nur einige derselben erwähnen wir. Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, ἥτις ἐστὶν ὑπόκρισις. Ist nun der Sauerteig der Pharisäer wirklich Verstellung, oder stellt er sie bloß vor? Ἀκελδαμά, τοῦτ' ἔστι, χωρίον αἵματος, das heißt Blutacker. Auf seine gläubigen

digen Zuhörer deutend sagt Jesus: οὗτος ἀδελφός μου καὶ μήτηρ ἐςί, unter diesen verstehe ich. Denn seine wirklichen Verwandten waren es nicht. Vom Johannes sagt der Herr: αὐτός ἐςιν Ἠλίας. Aber darum hörte derselbe nicht auf, Johannes zu seyn, weil er als Elias vorgestellt wurde. Von Christo haben wir das Wort: ἐγώ εἰμι τὸ φῶς τοῦ κόσμου, ἐγώ εἰμι ὁ ἄρτος τῆς ζωῆς, ἐγώ εἰμι ἡ ἀνάςασις, und ähnliche, wobei kein Mensch an eine Verwandlung denken wird. Paulus: ἓν σῶμα οἱ πολλοί ἐσμεν. Ein Leib sind wir, die Vielen. Dann wieder: ὑμεῖς ἐςε τὸ σῶμα Χριςοῦ. Mit diesem Spruche, sagt der Verf., mag man nun die Einsetzungsworte Jesu: τοῦτό ἐςι τὸ σῶμά μου zusammenhalten, und da es unmöglich ist, Beides zugleich buchstäblich zu nehmen, sich zu der Entscheidung entschließen, welcher von beiden Sätzen als eigentlich, welcher als tropisch betrachtet werden soll; oder, was freilich gerathener seyn dürfte, beide uneigentlich zu fassen und gerade in der Vergleichung beider Aussprüche den sichersten Beweis für den anzunehmenden Tropus zu finden. Ergötzlich ist S. 128 die Beweisführung des Verfs. gegen die Orthodoxen ad hominem. Er hat es mit der Stelle Luk. 3, 23. zu thun: ὤν, ὡς ἐνομίζετο, υἱὸς Ἰωσήφ, und meint, daß hier seine Gegner unmöglich gelten lassen könnten, er sei Josephs Sohn gewesen. — Die nächsten beiden Abschnitte verbreiten sich über das Evangelium des Johannes; daß derselbe des Abendmahls an keiner Stelle gedenke und daß Cap. 6. desselben: wer mein Fleisch isset, nicht nur Alles uneigentlich zu verstehen, sondern auch an das Abendmahl dabei in keiner Weise zu denken sei. — Unter den biblischen Berichterstattern vom heiligen Abendmahle stellt der Verf. den Apostel Paulus oben an. Dann läßt er den Lukas, als Pauli Gefährten und Geistesverwandten, folgen, und nach Markus endlich den Matthäus mit seinem ganz singulären εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν auftreten. Die Zusammenstellung dieser bibli-

schen

schen Berichte ist, wie sie der Verf. gegeben hat; höchst interessant und kaum zu entscheiden, ob in der Darlegung des Abweichenden oder in der des Uebereinstimmenden interessanter. Wir müssen die genauere Kenntnißnahme dem Leser selbst überlassen, und geben zum Schlusse nur noch, als Resultat der gesammten Untersuchung, folgende Puncte, auf welche der Verf. das Wesentliche der heiligen Handlung, der es galt, zurückführt, und aus welchen zugleich ersichtlich ist, daß durch die rationale Ansicht das Dogma keineswegs, wie Manche wähnen, ausgeleert und flach wird, sondern vielmehr einen Reichthum praktischer Momente gewinnt, mit deren Andeutung wohl auch manchem Amtsbruder gedient seyn dürfte. Nach dem Verf. sollte der nahe bevorstehende Tod Christi mit den ganz parallelen Sätzen, das ist mein Leib, und, das ist mein Blut, bezeichnet werden. Dieser Tod sei, wie sein ganzes Leben, eine freie Aufopferung des Erlösers zum Heile seiner Gläubigen. — Die innigste Gemeinschaft solle ausgesprochen werden einerseits zwischen Christus und den Gläubigen, andrerseits zwischen diesen unter einander selbst, als in jeder Beziehung gleicher Glieder desselben Leibes und Brüder im Reiche Gottes und Christi. Diese Gemeinschaft ist aber keine leibhaftige, noch kann sie auf elementarischem Wege oder durch materiale Substanzen vermittelt werden, sondern eine innerliche und geistige der Liebe, des Glaubens, der Gesinnung. Das eben ist die neue Religionsstiftung, καινὴ διαθήκη, der Liebe zu Gott und den Menschen als unsern Brüdern. — Dieser Einheit und Gemeinschaft sollen die Christen stets eingedenk seyn, und sie lebenskräftig unter sich darstellen. Das ist der Sinn des: thut das zu meinem Gedächtnisse. — Auf's Passahfest wurde vom Stifter offenbar Beziehung genommen. Es war die Feier der Errettung aus ägyptischer Knechtschaft und der alten Bundesstiftung durch Jehovah. Jetzt galt es die größere

sere Errettung der Menschheit aus der Sklaverei der Sünde, des Weltdienstes; das ist die neue Religionsstiftung. — Das Abendmahl erscheint als Fest des Dankes und froher Lobpreisung Gottes für das durch den Erlöser uns gewordene Heil. Das will insbesondere das paulinische τὸ ποτήριον τῆς εὐλογίας, ὃ εὐλογοῦμεν bedeuten. Noch bemerkt der Verf.: Die Gegenwart Christi im Abendmahle wird angenommen, nur nicht die leibhaftige, sondern die geistige. Ueber die Art und das Maß der Wirksamkeit dieser Gegenwart auf die Seelen der Gläubigen bestimmen die heiligen Schriften Nichts. Auch für uns ist und bleibt dieses ein Geheimniß. Nur müssen wir rohsinnliche Vorstellungen auf alle Weise entfernen und uns insbesondere von den eignen Aussprüchen Jesu Matth. 18, 20. Cap. 28, 20. Joh. 14, 8. 24. 28. leiten lassen.

Im Anhange befindet sich ein kurzer Abriß einer Geschichte der Abendmahlslehre, als eine besondere Zugabe der neuen Auflage. Noch von dem seligen von Cölln durchgesehen und erweitert, erinnert dieselbe an einen edlen Verstorbenen und ist, vornehmlich auch um des Unsinnes willen, den sie dogmenhistorisch nothwendig erzählen mußte, ganz an ihrer Stelle in einem Buche, welches die Absicht hat, den Irrthümern auch unserer Zeit mit den Waffen der Vernunft wie der heiligen Schrift nachdrücklich zu begegnen. Das Gesetz des Gegensatzes hat immer eine ihm eigenthümliche Kraft.

Ueber das Verhältniß der Philosophie zum gesunden Menschenverstande, zur öffentlichen Meinung und zum Leben selbst, mit besonderer Hinsicht auf Hegel. — Noch ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts vom Professor Krug.

Krug. — (Nous vivons dans un siècle, ou l'on croit être original, quand on n'est que bizarre. — Anon.) Leipzig, 1835 bei Köhler. 80 SS. —

Diese Schrift ist in gewisser Hinsicht als ein Nachtrag zu der im vorigen Hefte S. 338 ff. angezeigten desselben Verfs. (Schelling u. Hegel rc.) anzusehen, denn sie wurde nach dem Vorworte durch den Widerspruch veranlaßt, welchen die letztere von Seiten der neuesten philosophischen Schule fand. *) Da

*) Dieser Widerspruch war in der Ordnung und konnte um so weniger ausbleiben, je schmerzlicher sich Viele bei dem gegenseitigen Vernichtungskampfe der philosophischen Systeme betheiligt sahen, in deren Weisheit sie bisher die wirkliche Vollendung aller Philosophie gefunden zu haben glaubten. Das Bittere der unableugbaren Thatsache sollten Diejenigen entgelten, welche im Interesse der Wahrheit dieselbe praktisch zu machen suchten und der Verdruß, den man dabei schon von selbst empfand, wandte sich in verstärktem Maße gegen ihr Bemühen, die Augen des Publicums auf sie zu lenken. Diesem Bemühen unterzogen sich demungeachtet außer dem Verf. auch andere wackere Männer und fast zu gleicher Zeit deutete Rehberg in seiner Abhandlung über die neue Weltliteratur (s. Minerva Mai 1835 S. 329 ff.) auf die merkwürdige Erscheinung hin, daß Schelling in der Vorrede zu Cousin's Abhandl. üb. franz. u. deutsche Philosophie durch Bestreitung der hegelschen Philosophie seine eigne bestreite. „Herr v. Schelling," spricht er, „charakterisirt mit bitterem, aber treffendem Spotte die hegelsche Philosophie, welche „„den Begriff zu seinem eignen Substrate mache und ihn deßwegen in sein Gegentheil umschlagen, sich selbst überstürzen und sodann wieder in sich zurückschlagen lasse."" Hat es aber wohl einen verständlichern Sinn, daß die subjectivobjective Existenz sich selbst objectivire, aber aus jeder Objectivität siegreich wieder hervortritt und nur in einer höhern Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie als über Alles siegreiches Object stehen bleibt?" — „Wird

Da sie aber jeden Kampf mit irgend einem namentlichen Gegner vermeidet und es bloß mit der Beseitigung von Mißverständnissen und Mißgriffen zu thun hat, welche sich dergleichen Gegner bei jenem Widerspruche zu Schulden kommen ließen: so behauptet sie auch den Charakter eigenthümlicher Selbstständigkeit und wird in ihrem ausschließlichen Bezuge auf die Sache, von der es sich handelt, nur um so lehrreicher. Diese Sache aber ist nichts Geringeres, als die Feststellung des auf dem Titel bezeichneten dreifachen Verhältnisses der Philosophie, worüber die hegelsche Schule die unrichtigsten Ansichten in Umlauf zu setzen pflegt und die man von dem Verf. um so lieber bewerkstelligt sieht, je geeigneter eben er ist, Verworrenes zurechtzulegen und Wahrheitswidriges in seiner Grundlosigkeit nachzuweisen.

Da der gesunde Menschenverstand, wie bei den neuesten Philosophen überhaupt, so bei der hegelschen Schule insonderheit als etwas ihrer Philosophie Entgegengesetztes und darum höchst Unbequemes in dem entschiedensten Verrufe steht: so spricht sich der Verf. über das Verhältniß desselben zur Philosophie an sich im ersten Abschnitte zunächst aus und zwar

so

„Wird hiermit etwas Anderes angedeutet; als eben das (bitter und treffend verspottete) Princip der hegelschen Philosophie, welche nur in andern Worten Dasselbe sagt, wenn sie den Begriff für das einzige Wirkliche erklärt und die Substanz, welche die Philosophen für ein reales Subject oder Object oder auch für ein zugleich subjectives und objectives Substrat des Begriffes halten?" — In Folge davon macht Rehberg noch die beherzigenswerthe Bemerkung: „Die Philosophen werden wohl zu der Ansicht Kant's zurückkehren müssen, wenn sie erst den ganzen begonnenen Kreislauf von Versuchen durchlaufen seyn werden, das zu erkennen, zu begreifen und zu erklären, was unerkennbar, unbegreiflich und unerklärlich ist und wovon durch Kant's Analyse des Denkvermögens erhellt, warum es unerkennbar, unbegreiflich und unerklärlich ist." —

so schlagend und wahr, daß ihm gewiß Jeder beipflichtet, der an dieser Gabe Gottes für seine Person nur einigen Antheil hat. Er stellt zum Besten derer, welche bei diesem gesunden Menschenverstande immer an das gerade Gegentheil desselben denken, erst vest, was man eigentlich darunter zu verstehen habe (das natürliche, gemeinsame, von Vorurtheilen, schlechten Neigungen, niedrigen Leidenschaften, fehlerhaften Gewohnheiten u. s. w. nicht verschrobene oder geblendete Wahrheitsgefühl des menschlichen Geistes) und zeigt dann: daß er auf dem Gebiete der eigentlich sogenannten Philosophie, welche es nur mit der aus vernunftmäßigen Gründen erkannten Wahrheit zu thun hat, allerdings kein eigentliches Stimmrecht habe und daß daher auch von keiner besondern Philosophie des gesunden Menschenverstandes die Rede seyn könne, daß aber die Philosophie gar nicht berechtigt sei, mit stolzer Verachtung auf ihn herabzusehen und ihm mit bitterm Hohne gleichsam die Thür zu weisen. Den Grund hiervon läßt jedoch der Verf. nur ahnen, den nämlich, daß jede philosophische Speculation, welche jenem Wahrheitsgefühle widerspricht, eben dieses Widerspruches halber sich über die Wahrheit täuscht, die sie errungen zu haben glaubt und das gegründete Vorurtheil gegen sich hat, Statt ihrer phantastischen Irrthum geltend zu machen. Hierauf commentirt der Verf. einen hierauf bezüglichen Ausspruch Hegels, den man nur selbst hören darf, um die Summa dieses Commentars: daß der Ausspruch ein „alberner" sei, begreiflich zu finden. Er heißt: „Die Philosophie ist nur dadurch Philosophie, daß sie dem Verstande und damit noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist; im Verhältnisse zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt." Trotz dieses Ausspruches ist aber der Verf. gerecht

genug,

genug, anzuerkennen, daß Hegel auch manches Wahre und Gute gelehrt habe und wenn es hier auf Beweis und Beispiel ankäme, so würde sich Rec. besonders auf die eben so gegründeten als starken Erklärungen berufen, die sich Theils in der Vorrede, Theils an andern Stellen seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (S. XIX—XXIV. S. 518 ff.) gegen diejenige Religionsphilosophie finden, welche die Religion nur in dem frommen Gefühle bestehen läßt und keinen doctrinalen Inhalt derselben anerkennt, damit man möglichst freie Hand behalte, von Außen kommende Religionslehren als etwas historisch Gegebenes zum willkürlichen Spielwerke jenes Gefühles zu machen, nicht aber in die Nothwendigkeit versetzt werde, diejenigen davon auszuscheiden und verwerflich zu finden, welche nicht vernunftmäßig begründet sind und darum auf Allgemeingültigkeit keinen Anspruch haben. Uebrigens trifft freilich diese Religionsphilosophie mit der sie bekämpfenden hegelschen Philosophie in demselben Vornehmthun gegen den gesunden Menschenverstand recht treulich wieder zusammen, was Keinen wundern wird, der da weiß, daß sie zuletzt auf demselben Grunde angeblicher Speculation erwachsen ist, auf deren Pfleger sich die Worte jenes neuern französischen Philosophen (S. 13.) treffend anwenden lassen: Les uns, dominés par une *imagination déréglée*, n'ont enfanté que des rêves extravagants, — et quelquesuns, il faut le dire à la honte de l'esprit humain, ont osé se proclamer *sages* et ont été appelés *philosophes*, quand leur doctrine *pervertissait la raison*, sapait le fondemens des sociétés, et enlevait aux malheureux leur dernièr espérance.

Im zweiten Abschnitte hat es der Verf. mit dem Verhältnisse der Philosophie zur öffentlichen Meinung oder zu den in großer Allgemeinheit herrschenden Ansichten einer Zeit von dem, was wahr, recht und gut ist, zu thun. Auch von ihr behauptet er, daß sie allerdings keine richterliche Autorität

über

über die dahin gehörigen Bestimmungen der Wissenschaft habe, weil sie gewöhnlich nur das Erzeugniß des gesunden Menschenverstandes sei, daß sie aber vornehmlich dann, wenn sie in den gebildeten und gesitteten Kreisen der Gesellschaft einheimisch sei, von Seiten der Philosophen die sorgfältigste Beachtung verdiene, wenn man diesen nicht „einen jämmerlichen Weisheitsdünkel" beimessen solle, der sie nach Spiezel's Ausdrucke zu „turgidis et jactabundis doxosophis" mache. In dieser Hinsicht sei ihre Pflicht, die öffentliche Meinung gründlich zu prüfen und je nachdem diese Prüfung ausfalle, sie entweder zu vertreten oder zu bekämpfen, sich aber besonders vor dem Bestreben zu hüten, durch paradoxe Behauptungen gegen dieselbe zu verstoßen. Das macht nun der Verf. an dem allbekannten Paradoxon anschaulich, welches „der hegelschen Philosophie in der öffentlichen Meinung so viel Abbruch gethan:" Alles, was vernünftig ist, ist wirklich und was wirklich ist, ist vernünftig. So richtig, spricht er, dieser Satz auch in dem Sinne der pantheistischen Philosophie Hegels ist und so sehr man ihm selbst außer derselben eine leidliche Deutung geben kann: so mußte er doch nach seinem schlichten Wortsinne der öffentlichen Meinung mit Recht höchst anstößig seyn und es war kein Wunder, daß der Urheber desselben, auch abgesehen von den besondern Gerüchten, die über die Umstände seiner Aufnahme in die Rechtsphilosophie Hegels umgingen, in den Verdacht gerieth: jedes wirkliche Unrecht und jeden wirklichen Mißbrauch für vernünftig d. i. recht, gut und heilsam zu erklären, folglich ein Freund des Unrechts, ein Beschöniger der Mißbräuche, ein geschmeidiger Hofmann, ja wohl gar ein schmeichlerischer Despotenknecht zu seyn. Gegen diesen Verdacht sucht nun zwar der Verf. Hegeln so weit als möglich in Schutz zu nehmen, muß aber doch gestehen, daß wer sich so unvorsichtig ausdrücke und überhaupt so unbeholfen und verwirrt philosophire, wie er in jener Rechtsphilosophie und in allen

allen seinen Schriften zu thun gewohnt gewesen sei, sich nicht zu beklagen habe, wenn man, wie neuerlich geschehen, behaupte: „Daß, wo die hegelsche Philosophie aufhöre, erst die Möglichkeit einer wahren Philosophie anfange," und daß dieselbe „die absolute Unverständlichkeit zum Anfange, Ende und Mittelpuncte habe, dieses Unverständliche aber für das absolute Licht der Wahrheit ausgebe." Die hier angezogenen Stellen z. B. über den angeblichen Unterschied zwischen Moralität und Sittlichkeit geben starke Belege dafür.

Gleich befriedigend spricht der Verf. im dritten Abschnitte über das Verhältniß der Philosophie zum Leben selbst. Er thut erst dar, daß die Philosophie eine wirkliche Lebenswissenschaft sei oder eben sowohl in das Leben gehe, als sie aus dem Leben hervorgehe, dann aber, daß wenn sie unabhängig von demselben speculire, wie sie könne und müsse, sie sich doch stets an's Leben anzuschließen oder die durch die allgemeine Menschenvernunft in ihm gültig gewordenen Ansichten und Grundsätze wohl zu berücksichtigen habe, damit sie dem Leben nicht feindselig entgegentrete oder doch zu einem für seine Bedürfnisse unbrauchbaren Hirngespinste werde. Hier ist nun merkwürdig genug, daß der Verf. das Vernünftige dieser Ansicht theilweise mit Hegels eigenen Worten belegen kann, daß er aber auch andere ganz entgegengesetzte Aeußerungen desselben anzuziehen hat, welche darthun, in wie groben und handgreiflichen Widersprüchen sich dieser angebliche Hersteller aller wahren Philosophie herumzudrehen pflegte. Wie sehr übrigens seine Philosophie durch ihren pantheistischen Geist mit aller wahrhaften Lebenswissenschaft in Gegensatz trete und namentlich das christliche Moment derselben aufhebe, läßt der Verf. Herrn Eschenmayer in Tübingen bezeugen, ohne gerade dieses Zeugniß für ihn vertreten zu wollen. Dieser nämlich behauptete in seiner Schrift: Die hegelsche Religionsphilosophie verglichen mit dem christlichen Principe (Tüb. 1834

S.

S. 160): „Sie ist nichts Anderes, als eine Logik, die sich an christlichen Wahrheiten verklären will" — (gerade wie die schleiermacher'sche) —." „Hegel hat einen Gott ohne Heiligkeit, einen Christus ohne Liebe, einen heiligen Geist ohne Erleuchtung, ein Evangelium ohne Glauben, einen Abfall ohne Sünde, ein Böses ohne Selbstverschuldung, eine Versöhnung ohne Sündenvergebung, einen Tod ohne Opfer, eine Gemeinde ohne Gottesdienst, eine Freiheit ohne Imputation, eine Gerechtigkeit ohne Gericht, eine Gnade ohne Erlösung, eine Dogmatik ohne Offenbarung, ein Diesseit ohne Jenseit, eine Unsterblichkeit ohne persönliche Fortdauer, eine christliche Religion ohne Christenthum und überhaupt eine Religion ohne Religion." — Zur Charakteristik der hier mit berührten hegelschen Dreieinigkeitslehre fügt der Verf. in einer Note die Bemerkung bei: „Man vergleiche damit die neueste philosophische Demonstration nach hegelscher Manier in der Schrift eines eifrigen Hegelianers, nach welcher Gott sich setzt — (1ste Person) — dann sich negirt — (2te Person) — endlich die Negation selbst wieder negirt — (3te Person) (s. Göschel's Schrift: Hegel und seine Zeit. Berl. 1832. S. 110.) — Heißt aber das sich in die „„Tiefen der Gottheit"" versenken, wenn man ein dialektisches Spiel mit ihr treibt? — oder in die „„Tiefen der Wissenschaft,"" wenn man am Ende Nichts mehr sieht und hört, als Worte, Worte, Worte u. s. w." — Noch genialer verfuhr sonst ein akademischer Lehrer aus Schellings Schule bei der Demonstration der Dreieinigkeit. Er zeichnete auf der schwarzen Tafel über seinem Katheder den Punct, „das Zero" — das war Gott der Vater —; dann bemerkte er: dieß Zero strebe außer sich und lasse so im beigefügten „Radius das Söhnliche oder Gott den Sohn" von sich ausgehen; — und da, setzte er hinzu, auch dieser Sohn nicht ruhen und rasten könne, so bringe er in achsenmäßigem Schwunge um das Zero „den Kreis, das Geistige oder Gott

den heiligen Geist" hervor, und so stand dann nach Vollendung dieses Kreises die gesammte Dreieinigkeit in mathematischer Anschaulichkeit vor den Augen seiner erstaunten Zuhörer da. — Bei der von Eschenmayer gerügten hegelschen Unsterblichkeit ohne persönliche Fortdauer werden die Leser unwillkürlich an die der ganzen christlichen Welt so anstößig gewordenen Geständnisse zweier Hegelianer (Richter u. Weiß) denken, von denen im vorigen Jahrgange (H. 1. S. 165 ff.) die Rede war, und sich vielleicht auch der treffenden Aeußerung erinnern, welche einst die Fr. v. Staël bei einem schellingschen Vortrage über die Unsterblichkeit that: „Cette immortalité ressemble terriblement à la mort." — Am Schlusse dieses Abschnittes kommt der Verf. noch ein Mal auf die Verständlichkeit, als das unerläßliche Erforderniß einer Philosophie, welche sich als wahre Lebenswissenschaft bewähren will, und ruft den hegelschen Geheimthuern und Geheimnißkrämern zu: „Also heraus an's Licht der Oeffentlichkeit, wenn ihr etwas wahrhaft Wissenschaftliches zu sagen habet! Aber saget es dann auch so, daß wenigstens jeder im Denken und Sprechen Geübte euch verstehen kann! Wo nicht, so schweiget lieber und behaltet euere angebliche Weisheit ganz für euch! Sie kann alsdann mindestens keinen Schaden stiften." — Auch die sehr zeitgemäße Bemerkung wird noch hieran geknüpft, daß eben die jetzige deutsche Philosophie (deren Schriften in keine andere Sprache verständlich übersetzt werden könnten) ganz neuerlich einem höhern Staatsbeamten Anlaß gegeben habe, in einer wohlbekannten Schrift geradehin auf die Unterdrückung der deutschen Universitäten anzutragen.

Zum Schlusse tritt der Verf., um nicht daraus negirend, oder die hegelsche Philosophie bestreitend gesprochen zu haben, auch affirmirend auf, indem er in höchster Kürze und Klarheit die Grundsätze entwickelt, auf welchen sein eignes philosophisches System, transscendentaler Synthetismus genannt,

und

und in seiner Fundamentalphilosophie weitläufiger vorgetragen, beruhe. Er will es, wie sich von selbst versteht, Niemandem aufdringen und versichert, nicht nur jede Verbesserung seiner etwaigen Unvollkommenheit dankbar aufnehmen, sondern es auch gern gegen jedes absolut Vollkommene vertauschen zu wollen, in welchem etwa „irgend ein Oedipus das große Räthsel der Welt von Alpha bis Omega völlig löste.“ Nur in dem „vergötterten“ Berliner, dessen philosophisches System „mit dem Nichts anfing und mit dem Nichts endete,“ will er (wie tausend Andere von gesunder Vernunft) diesen Oedipus nicht anerkennen, denn er stehe den ältern und neuern philosophischen Heroen gar zu fern: „welche Nichts wußten von einem Urgrunde, der auch ein Ungrund ist; Nichts von einem leeren Begriffe, der sich selbst immer fort oder hin und her bewegt, um aus seiner Leerheit die ganze Welt hervorzuzaubern; Nichts von einem unbestimmten allgemeinen Geiste, der erst im besondern Menschengeiste zum rechten Daseyn mit einem vernünftigen Bewußtseyn seiner selbst gelangt, also einer Urvernunft, die als solche auch noch Unvernunft ist, Nichts endlich von jenem Wunderkinde, welches, erzeugt durch den Intellectus mit der Phantasia und daher intellectuale oder speculative Anschauung genannt, nur durch seine Inspirationen zur philosophischen Erkenntniß führen soll.“ — Wir wissen Nichts hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß uns der Himmel von diesen Verirrungen in der philosophischen und folgeweise auch in der theologischen Welt bald gründlichst befreien möge, damit sie unser Volk nicht länger zum Spotte anderer gebildeter Völker machen mögen. Denn noch ganz neuerlich nannte Hamilton, der scharfsinnige dialektische Bekämpfer der Cousin'schen Philosophie, als eines modificirten Erzeugnisses der schelling-hegelschen, in *Edinburgh Review* N. 99. 1834 die deutschen Metaphysiker: gens ratione ferox et mentem pasta chimaeris. —

Die Sonntagsfeier, wöchentliche Blätter für Kanzelberedtsamkeit und Erbauung, im Vereine mit mehreren berühmten Kanzelrednern herausgegeben von Karl Zimmermann, Großherzogl. hess. Hofdiakonus. Erster Band. Erstes bis sechstes Heft. Mit vielen Abbildungen. Darmstadt und Leipzig. Druck und Verlag von Karl Wilhelm Leske. 1834. (Der ganze Band 1 Thlr. 20 Sgr.

Indem wir die vorliegenden Hefte, mit denen eine neue Zeitschrift für die ernsten Angelegenheiten der Kanzelberedtsamkeit und Erbauung in das Leben tritt, zur Hand nahmen, erinnerten wir uns der fast übergroßen Menge literarischer Producte, die auf die Förderung der nämlichen Angelegenheiten berechnet sind, und es wollte uns scheinen, als sei es eben keine leichte Sache, das Interesse des Publikums für ein Unternehmen zu gewinnen, dessen Durchführung mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden seyn muß, je rühmlicher zum Theil die Leistungen sind, die namentlich in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Homiletik und Asketik Statt fanden. Denn das Gewöhnliche mit Gewöhnlichem zu vermehren, zu dem schon Vorhandenen völlig Gleiches hinzuzufügen und das Feld der Literatur nur in quantitativer Hinsicht zu erweitern, ist im Allgemeinen eine undankbare Mühe, und mit Recht erwartet man in unseren Tagen von einer Zeitschrift, wie die gegenwärtige, daß sie nur Musterhaftes aufnehme und Gediegenes darbiete, wenn die Herausgabe derselben nicht mit dem leidigen Acta agere bezeichnet werden soll. Zwar haben dergleichen Sammlungen immer das für sich, daß sie Arbeiten aus verschiedenen Federn geflossen zusammenstellen und so dem Leser vom Fache immer lehrreich und interessant sind. Auch kann es nicht fehlen, daß sie nicht bei der größern oder geringern

Anzahl

Anzahl ihrer Mitarbeiter Manches liefern sollten, was sich über das Gewöhnliche und Mittelmäßige erhebt und auch durch das minder Gute kann erbaut werden, wenn dieser Zweck ernstlich verfolgt wird. Da wir aber mit Schriften, welche die homiletische Bildung und christliche Erbauung bezwecken, schon reichlich genug versehen sind, so kann es nicht anders seyn, als daß jede neue Erscheinung dieser Art die Forderungen der Kritik und die Erwartungen des Publicums auf gleiche Weise steigern muß. In wieweit nun die vorliegende Zeitschrift diesen Anforderungen entspreche und ihre Aufgabe löse, möge eine beurtheilende Uebersicht der bis jetzt erschienenen Hefte den Lesern vergegenwärtigen.

Der Ankündigung zu Folge erscheint mit jedem Sonntage eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen, worin außer einer vollständigen Predigt sich ein bis zwei Casualreden, abwechselnd mit Gebeten, geistlichen Dichtungen, Predigtentwürfen und dergleichen vorfinden sollen, und der Herausgeber hofft nicht allein den Erbauung Suchenden zu befriedigen, sondern auch den Geistlichen ein reiches Ideenmagazin zu eröffnen und selbst zur Aussöhnung der streitenden Parteien mitzuwirken, indem die Sonntagsfeier durchaus keine theologische Farbe an sich tragen solle. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, kann das Erscheinen dieser Zeitschrift nur gebilligt werden, da sie vermöge des ihr zu Grunde liegenden Planes ihre Gaben in ziemlich reichem Maße darbietet, und da schon die Namen mehrerer ihrer Mitarbeiter erwarten lassen, daß unter denselben viel Gelungenes und Treffliches enthalten seyn werde. Aber eben bei diesem Letztern hätte es, unserer Ansicht nach, die Redaction bewenden lassen sollen, denn des Alltäglichen und Gewöhnlichen haben wir bereits im Ueberflusse; und wir würden das Unternehmen derselben weit dankenswerther nennen, wenn sie nicht sowohl das multa als vielmehr das multum berücksichtigt hätte. Daß sie nach allen Seiten hin zu thätiger Theilnahme

auf-

auffordern muste, ist bei der Menge der versprochenen Liefe- rungen begreiflich; aber eben deßhalb konnte es auch nicht feh- len, daß nicht auch das minder Gute und die mittelmäßige Leistung aufgenommen wurde und wenn wir uns damit nicht einverstanden erklären können, so möge eine kurze Beurtheilung der vorliegenden Arbeiten uns deßhalb rechtfertigen.

Das erste Heft (jedes Heft besteht aus vier Nummern) enthält fast Nichts, was einer ausgezeichneten Erwähnung werth wäre. Die Predigt aus dem Nachlasse des sel. Zim- mermann: „Wodurch wird die Kirche des Herrn entweiht?“ enthält zwar des Zeitgemäßen und Praktischen nicht Wenig, er- scheint aber in sich selbst als unvollendet, wir möchten sagen, als ein bloßes einer umfassendern Betrachtung entnommenes Bruchstück, vielleicht aus dem Grunde, weil das zu weite Thema einer erschöpfenden Behandlung nicht fähig war. Die zweite Pred. von Schuderoff am Johannisfeste: „Die vor- nehmsten Ursachen, warum die Hoffnungen der Aeltern, mit welchen sie auf ihre Kinder blicken, größten Theils unerfüllt bleiben,“ scheint ihren wackern Verfasser auch Etwas zu ver- leugnen. Denn schon das Thema enthält in dem Beisatze „größten Theils“ eine Uebertreibung; der erste Theil, nach welchem die Natur oft die Schuld jener getäuschten Hoffnun- gen tragen soll, ist auch nicht richtig, indem nicht der Natur, sondern den Aeltern, welche die Natur des Kindes verkennen, diese Schuld beizulegen ist, und außerdem scheint die ganze Pre- digt des christlichen Momentes zu ermangeln und läßt die Frage, auf welche es hauptsächlich ankam: was haben deßhalb Aeltern zu thun, wenn u. s. w. durchaus unbeantwortet. Die dritte Pred. von Rust: „Von dem hohen Segen, welchen ein lebendiges Christenthum allen Verhältnissen des Staates ge- währt“ ist zunächst in ihrer Disposition fehlerhaft. Denn wenn dieser Segen darin bestehen soll, daß Obrigkeiten und Unterthanen ihren gegenseitigen Beruf erfüllen, daß sie gemein- schaftlich

schaftlich in der Kraft des heiligen Geistes gegen den gefährlichsten Feind ihrer ehrwürdigen Verbindung (die Sünde) kämpfen und daß sie in gläubigem Hinblicke auf die himmlische Ordnung der Dinge daran arbeiten, daß ihre irdische von Tage zu Tage vester werde: so fallen diese Theile unstreitig im Wesentlichen zusammen. Dann ist die Predigt mit Bibelstellen ziemlich überladen und enthält zu viel Geschichtliches, als daß sie recht special gearbeitet seyn könnte. Auch die vierte Pr. von Lorberg: „In wiefern sind wir selbst verantwortlich für die niedrige Stufe der sittlichen Vollkommenheit, auf welcher wir stehen?" scheint in ihrer Anlage nicht gelungen zu seyn. Der Eingang zeigt, wie die Menschen in Allem von Gotte abhängig sind. Nach Aufstellung des Thema's beweist sodann der Verf., daß wir auch in sittlicher Hinsicht nicht immer von uns selbst abhangen, eine Bemerkung, welche ebenfalls in die Einleitung gehört hätte; und wenn er in drei verschiedenen Theilen das Nichtachten auf die Stimmen, die uns zum Weiterstreben auffordern, von dem Nichtbenutzen der Gelegenheiten, an christlicher Erkenntniß zu wachsen, und von dem Versäumen der Uebung im Guten unterscheidet, so ist diese Unterscheidung mehr künstlich als logisch richtig. — Die in dem Hefte enthaltenen Reden sind: eine Confirmationsrede, welcher es an guter Anordnung und specialer Behandlung gebricht; eine Trau- und Taufrede, besser geordnet und durchgeführt; — und eine Ordinationsrede vom verst. Schwabe, die als ganz gehaltlos füglich ungedruckt hättte bleiben können. —

Besser ausgestattet ist das zweite Heft. Die erste Pred. von Schrader: „Fromme Wünsche für eine christliche Gemeinde am Anfange eines neuen Kirchenjahres" ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Der erste Theil nennt den Inhalt dieser Wünsche und der zweite macht auf die Erfordernisse ihrer Erfüllung aufmerksam. Außer der edlen Diction, der Gedankenfülle und der praktischen Behandlungsweise des Verfs. verdient beson-

besonders erwähnt zu werden, wie musterhaft in den Untertheilen des ersten Theiles die Texteswortе Kol. 1, 9—14. benutzt worden sind. — Weniger beifallswerth ist die zweite Pred. am Reformationsfeste von Dietzsch über 2 Kor. 10, 21—28.: „Paulus und Luther." Denn wie richtig auch die verschiedenen Vergleichungspuncte (P. und L. wurden durch außerordentliche Umstände für das Christenthum gewonnen; Beide waren zuvor in Absicht auf die Religion denselben Irrthümern zugethan; Beide schätzten nachher den Glauben an Jesum über Alles; Beide bewiesen für die Sache des Christenthums eine rastlose Thätigkeit) an sich selbst seyn mögen, so fragt man doch am Schlusse mit Recht, welchen praktischen Nutzen eine solche Vergleichung haben konnte und sollte, eine Frage, welche durch die angeführte Ermahnung des Apostels: gedenket an euern Lehrer, unmöglich hinreichend beantwortet seyn kann. Die dritte Pred. von Marks: „Worauf es beim Beten ankomme," gehört wieder zu den gelungenern Lieferungen dieses Heftes. Sie erschöpft ihren Gegenstand (wir müssen uns bewußt seyn, was wir thun beim Beten; unser Thun beim Beten muß Wahrheit haben und unser Beten muß aus gläubigem Herzen kommen), sie spricht über denselben warm und herzlich und wird noch außerdem besonders interessant durch einige geschichtliche Andeutungen. Nur im ersten Theile hält sich der Verf. bei dem Nebengedanken, wie man sich die Fähigkeit zum Beten erwerbe, zu lange auf und kann deßhalb die eigentliche Frage nur kurz und unzureichend beantworten. Das Thema der vierten Pr. von d'Autel über Joh. 2, 1—11. „Auch unser Haus soll ein Haus seyn und werden, in welchem Jesus gern einkehrt und verweilt" ist fehlerhaft, indem der Sinn des Bildes nicht deutlich zu Tage liegt und der Verf. noch dazu versäumte, diesen Sinn näher zu bezeichnen. Statt dessen verbreitet er sich unnöthiger Weise und sehr weitläufig über den Text selbst, über die ungefähren Verhältnisse jenes

Braut-

Brautpaares und kommt erst nach einem ziemlich langen Umwege auf sein Thema zurück, das er aber dann recht gelungen und beifallswerth durchführt, obschon wir die Disposition (unser Haus muß ein Haus der Liebe, des Vertrauens und der Eintracht und der Tugend und Frömmigkeit seyn) nicht gerade billigen können. — Außerdem enthält dieses Heft eine gelungene und schön stylisirte Traurede, zwei Altargebete, von denen das erste den Fehler des erzählenden Tones hat; eine gut geordnete, wenn auch nicht sehr andringliche Beichtrede; eine musterhafte Leichenrede; ein geistliches Lied, das, einige Härten abgerechnet, nicht übel ist; und die bekannte Rede von Röhr bei der Confirmation des Erbgroßherzogs von Weimar, welche in jeder Hinsicht ihres Verfs. würdig ist. —

Das dritte Heft eröffnet eine Predigt von Röhr über Mark. 12, 41—44.: „Die religiösen Bildungsanstalten der Christen, der würdigste Gegenstand eines edlen Gemeinsinnes derselben." Wir brauchen davon Nichts weiter zu sagen, als daß sie in der klaren, gedankenreichen, kräftigen und praktischen Manier des Verfs. geschrieben ist. Nur ein Paar lange Perioden oder vielmehr weiter ausgesponnene Sätze, welche unserem Bedünken nach leicht abgekürzt werden konnten, sind uns darin vorgekommen. An den religiösen Bildungsanstalten der Christen wird übrigens das hervorgehoben: daß sie ein ganz eigenthümliches Besitzthum der Christen ausmachen, daß kein einziger Bekenner Jesu derselben zu Erreichung seiner Bestimmung entbehren kann, und daß die heilbringende Wirksamkeit derselben selbst das gesellschaftliche Leben der Christen umfaßt. Dieser Predigt ganz unähnlich ist die zweite vom verst. Schwabe über Pr. Sal. 4, 17.: „Das Verhalten eines frommen Gottesverehrers gegen das Gotteshaus." Der Verf. meinte textgemäß disponiren zu müssen und stellte deßhalb folgende Regeln auf: 1) bewahre deinen Fuß, wenn du u. s. w.; 2) komme; 3) komme, daß du hörest; 4) denn das ist besser, als

als der Narren Opfer. Wie verworren diese Eintheilung sei, brauchen wir nicht zu erinnern. Auch hätte, da die Predigt bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen Kirche gehalten werden sollte, wohl etwas Gewählteres zur Sprache gebracht werden können, und was in ihr gesagt wird, ist durchgängig so inhaltsleer und oberflächlich, daß nicht das Mindeste verloren war, wenn sie der Vergessenheit übergeben wurde. Bei Weitem besser ist die dritte Pred. von Conard. Nach einer trefflichen Einleitung stellt der Verf. über Luk. 2, 41—52. als Thema: „Den Tempelbesuch des Herrn" auf und betrachtet sein Kommen, sein Verweilen und sein Gehen. Besonders gelungen sind die beiden ersten Theile und namentlich hat uns darin beherzigenswerth geschienen, was über das frühzeitige Gewöhnen der Jugend zum Gotteshause und zu Gottes Worte gesagt wird. Auch die vierte Pred. aus dem Nachlasse des verst. Zimmermann: „Das Geburtsfest Jesu als eine Erinnerung an die Segnungen Gottes in den Verbindungen unseres Lebens" verdient eine sehr rühmliche Erwähnung. Sie zeigt den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf das Familienleben, auf das Vaterland und auf den kirchlichen Verein der Christen und nur der dritte Theil, wohl eben der wichtigste, ist zu kurz und zu wenig erschöpfend ausgeführt, vielleicht nur darum, weil auch hier das Thema zu weit war. Die in diesem Hefte enthaltenen Reden sind: eine Taufrede, die an einen recht guten Gedanken geknüpft und in einer schönen Sprache verfaßt ist; eine Abendmahlsrede, welche mehrere Gedanken aufstellt, ohne einen gehörig durchzuführen; eine Grabrede, die gut angelegt, aber zu kurz ist, um recht erbaulich seyn zu können; und eine Traurede voll inniger Wärme, doch in sofern zu allgemein, als dem Brautpaare wohl einige christliche Regeln hinsichtlich ihres gegenseitigen Verhaltens gegeben werden konnten.

Das vierte Heft stellt sich seinem Gehalte nach den beiden vorher-

vorhergehenden gleich. Es beginnt mit einer Neujahrspredigt von Alt: „Gott weiß Alles," darum wollen wir „getrost weiter wandern, bei Allem uns zufrieden geben, nie von seinem Pfade weichen und allezeit zu ihm beten." Wir haben sie wegen ihrer guten Anordnung, ihrer herzlichen Sprache und ihrer praktischen Tendenz nicht ohne Theilnahme und Erbauung gelesen. Weniger gelungen ist die zweite Pred. von Sell über Jes. 4, 47—54.: „Wie unwürdig es sei, die Religion als ein Mittel für irdische Zwecke zu mißbrauchen." Denn wenn im ersten Th. nachgewiesen wird: wie oft von Jeher die Religion für dergleichen Zwecke gemißbraucht worden sei, so hätte dieß unstreitig nicht hier, sondern in der Einleitung geschehen müssen und wenn im ersten Untertheile desselben Theils behauptet wird, daß der Annahme des Christenthums in den frühesten Zeiten fast immer nur irdische Absichten zu Grunde gelegen hätten, so ist dieß offenbar eine Uebertreibung und Ungerechtigkeit, welche der Verf. nicht vertreten kann. Wahrhaft beherzigenswerth ist dagegen, was er im zweiten Th. über das Unkluge, Unweise und Sündliche eines solchen Mißbrauchs der Religion sagt. Er thut hier kräftig und eindringlich dar, daß jene Zwecke durch das ergriffene Mittel nie vollständig erreicht werden können, daß aber dagegen der wahre Gewinn der Religion nothwendig zerstört und das Heiligste freventlich entweiht werden müsse. Die dritte Pred. von Schatter am Neujahrstage: „Die Erinnerungen, die uns das alte Jahr gibt, das neue recht und christlich damit zu beginnen" gehört zu den besten der ganzen Sammlung. Sie schließt sich eng an den Text (Ps. 103, 1. u. 2. u. 11—18.) an, behandelt ihren Gegenstand durchaus special und deßhalb praktisch und erbaulich und ist in einer herzgewinnenden Sprache geschrieben. Die vierte Pred. von Ammon zur Jahresfeier der Staatsverfassung im Königreiche Sachsen: „Die sittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenseitig verbindlichen Staats-

ver-

verfassung" beurkundet den geistreichen Denker und gewandten Homileten, von dem sie verfaßt ist, durchaus und kann in jeder Hinsicht als Muster aufgestellt werden. — Auch die in diesem Hefte gelieferten Reden: eine Grabrede, eine Rede zur Einweihung eines neuen Friedhofes, eine Rede bei der Weihe eines neuen Schulhauses und zwei Traureden sind, die letzte etwa ausgenommen, beifallswerth. Besonders angesprochen hat uns die erste Einweihungsrede, und was die Schulrede von Tischer über die Frage: ob auch das Zuvielwissen ungehorsame Unterthanen mache? zur Sprache bringt, ist eben so gedacht, als zweck- und zeitgemäß. —

Das fünfte Heft beginnt mit einer Predigt von Schmalz am Charfreitage, welche Nachmittags um 3 Uhr gehalten wurde und deßhalb „des Herrn Tod als Sonnenuntergang" darstellt. Nach unserem Gefühle müssen wir sie für eine kunstreiche, aber verunglückte Spielerei erklären, welche zumal an einem solchen Tage dem Zwecke der Erbauung gar nicht förderlich war. Was darin von der „ernsten, in seiner Erhabenheit anziehenden und aufregenden, aber doch zugleich Ruhe und Verheißung bringenden" Seite des Todes Jesu gesagt wird, ist ganz allgemein und oberflächlich aufgefaßt, weil der Verf. mehr Zeit und Fleiß auf die mehr den Verstand als das Herz beschäfftigende Durchführung der zwischen ihm und der untergehenden Sonne aufgestellten Parallele verwenden zu müssen glaubte. Das Ganze ist ein starker Beleg zu dem herrschenden Fehler des jetzigen homiletischen Zeitalters, mehr auf augenblicklichen Effect, als auf dauernde Anregung des Herzens hinzuwirken, ein Fehler, welchen so wohlbegabte Männer, wie der Verf., Denen überlassen sollte, welchen es auf der Kanzel nicht darum zu thun ist, Gottes Werk zu treiben, sondern die Zwecke ihrer persönlichen Eitelkeit zu verfolgen. — In der zweiten Pred. zeigt Heidenreich (am Todtenfeste): „Wie lehrreich und tröstlich die Geschichte von Lazarus Tode und Erweckung

sei

sei bei der Trauer um unsere Todten." Die hieher gehörigen, aus dem Texte (Joh. 11, 17—40.) entlehnten Gedanken sind gut gewählt und gut geordnet und an der Ausführung derselben hat uns nur das weniger gefallen, daß der geschichtliche Stoff etwas breit und nüchtern abgehandelt und daß im vierten Theile die christliche Unsterblichkeitslehre und die jüdische Auferstehungslehre verwirrend in einander gemischt werden. — Die dritte Pr. von Lösch führt uns die Erinnerung an das fast bis zum Ueberdrusse besprochene Jubelfest der augsburgischen Confession noch ein Mal vor die Augen, setzt aber (über Matth. 10, 32.): „Die Beschaffenheit und die Segnungen der evangelischen Glaubenstreue" klar, ansprechend und im Geiste des echten Protestantismus aus einander. — An der vierten Pred. von Sabel, welche nach Offenb. 21, 1—10. und 22—27. „die Geheimnisse des Himmelreiches" schildert, hat uns die geistige Ausbeutung des dichterischen Inhaltes des Textes wohlgefallen, dagegen läßt sich aber eine special vergegenwärtigte Erkenntniß der heilsamen Wirkungen des Christenthumes auf den Zustand der Menschheit, vornehmlich aber eine praktische Anwendung derselben sehr darin vermissen. — Die Reden, eine Grabrede (vom Herausgeber), eine Traurede (von Cunecke) und eine Kirchenvisitations-Rede (von Frey) füllen ihre Stelle würdig aus, aber eine Taufrede, die sich in ein Paar oberflächlichen Sätzen herumdreht, (von Steuber) war der übrigen nicht werth.

Das sechste Heft eröffnet eine treffliche Pred. von Ammon am Himmelfahrtsfeste über: „das hohe Vorbild, das uns Jesus bei seinem Hingange zum Vater für unsere künftige Abschiedsstunde hinterlassen hat." In der an diesem Verf. gewohnten Weise wird darin gezeigt, „daß wir fleißig an diese Abschiedsstunde denken, uns durch unser Leben und Wirken auf sie würdig vorbereiten, ihr mit voller Heiterkeit entgegengehen und für die letzten Augenblicke unseres irdischen Daseyns die

volle

volle Kraft des Glaubens bewahren sollen, den Christus in unserem Herzen geweckt hat." Hie und da könnte man den Gedanken wohl eine klarere und bestimmtere wörtliche Einkleidung wünschen. — Eine Kirchweihungs-Predigt von Bretschneider schildert „den hohen Werth christlicher Gotteshäuser, als Stätten," die der gemeinschaftlichen Anbetung Gottes, der Ordnung der Gnade im Reiche Christi (Taufe, Confirmation und Abendmahls) gewidmet sind und der seligen Wirksamkeit des heiligen Geistes an den Seelen der Christen dienen sollen, auf ganz gewöhnliche Weise und hat auch in der Diction nichts Ausgezeichnetes. — Die Synodal-Predigt von Sixt, welche (in der protestantischen Kirche zu Würzburg) über den „vorgegebenen" (?) Text: Hebr. 10, 25. „Die bessere Zukunft" schildern soll, „nach welcher sich alle wahre Christen sehnen," zeichnet sich durch eine lebendige Darstellung, durch einen natürlichen Gedankengang und durch viel Wärme für die Geltendmachung eines klaren und praktischen Christenthumes aus. — In einer Predigt nach der verheerenden Wasserfluth zu Plauen führt Engel den davon Betroffenen nach 2 Sam. 22, 14—16. „die Größe Gottes" (in seiner unendlichen Macht, seiner hilfreichen Güte und seinem heiligen Ernste) sehr ansprechend zu Gemüthe. Nur der Schluß ist Etwas abgebrochen und läßt keinen befriedigenden Eindruck zurück. — Die Predigt von Tischer: „Die verschiedenen Stufen menschlicher Bildung," eine schon an sich etwas kalte Arbeit, haben wir bereits in Röhr's Magazin f. chr. Pred. 1. B. 2. St. gelesen und wir wissen nicht zu sagen, womit der Verf. den doppelten Abdruck derselben in zwei verschiedenen Sammlungen rechtfertigen will. — Die letzte Predigt von Dechent über Joh. 15, 5. 6. war der Aufnahme nicht werth, denn sie ist oberflächlich und trocken. — Ein Neujahrsgebet von Böbeker paraphrasirt in beliebter, aber gewiß nicht preiswürdiger Weise das Vater unser dem Zwecke des Tages gemäß; eine Ordinations-

tionsrede von Zeh vereinigt Kürze mit Kraft und Salbung; eine Traurede von Schatter ist gemüthvoll und eindringlich; eine Militärrede von Vollbeding spricht sich in echt christlicher Weise über die Vaterlandsliebe aus und eine Kirchenvisitations-Rede von Simon bringt Zweckdienliches warm und kräftig zur Sprache. — Der ganze Band, der diese sechs Hefte umfaßt, ist mit einem verschiedene Rubriken enthaltenden Register versehen. — Von den auf dem Titel angekündigten „vielen Abbildungen" sind uns in unserem Exemplare nur ein Paar ganz gewöhnliche vorgekommen, ein Auferstehungsbild und ein Christuskopf.

Uebrigens haben wir die Mittheilungen dieser homiletischen Zeitschrift mit Fleiß einzeln namhaft gemacht und mit einigen beurtheilenden Worten begleitet, denn es kam uns darauf an, unsere oben über sie ausgesprochene Ansicht nicht unbegründet zu lassen. Sie enthält, wie sich hieraus zur Gnüge ergeben wird, neben manchem Gewöhnlichen und Mittelmäßigen auch manches sehr Gelungene und Treffliche, und wenn es unverkennbar ist, daß sie schon in den ersten sechs Heften zu grösserer Vollkommenheit fortschreitet, so steht zu wünschen und wohl auch zu hoffen, daß dieß in ihren folgenden Heften immer mehr der Fall seyn werde. Der Herausgeber wird dadurch das Seinige um so gewissenhafter beizutragen im Stande seyn, je weniger er durch eine bestimmte Erscheinung der Hefte in der Zeit gebunden ist und je freier er bei der jetzt schon großen Anzahl thätiger Mitarbeiter in der gewissenhaften Auswahl ihrer Beiträge zu Werke gehen kann.

Archiv für Zeitpredigten und für kirchliche Gelegenheitsreden neuester Tage. Eine Monatsschrift für Prediger und Freunde evangelisch-christlicher Er-

Erbauung. Herausgegeben von M. Christian Ernst Anger, Superintendenten in Blankenhain. Erster Jahrgang. Januar-, Februar-, März- und Aprilheft. Blankenhain, 1835. Verlag und Druck von Lorenz Anholt. (Jedes Heft 4 Gr.)

Auch mit diesen Heften erscheint eine neue Zeitschrift, die sich zwar, wie andere Sammlungen der Art, im Allgemeinen auch zum Zwecke setzt, christliche Erbauung zu befördern und für homiletische Fortbildung zu wirken, aber in sofern eine eigenthümliche Tendenz verfolgt, als sie, nach der Vorerinnerung des Herausgebers, nur solche Predigten aufnimmt, welche entweder die Angelegenheiten der Zeit selbst zur Sprache bringen und von dem christlichen Gesichtspuncte aus betrachten oder die allgemeinen Wahrheiten des Christenthumes in näherer Beziehung zu den Meinungen, Neigungen, Bestrebungen u. s. w. der Zeit behandeln. Was nun überhaupt von einem Unternehmen, wie das gegenwärtige, zu halten sei, welche Anforderungen die Kritik und das Publicum an dasselbe machen können und mit welcher Sorgfalt daher die Redaction bei der Aufnahme homiletischer Arbeiten verfahren müsse, wenn sie bei der Menge ähnlicher Schriften ein dauerndes Interesse für ihre Mittheilungen gewinnen will, darüber haben wir nur eben bei Gelegenheit der „Sonntagsfeier" unsere Meinung abgegeben und können deßhalb hier einer weitern Erklärung in dieser Hinsicht überhoben seyn. Nur das Eine bemerken wir noch im Voraus, daß sich der Herausgeber dieses Archivs eine noch schwierigere Aufgabe gestellt hat, als sonst mit der Leitung homiletischer Zeitschriften verbunden zu seyn pflegt, indem er sich, unseres Bedünkens, um den gerechten Erwartungen zu genügen, eine in jeder Hinsicht richtige Beurtheilung der Zeit, eine tiefe Einsicht in ihre Bestrebungen und Bedürfnisse in religiöser

Bezie-

Beziehung und eine genauere Kenntniß und unpartheiische Ansicht ihrer etwaigen Mängel oder Vorzüge zu eigen gemacht haben muß. Ist es ihm nämlich, seinem Plane zu Folge, nicht um die religiöse und sittliche Bildung seiner Leser im Allgemeinen, sondern hauptsächlich darum zu thun, daß diese die Zeit, in welcher sie leben, nach ihren mannigfaltigen Beziehungen richtig verstehen, ihre eigne Stellung zu derselben deutlich begreifen und dadurch auch in dieser Hinsicht an christlicher Weisheit wachsen und gewinnen; hat er dabei, wie nicht zu zweifeln steht, zugleich die Absicht, seinen Amtsbrüdern, namentlich den noch wenig erfahrnen, an praktischen Beispielen anschaulich zu machen, wie der Geistliche an geweihter Stätte die besonderen Erscheinungen der Zeit zu behandeln und darzustellen habe: so bedarf es unserer Erinnerung nicht, daß dazu nicht allein ein nicht gewöhnlicher Grad homiletischer Sachkenntniß, sondern auch und vorzüglich eine solche Geistesbildung erfordert werde, welche frei von jeder Befangenheit und ohne alles Vorurtheil die eigenthümlichen Angelegenheiten der Zeit um so sicherer zu erkennen und um so schärfer zu sichten vermag, je leichter eben hierin eine Verirrung des Urtheils möglich ist und je nachtheiliger die öffentliche Verbreitung eines solchen Urtheils werden müßte. Eben deßhalb haben wir es aber auch mit den Mittheilungen des gegenwärtigen Archivs nicht nur in sofern zu thun, in wiefern sie den Forderungen der Homiletik in formaler und materialer Hinsicht entsprechen oder nicht; sondern es wird dabei auch noch besonders auf die Frage ankommen, ob diese Mittheilungen auch wirklich zeitgemäße d. h. solche Gaben sind, welche zu der Zeit in näherer Beziehung stehen und dieselbe nach ihren verschiedenen Richtungen von dem allein wahren Standpuncte der Religion aus betrachten und verstehen lehren. —

Gehen wir nun nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu dem Inhalte der bis jetzt erschienenen Monatshefte selbst über,

um denselben einer kurzen Prüfung zu unterwerfen: so begegnen wir zuerst einer Bußtagspredigt von dem Herausgeber über Matth. 3, 8. 10. „Der Ruf des Tages zur Buße, betrachtet im Lichte der Zeit.“ In drei Theilen — (die Dringlichkeit, die Bedeutsamkeit — die Seligkeit dieses Rufes besprechend) führt der Verf. sein Thema auf eine Weise aus, die in Beziehung auf homiletische Gewandtheit als vorzüglich bezeichnet werden muß. Ein strenges Festhalten an dem vorgezeichneten Gange, eine reiche Gedankenfülle, eine lebendige Darstellung, verbunden mit einer warmen und gewinnenden Sprache, besonders ein sittlicher Ernst und eine religiöse Tendenz sind die rühmlichen Eigenschaften dieser Predigt, die wir in soweit nicht ohne großes Interesse gelesen haben. Anders aber müssen wir über sie urtheilen, wenn wir die Sache selbst betrachten, welche sie zur Sprache bringt. Denn sie tadelt in den härtesten Ausdrücken unsere Zeit als eine von Gotte abgefallene, und wenn, was sie in dieser Hinsicht sagt, gegründet wäre, dann müßten die Genossen derselben als ein durchaus verworfenes Geschlecht betrachtet werden, dem schon die nächste Zukunft nichts Anderes, als das sicherste Verderben bereiten müßte. „Der Mensch fällt ab von Gotte,“ heißt es unter Anderem gleich im ersten Theile, „wenn er seiner Abhängigkeit von ihm nicht mehr gedenkt, sein heiliges Licht und Recht nicht achtet, seine Offenbarungen in den Wind schlägt, von keinem andern Lichte, als dem, welches er sich selbst glaubt anzünden zu können, von keinem andern Rechte, als dem, welches seine natürlichen Neigungen und Triebe, Eigennutz und Klugheit ihm vorschreiben, weiter wissen will; wenn er also auch die Hoffnung seines Heils nicht mehr auf Gott, den Allmächtigen und Barmherzigen, baut, der in Christo erschien und die Welt mit sich versöhnte, sich auf seine Kraft, auf das vermeintliche Recht seiner Tugend oder auf Zufall und Ungefähr sein Vertrauen setzt. Dann hat der schwache Sohn des Staubes Alles verloren,

loren, was ihm Tugend und Würde, Sicherheit, Hoffnung, Glück und Frieden geben kann; und wenn es traurig ist, auch nur einen Menschen in diesem Zustande des Abfalles zu sehen, so ist der Anblick eines Zeitalters, eines gleichzeitig lebenden Menschengeschlechts wahrhaft schauerlich, das nach dem Geiste, der in ihm der herrschendste und verbreitetste ist, beurtheilt, auf diesem Wege des Abfalls wandelt und in seinem dunkeln, freudelosen Treiben, in seiner steigenden Noth und Unzufriedenheit bereits die Frucht davon ärntet. — So weit also hätte es die erziehende Vaterhand Gottes, so weit der erleuchtende und heiligende Geist des Christenthums gebracht, daß unser Geschlecht in religiöser und sittlicher Hinsicht wieder auf einem Puncte stände, wie er in der vorchristlichen Zeit kaum niedriger seyn konnte? Welche Erscheinungen berechtigen denn den Verf., von der jetzigen Zeit ein Bild zu entwerfen, vor dem, wenn es getroffen wäre, jeder Menschenfreund zurückschrecken müßte? Meint er etwa, wie es fast scheint, das vernunftmäßige Denken und Forschen über religiöse Gegenstände, das doch eben als solches Gottes Offenbarungen dankbar anerkennt und nur jede außerevangelische Beschränkung in Glaubenssachen nicht dulden mag? Oder hat er vielleicht das freilich allgemein gewordene Streben nach gesetzlicher Freiheit im Sinne, welches doch auch in seinem innersten Wesen nur auf Zurückweisung gesetzloser Willkür und selbstsüchtigen Eigennutzes gerichtet ist? In jedem Falle würde seine Ansicht nur eine halbwahre seyn und für das Product einer einseitigen Befangenheit gelten müssen. Denn diese unsere Zeit hat, wie ihre Mängel, so gewiß auch ihre großen Vorzüge, und wenn es allerdings Berufspflicht des Geistlichen ist, Fehler und Laster zu rügen, wo er sie findet, so darf er sich, will er seinen Zweck nicht geradezu verfehlen, doch auch nie einer Uebertreibung schuldig machen. Das aber ist dem Verf. offenbar begegnet und wir bedauern aufrichtig, daß er gerade mit dieser Predigt eine Zeitschrift er-

öffnet hat, welche doch wohl auf richtige Beurtheilung der Zeit in moralischer und religiöser Hinsicht berechnet ist. — Der fernere Inhalt des ersten Heftes ist eine zweite Predigt von dem Herausgeber über 1 Joh. 3, 3—8. „Ermunterungen zum christlich-frommen Wandel in der Zeit des Abfalls." Sie ist homilienartig gearbeitet und in formaler Hinsicht wieder sehr beifallswerth. Namentlich hat es der Verf. verstanden, die einzelnen im Texte liegenden Gedanken für seinen Zweck gut zu benutzen. Aber schon das Thema deutet an, daß sie hinsichtlich ihres Inhaltes der ersten Pred. nahe verwandt ist, nur daß in ihr doch wenigstens einige bessere Ausnahmen von der allgemeinen Regel des Abfalles zugestanden werden. Sonst möchten wir sie nur in sofern eine Zeitpredigt nennen, als am Ende wohl jede Zeit der Ermunterung zu einem christlich frommen Wandel bedürftig ist. In wiefern aber die dritte Pred. am Kirchweihfeste, von Gabler: „Die Gemeinschaft gläubiger Christen im Gotteshause, die edelste auf Erden" in ein Archiv für Zeitpredigten gehören soll, hat uns nicht recht einleuchten wollen. Es müßte denn deßhalb seyn, weil in ihr einige Male der bessern Staatsverfassungen Erwähnung geschieht, welche unsere Zeit hervorgebracht hat. Denn sonst haben wir Nichts in ihr gefunden, was mit den Eigenthümlichkeiten der Gegenwart in näherer Berührung stände, indem auch die Kirchenscheu, welche man unserem Zeitalter hin und wieder aufbürden will und welcher der Verf. vielleicht auf indirecte Weise entgegenarbeiten wollte, gewiß ein nur theilweises Gebrechen dieser Zeit genannt werden kann. Aber auch davon abgesehen hat uns diese Predigt nicht ganz angesprochen. Im ersten Theile wird „christlich-religiöse Erbauung als der Zweck der öffentlichen Gottesverehrung" bezeichnet, und das mit Recht. Fehlerhaft aber ist es, daß der Begriff dieser Erbauung nicht deutlich und special genug dargestellt wird, indem unseres Bedünkens Mehr dazu gehört, als der Verf., ob auch weitläufig genug,

nam-

namhaft gemacht hat. Und wenn er im zweiten Th. die Mittel nachweist, wodurch jener Zweck erreicht werden soll, so hätte dieß eines Theils schon im ersten geschehen müssen, da er nur auf diese Weise zeigen konnte, daß die Gemeinde durch Das, was sie im Gotteshause thut, sich erbauen wolle; andern Theils war es unmöglich, von der Stätte des Gotteshauses selbst, von dem Gebete, dem Gesange, der Predigt und den heiligen Gebräuchen als den Beförderungsmitteln der Erbauung so zu reden, daß von diesen Gegenständen auch nur das Nothdürftigste gesagt werden konnte. Außerdem klingt es fast wie Ironie, wenn er jeder Dorfkirche eine edle Bauart zuschreibt und vor einer Landgemeinde von „dem himmlischen Zauber redet, von welchem die Religion begleitet erscheinen soll, wenn sie, von den Reizen der Dicht- und Tonkunst umgeben, sich auf dem noch sinnlich bewegten Herzen niederläßt u. s. w." — Auf diese Predigt folgt eine Grabrede von Saal, die, den ersten etwas verfehlten Satz abgerechnet, recht gut gelungen und besonders deßwegen zu loben ist, weil sie das Besondere des Falles hervorhebt und darauf die allgemeinen Tröstungen und Verheißungen der Religion auf geschickte Weise anwendet; dann aber noch eine kleine Rede vor einer in Karlsbad zur Feier des augsburg. Confessionsfestes gehaltenen Versammlung von einem Ungenannten gesprochen, die freilich zu kurz ist, als daß sie auf den Namen einer Rede Anspruch machen könnte, doch aber manchen guten Gedanken enthält und ihren Verf. als einen Freund des Lichtes und der Wahrheit beurkundet.

Das zweite Heft enthält zunächst wieder zwei Predigten von dem Herausgeber, welche den Geist der schon gedachten weniger athmen und nicht bloß ihrer Form, sondern auch ihrem Inhalte nach zu billigen sind. Die erste am Neujahrstage über Luk. 2, 21. gehalten, handelt „von der heitern Wirklichkeit unseres Glückes am Morgen eines neuen Jahres" und weist dieses Glück nach: in dem Bewußtseyn des Daseyns

und

und Lebens unter der Obhut Gottes; in der Wirklichkeit der Entwickelung der Menschheit zum Ziele ihrer Bestimmung im Fortschritte der Zeit; in der Wirklichkeit des eignen Besserwerdens und in der erfreuenden Gewißheit, daß der sicherste Führer zum Guten, Jesus Christus unser Heiland, durch die wechselnden Jahre des Lebens bis zum Ziele hin uns begleitet. Hier wird besonders im zweiten Th. unsere Zeit vom Verf. ganz anders beurtheilt, als in der Predigt des ersten Heftes; und dieses Urtheil ist ungleich gerechter, als jenes. Die zweite, über Matth. 2, 1—12. „unser Leben ein Wandern" stellt dieses Wandern dar als ein Wandern über die Erde, durch die Zeit, nach dem Willen des Herrn, unter dem Schutze des Herrn und zu dem Herrn. Auch sie ist wacker ausgearbeitet und auf eine Weise durchgeführt, daß ihr das Prädicat der Erbaulichkeit mit vollem Rechte zukommt; besonders aber kann sie darum als zeitgemäß betrachtet werden, weil sie über die Wanderungslust vieler unserer Zeitgenossen manches wahre und beherzigenswerthe Wort redet. Die dritte Pred. über Joh. 14, 15—18. ist eine Kirchweihpredigt von Göring und von der im ersten Hefte in sofern unterschieden, als sie einen ganz casualen Charakter hat und vor einer Gemeinde gehalten wurde, deren Pfarrer (Krakau zu Eckolstedt) nach Amerika ausgewandert war. Dem gemäß beantwortet sie die Frage: Wie kann eine verwaiste Gemeinde ihr Kirchweihfest würdig feiern? und rechnet dahin: eine dankbare Erinnerung an den geistigen Segen, welchen eine solche Gemeinde vor ihrer Verwaisung empfangen; den frommen Entschluß, so lange sie verwaist bleibt, den empfangenen Segen nicht wieder untergehen zu lassen; das vertrauensvolle Gebet, mit welchem sie sich an Gott um fernere Aufrechthaltung der Religion und des kirchlichen Lebens in ihrer Mitte zu wenden hat. Der Verf. weiß warm und herzlich zu sprechen, überwindet die besonderen mit seinem Gegenstande verbundenen Schwierigkeiten glücklich und lobenswerth ist nament-

namentlich sein Streben, zu individualisiren und dadurch wahrhaft praktisch und erbaulich zu werden. Die fernern Gaben dieses Heftes sind eine Investiturrede von dem Herausgeber über die Worte: „Das Feld ist weiß zur Aernte" von der wir versichern dürfen, daß sie ungemein viel Gediegenes und Ansprechendes in sich vereinigt; und eine Grabrede, welche mit der im ersten Hefte abgedruckten denselben Verfasser und auch dieselben lobenswerthen Eigenschaften hat.

Das dritte Heft wird mit einer Predigt von Möller am 10. Trinit. S. über Luk. 19, 41—48. eröffnet, welche „die Zeit als eine Lehrmeisterin in dem, was in Ewigkeit zu unserem Frieden dient," darstellen soll. Daß hierüber viel Gutes und Erbauliches gesagt werden konnte, ist gewiß; aber der Verf. verstand das nicht. Schon in logischer Hinsicht that er etwas ganz Anderes, als das Thema erwarten ließ, indem er auf die Schilderung der Zeit, die zum Lehrer Dessen dienen soll, „was in Ewigkeit zu unserem Frieden dient," weit mehr Gewicht legte, als auf die genaue und klare Angabe dessen, worin denn nun das eigentlich bestehe; dann aber wußte er auch von der Zeit selbst Nichts weiter zu sagen, als was ihm ein engherziger, von höfischer Schmeichelei durchdrungener, das vaterländische Militärwesen preisender und freie Staatsverfassungen verdächtigender Patriotismus eingab, ohne daß nach irgend einer Seite hin sich ein Gedanke damit verbindet, der ein christliches Herz wahrhaft erbauen kann. Dieser Erbauung wirkte der Verf. noch überdieß dadurch entgegen, daß sein Vortrag vom Anfange bis zum Ende das Werk einer gemachten, einem wohlbekannten Homileten nachgeäfften Ziererei ist, die immer etwas Frappantes sagen will, während sie näher betrachtet nur ganz Gewöhnliches zur Sprache bringt und welche oft nur desto gemeiner und platter wird, je höher sie sich zu versteigen trachtet. „Wir haben das durchgemacht,"

heißt

heißt es in dem Geschmacke derselben; — „es werden Stürme losbrechen, die den Kalk von eurer Wand werfen;“ — „wir dürfen nicht müde werden, den Betrug des Reichthums mit tüchtigen Streichen abzufangen“ u. s. w. Auch ergeht sich der Verf. in nutzlosem Etymologisiren und meint etwas Besonderes gesagt zu haben, wenn er zu lustiger Unterhaltung der Sprachkenner das Wort Friede zunächst als eine „Umfassung und Umzäunung“ ausdeutet, weil man sage: „ein Feld wird befriedigt, eine Wiese wird befriedigt,“ dann aber den Sinn eines theuern Gutes darin findet, wie es etwa „ein Garten innerhalb des Zaunes,“ und „ein werthvolles Eigenthum innerhalb der Planke ist.“ Was sollen solche Geschmacklosigkeiten auf der Kanzel, und Vorträge, mit ihnen angefüllt, in diesem Archive von Zeitpredigten? Nimmt man, wie man muß, diese uns von vielen Seiten entgegentretende Erscheinung ernst, so steht es mit einer Zeit, in welcher sich eine solche Kanzelberedtsamkeit breit macht und wohl auch Beifall findet, sehr schlimm. Denn nur erst dann können hohle Phrasen, leere Gegensätze, schimmernde Bildereien und verschrobene Ausdrucksweisen gefallen, wenn der Geschmack am Einfachen und Natürlichen, am Gesunden und Kräftigen verloren gegangen oder im Dahinschwinden begriffen ist. Könnte dieses Uebel weiter um sich greifen, so würde unser deutsches Volk bald den Punct erreichen, auf welchem die morgenländischen Völker stehen, von denen Lamartine sagt: „Daß sich ihre rednerischen Darstellungen nur noch durch jene Künstelei, durch jenes gesuchte Wesen, durch jene Wortverschnörkelung, durch jene witzelnden Antithesen und faden Spielereien auszeichnen, welche das sicherste Merkmal einer untergegangenen soliden Volksbildung sind.“ Absit omen! — In der zweiten Predigt, die „vom Kampfe unserer Zeit gegen den Erlöser“ handelt, gibt sich der Herausgeber seinem schon gerügten Hange aufs Neue hin, Einseitigkeit und Uebertreibung vorwalten zu

lassen

lassen und die Gleichgiltigkeit Einzelner gegen die Segnungen des Christenthums als ein bedachtes und frevelhaftes Verwerfen und Bestreiten seines himmlischen Urhebers von Seiten des ganzen jetzigen Geschlechts darzustellen. Wir wiederholen es, solch ein Eifern kann nur Schaden, nicht aber Frucht bringen, und selbst bei weniger Unterrichteten muß es ein Lächeln erregen, wenn der Verf. die gegenwärtige Zeit mit ihrem christlichen Sinne tief unter diejenige stellt, welche noch vor „Einem Menschenalter" vorhanden gewesen seyn soll. Rede der Verf., der weit Besseres und Erbaulicheres zu sagen weiß, sich doch ja nicht in einen Gedankenkreis hinein, der seine Zuhörer gar bald mit Ueberdrusse erfüllen muß. Auch meide er die Perioden, welche oft halbe Seiten einnehmen. — Eine Reformations-Predigt von Görwitz macht die „Freiheit der evangelischen Kirche" zu ihrem Gegenstande, aber sie gibt keinen recht klaren und bestimmten Begriff von ihr, bringt da, wo sie diese Freiheit geehrt und gepflegt wissen will, mancherlei zur Sache nicht Gehöriges zur Sprache und läßt es überhaupt an Gründlichkeit im Denken und Darstellen fehlen. Einzelne Schlagwörter, wie „der unvergeßliche Germane" (Luther), oder „die beutegierigen Dragoner, die mit gezogenen Schwertern harmlose Menschen in die Messe trieben," können dafür nicht entschädigen. — Voll wohlthuender Wärme und Herzlichkeit ist die darauf folgende Rede zum goldnen Amtsjubiläum eines Schullehrers von Menger, nur daß sie sehr viele Worte macht, ehe sie zu ihrer Aufgabe kommt: dieses Jubiläum als ein geistiges Aerntefest gewissenhafter Berufstreue darzustellen. — Am Schlusse spannt Möller in einer Taufrede über Luk. 2, 49. die Leser mit seiner schon geschilderten Manier noch ein Mal auf die Folter, besonders von da an, wo er den sonderbaren Einfall hat, den Täufling zu seinen Aeltern sprechen und ihnen auseinandersetzen zu lassen, was er von ihnen für sein geistiges Leben erwarte und fordere. Ver-

fehlteres

fehlteres und Abstoßenderes, als diese Rede, ist uns auf dem homiletischen Gebiete noch nicht vorgekommen.

Im vierten Hefte stellt sich derselbe Verf. mit einer andern Originalität zur Schau, indem er am Reformationsfeste 1834 Statt seiner Luthern predigen läßt. Im Eingange bemerkt er, daß er die (gewiß nicht unlöbliche) Gewohnheit habe, an jedem solchen Feste gerade auf das Bezug zu nehmen, was eben dreihundert Jahre vorher Bemerkenswerthes vorgefallen sei; da nun in das Jahr 1534, außer der Erscheinung der ganzen deutschen Bibel, auch die Belagerung der Stadt Münster und die Bekämpfung der geistliches und weltliches Regiment verwirrenden Wiedertäufer falle: so wolle er Luthern selbst aus den im J. 1534 von ihm erschienenen Schriften zur Erbauung der Gemeinde sprechen lassen. Und nun führt er wirklich einen Cento lutherischer Aeußerungen über den Unterschied des geistlichen und weltlichen Regiments, über das Wesen des geistlichen Regiments allein und dann über die Natur des weltlichen Regiments vor, welcher nur bei den Uebergangspuncten von einigen Worten des Verfs. selbst unterbrochen wird. In der That, eine sehr bequeme, auf ein Paar Augenblicke Effect machende Predigtweise, wobei man aber weder nach dem Ernste, mit welchem Einer sein geistliches Amt treibt, noch nach der Frucht fragen darf, welche er damit schafft. Wie würde Luther selbst solchen Mißbrauch seiner Worte und Schriften ahnden, wenn er wiederkehren und Zeuge davon seyn sollte! Wie würde er den Mann ansehen, der sich überreden kann, den jetzigen Christen als Prediger erbaulich zu werden, indem er ihnen z. B. mit seinen Worten zuruft: „Ich muß immer solchen Unterschied dieser zwei Reiche einbläuen und einkäuen, eintreiben und einkeilen, ob's wohl so oft bis zum Verdruß geschrieben und gesagt ist. Denn der leidige Teufel hört auch nicht auf, diese zwei Reiche in einander zu kochen und zu bräuen u. s. w." Mit der Nutzanwendung

bung macht es sich der Verf. sehr leicht; denn er setzt am Schlusse dieser Luther-Predigt Nichts weiter hinzu, als die Worte: „So legt uns Luther den Text (Matth. 22, 21.) Gebet dem Kaiser rc. — aus. O, lasset uns veststehen dort auf Zion im Glauben, hier auf der Scholle in Zucht und Gehorsam! Amen.“ (!!!) — Hierauf theilt Gabler eine zweite Predigt am Kirchweihfeste mit (über den Geist der Frömmigkeit, womit Christen ihr Gotteshaus hoch und heilig halten.) Sie enthält in materialer Hinsicht gründlich Gedachtes und dem Zwecke der Erbauung Förderliches, läßt aber in formaler Hinsicht die Forderungen der Gemeinverständlichkeit für einen nichtgebildeten Zuhörerhaufen vielfach unbefriedigt. — Die folgende Predigt von Schreckenbach schildert die schlimmen Folgen der Sünde für den Sünder selbst (den von Andern und vom eigenen Gewissen erfahrnen Tadel derselben, die immer größere Verschlechterung des Sünders, die mit der Sünde verknüpfte Furcht). Der letzte Theil ist oberflächlich; die beiden ersten aber gründlich gearbeitet; in Bezug auf die Diction macht sich auch hier das Bestreben bemerklich, durch stylistische Eigenheiten auffällig zu werden, z. B. „Wollen dieß thun!“ — „Das Sprüchlein des Leichtsinnes — der Trägheit u. s. w. lautet.“ — „Klingt auf den ersten Augenblick recht natürlich.“ — Dieß und Aehnliches thut es auf der Kanzel nicht, und wer sich hier in Redeweisen gefällt, welche man schon in der täglichen Umgangssprache lächerlich finden würde, der hat schwerlich begriffen, warum er auf ihr stehe. — Den übrigen Theil dieses Heftes nehmen zwei Passionspredigten und eine Abendmahlsrede vom Herausgeber ein. Jene (die Ueberantwortung und der Wendepunct überschrieben) stellen das, was Jesu Trauriges begegnete, unter recht praktische Gesichtspuncte, wollen aber doch nicht ganz ansprechen, weil sie es an dem Individualisiren fehlen lassen und sich bei der Anwendung nur an's Allgemeine halten. Auch ist in ihnen Nichts bemerklich, was

dem

dem Zwecke des Archives gemäß für besonders zeitbezüglich gelten könnte, wie denn überhaupt dieses ganze Heft am Aermsten daran ist. — Die Abendmahlsrede commentirt die Frage, die einst Zinsendorf bei der Ueberschrift eines Ecce homo-Bildes mit der Ueberschrift: „Das that ich für dich!" — zu vernehmen glaubte: „Was thatest du für mich?" — Eindringlich scheint sie erst von da an zu werden, wo sich der Verf. an die Jugend wendet, die das Abendmahl zum ersten Male genießen sollte. „Der dornengekrönte Gott und Heiland der Welt," der darin vorkommt, erinnert Etwas stark an die Christengemeinschaft, in deren Mitte der Verf. „die Schöpfung eines eigenthümlichen christlich-religiösen Lebens" findet, „das im Laufe der Zeiten mehr und mehr geläutert, für immer eine freundliche Erscheinung und ein gutes Samenkorn der Zukunft auf dem Acker der Menschheit und Christenheit bleiben wird." Wir können in dieser Ansicht keinen rechten innern Zusammenhang entdecken. Denn wenn das Eigenthümliche des christlich-religiösen Lebens jener Gemeinschaft zu seiner Zeit ganz hinweggeläutert seyn wird, wird es auch für die Menschheit und Christenheit im Allgemeinen von keinem besondern Einflusse mehr seyn. — Und so schließen wir diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die gegenwärtige Zeitschrift die Sicherheit einer längern Fortdauer besonders in einer recht strengen Wahl und Sichtung ihres Inhaltes suchen und finden möge.

Die Offenbarung Johannis. Ein großes himmlisches Drama oder Schauspiel, freiwörtlich (?) übersetzt und freisinnig erklärt. Bis zum tausendjährigen Reiche 1836. Vom Professor Oertel in Ansbach. Dresden 1835. Wal=

Walther'sche Hofbuchhandlung. — XVI und 192 SS. 8.

Daß es Hr. Prof. Oertel mit der Sache der Wahrheit und eines vernunftgemäßen Christenthums redlich meine, darüber sind wir keinen Augenblick in Zweifel. Wenn er aber dieselbe durch theologische Schriften zu fördern sucht, so müssen wir beklagen, daß es ihm an der hierzu nöthigen theologischen Durch- und Fortbildung zu fehlen scheine. Auch das anzuzeigende Buch spricht dafür. Welchen specialen Zweck er bei dessen Abfassung im Auge gehabt, für welche Leser er geschrieben habe, hat er in der Vorrede mit keinem Worte bemerkt. Aus der formalen Beschaffenheit und popularen Darstellung des Schriftchens scheint jedoch hervorzugehen, daß er hauptsächlich Laien über Inhalt, Zweck und Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Buches der Apokalypse habe belehren wollen; eine allerdings lobenswerthe Absicht, wenn man bedenkt, welch' ein ungeheuerer Mißbrauch von Jeher mit diesem Buche getrieben worden ist, zu welch' abenteuerlichen Schwärmereien es auf der einen Seite Anlaß gegeben, während es auf der andern bei mit dem Wesen der jüdisch-christlichen Prophetie und Apokalyptik unbekannten Lesern nur Abneigung, wohl gar Spott ärntete. Nur dürfte jener genannte Zweck, dessen Realisirung allerdings mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft ist, am Wenigsten durch Hrn. O's. ungründliche und oberflächliche Bearbeitung der Apokalypse erreicht werden. Zwar versichert er in der Vorrede, die besten und gediegensten Arbeiten seiner Vorgänger mit sorgfältiger Auswahl benutzt zu haben, während er doch, wie aus dem beigegebenen Literaturverzeichnisse, sowie aus der Arbeit selbst sattsam erhellt, die meisten neuern Untersuchungen und die bessern Arbeiten über das Buch, z. B. die Commentare von Heinrichs und Ewald, sowie Lücke's Einleitung in das Buch und andere Schriften gar nicht kennt,

auch

auch in der Einleitung die von Hartwig und Eichhorn vorgetragene, jetzt aber längst aufgegebene Ansicht, daß die Apokalypse ein Drama sei, wieder vorträgt. Hr. O. sucht ferner zu beweisen, daß das Buch kein Werk des Apostels Johannes seyn könne; seine dafür angeführten Gründe sind aber, bis auf einen nämlich, den von Chiliasmus der Schrift abgeleiteten, gänzlich unhaltbar; die von de Wette, Schott, Ewald und Lücke gegen die Authentie geltend gemachten Argumente kennt er gar nicht. Er glaubt, das Buch sei vom Presbyter Johannes abgefaßt und im vierten Jahrhunderte von einem Judenchristen interpolirt worden; unter den zur Begründung dieser abenteuerlichen Ansicht angeführten Gründen hält aber auch nicht ein einziger Stich. Ja, da der Verf. als den letzten Grund den anführt, „daß die gar zu bestimmte und zuversichtliche Weissagung des Sieges und der Ruhe des Christenthums, wenn sie wirklich ein heiliger Seher ausgesprochen hätte, eine Art von Allwissenheit (!) voraussetzen würde, die wir keinem Apostel zutrauen dürfen," gleichwohl aber doch diese Weissagung auch nach Hrn. O's. Ansicht den Hauptinhalt des Buches ausmacht: so würde dasselbe gerade in seinen Haupttheilen interpolirt seyn.

Dieselbe Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit beurkundet sich auch in der Erklärung, welche größten Theils das Gepräge mancher exegetischen Arbeiten zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, z. B. gänzlicher Verkennung des eigenthümlichen Charakters der biblischen Schriften und Modernisirung ihrer Gedanken an sich trägt. Am Meisten gilt dieses von der am Ende des Werkes (S. 137—192) beigegebenen „prosaischen (allerdings!) und unbildlichen Darstellung des Inhaltes der Apokalypse," in welche der Verf. eingeständlich nach Anleitung „des exegetischen Handbuchs" eine Paraphrase gibt. — Was der auf dem Titel befindliche Beisatz „bis zum tausendjährigen Reiche 1836" besagen soll,

ist

ist Rec. nicht klar geworden. Soll er eine Ironie auf Bengels und anderer Apokalyptiker Meinung enthalten, so wäre dieselbe sehr übel angebracht.

Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg. Eine Zeitschrift, begründet von D. Ackermann, fortgesetzt von Karsten, Diak. in Rostock und D. Schmidt, außerord. Prof. daselbst. 2ten Bds. 3s und 4s Heft. 3ten Bds. 1s Heft. Parchim, bei Hinstorff. 1833. 34.

Die Herausgeber dieser von andern Vorgängern übernommenen, uns aber in ihren ältern Heften nicht bekannt gewordenen Zeitschrift erklären in der Vorrede, daß ihnen in einer öffentlichen Aufforderung wäre zugemuthet worden, den Standpunct ihres Unternehmens näher anzugeben und sich besonders den Ansichten Bretschneider's anzuschließen, daß sie jedoch weder diese noch jene bestimmte Partei und Ansicht begünstigen, am Wenigsten aber „sich unter Bretschneider's Flügel begeben“ wollten. Hiernach ist denn zu vermuthen, daß ihr Blatt seine Stellung über Hrn. D. Bretschneider und ähnlichen kritischen Theologen nehmen und das Heil der Menschheit sicherer als diese nachweisen und fördern solle. Nun haben sie zwar, zum Erweise ihrer angeblichen Unparteilichkeit, im 4. Hefte einen Aufsatz vom Pastor Simonis zu Ruchow gegen Hrn. D. Schmidt über Rationalismus, Supranaturalismus und symbolische Bücher aufgenommen; gleichwohl ist fast alles Uebrige, was man hier liest, darauf berechnet, eine bestimmte Art von theologischen Ansichten geltend zu machen, indem die Mitarbeiter sich nicht scheuen, einander zu empfehlen und sich gegenseitig zu excerpiren. Wir haben es also mit einer theologischen Partei in Mecklenburg zu thun,

thun, welche darauf ausgeht, den übrigen im Irrthume befangenen Theologen unserer Zeit den rechten Weg zu zeigen und ihnen anzudeuten, wie sie bei ihrer innern Zerrissenheit zu Einheit und Frieden gelangen. Schade nur, daß sie selbst nicht recht zu wissen scheinen, was sie wollen, und daß sie sich beigehen lassen, ihr bodenloses System und die hohlen Formeln, in denen sie es darstellen, für das Höchste aller menschlichen Weisheit zu halten.

Das 3. Heft wird eröffnet mit einer Abhandlung über den heutigen Standpunct der lutherischen Dogmatik, eine dogmengeschichtliche Uebersicht von Th. Kliefoth, der auf dem Umschlage als Instructor zu Ludwigslust bezeichnet wird. Rec. müßte ein Buch schreiben, wenn er sich über alle die einseitigen und schiefen Ansichten, welche der Verf. aufstellt, und über die jugendlich-stolzen Urtheile desselben näher auslassen wollte. Er bleibt daher nur bei dem Resultate stehen, welches in neuerer Zeit von einer gewissen Schule mit steigender Dreistigkeit wiederholt wurde und dessen Vertheidigung besonders der unreife Theil unserer angehenden Theologen auf sich nahm, daß nämlich das Heil der Theologie weder im Supranaturalismus, welcher sich zu viel mit dem Aeußerlichen beschäfftige, noch im Rationalismus, welcher bloß auf Begriffe baue, sondern — im Mysticismus zu suchen sei. Es heißt daher zur Rechtfertigung des Letztern S. 66 u. f. „Hätte Jemand unsern Luther gefragt, woher die Kirche Frieden nehmen solle in Tagen des Streites, so würde er entgegengefragt haben, ob sie ihr eignes tägliches Gebet um den neuen gewissen Geist nicht mehr verstehe, ob sie nicht mehr wisse von dem Geiste, der, zum Tröster verheißen, in der Welt und in dem Einzelnen fortführt, was Christus begonnen hat, von dem Geiste, der endlich jeden Streit versöhnend in die ganze Wahrheit leitet. (sic!) So darf es uns denn billig wundern, wenn wir, die Grund-

sätze

säße der Richtungen (!) in seiner Kirche überhörend, von einem heiligen Geiste nirgends (?) geredet finden. Was wir bisher von der Dogmatik gesehen, darin erschien nur Ein Geist, der Geist der freien, ewigen Wahrheit. Und der Geist ist zwar ein Geist (welche große Wahrheit!), auch ist er wahr und sittlich (der Geist der Wahrheit ist wahr!) und durch dieß Alles mächtig, aber heilig ist er nicht, denn er weiß Nichts von Gotte. (Der Geist der ewigen Wahrheit weiß Nichts von Gotte!) Nicht zunächst, weil er verderbt ist (der Geist der ewigen Wahrheit?), denn das gehört nicht hierher, sondern weil es seine Natur nicht erlaubt, von Gotte Etwas zu wissen, wie meines Auges Natur ihm nicht gestattet, von dem Schalle Etwas zu wissen (gleichwie der Löwe ein grimmig Thier ist, also rc.) Sein Reich ist der reine Gedanke (wenn doch der Verf. zu ihm gelangt wäre!) und da weiß er wohl von einem Urgrunde alles Denkens, dessen schöpferischem Odem (!) eine eigne Welt entsteigt, denn dieser Urgrund ist er selbst (wer?) und ihn kennen Nichts als Selbstbewußtseyn (!); aber was da ist, ja, ob überall Etwas ist, liegt außer dem Kreise seiner Frage, wie es außer dem Kreise der Mathematik liegt, zu fragen, ob die Figur ist, welche sie construirt; die Existenz und der Grund aller Existenz = Gott will erfahren seyn, das Leibliche durch des Leibes, das Geistige durch des Geistes Sinn. Dieses aber, Gott erfahren, täglich werden durch Gott und sich in der Welt immer nur fühlen, als in Gottes Reiche, das ist Religion, und nie war ein Anderes Religion. Aber eben dieses Behaupten einer erfahrungsmäßigen Erkenntniß von Gott, einer innerlichen in uns vorgehenden Kundgebung des Geistes Gottes ist das Nämliche, was man als besondere theologische Richtung schon seit dem Mittelalter Mysticismus genannt hat." — Dann fährt der Verf. fort: „So ist Luthers ganze Dogmatik auf seine innere Erfahrung, auf das, was er in sich vom heiligen Geiste erlebt

 hatte,

hatte, gegründet, aber er hat nirgends den Grundsatz (welchen?) ausgesprochen, es war ihm nicht der Mittelpunct seiner Theologie (wie unterscheidet sich hier der Grund vom Mittelpuncte?), daß Religion kein Erfahrbares sei, und darum war er kein Mystiker (dazu war er freilich zu vernünftig). Ganz auf gleiche Weise ist nun auch Mysticismus nicht das Gotterfahren selbst, sondern dieses ist die Religion und als solche allen Frommen gemeinsam, sondern es ist das dogmatische Princip, daß Religion weder aus dem speculativen Wissen, noch aus der todten Geschichte für sich, sondern daraus hervorgehe, daß der heilige Geist unserem Geiste Zeugniß gebe und die auf dieses Princip gegründete Dogmatik." — Rec. verzichtet darauf, dem Verf. alle hier vorkommende Unhaltbarkeiten, Widersprüche und Mißdeutungen unverstandener Bibelstellen, (z. B. dieser: Der h. Geist gibt Zeugniß unserem Geiste) nachzuweisen. Es werden einige Worte über die Hauptsache hinreichen. Der Mysticismus, welcher hier zur einzig wahren Religionsansicht erhoben werden soll, ist kein dogmatisches Princip, sondern bloß eine Steigerung des religiösen Gefühls, welches mit dem unschicklichen Ausdrucke: Gott-erfahren, benannt wird. Es gibt vielmehr nur zwei christliche Glaubenssysteme, das rationalistische und das supernaturalistische, mit welchen beiden sich der Mysticismus gleich gut verträgt. Er geht aus keinem von ihnen unmittelbar hervor, aber er kann sowohl mit jenem als mit diesem vereinigt seyn. Wenn der Mensch durch einen innern Zug des Herzens sich auf eine geheimnißvolle Art mit dem göttlichen Wesen eng verbunden fühlt, so wird seine Religion mystisch. Ist dieß beim Rationalisten der Fall, so daß er gleichsam mit ganzer Seele in Gotte lebt, was bei Manchem sogar an Schwärmerei grenzen kann, obgleich man seines Gleichen gern als kalte und versteinerte Menschen zu verschreien pflegt, so ist derselbe ein Mystiker. Der mystische Supernaturalist

turalist hingegen lebt in Christus und stellt Gott in den Hintergrund; — er fühlt sich nicht von Diesem gehalten, belebt und beseligt, sondern von Jenem, und seine innere Erfahrung hat nur Bezug auf ihn. Deßhalb ist aber der Rationalist auch nicht ohne Christus; denn er lernt von ihm in Gotte leben, das zieht ihn hin zu Christus und darum predigt er Christum, aber nur darum, weil er ihn als den besten Führer zu Gotte betrachtet. — Sollte dieß dem Verf., mit welchem wir zu thun haben, begreiflich seyn, so wird er einsehen, daß er der Welt mit seinem Mysticismus als einem besondern dogmatischen Principe ein bloßes Phantom darbietet und finden, daß Rec. den Mysticismus an sich nicht als eine Verirrung des Geistes betrachtet, obgleich er in dieselbe ausarten kann, daß er aber vollkommen berechtigt ist, den Versuch, denselben als ein dogmatisches Princip geltend zu machen, für die Verirrung eines jugendlichen Gemüthes ansehen muß, welches die Weisheit in modischen Floskeln sucht. Uebrigens möge der Verf. es ihm Dank wissen, daß er nicht die Geduld verlor, eine unklare, verworrene und oft ganz undeutsche Abhandlung bis zu Ende zu lesen.

Im 4. Hefte fängt Hr. Past. Zander in Teterow eine Abhandlung an: Was soll der christliche Prediger heutiges Tages predigen? Rec. fragt: warum denn heutiges Tages? Heute, wie sonst und zu jeder Zeit, soll der Prediger Christenthum predigen, d. h. die christliche Ansicht von dem Verhältnisse des Menschen zu Gotte durch Wort und Lehre geltend machen. Der Verf. meint es aber anders. Man soll nach ihm Christum predigen als den geistlichen König und Herrn im Gottesreiche und als den durch Gott selbst geweihten und von Gotte selbst erwählten Hohenpriester seines Volkes, der Gläubigen. Aber das wäre ja nur das halbe Christenthum, und bloß von seiner historischen Seite. Petrus spricht: Er hat uns verordnet zu predigen Buße und Verge-

bung der Sünden. Demnach hätten Christus und Petrus wohl nicht recht verstanden, was zu predigen Noth thue, und Pastor Zander in Teterow müßte ihnen nachhelfen. Die Apostel predigten nicht bloß Christum, sondern auch und vornehmlich die Gnade Gottes in Christo Jesu, welche uns züchtigt, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Wie einseitig hat daher der Verf. seinen Beruf aufgefaßt! So ist es aber. Gerade die Prediger, welche darüber, daß man Christum predigen solle, die meisten Worte machen, wissen gewöhnlich am Wenigsten, was damit gesagt sei. Man soll, spricht der Verf., Christum aus jeder Predigt heraushören. Gut. Aber das wird am Besten geschehen, wenn man in Christi Geiste predigt, und wie Röhr aufs Anschaulichste und Genügendste gezeigt hat (Mag. f. chr. Pred. II. Bd. 1. H.) neben der Person, den Schicksalen und Thaten desselben, seine Lehre, sein Beispiel und seine Verdienste zum Gegenstande christlicher Vorträge macht. Der Verf. eifert dagegen, daß ein Prediger am Pfingstfeste über die Nützlichkeit des Spazierengehens gepredigt habe und nennt das „Zungengedresch." Das sind einzelne Verirrungen, die des Erwähnens nicht werth sind. Wie oft findet man dagegen gerade bei Denen, welche Christum recht zu predigen meinen, noch weit kläglicheres Zungengedresch! — In einer Anmerkung S. 121. hält der eine Herausgeber, Hr. D. Schmidt, dem eben erwähnten Röhr eine Strafpredigt darüber, daß er die Obrigkeit aufgerufen habe, der Unsittlichkeit zu steuern. „Fängt man an zu merken," ruft er aus, „daß es mit der gepriesenen selbstständigen Sittlichkeit nicht recht fort will?" Wir gestehen, daß wir Aehnliches auch schon gemerkt haben. Nun, so versuche man es denn, durch Gesetzeszwang und Polizei sie zu befördern; uns indessen wird man einstweilen, bis wir von die-

sen

sen Versuchen genügende Erfolge sehen, erlauben, daß wir noch ein Wenig bei der alten, besser bewährten Weise, die Tugend auf Glauben und Christum zu begründen, verbleiben."
So Viel Rec. weiß, bezog sich Röhr's Aeußerung in ihrem Zusammenhange darauf, daß der Kirche als solcher keine disciplinarische Gewalt über die öffentlichen Ausbrüche der Unsittlichkeit zukomme und daß der Staat dagegen einschreiten müsse, wenn er den Namen eines christlichen mit Recht führen wolle. Und das däucht Recn. ganz vernünftig gesprochen, ja weit vernünftiger, als sich der Verf. in seinem Mangel an Welt- und Sachkenntniß vernehmen läßt. Denn zugegeben, daß mancher einzelne Mensch durch rein religiöse Mittel von der Unsittlichkeit geheilt werden könne und geheilt worden sei: so fragt es sich, wie sollen denn an größern Oertern die hundert oder tausend verwahrlosten Menschen vom Prediger erreicht und besonders behandelt werden können? Soll Alles dadurch gut gemacht werden, daß man Christum in der Kirche predigt? Aber die verwilderte und verwöhnte Menschenclasse kommt nicht in die Kirche und wenn sie kommt, erscheint sie ohne Empfänglichkeit und Sinn für religiöse Erweckungen; — wie sollen sie also dem Gesetze des Geistes unterthan werden? Diese müssen einstweilen durch das Gesetz des Buchstabens gebändigt werden, wenn nicht Ausschweifungen und Verbrechen aller Art ungescheut verübt werden sollen. Das mosaische Gesetz ist ein Zuchtmeister gewesen bis auf Christum; diejenigen, welche Christi Geist empfingen, waren nicht mehr unter dem Gesetze. Da wir aber mit aller Predigt von Christo immer noch nicht in alle Menschenseelen Christi Geist zaubern können, so müssen die Ungebesserten unter dem Gesetze bleiben, damit sie von den Sünden, welche sie noch nicht scheuen, durch Zwang abgehalten werden. Dem Verf. bleibt es unverwehrt, vom Glauben zu predigen. Wir Uebrigen werden es auch thun, wenn auch vielleicht anders, als er. Aber die Obrigkeit thue ihre Schul-

digkeit

digkeit auch, denn sie ist von Gotte verordnet zur Rächerin über die Uebelthäter. Es war also keine bittere Ironie, wie sich der Verf. auszudrücken beliebt, wenn die Aufforderung Röhr's in andern Blättern mit Beifalle aufgenommen wurde, sondern es lag darin der Beweis, daß andere Leute besser wissen, was Noth thut, als manche Prediger, welche meinen, sie könnten durch ihre Predigten vom Glauben und von Christus Berge versetzen und Mohren weiß waschen. Lasset sehen, ob in euern Gemeinden Alles christlich und ehrbar zugeht; oder habet ihr nicht einmal eine Gemeinde, so enthaltet euch des Urtheils über Dinge, welche ihr nicht verstehet.

In demselben Hefte findet sich noch eine Erörterung über Schleiermachers theologischen Standpunct von H. Karsten, über welche Rec. sich alles weitläufigen Urtheils enthält, da hier nur der Beschluß gegeben ist und er den Anfang in einem frühern Hefte nicht gelesen hat. Nur das bemerkt er, daß der Verf. sich zum Vertheidiger jenes Standpunctes aufwirft und diejenige Dogmatik für die vollkommenste hält, welche „den christlichen Glauben, wie er zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Kirche geltend ist, im Zusammenhange darstellt.“ Rec. will dem Vf. diese Ansicht so wenig verleiden, als Andern, welche in Schleiermacher den Regenerator der christlichen Theologie auf Jahrhunderte hinaus verehren zu müssen glauben. Er meint aber, die Ansicht habe auch Etwas für sich, daß in einer solchen Darstellung des christlichen Glaubens Alles darauf hinauslaufe, jede gegebene Kirchenlehre, im Nothfalle selbst den Inhalt des Koran und der indischen Vedams mit charakterloser, dialektischer Geschmeidigkeit in den Schein der Haltbarkeit zu kleiden, so viel Unsinniges und selbst Irreligiöses auch darin enthalten seyn möge. Wenigstens werden ehrliche Leute, denen die christliche Wahrheit Alles gilt, sich stets zu dieser Ansicht halten. — Ein Aufsatz über Confirmanden-Unterricht

terricht vom Pastor Zander enthält manche gute Bemerkung; doch ist das Gute nicht neu und das Neue nicht gut, z. B. in folgender Stelle S. 119. „Der Prediger hat nun auch nach des Einsenders Dafürhalten in seinem Confirmanden-Unterrichte die Taufe allerdings in einem geheimnißvollen Lichte zu halten (warum nicht lieber im Lichte des Evangeliums, in welchem von der Kindertaufe nicht einmal die Rede ist?) Er bleibe dabei, es werde dem Täuflinge mit einer äußern eine innere, mit einer sichtbaren eine unsichtbare Sache zu seiner Seligkeit mitgetheilt. (Wo in der Bibel wird das von der Kindertaufe prädicirt? Gilt die Wiedergeburt, welche die Taufe in den bekehrten Juden und Heiden bewirken sollte, auch von Christenkindern? Wollen sich denn die Geistlichen von Neuem wegen ihrer Unkenntniß der Bibel von einsichtsvollen Laien verspotten lassen?) Wiewohl der Glaube, der dieß nur erfassen kann, noch nicht beim Kinde vorhanden, so möge doch Gott und wolle seine Gnade dem Kinde gewähren. Ob das fromme Gebet dem Täuflinge Etwas impertire, vermöge der menschliche Verstand nicht nachzuweisen; allein der fromme Glaube habe in dem Glauben, daß Solches geschehe, eine befriedigende Genugthuung rc. (Heißt das nicht so Viel: Die Taufe thut zwar keine Wirkung an dem Kinde; aber wir glauben doch, daß sie große Wirkung thue? Welches Geschwätz!) — Den Beschluß dieses Heftes machen zwei Selbstanzeigen herausgegebener Schriften von dem wackern Consistorialr. D. Wiggers und vom D. Schmidt.

Das 4. Heft beginnt mit einer lehrreichen Abhandlung über Joh. Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner, von Anton Theodor Hartmann; enthält dann einen kurzen Aufsatz von einem Ungenannten über Presbyterial-Verfassung, worüber aber bereits anderwärts viel gründlicher gesprochen worden ist, nebst einigem Andern, was schon im Vorigen erwähnt wurde. Am Ende kommt noch eine

Ver-

Vertheidigung des Missionswesens in einer Anzeige von Heber's Leben und Nachrichten über Indien, und von Krohn's Missionswesen in der Südsee, verfaßt vom Cand. C. H. Kliefoth. Rec. hat in Bezug auf sie nur das zu erinnern, daß der Verf. sehr in Irrthume ist, wenn er von einem „Hasse gegen das Missionswesen“ spricht. Denn alle Welt weiß, daß dieser angebliche Haß gegen die an sich gute Sache sich bloß auf den Unwillen über die verkehrte und erfolglose Weise, mit der man sie zu betreiben pflegt und auf die Meinung beschränkt, daß sich hinter dem Eifer für das Missionswesen ganz andere, der christlichen Kirche höchst nachtheilige Zwecke verstecken.

Das erste Heft des dritten Bandes eröffnet eine Abhandlung des H. Schmidt über christliche Philosophie, die er selbst am Beßten verstehen mag. Was darin allgemein verständlich ist, z. B. die Behauptung: „Das sei das Verderben unserer Kirche in neuerer Zeit gewesen, daß man den Glauben durch Philosophie und Vernunftgründe bevestigen wollte, wobei natürlich zugleich Glaube und Vernunft hätten zu Grunde gehen müssen,“ bezeichnet die Einsicht des Verfs. hinreichend, indem er nicht einmal weiß, daß aller Glaube das eigenthümlichste Ereigniß der Vernunft ist und daß er sich in schwärmerischen Wahn verwandelt, wenn nicht Vernunftgründe für ihn sprechen. — In einer andern, noch nicht vollständigen Abhandlung: „Die Lehre vom heil. Abendmahle nach ihren theoretischen und praktischen Beziehungen, nimmt es der Verf., Hr. Pastor Raspe zu Wittenfördern, auf sich, die lutherische Erklärung des ἐστί in den Einsetzungsworten und die ganze lutherische Abendmahlsansicht philologisch zu rechtfertigen. Man kann dazu Nichts weiter sagen, als daß er zu Denen gehört, für welche Hr. D. Schulz zu Breslau eben so vergeblich, wie für Scheibel, sein classisches Buch über die Lehre vom Abendmahle geschrieben hat. Es würde unterhal-

tend

tend seyn, nicht aber der Mühe lohnen, von der hier ausgelegten philologischen Gelehrsamkeit Proben zu geben. Auch von der philosophischen Gelehrsamkeit des Verfs. läßt sich urtheilen, wenn man hört, daß nach ihm „der Rationalismus sich in zwei Gegensätze verliert, wo Gott und die Welt entweder pantheistisch als Eins gedacht oder dualistisch als getrennt angesehen werden, so daß die Welt, mechanischen Naturgesetzen folgend, ohne Gottes höhere Leitung besteht und fortdauert," daß aber der Supranaturalismus die in der Mitte liegende Wahrheit vesthält, indem „eine Alles umfassende und Alles durchdringende Wirkung der Vorsehung auf die erschaffenen Dinge" das „Eigenthümliche" desselben ausmacht. (!!!) — Das Besonnenste und Genießbarste gibt in diesem Hefte Hr. Sup. Kleiminger in der Abhandlung: Ueber das Verhältniß der dogmatischen und dogmengeschichtlichen Studien zu dem Berufe des evangelischen Predigers, indem er als Vertheidiger der durch richtige Schrifterklärung gewonnenen Bibellehre gegen die in der Schule eines willkürlichen Dogmatismus gewonnenen auftritt. Wenn er aber meint, „der theologische Heros, dessen Hinscheiden jetzt von ganz Deutschland" — (soll heißen von seiner Schule) — „beklagt wird," sei derselben Meinung gewesen, so läßt er aus der Acht, daß man zwar einen richtigen Grundsatz mit Worten aussprechen, ihn aber inconsequenter Weise durch seine ganze Praxis verletzen kann. Auch ist bekannt genug, daß jener Heros seine Stärke gar nicht in der richtigen Schrifterklärung hatte. —

Schlüßlich muß Rec. bemerken, daß diese Zeitschrift den Titel Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg mit Unrechte führt, denn wenigstens in diesen Heften erfährt man von den kirchlichen und Schulverhältnissen deß bezeichneten Landes kein Wort. Wenn auch die meisten Mitarbeiter in Mecklenburg leben mögen, so schreiben sie doch nicht besonders für Mecklenburg und auch Nichts von Mecklenburg. Sollten sie

aber

aber meinen, daß ihre Arbeiten nicht eben über Mecklenburg's Grenzen hinausgehen dürften, so haben sie freilich für Mecklenburg geschrieben. Dabei dürfte jedoch immer zu bezweifeln seyn, daß ganz Mecklenburg sie für seine theologischen Stimmführer anerkennen werde.

Bhagavád-Gita, das hohe Lied der Indus, aus der Sanskrit-Sprache metrisch und möglichst treu in's Deutsche übersetzt und mit erläuternden sprachlichen, mythologischen und philosophischen Anmerkungen versehen von C. R. S. Peiper, Diakonus zu Hirschberg in Schlesien. Leipzig bei Friedr. Fleischer, 1834. 112 SS. 8. 16 Gr.

Ref. betrachtet die in neuerer Zeit angeregte Erforschung der indischen Literatur als eine sehr interessante Erscheinung, daher ihm auch die vorliegende wohlgelungene Uebersetzung eines indischen Gedichts willkommen gewesen ist. Denn ob wir gleich zu einer ganz klaren Anschauung des alten Indiens nie gelangen möchten, so können wir doch nicht gleichgiltig unsern Blick von diesem Wunderlande wenden, in welchem wir die frühesten Keime der menschlichen Cultur suchen müssen und von dessen geistigen Schätzen alle die morgenländischen Völker gezehrt zu haben scheinen, welche späterhin diese Schätze an die abendländischen Völker abgaben, so daß indische Philosophie, Theologie und Mythologie unter vielfältigen Modificationen sich gleichsam über die ganze Erde verbreitete. Gern stimmt Ref. der Behauptung des H. Peiper in der Vorrede zu seiner Uebersetzung bei, „daß die in dem Bhagavad-Gita enthaltene Philosophie der eigentliche Quell sei, aus welchem Chineser, Perser, Aegypter, Griechen, Römer und sogar, in frühern und spätern Zeiten, Deutsche mittelbar oder unmittelbar schöpften;" sieht jedoch

jedoch nicht ein, warum unter den Neuern bloß die Deutschen genannt sind.

Das Gedicht, Bhagavada-Gita, ist von A. W. v. Schlegel in's Lateinische übersetzt worden; Bruchstücke davon hat Fr. Schlegel in seinem Buche über die Sprache und Weisheit der Indier gegeben. Herr P. suchte Beide zu berichtigen und das Original so treu als möglich in unsere Sprache zu übertragen. Wenn es ihm auch noch nicht gelungen seyn sollte, alle Schwierigkeiten in der Uebersetzung einer uns noch so fremden Sprache zu überwinden und alle Dunkelheiten in jenem Gedichte zu beseitigen, so ist doch viel Dankenswerthes durch ihn geleistet worden.

Den Inhalt des Gedichts gibt Hr. P. in der Einleitung folgendermaßen an: Ardschunas will nicht gegen seine Gegner kämpfen, weil er in ihren Reihen seine Blutsfreunde entdeckt. Der Gott Wischnu, welcher in dem Körper des Krischna Mensch geworden war, belehrte ihn, es sei eine ganz falsche Vorstellung vom Leben und Tode, was ihm seine Entschlossenheit, einen so gerechten Kampf zu kämpfen, raube; er tödte Dhritaraschtta's Kinder nicht, auch wenn er sie tödte; ihre unsterblichen Seelen würden dadurch nur genöthigt, in einem andern Körper einzukehren. So beginnt eine philosophische Unterredung, in welcher Krischna, sich erhebend über den indischen Volksglauben, Belehrungen über das Wesen des Menschen, seine Seele und sein Verhältniß zur Natur, über Gott, seine Eigenschaften und Rathschlüsse, über den Zustand der Guten und Bösen nach dem Tode, und hauptsächlich über die Art und Weise, in welcher sich wahre Frömmigkeit und Gottesverehrung offenbare, mittheilt, und welche damit schließt, daß Ardschunas, zur Ansicht Krischna's bekehrt, nicht länger den Kampf verweigert und dazu beiträgt, das Reich dem Judhischthiras zu retten, der es zuletzt, mißvergnügt über die Eitelkeit der Weltpracht, den Seinigen überläßt und sein irdisches

irdisches Daseyn in frommer Buße beschließt. — Die Erzählung der Unterredung ist dem Sandschajas, einem Brahmanen, in den Mund gelegt.

Man liest dieses Gedicht mit vielem Interesse. Es fehlt zwar in demselben nicht an Wiederholungen; jedoch sind die wiederkehrenden Gedanken jedes Mal anders gewendet. Manches Gemälde erinnert an Homer; die Einkleidung der philosophischen Disputationen an das Buch Hiob, obgleich dieses nicht den Schwung jenes Gedichts erreicht; viele Sentenzen sind geistreich, andere schimmern wenigstens in indischem Glanze. Der Glaube an die Seelenwanderung, die Ansichten von der Gottesverehrung, dem beschaulichen Leben und dergl. passen freilich nicht mehr zu unseren christlichen Vorstellungen, sind aber immer noch freundlichere Ideeen, als der altjüdische Glaube, daß der Mensch stirbt wie das Vieh u. s. w.

Einige Proben mögen den Geist und Ton jenes Gedichts näher bezeichnen und zugleich die Art, wie es in unserer Sprache wiedergegeben worden.

Ardschunas, welcher gegen die Blutsverwandten nicht kämpfen will, sprach:

Wie kann ich, Feindetödter, streitend Pfeile senden
Auf Bhischmas und auf Dronas, die Verehrungswerthen?
Ich esse lieber Bettelbrod, als daß das würd'ge Paar ich tödte.
Ermordet' ich die Reichthumsücht'gen, äß' ich blutbeflecktes Brod.
Ich weiß nicht, ist es besser, daß ich siege oder Jene siegen.
Nach deren Mord' ich selbst nicht leben möchte; diese steh'n entgegen.
Von Mitleid, Scheu der Sünd' und Gottesfurcht erschüttert, frag' ich dich,
Was besser sei? Sag' es bestimmt! Als Schüler nah' ich dir mich, Guter!
Ich sehe nicht voraus, was mir den Schmerz, der meine Sinne nagte, tilgen könnte,
Würd' ich des größten Erdenreichs Alleinherr und der Götter Höchster.

In

In der Antwort, welche Ardschunas erhält, heißt es unter Anderem:

Wie, alte Kleider von sich legend, andre, neue nimmt ein Mensch,
So legt der Geist den alten Körper ab und geht in einen neuen.
Ihn ritzen Pfeile nicht, ihn brennt kein Feuer,
Ihn netzet Wasser nicht, ihn trocknet nicht der Wind. —
Die Wesen, die entstanden, fühlen nur die Mitte, nicht den Anfang,
Noch auch das Ende ihres Seyns; wozu denn also klagen? —
Im Werke selbst sei der Beweggrund dir, nie in den Früchten;
Die Frucht bewege dich zu wirken nicht, noch der Genuß zu ruh'n!
Aus Frömmigkeit, Reichthumsverächter, wirke, jede Gier verwerfend,
Erfolg und Nichterfolg gleichmüthig sehend. Frömmigkeit ist Gleichmuth. —
Gelingen, Nichtgelingen, über Beidem steht der Fromme,
Drum weihe dich der Frömmigkeit, die tüchtig macht zu wirken! —

Weiterhin wird ebendasselbe mit den Worten ausgedrückt:

Der Fromme, der der Werke Frucht nicht sucht, gelangt zum innern Frieden;
Wer unfromm dem Verlangen fröhnt und Frucht erzielt, der ist gebunden.

Diese gesunde Moral geht in die indische Mystik über, wenn es ferner heißt:

Die haben hier schon die Natur besiegt, die gleich sich bleiben.
Sündlos, sich selber gleich, ist Brama; drum sind Solche in ihm.
Nicht ob des Angenehmen froh, noch ob des Widerwärt'gen traurig,
Standhaft und unbewegt wird seyn, wer Brama kennt und in ihm lebt.
Nicht zugethan der Lust von Außen, findet er Lust in sich selbst;
Genießt, in Gottbeschau'n vertieft, uneingeschränkter Wonne. —
Das All' ist ausgespannt von mir, dem Unsichtbaren, Körperlosen;
In mir sind alle Wesen; ich jedoch bin nicht in ihnen.
Und wieder sind die Wesen nicht in mir; sieh dieses hohe Räthsel!
Mein Geist erhält sie, nicht in ihnen wohnend, dennoch sie belebend;
Wie in der Luft der Wind wohnt, allhingehend, groß,
So, wisse, sind die Wesen all' in mir.
Und alle Wesen, Sohn der Kunti! geh'n zu meinem Seyn,
Wenn sie vergeh'n; und wieder schaff' ich sie, wenn sie entsteh'n. —

Ach

Ich bin den Wesen allen gleich; ich kenne weder Haß noch Gunst;
Doch die mich ehren, sind in mir und ich in ihnen.

Wem fiele es nicht auf, daß in der vorletzten Zeile eine würdigere Vorstellung von Gotte ausgesprochen ist, als die im A. T. vorherrschende? Und wen erinnerte nicht die letzte Zeile an das Evangelium Johannis? —

Vom Pantheismus finden wir in diesem Gedichte mehrere Spuren; unter Anderem in den Worten:

Wenn man die Einzelwesen denkt in Eins verbunden,
Und dieses ausgebreitet, hat man Brama.

Wie Vieles von dem, was Jahrtausende hindurch gedacht und geträumt worden ist und immer von Neuem wieder in menschlichen Geistern auftaucht, findet sich schon im alten Indien!

Die Erläuterungen, welche Hr. P. seiner Uebersetzung angehängt hat, zeugen von vielem Fleiße und einem emsigen Studium der Sanskrit-Sprache. Einige Härten in der Uebersetzung hätten wohl vermieden werden können, z. B. „Den acht' ich für am frömmsten; anstatt: den Frömmsten. Und S. 81. Im Brauenzwischenraum' das Leben sammelnd.

Christliches Erbauungsbuch für gebildete Landleute von K. F. C. Burkhart, Pfarrer in Zipsendorf bei Zeiz. Zeiz, 1835. Bei Imanuel Webel. 10 Gr.

So fruchtbar an asketischen Schriften jeder Art unsere Zeit auch genannt werden muß, so möchten wir es doch nicht eben für eine leichte Sache erklären, ein Erbauungsbuch auf eine Weise abzufassen, daß ihm dieser Name und das Prädicat der Zweckmäßigkeit wirklich zukomme. Muß nämlich, wer ein solches Buch überhaupt zu schreiben gedenkt, die allgemeinen Wahrheiten der Religion auf die besondern Verhältnisse des

innern

innern und äußern Lebens so anzuwenden verstehen, daß seine Leser, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, gerade ihre Umstände geschildert, die Beschaffenheit ihres Sinnes und Wandels dargestellt und so sich bald belehrt und getröstet, bald geleitet und zurechtgewiesen, bald ermahnt und gewarnt finden, welche genaue Bekanntschaft mit jenen Wahrheiten, welch tiefes Eindringen in ihren Sinn, welche gereifte allseitige Lebenserfahrung, welche psychologische Erkenntniß der wechselnden Erscheinungen in dem Innern des Menschen werden nicht nothwendig dazu erfordert; abgesehen davon, daß auch Sprache und Darstellung der jedesmaligen Fassungskraft des Publicums angemessen und geeignet seyn müssen, das Interesse desselben zu gewinnen und zu fesseln? Auch der Zusatz „christlich" darf bei der Beurtheilung solcher Schriften um so weniger übersehen werden, je seltsamer die Begriffe sind, die hin und wieder damit verbunden werden. Nicht dann schon ist eine religiöse Betrachtung eine christliche zu nennen, wenn irgend eine Schriftstelle ihr zu Grunde liegt, oder die Richtigkeit ihrer Gedanken durch passende Aussprüche der Bibel bestätigt worden; denn es gibt keine dogmatische Spitzfindigkeit und keinen mystischen Unsinn, die sich nicht auf dergleichen Aussprüche zu stützen suchten. Ob der Sinn, der Geist des Christenthums richtig erkannt und aufgefaßt, ob der rechte Gesichtspunct desselben überall aufgestellt und vestgehalten sei, das sind die Fragen, um die es sich hauptsächlich handelt; und wo sie verneint werden müßten, da würden wir eine Predigt oder sonstige Betrachtung nie christlich nennen können, wie Viel auch darin von Christo selbst die Rede seyn möchte. Denkt sich endlich der Verf. eines Erbauungsbuches ein bestimmtes Publicum, für das er schreibt, so gestaltet sich seine Aufgabe noch schwieriger. Nach Inhalt und Form muß er die individualen Bedürfnisse und Verhältnisse desselben berücksichtigen, er muß den Grad der intellectualen und sittlichen Bildung seiner Leser genau beachten,

es

es darf ihm nicht gleichgiltig seyn, ob, was er sagt, an ihre Weise zu denken, zu begehren und zu handeln mehr oder weniger sich anschließt; und wie kann er der Erreichung seines Zweckes gewiß seyn, sofern ihm nicht neben der allgemeinen Sachkunde die besondere selbsteigene Erfahrung dabei zu Hilfe kommt. — Diese Gedanken beschäfftigten uns, indem wir die vorliegende Schrift Behufs ihrer Beurtheilung zur Hand nahmen; und wenn wir damit zugleich die gerechten Anforderungen ausgesprochen haben, die wir an Werke der Art stellen müssen, so wollen wir unsern Lesern nur kürzlich nachweisen, ob und in wiefern der Verf. denselben nachgekommen sei. Das Buch zerfällt gewissermaßen in zwei Theile. Der erste enthält Betrachtungen über die Natur mit besonderer Berücksichtigung des Landmannes, z. B. Christus, ein großer Freund der Natur — der christliche Landmann, ein naher Zeuge der göttlichen Weltregierung — das Wort Gottes, das vorzüglichste Saamenkorn — in dem Frühlinge des menschlichen Lebens, säe das Wort Gottes aus — einige Gebete zur Zeit der Aussaat — einige Aerntebetrachtungen — einige Naturlieder u. s. w. Der zweite Abschnitt beschäfftigt sich zunächst mit kirchlichen Handlungen, indem Theils zur Feier des Abendmahls überhaupt, Theils bei Hauscommunionen insbesondere und bei der Confirmation mehrere vorbereitende oder nachfolgende Betrachtungen, Beichten, Lieder und zusammengestellte Bibelsprüche gegeben werden; dann verbreitet sich der Verf. über die Leiden des menschlichen Lebens in ihren mannigfachen Beziehungen; hierauf folgen mehrere Morgen- und Abendgebete, und den Schluß machen endlich einige Aufsätze über Tod und Grab und namentlich über das christliche Verhalten gegen Verstorbene. — Fragen wir nun, wie der Verf. diese verschiedenen Gegenstände behandelt habe, so ist vorerst nicht zu leugnen, daß die meisten der genannten Betrachtungen zum Theil besser geordnet und mehr erschöpft seyn könnten, indem z. B. gleich in dem

zwei-

zweiten Aufsatze „der christliche Landmann ein naher Zeuge der göttlichen Weltregierung" zu dieser Weltregierung eben Nichts, als das Gedeihen der Gewächse und die Erhaltung der Geschöpfe gerechnet, der Landmann hierauf zur Nachahmung des göttlichen Wirkens ermuntert und das Ganze ungeachtet des gewiß sehr inhaltsvollen Gedankens, auf sieben kleinen Octavseiten abgethan wird; erbaulich aber weiß der Verf. Alles zu machen, was er sagt, und das praktische Moment hat er überall festgehalten. Denn nirgends redet er bloß im Allgemeinen, oder begnügt sich, den Landmann auf seine ihm eigenthümlichen Verhältnisse in religiöser Hinsicht aufmerksam zu machen; vielmehr geht er immer auf besondere Fälle des innern und äußern, des häuslichen und öffentlichen Lebens ein und thut dieß in einer so herzlichen, gemüthlichen, auch dem einfachsten Verstande faßlichen Sprache, daß sein Buch allerdings ein Erbauungsbuch genannt zu werden verdient. Man lese z. B. die Betrachtungen „Gottes Wort ein überaus zartes Gewächs" (?) — in dem Frühlinge des menschlichen Lebens säe das Wort Gottes aus — Worte christlicher Aeltern an ihr Kind an dessen Confirmationstage im Kreise der Ihrigen (wohl der beste Theil der ganzen Schrift) — die Schule der Leiden — Verhalten im Leiden. — Auch christlich ist dieses Erbauungsbuch mit Recht zu nennen. Denn außerdem, daß der Verf. seine Behauptungen mit immer treffenden Bibelstellen belegt und seine Leser nicht selten auf Jesu Wort und Beispiel hinweist, ein Verfahren, das besonders den Landmann jederzeit anspricht, stellt er ganz dem Geiste des Christenthums gemäß den religiösen Gesichtspunct überall oben an, und nur von diesem aus läßt er die Verhältnisse, Schicksale, Pflichten u. s. w. des Lebens betrachten. Hin und wieder zwar sind wir auf einzelne Bemerkungen gestoßen, welche leicht falsch verstanden und sittlich gemißbraucht werden können, z. B. S. 83. „glaube an die Liebe deines Heilandes und an die ewige Giltigkeit sei-

nes Verdienstes. Er ist gestorben für die Sünder. Um seines Todes willen vergibt uns Gott die Schuld und Strafe der Sünde;" wie denn überhaupt besonders in den Abendmahlsbetrachtungen der Begriff der Sündenvergebung nirgends deutlich genug vestgestellt ist. Sonst aber sind die Ansichten des Verfs. die des geläuterten Christenthums, und was er über den Zweck der Abendmahlsfeier, über die Nothwendigkeit der Besserung, über die Frucht des Gebetes u. s. w. sagt, wird jeder Vorurtheilsfreie gern unterschreiben. Prüfen wir endlich seine Schrift hinsichtlich ihrer Angemessenheit zu dem Publicum, für das sie zunächst bestimmt ist, so muß ihr auch in dieser Hinsicht die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit zugestanden werden. Denn nicht allein, daß viele Betrachtungen besonders für den Landmann und dessen eigenthümliche Lebensverhältnisse berechnet sind; auch da, wo er allgemeinere Gegenstände der Erbauung zur Sprache bringt, berücksichtigt er überall diese Verhältnisse, und was er sagt, ist, wenn auch edel und gehoben, doch immer so einfach und verständlich, daß man wohl sieht, er habe sich die nicht ganz leichte Kunst der Popularität zu eigen gemacht. Könnten wir daher auch wohl hie und da manches Einzelne namhaft machen, was eine strengere Kritik nicht billigen kann, den Umstand z. B., daß die Gebete in der Regel des rechten Gebetstones ermangeln und viele derselben bloße Selbstbetrachtungen sind, so ist doch im Allgemeinen die vorliegende Erbauungsschrift den bessern dieser Gattung beizuzählen und kann dem betreffenden Publicum als brauchbar und zweckgemäß mit Recht empfohlen werden.

Fromme Betrachtungen zur Erbauung in den Tagen des Schmerzes und der Wehmuth von Chr. Fr. Oertel, Pfarrer in Berggießhübel und M.

M. A. F. Reh, Pfarrer in Struppen. Dresden in der Arnold'schen Buchhandlung. 1834.

Wenn die Verff. dieser Betrachtungen in der Vorrede sagen, daß nur ein mildthätiger Zweck (die Unterstützung der durch eine Wasserfluth in Plauen Verunglückten) sie zur Herausgabe derselben habe bewegen können, indem sie im Bewußtseyn der an ihnen haftenden Mängel es außerdem nicht gewagt haben würden, sie dem Drucke zu überlassen: so mag dieß allerdings für ihre Bescheidenheit zeugen. Sonst aber versichern wir ihnen gern, daß es dieser Entschuldigung nicht bedurft hätte. Denn ob auch ihre Arbeiten nicht gerade zu den Mustern in diesem Fache zu rechnen sind und eine strengere Kritik Manches an ihnen auszusetzen findet, so ist ihnen doch das Prädicat der Zweckmäßigkeit in jeder Hinsicht beizulegen und unbedenklich mögen sie sich den bessern Erzeugnissen dieser Art zur Seite stellen. Sie sind, wie der Titel sagt, besonders der Erbauung in den Tagen des Schmerzes gewidmet und haben es also mit den Leiden des menschlichen Lebens und mit den Gründen zu thun, durch deren Erwägung und Beherzigung der Christ in solchen Tagen sich trösten und aufrichten soll. Beides aber, jene Leiden und diese Gründe, müssen in einem christlichen Erbauungsbuche von dem wahrhaft christlichen Gesichtspuncte aus betrachtet und aufgestellt werden; und daß sie dieses thut, das ist es zunächst, was der vorliegenden Schrift zum Lobe gereicht. Wir haben wohl Predigten und sonstige erbaulich seyn sollende Betrachtungen gelesen, die in trauriger Begriffsverwechselung das Christliche darin suchten, daß sie entweder die Uebel dieser Zeit, auch die, welche der Mensch nicht selbst verschuldet, als nothwendige Folgen der Sünde darstellen, gemäß jener trostlosen, Gottes durchaus unwürdigen Lehre, daß durch den sogenannten ersten Sündenfall auf die Erde und auf das ganze Menschenleben ein ewiger Fluch gelegt worden sei;

oder daß sie den Unglücklichen jeder Art auf Jesum Christum verweisen, als, sei dieser noch heute ein Helfer und Retter nicht bloß aus moralischem Elende, sondern auch aus irdischer Noth und Trübsal; oder daß sie endlich als Universalmittel einen Glauben empfehlen, von dem man nie recht weiß, für was man ihn eigentlich halten soll. Von alle Dem aber findet sich in den Vorträgen der Verff. Nichts; wohl aber die in dem Geiste des wahren Christenthums so deutlich zu Tage liegende Hinweisung auf das weise und liebevolle Walten der göttlichen Vorsehung, das sich in der Natur und in den Schicksalen des menschlichen Lebens dem frommen Nachdenken als solches kund thut und dem der Mensch vertrauen darf und muß, auch wo ihm Gottes Wege unbegreiflich sind. Eben so christlich nennen wir es, wenn die gegenwärtigen Betrachtungen dieses Vertrauen durch betreffende Aussprüche der Schrift und durch biblische Beispiele, namentlich durch das Beispiel Jesu zu beleben suchen und den Leidenden im Sinne des Evangeliums auf eine schönere Zukunft in einer andern Welt hoffen lehren. So stärkte der Herr seine trauernden Jünger, so trösteten die Apostel ihre oft bedrängten Gemeinden und so, dünkt uns, muß auch jetzt noch der Zweck der Erbauung an der leidenden Menschheit befördert werden, wenn es auf eine wahrhaft christliche Weise geschehen soll. Nächstdem hat uns das gegenwärtige Buch auch deßhalb besonders angesprochen, weil die Verff. das so nöthige und nützliche Individualisiren nicht versäumt haben. Nirgends nämlich reden sie bloß im Allgemeinen über den Zweck und Nutzen der Leiden, über den Gesichtspunct, aus dem sie betrachtet werden sollen, über die Gründe des Trostes und der Beruhigung u. s. w. Vielmehr wenden sie das Allgemeine stets auf besondere Fälle an, machen einzelne Beispiele namhaft, an denen sich die Wahrheit ihrer Behauptungen bestätigen kann, führen den Hörer oder Leser zur Betrachtung der eignen Lebenserfahrung und werden eben auf diesem Wege wahrhaft praktisch und erbaulich.

baulich. Denn wie schön auch Jemand über dergleichen Gegenstände zu reden wisse und wie angenehm sich auch Vieles liest, was hin und wieder über das menschliche Leben in dieser Beziehung gesagt ist, das Herz bleibt kalt und das Gemüth unerbaut, wenn wir darin nicht gerade das finden, was wir erfahren haben, und namentlich dünkt uns die recht speciale Behandlung eines Gegenstandes in solchen Betrachtungen unerläßlich, die für den gemeinen Mann, der an eignes Anwenden und Reflectiren nicht gewöhnt ist, berechnet sind. Wir können, was wir eben sagten, in den Vorträgen der Verff. nicht besonders nachweisen; genug, daß wir höchstens nur einige derselben gefunden haben, von denen es nicht zu rühmen wäre. Betrachten wir sie ferner aus dem Gesichtspuncte der Kunst, so sind sie auch in dieser Beziehung im Allgemeinen beifallswerth. Sie sind in der Regel an irgend eine Bibelstelle geknüpft, aus welcher nach einer meist ganz kurzen Einleitung ein Thema abgeleitet wird, dessen Disposition sich gewöhnlich mehr oder weniger an den Text anschließt. Die Ausführung hält sich genau an den vorgezeichneten Weg und bringt, wenn sie auch nicht immer ganz erschöpfend genannt werden kann, doch stets die näher liegenden Gedanken zur Sprache. Auch die Diction gehört zu den rühmlichen Eigenschaften dieser Betrachtungen, denn sie ist einfach und herzlich, kräftig und gemüthlich, rein und edel; und nur in den letztern, die mit Tod und Grab sich beschäfftigen, ist sie uns Etwas weinerlich, zu sehr auf Rührung berechnet vorgekommen. Es sei uns erlaubt, einige Beispiele in der gedachten Beziehung anzuführen. Die 3. Betrachtung beantwortet nach 1 Petr. 5, 6—11. die Frage: Was gehört dazu, um auch zur Zeit der Noth den frohen Lebensmuth und die Heiterkeit der Seele nicht zu verlieren? Ganz dem Texte gemäß wird dahin gerechnet — Demuth vor Gotte — Vertrauen zu ihm — ein frommer Wandel nach seinem Willen — ein gläubiger Hinblick auf die ewige

Herr-

Herrlichkeit. Die 4. Betr. stellt nach 2 Kor. 4, 17. u. 18. „unsere Trübsal" dar als — zeitlich — als leicht — als Mittel, zur ewigen Herrlichkeit zu gelangen. Die 9. Betr. ohne besondern Text hat zum Gegenstande „das Dunkel des Grabes im Lichte der Auferstehung Jesu." In diesem Lichte erkennen wir, daß — das Grab unser Leben nicht endet — unsere guten Werke nicht zerstört — unsere Hilfe uns nicht raubt — uns selbst unseren Lieben nicht für immer entreißt. Die 12. Betr. über Mark. 16, 1 u. f. macht aufmerksam „auf die tröstende Stimme Gottes an den Gräbern unserer Lieben." Diese Stimme ruft uns zu — den du hier im Grabe suchst, ist nicht hier — er ist auferstanden, d. h. zum bessern Leben eingegangen — du wirst ihn wiedersehen. (Gehet aber hin in Galiläam u. s. w.) In praktischer und zugleich sprachlicher Hinsicht machen wir besonders auf folgende Stellen aufmerksam: 3. Betr. 1. Thl. — 4. Betr. 3. Thl. — 8. Betr. 2. Thl. — 12. Betr. 2. Thl. — Sollen wir nun endlich auch der oben bereits erwähnten Mängel gedenken, auf die wir in diesen Betrachtungen gestoßen zu seyn glauben, so würden wir dahin zunächst den Umstand rechnen, daß sie meist zu einseitig behandelt sind, indem sie fast immer nur zu trösten und zu beruhigen suchen. Denn auf wie christliche, zweckdienliche Weise dieß auch geschieht, so ist es doch zur Erbauung in den Tagen der Leiden nicht hinreichend, da diese als Erziehungsmittel in Gottes Hand von uns auch als heilsame Gelegenheiten, uns selbst zu prüfen und zu erkennen und als künftige Veranlassungen, weiser und besser zu werden, benutzt werden sollen. Darauf aber mit Ernst' und Bestimmtheit hinzuweisen, scheinen die Verff. übersehen zu haben. Auch hätten sie wohl besonders in den ersteren Vorträgen, wenn von Geduld, Muth und Standhaftigkeit in den Widerwärtigkeiten des Lebens die Rede ist, öfter auf das Beispiel Jesu aufmerksam machen sollen, da diese so schweren Tugenden gerade an diesem Beispiele

spiele am Sichersten zu erlernen sind. Dann enthält das Buch auch einige Betrachtungen, denen wir das Prädicat der Erbaulichkeit nicht ertheilen können. Wir meinen namentlich die 2. und 11. Betrachtung. Der erstern: „Beachte jeden, auch den kleinsten Umstand in deinem Leben!" fehlt es zwar nicht an dem religiösen Momente, indem sie auch in den gering scheinenden Umständen des Lebens Gottes Vorsehung finden und erkennen lehrt; was aber weiter für unser weises und christliches Verhalten daraus folge, darüber ist Nichts gesagt. Die letztere „das Wiedererkennen (in jenem Leben)" ist mehr Abhandlung, als erbauliche Betrachtung. Der Verf. gibt sich zuerst viele Mühe, zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß nämlich ein Wiedersehen ohne ein Wiedererkennen nicht Statt finden könne; und beantwortet dann die in praktischer Hinsicht ganz unnützen Fragen: wie, warum und auf welchem Wege werden wir uns wiedererkennen? (Er meint, der verklärte Leib werde wenigstens einige Aehnlichkeit mit dem irdischen haben müssen.) Den Einfluß aber, den der Glaube an ein dereinstiges Wiedererkennen auf unser gegenseitiges Verhalten in diesem Leben haben müsse, hat er ganz aus der Acht gelassen; obschon dieß nach unserem Dafürhalten vor Allem nothwendig war. Endlich ließen sich auch hinsichtlich der logischen Anordnung der Gegenstände hin und wieder einige Ausstellungen machen; wie es denn namentlich der 10. Betr. über Joh. 20, 11—18. „Was weinest du?" ganz an einer solchen Anordnung zu fehlen scheint. Doch wird das Gesagte hinreichend seyn, unsere Leser zu überzeugen, daß die vorliegenden Betrachtungen allerdings nicht mängellos, doch aber ihrem besondern Zwecke recht angemessen sind. Und als solche mögen sie denn dem Erbauung suchenden Publicum um so mehr empfohlen seyn, als die Verff. bei der Herausgabe derselben von einer so mildthätigen Absicht geleitet worden sind.

Ge-

Geschichte der Reformation für protestantische Bürger und Landleute, ihre Schullehrer und höheren Schulclassen; mit einer Uebersicht der Geschichte der christlichen Kirche seit ihrem Ursprunge, von Carl Friedrich Hempel, Pfarrer und katechetischem Adjuncte zu Stünzhayn bei Altenburg und ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. Dritte, sehr vermehrte und bis in das Jahr 1834 fortgesetzte Auflage. Leipzig, 1834, bei Friedrich Christian Dürr. 16 Gr.

Ueber den Werth dieser Reformationsgeschichte haben sich bereits das Publicum und mehrere Blätter bei ihrem ersten Erscheinen beifällig ausgesprochen; und wenn jetzt eine dritte Auflage derselben nöthig geworden ist, so geht allerdings daraus hervor, daß sie noch immer gesucht und geschätzt wird, wie manche andere Bearbeiter auch die Geschichte der Kirchenverbesserung seitdem gefunden haben mag. Und allerdings behäuptet sie nicht ohne Grund fortwährend ihr Ansehen. Denn ruhig und parteilos, in leichter, gefälliger Sprache, den Standpunct und das Bedürfniß seiner Leser stets berücksichtigend, mit verständiger Vermeidung des Zuviel und Zuwenig und von einer echt religiösen Ansicht der Dinge stets geleitet, erzählt der Verf. die denkwürdige Begebenheit, und gern versichern wir ihn, daß wir seine Erzählung nicht ohne Interesse gelesen haben, wie wenig neu uns auch natürlich das Mitgetheilte seyn konnte. Zunächst berichtet er das auch für den Laien und Ungebildeten Wissenswertheste aus der ältern Kirchengeschichte, also den Ursprung des Christenthums, verbunden mit einer kurzen Würdigung seines Inhalts — Ausbreitung desselben im Morgen- und Abendlande, nebst den seinen glücklichen Fortgang fördernden

den Ursachen — Bemühungen der Juden und Heiden, den neuen Glauben zu unterdrücken, Verfolgungen der Christen und deren Verhalten dabei — allmälige Ausbildung der Verfassung der Kirche und ihre Erhebung seit Constantin d. Gr. — merkwürdigste Streitigkeiten über mehrere vermeintliche Lehren des Christenthums — Gründung der päpstlichen Macht — Herrschaft der Päpste und deren Folgen — vielfacher verderblicher Aberglaube — Entstehung und Verbreitung des Klosterwesens und der Mönchsorden, Ketzerverfolgungen, Inquisition — einige ausgezeichnete Kirchenlehrer jener Zeiten — griechische Kirche — Muhamed — Kreuzzüge und ihre Folgen — Gegner der päpstlichen Macht — Verfall dieser Macht — vorbereitende Ursachen der Reformation. — So wenig nun auch dieß Alles, mit Ausnahme des letzten Punctes, auf den ersten Anblick in eine Geschichte der Reformation zu gehören scheint, indem es allerdings zunächst der allgemeinen Kirchengeschichte angehört, so dünkt es uns doch für den Zweck, den der Verf. verfolgte, keinesweges überflüssig zu seyn, daß eine kurze Darstellung der Schicksale, welche die christliche Religion und Kirche bis zum 16. Jahrh. erfuhr, vorausgeschickt wurde; da nur die Kenntniß dieser Schicksale die dringende Nothwendigkeit und den eigentlichen Werth der Reformation deutlich erkennen läßt und der evangelische Christ mit um so vesterer Treue an seiner Kirche halten wird, je mehr er sich von dem überzeugt, was er in religiöser Beziehung ohne jene große Begebenheit seyn würde und was er durch dieselbe geworden ist. Wenn sich übrigens der Verf. bei den gedachten Begebenheiten der vorlutherischen Zeit nur so lange verweilt, um seinen Lesern eine allgemeine, gleichsam einleitende Uebersicht derselben zu geben, so behandelt er dagegen die Geschichte der Reformation selbst mit Recht bei Weitem ausführlicher; und daß er sein Buch nicht mit dem Jahre 1555 geschlossen, sondern bis auf die neueste Zeit herab fortgesetzt hat, dazu bewog ihn unstreitig der

sehr

sehr richtige Gedanke, daß die Reformation mit jenem Jahre noch lange nicht als beendigt betrachtet werden könne. Sonst bedarf es bei dem, was wir eben über seine Schrift im Allgemeinen gesagt haben, keiner besondern Nachweisung, daß er auch die Ereignisse, deren Gesammtheit man unter dem Namen der Kirchenverbesserung begreift, in zweckmäßiger Ordnung und auf beifallswerthe Weise erzähle, und gern hört man ihn die bekannten Thatsachen vom Anfange der Reformation bis zum Religionsfrieden berichten; indem er nicht selten treffende Bemerkungen einstreut und in die Erzählung selbst manche interessante Aeußerungen Luthers und seiner Zeitgenossen einwebt. Besonders anziehend ist eine Charakteristik des großen Reformators, die nicht weniger die Hochachtung des Verfs. gegen den seltenen Mann als seine historische Unbefangenheit beurkundet. An die Reformationsgeschichte selbst knüpft sich sodann die Religions- und Kirchengeschichte der neuern und neuesten Zeit und der Leser erfährt, in welche Länder sich die Reformation verbreitet habe; wie ihre Anhänger da und dort bedrückt und verfolgt wurden; welcher beklagenswerthe Zwiespalt unter den Lutheranern selbst und zwischen diesen und den Reformirten eintrat; wie als eine Folge der hartnäckigen Verblendung des wiener Hofes der dreißigjährige Krieg sich entspann und auf welche Weise er sich für die verschiedenen Religionsparteien endigte; welche Schicksale unterdessen die griechische Kirche erfahren hatte; welche kleinere kirchliche Parteien unter den Protestanten und Reformirten im Laufe der Zeit sich bildeten; und was in der katholischen Kirche während der letzten drei Jahrhunderte sich ereignet hat. Dieß Alles erzählt der Verf., wie gesagt, mit historischer Treue und Unparteilichkeit, gleichsam als Zugabe zu der Reformationsgeschichte; indem es seinem Publicum doch auch wünschenswerth seyn mußte, zu erfahren, welche Früchte die Arbeit der Reformatoren getragen, und wie es die unversöhnliche Feindin der evangelischen Kirche, die römisch-

misch-katholische, seitdem gehalten habe; und wenn wir Etwas daran aussetzen möchten, so würde dieß der Umstand seyn, daß der Gewinn, den die Reformation dem religiösen Glauben und Leben seiner Anhänger brachte, nicht recht klar und ausführlich nachgewiesen worden ist. Den Beschluß machen „Blicke auf den äußern und innern Zustand der protestantischen Kirche in den letzten Jahrhunderten;" und dadurch scheint namentlich die neue Auflage vermehrt worden zu seyn. In ersterer Beziehung ist die Rede davon, wie Anfangs die Protestanten in mehrern Ländern hart bedrückt wurden, in neuerer Zeit jedoch mit wenigen Ausnahmen einer vesten bürgerlichen Stellung sich erfreuen. In letzterer Hinsicht spricht der Verf. namentlich von den Fortschritten, die unsere Kirche besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach allen Seiten hin gemacht hat. Auch gedenkt er der Bibel- und Missionsgesellschaften, „beantwortet die Frage, ob die Presbyterial- oder Consistorialverfassung vorzuziehen sei, vertheidigt unsere Zeit gegen die Vorwürfe der Irreligiosität und Unkirchlichkeit und schließt endlich damit, daß er dem so gehässig angefochtenen Rationalismus auf allgemein faßliche und verständliche Weise das Wort redet. Wir aber schließen gleichfalls mit der nochmaligen Versicherung, daß wir allen früheren günstigen Beurtheilungen dieser Schrift von Herzen beistimmen und mit dem Wunsche, daß unsere Anzeige, die natürlich bloß denen gelten kann, die mit dem Inhalte des Buches noch nicht bekannt seyn sollten, zur noch weitern Verbreitung desselben Etwas beitragen möge.

Die Geschichte der letzten Leiden Jesu mit Anmerkungen zum richtigen Verständnisse derselben. Von Johann August Uhlig, Past. emerit. zu Groß-Paserin und Carow im Großherzogthume

thume Mecklenburg-Schwerin. Parchim, Verlag der D. C. Hinstorff'schen Buchhandl. 1833.

Ein doppelter Zweck liegt der gegenwärtigen kleinen Schrift nach der Versicherung ihres Verfs. zu Grunde, indem er Theils seine Ansicht von den Leiden und dem Tode des Erlösers darstellen, Theils einige mit der Geschichte dieser Leiden verbundene Schwierigkeiten aufhellen und so namentlich dem Laien den richtigen Gesichtspunct angeben wollte, von dem aus jene denkwürdigen Begebenheiten betrachtet werden müßten. In wiefern er nun diese beiden Zwecke wirklich erreicht habe, davon nachher. Zuerst wollen wir die Art und Weise, wie er dabei zu Werke geht, kürzlich nachweisen. Er beginnt mit der letzten Osterlammsfeier Jesu und theilt die Leidensgeschichte desselben in 5 Abschnitte, von denen der erste bis zu seiner Gefangennehmung, der zweite bis dahin, wo er vor das hohe Synedrium gestellt wird, der dritte bis zu seiner Verurtheilung zum Kreuzestode, der vierte bis zu seinem wirklich erfolgten Ende und der fünfte bis zu dem Augenblicke geht, wo die Juden den Pilatus bitten, er möge das Grab desselben bewachen lassen. Jeder Abschnitt zerfällt hierauf wieder in mehr oder weniger kleinere Abtheilungen, je nachdem die Reihenfolge der Ereignisse, wie sie von den Evangelisten erzählt werden, dieß nöthig zu machen scheint; und diesen Abtheilungen sind entweder praktische Erinnerungen über den Charakter der handelnden Personen oder solche Bemerkungen beigegeben, die auf das richtige Verständniß der betreffenden Thatsachen berechnet sind. Uebrigens erzählt der Verf. nicht mit den Worten der ursprünglichen Berichterstatter selbst, sondern drängt, was diese weitläufig referiren, in kürzere Auszüge zusammen, jedoch auf so passende und geschickte Weise, daß dadurch weder der Einfalt noch der Vollständigkeit der evangelischen Erzählungen irgend ein Abbruch geschieht. Anlangend nun den ersten seiner Zwecke, den näm-

nämlich, daß er seine Ansicht über die letzten Schicksale Jesu vorlegen will, so hat er denselben allerdings in sofern erreicht, als man aus den eingestreuten Bemerkungen deutlich ersieht, er huldige in dieser Beziehung der vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums und theile keineswegs die Meinung der alten Dogmatiker und der neuen sogenannten Evangelischen von einem blutigen Sühnopfer, von einer stellvertretenden Genugthuung und was dergleichen antichristliche Behauptungen mehr sind. Zwar können wir mit ihm darüber nicht ganz einverstanden seyn, daß Jesus durch seinen Tod besonders die Heilung seiner Jünger von ihren messianischen Irrthümern auf eine in die Augen fallende Weise bezweckt habe; denn aus manchen Umständen und namentlich aus Apostelg. 1, 6. scheint hervorzugehen, daß er diesen Zweck verfehlt haben würde. Das aber glauben wir mit dem Verf., daß der Herr, wenn nicht gleich Anfangs, doch nach und nach zu der Ueberzeugung gelangte, sein früher Tod sei unvermeidlich, zu seinem Erlösungswerke nothwendig, und deßhalb über ihn verhängt durch den Rathschluß seines himmlischen Vaters. Was ferner die andere Absicht des Verfs. betrifft, mehrere mit der Leidensgeschichte Jesu verbundene Dunkelheiten aufzuhellen, so ist seine Schrift auch in dieser Hinsicht im Allgemeinen als zweckgemäß zu bezeichnen; wenn sie auch nur für den der richtigen Schriftauslegung unkundigen Leser unterrichtend seyn kann und Manches enthält, dessen Richtigkeit wir nicht unbedingt zugestehen können. In beiden Beziehungen wollen wir Einiges namhaft machen. Zu den Stellen des alten Testaments, welche die Evangelisten als von dem leidenden Erlöser geweissagt citiren, bemerkt er mit Recht, daß sie keineswegs als Weissagungen zu betrachten, sondern so zu verstehen sind, als hätten die Berichterstatter gesagt: hier galt oder hier konnte man anwenden, was dort z. B. Ps. 22., Jes. 52. u. 53. geschrieben steht u. s. w. Den Engel, der nach Lukas dem Betenden in Gethsemane erschien,

schien, um ihn zu stärken, erklärt er richtig für den durch den Rückblick auf ein Gotte und der Menschheit geweihtes Leben und durch den Aufblick zu dem Vater im Himmel in der Seele des Geängstigten neubelebten Leidensmuth. Den Umstand, daß die von den Hohenpriestern abgeschickte Tempelwache bei der Frage Jesu: „wen suchet ihr?" zu Boden fiel, bezeichnet er eben so für eine hyperbolische Redensart, wie dergleichen öfters, z. B. Luk. 5, 6—7., vorkommen. Die Worte Jesu „ehe der Hahn zwei Mal kräht u. s. w." hält er für gleichbedeutend mit „ehe der Tag völlig anbricht," so daß eine eigentliche Weissagung nicht anzunehmen ist. Daß man gerade den Simon von Cyrene zwang, Jesu das Kreuz nachzutragen, erklärt sich daraus, daß nach dem Zeugnisse der Geschichte — Apostelg. 11, 20. — die Einwohner jener Stadt Jesu besonders zugethan gewesen seyn sollen, ein Umstand, der unstreitig dem Volke bekannt war, das den Verurtheilten zu seiner Hinrichtung begleitete. Auf diese und ähnliche Weise sucht der Verf., was etwa in Jesu Leidensgeschichte dem Nichttheologen unverständlich seyn sollte, zu erläutern, und die angeführten Beispiele können zeigen, wie einfach und verständig er dieß thut. Hin und wieder jedoch sind wir auf Erklärungen gestoßen, mit denen wir uns nicht befreunden können. So hält er z. B. die bekannte Versuchungsgeschichte Matth. 4. für einen von den Obersten des Volks gemachten Versuch, Jesum in ihr Interesse zu ziehen. Aber dann hätte der von ihnen Abgeschickte seinen Auftrag in der That nicht thörigter ausrichten können; sein ganzes Benehmen dabei würde eine gänzliche Unkenntniß des Charakters Jesu verrathen; und noch war ja der letztere auch nicht so bekannt, daß er die Aufmerksamkeit des hohen Rathes in diesem Grade auf sich gezogen hätte. Lieber würden wir daher die ganze Erzählung in das Gebiet der Mythen verweisen, da sie mit dem eigenthümlichen Leben Jesu durchaus in keiner Verbindung steht. Den Ausdruck Jesu, „so man das thut am grünen Holze rc."

nennt

nennt er äußerst schwierig und meint, Jesus habe sagen wollen: so ihr mich für einen Aufrührer haltet und also behandelt, wie will es erst denen gehen, die sich wirklich mit Aufruhre befassen werden? Auch hier scheint er schon deßhalb den Sinn nicht recht getroffen zu haben, weil doch in der That kein Aufrührer ein schlimmeres Schicksal haben konnte, als eben Jesus. Wir glauben daher, daß jene Worte nicht allzustreng angewendet werden und etwa so gedeutet werden müssen: so ihr mich, den Schuldlosen, also mißhandelt, wie will es erst euch ergehen? u. s. w. In dem letzten Ausrufe des Gekreuzigten: „in deine Hände befehle ich meinen Geist" will er das Wort „Geist" von der Lehre, dem Werke desselben verstanden wissen. Allein diese Erklärung scheint uns mehr sinnreich als richtig zu seyn, indem Jesus sonst nirgends so außer aller Verbindung seine Lehre „Geist" nennt. Dasselbe gilt von dem, was über Matth. 27, 51—53. gesagt wird. Die hier vorkommenden Ausdrücke — Erdbeben — der Vorhang im Tempel zerriß — die Gräber der Heiligen thaten sich auf — viele Leiber verstorbener Heiligen gingen hervor und kamen nach seiner Auferstehung in die heilige Stadt — sollen so verstanden werden: das Erdbeben ist eine poetische Schilderung, das Schreckliche in der Ermordung des tugendhaftesten Menschen zu bezeichnen; der Vorhang zerriß — heißt: der freie Zugang zu der Gottheit stand nun durch Jesu Bemühung, bei der er selbst den Tod nicht scheute, offen; die Gräber thaten sich auf, bedeutet: die Unwissenheit, der Irrthum in Absicht auf Jesum verschwand nun bei Vielen; die Leiber der Heiligen gingen aus den Gräbern und kamen in die heilige Stadt, das ist: viele an sich Redliche, die aber verhetzt worden waren, zeigten sich nach Jesu Auferstehung in Jerusalem wieder als seine Freunde und Anhänger. Wir wollen nicht leugnen, daß auch diese Erklärungen sinnreich sind und würden sie gelten lassen, wenn nur Matthäus, wie etwa Paulus, sonst irgendwo eine Neigung zum

zum Allegorisiren verriethe. So aber glauben wir, wie sich die Sache auch immer verhalten habe, daß hier der Evangelist wirklich geschehene Wunderdinge habe erzählen wollen. Die Wache endlich, die auf Verlangen der Hohenpriester das Grab Jesu hütete, hält der Verf. nicht für römische Soldaten, sondern für einen Theil der Tempelwache. Dem widerspricht aber offenbar Matth. 28, 13. u. 14. — Konnten wir übrigens auch nicht verschweigen, was wir an der vorliegenden Schrift auszusetzen fanden, so wollen wir sie doch den Freunden einer vernünftigen Bibelauslegung als recht zweckmäßig zum Nachlesen empfehlen; — den Buchstabengläubigen freilich wird sie wohl ein Dorn im Auge seyn.

Erbauungsblätter für Israeliten, zur Beförderung häuslicher Andacht, von S. Herzog, Candidat der Theologie. Mannheim. Buchdruckerei des Bürgerhospitals. 1833.

Zu den mehrfachen Beweisen, daß in der neuern Zeit die Bekenner des alttestamentlichen Glaubens in religiöser Hinsicht hie und da dem Bessern sich zuzuwenden begonnen haben, ein Umstand, der unstreitig dem stille wirkenden Einflusse des lautern Christenthums zugeschrieben werden muß, kann auch das vorliegende Buch gerechnet werden. Zwar begegnet man, indem man es liest, noch da und dort dem Israeliten, der, ohne sich auf haltbare Gründe einzulassen, seine Religion die allein wahre und vollkommene nennt, an der alten Messiashoffnung seines Volkes vesthält, neben dem alten Testamente den Talmud fleißig citirt und sich wohl hütet, irgend eine Bekanntschaft mit den besonderen Aussprüchen des neuen Bundes zu verrathen. Aber abgesehen davon, daß man sich überhaupt nicht auf den christlichen Standpunct stellen darf, um eine für Israeliten be-

bestimmte Erbauungsschrift aus einer jüdischen Feder richtig zu beurtheilen, so gestehen wir dem Verf. gern auch zu, daß er die religiösen und sittlichen Bedürfnisse seines Publicums deutlich erkannt und seine Blätter in einem Sinne geschrieben habe, wie er bereits in den reinern Abschnitten seiner Religionsurkunden, in den prophetischen Schriften namentlich und in den Sittensprüchen derselben niedergelegt ist. Denn was er über den Glauben an Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, den weisen Lenker der menschlichen Schicksale, den liebenden Vater aller seiner Kinder, was er über die Nothwendigkeit, die Menschen ohne Unterschied zu lieben und die ihnen schuldigen Pflichten ohne selbstsüchtige Absichten zu erfüllen, was er über tugendhaften Lebensgebrauch, über das Streben nach sittlicher Besserung und Veredlung, was er über die Hoffnung einer ewigen Fortdauer und der damit verbundenen Vergeltung u. s. w. sagt, das Alles ist so wahr, so christlich, daß nur engherzige Befangenheit dieß leugnen könnte; und wenn auch ein großer Theil seiner Betrachtungen an die Feier jüdischer Feste geknüpft wird, so ist dieß einem Israeliten um so weniger zu verargen, da es auf eine Weise geschieht, daß das erbauliche und praktische Moment derselben immer hervorgehoben wird. Im Allgemeinen sind also, wie schon gesagt, die vorliegenden Blätter ein Zeugniß des bessern Geistes, der besonders in protestantischen Staaten unter dem jüdischen Volke erwacht ist, und sie verdienen deßhalb die Beachtung und fleißige Benutzung derer, für welche sie bestimmt sind. Nicht so beifällig jedoch, wie über ihre Tendenz, können wir uns über die Form aussprechen, in welcher sie vorgelegt werden. Denn ob sie schon das mit unseren Predigten gemein haben, daß den einzelnen Betrachtungen immer Stellen natürlich nur des A. Ts. zu Grunde liegen, aus welchen dann die weiter auszuführenden Gedanken entwickelt werden, so würden wir dem Verf. doch rathen, die Musterarbeiten christlicher Kanzelredner wenn auch nur deßhalb zu stu-

diren, um über die Art und Weise sich zu unterrichten, wie Gegenstände aus dem Gebiete der Glaubens- oder Sittenlehre eigentlich behandelt werden müssen. Fast durchgängig nämlich fehlt es seinen Betrachtungen an der gehörigen Klarheit der Begriffe, an der natürlichen Ordnung und Reihenfolge der Gedanken und an derjenigen Darstellung, wodurch eine Materie in allen ihren Beziehungen hinreichend erschöpft wird. So heißt es, um nur einige Beispiele zu nennen, in einer Neujahrsbetrachtung über 3 Mos. 23, 23—24. „Der Blick in die Vergangenheit lehrt, daß Alles eitel sei, nämlich das Leben, die Hoffnungen und Bestrebungen der Menschen." Schlimm aber wäre es, wenn diese Behauptung, so wie sie dasteht, richtig wäre. Denn wie vergänglich auch das Leben, wie nichtig oft unser Hoffen, wie äußerlich erfolglos nicht selten das menschliche Streben seyn mag, auf das Edlere und Bessere gerichtet kann und wird es doch in keinem Falle vergebens seyn, und nur der Mangel an richtiger Begriffsbestimmung konnte den Verf. zu einer solchen Meinung verleiten. So wird in der Betrachtung „die zwei Lebenswege" über 5 Mos. 11, 26—29. im ersten Theile der eine dieser Wege als der des Leichtsinns, der Täuschung und der Sünde beschrieben und bei dieser Gelegenheit viel Wahres und Praktisches gesagt. Richtig geordnet aber sind diese Gedanken nicht, denn Sünde ist eben auch Täuschung. Der zweite Theil aber, in welchem der gute Weg geschildert wird, ist offenbar zu kurz und allgemein, und Andeutungen, wie der Mensch vor jenem sich hüten und nur diesen standhaft wandeln könne, hätten nicht fehlen dürfen. So wird in der Betrachtung „der Werth unseres göttlichen Gesetzes" dieser Werth dadurch nachgewiesen, daß dem Gesetze die Prädicate „ewig, nothwendig, gerecht, gut und tröstend" beigelegt werden. Aber auch diese Eintheilung ist offenbar falsch; und wenn man liest, was der Verf. darüber sagt, so scheint er bald von dem Glauben an Gottes Daseyn und dem Einflusse des-

selben

selben, bald von dem innern Gesetze und wie dieses durch die Natur selbst bestätigt wird, zu reden; obgleich er doch gewiß nur das mosaische Gesetz im Sinne hatte. So vermißt man in der Betrachtung „die Enthaltsamkeit" über 1 Mos. 3, 1 u. f. außer der nöthigen Ordnung besonders die Feststellung des Begriffs, die wohlthätigen Folgen dieser Tugend und die Angabe der Mittel, durch welche diese allerdings schwere Tugend erleichtert werden kann. Außerdem stößt man auf manche sonderbare Aeußerungen und irrige Behauptungen. Wie mag z. B. der Mensch nach S. 44 von dem Lächeln der Natur, unter welchem der Sonnenschein verstanden werden soll, Aufrichtigkeit lernen, da, das Verfehlte des Bildes abgerechnet, dieses Lächeln doch oft Nichts weniger als zuverlässig ist? Wer muß ferner nicht unwillkürlich lächeln, wenn er S. 46 liest: „Würdest du dich nicht, wenn man dich einst wieder in die Erde einlegt und sie könnte zu dir sprechen: ich will dir dennoch ein Ruheplätzchen gönnen, obgleich du weniger gewesen bist, als ich, denn du warst undankbar, würdest du dich nicht schämen?" Wer nennt es ebenso nicht sonderbar, wenn es S. 101 heißt: „Wie viele sind der Schickungen, der Schicksale, gute und schlimme, denen der Mensch auf seiner Lebensreise nicht ausweichen kann? Kehrt das Leben nicht jeden Abend, wie der Reisende, in einer andern Herberge ein?" Wer mag es selbst dem Israeliten verzeihen, wenn er S. 94 das jüdische Volk das Muster aller Völker nennt? Solche und ähnliche Aeußerungen, deren sich noch manche andere nachweisen ließen, stören wenigstens den guten Eindruck, wenn sie auch an sich von keiner großen Bedeutung sind. Auch in stylistischer Hinsicht endlich stellen sich die Arbeiten des Verfs. manchem Tadel bloß. Seine Schreibart ist nämlich nicht fließend genug und selbst nicht immer grammatisch richtig. Er redet meist in kurzen, abgebrochenen Sätzen, und da, wo er auf eine längere Periode sich einläßt, erscheint er Etwas linkisch und unbeholfen. Wir

 ver-

verweisen in dieser Beziehung besonders auf die Betrachtung: „die dreifache Frühlingsfeier," die namentlich hinsichtlich des in ihr herrschenden Styls als die geringste bezeichnet werden muß. Sollte daher der Verf. fortfahren, für den Zweck der Erbauung unter seinen Glaubensgenossen zu arbeiten, so ist um so mehr zu wünschen, daß er auf die Form seiner Arbeiten eine größere Sorgfalt verwende, da er außerdem einen ziemlichen Grad religiöser Bildung und zugleich Scharfsinn und Gedankenreichthum vielfach beurkundet. Schließlich möchten wir die Betrachtungen: „Warum schläfst du? — Herbstbetrachtung am Laubhüttenfeste — das Leben Abrahams — wenn die Sonne untergegangen ist, soll er rein seyn — der neunte Ab — der letzte Augenblick — und wo bist du?" — als die gelungensten der Sammlung bezeichnen.

Betrachtungen über die lehrreichen und trostvollen Wahrheiten des Christenthums bei der letzten Trennung von den Unsrigen. Von Dr. R. Eylert, evangelischem Bischofe und königlichem Hofprediger in Potsdam. Vierte verbesserte u. vermehrte Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. 1834. SS. XXIII u. 484 in gr. 8.

Daß die Titels genannten Predigten durch einen Zeitraum von mehr als drei Decennien hindurch die Theilnahme des Publicums in dem Maße gefunden haben, daß sie jetzt in einer vierten Auflage unserer Anzeige vorliegen, diese Erscheinung dürfte in einem zweifachen Grunde ihre Erklärung tragen. Der eine liegt in dem Umstande, daß es, wie der Verf. selbst sagt, „in diesem Lande der Prüfung und Trennung nie an Menschen fehlt, welche den Tod der Ihrigen zu beweinen haben," und daß also auch das Bedürfniß immer wieder vorhanden ist, nach

einem

einem Buche zu greifen, welches die tröstenden Wahrheiten des Christenthums für dergleichen Trauerfälle geflissentlich darbietet. Der andere liegt in der ansprechenden Eigenthümlichkeit des Buches selbst. Mit den in ihm abgehandelten religiösen Gegenständen beschäfftigte sich der Verf. nach seiner Versicherung in einem Zeitpuncte, „wo es ihm Bedürfniß war, seine über den Tod geliebter Kinder und unvergeßlicher Schwestern trauernde Seele durch die Kraft der göttlichen Religion Jesu zu erheitern, um mit Ruhe und Hoffnung an die Guten, Frühvollendeten denken zu können;" und so war es wohl natürlich, daß jene beiden Sprüche der alten Rhetorik: si vis me flere, tibi prius flendum und: pectus est, quod facit disertos, in neubewährter Kraft auf das Rührende und Tröstliche auch in seinen Vorträgen wirkten. Und wenn auch die Arbeiten, welche die erste Ausgabe enthält, und die gleichsam den Stock und die Grundlage des späterhin beträchtlich erweiterten Ganzen bilden, in einer bilderreichen Sprache und mit einer jugendlichen Phantasie geschrieben sind, deren Ergießungen dem Verf. späterhin selbst „weniger zusagten:" so wurde doch auch damals schon der richtigere homiletische Grundsatz von ihm wenigstens anerkannt und ausgesprochen. Schon in der ersten Vorrede lesen wir das Wort: „Ein jedes Gefühl, das nicht das Product einer bestimmten Erkenntniß ist, nicht auf deutliche Begriffe sich zurückführen läßt, nicht auf klaren biblischen Aussprüchen beruht, ist Täuschung, die entweder beim ernsten Nachdenken eine traurige Leere hinterläßt, oder der Schwärmerei in die Arme führt. Zwischen dieser und einem kalten Raisonnement, welches das Herz leer läßt, den glücklichen Mittelweg zu gehen, Licht und Wärme mit einander zu verbinden und nur durch den Verstand auf das Gefühl zu wirken, hat sich der Verf. angelegen seyn lassen."

Wir glauben unserer Pflicht am Sichersten Gnüge zu leisten, wenn wir an den Inhalt der ersten Ausgabe nur erin-

erinnern, die Zugaben jedoch, welche in der dritten und vierten uns als neu entgegentreten, einer Etwas genauern Prüfung unterwerfen. Ursprünglich enthielt die Schrift, nebst einigen poetischen Anhängen, nur folgende 14 Predigten: Werden wir uns wiedersehen? — Fortsetzung: Welchen Einfluß die Hoffnung eines seligen Wiedersehens auf uns haben soll. Befremdend ist es, daß der Verf. den vom Leser leicht zu sinnlich aufgefaßten Begriff des Wiedersehens nirgends genauer zu bestimmen suchte und daß beide Vorträge, wie auch der unter Nr. 10.: Ueber das Andenken unserer vollendeten Geliebten an uns, am christlichen — Pfingstfeste gehalten sind. Warum hat es Gotte gefallen, uns nicht mehr von der Ewigkeit zu offenbaren? — Ueber die Erfahrung, daß wir hier auf Erden nie das Ziel unserer Wünsche erreichen. — Belehrungen und Trostgründe, die uns das Christenthum bei dem Gedanken an die letzte Trennung der Unsrigen gibt. — Was folgt daraus, wenn wir die Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugnen. — Ueber das Verlangen und das Gefühl unseres Herzens, das so laut für unsere Unsterblichkeit spricht. — Fortsetzung: Welche Pflichten uns dieses unser Unsterblichkeitsgefühl auflege. — Ueber das Andenken an unsere vollendeten Geliebten. — Das Christenthum befreit seine Verehrer von der Furcht vor dem Tode. — Ueber die lehrreichen und trostvollen Wahrheiten beim Tode früh vollendeter Kinder. — Der Anblick des Frühlings stimmt das Herz zur Ruhe. — Christlich-religiöse Betrachtung über den Herbst. Mehrere dieser Betrachtungen sind aus der ursprünglichen Predigtform in die Form der Abhandlung übergetragen, was dem Verf. Niemand zum Vorwurfe machen wird. Wohl aber dürfte

das

das sich schon beim Ueberblicke als ein homiletischer Fehler ankündigen, daß die meisten dieser Themata nicht als Themata, sondern nur als Capitelsüberschriften erscheinen. — Mit Nr. 15. beginnt die neuere Ausstattung, sieben Vorträge in sich fassend. Die Todtenfeier zum Gedächtnisse der im Felde gefallenen Krieger, im Juli 1816 gehalten, eröffnet die Reihe. Eine kurze, aber gediegene Rede. Von dem doppelten Spruche 1 Makkabäer 9, 10.: ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben, und Jak. 5, 11.: siehe, wir preisen selig, die erduldet haben, geht der Verf. aus und bezeichnet die Feier als die einer lebendigen Erinnerung, einer innigen Achtung, einer herzlichen Dankbarkeit und einer frommen Lobpreisung. Als solche aber muß sie tröstend wirken und erweckend. Dieß Letztere wird zum Theil ergreifend, ja erschütternd ausgesprochen: „O, es hat Viel, unaussprechlich Viel gekostet, uns von der Schmach der Knechtschaft zu erlösen und uns die theuern Güter der Unabhängigkeit und des Friedens wieder zu verschaffen. Mit Menschen, ach mit edler Menschen Blute hat es müssen erkauft werden und wie viel tausend Herzen sind da gebrochen, wie viel tausend Wunden da geschlagen, wie viel tausend glückliche Bande und Verhältnisse zerrissen. Den furchtbaren, zerschmetternden Ernst der Gerichte Gottes haben wir kennen gelernt; o wehe! wehe! wehe uns! wenn durch Menschenschuld nutzlos würde und verloren ginge, was so schwer errungen und so theuer erkauft ist! wenn Schlaffheit und Trägheit, wenn Hochmuth und Dünkel, wenn Habsucht und Sinnlichkeit, wenn Sünde und Frevel wieder zerstörten, was so schwer und herrlich angebaut ist. Aber nein, vor dem Angesichte Gottes versammelt sich ja heute das ganze Volk und den Blick ernst und nachdenkend auf die große, lange, ehrwürdige Schaar gefallener Opfer gerichtet, geloben und versprechen es Vorgesetzte und Untergebene, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Väter und Mütter, Jünglinge und Greise,

Söhne

Söhne und Töchter: nicht umsonst, nicht umsonst sollt ihr, vollendete Streiter des Herrn, gekämpft und geblutet haben, nicht umsonst für uns gestorben seyn. Euer Kampf soll unser Kampf, euer Sieg unser Sieg, euer Tod unser Leben werden!" — Eine treffliche Rede ist auch die von der hohen Würde einer frommen Mutter, welche, wie es sich aus dem Schlusse ergibt, als Begräbnißrede gehalten wurde und jeden Falls mit dem Hauptthema des Buches in gutem Einklange steht. Die Mutter in ihrem geräuschlosen Wirken schildert der Verf. S. 311.: „Das stille Haus, wo sie wohnt, waltet und beglückt, ist ihre, wenn gleich kleine und beschränkte, doch glückliche Welt, worüber sie in fröhlichem Wirken und seligem Frieden die große glänzende und geräuschvolle Welt vergißt. Zurückgezogen in den Schatten des häuslichen Lebens, findet sie in ihm den Wirkungskreis, den sie ausfüllen, das Feld, das sie anbauen, die Saat, die sie bestellen, die Bäumchen, die sie im Garten der Menschheit pflegen und aufziehen soll! Diesen stillen, friedlichen Wirkungskreis überschaut ihr ruhiger, milder Blick; ihn ordnet ihre sorgende Hand; ihn leitet ihr Geist; in ihm bewegt sich, von Liebe gehoben, erwärmt und gestärkt, ihr frommes und reines Herz. Sanft, wie ihr Auge, freundlich, wie ihre Rede, leise, wie ihr Gang, ist ihr Tagewerk, ausgefüllt mit unzähligen Beweisen einer frommen, mütterlichen Zärtlichkeit, geschmückt, wie unsere heilige Urkunde in der Schilderung würdiger Frauen es so schön bezeichnet, geschmückt mit sanftem, stillem Geiste, der köstlich ist vor Gotte." — Fast idyllische Schilderungen hat die letzte Predigt der Sammlung: Der Christ, ein Fremdling und ein Gast. Der Mensch vergesse das oft, sagt der Verf., wenn er hier eine bleibende, glückliche, irdische Stätte gefunden und mit geliebten Menschen lange getheilt habe. „Hat ein solches friedliches Zusammenleben sich durch viele Jahre ungetrübt fortgezogen; begrüßten wir hier die Wechsel der Jahreszeiten;

ziten; sahen wir hier das Morgen- und Abendroth unserer Tage; fanden wir hier auf wohlbekannten Plätzen am Abende die Sterne auf ihren unveränderten Stellen immer wieder; gingen wir hier aus und ein und ein und aus, in alter liebgewonnener Gewohnheit immer vester und herzlicher durch gemeinschaftliche, bald angenehme, bald schmerzvolle Erfahrungen mit einander verbunden: so schlägt unser und der Lebensbaum der Unsrigen in solchem, von der warmen Sonne der Liebe beschienenen Boden immer tiefere, immer weitere Wurzeln, und diese verwachsen so in Einheit zusammen, daß wir immer lieber gewinnen das süße Leben und in solchem glücklichen Vereine an keine Trennung denken. Befinden wir uns doch im Vaterlande, in der Heimath und nicht in der Fremde. Befreundete Pilger und Gäste sind uns willkommen; aber wir bleiben, wenn sie wieder gehen; wir dünken uns eingebürgert und vest angesiedelt und glauben und wähnen hier eine bleibende Stätte zu haben." Der Christ aber, fährt der Verf. fort, vergesse des Bibelwortes vom Gaste und Fremdlinge nicht und werde des höhern Segens theilhaftig, den es ihm entgegenbiete. — Die ansprechende Eigenthümlichkeit des Buches, von der wir oben redeten, glauben wir durch diese Proben und mit dem Schlusse auf das Uebrige, den sie gestatten, zur Gnüge dargethan zu haben. Aber auszustellen haben wir auch. Das: „Entsündigt durch den Sündentilger Jesum Christum," auf S. 389 in der eben beregten schönen Predigt vom Gaste und Fremdlinge, hat der Verf. wohl nicht dogmatisch gemeint; allein es klingt, auch nicht dogmatisch genommen, nicht einmal gut und paßt wenigstens nicht in die Sprache des Verfs., die sehr gebildet, mitunter jedoch auch mehr vornehm, als biblisch und homiletisch ist. Der Kanzel jeden Falls unangemessen sind die lehrreichen praktischen Folgen für unser Verhalten S. 59, die fortschreitende Existenz S. 57, das Product der Schwärmerei S. 60. Und wenn dergleichen Ausdrücke sich mit der frühern

Periode

Periode des Verfs. und mit der Form der Abhandlung, in welche eine und die andere Predigt umgewandelt ward, entschuldigen ließen: so fehlen sie doch auch in den späteren Vorträgen und den eigentlichen Predigten nicht. So steht S. 395: „Ohne Glauben und darum ohne Fundament." In der Abendmahlspredigt S. 375: „Auch der reichbegabteste Mensch wird, wenn er sich isolirt, allmälig schwach, seine Kraft, die nur allein sich selbst vertraut, wird leicht Egoismus." In der nämlichen Predigt ist S. 367 von fixen Phantasieen, S. 366 von gewecktem Interesse und gewonnener Sympathie die Rede. Und daß Potsdam nicht weit von Berlin liege, könnte vielleicht gar der Muthwille aus dem: Lasse dich genügen! auf S. 393 schließen. — Die Predigt unter Nr. 17 behandelt den salomonischen Gedanken: Der Tag des Todes ist besser, als der Tag der Geburt. Der Verf. nimmt ihn in unbedingter Wahrheit auf und beweist das Axiom damit, daß er sagt: „Am Tage des Todes hört das Halbdunkel der Erkenntniß — der Kampf der Tugend — die Prüfung der Leiden auf, die mit dem Tage der Geburt beginnen und verwandelt sich in Licht, in Sieg, in Freiheit." Wir dächten, christlicher wäre es zu predigen: Der Tag der Geburt ist gut und der Tag des Todes ist auch gut. Nur bedingungsweise kann der Tag des Todes besser seyn; für den nämlich, der die Aufgabe seines Lebens bis an's Ende treulich löste. Recht deutlich wurde uns das Unzulängliche und Falsche in der Behauptung des Verfs. bei der Anwendung und den Folgerungen, die im zweiten Theile gegeben sind und in „richtiger Lebenswürdigung, wie in Trost' und Beruhigung" gefunden werden sollen. Ist aber der Satz des Verfs. so unbedingt wahr, als er ihn aufstellt und zu beweisen strebt, so muß er, was er doch nimmer wollen kann, auch die Folgerung gestatten: Der Tag des Todes ist besser, als der Tag der Geburt; wohlan, so führe den erstern so bald als möglich für Andere und für

lich

dich herbei! Mit dem Gedanken, daß man so denken könne, lasen wir die Predigt zu Ende und wurden nicht wenig überrascht, als wir umschlugen und die nächste: Ueber den Selbstmord, fanden. Der Verf. nahm die merkwürdige Stelle: Hiob 7, 1—16. zum Texte, die er jedoch abgekürzt und Etwas willkürlich in ein Ganzes zusammengestellt hat. Davon, „daß auch edle und vortreffliche Menschen in die unglückselige Stimmung eines vollendeten Lebensüberdrusses versinken können," geben allerdings jene biblischen Worte einen merkwürdigen Beweis. Wenn aber die Predigt „einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung des Selbstmordes" im ersten Theile gibt und im zweiten „die Mittel anführt, wodurch wir uns gegen jede Anwandlung des Lebensüberdrusses verwahren können;" so ist des Textes in keiner Weise wieder gedacht. Nur also die Situation des Lebensüberdrusses gab er dem Verf. in der Einleitung an die Hand. Und wir möchten die Schilderung derselben in ihrer biblischen Auctorität für Solche, die in Schwermuth an den Selbstmord denken, fast noch bewegender, um nicht zu sagen, verführerischer finden, als uns die homiletische Angabe der Mittel, uns vor jeder Anwandlung des Lebensüberdrusses zu verwahren, erschöpfend und gnügend erscheint. Da wäre ein Text, wie: Unser Keiner lebt ihm selber, oder die Stelle, wo sich die Apostel über des Verräthers Verzweiflungsthat so ernst wehmüthig aussprachen, zweckmäßiger gewesen. Mit Recht' übrigens hat der Verf. in jenem zweiten Theile besonders das Leben für die Pflicht als ein Verwahrungsmittel vor dem Verderben bezeichnet: „O, das Leben der Pflicht ist ein seliges, unaussprechlich lohnendes Leben. Es bricht die Macht des Eigenwillens und der Leidenschaften und sichert der Vernunft und dem Gewissen seine Rechte; es erhält jeden Trieb in seinen Schranken und bringt das Gleichgewicht der Kräfte hervor. Es bewahrt uns im Glücke vor Uebermuthe und macht stark und vest im Unglücke.

Es

Es verwahrt unser Herz gegen das verzehrende Gift eines finstern Mißtrauens und erhält es offen für die stillen Erquickungen der Natur und Kunst, der Wissenschaft und des Berufs, der Freundschaft und Liebe. Es bringt die höheren Segnungen der Gottesfurcht und Frömmigkeit über unser Gemüth und verbreitet über das ganze Leben den stillen Reiz einer sanften Ruhe und Hoffnung. Von der Pflicht gehalten und geführt, lieben wir das Leben und fürchten den Tod nicht und warten getrost, bis er kommt. Gott segne euch Alle mit dieser höhern Ansicht des Lebens. Sie wird euch frisch und heiter machen und erhalten. Er erquicke euch auf allen Stufen desselben mit seinem Frieden." — Wir könnten noch ein Mehreres von Licht' und Schatten geben. Wir glauben jedoch, durch das Beigebrachte schon zur Gnüge einer Schrift erwähnt zu haben, welche für sich selbst redet und zu den vielen alten Freunden, die sie fand, noch manchen neuen Freund auf ihrem neuen Wege finden wird. Druck und Papier sind ausgezeichnet gut.

Theologisches Notizenblatt

1 8 3 5.

No. III.

Würdigung des irrationalen Evangelismus in den russischen Ostseeprinzen.

(von Girgensohn.)

Je weniger das religiöse Wesen und Treiben unserer evangelisch-protestantischen Schwesterkirche in den russischen Ostseeprovinzen zur allgemeinern Kenntniß in Deutschland zu kommen pflegt, desto angemessener dürfte es seyn, jede nähere Angabe darüber vor die Augen unserer Leser zu bringen. Eine solche bieten uns aber die sobenannten Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands dar, welche seit ein Paar Jahren von mehrern dorpater Universitätslehrern herausgegeben werden und vielerlei Anziehendes und Lehrreiches enthalten. Im vierten Hefte des dritten Bandes derselben wird nämlich von H. Chr. Heinr. D. Girgensohn S. 318 ff. die Anzeige einer in Dorpat erscheinenden und von dem dasigen Prof. d. Theol. D. Friedr. Busch herausgegebenen Zeitschrift geliefert, welche den Titel führt: Dorpatische evangelische Blätter; für das Herzens- und Erfahrungs-Christenthum und die christliche Literatur. (1. B. 1832. 2. B. 1833), und die gleichsam für den Repräsentanten des christlichen Geistes gelten kann, der unter den dortigen Theologen und Geistlichen der vorherrschende ist. H. G., dessen eigene christliche Ansichten die höchste Mäßigung und Besonnenheit verrathen, hält es für Pflicht, diesen Geist nicht nur genauer zu schildern, sondern auch ihm entgegenzutreten, und erwirbt sich dadurch dem neuesten Evangelismus gegenüber

um

um die Sache des wahren Christenthums kein geringes Verdienst. Was er zu diesem Behufe sagt, möge nun hier in möglichster Kürze seine Stelle finden.

Er stellt die evangelischen Blätter des D. Busch im Allgemeinen der berliner Kirchenzeitung und dem brandt'schen homiletisch-religiösen Correspondenz-Blatte gleich und nennt sie ihrem ganzen Wesen nach einen „Nachhall" dieser beiden Zeitschriften, mit dem bestimmten Zwecke: „Das Christenthum in den Köpfen und Systemen unserer Zeit ganz zu der Gestalt zurückzubilden, die es in den Köpfen und Systemen der Reformatoren und der ihrem Zeitalter zunächst stehenden Theologen hatte, oder mit anderen Worten: unsere Zeit in religiöser Hinsicht ganz, wenn's möglich ist, in jene Zeit zurückzuversetzen, die noch Nichts von dem Rationalismus und von allen den Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens erlebt hatte, welche das 18. und 19. Jahrhundert sahe." — „Vom Anfange bis zum Ende," setzt er hinzu, „wird der Lehrbegriff jener Zeit als die einzig richtige Form des Christenthums proclamirt und vertheidigt und jede, auch die mindeste Abweichung von den dogmatischen Formeln jener Zeit wird sofort als Verletzung des Kernes des Christenthums bekämpft und verdammt." — Darüber, daß der Herausgeber jener Blätter zu Vertheidigung dieser Weise sich hinter das viel gemißbrauchte Motto steckt: „Ich glaube, darum rede ich," erhebt er den bescheidenen Zweifel: „ob es überhaupt dem Theologen und Christen unserer Zeit noch möglich sei, gleichsam das Kleid dieser Zeit aus- und das jener Zeit anzuziehen und Alles, was die neuere Exegese und Speculation zu Tage gefördert hat, als nicht da gewesen, gänzlich zu vergessen." Der tiefere Sinn dieses Zweifels ist zwar für den D. Busch und seine Geistesgenossen mahnend genug, ganz unbedenklich hätte aber H. G. ihn und sie auch darauf aufmerksam machen können, daß wenigstens sogenannte gelehrte

Theo-

Theologen geradezu pflichtwidrig handeln, wenn sie auf die bezeichnete Weise verfahren und sich entweder als Unwissende oder als Heuchler darstellen, welche weder in jener noch in dieser Qualität eines theologischen Lehramtes würdig sind. Selbst der gewöhnliche Lehrer des Christenthums kann die Wahrheit seiner christlichen Ueberzeugungen nicht mit einem bloßen: Ich glaube, darum rede ich! rechtfertigen; denn schon jeder Christ hat als solcher die unabweisliche Verpflichtung, vorerst zu fragen: warum er glaube, und nicht eher zu reden, als bis er Grund und Ursache seiner Rede anzugeben weiß; wie vielmehr der christliche Lehrer, welcher Andern zum sichern Führer auf dem Wege zum Leben dienen soll und der noch überdieß an dem Manne, mit dessen Worte er jeden blinden und ungeprüften Glauben decken will, das Vorbild eines nur auf sorgfältiger Prüfung und klarer Erkenntniß der christlichen Lehre beruhenden Glaubens vor sich hat. — H. G. geht dann zur Charakteristik der Polemik über, welche von dem Standpuncte der theologischen Ansicht aus, welche die evangelischen Blätter geltend machen, geübt wird und sagt von ihr: sie sei, wie die ihres hengstenbergischen und brandt'schen Vorbildes, „so wenig unserer Zeit angemessen, so wenig gerecht und ermangle so sehr der Liebe," daß man wünschen müsse, „das kirchliche Leben unseres Vaterlandes (der Ostsee-Provinzen) möge sich von dem Geiste frei erhalten," der sie treibe. — Dieß wird im Folgenden weiter ausgeführt und gezeigt, daß man ihr den Vorwurf einer unhistorischen, einer unchristlichen und einer bösartigen machen könne. Aus der dießfallsigen Beweisführung theilen wir nun einiges Nähere mit und dieß um so mehr, da es dazu dienen kann, das Wesen des in der deutschen protestantischen Kirche spukenden Evangelismus zu einer nähern Anschaulichkeit zu bringen.

„Wir nannten," spricht Hr. G., „die auch in diesen evangelischen Blättern herrschende Polemik zuerst unserer

Zeit

Zeit unangemessen. Mit einem andern Worte mögen wir sie für gänzlich unhistorisch erklären. Sie verlangt von den Zeitgenossen, was an sich unmöglich ist, nämlich die sofortige Hinausweisung des Rationalismus aus der Kirche, der Wissenschaft und dem Leben, und die völlige und genaueste Rückkehr zu dem Buchstaben der symbolischen Bücher und bezeichnet dabei mit dem Namen Rationalismus nicht bloß jenes platte, ungläubige Raisonniren über Glaubensätze und jenes dreiste und vage Verwerfen alles Dessen, was der Verstand nicht begreift, sondern auch jede nochmalige Prüfung des orthodoxen Systems nach der biblischen Lehre, wo nur diese Prüfung nicht ganz und wörtlich dasselbe Resultat gibt, welches vom Systeme hingestellt ist und selbst jeden Versuch, durch die Speculation die Formeln des Systems zu Begriffen zu gestalten." (Etwa in schelling-hegelscher Weise? — Dann thäten sie gar nicht unrecht daran, nur daß sie diese Procedur nicht Rationalismus, sondern Pharisäismus nennen sollten.) „Und in welcher Art sie nun Alles das, was sie diesem nach unter dem Namen Rationalismus begreift, behandelt, kann schon der Artikel: Rationalismus, in dem angefertigten Register des Herausgebers zum ersten Jahrgange S. 641 f. zeigen. Es lautet also: „„Rationalismus — ist bloße Menschensatzung (überall werden nun dafür die hier weggelassenen Seitenzahlen beigefügt) — und antichristlich — hat weder Vernunft noch Religion — beruft sich fälschlich auf Luther und die Reformatoren — ist rechtlos in der Kirche — stimmt in seinen Principien mit dem Romanismus überein (ein Stück Sartorius'scher Weisheit!) — die lutherische Bibel hat Nichts mit ihm zu schaffen, — ist unwissenschaftlich — politisch gefährlich, — stiftet Empörungen, — seine Armuth — seine Unverschämtheit und Verkehrtheit — Willkürlichkeit und Dürftigkeit seiner Exegese — durch ihn verschuldetes Verderben der Kirche, — verderbt die Kirchenlieder und Gesangbücher — verfolgt

folgt christliche Prediger — und Missionen — sein separatistischer Geist — wie er auch hier zu Lande eingedrungen (o Weh!) — und daß nun auch die harmlosen Esthen und Letten von ihm bedroht werden (o, drei Mal Wehe!)"" — Also nur Böses wird dem Rationalismus in der fingirten und an sich unwahren — weil allzuweiten — Bedeutung dieses Wortes nachgesagt und es findet sich auch nicht eine einzige Bemerkung darüber, wodurch er hervorgerufen ward und was doch auch jene Richtung des Geistes, die in diesen Blättern mit solchem Namen bezeichnet wird, Gutes zur Folge gehabt hat. Wenn wir aber nun auch nicht Alles hier wiederholen mögen, was wahrhaft fromme Theologen (wir erinnern z. B. nur an Neander und Steudel) schon in ausländischen Blättern gegen solche Polemik mißbilligend erinnert haben, so können wir doch nicht umhin, den H. Herausgeber auf sein Gewissen zu fragen: ob es mit seinem Glauben an die Regierung des Herrn über seine Kirche übereinstimme, daß eine solche, in alle Fugen der Kirche eingreifende Zeitbildung von Ihm, dem Herrn der Kirche, hat zugelassen werden können, ohne daß durch sie einem andern Verderben der Kirche entgegengewirkt werden sollte? Wir fragen ihn weiter: ob denn nicht die ganze Kirchengeschichte es lehrt, daß in der Kirche von Jeher ein Extrem das andre hervorgerufen hat, offenbar, damit eins durch das andre gehoben und somit die Kirche wieder auf rechten Weg eingelenkt würde?" (Eine an sich unhaltbare und namentlich darum unpassende Instanz, weil der Rationalismus kein „Extrem," sondern die rechte Mitte ist, nämlich vernunftgemäßer christlicher Glaube zwischen christlichem Unglauben und christlichem Aberglauben.) „Zugegeben also auch, daß viele jener Vorwürfe gegen den Rationalismus, nach der (unwahren) Bedeutung dieses Wortes, in welcher es die fehlerhafte Richtung des Zeitgeistes bei Auffassung religiöser Gegenstände bezeichnet, gegründet sind und sich durch geschichtliche Thatsachen bewahrheiten

lassen: darf der Zorn über solche Ausartung desselben uns gänzlich blind gegen das machen, was der Herr wollte, indem er diese Zeitrichtung solchen Fortgang gewinnen ließ? Sollen wir nun durch solchen Zorn uns verleiten lassen, wiederum in das andere Extrem zu verfallen oder eigensinnig in dem andern Extreme zu verharren, von welchem eben die Kirche durch jenes zurückgeführt werden sollte? Soll wiederum jene todte sogenannte Orthodoxie herrschen, welche unleugbar das Ende des 16. und die größere Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeichnete und die endlich im 18. Jahrhunderte den Rationalismus auch in die protestantische Kirche hineinführte, weil sich das Gefühl eben so sehr gegen den papiernen Papst regte, wie es sich gegen den lebendigen geregt hatte? — Und gibt man dieß zu: wird man dann wohl noch unserer Zeit zumuthen wollen und können, Alles, was durch den Rationalismus im weitesten Sinne des Wortes gewirkt wurde, in Forschung und Wissenschaft als verdammlich von sich zu weisen, gleichsam aus der Geschichte und aus dem Leben, aus Vergangenheit und Gegenwart wegzuwischen und dem Glauben unserer Zeit ganz dieselbe Form wieder zu geben, welche ihm die ehrwürdigen Urheber und Altvordern unserer Kirche gaben, welche doch noch Nichts von dem gesteigerten Leben, namentlich in der biblischen Forschung und der theologischen Speculation, erlebt hatten? — Doch genug solcher Fragen! Finden wir nun in allen diesen evangelischen Blättern auch nicht Eine Spur von Einer solchen historischen Auffassung und Ansicht des Rationalismus; hören wir dagegen in ihnen diesen überall nur ein Werk des Teufels, als nur Verderben und nichts Gutes hervorbringend, schildern; ergibt sich aus allen Aeußerungen des Herausgebers und vieler seiner Mitarbeiter, daß sie nur dann unsere Zeit glücklich preisen würden, wenn es ihr gelänge, jede Spur des Rationalismus zu vernichten und die Sache der Kirche ganz wieder auf den Standpunct hinzustellen, auf welchem sie vor dessen Erscheinen

scheinen sich befand: so glauben wir mit Fug und Recht urtheilen zu dürfen, daß die Polemik dieser evangelischen Blätter unserer Zeit völlig unangemessen und unhistorisch ist." — Hierauf zieht H. S. noch Urtheile Neanders und Planks an, welche für seine Ansicht sprechen. Das des Erstern läuft darauf hinaus, daß er in „die Ueberzeugung Derjenigen, welche meinen, das ganze dogmatische System des 16. und 17. Jahrhunderts müsse wiederkehren, nicht einstimmen könne;" das des Letztern erklärt dagegen die Periode, welche das Christenthum in seiner jetzigen Entwickelung erreicht hat, für eine glückliche, „weil in ihr eine Erkenntniß desselben die allgemeinere werden wird, welche dem Verstande und dem Herzen in gleichem Grade genugthut und die Forderungen des einen zu eben der Zeit befriedigt, wo sie die Bedürfnisse des andern erfüllt."

H. S. fährt dann fort: „Wir nannten ferner die Polemik der evangelischen Blätter ungerecht und der Liebe ermangelnd. Das ist sie nun schon in sofern, als sie von den historischen Rechtfertigungsgründen des Rationalismus keine Notiz nimmt, noch mehr aber in sofern, als sie denselben durchaus und überall nur dem bösen Willen zuschreibt. Sie sieht in ihm nur eine „„gewissenlose Frechheit des Unglaubens;"" nur „„schmählichen Unglauben und schmachvolle Verleugnung Christi;"" nur „„Lüge und Frevel, für die Gott einmal schwere Rechenschaft fordern wird;"" sie gibt ihm nur „„die schlechtesten und verderblichsten Zwecke"" Schuld und ist überhaupt von Anfange bis zu Ende fast unerschöpflich an schmähenden und herabwürdigenden Benennungen desselben. — Wie könnten wir es aber billigen, daß Alle und Jede, die nicht jegliche dogmatische Formel mit uns unterschreiben, auch sofort als Abgefallene und Frevler an dem Heiligsten behandelt werden? Sollten wir keinen Unterschied machen zwischen denen, welche nur flache und Nichts nach dem Heiligen fragende

Schreier und gewissenlose Verächter der Kirchenlehre und denen, welche gewissenhafte und ernste Forscher sind; zwischen denen, welche jetzt nur nicht sehen wollen, was sie früher nicht sahen und denen, welche uns zugeben, wovon wir sie überzeugten und nur das nicht aufgeben, worin unsere Beweise noch nicht für sie volle Kraft haben?" — Nach einer nähern Bezeichnung der des Namens der Rationalisten ganz Unwürdigen, welche „kein Gefühl für die höheren religiösen Bedürfnisse des Geistes und Herzens haben," wird hinzugesetzt: „Es gibt eine bei Weitem stärkere Partei (wahrer Rationalisten), welche durch das Suchen der Wahrheit auf Zweifel gerathen ist und durch die unleugbaren Mängel des kirchlichen Systems davon abgehalten wird, sich mit ihm vollständig zu befreunden. Es gibt unter ihnen eine höchst ehrenwerthe Partei, welche sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlt, den Glauben nicht bloß von Außen her anzunehmen, sondern ihn an die unwidersprechlichen Ergebnisse der Forschungen der Vernunft, der Forderungen des Selbstbewußtseyns und an die Bedürfnisse des Herzens anzuknüpfen und welche das nicht annimmt, was ihr solcher Anknüpfungspuncte zu ermangeln scheint. Selbstständig forscht sie auf dem Wege der Exegese und Speculation und, nicht zufrieden damit, bloß nachzusprechen, was die Väter vorgesprochen haben, geht ihr Bestreben dahin, reiner das Christenthum zu erfassen, als es die Vorzeit erfaßte, es exegetisch und speculativ vester zu begründen, als es den Vätern gelungen war. Gerade dieser Partei verdanken wir ganz unleugbar die bedeutendsten und belehrendsten Werke auf dem wissenschaftlichen Felde der Theologie. Und weil nun diese Theologen, sei es nach der Methode ihrer Forschung oder nach den Ergebnissen derselben, in mancher Hinsicht mit derjenigen Denkungsart Etwas gemein haben, welche man rationalistisch zu nennen pflegt, weil ihre Exegese nicht überall findet, was die Exegese der Reformatoren fand; weil sie das Ergebniß ihrer exegetischen Forschung

schung nicht in dieselben Formeln kleiden, wie das System, und manche Formeln dieses für den Standpunct der Philosophie und Speculation in unserer Zeit nicht mehr anpassend finden: deßwegen sollen wir sie ohne Weiteres gewissenloser Frechheit, der schlechtesten und verwerflichsten Zwecke bezüchtigen? Da nun aber das der Herausgeber thut, da er nie deutlich bezeichnet, wen er eigentlich mit der Benennung Rationalisten meint, vielmehr aus allen seinen Aeußerungen sich ergibt, nach seiner Classification gehöre Jeder unter diese Rubrik, welcher nicht ganz so exegesirt, wie die Reformatoren, und seinen christlichen Glauben nicht ganz in die Formeln der symbolischen Dogmatik faßt und ihn sich nicht in den Gefühlen der Mystiker und Pietisten aussprechen läßt und da er überdieß solche exegetische und dogmatische Abweichung immer nur dem bösen Willen zuschreibt: so können wir nicht anders, als seine Polemik ungerecht und lieblos nennen."

„Sie ist aber leider noch mehr. Wir sind in Verlegenheit, mit welchem Beiworte wir sie milde genug bei diesem letzten Puncte, den wir ihr noch zum Vorwurfe machen müssen, benennen sollen und brauchen lieber gar keins, es Jedem selbst überlassend, wie er die Polemik dieser evangelischen Blätter benennen will" (am Treffendsten gewiß bösartig und sykophantisch), „wenn wir darthun, daß sie nicht bloß auf kirchliche und moralische, sondern auch auf politische Vernichtung der Gegner ausgeht, daß sie es absichtlich auf politische Verdächtigung der Geistesrichtung, die sie mit dem Namen Rationalismus zu bezeichnen beliebt, anlegt. — Wie mag man das entschuldigen, wenn hier Rationalisten, ohne daß einmal deutlich bezeichnet wäre, wer denn diese eigentlich sind und bei offenbaren Zeichen, daß dieses Wort als Schmähwort in viel zu weiter Bedeutung gebraucht ist, überall als unwürdig des Schutzes des Staates, als Empörung gegen das Oberhaupt und gegen die Ruhe und Sicherheit

des

des Staates beabsichtigend und bewirkend, dargestellt werden? Ist das zu entschuldigen, wenn hier, nachdem fortwährend darüber geklagt ist, daß auch „„bei uns häufig““ (z. B. I. 131) der Rationalismus sich zeige und äußere; daß auch „„unser Land solch' argen Geistes voll gewesen und zum Theil noch sei““ (z. B. I. 308, 366 ff.); daß „„jeder rechtschaffene Christ dieses Landes, der sich nicht blauen Dunst vormachen (sic) lasse, wisse, daß auch zu den armen Letten und Esthen das, alle Bande göttlicher und menschlicher Ordnung, wenn auch häufig allmälig, doch nur um so sicherer lösende Gift neologischer Irrlehre gedrungen sei,““ (was der Herausgeber „„urkundlich““ zu beweisen sich erbietet. I. 466); daß auch „„in diesen theuern Provinzen der Unglaube so lange und noch vor nicht Langem das große Wort geführt habe““ u. s. w. u. s. w. — wenn nach solchen Klagen in die Welt hinausgerufen wird, daß eben dieser Rationalismus jegliches Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen löse, die von Gott' eingesetzten Regenten von ihren Thronen reißen wolle (I. 408), der Grund aller Empörungen, welche die neueste Zeit erlebt habe, sei und wo man ihn noch dulden werde, unfehlbar überall die Völker gegen die Regenten aufregen werde (I. 391. II. 174 f.): heißt das nicht Mißtrauen bei der Obrigkeit gegen die Unterthanen erwecken wollen? — Heißt das nicht den Arm der Gewalt aufrufen gegen Geistesrichtungen in der Wissenschaft? — Heißt das nicht zu Maßregeln der Strenge auffordern gegen Diejenigen, die nicht dieselben Ansichten von der Glaubenslehre haben, wie der Herausgeber, und sie politisch vernichten wollen? Man weiß wahrlich nicht, ob man mehr indignirt seyn soll über solche Beschuldigungen oder mehr bedauern soll, daß dem an sich lobenswerthen Eifer (?) ein solcher Fanatismus sich beigesellt hat. Was will denn der Herausgeber? Soll der Streit der Schulen und der Theologen auf dem Felde der Wissenschaft unausgekämpft bleiben und durch die Staatsgewalt beendet werden?“ —

(Ja,

(Ja, eben weil H. Busch und Consorten auf dem Felde der Wissenschaft Nichts vermögen, rufen sie die Staatsgewalt zu Hilfe.) — „Vertraut er denn gar nicht auf die Macht Dessen, der die Kirche regiert und auf dessen Verheißung, daß doch endlich die Wahrheit siegen werde?" — (Ja, eben weil er ihr schon den Sieg gegeben hat, sträuben sich die Besiegten gegen das Loos der Unterwerfung.) — „Sollen die Zeiten wiederkehren, in denen die Inquisition ihre Auto's da Fe beging, in denen Hetzer und Servet, Gentilis und Krell verbrannt oder geköpft wurden? Oder sollen sie sich wiederholen alle jene Scenen, in denen Osiandristen, Adiaphoristen, Synergisten, Philippisten, Kryptocalvinisten oder wie sie sonst hießen und jetzt heißen mögen, in Hamburg, Bremen, Jena, Wittenberg, Königsberg oder wo noch sonst, eingekerkert, abgesetzt, verbannt wurden? Wie sehr sind wir unserer Regierung zu Danke verpflichtet, daß sie besser scheidet, was vom Gesetze gerichtet werden muß und was vor ihr Schwert gehört! — Und wenn nur noch hinlänglicher Grund wäre zu solchen politischen Verdächtigungen! Aber wo ist denn irgend eine solche Thatsache, die zu denselben berechtigte? Weiß man denn nicht, daß die Empörungen, unter denen unsere Zeit seufzt, ganz andere Ursachen haben, als den Rationalismus, und daß, wenn auch Irreligiosität unstreitig mit eine Hauptursache derselben ist, doch der Rationalismus keineswegs mit ihr zu identifiziren ist, da ja, wenn man Jemanden einen Rationalisten nennt, man eben damit bezeichnet, daß er noch Sinn für Religion, noch Sinn für die Wahrheiten des Christenthums, nur aber eine — von der Kirchenlehre abweichende Ansicht von dem Christenthume hat? Weiß man denn nicht, daß gerade in den Ländern, in welchen die katholische Kirche herrscht, die zwar mehr von der Irreligiosität, aber unleugbar viel weniger von dem Rationalismus inficirt ist, als die protestantische Kirche, daß also in den Ländern katholischer Confession die Empörungen an der

Tages-

Tagesordnung waren und daß gerade in den protestantischen Ländern in dieser vielbewegten Zeit meisten Theils Ruhe und Ordnung herrschten oder (aus rein politischen Ursachen) nur auf kurze Zeit unterbrochen wurden? Der Herausgeber bezeichnet öfters verständlich genug, wir erinnern uns nicht, ob auch gerade namentlich, Weimar und Halle als die Hauptsitze des Rationalismus, und sie mögen es seyn; nun so müßten ja auch Weimar und Preußen am Meisten von Revolutionen zerfleischt worden seyn. Sind sie das aber nicht," — (Gott bewahre uns unser ruhiges Weimar! und beschütze Preußen nur vor den bürgerlichen Unruhen seiner rechtgläubelnden Fanatiker!) — „finden wir vielmehr, daß in ganz Deutschland alle Regierungen den Rationalismus sich frei aussprechen lassen," (dagegen aber, wie die hessen=casselsche, zur Erhaltung des bürgerlichen Friedens dem Mysticismus streng entgegentreten müssen): „ist uns denn das nicht ein thatsächlicher Beweis dafür, daß es eine gänzlich unerwiesene Beschuldigung ist, wenn man ihn, eine Geistesrichtung in wissenschaftlicher Hinsicht, als verderblich für das politische Leben der Staaten darstellt, was sich ja auch anderswoher zur Gnüge darthun läßt und daß es, zum Gelindesten gesagt, durchaus unerlaubt ist, den Rationalismus mit der Irreligiosität unter Eine Rubrik der Gefährlichkeit für die Staaten zu stellen? — Und endlich — wenn der Herausgeber klagt, daß auch in unseren Provinzen der Rationalismus eingedrungen sei", (also: naturam expellas furca u. s. w.) „so können wir nicht umhin, ihn aufzufordern, uns zu zeigen, wo denn durch diesen Rationalismus unter uns die menschliche Ordnung aufgelöst sei, wo sich in unserem Vaterlande Empörungen, wo Ungehorsam gegen die Obrigkeit, wo Mangel an Liebe und Ergebenheit gegen das Staatsoberhaupt gezeigt haben? Nein, unser Vaterland darf wahrhaftig nicht erst vom Herausgeber Patriotismus und Liebe zu seinem Herrscher lernen! Es kann sich dieser Tugenden von Jeher rühmen! Unsere

„theuern

„theuern Provinzen-Bewohner" — (unter denen H. Busch ein kaum nationalisirter Zukömmling ist) — „bedürfen es nicht, erst durch die evangelischen Blätter an ihre Unterthanenpflichten erinnert zu werden. Sie sind in diesen Pflichten unterwiesen und geübt von Kindesbeinen an und gewiß wird bei Stellen, in welchen Beschuldigungen solcher Art vorkommen, jedes Eingebornen der Ostseeprovinzen Herz unwillig schlagen und unwillig fragen, was hier zu Lande zu solchen Beschuldigungen berechtigen könne, da überall, jetzt wie früher, unter uns jede menschliche Ordnung geachtet und unser Vaterland gewiß nicht weniger, als irgend ein anderer Theil des Reichs, durch Treue und Ergebenheit gegen seinen Kaiser ausgezeichnet ist. Jedoch Ref. bricht hier lieber ab, des Gegenstandes, wie des Raumes wegen, berührt auch nicht weiter das sich selbst Schlagende einer Polemik, die Jeden, welcher vom Buchstaben der Symbole abweicht, als rechtlos im Staate hinstellt (I. 179, 301 f. II. 170 f.), wobei man unwillkürlich zu der Frage veranlaßt wird, ob die, die Solches behaupten, an den Buchstaben der symbolischen Bücher glauben, um dadurch Rechte im Staate zu erhalten? und glaubt mit dem Gesagten auch das hinlänglich dargethan zu haben, daß die Art, wie in diesen evangelischen Blättern gegen den Rationalismus im Allgemeinen gekämpft wird, nicht frei von Fanatismus zu sprechen ist!" —

Ehre dem Manne, der diesen Fanatismus in seiner widrigen Gestalt so freimüthig darstellte, nicht weniger Ehre aber auch den Herausgebern der dorpater Jahrbücher, unter deren Autorität er das that. Man sieht daraus, daß das Häuflein verketzernder Finsterlinge in den russischen Ostseeprovinzen so gut entschlossene Gegner findet, als in Deutschland, wo die berliner Kirchenzeitung und das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt mit den evangelischen Blättern des H. Busch Ein Werk treibt.

Der

Der Gottesdienst der tanzenden Derwische.

(Vom D. Rosenberger, aus den dorpater Jahrbüchern.)

„Die Derwische bilden unter den muhamedanischen Geistlichen eine Art Bettelorden, wie etwa unter den Katholiken die Kapuzinermönche, stehen aber bei'm Volke in hoher Achtung und sind nicht ohne großen Einfluß bei den häufigen Unruhen und Aufständen. Ihnen eigenthümlich ist die Art des Gottesdienstes, der alle Freitage gehalten wird. (Der Verf. war den 5. Mai 1833 zu Constantinopel Zeuge davon.) — In der Galerie eines runden Tempels, dessen innere geräumige Mitte ringsum durch Säulen und eine Barriere von jener getrennt ist, versammelt sich zu bestimmter Zeit eine Menge Volks, Türken und Türkinnen, Juden, Griechen, Europäer u. s. w. — denn hier ist Jedem der Zutritt gestattet — um dem Schauspiele beizuwohnen, das gegeben werden soll. In der obern Galerie sitzen die Weiber umher, die Männer unten auf Strohteppichen.

Allmälig treten in den mittlern Saal, dessen Boden von Holz und aufs Glätteste polirt ist, neun barfüßige Derwische mit hohen weißen Filzhüten, wie Blumentöpfe geformt, in langen Talaren, die auf dem Boden schleppten und nach einem tiefen Bücklinge nach Osten hin, dem Eingange gegenüber, hockten sie schweigend an der Barriere nieder. Der Aelteste und Vorsteher unter ihnen, ein Greis, nahm seinen Platz an jener Ostseite auf einem rothen Teppiche und stand während der ganzen Scene nur Anfangs ein Mal auf, zum Gebete. Tiefe Stille herrscht in der ganzen Versammlung. Nun erhebt sich der Greis, von dem ich sprach, und nach ihm die übrigen Achte, und in Etwas gebückter Stellung, in seine an einander gelegten und vor die Brust gelegten flachen Hände blickend, murmelt Jeder unverständliche Worte: er betet. Darauf wieder tiefe Stille. Plötzlich erhebt sich vom Chore her eine von andern

andern Derwischen veranstaltete gräßliche Musik, auf, der Himmel weiß, was für Instrumenten gespielt, ohne alle Spur von Tact und Harmonie, eine Musik zum Davonlaufen. Kleine Pfeifchen, wie man sie bei uns Kindern zum Spielen gibt, kleine Trommeln u. s. w. schienen die Hauptinstrumente zu seyn. Die Zuschauer aber horchten mit großer Andacht und unsere Derwische begannen nun einen langsamen, höchst feierlichen Rundgang längs der Barriere, sich jedes Mal tief bückend, wenn sie vor dem Vorsteher auf dem Teppiche vorbeigingen. Nachdem sie drei Mal die Runde gemacht haben, schweigt die Musik und die Achte stehen nun im Kreise in gleicher Entfernung Einer von dem Andern. Jetzt beginnt das Trommeln und Pfeifen von Neuem, nur noch wilder und kreischender, die Derwische werfen schnell ihre weiten Talare ab und erscheinen nun mit entblößtem Halse, in weißen baumwollenen Jacken bis an den Gürtel und Statt der Beinkleider in langen, breiten Weiberröcken von derselben Farbe, die so lang sind, daß sie im Gehen hindern. Nun bewegen sie sich Einer nach dem Andern in derselben Richtung, wie früher, vorwärts und bücken sich wieder tief vor dem Greise. Gleich darauf aber beginnen sie Einer nach dem Andern sich mit großer, aber doch gravitätischer Geschwindigkeit wie ein Kreisel um sich selbst herumzudrehen. Der Kopf wird dabei feierlich Etwas auf die Seite geneigt und das Kinn gehoben; die Augen werden halb geschlossen, Arme und Hände ausgebreitet zu beiden Seiten, was ihnen zugleich Würde und beim Drehen Haltung gibt. Der lange Rock endlich breitet sich durch die wirbelnde Bewegung fächerförmig aus und bildet, oben an der Taille dicht zugebunden, einen breiten Kegel, mit der Grundfläche nach Unten. Endlich drehen sich alle Achte in derselben Richtung und allmälig längs der Barriere sich fortbewegend, so regelmäßig und gleichförmig, daß die anfänglich gleich große Bewegung des Einen von dem Andern durchaus nie gestört wird. Der Kopf schwin-

delt

delt dem Zuschauer vom bloßen Ansehen dieses fürchterlichen Tanzes. Aber den Tänzern selbst schwindelt er nicht. Denn nach zehn oder funfzehn Minuten schweigen die Instrumente und Jeder steht wie angenagelt auf seinem Flecke, wie vor dem Tanze, in durchaus gleicher Entfernung von einander. Die Musik beginnt von Neuem und der dreimalige Rundgang und nachher der Tanz werden wiederholt, wie das erste Mal; ebenso zum dritten und letzten Male. Nur schweigt jetzt die Musik nicht, sondern jeder Tänzer dreht sich, so lange ihn die Beine aufrecht halten. Einer brachte es bis auf fünf und dreißig Minuten. Ihre todtenbleichen, hagern und feierlich ernsten Gesichter, die nur Anfangs auf einige Zeit sich rötheten, bedecken sich mit tropfendem Schweiße; die nackten Füße brennen wie Feuer; die Augen schließen sich, und es tritt jene Verzückung ein, auf die es abgesehen war, in der sie Muhammed zu sehen wähnen.

Endlich, wenn die Kräfte sie verlassen, machen sie Halt und werfen sich knieend zu Boden; andere Derwische eilen herbei und bedecken sie mit den weiten Talaren und das Schauspiel hat ein Ende. — Das Volk geht aus einander und allmälig stehen auch die Tänzer auf und entfernen sich. — Dieß ist der Gottesdienst der tanzenden Derwische. — Es gibt noch eine andere Secte, die durch Heulen Gott verehren will und deßhalb heulende Derwische genannt wird. Diese Letztern aber habe ich nicht gesehen.

Diese sonderbaren Gebräuche stammen wohl hauptsächlich noch aus dem Heidenthume her. Haben sich ja selbst bei einigen christlichen Secten heidnische Gebräuche lange Zeit nach Einführung des Christenthums erhalten." —

Religiöser Zustand London's.

Eine Flugschrift von einem bekannten und sehr geschätzten Geistlichen der anglicanischen Kirche, Namens Baptist W. Noel

im

in der Form eines Briefes an den Bischof von London, unter dem Titel: „The State of the Metropolis considered," gibt über den Zustand des religiösen Unterrichts in dieser Hauptstadt folgende interessante Thatsachen: Nach der Zählung im Jahre 1831 enthielt die Masse der allmälig in eine einzige ungeheuere Hauptstadt vereinigten Städte, Dörfer und Weiler, eine Bevölkerung von 1,517,941 Einwohnern. Von diesen leben circa 57,800 in der City, dem eigentlichen London, welche nach der Meinung des Verfs. hinlänglich mit Kirchen versehen seyn mögen. Für die übrigen 1,460,141 findet er 145 Kirchen und Kapellen des anglicanischen Kultus mit ungefähr 248,000 Sitzen. Da er sich aber genöthigt fühlt, anzuerkennen, daß bei jedem Gottesdienste im Durchschnitte in jedem Gotteshause 250 Sitze leer bleiben, so beträgt die Anzahl Derer, welche bei jedem Gottesdienste zugegen seyn mögen, etwa 211,750. Diese theilt er in 3 Classen: 1) die, welche zwei Male jeden Sonntag die Kirche besuchen; 2) die, welche sie nur ein Mal, und 3) die, welche sie nur gelegentlich besuchen. Die erste Classe, meint er, betrage über drei Sechstel, die zweite weniger als zwei Sechstel und die dritte weniger als ein Sechstel und dieß gebe im Ganzen nicht mehr als 247,039. Hierzu fügt er nach einer ähnlichen Berechnung 89,000 „rechtgläubige," das heißt, an die Dreieinigkeit glaubende Dissenters. Es wären folglich 336,000 Personen, welche regelmäßig oder doch gelegentlich dem orthodoxen Gottesdienste beiwohnen. Mit einigen Hinzurechnungen — besonders derer, welche durch die Nothwendigkeit und nicht aus freiem Willen vom Gottesdienste abgehalten werden, und deren Familien — hegt er die Hoffnung, daß es doch 864,491 (?) Personen in der Hauptstadt gibt, welche Gott nach irgend einer rechtgläubigen protestantischen Form öffentlich anbeten. Ferner 58,000 Katholiken, Unitarier und Juden mit deren Familien; demnach zusammen 923,291 — und folglich gäbe es hier 536,850 Personen, welche nach dem Ausdrucke

des

des Werks. „ohne christlichen Unterricht und ohne irgend eine öffentliche Anerkennung Gottes leben — weniger unterrichtet in göttlicher Wahrheit, als die Neu-Seeländer und weniger von uns beachtet, als die Chinesen. 268 Glaubenslehrer (Einer auf 2000) könnten diesen alle ihre Zeit und Fähigkeiten widmen, ja sich selbst in kurzer Zeit durch die übergroßen Anstrengungen zu Grunde richten, und doch noch Vieles ungethan lassen — und sie haben nicht einen Einzigen." Die Arbeiter, welche Sonnabend Abends ihren Wochenlohn empfangen, bringen den Abend und oft die Nacht mit Trinken zu. Früh Morgens füllen sich die Schenken aufs Neue (manche sind die ganze Nacht offen); und Schlag 11 Uhr (nach dem Gesetze müssen alle Wirthshäuser während des Gottesdienstes verschlossen seyn) stoßen sie ihre lasterhaften Heerden hinaus, um auf den Straßen herumzutaumeln oder in den Gassen zu liegen, bis sie die Polizei in Gewahrsam nimmt. Sonnabend Nachts und Sonntag Morgens sind die von den ärmeren Classen bewohnten Gegenden die Schauplätze von Schlägereien und Lastern aller Art. Männer raufen sich mit Männern, Weiber mit Weibern, bis sie einander die Kleider vom Leibe gerissen; sie trotzen und spotten der Polizei, und verbringen dann ihren Sabbath in der Wachstube. Man rechnet, daß wenigstens 12,000 Knaben und Mädchen systematisch zu den gröbsten Lastern und Verbrechen herangezogen werden. Der Gedanke hat etwas sehr Schmerzliches, daß diese Masse unsterblicher Wesen so nahe bei uns lebt, ohne Gott und ohne Hoffnung — 500,000 Sabbathbrecher zum Wenigsten, welche in gänzlicher Vernachlässigung aller religiösen Selbstbeherrschung Alles umher mit der Pest ihrer Gottlosigkeit anstecken. Von diesen ergeben sich 10,000 dem Spiele, über 20,000 der Bettelei, 3000 leben von Diebstahl und Betrug, 23,000 werden jährlich als Betrunkene von der Polizei auf den Straßen aufgehoben, über 100,000 sind dem Branntweintrunke zugethan und wahrscheinlich 100,000 mehr leben in systematischer Unzucht.

Druckfehler.

In dem 1. Hefte dieses Jahrgangs steht in dem Aufsatze: „Der Orden der Trappisten" der Name des Verfs. falsch, nämlich Statt „Rissert" muß es „Ritsert" heißen.

Be-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
III.

In der Becker'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Christenthums, oder Schilderung des christlichen Glaubens und Lebens seit Begründung des Christenthums bis auf unsere Zeiten. Ein Handbuch der christlichen Kirchengeschichte für Studirende und gebildete Leser aller Stände, herausgegeben von D. A. Christiani. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr. oder 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Diese Schrift hat so sichtbar das Gepräge der Gründlichkeit und Unpartheilichkeit, wie einer liebenswürdigen Milde im Urtheile über die Veränderungen, welche die heiligste Angelegenheit der Menschen seit 18 Jahrhunderten erfahren hat, daß ihr Erscheinen ein Gewinn für die Literatur ist. Es möchte außer dieser populären Schrift keine geben, welche dem gebildeten Leser in gleicher Kürze das Wissenswürdigste des Glaubens und Lebens der Christen aller Zeiten mittheilt; durch treffende Behandlungsart der mannigfaltigsten Gegenstände, Klarheit und Präcision des Styls, ohne welche es kaum möglich gewesen wäre, einen Gegenstand von so weitschichtigem Umfange in so wenigen Bogen, und doch so gründlich und umfassend, darzustellen, wird man sich stets angezogen fühlen.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen:

Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben, in Predigten vom Pastor D. G. A. F. Goldmann. gr. 8. 1835. geh. 1 Rthlr. 12 gGr.

Diese allen Freunden wahrer Erbauung höchst willkommene und werthvolle Gabe des bereits durch seine christlichen Vorträge rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, die von den Besitzern seiner früheren Schriften und von vielen Zuhörern längst gehofft wurde, bildet zugleich den 3. Band seiner „Predigten zunächst für häusliche Erbauung," welche so vielen Beifall fanden, daß eine neue Auflage des ersten Theiles schon früherhin erforderlich wurde.

Der

Der Preis des 1. und 2. Bandes beträgt 1 Rthlr. 15 gGr., also das Ganze nunmehr 3 Rthlr. 3 gGr., worauf in jeder Buchhandlung Bestellungen angenommen werden.

Bei mir sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bischoff, G. C., 50 Lieder zum Gebrauche bei dem ersten Unterrichte im Gesange, größten Theils zwei- und dreistimmig nach bekannten und nach eigenen neuen Melodieen. 1. Samml. 3. Aufl. br. 8 Gr. (Part. Pr. 6 Gr.)

— — 60 Lieder z. Gebrauche bei d. ersten Unterrichte im Gesange rc. 3. Samml. br. 9 Gr. (P.Pr. 6 Gr.)

Eckardt, Dan., Taschenbuch für die Bienenzucht. Auf 54jährige Erfahrungen gegründet. br. 6 Gr.

Hildebrandt, C., Anekdoten u. Charakterzüge a. d. Leben Friedrichs d. Gr. Bd. 5 u. 6. br. à 9 Gr.

Müller, H., Emiliens goldnes Buch. Ein Muttergeschenk für die geliebte Tochter. 2. Aufl. geb. Druckp. 9 Gr. Velinp. 14 Gr.

Redslob, Prof. Dr. G. M., de particulae hebraicae כי origine et indole. br. 8 Gr.

Ferner sind bei mir zu erhalten:

Brendel, C. C., Biblisches Spruchregister, oder Handbuch zur Erleichterung des Auffindens der biblischen Sprüche. Bearbeitet f. christliche Prediger und Lehrer. geh. 10 Gr.

Märtens, K. A., die symbol. Bücher der evangel. lutherischen Kirche, ihre Entstehung, Geltung u. Vereinigung mit den evangel.-reformirten Symbolen. Eine ausführliche, doch gemeinfaßliche Erörterung, allen denkenden Gliedern d. evang. Kirche zu gewissenhafter Beherzigung gewidmet. gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Leipzig im Mai 1835. H. Weinedel.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Sechzehnter Band. Viertes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1835.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte von H. E. Ferd. Guerike, außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle. Halle, in der Gebauer'schen Buchhandlung. 1833. 2 Bde. XXII u. 1120 SS. (mit Einschluß des Registers, der Zeittafeln, Nachträge, Druckfehler und Verbesserungen.) gr. 8. 4 Thlr.

Hr. G. beabsichtigte „Theologie-Studirenden, eigentlichen und Solchen, die es in der Kirchengeschichte wieder einmal seyn wollen, überhaupt, vielleicht auch demnächst jedem wissenschaftlich gebildeten Freunde der Theologie ein gedrängtes Handbuch der christlichen Kirchengeschichte darzubieten, das nicht bloß das Factische möglichst genau und gründlich, klar und übersichtlich, bündig und doch (relativ) vollständig überliefere, sondern auch durch genetische und innerlich pragmatische Entwickelung in dessen lebendiges Verständniß einzuführen versuchen solle." Außerdem sei es für seine Zuhörer als Compendium bei den Vorlesungen bestimmt (Vorr. III.) und hiernach habe er sich auch im Literarischen und in Quellenanführungen beschränken müssen. In ersterer Beziehung habe er namhaft gemacht, was er für ganz oder theilweise zweckgemäß, seinen Lesern für nützlich, zum Studium für empfehlenswerth, zuweilen auch seiner Darstellung als Beleg für nothwendig gehalten; Quellenanführungen habe er sich nur da erlaubt, wo die Wichtigkeit oder Fraglichkeit der Sachen dieselben nothwendig gemacht. (S. IV.)

Fragen wir, sind wohl diese mehrfachen Zwecke in einem Handbuche vereinigt zu realisiren, so müssen wir dieß entschieden verneinen. Ein für das Studium der Theologie-Studirenden, welche die Hauptmomente der Kirchengeschichte schon kennen, bestimmtes Handbuch ist wesentlich verschieden von einem Compendium zum Gebrauche für Vorlesungen. Wenn dieses in möglichster Kürze die Hauptmomente der Geschichte enthalten, und zur richtigen Auffassung und Durchdringung des Einzelnen und Ganzen dem Leser nur Winke geben kann, mit der Literatur aber in einer gewissen Vollständigkeit ausgestattet seyn muß, so wird jenes Mehreres von dem historischen Stoffe aufnehmen und zur pragmatischen Auffassung und raisonnirenden Darstellung einen freiern Spielraum geben. Von der Literatur wird man hier nur die Quellen, die Hauptwerke und diejenigen Monographieen zu erwarten haben, welche der individualen Auffassung des Verfs. zur tiefern Begründung dienen. Aber weder dieses Handbuch noch jenes Compendium würde dem wissenschaftlich gebildeten Freunde der Theologie genügen. Was ist einem solchen mit der Literatur, etwa mit Ausschluß einiger Hauptwerke und Monographieen, gedient? Auch die Aufnahme des Stoffes und die Art der Auffassung und Darstellung wird anders seyn müssen. Hier ist mancher Ballast auszuwerfen; Manches in ganz anderer Beziehung zu fassen, eine leichtere, minder theologische Form nöthig. Hieraus erhellt, daß Hr. G. in seinem Buche Unvereinbares vereinen wollte. Indeß, was liefert er denn? Hat ihn vielleicht dennoch bei der Ausarbeitung eine dieser Rücksichten geleitet und er ein Ganzes gegeben, das nur mit der Vorrede in Widerspruche steht?

Wissenschaftlich gebildete Freunde der Theologie dürften hier wenig Befriedigung finden, wenn sie z. B. von den unerbaulichen Lehrstreitigkeiten im 4. und den folgenden Jahrhunderten S. 206—271 läsen und sich durch eine Menge nicht nur für sie, sondern überhaupt todter Daten (so sind z. B. manche

manche todtgeborne Päpste angeführt) durchwinden müßten. Für diesen, auch nur problematisch von dem Verf. hingestellten, Zweck also ist das Buch unbrauchbar. Nicht minder verfehlt ist die Bestimmung desselben zum Compendium bei Vorlesungen. Denn Anderes zu geschweigen, das sich weiter unten herausstellen wird, ist es eine ungemessene Forderung an junge Theologen, denen oft die Bekanntschaft mit der Profangeschichte sehr abgeht, ihre ersten kirchengeschichtlichen Studien mit dem Durchstudiren einer 1204 SS. starken Kirchengeschichte und dessen, was der akademische Lehrer in einem Halbjahre noch dazu bemerkt, anzufangen. Zudem ist nicht abzusehen, warum die Literatur, die wir in einem Compendium für wesentlich erklären müssen, so dürftig und in so subjectiver Beschränktheit behandelt ist. Wenige Beispiele an Statt vieler. S. 4 steht codex Theodosian. und codex Justinian. ohne Ausgabe, S. 5 ist über kirchliche Diplomatik nur Mabillon's Werk über Diplomatik; S. 6 über kirchliche Chronologie gar keins, nicht einmal L. Ideler's Handbuch der mathemat. und technol. Chronologie. Berlin, 1825. 26. 2 Bde. 8. angeführt; S. 8 waren bei Erwähnung der Dogmengeschichten nicht Chr. Dan. Beck Commentarii decretorum religionis christ. zu übergehen; S. 16 fehlt die verbesserte Ausgabe der Annalen des Baronius, Mogunt. 1601, und die große, auch Raynaldi continuatio, Pagii critica und mehrere andere kleinere Schriften enthaltende Ausgabe von Dom. Ge. und I. Dom. Mansi Luc. 1738—59. S. 105 war der Artikel Zabier von Gesenius im Probehefte der Allg. Realencyklopädie anzuführen; §. 55 über die Antitrinitarier fehlt alle Literatur, die Ausgaben des Prudentius S. 170, Orosius, Salvianus S. 171 sind ganz übergangen. Noch schlimmer, als in der ältern Zeit sieht es mit der Literatur im Mittelalter aus. Auf Quellensammlungen, auf gleichzeitige Schriftsteller wird selten verwiesen und wenn ja die Werke solcher Schriftsteller angeführt werden,

so

so geschieht dieß unvollständig und sehr häufig ohne Anzeige irgend einer Ausgabe; s. S. 306 bei Beda Venerabilis, S. 307 bei Johannes Damasc., S. 363 bei Photius, S. 367 bei Oekumenius u. a. m. Nicht viel besser ist die neuere Zeit bestellt, was wir aber, durch den Raum beschränkt, nicht mit Aufführungen belegen können. Auch manche Unrichtigkeit hat sich hier eingeschlichen. Des Petavius dogmata theolog. bestehen in der ersten Ausgabe nicht aus 5 (S. 8), sondern aus 4 Theilen. Der 4. Th. erschien in 2 Abth. Von Sagittarii Introductio in historiam eccles. war S. 10 auch der 2. Th. cur. J. Andr. Schmidio. Jen. 1718 zu erwähnen, der Supplemente zum 1. mit enthält; Cave, scriptorum eccles. historia liter. erschien nicht Oxon. 1770 (S. 9) sondern 1740. u. dergl. mehr. Der zweite Tadel, daß sich der Verf. bei der Wahl der angeführten Bücher ganz von seinen Ansichten abhängig gemacht und in der Regel nur Bücher, die nach seinem Geschmacke sind, angeführt hat, läßt sich mit zahllosen Beispielen belegen. Wir führen hier nur an, daß S. 25 die Schriften über das Leben Jesu von Paulus und Greiling ganz übergangen sind, und die von Hase bloß als liter. Materialiensammlung erwähnt wird. So bleibt nur die Bestimmung zu einem Handbuche für das Studium der Kirchengeschichte übrig, welche auch dem Verf., wie es scheint, besonders vorgeschwebt, und es liegt uns nun ob, zu untersuchen, wiefern Hr. G. den an ein solches Handbuch zu machenden Forderungen genügt habe.

Muß man an jede Geschichte die Forderung stellen, daß sie ein aus Erforschung der Quellen, der wichtigsten wenigstens, hervorgegangenes Resultat sei, wenn sie etwas Anderes seyn soll, als die subjective Aufnahme und Verarbeitung eines schon wo anders subjectiv gegebenen und aufgefaßten Materials, also auf wissenschaftlichen Werth Anspruch macht, so ist diese Anforderung an eine Kirchengeschichte um so dringender, je mehr

sich

sich gerade hier aus begreiflichen Ursachen die Subjectivität geltend zu machen sucht. Hr. G. erklärt nicht ausdrücklich, daß sein Handbuch aus einer selbstständigen Quellenforschung hervorgegangen sei, und das ist auch gewiß nicht der Fall. Neue, auf Quellenforschung beruhende Resultate finden sich durchaus nicht, man müßte denn etwa hierher ziehen wollen, daß nach S. 274 die Hypsistarier „eine beim Falle des Heidenthums in dem schwankenden Streben, Christenthum und Heidenthum irgendwie (nur freilich heidnisch) zu vermischen, aus älteren oder neu gegebenen oder wenigstens neu gestalteten Elementen gebildete Secte" seien. Eine merkwürdige Ansicht, bei der sich, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, etwas Bestimmtes nicht denken läßt und die demnach die Secte noch nicht erklärt. An die gewöhnlichen Hilfsschriften, besonders Neander's, auch wohl dessen Hefte, hat Hr. G. sich ganz in der Regel gehalten, nur in der Reformationsgeschichte hat er, wie es scheint, einige Quellen, besonders die Werke Luthers selbst gelesen. Schon dieß ist schlimm, denn da wird eine noch so kritische Benutzung der vorliegenden Bearbeitungen schwerlich vor Fehltritten bewahren, zumal bei einem Verf., dem die Eigenschaften abgehen, ohne welche ein Kirchenhistoriker im ächten Sinne des Wortes undenkbar ist.

Hr. G. erklärt S. 8, die Aufgabe der Kirchengeschichte könne natürlich ohne eignen christlichen Geist nicht gelöst werden, vergl. auch S. V. Das ist schon oft gesagt worden; aber Rec. kann es nur dann für richtig halten, wenn man unter christlichem Geiste den Geist der Freiheit, Unparteilichkeit und Liebe versteht. Freilich ist hiermit immer noch Wenig gesagt. Die Hauptsache bei dem Geschichtsschreiber muß hiernächst die Reproduction seyn. Durch diese wird er in die verschiedenen Zeitumstände und in die mannigfachen äußeren und inneren Situationen der Männer, die er bespricht, versetzt und in den Stand gesetzt, das ursachliche Verhältniß und die rela-

tive

tive Nothwendigkeit des Geschehenen zu durchschauen, ohne doch darum gegen falsche Voraussetzungen, grobe Irrthümer und andere Unbilden verblendet zu seyn. So wird der Historiker warm, aber nicht parteiisch verblendet seyn, er wird, soll man so sagen, Partei nehmen, aber mehr als diese wird ihm die Wahrheit gelten. Ist der Kirchenhistoriker diese Höhe zu erreichen fähig, so wird sein theologisches System nicht hervortreten, er wird dasselbe vergessen und z. B. von einem Dogma momentan begeistert werden, das in seinem Systeme nur da eine Stelle hat, wo Irrthümer widerlegt werden. Rein menschlich fühlend, seinen deutlich erkannten und von allen Seiten genau betrachteten Gegenstand gerecht würdigend, wird er sein Amt wohl verwalten, selbst wenn er der christlichen Kirche nicht angehören sollte. Wollte man dieß nicht zugestehen, so würde folgen, daß nur der Jude, der Muhamedaner u. s. f. eine tüchtige Geschichte der jüdischen, muhamedanischen rc. Religion schreiben könne und alle von Christen geschriebene Geschichtswerke darüber Nichts taugen. Leugnen mögen wir hierbei nicht, daß bei der subjectiven Befangenheit der Menschen sich nur Wenige zu jener Höhe emporzuschwingen vermögen und daß die christliche Kirchengeschichte von dem am Beßten wird geschrieben werden, der das Christenthum in seiner reinsten und erhabensten Gestalt in sich aufgenommen hat. In der Erzählung der Geschichte kann nun der Historiker Theils durch Andeutungen in der Darstellung selbst, Theils durch hier und da beigefügte Raisonnements sein Urtheil über die erzählten Begebenheiten abgeben. Der Verf. hat in seinem Handbuche Beides mit Recht gethan, nur ist dieß freilich viel zu häufig und, was das Schlimmste ist, auf eine Weise geschehen, die klar zeigt, daß Hr. D. Guericke, dessen Subjectivität allenthalben auf eine unerfreuliche Art hervortritt, sich zu einem Parteigänger weit besser eigne, als zu einem Kirchenhistoriker.

Es ist bekannt, daß Hr. G. der Partei angehört, die es sich

sich zur Aufgabe gemacht hat, die durch das Fortschreiten der Wissenschaften gefallene alte Theologie zu repristiniren. Seine Dogmatik ist die hier und da Etwas ausgeputzte, aber eben dadurch auch mit manchem fremdartigen Beisatze versetzte lutherische, von der aus er nicht nur alle kirchenhistorische Erscheinungen ansieht und beurtheilt, sondern deren einzelne Satzungen er auch an vielen Stellen bestimmt anführt und mit einer Weitläufigkeit erörtert, daß man hier zugleich ein Handbuch der Dogmatik hat. Die Erbsünde S. 19, 26, das Grundverderben der menschlichen Natur S. 91, 100, 591, 897, die Prädestination S. 844, 847, 848, die anselmische Satisfactionstheorie S. 29, 30, 446, die lutherische Abendmahlslehre S. 659 machen die Grundpfeiler des hier aufgestellten dogmatisch geschichtlichen Lehrgebäudes aus. Dabei wird der Judaismus vergeistigt und verchristlicht §. 1, 8, die Hadeslehre S. 304 zurechtgestellt, die Lehre vom Teufel S. 322 als eine wichtige bezeichnet, die Apokatastasis dagegen als schriftwidrig, verderblich und heillos auf das Entschiedenste verworfen S. 260, 948. Großes Gewicht aber legt der hierin sehr unlutherische Lutheraner auf seinen fleischlich und sinnlich gefaßten Chiliasmus S. 29, 136, 763, 875, 876, weßhalb er denn auch S. 52 die Apokalypse „das Siegel des neutestamentlichen Kanons" nennt und S. 886 erfahren wir, bei der prophetischen Erklärung dieses Buches habe sich Bengel Etwas verrechnet, doch seien die gewonnenen Resultate nicht wesentlich unrichtig.

Wir haben hiermit den Standpunct bezeichnet, den unser Verf. als Kirchenhistoriker einnimmt und zugleich den Schlüssel zu dem gegeben, was in dem Handbuche nach Materie, Behandlungsart und Form vorliegt. Der Dogmatismus des Hrn. G. erklärt die meisten befremdlichen Erscheinungen in seiner Geschichte und zwar zuerst die in vielen Beziehungen mißlungene Auswahl des Stoffes aus dem historischen Materiale.

Bei der großen Masse des vorliegenden Stoffes muß auch das

das kirchengeschichtliche Handbuch die sorgfältigste Auswahl treffen. Hier darf nur das Historisch-Wichtige, Charakteristische, Lebende aufgenommen werden, ja selbst von diesem wird in Zeiträumen großer Ereignisse Manches, wo nicht ganz übergangen werden müssen, doch nur kurz berührt werden können. Das Todte aber muß hier dem Tode preisgegeben werden. Unser Verf. hat dieß nicht beachtet, sondern Theils zu Viel, Theils zu Wenig gegeben; er hat Ungehöriges beigebracht und Wichtiges übergangen. Schon dieß, daß die Geschichte vor der Reformation S. 1—572, die nach der Reformation S. 573—1024 abgehandelt wird, zeigt eine unverhältnißmäßige Bearbeitung. Der große Reichthum des Stoffes, die hohe Wichtigkeit des in der zweiten Hauptperiode Geschehenen kann diese Unverhältnißmäßigkeit nicht entschuldigen, denn der frühern Hauptperiode läßt sich weder das Eine noch das Andere absprechen. Um nun näher auf Einzelnes einzugehen, so müssen wir es zuvörderst als einen Mangel rügen, daß Hr. G. es unterlassen hat, jeder Periode eine Charakteristik und eine Angabe der verschiedenen in derselben hervortretenden Hauptinteressen vorauszuschicken. Bei Erwähnung der kirchlichen Chronologie mußten die verschiedenen Aeren erwähnt werden. S. 10, 11 fehlt eine kurze Charakteristik der Kirchenhistoriker der alten Zeit. S. 18 ff. spricht der Verf. vom religiösen Zustande der Welt zur Zeit der Gründung der christlichen Kirche. Aber auch vom politischen Zustande war zu sprechen. Die kahle Aufzeichnung der Regenten Judäa's seit Herodes d. Gr. S. 20 kann nicht genügen. Noch unverzeihlicher aber ist es, daß der Verf. S. 18—20 griechisches und römisches Religionswesen ohne Unterschied zusammenwirft. S. 32 war der Werth dessen, was die Apokryphen über Jesum beibringen, anzudeuten, auch konnte sich der Verf. über die angeblich uralten Abbildungen des Erlösers erklären. Ferner findet sich nichts Näheres über den Neuplatonismus, so einflußreich er auch in der christlichen Kir-

Kirchengeschichte dasteht. S. 219 heißt es, die Schriften des Eusebius von Emesa seien neuerlich von Augusti edirt worden und S. 1114 ist zwar das über jene Ausgabe erschienene gelehrte Sendschreiben Thilo's an Augusti erwähnt, jedoch nicht angemerkt, daß Thilo die Unechtheit jener von Augusti herausgegebenen Reden schlagend erwiesen habe. Wenigstens mußte auf die polemische Tendenz dieser Schrift hingewiesen werden. S. 234 wird erzählt, daß Theophilus von Alexandrien die Wahl des Synesius zum Bischofe, ungeachtet dessen offenbarer Heterodoxie, bestätigt habe. Warum gab denn der Verf. nicht mit einigen Worten den Grund dieser in jener Zeit merkwürdigen Erscheinung an? S. 276 wird eine Angabe der Hauptmomente des Muhamedanismus vermißt. Gregor des VII. bewegtes und vielgestaltiges Leben ist S. 397 ff. in zu dürftigen Umrissen dargestellt. Ganz ungebührlich kurz sind die Kreuzzüge abgefertigt. Ihre Unternehmer werden erwähnt, kaum ihr Erfolg. Nichts wird von den sie veranlassenden Ursachen gesagt, Nichts von den großen Veränderungen, die sie im Occidente und Oriente hervorbrachten, Nichts von ihren unermeßlichen Folgen. Und doch hat sehr Vieles, was hierüber zu sagen ist, kirchenhistorische Wichtigkeit. Am Auffallendsten aber ist es, daß, um nur noch Eins zu erwähnen, in der Darstellung der neuern und neuesten Zeit so viele Lücken sind. So ist der neuern antiromanistischen Bestrebungen eines Theils der Katholiken nicht gedacht und nach S. 797 muß es scheinen, als sei auf dem Gebiete der katholischen Theologie seit Fenelon gar Nichts vorgefallen. Minder grell tritt zwar diese Unterlassungssünde in der Geschichte der lutherischen und reformirten Kirche hervor, doch läßt sich auch hier aus diesem Handbuche durchaus kein klarer Begriff von der Lage dieser Kirchen, namentlich ihrer Theologie, gewinnen. So stehen sich z. B. jetzt nach dem Verf. S. 893 ff. in der lutherischen Kirche nur die rationalistische und (neu) evangelische Richtung oder Unglaube

glaube und Glaube entgegen, wenigstens wird nur beiläufig S. 897 auch eine „offenbarungsgläubige Beschränktheit und philosophische Eitelkeit und Hoffahrt“ erwähnt. Was soll sich der Leser daraus nehmen? Daß der Verf. Dieses und vieles andere nicht zu Uebergehende überging, verschuldete sein System, welches das Uebergangene ihm nicht in der gehörigen Wichtigkeit erscheinen ließ; aus demselben Grunde erklärt sich's, daß unwichtigen Dingen eine Wichtigkeit zugeschrieben, oder doch an sich zwar wichtigen, aber besonders in des Verfs. Handel passenden Gegenständen ein unverhältnißmäßiger Raum gestattet und somit zu Viel gegeben wird. Nur einige Beispiele. Das S. 7—9 über die Wichtigkeit und Behandlungsart der Dogmengeschichte Gesagte gehörte nicht hierher; über Christus gibt der Verf. S. 26—31 für ein kirchengeschichtliches Handbuch zu Viel und zu dogmatisirend. Zu ausführlich verbreitet er sich S. 33—35 über das erste Pfingstfest, ja er gibt sogar in einer Note S. 34—36 mit vielen Worten seine Ansicht über die Fassung von γλώσσαις λαλεῖν! Auch die Geschichte der Apostel S. 36—52 war in engere Grenzen einzuschließen. Doch der Tadel über das zu Viel und zu Wenig findet fast auf jeder Seite Bestätigung und Rec. macht nur noch darauf aufmerksam, daß die christliche Missionsgeschichte, die freilich unter die Lieblinge des Verfs. gehört, hier und da zu gut bedacht ist, s. z. B. S. 177 ff. über Patricius, 328 ff. über Anschar und daß Hr. G. besonders bei Schilderung frommer Männer sich in Anführung unbedeutender Specialien und auch wohl in frömmelndem Klingklange gefällt, s. z. B. 533 ff. über Johann Milicz.

Noch größere Mängel, als die bisher erwähnten, treten in der Behandlung des Stoffes selbst hervor. Hier kommt es auf Dreierlei an, auf eine richtige Fassung der einzelnen Begebenheiten, auf eine pragmatische Durchdringung wie der einzelnen Richtungen, so des Ganzen, und auf eine angemessene

Ver-

Vertheilung des Stoffes. Daß Hr. D. G. in diesen Beziehungen nicht genügt, hat zwar wohl hauptsächlich in seiner dogmatischen Befangenheit den Grund, aber gewiß nicht in dieser allein, sondern auch in dem Mangel an Talent und Kenntnissen, kurz an echter Wissenschaftlichkeit.

Einzelne Begebenheiten sind auffallend häufig unrichtig aufgefaßt und dargestellt. Wir heben Einiges zum Beweise aus: Eine zu ideale Auffassung der Christen in den ersten Jahrhunderten hat den Verf. zu mehreren Irrthümern verleitet. Als Ursachen und Beförderungsmittel der Ausbreitung des Christenthums findet er §. 19 außer dem glühenden Eifer und der gänzlichen Hingebung der Prediger des Evangeliums die innere göttliche Kraft, womit das Christenthum die menschliche Natur augenscheinlich segensreich umgewandelt und die äußeren Beweise göttlicher Kraft, worunter er versteht, daß im Namen Jesu Kranke geheilt, Teufel vertrieben, Todte erweckt worden seien. Auch im nachapostolischen Zeitalter mögen in Jesu Namen Kranke geheilt und, richtig verstanden, Teufel ausgetrieben worden seyn, aber wirklich Todte sind sicher nicht auferweckt worden. Die letztere Annahme beruht auf Täuschung oder traditionaler Ausschmückung, was man bei kritischer Würdigung der dafür angeführten Stellen bei den Kirchenvätern nicht vergessen darf. Aber außer jenen Beförderungsmitteln waren noch viele andere nicht minder bedeutende zu erwähnen. Wir meinen z. B. die in jenen Zeiten der Zerwürfnisse erleichterte Communication zwischen den einzelnen Ländern, die Empfänglichkeit, die das Christenthum bei der damaligen religiösen Lage der Welt vorfand, die Individualität der Glaubensboten nicht nur in Beziehung auf ihr reineres Leben, sondern auch auf die Art und Weise der Verkündigung des Evangeliums, die äußeren Hilfsleistungen, die sie den Bekehrten gewährten. Die unreinen Mittel, deren man sich zu Nutz und Frommen des Christenthums bediente, waren

um

um so weniger zu verschweigen, je ungebührlicher dieselben bisweilen hervorgehoben worden sind. Hr. G. ist in das andere Extrem gefallen. Er übergeht, wie man durch sinnliche Schilderungen einer bald bevorstehenden irdischen Herrschaft des Christenthums die Phantasie aufregte, er schweigt von den untergeschobenen Schriften, erdichteten Weissagungen und anderen piis fraudibus. Zwar erwähnt er S. 77 solcher untergeschobener Schriften, sagt aber, „sie seien von den christlichen Apologeten aus Mangel an Kritik und in freudiger Ueberraschung als durchgängig echt angesehen worden." Mögen hierbei die Apologeten selbst nur Getäuschte seyn, jeden Falls sind viele jener Lügenschriften nach ihrem ganzen Gepräge christlichen Ursprungs und der Vorwurf des Betrugs kann von den Christen nicht abgewälzt werden. Von wem jene Schriften ausgegangen, darüber schweigt der Verf. — Das christliche Leben in den ersten Jahrhunderten ist §. 35 zu ideal gefaßt; im Verhältnisse zu den vielen hier ausgesprochenen Lobsprüchen ist mit den Worten: „Freilich auch damals schon — gab es manche unechte Beimischung um den echten Kern" zu wenig gesagt. Es ist doch endlich Zeit, von den traditionalen Uebertreibungen abzulassen. — Die vielfachen Veranlassungen, die die Christen selbst zu ihren Verfolgungen, schuldig und unschuldig, gaben, waren §. 21 mehr hervorzuheben. Nach diesem §. erscheinen die Christen außer aller Schuld zu seyn, was nur die größte Verblendung behaupten kann. Folgerichtig aber ist's, wenn nun Hr. G. die Verfolgungen der Christen mit dem Vergrößerungsglase ansieht und selbst da dergleichen findet, wo sie nach echter Kritik nicht Statt hatten. Nachdem der Verf. S. 62 unrichtig bemerkt hat, daß man Juden und Christen „Anfangs (bis zur Zerstörung Jerusalems) noch nicht recht klar unterschieden habe" (die Christen wurden bis Trajan selbst von Seiten der heidnischen Obrigkeiten nur für eine jüdische Secte gehalten cf. *Seidenstuecker* diss. de Christianis

nis ad Trajanum usque a Caesaribus et Senatu romano pro cultoribus religionis Mos. semper habitis. Helmst. 1790), äußert er sich über die „erste eigentliche Christenverfolgung im römischen Reiche unter Nero, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach von Rom aus auch in die Provinzen verbreitet habe und von Spanien sage dieß bestimmt eine alte Inschrift." Allein unter Nero kann von der ersten eigentlichen Christenverfolgung im römischen Reiche, abgesehen von der localen Veranlassung zu den damaligen Bedrückungen, schon darum nicht die Rede seyn, weil die Christen nicht als Christen, sondern als jüdische Secte und noch dazu zugleich mit den Juden bedrängt wurden und schon hiernach ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich jene Bedrängnisse nur auf Rom beschränkt haben. Die Unechtheit jener angeblich spanischen Inschrift, auf die sich Hr. G. bezieht: Neroni ob provinciam latronibus et his qui novam generi humano superstitionem inculcabant purgatam (cf. Gruteri inscr. I, p. 238), hätte auch unser Verf. bei einiger Unbefangenheit erkennen können. Aber die Rechtgläubigkeit macht leichtgläubig. Die Erzählung des Tertull. apolog. (nach der Recn. vorliegenden Ausgabe von Rigaltius ed. II. p. 6.) „Tiberius — annuntiata sibi ex Syria Palaestina quae illic veritatem istius divinitatis revelarant, detulit ad Senatum cum praerogativa suffragii sui. Senatus — respuit: Caesar in sententia mansit, comminatus periculum accusatoribus Christianorum" nimmt der Verf. S. 61, 62 mit Berufung auf den launigen Charakter des Tiberius wieder in Schutz. Allein das alleinige Zeugniß des Tertullian ist hier unmöglich probehaltig. Uebrigens war diese ganz unbedeutende Sache ganz zu übergehen. Auch das dem Antonius Pius untergeschobene Edictum ad commune Asiae gilt Hrn. G. S. 65 für echt, so schlagende Gründe auch für die Unechtheit längst beigebracht sind. — „Was man," sagt der Verf. S. 66, 67, gegen

gegen die wesentliche Glaubhaftigkeit der Erzählung (von der legio fulminatrix bei Euseb. h. e. 5, 5. Tertull. l. c. p. 6) anführt, scheint nicht hinreichendes Gewicht zu haben." Was ist denn hier wesentlich? Allerdings liegt jener Erzählung Etwas, und zwar etwas Besonderes und Auffallendes zu Grunde, eine kaum zu hoffende Rettung aus drohender Gefahr. Geschäfftig suchten die Christen (s. die v. St.) und die Heiden (s. Dio Cass. 71, 8. — Capitolin. v., Marc. Aur. c. 24), beide nach ihrer Art und zu ihrem Vortheile die Sache zu erklären. So wurde sie verschieden ausgeschmückt. Hiermit sind die Schwierigkeiten gehoben und es leuchtet Zweierlei ein, was Hr. nicht einzuräumen scheint, daß weder an etwas dort wirklich vorgefallenes Wunderhafte zu denken sei, noch daß die Christen darum vom Kaiser begünstigt wurden, zumal da das Letztere eines irgend stichhaltigen Beweises annoch entbehrt. Des Verfs. Gegengründe sind Luftstreiche. — S. 144 steht: „Er (Polykarp.) wurde — nach dem gleichzeitigen Zeugnisse seiner Gemeinde (bei Euseb. h. e. 4, 15.) — auf seinem Scheiterhaufen, weil die Flamme ihn nicht verletzte, mit dem Schwerte durchbohrt!" Schade, daß Hr. G. seinen Lesern die andern bei diesem Vorfalle Statt gefundenen Wunder vorenthalten hat! Diese hätten vielleicht Manchen erbaut, manchen Glaubensschwachen wohl auch veranlaßt, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. — Nach S. 162 ist die Zuneigung Constantin des Großen zum Christenthume auf seinem Zuge gegen Maxentius 312 durch eine außerordentliche Begebenheit entschieden worden, deren wesentliche Wahrheit, wenn es immerhin nicht ganz gewiß ist, wie sie in allem Einzelnen vorgegangen, vest beglaubigt ist. Hr. G. vertheidigt diese Ansicht durch einige Luftstreiche und in einer Note sucht er die Berichte des Lactant. (de mort. pers. c. 44), Rufin. (h. e. 1, 9) und Eusebius (vit. Const. 1, 28 sq.) hierüber dadurch zu kräftigen, daß sie sich im Wesentlichen nicht widersprächen, sondern

dern daß nur Eusebius genauer erzähle! Allein die verschiedenen, sich widersprechenden Relationen der Heiden und Christen, ja der Christen selbst unter einander (s. Manso, Leben Constantin des Großen S. 84, 85, 361), die Verwerfung der Sache von den Heiden (s. Harduin. Concil. I. p. 351), die begreifliche Entstehung und nachweisliche Existenz mehrer ähnlicher Sagen in jener Zeit (s. Gieseler, Kirchengesch. I. S. 224) machen diese Erzählung zu einer christlichen Legende, deren Ursprung sehr erklärlich ist, wenn man mit Mosheim (de reb. ante Constant. M. p. 986) etwa Folgendes als historische Grundlage betrachtet: Constantinus periculosum illud bellum, quod in Maxentium moliebatur, animo volvens somno opprimebatur. Dormiens cernere sibi Christum videbatur nominis sui Monogramma, cujus formam in animo Constantinus habebat, manu gerentem et victoriam duce illo signo pollicentem. Expergefactus divinitus sese monitum putabat de ratione victoria potiundi et viso sibi obtemperandum esse ducebat. Dieß stimmt Alles trefflich mit dem Entwicklungsgange Constantins. Die Einrede, daß ja die Erzählung bei Eusebius a. a. O. von dem Kaiser, der sie eidlich bekräftigt, selbst herrühre, wird ein mit der Geschichte Constantins vertrauter Menschenkenner nicht machen, er wird sie nach Einsicht der vorliegenden Quellen sogleich als eine fieberhafte Phantasie des alten, sich selbst täuschenden, fromm despotischen Kaisers erkennen. Der Verf. sieht nach S. 163 den Uebertritt Constantin's zum Christenthume als einen aus Prüfung und Ueberzeugung allmälig hervorgegangenen und durch den Sieg über Licinius vollendeten Act an. Aber bei Annahme jenes Wunders sollte man doch wohl erwarten, daß es bei Constantin dem Christenthume sogleich den Sieg gewann, zumal dieser gewissermaßen schon vorbereitet war. Warum zeigt sich ferner Constantin nachher so wenig als einen vom Christenthume Durchdrungenen? Kurz,

jene Annahme ist eine luftige, aus gänzlicher Verkennung des Charakters Constantins entsprungene. Fassen wir jenes Ereigniß in der angegebenen Weise, betrachten wir genau die damalige Lage der Dinge, vergessen wir nicht Constantin's temporisirende Klugheit, so ist der Schlüssel zur Erklärung des Benehmens des Kaisers von 312—323 gegeben. Er schickte sich klüglich in die gegebenen Verhältnisse und würde durch sie fast unbewußt dem Christenthume näher geführt. Seine Achtung bestärkte, wie sein Glück überhaupt, so besonders sein Sieg über Licinius. Der nun veränderte Gesichtspunct bei Beurtheilung des Heidenthums, dessen Vertheidiger Licinius gefallen war, die mehr und mehr christliche Umgebung am Hofe, die Rücksicht auf das jugendliche, im Leben und Wissen erstarkte Christenvolk, dieß Alles vermochte den Kaiser, sich als Schutzherrn des Christenthums zu betrachten und so entstanden die das Heidenthum beschränkenden Gesetze. Aber bis jetzt war er nur im Aeußerlichen Christ, denn ein verheelnder Einfluß des Christenthums zeigt sich noch so wenig, daß er vielmehr in seiner eigenen Familie wüthet. Das hierdurch beängstete Gewissen scheint ihn erst in den letzten Lebensjahren dem Christenthume auch innerlich näher geführt zu haben. Dieses Verhältniß des Kaisers zum Christenthume, wie es sich historisch und psychologisch gibt, hat Hr. G. gänzlich verkannt, ja er hat überhaupt den besonders in der spätern Zeit seines Lebens leidenschaftlichen und grausamen Fürsten in einem so günstigen Lichte erscheinen lassen, daß der der Geschichte sonst unkundige Leser irregeführt wird. Dasselbe gilt von der Art, wie Karl d. Gr. Handlungsweise gegen die Sachsen S. 289 dargestellt ist. Das milde Urtheil über Karl ohne Beibringung von Specialien läßt den Leser im Dunkeln. Doch der Raum verbietet uns, auf mehrere einer Berichtigung bedürfende Einzelnheiten einzugehen, wir verweisen auf S. 412, 413, wo die vom Papste ausgegangene Anklage des großen Kaisers Friedrich II. wegen Ketzerei

in

in Schutz genommen wird, auf die einseitige Beurtheilung Anselms von Canterbury S. 446 und endlich, um nur noch Eins auszuheben, auf die Auffassung der Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche S. 951—956.

Nicht wundern darf man sich nach dem bisher Gesagten, daß Hr. G. einer pragmatischen Behandlung und Durchdringung des kirchengeschichtlichen Stoffes nicht gewachsen war. Das von ihm Gegebene ist ein unter verschiedene Rubriken gebrachtes Conglomerat kirchenhistorischer Materialien mit reichlich beigegebenen Raisonnements, die von mehrfacher Beschränktheit zeugen. Tiefere Einsicht in die behandelten Dinge suche hier Niemand. Nur Einiges zum Belege.

Das S. 134, 135 über den Montanismus Gesagte gewährt durchaus keine richtige Einsicht in diese äußerst wichtige Erscheinung. Hier war vor Allem auf die klimatischen Verhältnisse, unter denen der Montanismus entstand, auf die Persönlichkeit des Montanus, auf seine barocke Lehre, auf das Verhältniß derselben zur allgemeinen Kirchenlehre, auf die gegebene Nothwendigkeit der Bekämpfung des Montanismus von Seiten der Kirche, aber auch auf das Schwierige dieses Kampfes und die dadurch veranlaßten Verirrungen, auf die weitere Entwickelung des Montanismus durch Tertullian hinzuweisen. Erst so hätte dann auch der große Einfluß desselben auf die Ausbildung der Kirchenlehre richtig gewürdigt werden können. — S. 137 ff. ist die Rede von dem 4. Cyclus der Secten der ersten Periode (1—311), die unpassend genug mit dem Namen der rationalisirenden bezeichnet sind. Der Verf. theilt sie in 3 Classen: 1) in die sogenannten Patripassianer (Praxeas, Noëtus, Beryllus), 2) in die, welche nur eine gewisse Göttlichkeit Christi zugegeben hätten (Paulus von Samosata, Sabellius) und 3) in die, welche Christum für einen bloßen Menschen gehalten (Ebioniten, sie sind nur genannt, da über sie S. 107 gesprochen war! die beiden Theodote, Aloger).

Hr. G. hat nach dieser Eintheilung, deren Zweckmäßigkeit wir dahingestellt seyn lassen, einen Abriß der hierher gehörigen Gegenstände ohne pragmatische Einsicht gegeben. Dieser Mangel wird dadurch noch vergrößert, daß dem davon handelnden §. nicht eine Andeutung der verschiedenen Vorstellungen über die Person Christi in dieser Periode vorangeschickt ist. So erst würde dem Leser das Verständniß geöffnet worden seyn und dazu gehörte bei gehöriger Präcision im Ausdrucke nicht viel Raum. — Oberflächlich leitet der Verf. S. 193 die Entstehung des Mönchsthums von der durch den Gräuel der Verderbniß innerhalb der Kirche sich gebildeten streng ascetischen Richtung her. War denn z. B. das Verderben der Kirche und die dadurch entstandene ascetische Richtung in Aegypten, der Wiege des Mönchsthums, größer, als anderswo? Durch diesen einseitig hervorgehobenen Grund wird die in Rede stehende Erscheinung nicht erklärt. — Der Einfluß der Lehrstreitigkeiten im 4. und in den nächsten Jahrhunderten ist nach S. 206 unverkennbar ein nachtheiliger, „wenn Richtungen, die sich wohl hätten vereinigen können, sogleich nur in gegenseitigem feindseligem Abstoßen auftraten, wenn man über die göttlichen Dinge zu Viel bestimmen wollte, — wenn man Wesentliches und Unwesentliches nicht schied und über dem Streiten das christliche Leben vergaß, und wenn — der Streit Statt nur in geistlichem Eifer, mehr oder minder mit weltlicher Leidenschaft geführt wurde. —“ Der Verf. mußte aber diesen nachtheiligen Einfluß angeben, er durfte nicht übergehen, wie jene Streitigkeiten der Ruin der orientalischen Kirche waren, wie sie im Abendlande das Aufkommen der Hierarchie beförderten und durch Fixirung eines todten Lehrbegriffs für lange Zeit das wissenschaftliche und selbst das moralische Leben der Kirche zerstörten. Dessenungeachtet wird aber auch der unparteiische Historiker andrer Seits ebenso die in der innern und äußern Entwicklung der Kirche gegebene Nothwendigkeit zu diesen Streitigkeiten

keiten anerkennen, als willig zugestehen, wie die nun symbolisch gewordene Orthodoxie vielfachem Irrsale einen Damm entgegensetzte. Auch wird er der sich hier kundgebenden, wenn auch verirrten geistigen Kraft alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hr. G. findet den „noch unverkennbaren und weit allgemeinern heilsamen Einfluß" jener Streitigkeiten (!) darin, daß „die wesentlichen Lehren des Christenthums durch sie eine veste und klare Gestalt erhalten hätten, ohne welche sie auch in den folgenden stürmischen Zeiten nicht unverfälscht hätten fortgepflanzt werden können (!?), daß das ganze Denken der Menschen tiefer und inniger vom Christenthume durchdrungen, manche höchst verderbliche Richtung im christlichen Erkennen und Leben gründlich und zum Theil für immer dadurch überwältigt worden sei." Anlangend die Darstellung dieser Streitigkeiten selbst, so hätte der Verf. bei dem großen Raume, den er ihr gestattet und bei den gründlichen Vorarbeiten, die gerade für diese kirchengeschichtliche Partie vorliegen, etwas Tüchtiges leisten können; er hat sich aber nicht nur nicht über das Gewöhnliche erhoben, sondern seine Individualität hat ihn auch hier zu den handgreiflichsten Irrthümern verleitet. So spricht er öfter z. B. S. 211 von arianischen Machinationen, ohne zu bemerken, daß die Gegenpart es mindestens nicht besser machte; so hat er die in den origenistischen Streitigkeiten vorgekommenen Ränke zu wenig beachtet u. dergl. mehr. Daß es vom Arius S. 209 heißt, „er verwarf die Lehre Alexanders hochmüthig genug, weil er sie nicht zu fassen vermochte," daß der Arianismus S. 210 verderblich, S. 216 dem christlichen Bewußtseyn und der Ausdrucksweise der h. Schrift widerstreitend und S. 211 die semiarianische Partei „in ihrer Mißbilligung des nicänischen Homousion fast unglaublich verblendet" genannt wird, daß es nach S. 212 scheint, als leite auch Hr. G. den plötzlichen Tod des Arius von dem Gebete des Alexanders her, daß es S. 260 ff. dem Pelagius schlecht ergeht, dergleichen Dinge können nach

dem

dem bisher Beigebrachten nicht auffallen. — S. 275, 276: „Es war ein augenscheinliches Zeichen der strafenden Gerechtigkeit und der züchtigenden Liebe Gottes, für einzelne Theile der Kirche nicht nur, sondern für die ganze Christenheit, weil — vielfach die christliche Gemeinde das Salz der Erde zu seyn aufgehört hatte, daß — — auf Kosten der christlichen Kirche — die Religion Muhameds sich ausbreitete.“ Leicht ist es freilich, zur Erklärung eines traurigen Ereignisses sogleich auf die göttliche Zornruthe zu weisen. Aber was ist denn damit erklärt? Wäre der Verf. tiefer in den Geist des Muhamedismus, in die Umstände, unter denen und wie er auftrat, eingedrungen und hätte er die damalige politische und kirchliche Lage des christlichen Orients genauer in's Auge gefaßt, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, dem Leser das geschichtliche Verständniß der schnellen Ausbreitung des Muhamedismus zu öffnen. Hrn. G's. Floskeln befriedigen denkende Leser nicht. Wenn man ebendaselbst liest, daß Muhamed die Wahrheit des A. und N. Testaments durch satanische Kunst zur Lüge und zum Deckmantel der Sünde entstellt habe, so sieht man sich in die Zeit begrabener Jahrhunderte versetzt. Rec. wird sich nie und nimmer zum Lobredner des Muhamed berufen fühlen, aber so Viel hat ihn ein genaueres Studium gelehrt, daß jenes harte Urtheil nur aus Unkunde und Beschränktheit fließen konnte. Wäre Muhamed nur ein verschmitzter Lügner gewesen, so müßten wir ihn wenigstens unbedingt für einen Heros unter den Lügnern erklären.

Wie es überhaupt ein entschiedener Mangel des Handbuchs ist, daß die verschiedenen Zeiten in ihrer Verschiedenheit nicht klar dargestellt sind, daß der Geist der verschiedenen Zeiten nach allmäligem Werden und Vollendung nicht erfaßt ist, so tritt dieß im Besondern sehr in der Darstellung des Mittelalters hervor. Der total verschiedene Geist dieses Zeitalters im

An-

Anschauen und Handeln, die durchaus anderen Verhältnisse, welche nun mit den alten in Berührung und Kampf geriethen, die hiermit gegebene allmälige Entwickelung und endliche Herausbildung neuer Dinge in Kirche und Staate, Wissenschaft und Kunst, dieß Alles läßt sich aus Hrn. G's. Darstellung nicht ersehen. Einzelnes hierüber findet man wohl, aber eine Gesammtanschauung kann der Leser nicht gewinnen. Belege können wir, ohne ungebührlich weitläufig zu werden, nicht beibringen, vielmehr nützen wir den Raum, noch auf Einiges aus der neuern Geschichte aufmerksam zu machen. Auch hieraus wird erhellen, wie wenig der Verf. einer genetischen und innerlich pragmatischen Entwickelung, die er verspricht, gewachsen war.

Daß Hr. G. bei der Reformationsgeschichte wohl hier und da aus den Quellen geschöpft hat, daraus hat, da dieß einseitig und mit Beschränktheit geschehen ist, seine Geschichte keinen realen Vortheil gezogen. Nachdem das Religionsbedürfniß der (abendländischen) Kirche §. 166 mit starken Farben geschildert ist, wobei die Verschiedenheit der einzelnen Länder unberücksichtigt geblieben ist, verbreitet sich §. 167 über das Wesen der Reformation: „Im Gegensatze gegen dieß gräuliche Verderben der Kirche nun bildete sich die Reformation, das große Ereigniß, wodurch nicht etwa bloß eine oder die andere Glaubenslehre gereinigt, nicht etwa bloß einen oder der andere Mißbrauch abgeschnitten, sondern wodurch das Ganze der Glaubenslehre, das Ganze des kirchlichen Lebens aus dem Worte Gottes von Grund' aus erneuert ward, das große Ereigniß, welches an die Stelle des herrschenden Aberglaubens nicht etwa durch äußerliche Macherei nur Aberglauben anderer Art setzte, nicht etwa durch spiritualistisches Treiben das andere Extrem, den Unglauben erzeugte, sondern welches, indem es einen lebendigen Glauben in die Herzen pflanzte und so das tiefste Bedürfniß des menschlichen Gemüths, das nach wahrer Religion, befriedigte,

friedigte, die bei Nichtbefriedigung desselben unversiegbare Quelle immer neuen Aberglaubens auch bei Vertilgung des alten oder an seiner Stelle des Unglaubens für immer verstopfte, und, nach wahrhaft freigemachten Herzen und Gewissen, alle kirchliche Schäden gründlich von Innen heraus heilte. — Aber nicht eine neue Kirche ward also gegründet. — — Alle Verderbniß war nur die Schale gewesen, die den reinen Kern — die heil. Schrift und eine heilige Ueberlieferung objectiv, das mit der Predigt des Wortes verbundene ununterbrochene, nur mehr und minder gehemmte Wehen des heil. Geistes subjectiv — umschloß. — — — Nur reinigen von den angesetzten Schlacken wollten sie (die Reformatoren) das alte lautere Gold der evangelischen Wahrheit. — — — Nicht willkürlich zum Reformator aufgeworfen hatte sich Luther, nicht mit einem bestimmten Plane. — — In den Kern und Mittelpunct vielmehr des ganzen Evangeliums war Luther durch die lebendigste eigne Erfahrung in den heißesten Kämpfen seines Innern eingeführt worden; über die evangelischen Grundwahrheiten, — — — über die Lehren von der Sünde des Menschen und von der Rechtfertigung des Sünders aus lauter Gnade um Christi willen allein durch den Glauben an ihn, war er durch eifriges Studium der heil. Schrift und vermittelst des Wortes durch den göttlichen Geist, der seinem Geiste Zeugniß gab, klar und mächtig erleuchtet worden, in einem Maße, wie seit der Apostel Zeit nicht Einer; und nur diese Grundlehren nun wurden ganz absichtslos das kräftig beseelende Princip des ganzen Reformationswerkes. Wie nämlich in den früheren Jahrhunderten seit der Apostel Zeit das eben eine Hauptursache aller allmälig einreißenden Verderbniß geworden war, daß die Lehre, die schon zu der Apostel Zeit ein verderbtes Judenthum überwunden, — — — die auf die Lehre von der Sünde basirte Lehre von der Rechtfertigung, so entschieden sie auch der gesammten Kirche als solcher fortwährend zum Grunde gelegen — —

doch

doch nie seit der Zeit der Apostel in völliger Klarheit — — systematisch und gründlich zu kirchlicher und theologischer Geltung entwickelt worden war: so mußte jetzt gerade diese Lehre wieder, mit apostolischer Kraft und Klarheit ausgesprochen — — in der Mitte und im Namen der Einen allgemeinen Kirche, der lebendige Grund einer neuen Kirchengestalt werden, die, wofern man nun wieder den geöffneten Schatz nur treu bewahrte, eine Vergangenheit von vielen Jahrhunderten an Herrlichkeit überstrahlen konnte. Dadurch aber wurde gerade Luther zum Reformator, daß er, ohne etwas Eignes zu suchen, als ein willenloses Werkzeug Gottes, nur der reinen Begeisterung für diese große evangelische Grundwahrheit — — folgte." — — — Diese lange Stelle beweist unter Anderem auch dieß, daß der Verf. Geschichtschreiber der neuern Zeit nicht seyn kann. Wer eine temporal zwar treffliche, aber in der That mit vielem Menschlichen vermischte historische Erscheinung für absolut gut zu erklären wagt (dieß thut Hr. G. mit der lutherischen Reformation, s. oben, auch S. 637 ff., 687, 659, 945, 949 und anderwärts), der wird ihr Wesen nicht durchschaut haben und gegen weitere historische Entwickelungen sich die schreiendste Unbill erlauben, und dieß bestätigt fast jede Seite der neuern Geschichte im Handbuche. In jenem an Ideen magern §. über das Wesen der Reformation ist Wahrheit und Irrthum mannigfach vermischt. Wir machen hier noch auf das merkwürdige Raisonnement des Verfs. über die Rechtfertigung aufmerksam. Allerdings war diese Lehre das beseelende Princip Luther's und des ganzen Reformationswerkes. Aber wie sie damals auf die Spitze getrieben wurde, damals der nothwendige Gegensatz gegen die katholische Kirche wurde, damals so große Dinge thun konnte, damals nicht sogleich ihren unausbleiblichen Nachtheil brachte, das war zu erklären, nicht Nichts sagende Floskeln beizubringen. — §. 168 169 geben von den die Reformation vorbereitenden Umständen nur

nur Einzelnes, kein Gesammtbild. Bemerkt mußte vor Allem werden, was dem damaligen Zustande in allen Verhältnissen allmälig Untergang drohte und den Einbruch einer neuen Zeit bezeichnete, in deren Gefolge auch die Reformation kommen konnte. Nun erst war das, was die Reformation im Besondern vorbereitete, anzuführen. Hierbei hat der Verf. die Erfindung der Buchdruckerkunst zu wenig hervorgehoben, der geistigen Erstarkung des Volkes, der entstandenen öffentlichen Meinung, der Verachtung der Geistlichkeit dagegen gar nicht gedacht. Der nachtheilige Einfluß des Studiums der alten Literatur in Italien tritt zu sehr hervor. Rec. leugnet dieses Nachtheilige nicht, findet es nur natürlich; dessenungeachtet aber lehrt eine reifliche Erwägung, daß auch dieses Studium mittelbar in sehr verschiedener Weise die Reformation vorbereitete und unterstützte. Wie der schwache Maximilian I. S. 583 zu dem Prädicate des großen Kaisers kommt, begreifen wir nicht. Mit §. 170 folgt die Erzählung der deutschen Reformation selbst. Hier oder besser noch vorher mußte die damalige Lage Deutschlands besprochen werden, was zum Verständnisse der folgenden Erzählung nothwendig war. Doch wir würden nicht sobald enden können, wollten wir auf Alles, was bei Hrn. G. Pragmatie vermißt wird, aufmerksam machen; nur noch Einiges.

Der Einfluß der Philosophie auf die christliche Theologie hat sich in der neuern Zeit dergestalt gesteigert, daß das Verständniß der Theologie nun ohne genauere Bekanntschaft mit der Philosophie schlechthin unmöglich ist. Darum ist denn auch in einer Kirchengeschichte wenigstens eine Andeutung der jedesmaligen philosophischen Bestrebungen und Systeme unumgänglich nothwendig. Dieser Forderung hat der Verf. nur hier und da genügt und er hat sonach eben so wenig eine befriedigende Entwickelung der Theologie gegeben, als überhaupt den geistigen Entwickelungsgang dargelegt, welches letztere besonders auch

zum

zum Verständnisse der dem Christenthume feindlich entgegentretenden philosophischen Richtungen nöthig war. Und so darf man sich nicht wundern, wenn es S. 935 ff. heißt, in England sei der der Verderbniß des praktischen Lebens entquollene deistische Unglaube, wenn nicht durch den Arminianismus hervorgerufen, doch durch denselben und seine mannigfachen Einflüsse auf die vaterländische Kirche in Sinn' und Streben wesentlich gefördert worden. Selbst zugestanden, daß der Arminianismus den Deismus mittelbar wenigstens Etwas gefördert; so ist doch am Tage, daß der Verf. mit seinen Bemerkungen den Ursprung des Deismus bei Weitem noch nicht erklärt habe. S. 788 ff.: „So unabhängig auch der Unglaube, das natürliche und nothwendige Erzeugniß des fleischlichen Herzens, in seinem Wesen von äußeren Einflüssen ist, so haben doch gewiß jene (die jansenistischen) Streitigkeiten — — nicht Wenig dazu beigetragen, dem, freilich schon seit der sittenlosen Periode Ludwigs XIV. wuchernden, aber doch erst zur Zeit der Revolution in seiner schrecklichsten Gestalt über ganz Frankreich hereinbrechenden Unglauben die Bahn zu ebnen." Gewiß trugen die jansenistischen Streitigkeiten mittelbar Viel zur Entstehung der französischen Freigeisterei bei; aber hiermit hat der Verf. die Freigeisterei nicht genetisch erklärt, sondern nur ein sie auch mit förderndes Mittel angegeben; denn die ersten Worte des Satzes sind leere Floskeln. So zeigt sich, wie oft, auch hier einseitige Hervorhebung eines Umstandes, der Viel erklären soll und allein Wenig erklärt. — In welchem Geiste die Geschichte der Streitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche bis zur Concordienformel abgefaßt sei, zeigen schon die S. 821 ff. gegebenen einleitenden Bemerkungen. „Die sündhafte Gebrechlichkeit der menschlichen Natur rief bald — — auch in der gereinigten Kirche mancherlei falsche und einseitige Richtungen hervor; wie es aber ein Zeichen war des großartigen Charakters der erneuerten Kirche, daß — — um Gegenstände von der größten

größten praktischen Bedeutung, jedoch weder um deren viele, noch um ihre tiefsten Fundamente (!), sondern, weil die Fundamente aller Theile des evangelischen Lehrgebäudes vest gegründet standen (!), fast immer um dieselben und meist nur um die Eine Seite ihrer Fassung der neue Kampf sich drehte, so war es ein unverkennbares Zeichen des frischen, regen Lebens in der — Kirche, daß sie — — kräftig und wacker gegen alles Falsche und Verderbliche, sobald sie es wahrnahm, ankämpfte; und zu bedauern war es dabei nur, wenn — sie über das eigentliche Wesen von Wahn und Irrlehre mitunter sich täuschend, als solche sogleich auch bloße Einseitigkeiten bestritt." — Luther selbst habe leicht den aufkeimenden Wahn und sich entspinnenden verderblichen Streit unterdrückt; nach seinem Tode aber habe der Mann gefehlt, der so Großes vermocht hätte. Nun folgt eine Erzählung der einzelnen Streitigkeiten in chronologischer Ordnung, aus der sich weder ihre höhere Bedeutung nach Ursprung' und Erfolg', noch die menschlichen, kleinlichen, ja erbärmlichen Rücksichten, welche hierbei oft im Spiele waren, erkennen lassen. Von dem, was wir ausgehoben haben, hält auch nicht das Geringste die Probe einer unparteiischen Prüfung aus. Zu einer genetisch-pragmatischen Entwickelung war hier vor Allem nöthig, darzustellen, wie sich in den letzten Lebensjahren Luthers die Verhältnisse dieses alten, mürrischen, mißtrauischen, ungestümen Mannes und des ihm blind anhängenden, geistigschwachen und hochmüthigen Trosses zu dem milden und wahrhaft großartig duldenden Melanchthon und zu allen Weitersehenden und Unbefangenen in Wittenberg gestalteten. Hier nun wird sich dem Vorurtheilsfreien klärlich ergeben, daß sich in der lutherischen Kirche ein Gegensatz entwickelt hatte, den man so lange für unvereinbar halten muß, als Stolz und Bigotterie, Demuth und wissenschaftlich forschende Theologie nur so wahrhaft zu vereinen sind, daß das Eine in dem Andern untergeht. Von hier aus war es erst möglich, den geschicht-

schichtlichen Gang der erbärmlichen Streitigkeiten der Lutherthümler gegen die Melanchthonianer pragmatisch zu verfolgen. Wir können uns hierüber nicht weiter verbreiten; aber schon aus dem bisher Gesagten ist's wohl klar, daß es Hrn. G. an dem, was zu einer echt historischen Darstellung gehört, doch gar sehr gebricht. Wie unrichtig ist es z. B., wenn S. 830 Luther gepriesen wird, weil er in späterer Zeit manche von der seinigen abweichende Ansicht M's., Alles, was nur irgend möglich, in apostolisch-großartiger, duldender und hoffender Liebe getragen habe, wenn von der „(wenigstens scheinbar) mehr wissenschaftlichen Richtung der Melanchthonianer" und S. 831 von der „bedenklichen Einseitigkeit" derselben die Rede ist, wenn S. 837 von Calvin es heißt: „sein Streben (die objective Bedeutung des Sacraments zu behaupten) gründlich durchzuführen, scheine er nur durch eine leicht erklärliche confessionale Befangenheit gehindert worden zu seyn" u. dergl. mehr. Auch über die übrigen Streitigkeiten z. B. über die antinomistische und osiander'sche erwarte man von Hrn. G. ein pragmatisches Verständniß nicht. Ihre höhere Bedeutung ist ganz übersehen.

In der geschichtlichen Uebersicht der neuern und neuesten lutherischen Theologie findet sich hier weder eine befriedigende Andeutung der Ursachen, durch welche die Theologie sich umgestaltete, noch ein billiges Urtheil, noch auch überhaupt eine richtige Einsicht, wie sich nach dem natürlichen Entwickelungsgange nothwendig eine wissenschaftlich evangelische Theologie herausgebildet hat und noch herausbildet; hier erreicht die bis zum Fanatismus gesteigerte Befangenheit des Verf's. den Culminationspunct. Man lese z. B. S. 889 „die werthheimische Bibelübersetzung erklärte schon die messianischen Stellen des Pentateuchs aus dem Texte hinweg," „das vielfach so treffliche Religionsedict Friedrich Wilhelm II." S. 953 heißt S. 891 „ein schöner immerwährender Beweis von der königlichen Gerechtig-

rechtigkeit," S. 891 „Ernesti's hermeneutische Grundsätze waren nicht falsch, nur — weil mit denen der profanen Hermeneutik identificirt — sehr mangelhaft!!" s. auch S. 892. Man höre weiter: „Der Unglaube, der persönlich werdende Antichrist (man verstehe nach dem Verf. die Rationalisten, die Nichts wollen, als was die wolfenbüttler Fragmente wollten S. 892, deren Schalten mit der Kirchenlehre auf der Kanzel nach S. 781, 895 auf der jesuitischen reservatio mentalis beruht. S. 789 ist vom „nackten Rationalismus und kräftigen Deismus" die Rede, S. 881 von der „Verwandtschaft von Vernunftthümlerei und Schwärmerei," S. 944 vom „rationalistischen Unglauben" u. s. w., Naturalismus, Deismus, Rationalismus wird zusammengeworfen) als pompa antichristi den Weg ebnend, fing an mitten in der Christenheit, mitten in der lutherischen Kirche — — und namentlich in Deutschland, ihrem Herzen, immer ungescheuter sein Haupt zu erheben." Die wolfische Philosophie habe sich „vorzüglich durch den gelehrten und meist auch noch frommen Baumgarten" den Eingang in die Theologie gebahnt, in derselben eine verkehrte Demonstrationssucht geweckt und endlich, durch andere Einflüsse verstärkt, eine zur Speculation unfähige seichte Popular-Philosophie (Garve, Eberhard, Mendelssohn) und Theologie des gesunden Menschenverstandes erzeugt, welche „alle eigenthümlich tiefere Ideen des Christenthums aufs Jammervollste aufgeklärt, verwässert, annullirt habe." Diesen Einfluß habe der „verkümmerten Enkelin der geistvollen leibnitzischen Philosophie," besonders das Bekanntwerden Deutschlands mit den englischen Deisten durch Uebersetzungen, Auszüge in Zeitschriften und Widerlegungen," die oft thörigt genug ihren Zweck am Besten zu erreichen meinten, wenn auch sie den christlich kirchlichen Standpunct verließen, um recht vollkommen auf den Angriff eingehen zu können," verschafft. Die höheren Stände seien durch die frivole französische

fische Deisterei vergiftet worden (Friedrich d. Gr.) Eine gelehrte Basis habe dieser Richtung besonders noch Ernesti und J. D. Michaelis „fast wider Wissen und Willen“ Semler gegeben. „Alle theologische Disciplinen beeiferten sich, sich selbst aller eigenthümlich-christlichen Schöne zu entkleiden und haltungslos schrumpfte die christliche Dogmatik immer mehr und mehr in ein System leerer Abstractionen zusammen, das nur Leben, aber satanisches, erhielt, wenn ein Bahrdt es dem armen Volke schmackhaft zu machen sich erfrechte.“ Aber erst die 25 Jahre der Revolution (1789—1814) hätten unter Schutz und Hilfe der kantischen Philosophie „die von göttlicher Erleuchtung emancipirte Menschenvernunft“ recht mündig gemacht. „Für consequent gehaltene, bei aller erstrebten Consequenz freilich dennoch inconsequente, Systeme eines natürlichen, fleischlichen, erlösungsunbedürftigen, nur höchstens formal verständigen Innern (Vernunft genannt) — dem Lehrbegriffe der christlichen und insonderheit lutherischen Kirche contradictorisch und unversöhnlich entgegengesetzt und alle die früher mehr vereinzelten seichten Ströme der christlichen Häresieen der Vergangenheit in Einem Sumpfe vereinigend, doch aber des Muthes, von der evangelischen, von der christlichen Kirche sich loszusagen, entblößt und in wenigstens scheinbarer Wissenschaft und Gelehrsamkeit ihre Nacktheit verhüllend, — stellten als Systeme eines s. g. christlichen **Rationalismus** in trotziger Anmaßung sich hin, und eine lutherische, eine evangelische Theologie und Kirche existirte in der Gegenwart und im Großen fast nur noch dem Namen nach. Aber der gottlose, politisch revolutionäre Bau ward durch Gottes Hand getroffen — — —, die evangelische Theologie und Kirche erwachte vom Grabesschlummer“ (Harms Thesenstreit, Hallescher Streit, Missions-Bibelgesellschaften u. s. w.), doch auch im Bereiche der Wahrheit zeigte sich Schein- und Wahnglaube in den täuschendsten, gefährlichsten Gestalten, man wollte in offenbarungsgläubiger Be-

schränkt-

schränktheit, oder in philosophischer Eitelkeit und Hoffahrt mannigfach Christus und Belial uniren, ja identificiren, fing an, das heilige Wehr der lutherischen Kirche kirchlich gesetzlich zu zertrümmern und aus der Wissenschaft verdrängt, richtete die nackte Religion des Fleisches ihren Thron im Volksleben auf. — — — S. 888 ff. Hierüber kein Wort: das richtet sich selbst.

Wir kommen zur Vertheilung des Stoffes. Nachdem sich der Verf. in der Einleitung im 6. §. über Kirche, Kirchengeschichte (Aufgabe und Behandlungsweise), Quellen, Hilfswissenschaften; Neben- und Unterdisciplinen und Bearbeiter derselben ausgesprochen, handelt er die Kirchengeschichte in 7 Perioden ab. I. — bis zum Ende der Bedrückungen der christlichen Kirche im römischen Reiche. 311. II. — bis Gregor d. Gr. 590. III. — bis zum Tode Karls d. Gr. 814. IV. — bis Gregor VII. 1073. V. — bis Bonifacius VIII. 1294. VI. — bis zur Reformation. 1517. VII. — bis zur Gegenwart. Rec. hat sich noch nicht mit den gewöhnlichen Periodenabtheilungen befreunden können, auch kann er es mit der im Handbuche befolgten durchaus nicht, doch mag er darüber mit Hrn. G. nicht rechten, nur das Unzweckmäßige und Verkehrte der 7. Periode muß er rügen. Auch hier ist des Verfs. dogmatische Beschränktheit im Spiele, der die großen und vielgestaltigen Entwickelungen der Kirche der letztvergangenen Jahrhunderte nicht zu fassen und zu würdigen vermochte. Er würde sonst aus der 7. Periode, wenn nicht 3, doch 2 gemacht haben. Was nun die einzelnen Perioden betrifft, so ist in den 6 ersten, nur daß in der ersten vorher noch §. 7 — 17 von der Gründung der christlichen Kirche handeln, folgendes Fachwerk gewählt; 1) Ausbreitung des Christenthums und Ankämpfung gegen dasselbe, 2) Kirchenverfassung, 3) christliches Leben und Cultus, 4) Lehre. Hiervon ist, so viel wir uns erinnern, nur in der 6. Periode abgegangen, wo der allgemeine

Reli-

Religionszustand und Cultus in den Abschnitten von der Verfassung und von der Lehre abgehandelt ist. Passend hat der Verf. die Geschichte der ganzen Bilderstreitigkeiten sogleich in der 3. Periode erzählt. Aber schon dieß hätte ihn von der Unzweckmäßigkeit seiner Perioden überzeugen sollen, da es noch manche andere Materien der Art gibt, die in den verschiedenen Perioden ebenso eng, wie diese, zusammenhängen und deren Erzählung ebenso wenig zu zerstückeln war. Jenes Fachwerk nun ist durchaus tadelnswerth, sofern dadurch die allgemeine Geschichte den Charakter von Specialgeschichten erhält und eine pragmatische Darstellung kaum möglich wird, oder doch Wiederholungen unvermeidlich sind. Und so kann denn auch bei einer solchen briefkastenartigen Eintheilung das Charakteristische der Periode minder hervortreten. Hätte denn aber Hr. G. doch wenigstens eine bessere Anordnung der Rubriken getroffen! Wie konnte er die getroffene S. 8 für eine natürliche Materienabtheilung erklären! Liegt es doch auf der Hand, daß der Abschnitt von der Lehre der Darstellung des christlichen Lebens und des Cultus vorausgehen muß, das Bedingende dem Bedingten. Eine andere Vertheilung des Stoffes hat zwar der Verf. in der 7. Periode getroffen, doch lassen sich auch hier die gegründetsten Ausstellungen machen. I. Geschichte der (deutschen) Reformation. Der schweizerischen wird nur da gedacht, wo sich beide gegenseitig berühren. II. Geschichte der christlichen Kirche seit der Reformation, 1) römische Kirche (Papstthum, Mönchsthum, Lehre und Theologie, Unionsversuche zwischen der römischen und protestantischen Kirche). Nachdem man der römischen Kirche schon bis auf die neueste Zeit gefolgt ist, folgt 2) Geschichte der evangelischen Kirchen und zwar a) Ausbreitung der Reformation, b) lutherische Kirche, c) reformirte Kirche (Gründung (!), einzelne Landeskirchen, Theologie, neueste Geschichte), d) gegenseitiges Verhältniß beider, 3) akatholische Secten des Abendlandes, 4) griechische Kirche und 5) christli-

ches Missionswesen. Man sieht, der Verf. hat, seiner Methode treu bleibend, nach Möglichkeit zusammengeschichtet!

Auch über den formalen Gehalt des Handbuches können wir kein günstiges Urtheil fällen. Vor Allem ist das Weitschweifige und der Mangel an aller Präcision zu rügen, s. z. B. S. 2 die Definition von Kirche. Hr. G. wollte, das ist unverkennbar, deutlich und eindringlich reden, aber es fehlte ihm oft die Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe und die Unbefangenheit und Ruhe, wobei allein auch der Schreibart ihr Recht widerfahren kann. So häuft er denn Zusätze auf Zusätze, Parenthesen auf Parenthesen, und wird an Statt deutlicher nur immer undeutlicher. Eine nicht geringe Zahl unverhältnißmäßig langer Sätze s. z. B. 385, 386, 397, 398, 951—956 erschwert das Verständniß und macht das Lesen zu einer wahren Pein. Daß es hiernach bei Angabe des dogmatischen Elementes an dogmatischer Bestimmtheit fehlt, ist natürlich. Der häufig gebrauchte mehr ascetische Ton fällt widrig auf s. z. B. S. 533 ff., 541 ff. Auch ist die Schreibart nicht ganz correct und an originalen Wortbildungen kein Mangel. Man liest z. B. Orthodoxismus S. 21, Orthodoxisten S. 863, orthodoxistisch S. 857 (im bösen Sinne), buchstäbisch S. 877, Entpolitisirung S. 915 u. a. m. Außer den S. 1119, 1120 angezeigten Druckfehlern sind Rec. noch mehrere andere aufgefallen, z. B. S. 64 Serannius für Serennius, S. 117 *αἰων* für *αἰών*, S. 821 Studienkloster für Studitenkloster, Plank für Planck, Marheineke für Marheinecke S. 574 u. s. w. Nach allem bisher Gesagten müssen wir dieses Handbuch für eine unwissenschaftliche und verfehlte Arbeit erklären. Beifall kann es nur bei den Geistesverwandten des Verfs. finden, bei den Stocklutheranern. Als Zeichen der Zeit ist es indeß beachtenswerth, und wenn die Nachwelt von den unglaublichen Verirrungen auf dem Gebiete der Kirche und Theologie im 19. Jahrh. berichtet, so ist es wohl möglich, daß

instar

instar omnium auf Hrn. D. Guerike's Kirchengeschichte in Verbindung mit dessen Thun und Treiben verwiesen wird.

Geistliche Amtsreden, bei besonderen Fällen gehalten von Franz Georg Ferdinand Schläger, Sen. minist. und Past. prim. zu Hameln. Erstes Bändchen. Taufreden. Ilmenau 1833, bei Voigt.

Zweites Bändchen. Traureden, größten Theils in Familienkreisen gehalten. Ebendas. 1833.

Drittes Bändchen. Leichenpredigten, bei besonderen Veranlassungen gehalten. Ebendas. 1833. — 1 Thlr. 12 Gr.

Es möchte wohl auf den ersten Blick befremden, sagt der Verf. in der Vorrede zum ersten Bändchen, daß er ein Werk ankündige und auszuführen beginne, welches bei dem Reichthume an Hilfsmitteln, die dem Geistlichen hinsichtlich der zu haltenden Casualreden zu Gebote stehen, wohl als überflüssig erscheinen dürfte. Dazu aufgefordert, habe er indeß um so weniger Bedenken getragen, seine im Laufe einer 26jährigen Amtsführung gehaltenen Reden zu ordnen und herauszugeben, da dieselben bei näherer Prüfung stets als recht eigentliche Casualreden erscheinen und so besonders angehenden Predigern nützlich und lehrreich werden müßten. Ein sorgfältiges Studium derselben werde nämlich nicht allein einen reichen Stoff vor den Augen ihres Geistes entwickeln, sondern sie auch bald in den Stand setzen, selbst eine passende Form zu schaffen und den Ton zu treffen, in welchem der Geistliche immer reden müsse. Habe er daher auch keine Musterarbeiten liefern wollen, so hoffe er doch, Theils den Wunsch so Mancher, das Gehörte

auch gedruckt zu besitzen, erfüllt, Theils und namentlich seinen jüngeren Amtsbrüdern einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben. Rec. erlaubt sich auf diese Aeußerungen zu erwidern, daß er alle Vorberichte dieser Art wenigstens für überflüssig hält. Denn ist sich der Schriftsteller bewußt, bei Ausarbeitung seines Werkes Zeit, Fleiß und Kraft nicht geschont zu haben und hat er die mit der Herausgabe desselben gewöhnlich verbundenen Schwierigkeiten überwunden, so ist diese Herausgabe lediglich seine eigne Sache, Niemand kann ihn darüber zu Rede setzen und eine besondere Rechtfertigung ist entweder, wie gesagt, rein überflüssig, oder, was noch schlimmer ist, sie erscheint nicht selten als eitler Stolz, der sich nur hinter bescheidne Redensarten verbirgt und das Urtheil des Lesers in Voraus zu bestechen sucht. Wer seine Arbeiten will drucken lassen, der thue es auf seine Gefahr; über die Gründe, die ihn dazu bewogen haben, ist er Niemandem Rechenschaft zu geben schuldig. Auf der anderen Seite aber muß es auch dem Publicum freistehen, seine Meinung über dieselben unverhohlen auszusprechen und der Rec., der dieser Meinung seine Stimme zu geben hat, kann und darf sich dabei von keinerlei Rücksicht bestimmen lassen. Denn wenn irgendwo, so muß auf dem Gebiete der Wissenschaft unbeschränkte Geistes- und Gedankenfreiheit herrschen; dem Schriftsteller, wie seinem Beurtheiler, muß es einzig um die Sache zu thun seyn; und wie sich Ersterer nicht zu rechtfertigen braucht, daß er eine Schrift herausgibt, so bedarf auch Letzterer der Entschuldigung nicht, wenn er dieselbe einer freimüthigen Kritik unterwirft, sofern dieß nur auf eine Weise geschieht, wie sie von wissenschaftlich gebildeten Männern erwartet werden darf. So wahr indeß nun auch unseres Bedünkens diese Bemerkungen zu seyn scheinen, so würden wir uns derselben doch gern enthalten haben, hätten wir nur die bereits erwähnten Aeußerungen des Verfs. über den Werth seiner Arbeiten auch bestätigt gefunden. Denn da er selbst gesteht, daß an homiletischen Schriften gleichen

oder

oder ähnlichen Inhalts eher Ueberfluß als Mangel sei, er aber dessenungeachtet keinen Anstand genommen habe, seine Reden jüngern Geistlichen als Bildungsmittel in die Hände zu geben; da er überdem im Bewußtseyn ihres innern Gehalts verlangt, man solle seine Arbeiten nicht bloß lesen, sondern studiren, so erwarteten wir arglos genug, nur durchaus Gelungenes und Ausgezeichnetes vorzufinden und hielten seine Worte: „ich mache keinen Anspruch, Musterarbeiten zu liefern," für die Aeußerung bloßer, wenn auch unzeitiger Bescheidenheit. Bald genug aber fanden wir, daß wir uns in dieser Erwartung getäuscht hatten.

Anlangend nämlich zunächst die 36 Taufreden, die uns in dem ersten der vorliegenden Bände mitgetheilt werden, so sind dieselben allerdings in sofern lobenswerth, daß sie den besondern Fall der Taufhandlung immer von dem allgemeinen Standpuncte der Religion aus betrachten, eigne hinzugetretene Umstände nicht unberücksichtigt lassen, in einem gefälligen Style geschrieben sind und von den geläuterten Ansichten ihres Verfs. in religiöser Beziehung hinlängliches Zeugniß geben. Ein Mehreres aber kann auch die billigste Kritik nicht von ihnen sagen; und wenn auch, wie bereits erwähnt, ihre Herausgabe einer besondern Rechtfertigung nicht bedurfte, so ist doch durch sie das Gebiet der Homiletik nicht wesentlich bereichert und für die Bildung angehender Prediger nicht mehr, als bisher schon vielfältig geschehen, gesorgt worden. Der Verf. sagt, daß sie alle aus dem Schooße der Familie selbst, vor welcher er seines Amts habe warten müssen, hervorgegangen wären. Dieß aber müssen wir entweder geradezu leugnen, oder wir gestehen, daß es unserm prüfenden Blicke entgangen ist. Alle nämlich haben mit geringen Modificationen die Segnungen des Evangeliums im Allgemeinen oder für das häusliche Leben zum Gegenstande, machen die Aeltern auf das Glück, Kinder zu besitzen, aufmerksam, ermahnen, dieselben im Christenthume wahrhaft christlich

lich zu erziehen und preisen das wohlthätige Loos des Täuflings, von christlichen Aeltern geboren zu seyn und durch die Taufe ein Mitglied des Reiches Jesu zu werden. Das Alles ist nun zwar gut und zweckgemäß; aber etwas Besonderes, eine ungewöhnliche, eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes haben wir darin nicht finden können, und wir bedauern den Geistlichen aufrichtig, der nicht, auch ohne besondere Anleitung, solche Taufreden halten und dabei eigne Fälle, z. B. den Tod der Wöchnerin, den vorhergegangenen Verlust mehrerer Kinder, die Armuth der Aeltern u. s. w. so, wie es hier geschehen, berücksichtigen kann. Ebenso wenig können wir mit dem Verf. darüber einverstanden seyn, daß er für seine Reden, um sie gehörig würdigen zu können, eine ganz besondere Aufmerksamkeit, ja ein sorgfältiges Studium verlangt. Der ihnen zu Grunde liegende Gedanke ist, wie schon gesagt, mehr oder weniger immer derselbe und bietet sich dem Leser schnell genug als solchen dar; von einer erschöpfenden Aus- und Durchführung desselben aber kann bei der Kürze der Reden (sie nehmen nie mehr, als 2 bis 3 kleine Octavseiten ein und sind nicht selten, wir möchten sagen, mit Gewalt abgebrochen) überall nicht die Rede seyn. Leugnen wir daher auch nicht, daß sie den bessern homiletischen Producten beizuzählen sind, so mangelt ihnen doch gewiß der instructive Werth, den der Verf. selbst ihnen beilegt, und wir trauen dem größten Theile unserer Amtsgenossen zu, daß sie Einsicht und Geschick genug besitzen, dergleichen Bildungsmittel entbehren zu können. Wir erlauben uns, diesem allgemeinen Urtheile einige Einzelnheiten beizufügen. In der 2. Rede heißt es S. 4: wo sind jene Aufklärungen, nach denen unsere Seele verlangt, anzutreffen, welche uns mit unserer Schwachheit und mit Gott aussöhnen u. s. w. Hier ist wenigstens der Styl sehr unbeholfen. In der 7. Rede wird S. 22 von dem Täuflinge gesagt: der Erde entnommen und für das Reich der Wahrheit und Tugend gerettet

rettet ist nun die junge Seele. Scheint es nicht, als sei das Kind während der Taufe gestorben? In der 9. Rede S. 27 steht: Augenblicke, in denen wir den angekommenen Erdenbürger dahin (zur Taufe) tragen, wo er seines Daseyns würdig froh wird, müssen eine sanfte Rührung u. s. w. Wie kann von einem neugebornen Kinde gesagt werden, daß es seines Daseyns würdig froh werde? In der 10. Rede sagt der Verf. S. 50: Nennen wir den Geist den uns unbekannten Grund des Lebens, das in dem Menschen wirkende und durch Denken sich aussprechende Wesen, so steht die Taufe nur auf diesen Geist zuvörderst in der nächsten Beziehung. Einer anderweiten Beziehung der Taufe aber, worauf doch das „zuvörderst" hindeutet, geschieht in dieser Rede keine Erwähnung. Der Ausdruck S. 54: Der Regierer unserer Schicksale legt es darauf an, uns den erfahrnen Verlust zu ersetzen, scheint uns Gottes unwürdig zu seyn. In der 27. Rede S. 87 heißt es von dem Täuflinge: Einen neuen Apostel hat der Herr in diesem Kinde (es wurde am Pfingstfeste getauft) sich ausersehen; er soll auch das Evangelium verkündigen aller Creatur; er soll Licht verbreiten u. s. w. Soll vielleicht der noch unerfahrne Prediger an diesem offenbaren Mißgriffe lernen, wie er in seinen Reden speciale Fälle zu berücksichtigen habe? Ebenso müssen wir es einen Mißgriff nennen, wenn in der 31. Rede S. 99 zu einem Kinde, dessen baldiger Tod gewiß war, gesagt wird: gehe denn hin und verkündige, was dir für diese Erde versagt ist, dein Evangelium in einer andern Welt. Zu den bessern Reden glauben wir übrigens die 7., 22., 25., 26., 28. und 30. zählen zu können.

Ein gleiches Urtheil, wie über die Taufreden des Verfs., müssen wir auch über die Traureden desselben fällen. Auch sie sind nämlich im Allgemeinen gut und zweckgemäß; betrachten die Ehe überall aus dem Gesichtspuncte der Religion und sind in einer gebildeten Sprache und einem gefälligen Style gehalten.

halten. Abgesehen aber davon, daß sie durchgängig zu kurz sind, um ihren Gegenstand genügend erschöpfen zu können, so kann auch von ihnen nicht gesagt werden, daß sie auf eine ausgezeichnete Behandlungsweise Anspruch machen und deßhalb angehenden Predigern als unterrichtende Muster empfohlen werden können. Das Glück des häuslichen Lebens, der Einfluß des Christenthums auf dasselbe, die Pflicht christlicher Ehegatten, die Ehe muß mit Gott" angefangen und fortgeführt werden, die wohlthätige Wirkung derselben auf das Gesammtwohl — das sind die immer wiederkehrenden Gedanken, über welche der Verf. redet: und wenn er dabei auf besondere Verhältnisse des Brautpaares und der Angehörigen Rücksicht nimmt, so ist dieß allerdings gut und lobenswerth; aber die Unterlassung solcher Rücksichtnahme würde auch dem unerfahrensten Geistlichen, geschweige denn einem Manne von so langer Amtsführung, nicht zu verzeihen seyn. Man würde daher auch den jüngern Predigern offenbar zu wenig trauen, wenn man behaupten wollte, daß sie erst an solchen Reden, wie sie der Verf. liefert, die Behandlungsweise ähnlicher Fälle erlernen müßten. Nur anerkannte Muster können ihnen diese Dienste leisten; das aber sind die vorliegenden Arbeiten nicht und so können wir ihnen auch wenigstens den instructiven Zweck nicht zugestehen. Es sei uns vergönnt, damit unser Urtheil nicht als ungerecht erscheine, Einzelnes namhaft zu machen. Die 3. Rede verbreitet sich auf gute, doch etwas schwülstige Weise über den Segen des ehelichen Lebens. Wie aber dieser Segen zu erlangen sei, ist nicht nachgewiesen, obschon gerade dieß am Nöthigsten war. In der 8. Rede werden dem Brautpaare eine Menge Lobsprüche ertheilt, die wohl gegründet seyn mochten, in diesem Maße aber hier offenbar nicht an ihrer Stelle waren. Der Geistliche mag rühmen, was zu rühmen ist; aber er muß damit stets sparsam seyn; denn der Mensch hält sich so schon gewöhnlich für besser, als er ist; und es scheint immer räthlicher

zu

zu seyn, an das ihn zu erinnern, was er werden soll, als von dem zu reden, was er bereits geworden ist. In der 10. Rede S. 42 sagt der Verf.: Die freundliche Blume, die Sie sich, werther Bräutigam, erkoren, wuchs in demselben Garten fröhlich auf, wo dieselbe Vater- und Mutterliebe auch Sie zärtlich umfaßte. Hier fällt er aus dem Bilde, und seine Worte sind, wir möchten sagen, die Sprache der Galanterie, die wenigstens hie und da am unrechten Platze war. In der 12. Rede wird S. 50 von der ehelichen Liebe gesagt, daß sie hienieden die zärtlichste sei und höher stehe, als die Freundschaft, die wohl große Opfer bringe, aber doch ihre Grenzen habe. Dieser sehr schwankenden Behauptung wird in der 13. Rede S. 56 geradezu widersprochen, indem es heißt, daß die eheliche Liebe zur zärtlichsten Freundschaft werden müsse. In derselben Rede wird dem Brautpaare an das Herz gelegt, daß es sich gegenseitige Treue, zärtliche Nachsicht und aufrichtige Freundschaft erweisen solle. Die beiden letztern Tugenden fallen aber durch sich selbst bedingt zusammen. In der 14. Rede heißt es S. 60: Bauen Sie Gott einen Altar auf ihres Hauses heiligem Boden; Ihr Garten sei sein Tempel u. s. w. Wie ist das zu verstehen? Die 15. Rede betrachtet die Traumngsstunde als wichtig in doppelter Hinsicht; aber es wird nur von der einen Hinsicht gesprochen. Die Disposition der 16. Rede ist logisch unrichtig. Sie betrachtet die ehrliche Verbindung als die innigste, dauerndste, folgereichste und beseligendste. Das erste und dritte Prädicat aber sind offenbar in dem vierten enthalten. Uebrigens sagen die Worte S. 67: Alle Verhältnisse, die Ehe ausgenommen, stehen in unserer Willkür; es steht bei uns, uns ihnen zu entziehen, wenn sie unseren Wünschen nicht entsprechen, eine Unwahrheit; denn die Ehe ist bei uns kein Sacrament, daß sie nicht erforderlichen Falls aufgelöst werden könnte. Die Benennung (S. 78) „freundlicher Engel" von einer alten Frau gebraucht, ist

ist wenigstens nicht passend. In der 21. Rede steht S. 84: Wie wichtig muß Ihnen, theuere Braut, eine Handlung (die Trauung) seyn, die keinen andern Zweck hat, als Sie einem für Ihr Wohl zärtlich besorgten Vater zu entreißen u. s. w. Was mußte die arme Braut bei einer solchen verkehrten Aeußerung empfinden! Scheint es nicht, als habe der Verf., was man sagt, ex tempore gesprochen und sich im Drange des Augenblicks in den Ausdrücken vergriffen. Außerdem enthält dieser Band noch als Zugabe eine Abhandlung über die christliche Ehe, in der wir, wie wahr und gut auch das Gesagte ist, doch eine zweckmäßige Ordnung und eine erschöpfende Durchführung vermißt haben. Der Verf. nennt den Schritt zur Ehe, einen wichtigen und bedeutungsvollen, ohne das „Warum?“ zu beantworten. Er sagt sodann, die christliche Ehe werde mit der heiligsten Treue bis zum Grabe geführt und gebe einen Vorschmack des Himmels auf der Erde; eine deutliche Nachweisung aber über den Zweck der Ehe und über die Mittel, durch welche dieser Zweck erreicht werden kann, haben wir vergebens gesucht; obschon gewiß eben darin der Grund so vieler unglücklicher Ehen zu suchen ist, daß der höhere Zweck des ehelichen Lebens verkannt und die rechten Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, nicht angewendet werden.

Ueber den Zweck der Leichenpredigten erklärt sich der Verf. in der Vorrede zu diesem Bande auf sehr verständige Weise dahin, daß er sagt: Dergleichen Vorträge sollen dazu dienen, von dem Leben und Sterben des Verstorbenen einen heilsamen Gebrauch zu machen und bei dieser Gelegenheit manche nützliche Wahrheit zur Sprache zu bringen, die sonst so ausführlich nicht behandelt werden könne; zugleich aber auch die Hinterbliebenen zu trösten und den Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Dabei habe man sich vor übertriebenem Lobe des Verstorbenen zu hüten und müsse seiner Fehler nur mit christlicher Schonung gedenken, da hier der Zweck der persönlichen Bes=

Besserung wegfalle und nur der Schaden des gegebenen bösen Beispiels verhütet werden solle. — Wenden wir diese Grundsätze nun auf die vorliegenden Arbeiten selbst an, so müssen wir zuvörderst dem Verf. das Zeugniß geben, daß er sie überall festgehalten und die Klippen, an denen der Geistliche bei diesem Theile seiner Amtsführung leicht scheitern kann, glücklich vermieden habe. Das Lob der Verstorbenen durch Beispiele begründet, der Trost der Hinterbliebenen und die Anwendung des Trauerfalls auf die übrigen Zuhörer — diese drei Gedanken liegen seinen sämmtlichen Vorträgen dieser Gattung mehr oder weniger zu Grunde; und wir gestehen gern, daß er nicht selten recht ergreifend und erbaulich zu reden gewußt habe. Aber etwas besonders Ausgezeichnetes haben wir auch hier, weder in materialer noch in formaler Hinsicht nicht gefunden und keine Predigt oder Rede erhebt sich über das Gewöhnliche, was sich jedem Kanzelredner von selbst darbietet, sofern ihm nur nicht alles Geschick und Talent versagt ist. Daß die Hinterlassenen gern den Ruhm des Verstorbenen hören, durch eine schonungslose Erwähnung seiner Fehler sehr unangenehm berührt werden und über ihren Verlust getröstet seyn wollen; daß also der Redner natürlich auf eine ort- und sachgemäße Weise loben und der sittlichen Mängel nie ohne Vorsicht gedenken; daß er sich an die besonderen Lebensverhältnisse des Verstorbenen namentlich halten; aus diesen Verhältnissen wo möglich, hauptsächlich aber aus den Verheißungen der Religion seine Trostgründe entlehnen und die erbauliche Anwendung des Falles auf alle Anwesende nicht versäumen dürfe; welcher Geistliche wäre wohl seiner Stellung so unwerth, daß er darüber noch einer besondern Belehrung, einer Anweisung durch Beispiele, wie die vorliegenden, bedürfen sollte? War deßhalb eine solche Belehrung demnach der Zweck des Verfs., so mußte er in jeder Hinsicht Vorzüglicheres liefern, als er wirklich gethan hat; und so können wir auch über den dritten Band seiner Amtsreden kein gün-

günstigeres Urtheil fällen, als über die beiden ersten. Einige Beispiele mögen unsere Leser überzeugen, daß auch dieses Urtheil nicht ohne Grund ist. Die 1. Pred. ist bei Gelegenheit eines Selbstmordes über Matth. 7, 1. u. 2. gehalten. Sie hat zum Thema den Gedanken: daß wir alle Ursache haben, vorsichtig in unserem Urtheile über Diejenigen zu seyn, die sich selbst entleiben, und zeigt, daß wir durch ein hartes Urtheil das Gesetz der Liebe gegen den Selbstmörder verletzen; an den Hinterbliebenen uns versündigen und unbefugt über die Grenzen hinausgehen, die unserem Wissen gesetzt sind. Dagegen ist Nichts einzuwenden und in jedem Theile wird auf den fraglichen Selbstmörder Rücksicht genommen. Offenbar aber ist der Ton der ganzen Predigt zu mild gehalten, und wenn auch über den Act des Selbstmordes nur selten ein sicheres Urtheil zu fällen ist, so war doch hier gewiß der Ort, vor alle dem mit Nachdruck zu warnen, was der Erfahrung gemäß so oft zum Selbstmorde führt; und die Mittel durften nicht verschwiegen werden, durch die sich der Mensch auch unter den drückendsten Lebensverhältnissen vor diesem Verbrechen bewahren kann. Erschöpft hat daher der Verf. seinen Gegenstand nicht und wir würden bei einer gleichen Gelegenheit nur zum Theil' so reden, wie er es gethan hat. Gleiches gilt von dem, was der Verf. gewissermaßen als Anhang zu dieser Predigt über den Selbstmord sagt. Er will denselben überall als eine That des momentanen Wahnsinnes betrachtet wissen und meint, daß an diese That der Maßstab der Sittlichkeit nicht gelegt werden dürfe. Beide Behauptungen aber passen gewiß nicht für alle Fälle. Denn die Geschichte erzählt allerdings von manchen Selbstmördern, die sich offenbar bei vollem Bewußtseyn und mit überlegtem Vorsatze entleibten, und jede That des Menschen, sofern er dabei seines Geistes mächtig ist, muß nach den Forderungen der Religion und Sittlichkeit gerichtet werden. Und selbst dann, wenn der Selbstmord wirklich als eine Handlung

tung des augenblicklichen Irrsinnes erscheinen sollte, ist er sehr oft doch als die traurige Folge früherer Vergehungen zu betrachten, wird eben so oft durch den Mangel an einem wahrhaft religiösen Gemüthe erzeugt; und fängt man einmal an, Entschuldigungsgründe aufzusuchen, so gibt es wohl nicht leicht ein Verbrechen, das nicht entschuldigt werden könnte. Was daher der Verf. über den Selbstmord sagt, ist nur einseitig und eben deßhalb nur halbwahr. Auch klingt es Etwas sonderbar, wenn er am Schlusse obiger Predigt sagt: so lebe denn wohl, du von uns Geschiedener, dem es auf Erden nicht mehr gefiel! In der 5. Pred., bei dem schnellen Tode eines Jünglings gehalten, sagt der Verf.: zum Grunde unserer Betrachtung legen wir den Propheten Jesaias (?) 28, 29. „Solches geschieht uns von dem Herrn Zebaoth, denn sein Rath ist wunderbar und er führt Alles herrlich hinaus.“ Das Erstere wird im 1. Theile dadurch nachgewiesen, daß a) der Mensch oft in seiner schönsten Entwickelung durch einen schnellen Tod abgerufen wird; b) daß mancher schlechte Mensch oft lange lebt, während der Gute frühe davon muß; daß c) gerade die Edelsten unseres Geschlechts oft schleunigst das Zeitliche verlassen müssen, während Andere in den Armen der Liebe sterben. Daß Gott Alles herrlich hinausführe, wird im 2. Theile damit bewiesen, daß a) der Tod von allem Uebel erlöst; daß b) Gott die Sterbenden zum schönern Leben hinaufträgt; und daß er c) uns dort wieder vereinigen will. Alle diese Behauptungen sind schwankend und unzureichend. Der 1. Theil ist nicht erschöpfend; denn Gottes wunderbarer Rath zeigt sich in Absicht auf den Tod noch auf gar manche andere Weise; und die beiden letztern Unterabtheilungen dieses Theils werden durch die Erfahrung gar nicht bestätigt. Der 2. Theil aber ist viel zu allgemein und steht mit den besonderen Fällen des ersten in keiner genauen Beziehung. In der 6. Rede am Grabe eines Geistlichen, heißt es gleich im Anfange Etwas stark und, wir möch-

ten

ten sagen, geziemt: ihr Grabgesänge, traget unsere Klage aus unserer bewegten Brust zum Himmel hinauf, und ihr Glocken tönet dumpf in unsere zerrissenen Herzen ein. Weiter unten steht: noch vor wenig Tagen war der edle Mann, dem unsere Zähren gewidmet sind, gesund in unserem Kreise, als plötzlich ein schwarzes Ungewitter über sein Haus sich zusammenzog, dessen Blitz euern Seelenhirten euch entriß. Das klingt doch, als habe der Blitz den Verstorbenen erschlagen; gleich darauf aber erfährt man, daß er an der Blatterrose gestorben sei. Der Text der 7. Pred. ist Hiob 1, 21.: Der Herr hat's gegeben u. s. w. und das Thema heißt: Wie beweist die christliche Gemeinde ihre Traurigkeit über den Hingang ihres Seelenhirten zu Gott'? Dieser Satz steht doch offenbar mit den Textesworten kaum in der entferntesten Beziehung. In der 12. Pred. wird nach Ps. 108, 15—17. erwogen: Wie flüchtig unsere Jahre davoneilen und wie wir deßhalb Ursache haben, uns desto vester an den ewigen und getreuen Gott anzuschließen. Dieses Thema hat den Fehler, daß in ihm die beiden Theile bereits namentlich genannt sind. Die Ausführung dieser Theile ist ebenfalls mißlungen; denn im ersten ist von der Thorheit derer die Rede, die ihre Gesundheit untergraben; und im zweiten wird überhaupt zu einem frommen Lebenswandel ermuntert. In der 14. Pred. heißt es S. 84 von dem Verstorbenen: Du sollst uns belehren, wie wir Glauben halten und mit heiterm Blicke über alle Unvollkommenheiten hinwegschauen, wie wir auch bei aller unserer Schwachheit Berge versetzen sollen u. s. w. Der letztere Ausdruck ist ein offenbarer Mißgriff. In der 15. Pred. S. 89 redet der Verf. einen Wittwer am Grabe seiner Gattin also an: Freuen Sie sich, gebeugter Mann, daß sie, die mit so vieler Umsicht an Sie dachte und Ihre Wünsche erfüllte, Ihnen voranging, um in dem höhern Vaterlande Ihnen die Stätte zu bereiten. Klingt das nicht fast wie Ironie? Und wenn das nicht, wie konnte der

Mann

Mann über den Tod seiner guten Frau sich freuen sollen? — Doch genug der Ausstellungen! Die angezogenen Beispiele werden hinreichend beweisen, daß wir dem Verf. nicht Unrecht thaten, wenn wir behaupteten, daß seine Arbeiten, wie manches Gute und Lobenswerthe sie auch enthalten, deßhalb doch nicht als wahrhaft instructive Bildungsmittel jüngern Predigern empfohlen werden können. Nur das Eine bemerken wir noch, daß namentlich in den Traureden und Leichenpredigten der Name „Jesus" fast nirgends genannt, nirgends auf das Beispiel desselben hingewiesen wird; ein Umstand, der einem christlichen Vortrage jederzeit zu gerechtem Vorwurfe gereichen muß.

Fortsetzung der Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Aus dem Nachlasse Victor Keller's. Vier Bände. Freiburg im Breisgau, bei Fr. Wagner. 1832 u. 1833.

Auch unter dem Titel:

Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, gesammelt von Georg Victor Keller rc.

Wir können voraussetzen, daß Alle, die in den vielgelesenen „Stunden der Andacht" Erbauung gefunden haben, die Fortsetzung derselben als eine dankenswerthe Gabe annehmen werden. Der Herausgeber derselben ist der mehrjährige Amtsgehilfe und Amtsnachfolger des verewigten Keller's. Er sagt von sich in der Vorrede, er sei, als er dem edeln Manne als Amtsgehilfe beigegeben worden, so eben in das praktische Leben eingetreten, und da er ohne Uebung und Erfahrung gewesen sei, so habe er der Hilfsmittel, sich seinen Beruf zu erleichtern und sich in denselben einzuarbeiten, sehr bedurft. Da sei ihm denn

denn sein würdiger Senior auf die freundlichste Weise zu Hilfe gekommen, habe ihn mit seinen eignen Kanzelvorträgen beschenkt und ihm dieselben, nebst verschiedenen ähnlichen Materialien, theilweise selbst auf sein Zimmer gebracht mit den hinzugefügten Worten: „Verfahren Sie mit diesen Predigten, wie Sie wollen. Bleibe ich krank, so bedarf ich ihrer nicht, und werde ich gesund, so verfasse ich andere." Da nun die „Stunden der Andacht" von den Predigten Keller's ihr Entstehen hauptsächlich ableiten, so glaubte er im Sinne der Freunde dieses Buches zu handeln, wenn er ihnen auch den Inhalt der übrigen Religionsvorträge Keller's mittheilte und zwar in einer den „Stunden der Andacht" ähnlichen Gestalt, nämlich von ihrer Predigtform entkleidet, als kürzere, belehrende und erbauliche Vorträge über religiöse und sittliche Gegenstände, denen er, wie es Keller zu thun pflegte, Stellen aus frommen Poesieen vorsetzte und hie und da beimischte. Die gewöhnlichen evangelischen Abschnitte liegen diesen Vorträgen zu Grunde; die Erläuterung derselben aber, welche Keller gewöhnlich in dem Eingange der Predigt gab, ließ der Herausgeber weg. Um das Buch für das ganze Jahr zur Erbauung frommer Familien brauchbar zu machen, theilte er es nach den Jahreszeiten in vier Theile und bestimmte für jeden Sonntag zwei, drei, auch wohl mehrere Betrachtungen.

Was nun den Inhalt dieses Buches betrifft, so müssen wir von ihm im Allgemeinen sagen, daß er von demselben echt religiösen, wissenschaftlich gebildeten und reichen Geiste zeugt, der in den „Stunden der Andacht" waltet. Der Verf. hat eine durchaus reine Ansicht von dem Christenthume, denn er hat es von seiner religiös-sittlichen Seite aufgefaßt. Menschliche Meinungen, Ansichten und Satzungen, zeit- und ortsgemäße Vorstellungen, nationale Einkleidung trennt er von dem Wesen der christlichen Religion. Diese ist ihm etwas Selbstständiges, Unveränderliches, Nothwendiges, mit der Vernunft völlig

völlig Uebereinstimmendes und einzig und allein auf sittliche Veredlung und daraus hervorgehende Glückseligkeit Abzweckendes. Ueberall dringt er auf vernünftige, deutliche Erkenntniß, fordert zum eignen Nachdenken auf, warnt vor Aberglauben und spricht das Verwerfungsurtheil über Verfinsterung und Verdummung der Menschen aus. Von dieser Auffassung des Christenthums enthält das Buch überall Beweise. So heißt es unter Anderem: „Die Geschichte des Lebens, Thuns und Duldens Jesu ist freilich nicht die christliche Religion selbst, aber sie hängt doch damit unzertrennlich zusammen und verdient das ehrfurchtsvollste Andenken derjenigen, welche die heiligsten und tröstlichsten Wahrheiten aus seiner Lehre wissen. Diese Lehre ist nicht zum spitzfindigen Forschen und Grübeln, sondern dazu gegeben, gut, getrost und selig zu machen. Sie ist nicht künstliche Zusammenstellung schwerer, dunkler und geheimnißvoller Sätze, deren Annahme den Menschen schon heiligt, sondern Anweisung zur Tugend und zu einem gottseligen Wandel." — Zur Erläuterung des Satzes: „Religion sei nicht tödtender Buchstabe," sagt der Verf., „sie werde es, wenn sie in Ceremonieendienst oder in übertriebene Anhänglichkeit an von Menschen erfundene, zum Wesen der Religion nicht gehörende Gebräuche, oder in bloßes Gedächtnißwerk, in übertriebene Anhänglichkeit an Worte und Formeln, in ein bloßes Wiederholen gewisser Lehrsätze, die man sich mechanisch eingeprägt habe, ohne daß man sie verstehe und zu benutzen wisse, oder in Geheimnißsucht, in übertriebene Anhänglichkeit an das Dunkle und Unbegreifliche, an das Uebernatürliche und Wunderbarscheinende, oder endlich in Kleinigkeitseifer, in übertriebene Anhänglichkeit an Nebendinge ausarte, die ihrer Natur nach etwas Zufälliges und Gleichgiltiges sind. So bestehe das Verdienst Jesu um uns darin, daß er durch sein Lehren, Leben und Sterben unser Erlöser und Wohlthäter, der Wiederhersteller der Wahrheit und Tugend,

der Beförderer unsrer Ruhe und Glückseligkeit, der Ausspender der größten und vorzüglichsten Gaben Gottes geworden sei. Die Evangelisten und Apostel hätten dieses ihren Zeitgenossen in ihrer Sprache vorgestellt und sich dabei solcher Worte und Bilder bedient, welche ihnen selbst und den ersten Christen am Geläufigsten waren. Daher hätten sie Jesum und sein Werk mit solchen Personen und Dingen verglichen, welche bei ihrer ehemaligen Religion, bei dem jüdischen Tempeldienste Statt fanden und sie hätten Anspielungen auf Gebräuche gemacht, die ihren Zuhörern bekannt waren. Wir, die wir so viele Jahrhunderte später leben, müssen uns an den Sinn ihrer Rede halten. Wer dieß nicht thut, wer an jedem einzelnen Bilde, an jeder besondern Vergleichung, an jedem uneigentlichen Worte hängt, wer ein Wortklauber ist, der verfällt auf Spielereien, klebt an unbedeutenden Kleinigkeiten, martert sich mit kleinlichen Vorstellungen ab und vergißt somit, worauf Jesus hinwirkte. Er unterliegt dem Buchstaben, der den Geist tödtet. — Auf diese und ähnliche Weise spricht sich der Verf. an sehr vielen Stellen seines Buches aus und zeigt dadurch, daß er nicht an einer starren Dogmatik hange, sondern daß er sich an die reine Lehre Jesu und seiner Apostel halte und daß er diese mit freiem Geiste aus ihrer Quelle geschöpft habe.

Wie der Verf. aber sich selbst mit freiem Geiste in dem Gebiete des Christlichreligiösen bewegt, so verstattet er es auch Andern und ermuntert seine Leser dazu. Dieß thut er unter Anderem in der Betrachtung, welche religiöse Duldsamkeit überschrieben ist. Den Anlaß dazu gibt ihm das Gleichniß vom Unkraute unter dem Waizen. Auf eine sehr ansprechende Weise schildert er den sanften, edeln Geist der Duldung, den Jesus überall zu erkennen gab. Dann zeigt er, daß, so lange die Geisteskräfte der Menschen und die Veranlassungen, sie zu entwickeln und zu bilden, verschieden sind, es Thorheit sei, von allen Menschen Einheit der Ueberzeugung zu fordern

und

und daran ihre Seligkeit zu knüpfen; daß Niemand im Stande sei, dem menschlichen Geiste in religiösen Meinungen und Ansichten Fesseln anzulegen; daß durch Glaubenszwang die Menschen zur Heuchelei genöthigt werden; daß man der Wahrheit schade, wenn man ihren freien Lauf hemme und den Menschen in das enge Geleise angelernter Formeln einspannen wolle; daß man in die heiligen Rechte des Geistes nicht mit verwegner Hand eingreifen dürfe; daß der Mensch in Bezug auf seine Meinungen nur Gotte und seinem Gewissen verantwortlich sei. Auch die verschiedenen Kirchengebräuche dürfen die Gemüther nicht trennen. Mögen sie uns auch sonderbar vorkommen: sie sind denen, welche sich daran halten, Mittel zu einem höhern Zwecke und fließen aus ihrer Ueberzeugung. — Jeden Anlaß benutzt der Verf. zum eignen Nachdenken über religiöse Gegenstände und zur Verbreitung deutlicher Erkenntniß der Wahrheit aufzufordern und Anleitung zu geben; doch unterläßt er auch nicht, die Pflicht, bei Betreibung des Aufklärungsgeschäfftes mit weiser Vorsicht zu verfahren, einzuschärfen. Das thut er vorzüglich in der Betrachtung, welche überschrieben ist: Aufklärung nähert sich ihrem Ziele langsam. Ein entschiedener Hang zur Aufklärung, sagt er, gehöre zu den Eigenheiten unseres Zeitalters. Das zeige sich in jedem Geschäfftskreise, in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe. Doch habe dieser Hang oft eine schiefe Richtung genommen. Man sei ungerecht gegen das Alte geworden, habe mit dem Schlechten auch das Gute weggerissen, Uneinigkeit erregt, die gute Sache durch unbesonnenes, voreiliges Verfahren verdächtigt. Im Gebiete des Wahren und Guten dürfe man Nichts übereilen; nur allmälig und stufenweise gelange der Mensch auf die Höhe. Nun zeigt der Verf., wie vorsichtig Jesus in der Aufklärungssache zu Werke gegangen sei, wie die äußere Natur in ihren Bildungen allmälig fortschreite, wie die Natur des menschlichen Geistes ein Gleiches verlange, wie schäd-

schädlich, nach der Erfahrung, eine übereilte Aufklärung sei und wie die Weisesten ein vorsichtiges Verfahren empfohlen haben. Uebrigens bemerkt er, daß von der wahren Aufklärung nie Etwas zu fürchten sei, am Wenigsten für das wahre Wesen der Religion.

Die wesentlichen religiösen Glaubenswahrheiten behandelt der Verf. mit Einsicht, Liebe, Wärme und Innigkeit. Das beweisen unter Anderem die Vorträge, welche überschrieben sind: „Gott bereitet Heil im Stillen." „Vorbereitung auf die Geburt des Herrn." „Geduld." „Gott schont langmüthig." „Wir gehören auch der bessern Welt an." „Ueber das Geheimnißvolle in der Natur." „Der himmlische Vater weiß, was wir bedürfen." „Unsere künftige Aernte im Himmel." „Gott ruft auf mannigfaltigen Wegen zur Besserung." „Auch im Kriege bleibt Gott groß und anbetungswürdig." „Gott unser Vater." Ein sehr gedankenreicher Vortrag ist der mit der Ueberschrift: „Es ist nicht gleichgiltig, zu erfahren, auf welchem Wege der Geist Jesu komme." Nachdem der Verf. bemerkt hat, daß der Geist der Wahrheit, der von Jesu ausgeht, der Geist lebendiger, das ganze Wesen des Menschen durchdringender Ueberzeugung ist, sagt er: er kann also 1) nicht kommen, wenn man Dinge sagt, welche die Welt noch nicht tragen kann; man betäubt durch Ueberladung mit neuen Begriffen; man reißt nieder und verfinstert. 2) nicht durch Zwang; hier läßt sich Nichts willkürlich gebieten; ruhige Belehrung, Schonung, Duldung ist das Rechte; es ist Hochverrath, auf andere Weise zu verfahren. 3) nicht plötzlich und auf ein Mal; das wäre gegen die Natur; die Wahrheit bedarf oft der Hilfe von Jahrhunderten. 4) nicht ohne daß die Menschen darauf vorbereitet sind; die Vorurtheile und Irrthümer müssen in ihren bösen Wirkungen anerkannt, verächtlich geworden seyn, dann fallen sie von ihrer Höhe. 5) nicht ohne günstige Umstände, die den Wahrheitssinn wecken, die Wißbegierde an-

anregen, zum Nachdenken reizen. 6) nicht ohne die Thätigkeit edler, uneigennütziger Menſchen; weder leidenſchaftliche Vertheidiger, noch ängſtliche Freunde der Wahrheit. 7) wenn aber der Geiſt der Wahrheit kommt, ſo kann ihn keine menſchliche Macht aufhalten; er kann nicht gefeſſelt werden; er iſt unwiderſtehlich. — In der Betrachtung, „Glaube" überſchrieben, ſchwankt der Verf. bei der Beſtimmung des Begriffes Anfangs zwiſchen ſubjectivem und objectivem Glauben; doch ſpricht er ſich ſpäterhin ſo aus: „Glauben heißt: ſein unumſchränktes Vertrauen auf die Kraft der chriſtlichen Wahrheiten an den Tag legen und durch freudige Folgſamkeit den chriſtlichen Lehren Zeugniß geben." „Er iſt ein Licht, das in eben dem Augenblicke, als es den Geiſt erleuchtet, das Herz für das Gute erwärmt." Sehr bemerkenswerth ſind folgende Worte: „Unſer Geiſt ſehnt ſich nach Freiheit, er fühlt ſich durch die Macht der Leidenſchaften niedergedrückt; er ſucht in ſeinen Zweifeln Beruhigung; er will ſich aus dem Schlamme der Laſter erheben, er will der Sinnlichkeit Herr und Meiſter werden; er ſtrebt nach unvergänglicher Seligkeit; er freut ſich, daß Jeſus ihm den Weg dahin anbahnte; jede ſeiner Lehren iſt ihm heilig; ihm nachzufolgen ſeine wichtigſte Herzensangelegenheit: ſollte das nicht Glaube an Jeſus ſeyn?"

Da in dem Geiſte und Herzen des Verfs. die chriſtliche Glaubens- und Tugendlehre einander durchdringen, ſo iſt es natürlich, daß in den höchſt zahlreichen Betrachtungen über das ſittliche Leben die Glaubenswahrheiten überall ihre Stelle einnehmen, daher er weder ein einſeitiger Glaubensprediger, noch ein trockner Moralprediger genannt werden kann. Wollten wir unſeren Leſern anſchaulich machen, von wie vielen höchſt beachtenswerthen Seiten der Verf. das ſittliche Leben auffaßt und darſtellt, ſo müßten wir ihnen ein langes Verzeichniß der intereſſanten Gegenſtände, die er behandelt, geben. Wir dürfen aber in dieſem Bezuge nur Einiges anführen, um den reichen

Geiſt

Geist und praktischen Sinn des Verfs., sowie seine psychologischen Ansichten zu bezeichnen. In der an praktischen Beziehungen reichen Betrachtung: „Tugend und Weichlichkeit sind unverträglich," versteht er unter „Weichlichkeit" die Verzärtlung des Gefühls, bei der man sich den heiligsten Pflichten entzieht, sobald sie etwas Unangenehmes und Widriges mit sich führen. Bei dieser Verwöhnung will man sich nicht anstrengen, ist lässig, thut nur das Allernöthigste, überträgt Anderen das Beschwerliche, bringt die Zeit lieber mit Nichtsthun, mit Spielereien, in Gesellschaften und Zirkeln zu — so geht es bis zu den Dienstboten herab. Man will Nichts entbehren, der Niedere will es dem Höhern gleichthun, der Aufwand wird übertrieben, die Bedürfnisse werden vermehrt. Man will Nichts ertragen, wird in jeder Noth gleich ungeduldig, klagt über die Vorsehung, über schwere Geschäffte, über ungünstige Witterung, scheut sich vor der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste, weil man die Kirchen nicht heizt. Dann zeigt der Verf., wie diese Weichlichkeit der Menschenwürde widerstreitet, dem gemeinen Besten schadet, den thätigen Lebensgenuß verhindert und die Zufriedenheit stört. — Ueber „Vernunft und Einbildungskraft" sagt der Verf.: Beide streiten um die Herrschaft. Jene führt die Sache der Menschheit als Gottes Stellvertreterin; diese die Sache der Sinnlichkeit. Beide haben ihre Bestimmung: Die Vernunft soll lehren, was gut ist und den Weg vorschlagen; die Einbildungskraft soll das Gute durch liebliche Bilder, die sie schafft, verschönern und den Weg dazu erleichtern. Aber gemeiniglich trennt sich diese von jener und schlägt einen eignen Weg ein. Ihr Ziel ist nicht das Gute, sondern das Angenehme, Reizende, Glänzende und als Weg dahin dienen allerlei Mittel, erlaubte und unerlaubte. Sie möchte sich gern der Vernunft entziehen, sie vom Throne stoßen und sich selbst darauf erheben, und es gelingt ihr nicht selten zum Nachtheile des Menschen. Die Vernunft aber behauptet

von

von Zeit zu Zeit ihre Rechte. So entſteht Kampf. Jene ſtellt die wahren Güter in den Schatten und hebt die Scheingüter über Alles hervor; dieſe zerſtreut die Nebel, die Blendwerke. So gewinnt ſie den Sieg. Dieſer Sieg iſt aber nur dann möglich, wenn wir die Vernunft und mit ihr das ſittliche Gefühl gehörig üben und ſchärfen, und wenn wir durch Bildung des Herzens den edeln Gefühlen ein Uebergewicht über die ſinnlichen Neigungen verſchaffen. Die Schönheit der Tugend muß nicht nur erkannt, ſondern auch empfunden werden.

Um den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der von dem Verf. behandelten Sätze einigermaßen zu bezeichnen, wollen wir, außer den ſchon angeführten, nur noch folgende nennen: Menſchliche Größe iſt vergänglich. Achtung der eignen Würde. Menſchenfurcht. Der Chriſt im geſelligen Leben. Tugend fordert Opfer. Verkannt werden. Das Laſter genießt keine Ruhe. Der Eheſtand hat hohe Würde. Glaubensſtolz. Der Schlaf. Selbſtveredlung. Religion, nicht bloße Klugheit. Gottes Wort, die Saat alles Guten. Was das Vaterland von uns fordert. Einigkeit mit ſich ſelbſt. Der Gute und der Heuchler. Ordnungsliebe. Unter Böſen leben, iſt ſchwer. Chriſtenweihe. Der Unbeſcheidne verlangt auch von Gotte zu Viel. Es iſt Pflicht, ſich mit der böſen Zeit zu verſöhnen. Die Tugend des Chriſten ſoll mehr ſeyn, als bloße Beobachtung des Anſtandes. Ueber Vorzüge des Geiſtes ohne Herzensgüte. Ueber die böſe Gewohnheit, die Schwächen Anderer auszuforſchen. Ueber ängſtliches Sorgen für das Irdiſche. Bettelei. Todesfurcht. — Hieraus können unſere Leſer entnehmen, daß das Buch einen Reichthum von religiöſen Gedanken, ſittlichen Anſichten, pſychologiſchen Ideen und praktiſchen Bemerkungen enthält, die für Jeden, der Belehrung und Erbauung ſucht, beſonders aber für den Prediger von großer Wichtigkeit ſeyn müſſen.

Was die innere Anordnung der Vorträge des Verfs.

be-

betrifft, so ist an einem großen Theile derselben eine logische Disposition nicht zu verkennen. Erklärung des Hauptsatzes, Erläuterung, Beweis, praktische Folgerungen, Angabe der Hilfsmittel folgen gewöhnlich auf einander. Doch nimmt es der Verf. in vielen Vorträgen nicht genau damit. Da ein großer Theil der Sätze, die er behandelt, ganz allgemein ausgedrückt ist, wie die Ueberschriften zeigen, so hat der Verf. sich öfters genöthigt gesehen, nur einige Seiten seines Gegenstandes hervorzuheben. Man findet daher in manchen Vorträgen das, was man nicht erwartete und vermißt, was man erwarten zu können glaubte. In einigen ist das Belehrende vorherrschend und das Praktische kurz behandelt, in anderen ist es umgekehrt. Bisweilen hält der Verf. das angezeigte Thema nicht vest oder er hat es nicht bestimmt genug ausgedrückt; bisweilen ist es Etwas oberflächlich behandelt. Zuweilen ist die Betrachtung ein erbauliches sich Ergehen in zur Sache gehörigen coordinirten Gedanken. Ein Zusammenhang der Sätze ist überall zu finden, aber nicht immer ein nothwendiger, aus dem Hauptsatze von selbst hervorgehender, sondern mehr ein zufälliger. So wird man auch hie und da ein Ebenmaß der Theile des Ganzen vermissen. Was die Aus- und Durchführung der Hauptsätze anlangt, so ist der Verf. dabei bald mehr, bald weniger gründlich zu Werke gegangen. In sehr vielen Vorträgen entwickelt sich die aufgestellte Wahrheit nach und nach immer vollständiger, so daß ein kleines gediegenes Ganzes entsteht und man sich völlig befriedigt fühlt; in einigen ist dagegen der Vortrag nicht erschöpfend genug. Da aber die Vorträge eine nur mäßige Länge haben, indem sie 5, 6, 7, höchstens 10 Octavseiten einnehmen, so muß man sich in seinen Ansprüchen an Ausführlichkeit beschränken. Gibt doch jeder Vortrag belehrende und erbauende Wahrheiten, die zu stillem Nachdenken, zu religiösen und sittlichen Gefühlen, Gedanken und Entschließungen reichen Anlaß geben und den Geist und das Herz auf

auf eine heilsame Weise beschäfftigen. Mit Recht hat daher der Herausgeber das Buch mit der Aufschrift: Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, bezeichnet.

Die Vortrags- und Darstellungsweise des Vfs. ist einfach, klar und herzlich. Sie zeichnet sich nicht aus als glänzende Beredtsamkeit, aber doch als angenehme Wohlredenheit. Der stille Fluß der Rede, der angemessene Ausdruck, die Natürlichkeit der Darstellung thun dem Leser wohl. Da, wo die Sache es erfordert, erhebt sich der Vortrag, die Rede wird lebhafter und stärker, sie zeichnet ihren Gegenstand mit kräftigen Zügen, bedient sich treffender Bilder und Vergleichungen und äußert eine tief eindringende oder auch rührende Kraft. Die edle Freimüthigkeit, die dem Verf. eigen ist, gibt seiner Rede hie und da einen höhern Schwung; sein lebendiger Sinn für Wahrheit und Recht verstärkt seine Ausdrücke und treibt ihn zu ergreifenden Redeformen. In der Regel aber ist seine Rede einfach, gemüthlich und ansprechend. Nur selten schließt er seine Betrachtung mit einem Gebete; aber dann ist dieses auch der Erguß seines Herzens und hat den Charakter der Innigkeit. Nur an sehr wenigen Stellen werden die Leser auf einen verfehlten Ausdruck, wie z. B. „ausgeschämte Bettler" an Statt: unverschämte, stoßen.

Uebrigens weht und waltet durch das ganze Buch der Geist einer tiefen Ehrfurcht gegen Gott und gegen den, den er gesandt hat, eine innige Dankbarkeit für das Christenthum und seine Wohlthaten, ein lebendiger Wahrheitssinn, ein heiliger Ernst in den Angelegenheiten der Tugend und ein mit Liebe verbundener Eifer für religiöse und sittliche Bildung und Veredlung der Menschen. Nirgends ist in ihm eine Spur von mystischem Dunkel, von schön klingenden Floskeln ohne Saft und Kraft oder von altem dogmatischen Sauerteige, sondern überall mit hellem Bewußtseyn verknüpftes Eingehen in das Wesen des Christenthums und eine auf vernünftigen Gründen beruhende

hende feste Ueberzeugung. Daher ist das Buch zur Erbauung und zum Nachdenken recht sehr zu empfehlen und die Beschäftigung mit demselben wird bei Lesern, die für religiöse und sittliche Angelegenheiten einen gebildeten Sinn haben, eines wohlthuenden Einflusses nicht ermangeln. Prediger werden sich durch dasselbe vielseitig belehrt, bereichert und kräftig angeregt fühlen. Sie werden die gewissenhafte Sorgfalt, mit welcher der selige Keller sein Predigtamt verwaltete, mit Hochachtung gegen ihn erkennen und mit uns den Wunsch theilen, daß es nicht viele Geistliche geben möge, die ihrem Amtsnachfolger oder sonst einem jüngeren Prediger solche Vorträge hinterlassen.

Unter den, den einzelnen Betrachtungen vorgesetzten oder eingeflochtenen Versen ist viel Gutes und Schönes, aber auch manches Mittelmäßige zu finden.

Corpus Reformatorum. Edidit *Carolus Gottlieb Bretschneider*, Philos. et Theol D., Consist. supremi Gothani Consil. intimus et Ministrorum verbi divini in ducatu Goth. Antistes primarius, Ordinis Duc. Sax. Ernestin. Eques, Societ. lat. Jenensis et Soc. hist.-theol. Lips. sodalis. Volumen I. Halis Sax. ap. C. A. Schwetschke et filium. 1834. CLX ganze u. 1120 halbe SS. 4. — 4 Thlr.

Auf eine sehr anständige und würdige Weise von dem Verleger ausgestattet und um einen sehr billigen Preis den Käufern dargeboten, ist endlich, nachdem die Ankündigung davon 7 volle Jahre vorausgegangen war, der erste Band des großen Werkes erschienen, das, wenn es vollendet seyn wird, als einzig in der protestantischen Literatur, dem Unternehmer, dem

dem Herausgeber und den Beförderern desselben zu besonderem Ruhme gereichen muß. Es enthält aber dieser erste Band, welcher auch den Titel hat:

Philippi Melanthonis Opera quae supersunt omnia — Vol. I., die Sammlung der vorhandenen Briefe, Bedenken, Gutachten, Vorreden u. f.; welche vom J. 1518 bis zum J. 1529 von Melanthon allein oder in Verbindung mit Anderen ausgegangen sind, zusammen 654 Nummern, wovon aber der Herausgeber selbst Nr. 86, 108, 110 und 117 als eigentlich nicht in dieselbe gehörig bezeichnet hat. Ihr voraus geht ein ausführlicher Vorbericht, worin der Herausgeber §. 1 über die Briefe Melanthons im Allgemeinen, ihre Wichtigkeit und ihren Charakter sich ausspricht. Sunt, heißt es hier, quasi commentarii perpetui vitae Melanthonis, emendationis sacrorum, rerum publice gestarum et historiae literarum. Multis enim maximisque rebus ex his epistolis lux affunditur. Und einige Zeilen weiter: Si in *Lutheri* epistolis animi fortitudinem, ingenii praestantiam, sententiarum splendorem et fulgura miraris, in Melanthonis contra conspicis animi aequabilitatem, ingenii subtilitatem, sententiarum perspicuitatem et lumina. Si in illis epistolis nervos et aculeos habes, saepeque tonitrua audire putas, in hujus literis mira orationis elegantia, simplicitate, perspicuitate et in judicando humanitate ac prudentia oblectaris. Quamquam enim Melanthon ad familiares saepe negligentius scripsit, et potissimum epistolae, quas vernaculo sermone scripsit, elegantia carent; plerumque tamen in scribendo magnam adhibuit diligentiam, multaeque ejus epistolae tanta splendent stili elegantia, ut exemplorum loco, in suo genere imitandorum, haberi possint. Qui enim Melanthonem levi manu et quasi currente calamo sua effudisse opinatus fuerit et

a sim-

simplicitatem orationis eximiam non arte acquisitam, sed ex quadam negligentia et ingenii exilitate ortam esse putaverit, a vero profecto longe aberrat. Ein Hauptzug in Melanthons Charakter ist ohne Zweifel das Bestreben, mit Allem, was er that und schrieb, sich selbst recht in's Klare zu bringen und dieses Bestreben leuchtet nicht blos aus seinen Briefen selbst hervor, sondern offenbart sich auch in dem Fleiße, den er auf das Concipiren derselben verwendet hat. §§. 2—6 ertheilen eine genaue, ausführliche, und, so viel Ref. davon weiß, auch eine vollständige Nachricht von den verschiedenen Sammlungen melanthonischer Briefe u. s. im 16. und 17. Jahrhunderte und den Nachlesen dazu im 18. und 19. Jahrhunderte; auch werden die andern Schriften bemerkt, in denen sich Abdrücke einzelner Briefe und Bedenken finden. Dabei geschieht denn auch der Pläne und Vorarbeiten Anderer, die umfassendere Sammlungen im Sinne hatten, die verdiente Erwähnung. Uebrigens ist es dem Herausgeber in diesem Bande nur ein einziges Mal begegnet, daß er das Buch nicht zum Gebrauche erhalten konnte, in welchem ihm eine hierher gehörige melanthonische Schrift nachgewiesen war. Unter Nr. 346 steht nämlich Folgendes: *Joanni Electori.* Epistola ad Joannem Electorem, cui Lutherus, Pomeranus et Melanthon subscripserunt, edita est in Lithii Erläuterungen zur Reformationshistorie p. 109. — Mihi quamquam inquirenti, non contigit Lithii librum videre, neque in epp. Lutheri, neque apud de Wettium in epistolis Lutheri legitur. Da Ref. das Buch (Erläuterung der Reformations-Historie, Von 1524 bis zum 28. Jahr Christi *incl.* Aus dem Hoch-Fürstlich-Brandenburg-Onolzbachischen Archiv An das Licht gebracht von Johann Wilhelm von der Lith — Schwobach (1733) 8.) zur Hand hat, so will er hier das Fehlende mittheilen. Es ist dieß ein den Theologen zu Witten-

berg

berg abverlangtes Bedenken über den zu Ansbach verfaßten und zu Nürnberg mit dem Privilegium des Rathes 1525 gedruckten evangelischen Rathschlag, d. h. Streitschrift über religiöse Meinungen und Angelegenheiten und lautet also:

Durchleuchtigster Hochgeborener furst gnedigster her Wir habenn Euer churf. gl. schriefft sambt dem oberschigten buchlein entpfangen vnnd mit vleis durchlesen, vnnd geben Euern churf. g. vnterteniger meinung darauff vnnser antworft vnd vrtel. Nemlich das alles was In dem Buchlein beratschlagen vnnd gestellet ist, gefellet vnns fast wol Es ist auch vnnser muntz vnnd des rechten schlages domit wir nun bei funff Jaren haben vmbgangen vnd gelert, dancken auch got mit freuden, das anderswo solche Leut seind denen die rechte warheit so ernstlich vnnd treulich zu hertzen gehet, Seint auch des gewies, wo der ratschlag hinkompt, er sol mit allen ehren bestehen, nicht allein wider die Papisten, sondern auch wider die hellischen pforten, Wir wollenn auch zu denen tretten vnnd bey Jnen stehen, die solche artickel haben bewerd, wie wir bei vnnser lehre bisher gethann, vnnd zetun schuldig seind, dann es ist die rechte warheit darauf sich bede Euer Churf. g. vnnd der furst so sie hat Euern churf. g. zugeschickt trostlich verlassen, so ferne vnns got gnad gibt vnnd sterk,

On der eine artickel, da sie den Bilden widerstehen, das Inne wirs gar nicht mit Jnen halten, wiewol wir auch den gotzen nit viel gonnen, achten wir doch die nit zu verdammen, als wider got gethan sei, so jemants bildlein malen lest oder hette seintemal auch christus die munz des keisers gehen ließ vnnd auch selbst praucht, da doch bilde auffstunden vnnd noch stehen, doch weil diz buchlein ein ratschlag ist vnd furzutragen vff ein entlich Vrteil, wissen wir der frommen Leut guthencken vnd furschlag nit zu tadeln, zuuor weil sie sich so christlich erpieten, weisen vnnd leren zu lassenn, vnd vmb eines geringen feyls willen ein solch theuer gut buchlin nit zuuerachten ist. Das

Das haben wir auff Euer churf. g. schriefft vnd beuel vntertenigs Vleis wollen zu antwort geben stellen das In euer churf. g. wohlgefallenn vnd gnaden zuuerschicken oder vrteilen, wie got verleihen wirt,

Datum mitwoch nach egidy Anno etc. xxv.

Euer churf. g.

Vntertenige
Martinus Luther.
Justus Jonas.
Joannes Bugenhagius
Pomeranus.
Philippus Melanchthon.

In §. 7 folgt ein Verzeichniß der handschriftlichen Quellen, von denen der Herausgeber für seine Sammlung und Ausgabe Gebrauch gemacht hat. Von Gotha allein konnte derselbe 40 Codd. namhaft machen, in denen sich mehr oder weniger Briefe Melanthons, Theils im Originale, Theils in guten und getreuen Abschriften vorfinden; außergothaischer Handschriften aber und Actenstücke führt er 66 auf, wovon einige eine nicht geringe Ausbeute bis jetzt ungedruckter Briefe gegeben haben. So enthält ein einziger Basler Codex nicht weniger als 137 eigenhändige Briefe Melanthons an Ge. Spalatin, welche sämmtlich hier zum ersten Male erscheinen. Ueberhaupt wird die ganze Sammlung, nach des Herausgebers Versicherung, fast 1800 ungedruckte Briefe enthalten, von denen schon jetzt einige nicht unwichtigen Inhalts sind. Höchst erfreulich ist die Bereitwilligkeit, mit welcher man die Vollständigkeit der Sammlung zu befördern bemüht gewesen ist; und da dieselbe Bereitwilligkeit sich auch in katholischen Ländern gefunden, so muß es um so mehr auffallen, wenn man liest, daß der Senat zu Hildesheim auf geschehenes Gesuch einen abschläglichen Bescheid ertheilt, der Senat zu Wittenberg aber den Herausgeber nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat. In §. 5—8 spricht

spricht sich der Herausgeber über die Art und Weise aus, nach welcher er bei seiner Arbeit verfahren; und die Grundsätze, die er hierüber aufgestellt, sind nur zu billigen. Die Interpunction und die Orthographie in den deutschen Aufsätzen ist nach der jetzigen Art zu schreiben abgeändert worden; auch in der Anordnung der Briefe ist er von den frühern Sammlern und Herausgebern, welche größten Theils, wenn sie ja an eine Ordnung gedacht, eine Nominal-Ordnung befolgt haben, abgewichen und hat dafür der chronologischen Ordnung, und zwar mit vollem Rechte, den Vorzug gegeben. Die Schwierigkeiten, welche bei der Herstellung einer solchen Ordnung zu überwinden sind, kann nur Derjenige gehörig würdigen, welcher sich selbst jemals mit ähnlichen Unternehmungen beschäfftigt hat. Bei Melanthons Briefen ist übrigens diese Anordnung noch besonders schwierig, nicht allein weil im Ganzen nur ein geringer Theil derselben mit Jahr' und Tage der Ausfertigung von seiner eignen Hand versehen ist, sondern auch weil viele der beigesetzten Zahlen entweder aus einem Irrthume des Herausgebers oder aus Versehen des Buchdruckers falsch sind. Man muß in der That bei mehrern Briefen den Scharfsinn des Herausgebers bewundern, der ihn bei Aufsuchung zeitbestimmender Merkmale, die von Hunderten übersehen worden waren, geleitet, sowie mitunter sich auch des Glückes erfreuen, das ihn auf die rechte Spur gebracht hat. Einiger hierher gehöriger Vorarbeiten wird p. CXXVIII gedacht. Indessen werden doch bei allen Bemühungen, die Zeit der Abfassung herauszubringen, noch Briefe genug übrigbleiben, deren Datum, wo nicht ganz unbestimmt, doch wenigstens nur wahrscheinlich bestimmt wird bleiben müssen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß dergleichen Briefe kein großes Interesse haben können, und daß es mehr der Reiz der Untersuchung, als der Werth des Resultats seyn müsse, was uns bei der Untersuchung festhält. Bei einigen Briefen findet sich über ihre Abfassungszeit eine Mei-

Meinungsverschiedenheit zwischen Hrn. Bibliothekar Förstemann (der bis zum 28. Bogen die Herausgabe mit besorgt und die Briefe mit zum Theil sehr belehrenden, aber nicht immer nöthigen Bemerkungen begleitet hat) und dem Herausgeber. So bei Nr. 55, 60, 65. Bei Nr. 85, wozu man in der Leidener Sammlung oder dem sechsten Buche der Briefe Melanthons, weil der Brief ohne Datum gefunden worden, den 22. November, als um welche Zeit Melanthons Hochzeittag fällt, gesetzt hatte, bemerkt Hr. Förstemann, daß dieß Datum nicht richtig sei, sondern dafür der 18. August, als die Verlobungszeit Melanthons, gesetzt werden müsse. Hr. Förstemann hat das Rechte getroffen: denn der Ausdruck: uxor datur mihi, der den Herausgeber des sechsten Buches verführt haben mag, kommt Nr. 89 in derselben Bedeutung vor, wie sie Hr. Förstemann hier angenommen. Zwar scheinen die Worte Cordum nostrum admone promissi ἐπιθαλαμίου auf eine schon vorausgegangene bestimmte Notiz hinzuweisen; die Sache läßt sich aber auch anders nehmen und für ein allgemein gegebenes Versprechen deuten. Wie viele Fehler in den Daten der Briefe, so sind auch viele in den Aufschriften derselben berichtigt worden. In §. 11 wird über die Erklärung der in Melanthons Briefen vorkommenden, einer Erklärung bedürftigen Gegenstände gesprochen. Unter den ältern Herausgebern hat keiner daran gedacht, über genannte oder angedeutete Personen, Begebenheiten, Schriften u. s. w. irgend eine Aufklärung zu geben, so weit sie das Verständniß des Briefs erfordert. Nur über die in den Briefen an Joachim Camerarius vorkommenden fingirten oder sonst versteckten Namen und Andeutungen von Personen haben einige mehr oder weniger genügende Aufschlüsse (claves) zu geben versucht; der Herausgeber aber hat versprochen, überzeugt von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Aufschlüsse zum richtigen Verstehen des Geschriebenen, eine solche clavis in möglichster Vollständigkeit

keit

keit den Briefen beizugeben. Da nun hauptsächlich in den Briefen an Camerarius und sonst nicht oder nur sehr selten solche versteckte Namen vorkommen, so ist der Herausgeber auf die Vermuthung gerathen, daß es Camerarius, der Herausgeber, und nicht Melanthon, der Briefsteller selbst, gewesen, welcher, um bei der Herausgabe nicht anzustoßen oder sich Ungelegenheiten zuzuziehen, die im Originale befindlichen wahren Namen mit fingirten oder mit Andeutungen vertauscht habe. Mit allen mag dieß aber wohl nicht der Fall gewesen seyn und die Veranlassung, auf diese Art mit den zu nennenden Personen zu verfahren, hat gewiß Melanthon selbst dadurch gegeben, daß er den Anfang damit gemacht hat. Bei mehrern Briefen sieht man durchaus gar keinen Grund, warum Camerarius, als für seine Ruhe und Melanthons Ehre besorgter Herausgeber, die in denselben vorkommenden Namen sollte umgesetzt haben, da die Männer, die sie bezeichnen, zur Zeit der Herausgabe schon lange nicht mehr lebten, und auch das, was von ihnen oder über sie gesagt worden war, nicht die geringste Bedenklichkeit erwecken oder Gefahr bringen konnte. Auch sieht man es einigen der gebrauchten Benennungen gleich auf den ersten Anblick an, daß sie mit den Briefen zugleich entstanden oder gemacht sind; z. B. in Nr. 229 Semirheticus, unter dem wahrscheinlich Veit Amerbach versteckt ist; Alphabetum, die bekannte Bezeichnung Carlstadts; in Nr. 254 πυρφόρος für Ulrich von Hutten u. a. m. Bei der damaligen Art, die Briefe an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen, mochte es bisweilen auch wohl nöthig seyn, hier und da einen Namen zu verstecken oder griechisch auszudrücken, was der Bote nicht wissen sollte.

Eine höchst dankenswerthe Zugabe sind die ausführlichen und genauen Annales vitae Melanthonis p. CXLV — CLX. Etwas Aehnliches zu geben, hatte zwar schon Mart. Mylius unter dem Titel: Chronologia scriptorum Me-

lanthonis versucht; der Herausgeber aber steht mit dem, was er geleistet, weit über demselben.

Der zweite Band wird die Briefe von dem wichtigen Jahre 1530 enthalten, und wir sehen demselben mit großem Verlangen entgegen.

Predigten über den Tod; bestimmt zur Erbauung bei Sterbefällen und bei Beerdigungen. Von P. H. C. Brügmann, Pastor zu Nendorf. Celle, gedruckt bei G. E. F. Schulze. 1833. 16 Gr.

Der Verf. der vorliegenden Predigten hatte der Vorrede zu Folge bei der Herausgabe derselben keine andere Absicht, als für den Zweck frommer Erbauung Etwas beizutragen; und wenn er dazu Betrachtungen über den Tod wählte, so glaubte er damit einem um so mehr vorhandenen Bedürfnisse zu begegnen, da durch die jetzt fast überall gewöhnlich gewordenen stillen Beerdigungen den christlichen Gemeinden manche Gelegenheit entzogen wird, durch öffentliche Vorträge über den genannten Gegenstand erbaut zu werden. Und nur von diesem Gesichtspuncte aus will er seine Predigten betrachtet und beurtheilt wissen, indem er versichert, aus keinem andern Grunde sie in Druck gegeben zu haben, und auf Genauigkeit und gefällige Form der Disposition, auf Neuheit der Gedanken und Wahrheiten und auf Glanz der Beredtsamkeit gern Verzicht zu leisten. Diese Ansicht aber, nach welcher allein der Inhalt einer Predigt, nicht aber zugleich die Form derselben und das Gewand, in welches die Gedanken gekleidet sind, berücksichtigt wird, dünkt uns keineswegs die richtige zu seyn. Allerdings soll der Prediger nicht durch das Streben geleitet werden, zu glänzen und zu gefallen; er soll erbauen, belehren, bessern.

Irren

Irren aber würde er gar sehr und seinen Zweck größten Theils verfehlen, wenn es ihm gleichgültig wäre, ob dieß auf eine ansprechende und gewinnende Weise geschieht, oder ob er durch Form und Darstellung mehr abstößt, als anzieht. Denn die Regeln, welche die Redekunst über Wahl und Anordnung der Materie, über erschöpfende Aus- und Durchführung derselben, über den Schmuck der Rede u. s. w. aufstellt, sind durchaus keine willkürlichen, sondern vielmehr als in der menschlichen Natur selbst begründet zu betrachten; und je ernster und wichtiger die Gegenstände einer christlichen Predigt sind, um so weniger dürfen diese Regeln vernachlässigt werden. Wäre der Mensch ein rein geistiges Wesen, so würde er das Geistige in sich aufnehmen, gleichviel, in welcher Hülle es ihm geboten würde. Aber er ist auch ein sinnlich empfindendes Wesen; und so verschieden auch die Stufen der Bildung sind, auf denen er steht, immer wird und darf er fordern, daß für den Zweck seiner Erbauung auch sein äußerer und innerer Sinn nicht unberücksichtigt bleibe. Eine weitere Auseinandersetzung dieses Gedankens würde uns selbst weiter führen, als der Raum dieser Blätter gestattet; die gedachten Aeußerungen des Verfs. schienen uns aber wenigstens eine Erinnerung der Art nöthig zu machen. Gehen wir daher zu der Beurtheilung der vorliegenden Predigten selbst über, so gestehen wir ihrem Verf. zwar gern zu, daß er seinen besondern Gegenstand vielseitig behandelt und kaum Etwas aus der Acht gelassen habe, wodurch seine Zuhörer oder Leser sich mit dem Gedanken an den Tod befreunden und die Betrachtung desselben sich lehrreich und ersprießlich machen können. Auch gegen die Stellung und Eintheilung seiner Hauptsätze ist in der Regel Nichts einzuwenden; seine Sprache ist warm und herzlich, bisweilen selbst kräftig und ergreifend; und ein öfteres speciales Eingehen auf besondere Lebensverhältnisse ist gleichfalls seinen Predigten nachzurühmen. Dagegen entbehren sie zunächst einer solchen Ausführung ihrer Themata,

die zwar jede unnöthige und ermüdende Breite vermeidet, aber doch auch an einer bloß oberflächlichen Erwähnung des leicht sich Darbietenden sich nicht begnügt und Nichts unerörtert läßt, was irgend als nöthig und zweckdienlich erscheint. Statt alles Beweises erwähnen wir nur, daß Hauptsätze, wie „unser Glaube ist unser Sieg über Leiden und Tod" — „ist es erlaubt, sich den Tod zu wünschen?" — „der Tod des Gerechten" — „was haben wir zu thun, um eines sanften Todes zu sterben?" — und dergleichen mehr, immer auf 8 bis 9 kleinen, nicht eben enggedruckten Octavseiten, von denen stets zwei und drüber auf den Eingang kommen, abgethan sind. Wie ist es möglich, die genannten und ähnliche Gedanken in so kurzer Zeit auf eine Weise darzustellen, daß sie in jeder Hinsicht hinreichend erschöpft seyn können? Was der Verf. über dieselben sagt, ist Alles wahr und gut, mitunter auch schön und rührend, aber indem man seine Predigten liest, fühlt man deutlich, daß dieser Gedanke ganz fehlt, jener weiter hätte ausgeführt werden sollen und so kommt man zum Schlusse, ohne je recht befriedigt zu seyn. Nächstdem hat er auf die Form der Darstellung zu wenig Fleiß verwendet, als daß er wenigstens dem gebildeten Hörer oder Leser genugthun könnte. Denn wenn er auch auf Glanz der Beredtsamkeit keinen Anspruch machen will, so durfte er doch nicht übersehen, daß die Predigt auch ein Werk der Kunst seyn soll, und daß ihr Inhalt um so lieber gehört und um so bereitwilliger angenommen wird, wenn er in wohlgeordneter, gewandter und fließender Rede vorgetragen wird. Sein Styl ist zu abgebrochen, seine Diction zu ungleich und der fast gänzliche Mangel an guten Perioden, der beständige, oft ganz unnöthige Wechsel mit ruhig gehaltenen Sätzen, Fragen und Ausrufungen könnte an einen holprigen Weg erinnern, der auch den rüstigsten Wanderer bald ermüden muß. Uns wenigstens ist es Etwas schwer geworden, mehrere seiner Vorträge hinter einander zu lesen, zumal da sie ihres

ver-

verwandtschaftlichen Inhalts wegen sich nicht selten wiederholen. Es würde uns wenig Mühe machen, das eben Gesagte mit vielen Beispielen zu belegen, wenn wir nicht fürchten müßten, bei diesen kurzen Predigten uns zu lange aufzuhalten. Nur auf einige Dispositionen wollen wir noch aufmerksam machen, die den Forderungen der Logik nicht angemessen sind. Die 3. Pred. hat zum Thema den Gedanken: „Der Tod hat nichts Schreckliches für die, welche tugendhaft gelebt haben. Hier ist der 1. Theil, „denn er ist eine Erlösung von vielen Uebeln" zu allgemein, indem er auch auf solche Menschen paßt, welche nicht tugendhaft gelebt haben. Das Thema der 7. Pred.: „Denke an den Tod des Herrn, wenn dein Ende naht; lerne von ihm christlich sterben" liegt gar nicht in dem Texte Röm. 6, 3—4, und ist durch die gleichfalls fehlerhafte Disposition — lerne mit versöhnlichen Gesinnungen, mit frommen Gedanken und mit vestem Glauben sterben — keineswegs erschöpft. Die 9. Pred., eine Homilie, betrachtet nach Offenbar. Joh. 14, 13. „den Tod des Gerechten" in folgenden 3 Theilen — selig sind die, die in dem Herrn sterben — denn sie ruhen von ihrer Arbeit — ihre Werke folgen ihnen nach. Hier konnten unseres Bedünkens nur 2 Theile aufgestellt werden, indem die beiden letzten nur die Erklärung des ersten enthalten. In der 12. Pred.: „Was haben wir zu thun, um eines sanften Todes zu sterben?" wird gefragt: Welcher Tod ist bitter? — welcher ist sanft? — was haben wir zu thun, um u. s. w.? Es bedarf unserer Erinnerung nicht, daß die beiden ersten Fragen nicht zum Thema gehören, sondern etwa in der Einleitung hätten beantwortet werden sollen. Dasselbe gilt von den beiden letzten Predigten, der 14. und 15. In der erstern: „Unsere Pflichten gegen die Verstorbenen" werden im 1. Th. die Gründe aufgestellt, warum wir auch gegen die Verstorbenen Pflichten zu erfüllen haben; und in der letztern: „Strebe darnach, daß dir der Tod unter dem

dem Bilde eines sanften Schlafes erscheint" wird gleichfalls im 1. Th. zuvörderst die Aehnlichkeit betrachtet, die zwischen Tod und Schlafe Statt findet. Beide Theile aber hätten wieder als Einleitung benutzt werden sollen. Noch könnten wir einiger unrichtiger Gedanken und schiefer Behauptungen gedenken, wie denn z. B. S. 98 der Verf. in den Worten: „Geister, welche berufen sind, entweder das Leben der Engel zu erlangen oder für ewig auf einer niedrigen Stufe stehen zu bleiben, welches die Schrift ihre Verdammniß nennt" die sogenannte unbedingte Gnadenwahl zu lehren scheint. Indeß glauben wir schon durch das bisher Gesagte unserer Recensentenpflicht Genüge geleistet zu haben und schließen daher mit dem Wunsche, daß durch die Herausgabe gegenwärtiger Predigten der löbliche Zweck ihres Verfs. erreicht werden möge, was freilich sicherer zu erwarten stände, wenn derselbe die Forderungen mehr berücksichtigt hätte, die auch an literarische Producte dieser Art und namentlich an sie gemacht werden müssen.

Geschichten Besessener neuerer Zeit. — Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner. Nebst Reflexionen von C. A. v. Eschenmayer über Besessenseyn und Zauber. — Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe 1835, bei Braun. 250 SS. 1 Thlr. 6 Gr.

Glückliche Zeit, die einen Justinus Kerner, Karl August v. Eschenmayer, Franz v. Baader und andere geistige Herren dieser Art entstehen sahe, durch deren eifriges Bemühen der weit hinwogende Strom verderblicher Aufklärung in das wohlbemessene Bette allbeglückenden Aberglaubens zurückgeleitet

geleitet werden soll. Seit nun fast hundert Jahren hat die christliche Welt sattsam in Erfahrung gebracht, wie wenig sie durch die kecke Thorheit derer gewann, welche die Resultate der von Tage zu Tage erweiterten Naturwissenschaften auf die bessere Gestaltung des materialen und geistigen Lebens anzuwenden suchten und welches zweideutige Heil ihr besonders daraus erwuchs, daß mit Hilfe derselben auch ein freisinnigeres Urtheil über die physikalischen Weltansichten der biblischen Schriftsteller zu Stande kam. Von diesem Urtheile hing ja offenbar die Innigkeit und Wärme des religiösen Glaubens der Christen überhaupt ab und je mehr man sich verleiten ließ, die in der heil. Schrift behauptete Wirksamkeit des Teufels und der Dämonen in dem Bereiche der Natur- und Menschenwelt in's Leugnen zu stellen und sie für Nichts, als für ein trügliches Geschöpf der morgenländischen Einbildungskraft zu halten, desto reißender verbreitete sich auch der entschiedenste Unglaube an Gott und Christus und steigerte sich unter Gelehrten und Ungelehrten zu einer Religion und Sittlichkeit furchtbar bedrohenden Höhe. Die schönen Tage, wo unsere frommen Väter ihr religiöses Gefühl durch den hingebendsten Glauben an Teufelsbesitzungen und Teufelsbeschwörungen, an Zaubereien und Hexereien und durch die darüber verhängten bürgerlichen Straf- und Blutgerichte mächtig angeregt fanden, traten in der Erinnerung des nachfolgenden Geschlechtes immer tiefer zurück und was Becker und Thomasius, Semler, Horst, Scholz und Andere gegen das angeblich Widersinnige und Gräuelhafte jener Erscheinungen schrieben, diente nur dazu, dem immer wachsenden Vernunftdünkel der Menschen Nahrung zu geben, den tiefsten Keim der Religiosität aber in ihnen auszurotten. Darum noch ein Mal: Glückliche Zeit, die sich durch die genannten Männer mit Einem Male geholfen und auf den Standpunct zurückgeführt sieht, auf dem hierin das erste christliche Jahrhundert, das gemüthvolle Mittelalter und das glaubensfrische

Zeit-

Zeitalter nach der Reformation bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts standen.

Den Beweis dafür liefert die bereits in zweiter Auflage der Welt vor Augen gebrachte Schrift, in welcher der schon durch die Seherin von Prevorst der Welt als wackerer Kenner „gut-dämonischer" Einwirkungen bekannt gewordene Justinus Kerner sich das neue Verdienst erwirbt, nicht nur durch Mittheilung der geprüftesten und sichersten Thatsachen auch das Daseyn „kakodämonischer" Einwirkungen oder förmlicher Teufelsbesitzungen und gelungener Teufelsbeschwörungen factisch nachzuweisen, sondern sie auch durch seine Freunde und Geistesgenossen, Eschenmayer und Baader, auf philosophischem Wege über allen Zweifel erheben zu lassen. Da Rec. in dieser Schrift irgendwo las, daß den Leuten, welchen beim Inhalte derselben „ein rationalistischer Aufklärungsschauer" ankomme, gar kein Urtheil über sie zugestehe, so kommt es ihm auch nicht bei, sich damit zu befassen. Er hält es vielmehr für hinreichend, den schlichten Ref. ihres Inhaltes zu machen und, um der leisesten Anwandlung eines rationalistischen Aufklärungsschauers weislich vorzubeugen, sich dabei so kurz wie möglich zu fassen.

Justinus Kerner gibt vor Allem ein Vorwort zur ersten und eine Vorrede zur zweiten Auflage dieser Schrift. In der letztern erklärt er sich nur über die hinzugekommenen Vermehrungen derselben; in dem erstern aber legt er sein kurzes, axiomatisches Glaubensbekenntniß über ihren Inhalt überhaupt ab. „Es steht als veste Wahrheit," spricht er, „daß die menschliche Natur nur als Mittelglied zwischen eine Uebernatur und Unnatur gestellt und in magnetischen Zuständen, wie in den diesen analogen des Sterbens und des Todes, ihren Mittelpunct verlassend, in jene andere Naturen Blicke zu thun oder sich mit ihnen zu verbinden fähig ist, was sie in dem allerdings für sie für dieses Leben als Norm

Norm bestimmten Zustande der Isolirung und des gläsernen Wachens nicht zu thun vermag." „Darum," versichert er weiter, „könne er nicht auf der Seite derjenigen stehen, die in solchen Erscheinungen einzig nur Nervenspiel, Monomanie und fixe Ideeen sehen," und setzt hinzu: „Wie wir schon im gemeinen Menschenleben nach einem verlornen Paradiese die Unnatur häufiger als die Uebernatur hervortreten sehen (wie klar und schön gesagt!), so kommen auch diese kakodämonischen Erscheinungen und namentlich das Besessenseyn viel häufiger vor, als wir glauben und ich könnte von ihnen Reihen auffallender Beispiele anführen. Sie werden meistens nur mißkannt und mit Krankheiten verwechselt, die ihnen in einigen äußeren Symptomen gleichen." — „Besser, als die im Aeußern lebende neue Zeit diese Zustände versteht, verstand sie das mehr im Innern lebende Alterthum (natürlich, denn das unreife Kind ist immer klüger, als der erwachsene Mann). Wie dieses sie beschrieb, sind sie noch und eben so häufig vorhanden, und nur wie dieses sie heilte, sind sie noch und auf keinem andern Wege (nämlich dem des Exorcismus) zu heilen." — Wie wohl thut doch schon diese orakelmäßige Entscheidung in zweifelhaften Dingen und welches Gewicht erhält dieselbe durch die unableugbaren, von der unbestochensten Beobachtung zu zwingender Ueberzeugungskraft erhobenen Thatsachen, welche Justinus Kerner mittheilt, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß sie „den Geistreichen und Gebildeten abermals (wie die Geschichten von Prevorst) ein Entsetzen seyn werden." —

Ehe er jedoch zu den Thatsachen selbst kommt, macht er noch einige Vorbemerkungen über Besessenseyn, besonders in geschichtlicher Hinsicht. Sie haben es zum Beweise der noch jetzt vorkommenden Fälle dieser Art mit der Hindeutung auf diejenigen Fälle zu thun, welche in den griechischen Tragödien- und Komödiendichtern, im Hippokrates (hier Hyppokrates)

pokrates) Lucian, Plutarch, in Philostratus Leben des Apollonius (hier Appollonius), im Josephus und Justinus, vorzüglich aber im Neuen Testamente vorkommen, und damit dergleichen Zeugnisse auch aus neuerer Zeit nicht fehlen, wird am Ende auf Swedenborg's (hier Schwedenborg) und Herrn v. Meyers Autorität Bezug genommen. Das Wichtigste und Neueste in dieser historischen Auseinandersetzung ist aber dieß, was leider bisher allen Exegeten des Neuen Testaments, Hugo Farmer etwa ausgenommen, entging, daß nämlich die Dämonen, welche von Menschenleibern und Menschenseelen Besitz nahmen, nicht „der Teufel und seine Engel," sondern „Geister verstorbener Menschen, vornehmlich böser Menschen" waren, weil sie sonst als διαβολοι, nicht als δαιμονες bezeichnet werden mußten. Der wichtigere Grund dafür ist jedoch der, daß die Besessenen, welche Justinus Kerner beobachtete und behandelte, auch nicht in der Gewalt des eigentlichen Teufels, sondern in der Gewalt „des Geistes eines unselig verstorbenen Menschen" waren und daß es sonst zwischen ihnen und den Besessenen des Neuen Testaments keine vollkommene Analogie und, was noch mehr ist, keine völlige Sicherheit des auf sie anzuwendenden neutestamentlichen Exorcismus gäbe, an dessen ungeschwächter Fortdauer Mark. 16, 17. nicht zweifeln läßt.

Nach diesen Vorbemerkungen kommt Justinus Kerner zu den Thatsachen, die er mitzutheilen hat und die wir hier nicht nacherzählen wollen, weil sie ohne die vollständige Naivetät, welche sie in der authentischen Erzählung haben, ihrer rechten Wirkung auf das Herz oder auf das Zwerchfell beraubt werden würden. Das Wesentliche derselben besteht in Folgendem: Daß Erstens ein zwanzigjähriges Mädchen zu Orlach im Würtembergischen, Magdalene Grombach, Monate lang vom bösen Geiste eines Mönchs aus dem funfzehnten Jahrhunderte besessen war, der außer andern Mordthaten auch den Mord einer zur Unzucht verleiteten Nonne auf seiner

Seele

Seele hatte und daß dieser Geist nicht eher von ihr wich, als bis das Haus ihres Vaters nach Anweisung des zugleich mit ihr verkehrenden Geistes der Nonne völlig abgetragen und dadurch ein tiefes Loch an den Tag gebracht wurde, worin sich die Knochen der von jenem Mönche ermordeten Menschen und Kinder vorfanden. „Rationale Aerzte wollten freilich in dieser Besessenen nur eine Epileptische, von partialem Wahnsinne Ergriffene erkennen, die man mit natürlichen Mitteln zu heilen suchen müsse, und auch andere Menschen behaupteten: „sie sei mit Gichtern behaftet." Aber *Justinus Kerner*, zu dem sie auf mehrere Wochen in's Haus gebracht wurde, erkannte ihren Zustand richtiger, rieth von allen natürlichen Mitteln ab, empfahl bloß „Gebet und schmale Kost" gegen das Uebel an und vertraute auf die der Besessenen von der „weißen Geistin" (der Nonne) gewordene Zusage, daß der „schwarze Geist" (der Mönch) am 5. Mai (1831), wo man mit der geforderten Abbrechung des Hauses zu Stande kam, von selbst von ihr weichen würde, was auch wirklich geschahe. Ein Pastor *Gerber*, von gleicher Ansicht wie *Justinus Kerner*, hatte dabei die Hand auch im Spiele und was er von der Sache mittheilte, wird hier Anhangsweise beigefügt. — Kam man in diesem Falle über den Gebrauch des eigentlichen Exorcismus hinweg, so war dieß nicht so in einem *zweiten*, der als *Geschichte der besessenen U.* mitgetheilt wird. Diese arme Frau, auch eine Würtembergerin, hatte 3 Jahre lang (1830—1833) das Unglück, erst vom bösen Geiste eines frechen Mörders und Selbstmörders und dann von andern seiner Art geplagt zu werden, welche nur durch die Kraft förmlicher (selbst in katholischen Kirchen vollzogener) Beschwörungen aus ihr getrieben werden konnten. Selbst *Justinus Kerner*, der erst zu diesem Zwecke magnetische Einwirkung versuchte, mußte zu diesem drastischen Mittel greifen, ist aber bescheiden genug, einzugestehen, daß er in kräftiger Handhabung desselben weit unter einem

Unga-

Ungenannten stand, der neben großer Glaubenskraft vielfältige Erfahrung in solchen Dingen besaß" und so glücklich war, die Besessene nicht nur momentan von einem Dämon zu befreien, „sondern sie auch für die Zukunft (vor allen weiteren dämonischen Anfällen) zu bewahren." — Ein dritter Fall solcher Art begab sich im J. 1829 mit einem eilfjährigen Mädchen, deren krampfhafte Zufälle zwar ganz natürlich schienen und auch durch natürliche Mittel („Wurmmittel") gehoben werden sollten, die aber doch nur erst durch einen wirksamen Selbstexorcismus völlig hergestellt wurde, weil die Stimmen, welche während jener Zufälle aus ihr sprachen und sich nur „durch Toben, Fluchen, Lästern, Schelten u. s. w." äußerten, ganz offenbar von wirklichem Besessenseyn zeugten. — Hierauf folgen noch die Geschichten zweier Besessener vom J. 1714, einer Besessenen vom J. 1766 und einer Besessenen vom J. 1559, welche nach Justinus Kerner dieselbe Glaubwürdigkeit für sich haben, als die vorigen drei durch seine eigne Auctorität verbürgten.

An diese Thatsachen reihen sich nun einige Reflexionen über Besitzung und Zauber von Eschenmayer, auf welche wir alle Diejenigen verweisen müssen, welche bisher von einer sogenannten Rockenphilosophie wohl hörten, aber keinen deutlichen Begriff von ihr hatten. Uns wird kein Leser zumuthen, hier nur die Grundgedanken derselben wiederzugeben und mehr zu sagen, als daß der erleuchtete Mann, der sie ausspricht, sich glücklich schätzt, die verkehrten Ideen von einem sogenannten Natur- und Vernunftzusammenhange der menschlichen Dinge hinter sich zu haben und auf dem durch die evangelische Geschichte bewahrheiteten Boden der auch von seinem Freunde Kerner angenommenen Unnatur und Uebernatur sich seinem Philosophiren überlassen zu können. Sollen wir wenigstens Eins zur Kenntlichmachung desselben erwähnen, so mag es das seyn, was er von Besitzung und Exorcismus

mus sagt. „Jene ist diejenige Wirkung der Unnatur, in welcher Einer oder mehrere unreine Geister durch irgend eine Vermittlung in einen Menschenleib eindringen, sich der Sinnen-, Bewegungs- und größten Theils auch der Sprachwerkzeuge bemächtigen, die Macht der Seele auf dieselben sistiren und in kürzern oder längern Paroxismen sich in fremden Tönen, Worten, Gebehrden und Bewegungen, meistens spöttischer, ruchloser und gewaltsamer Art vernehmen lassen." — „Diese Definition," wird hinzugesetzt, „ist von den vorausgehenden Geschichten gerechtfertigt." — „Dieser, der Exorcismus und zwar der wahre, ist dasjenige Verfahren, in welchem der Glaubige die Kraft, welche nun ein Mal für alle Mal mit dem Namen Jesu Christi und der heiligen Dreifaltigkeit auf eine mystische Weise vereinigt ist, benutzt und dieselbe auf feierliche Weise und in einem bestimmten Befehle zum Austreiben der Dämonen gebraucht." Die Thatsachen, wodurch die Wirksamkeit dieses Exorcismus erhärtet werden, sind die exorcistischen Wunder, welche der berühmte Pater Gaßner in den Jahren 1774 — 1777 that und die schon in dem Archive für den thierischen Magnetismus vom J. 1820 und 1821 als unwiderleglich gepriesen wurden. Wie es dabei dem unglücklichen „Rationalisten" Semler ergehe, der in seinen: Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die gaßnerischen und schröpferischen Geisterbeschwörungen (Halle 1776, 1. u. 2. Stück) den Glauben daran als Thorheit und namentlich Gaßnern als einen selbst von der katholischen Kirche verworfenen Betrüger darstellte, läßt sich denken. Hr. Eschenmayer erkennt in ihm nicht mehr noch weniger, als einen Sadducäer, der auch die Zeichen und Wunder Christi wegraisonnirt haben würde. Für unsere Leser muß noch besonders bemerkt werden, daß sie Herrn Eschenmayer nicht etwa mit dem biblischen Gegengrunde kommen dürfen, daß Christus doch die Werke des Teufels zerstört habe, denn er belehrt sie: „daß die Macht des

Satans

Satans nur in so weit gebrochen sei, daß er dem Namen Jesu und allen Gläubigen unterthan gemacht ist, und das sei doch wohl genug für den, dem sein ewiges Heil angelegen ist, aber im Uebrigen sei er (der Satan) noch der gleiche Menschenfeind und der gleiche Vater der Lügen und werde es auch bleiben, bis er in den Abgrund verworfen werde.“ — Ein anderes Bedenken, daß der Teufel sein Werk und Wesen nur immer mit dummen (besonders würtembergischen) Pöbelvolke habe, „nicht aber die vornehmen Sünder und Gottesleugner ergreife,“ beseitigt Hr. Eschenmayer durch die Antwort: „weil er sie schon hat“ — Atqui — ergo — —

Vom Anhange, der die zur zweiten Auflage hinzugekommene Geschichte eines besessenen Kindes (in welchem, beiläufig gesagt, der Dämon klug genug war, seine Ausbrüche immer so lange einzustellen, als der Oberamts-Arzt und der Orts-Chirurg ihn beobachten wollten), dann aber Franz v. Baaders Bemerkungen über das Besessenseyn und Aehnliches enthält, sagen wir Nichts. Es reicht hin, zu bemerken, daß in ihm derselbe Geist weht, aus dem die ganze Schrift hervorgegangen ist. —

Im Allgemeinen setzen wir nur noch hinzu, daß wir den Männern, die ihren Beitrag dazu lieferten, unsere aufrichtige Bewunderung zollen. Denn es gehört doch in der That kein kleiner Muth dazu, im Jahre 1835 sich vor der Welt so auszusprechen und ihrem und dem Urtheile der Nachwelt seinen Namen so preiszugeben.

Bibelkunde, oder gemeinfaßliche Anleitung zur Kenntniß der Bibel und zur Erklärung derselben in der Volksschule, nebst einem Anhange, die nöthigsten Vorkenntnisse aus der biblischen Geschichte, Geogra-

graphie und Alterthumskunde enthaltend. Ein Handbuch für Volksschullehrer, Seminaristen und Schulpräparanden. Von D. Friedr. Gottfr. Rettig, erstem Inspector des königl. Schullehrer-Seminarii in Hannover. Hannover 1834. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 12 Gr.

Ob zu der Herausgabe des vorliegenden Buches ein wirkliches Bedürfniß vorhanden sei? — fragt der Verf. desselben in der Vorrede; und wir können diese Frage unter gewissen Bedingungen nicht verneinen. Denn obgleich, was in dieser Schrift zum Verständnisse der Bibel überhaupt gegeben wird, bereits in vielen andern Schriften Theils auf gelehrte, Theils auf populäre Weise niedergelegt worden ist: so finden doch Schullehrer, Seminaristen u. s. w. hier in faßlicher und leicht behaltbarer Kürze zusammengestellt, was sie außerdem nicht ohne Mühe und größern Kostenaufwand zusammensuchen müßten; und so mag, wie gesagt, das gegenwärtige Werk wohl einem hin und wieder mehr oder weniger gefühlten Bedürfnisse abhelfen. Nachstehendes ist nämlich auszugsweise der Inhalt desselben. Einleitung: Begriff, Umfang, Nutzen und Vorkenntnisse der Bibelkunde. Erster Theil: Bibel überhaupt; Begriff, Name, Eintheilung, Entstehung, Inhalt, besondere Eintheilung der Bibel. Bücher des A. u. N. Ts. nach der gewöhnlichen Eintheilung. Zweiter Theil: Anleitung zur Erklärung der Bibel in der Volksschule. Leitende Grundsätze überhaupt und besondere Regeln zur Erklärung der Bibel nach dem verschiedenen Inhalte ihrer Bücher; speciale Anweisung zur Behandlung derselben in der Volksschule: vom Lesen, Erklären und Anwenden der Bibel. Anhang: Zeitfolge der merkwürdigsten Begebenheiten, deren Kenntniß zur Bibelkunde nöthig ist. Geographische Bemer-

Bemerkungen. Alterthumskunde. — Der Sachverständige sieht aus dieser Inhaltsanzeige leicht, daß der Verf. Alles zusammengefaßt hat, was ein Schullehrer wissen muß, um die Bibelstunden mit wahrem Nutzen für seine Kinder halten zu können. Auch bezeugen wir ihm gern die zweckmäßige Anordnung der verschiedenen zur Sprache gebrachten Gegenstände, sowie, freilich mit einigen nicht unerheblichen Ausnahmen, die Richtigkeit des Gesagten in materialer und formaler Hinsicht. Er redet zunächst im Allgemeinen über die Sammlung der biblischen Bücher und sagt darüber das Bekannte. Dann zeigt er bei jedem einzelnen Buche mit den gewöhnlichen Gründen, daß sich von vielen Schriften des A. Ts. die Verfasser nicht angeben lassen; wo dieß aber mit Sicherheit geschehen kann, z. B. bei den Schriften der Propheten und bei denen des N. Ts., da gibt er zugleich die nöthigen historischen Notizen über Herkunft und Schicksale derselben. Hierauf stellt er in gedrängter Kürze den Inhalt der verschiedenen biblischen Bücher auf, nennt die merkwürdigsten Capitel und zeichnet die Stellen aus, die als die lehrreichsten zu betrachten sind. Das Letztere namentlich dünkt uns sehr zweckmäßig und verdient um so mehr eine lobende Anerkennung, da wohl noch immer in nicht wenigen Schulen die Bibel ohne alle Auswahl gelesen und erklärt werden mag. Mehr aber noch als der erste Theil des Buches, der mit einigen Ausnahmen eben nur eine Einleitung in die Bibel ist, wie deren schon viele vorhanden sind, gereicht der zweite dem Verf. zum Verdienste, indem er in demselben eine sehr beifallswerthe Anleitung gibt, wie die Bibel auf populäre Weise richtig zu erklären und fruchtbar anzuwenden sei. Die Schrifterklärung, sagt er mit Recht, soll grammatisch, harmonisch, historisch und erbaulich seyn; und setzt dann noch besonders aus einander, was unter jedem dieser Ausdrücke verstanden werden müsse. Namentlich angesprochen hat uns, was er über grammatische und erbauliche Erklärung beibringt. Dann stellt

stellt er noch besondere, bei der Interpretation der historischen, poetisch-prophetischen und didaktischen Schriften der Bibel zu befolgende Regeln auf, und beantwortet endlich sehr richtig und special die Fragen: was und wie gelesen, erklärt und angewendet werden soll. Auch der Anhang; dessen Inhalt wir bereits genannt haben, sowie eine synoptische Zusammenstellung der drei ersten Evangelien und eine Zeitfolge der merkwürdigsten in der Bibel erzählten Begebenheiten, mit denen das Buch ausgestattet ist, sind eine sehr dankenswerthe Zugabe. Und so glauben wir denn, wie gesagt, daß es seinem Zwecke in soweit angemessen und denen, die einer solchen Schrift bedürfen, zur fleißigen und verständigen Benutzung zu empfehlen sei. — Anders aber gestaltet sich unser Urtheil, wenn wir die Ansicht des Verfs. über die Art der Entstehung der biblischen Schriften, wenigstens des sogenannten kanonischen Theils derselben, berücksichtigen, wie er sie §. 9—15. dargestellt hat. Hier nennt er die heiligen Schriften die Quelle der göttlichen Offenbarung, d. i. einer außerordentlichen göttlichen Mittheilung übersinnlicher Wahrheiten; und verbreitet sich über das Bedürfniß, das Wesen, die Gründe und den geschichtlichen Gang einer solchen durch göttliche Eingebung entstandenen Offenbarung. Wir wollen dem, was der Verf. bei diesen Gelegenheiten sagt, unsere Meinung kürzlich beifügen, obgleich wir uns nach einigen Aeußerungen in der Vorrede gern bescheiden, daß wir ihn in dieser Beziehung wohl kaum zu einer andern Ueberzeugung bringen werden. Hinsichtlich des Bedürfnisses einer auf außerordentliche Weise geschehenen göttlichen Offenbarung heißt es zunächst, daß wir uns gar nicht mehr auf den Standpunct zu stellen vermöchten, von dem aus die Sache beurtheilt werden müßte, indem uns schon frühzeitig jene Offenbarungen mitgetheilt würden, und daß daher nur Erfahrung und Geschichte darüber Auskunft geben könnten, denen zu Folge einzelne Menschen und ganze Völker wohl ihre Sinnlichkeit und ihren Ver-

stand, nicht aber zugleich ihre Vernunft ohne das Auftreten ausgezeichneter, von Gott außerordentlich erleuchteter Männer entwickeln konnten. Da also der Mensch zur Erkenntniß übersinnlicher Wahrheiten einer ihm von Außen zu Theil werdenden Hilfe stets bedurft habe, so folge eben daraus die Nothwendigkeit dieser Hilfe, die ihm nur von Gotte zukommen konnte. Wir gestehen, daß wir noch keine Vertheidigung des sogenannten Supranaturalismus gelesen haben, die in sich selbst so wenig begründet gewesen wäre, als die des Verfs. Denn wäre seine Beweisführung richtig, so müßten z. B. auch Sokrates, Plato, Cicero, Seneca u. s. w., Männer, die doch wohl ihre Vernunft ziemlich ausgebildet hatten, einer außerordentlichen Eingebung Gottes gewürdigt worden seyn, indem sie über Gott und göttliche Dinge gar Lesenswerthes mitgetheilt haben. Der Verf. nennt unter jenen gotterleuchteten Menschen aber nur Abraham, Moses und Christus. Aber auch davon abgesehen, so folgt doch aus dem Umstande, daß immer nur einzelne ausgezeichnete Männer zur Erkenntniß übersinnlicher Wahrheiten gelangten und beitrugen, fürwahr noch nicht, daß dieß durch besondere außerordentliche Eingebung Gottes geschehen mußte. Das ist ein arger Sprung im Schließen und eine petitio principii, welche die Unfähigkeit des Menschen, ohne außerordentliche göttliche Hilfe übersinnliche Wahrheiten zu erkennen, postulirte, um die Nothwendigkeit einer solchen Hilfe darzuthun. Sie führt den Verf. zu dem Fehler, da, wo doch die Möglichkeit eines natürlichen Hergangs der Sache vorhanden ist, sogleich zu einem wunderhaften Factum zu greifen. Sonst nimmt der Verf. einen Unterschied zwischen Manifestation und Inspiration an, von denen jene die Ausrüstung mit besonderer Vernunftkraft, diese die unmittelbare Eingebung von Seiten Gottes bedeuten soll; wenn er aber die letztere durch Matth. 10, 19. Mark. 13, 11. Luk. 12, 11. 12. u. a. m. beweisen will, so haben wir in allen diesen Stellen die bestimmte

Angabe

Angabe einer außerordentlichen Mittheilung des Uebersinnlichen keineswegs entdecken können. Die Gründe für die Wahrheit, daß eine solche Mitwirkung Gottes bei der Entstehung der heil. Schrift wirklich Statt gefunden habe, werden abgeleitet aus der Möglichkeit derselben (Gottes Allmacht, Weisheit, Güte, Heiligkeit und die Natur des menschlichen Geistes), obgleich schon die alten Scholastiker sagen: a posse ad esse non valet consequentia; und aus ihrer geschichtlichen Wahrheit (Beschaffenheit) der von den Inspirirten des A. und N. Test. vorgetragenen Lehren; der Charakter dieser Männer; ihre Wunder und Weissagungen; segensreiche Wirkungen ihrer Schriften. Aber außerdem, daß sich hier der Verf. wieder eines Zirkelbeweises schuldig macht, so ergeben sich die von ihm beigebrachten Gründe zum Theil schon aus dem vorhin Gesagten als unzureichende Scheingründe. Denn wenn auch die durchgängige Vortrefflichkeit und Vernunftmäßigkeit der biblischen Schriften angenommen wird, so folgt doch immer noch nicht, daß sie von Gott auf außerordentliche Weise eingegeben sind, und Wunder, Weissagungen, segensreiche Wirkungen u. s. w., gesetzt auch, daß erstere wirklich geschehen sind, können doch gewiß das Wunderhafte in der Mittheilung einer Lehre nicht beweisen. Die Berufung auf die genannten göttlichen Eigenschaften kann ebenfalls die Sache des Verfs. nicht unterstützen. Denn obgleich Gott allerdings allmächtig ist, so ist es doch erlaubt, zu zweifeln, daß er, wie dieß bei einer außerordentlichen Eingebung der Fall seyn müßte, die von ihm selbst gegebenen Naturgesetze selbst wieder aufheben werde; und thäte er es dennoch, um für gewisse Zwecke auf den menschlichen Geist unmittelbar einzuwirken, so würde dieß eher gegen als für seine Weisheit und Heiligkeit zeugen müssen, indem er damit nicht allein der freien Bewegung unseres Geistes hindernd entgegenträte, sondern die einmal von ihm getroffene Einrichtung der intellectualen Menschennatur für gewisse Fälle als unzureichend

 selbst

selbst beurkundete. Was endlich §. 15 über den geschichtlichen Gang der göttlichen Offenbarung gesagt wird, daß sie nämlich nur nach und nach, je nachdem die Menschheit in ihrer Bildung fortschritt, erfolgt und zuletzt in Jesu als vollendet erschienen sei, hat allerdings seine Richtigkeit. Aber wie daraus das Außerordentliche derselben folgen soll, will uns um so weniger einleuchten, da sich damit wohl eher das Gegentheil beweisen läßt. — Doch genug über eine Meinung, die schon zu oft als bloßes Vorurtheil dargestellt worden ist, als daß wir sie hier weitläufig zu widerlegen brauchten. Nur darauf wollen wir den Verf. noch aufmerksam machen, daß, wäre seine Ansicht richtig, wohl von einer grammatischen Erklärung der heil. Schrift, da sie in fremden Sprachen geschrieben ist, keineswegs aber von einer historischen die Rede seyn könnte. An dem aufgefundenen Wortsinne vielmehr müßten wir uns begnügen lassen, die Unterscheidung aber zwischen eigentlicher und bildlicher Bedeutung, sowie die Rücksichtnahme auf zeitliche, örtliche und individuale Verhältnisse wäre bei unmittelbarer Eingebung Gottes Anmaßung und Vermessenheit. Wer dürfte z. B. sagen, der Ausdruck: „Gott verstockte das Herz des Pharao“ sei nicht so zu nehmen, wie er dasteht; wenn Gott dem, der ihn niederschrieb, auf außerordentliche Weise eingab, was er schreiben sollte? Zu solchen und vielen andern ähnlichen Inconsequenzen muß es aber führen, wenn man behauptet, was in sich selbst als grundlos zerfallen muß. — Zum Schlusse nennen wir noch einige einzelne Unrichtigkeiten, die mit der erwähnten Ansicht des Verfs. näher oder entfernter zusammenhängen. §. 1 wird die heilige Schrift die einzige Quelle der göttlichen Offenbarung genannt, obgleich die heil. Schrift selbst wiederholt versichert, daß sich Gott auch in der Natur, in den Schicksalen der Menschen, in der Stimme ihres Gewissens zu allen Zeiten deutlich geoffenbart habe. §. 21 heißt es, daß wir uns der höchsten Entscheidung der heil. Schrift in

allen

allen Glaubens- und Sittenlehren unterwerfen sollen, ohne die Angabe weiterer Gründe zu fordern. Das wäre aber doch wohl ein blinder, des vernünftigen Menschen unwürdiger Glaube, den Jesus selbst und seine Apostel zurückweisen. §. 79 hätte billig gesagt werden sollen, daß Luther einzelne Stellen der Bibel auch falsch übersetzt habe; man thut damit der Ehre des großen Mannes keinen Eintrag. §. 87 steht, daß den historischen Schriften der Bibel eine weit größere Glaubwürdigkeit zuzuschreiben sei, als den Geschichtwerken der Profanschriftsteller. Wir können uns keinen andern Grund für diese Behauptung denken, als den; daß auch jene Schriften auf außerordentliche Weise von Gott eingegeben seyn sollen; und doch beschränkt der Verf. selbst diese Eingebung weiter oben nur auf die übersinnlichen Wahrheiten, zu denen geschichtliche Thatsachen doch wohl nicht gehören. In der 2. Anmerkung dieses §. wird die Einführung des Christenthums in die Welt ein weit größeres Wunder genannt, als alle Wunderheilungen Jesu. Wir finden das im rechten Sinne des Wortes auch darin, nennen es aber das sichtbare Walten der göttlichen Vorsehung in menschlichen Angelegenheiten. Nach §. 89 soll man bei Erforschung der christlichen in der Bibel enthaltenen Wahrheiten, wenn man etwa zweifelhaft wäre, die symbolischen Bücher und besonders Luthers Katechismus und den hannöverischen Landeskatechismus zu Führern wählen. Das heißt ja wohl, die Bibel aus dem Katechismus und den symbolischen Büchern erklären, die in noch außerordentlicherer Weise von Gott eingegeben wurden, als jene. Der 90. §. enthält gewissermaßen ein Anathema, da der Verf. verlangt, daß man Menschen, die Jesum bloß für einen ausgezeichneten Weisen halten und in der Bibel Alles natürlich erklären, auf das Sorgfältigste fliehen und meiden solle. — Es thut uns Leid, sein Buch durch Mängel solcher Art, welche heut' zu Tage selbst gebildeten Laien nicht entgehen, wir möchten sagen, verunstaltet zu sehen

hen, da wir es außerdem als brauchbar und zweckmäßig empfehlen können.

Ostergabe oder Jahrbuch häuslicher Andacht und frommer Betrachtung über Tod, Unsterblichkeit, ewiges Leben und Wiedersehen für das Jahr 1835. Herausgegeben von J. Chr. Ernst Lösch, Doctor der Philosophie, zweitem Pfarrer an St. Jakob und Schulinspector in Nürnberg. Mit Beiträgen von d'Autel, D. de Wette, Dietelmair, D. Engelhardt, D. Gampert, D. J. A. Jakobi, D. Kopp, Lampert, Elise von Löffelholz, F. Lösch, D. Seidel, Seiler, Schottin, Witschel und dem Herausgeber. Nürnberg bei Bäumler. 1835. — 1 Thlr.

Ueber den Zweck der vorliegenden Sammlung sowie über ihre Angemessenheit zu demselben haben wir bereits bei Gelegenheit des ersten Jahrganges unsere Meinung in diesen Blättern niedergelegt und haben deßhalb nicht nöthig, hier uns weiter darüber auszusprechen. Wird der Mensch nach dem Tode und zwar mit dem Bewußtseyn seiner Persönlichkeit und des gegenwärtigen Lebens fortdauern — wird er einst die wiederfinden und wiedererkennen, von denen er hier sich trennen mußte — welches Loos wartet seiner dort, und worin wird die Vergeltung bestehen, der er entgegengeht — wie erscheint das irdische Daseyn im Lichte des Unsterblichkeitsglaubens? — auf diese und ähnliche Fragen sucht in mannigfacher Form die „Ostergabe" Antwort zu ertheilen, und je wichtiger dem Menschen diese Angelegenheiten sind oder doch seyn müssen, um so

will-

willkommener ist auch eine solche Gabe Allen denen, die über die genannten Gegenstände zu einer möglichst klaren Vorstellung und sichern Ueberzeugung gelangen wollen. Zwar darf man nicht gerade ungewöhnliche Ansichten und Darstellungen oder neue Gründe und Beweisführungen erwarten, indem, was hier zur Befestigung des Glaubens an ein ewiges Leben in seinen vielfältigen Beziehungen gesagt wird, schon oft nicht weniger gut, treffend und erbaulich gesagt worden ist. Die Zusammenstellung alles hierher Gehörigen jedoch, die Abwechselung zwischen einfachen Betrachtungen, wissenschaftlichen Aufsätzen, eigentlichen Predigten und nicht selten recht gut gelungenen Gedichten, und besonders eine Tendenz, die, während sie an die dießfallsigen Lehren des Christenthums sich hält, zugleich den Forderungen der Vernunft ihr Recht widerfahren läßt und jede Vorstellung ausschließt, die auch in dieser Hinsicht der vorurtheilsfreien Prüfung als verwerflich erscheinen muß, dieß Alles sind Eigenschaften, die einer Zeitschrift gewiß zur Empfehlung gereichen und ihre Lieferungen um so empfehlenswerther machen, da auch hierin neben einem häufigen Unglauben ein eben so häufiger Aberglaube gefunden wird. Wir wollen unseren Lesern den Inhalt des zweiten Jahrganges kürzlich namhaft machen und denselben mit einigen beurtheilenden Worten begleiten. — Den Anfang macht ein Aufsatz unter dem Titel: Die Frauen am Grabe des Auferstandenen. Der Verf. benutzt die bekannte Erzählung, um darzuthun, daß sich die Liebe am Grabe in ihrer schönsten Gestalt zeige, daß Frömmigkeit und Tugend das Grab zu einer geheiligten Stätte machen und daß das Grab die Pforte der Unsterblichkeit sei. Seine Sprache ist eben so edel und gebildet, als warm und herzlich, und was er sagt, wird Jeder unterschreiben, dem das Leben mit seinen Erfahrungen nicht fremd geblieben ist. Nur hätte er wohl die einzelnen Gedanken Etwas weiter ausführen und genauer anwenden sollen, und wenn es im ersten Theile heißt: Wer die Liebe

schauen

schauen will in ihrer ganzen Reinheit, der suche sie am Grabe, — so hat er wohl nicht bedacht, daß es nicht selten auch die, wenn auch versteckte, Selbstsucht ist, die am Grabe weint und klagt. Die zweite Betrachtung: „Die Wanderung durch das Leben unter dem Geleite des frommen, belehrenden Freundes, nach dem Bilde der Wanderer nach Emmahus" gehört ihrem Inhalte nach nicht gerade in diese Sammlung; (— der Freund theilt mit, was die Seele füllt — der Mitfühlende versteht leicht des Gleichgesinnten Sorge und Kummer — Nichts berührt den Guten so innig, als der Kampf, den das Gute zu kämpfen hat — der Freund gesteht es dem Freunde, daß getäuschte Hoffnungen zunächst so oft den Blick des Erdenpilgers trüben, der Glaube aber das Trübe erhelle — erwirb, erhalte dir den Freund, der solchen Glauben liebt und gibt —) ist aber hinsichtlich der treuen Benutzung des Textes beifallswerth und recht schön und herzlich geschrieben. Weniger scheint dieß im Allgemeinen von der dritten Betrachtung gesagt werden zu können. Sie ist eine vollständige Predigt über Luk. 24, 26. und macht darauf aufmerksam, daß das klägliche Lebensende des Menschen für seine Fortdauer im Tode spreche, wenn man nämlich den Menschen betrachtet 1) nach seiner Natur, 2) nach seiner Bestimmung, 3) nach seinen Bestrebungen, 4) nach seinem eigentlichen Wirken, 5) nach seinen Gefühlen und Empfindungen, 6) nach dem Eindrucke, den er als Mensch auf die Menschen gemacht hat. Denn ob auch der Verf. diese Gedanken auf eine Weise durchführt, daß man ihm an sich seine Zustimmung nicht versagen und, was er sagt, nicht ohne Erbauung lesen kann, so hat er uns doch nicht überzeugt, weßhalb gerade das klägliche Lebensende des Menschen seine Unsterblichkeit beweisen soll, indem, auch abgesehen von einem solchen Ende, schon aus der Betrachtung unserer Natur, Bestimmung u. s. w. die Nothwendigkeit unserer Fortdauer hervorgeht, die äußere Erscheinung des Todes aber unseres Bedünkens

gar

gar Nichts beweisen kann. Auch sind Schilderungen, wie sie hier von dem Tode gemacht werden, in vielen Fällen Theils unpassend, Theils stören sie den guten Eindruck, den die Predigt sonst wohl machen kann. Die vierte Betrachtung: „daß uns Christen unser Glaube immer vom Leben auf die Ewigkeit führe" ist nach der gewohnten Weise ihres Verfs. (Schottin) etwas zu poetisch gehalten, sonst aber gut gedacht und schön geschrieben. Es wird gezeigt, daß 1) unser Glaube das Leben nur als eine Stufe zur Ewigkeit betrachten lehrt; daß er 2) eine Treue fordert, die des Hinblicks auf die Ewigkeit bedarf; daß er 3) eine Bestimmung uns gibt, die auf Erden nie ganz erreicht werden kann; daß er 4) eine Sehnsucht in uns weckt, die über die Erde hinausgeht, und daß er 5) endlich auf Thatsachen hinweist, die in der Mitte liegen zwischen Zeit und Ewigkeit. Unter diesen Thatsachen wird Jesu Auferstehung und seine Rückkehr in den Himmel verstanden; es bedarf aber wohl unserer Erinnerung nicht, daß sie gar keine beweisende Kraft haben können, selbst wenn sie eigentlich und wörtlich angenommen werden dürfen. Die fünfte Betrachtung: „Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Wahrhaftigkeit, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes" enthält die gewöhnlichen, aus den genannten göttlichen Eigenschaften entlehnten Gründe und ist allerdings recht gut und praktisch, aber hinsichtlich ihres weiten Umfangs offenbar zu kurz, als daß sie dem Gebildeten, für den sie eigentlich geschrieben zu seyn scheint, durchaus genügen könnte. Ganz verfehlt ist uns dagegen die sechste Betrachtung, eine Osterpredigt über 1 Korinth. 15, 42—59 vorgekommen. Sie sucht darzuthun, was dem Menschen nach seinem Erwachen vom Tode 1) in körperlicher und 2) in geistiger Hinsicht bleibt und entbehrt, besonders im 1. Th. jeder praktischen Beziehung, indem es wohl auch dem größten Scharfsinne nicht gelingen möchte, aus dem Umstande, daß unsere Seele nach dem Tode wieder mit einem und zwar verklärten Leibe um-

geben

geben seyn werde, für unser weises und frommes Verhalten in diesem Leben etwas Begründetes zu folgern. Besser ist zwar in dieser Hinsicht der 2. Th.; wenn jedoch der Verf. meint, nur die moralische Bildung fromme dem Menschen für jenes Leben, die intellectuale aber sei von keinem Einflusse für dasselbe und dieß damit zu beweisen sucht, daß wir im Alter oft den größten Theil dessen, was wir früher erlernt hatten, wieder vergessen haben, so sieht man leicht das Einseitige und Verkehrte einer solchen Meinung, da das Streben nach Wahrheit und Erkenntniß doch in der That nicht allein auf Gegenstände des Gedächtnisses berechnet seyn kann. Der Herausgeber würde daher besser gethan haben, wenn er diese Predigt gar nicht aufgenommen hätte; sie ist gar wenig erbaulich und in einem so demonstrirenden Tone geschrieben, daß sie den Leser durchaus kalt und gleichgiltig läßt. Der folgende Aufsatz: „Die Lehren des A. Ts. über Unsterblichkeit und ewiges Leben" ist für den damit noch nicht bekannten Leser in sofern nicht ohne Interesse, weil er durch denselben erfährt, wann und wie der Unsterblichkeitsglaube unter den Juden entstanden sei und welche Vorstellungen sie damit verbunden haben; und wir gestehen es dem Verf. gern zu, daß er seine Aufgabe richtig und beifallswerth gelöst habe. Interessanter noch und recht erbaulich ist weiter eine kurze Lebensgeschichte des sel. Veillodter besonders deßhalb, weil in dieselbe Auszüge aus den Predigten und andern Schriften des berühmten Kanzelredners verwebt sind, in welchen von der Unsterblichkeit auf eine so überzeugende und erhebende Weise geredet wird, daß man wohl sieht, es müsse dem Verf. der Glaube an ein ewiges Leben nicht bloß Sache des forschenden Verstandes, sondern und mehr noch innige Angelegenheit des Herzens gewesen seyn. Dagegen ist die darauf folgende Homilie über Luk. 16, 19—31. den Forderungen, die man an einen christlichen Vortrag machen muß, so wenig angemessen, daß wir an der Stelle des Herausgebers ihm die

Auf-

Aufnahme in die Sammlung unbedenklich verweigert haben würden. Die Sprache zwar ist schön und kräftig, und die Behandlung des Gegenstandes beweist an sich, daß es der Verf. wohl versteht, praktisch und erbaulich zu predigen. Auch ist der 1. Theil: „Wir erwachen jenseits mit vollem Bewußtseyn, mit deutlicher Erinnerung an das gegenwärtige Leben" recht gut gelungen. Die übrigen aber enthalten, wenigstens nach unserer Meinung, so viel Irriges und Unchristliches, daß, wären wir nicht eines Bessern überzeugt, der Glaube an ein anderes Leben uns dadurch wirklich hätte verleidet werden können. Was soll man sagen, wenn z. B. im 2. Th. behauptet wird: der Tod verändert unsern innern Menschen nicht; in demselben Zustande von Bildung und Veredlung, in welchem wir hier am Grabe entschlummern, erwachen wir jenseit, folglich (!) auch mit allen den Irrthümern, Vorurtheilen, Neigungen, Leidenschaften, Fehlern und Schwachheiten, die bis zum Todesschlummer uns umgaben? Streitet das nicht ebenso mit den Vorstellungen der gesunden Vernunft, wie mit den deutlichen Aussprüchen der Schrift? War nicht der reiche Mann dort offenbar weiser, theilnehmender u. s. w. geworden, als er hier gewesen war? — Ungleich besser, als diese Predigt, ist dagegen die folgende Betrachtung: „Ueber das Wiedersehen jenseits." Denn wenn wir auch nicht alles hier Gesagte unbedingt unterschreiben möchten, wie denn überhaupt der theoretische Theil des Aufsatzes als ziemlich trocken und unfruchtbar erscheint, so sind doch die praktischen Folgerungen, die aus dem Glauben an ein einstiges Wiedersehen hergeleitet werden, ebenso wahr und erbaulich, als herzlich und eindringlich dargestellt. Gleiches gilt von der Betrachtung: „Die Stimme der Gräber an den Christen." Mit Ausnahme des ersten Theils: „Was grauet dir? kein Geist wird dich erschrecken," welcher gar kein praktisches Interesse hat, folgt man dem Verf. gern, wenn er sich über die Gedanken — am Grabe hörst du den raschen

Flug

flug der Zeit — hier vernimmst du die Stimmen der Vergangenheit — ein solcher Hügel wird auch dich einst decken — denn säume nicht und wende dich frühe zum ewigen Lichte — auf recht anziehende und erbauliche Weise ausspricht. Der Verf. des folgenden Aufsatzes: „Die Liebe ist größer, als der Glaube“ sucht zu beweisen, daß in Sachen des Glaubens, namentlich des Glaubens an Unsterblichkeit“ das liebende Herz eine bei Weitem entscheidendere Stimme haben müsse, als der speculirende Verstand. Den letztern repräsentirt ein Gelehrter, der dem neuern Pantheismus huldigt, und also den persönlichen Gott ebenso, wie die persönliche Fortdauer des Menschengeistes leugnet; das Herz dagegen spricht sich aus durch den Mund seiner Gattin, die in dem einfachen Christenglauben erzogen ist, und denselben in einigen Gesprächen der stolzen Weisheit ihres Gatten siegreich entgegenstellt. Durch ihren Tod wird endlich die Bekehrung desselben, der mit inniger Liebe an ihr gehangen hatte, vollendet. Das Ganze ist nicht übel geschrieben und gern hört man das liebe- und glaubensvolle Herz reden, während man die trostlosen, wenn auch hinter schimmernden Phrasen versteckten Ansichten des Verstandes nur beklagen kann. Indeß hat sich der Verf. seine Sache doch Etwas zu leicht gemacht; und wenn man erwägt, daß er nur für Sachverständige geschrieben haben kann, (dem Ungebildeten könnte seine Abhandlung sogar leicht schädlich werden) so ist nicht in Abrede zu stellen, daß er seinen Gegenstand nicht eben streng durchgeführt und hinreichend erschöpft habe. Noch enthält der vorliegende Band einen Aufsatz: „Trost bei dem Verluste meiner Lieben,“ in welchem allerdings nur das Gewöhnliche (sie sind nicht todt, sondern sie schlafen — sie haben Nichts verloren, sondern nur gewonnen — ich werde ihnen nachfolgen) aber recht herzlich und erbaulich gesagt wird; ferner eine Homilie über Joh. 19, 25—30 (in diesen Worten sehen wir das Beispiel eines sauern Ganges, einer zarten

Für-

Fürsorge, einer gewährten Erquickung und eines geweihten Wortes aus dem Munde des Herrn) die sich außer der warmen und gemüthlichen Sprache besonders durch ihre praktische Anwendung auszeichnet, sodann eine kurze Abhandlung: „Der Christ beim Tode derer, die sich freiwillig des Lebens beraubten,“ in welcher über diesen nicht ganz leichten Gegenstand eben so ernst und kräftig, als mild und wahrhaft christlich gesprochen wird; hierauf einen Aufsatz: „Ueber den Glauben mehrerer Völker an eine Seelenwanderung,“ von dem seiner innern Gehaltlosigkeit wegen nicht recht zu begreifen ist, weshalb er aufgenommen wurde; und endlich eine wenigstens unterrichtende Nachricht über die Leichengebräuche bei den Chinesen. — Sehr Gelungenes also vermischt mit weniger Gutem und einigem ganz Verfehlten lesen wir in diesem zweiten Bande der Ostergabe und wünschen deßhalb um ihres glücklichen Fortganges willen und wegen der schönen Aufgabe, die sie sich gesetzt hat, daß die Redaction derselben immer mehr im Stande seyn möge, nur wahrhaft Gediegenes und Zweckdienliches aufnehmen zu können.

Historische Nachricht vom Augustiner-Kloster St. Moritz zu Naumburg. — Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Naumburg von C. P. Lepsius (kön. preuß. Landrathe das.) — Mit urkundlichen Belegen und fünf lithographirten Zeichnungen. — Zum Besten der armen Kirchengemeinde zu St. Moritz 2c. — Naumburg bei Klaffenbach, 1835. 176 SS. 1 Thlr. (Subscriptionspreis). —

Es ist ein altes, von der sentimentalen Lobrednerei des Mittelalters jetzt mehr als je genährtes Vorurtheil, als hätten die Klöster zu ihrer Zeit sich um Welt und Menschheit das

größte

größte Verdienst erworben und als sei namentlich Deutschland ihnen den Anbau seines Bodens und die Erhaltung der alten classischen Literatur, ohne die ersten Anfänge seiner landwirthschaftlichen und geistigen Ausbildung schuldig. Eine genauere Geschichtskenntniß lehrt aber, daß dieß im Allgemeinen gar nicht der Fall, sondern vielmehr von ganz anderen Umständen und Einwirkungen herzuleiten war. Nach der durch die Völkerwanderung bewirkten Zerstörung der wohlbebauten Gegenden, welche sich schon in den ältesten Zeiten um die römischen Pflanzstädte her fanden, waren es besonders die Slaven, welche durch schwunghafte Bodencultur einen großen Theil Deutschlands aus einer Einöde in einen reichen Fruchtgarten umwandelten und darin den deutschen Städtern und Bauern mit dem erfolgreichsten Beispiele vorangingen. Die Klöster kamen dabei nicht weiter in Betracht, als daß ihre müßiggängerischen, von den zur Landwirthschaft ganz unentbehrlichen Weiber- und Kinderhänden entblößten Bewohner sich in den schon auf das Beste angebauten Gegenden ansiedelten, die Inhaber derselben sich durch die Macht des religiösen Aberglauben dienst- und zinsbar zu machen suchten, das Eigenthum derselben als diesfallsige Rivalen des räuberischen Adels an sich brachten, dessen frühere Besitzer unter dem Namen von Schützlingen wie Leibeigne behandelten und von den Früchten ihrer Arbeit so lange zehrten und schwelgten, bis Luthers Donnerwort sie aus ihren geheiligten Mauern in's Leben hinaustrieb und Bauern und Fürsten Anlaß nahmen, dieselben zu zerstören oder mit allem Zubehörer an sich zu bringen. Was aber das angebliche Verdienst der Klöster um Erhaltung der alten Literatur und die Pflege der darauf gegründeten neuern Geistesbildung betrifft, so ist bekannt, daß zwar die Denkmale jener Literatur im Einzelnen eine sichere Aufbewahrungsstätte in ihnen fanden, von ihren Bewohnern aber größten Theils weder verstanden, noch benutzt wurden, ja sogar ein sehr glückliches Schicksal hatten, wenn

wenn das Pergament derselben nach Vertilgung seines ursprünglichen Inhaltes nicht zum Träger von Mönchslegenden dienen mußte. Während die Fortdauer des römischen Rechts und Wesens unter den germanischen Völkern, die Pflege griechischer und morgenländischer Weisheit durch Araber und Juden und späterhin die förmliche Uebersiedlung der mit dem Geiste des classischen Alterthums genährten Gelehrten Constantinopels nach dem Abendlande, in Verbindung mit den den Klöstern gegenüber getretenen Universitäten und andern förderlichen äußern Umständen zur Grundlage einer neu aufblühenden Geistesbildung dienten und die mittelalterische Finsterniß in Licht zu verwandeln anfingen, sangen die Mönche in der größten Allgemeinheit ihre oft unverstandenen Hora's, lebten ihrem Bauche, verketzerten und verfolgten Diejenigen, welche sich durch ihre Einsicht über ihr Zeitalter erhoben, schrieben die Erfindung der Buchdruckerkunst dem Teufel zu und ganze Convente mit ihren Pröpsten und Aebten an der Spitze konnten noch nicht schreiben, als die Minnesänger schon längst gesungen hatten. Erst als das Volk in seinen besten Bestandtheilen einer namhaften Bildung theilhaftig geworden war, sahe man hier und da auch gelehrte Klöster in seiner Mitte emporsteigen, aber die Masse der Klöster hatte auf jene Bildung keinen Einfluß, sondern trug vielmehr das Möglichste dazu bei, sie niederzuhalten und zu beschränken.

Diese geschichtlichen Thatsachen, an deren Richtigkeit nur Diejenigen zweifeln können, welche entweder die Idee eines Klosters mit dem wirklichen Zustande der Klöster verwechseln oder ein eigenthümliches Interesse haben, die schöne Zeit der Möncherei zurückzuführen, welche Weber durch seine freimüthige und geistreiche Schilderung derselben zur allgemeinsten Kenntniß gebracht (s. kr. Pr. Bibl. Bd. 14. H. 1. S. 173 ff.), werden durch Nichts mehr bestätigt, als durch unparteiische, aus den Quellen geschöpfte und mit anderweitiger tüchtiger

Sach-

Sachkenntniß gefertigte Beschreibungen einzelner Klöster. Denn in dem Einzelnen veranschaulicht sich, unbedeutende Modificationen abgerechnet, das Ganze und die Vergleichung dieses Einzelnen mit Anderem seiner Art gibt ein Bild vom Allgemeinen, das in seinen Hauptzügen untrüglich ist.

Hr. Landrath Lepsius, durch andere auf deutsche Alterthumskunde bezügliche Schriften und durch die thätigste Förderung dieser Kunde in seinem Kreise schon längst rühmlichst bekannt, gibt uns in gegenwärtiger Schrift eine solche Beschreibung von dem ehemaligen Augustiner-Kloster St. Moritz zu Naumburg und wenn sie auch für seine unmittelbaren Landsleute der Oertlichkeit halber ein größeres Interesse hat, als für die Freunde der mittelalterlichen Geschichte überhaupt, so wußte er doch dieselbe auch durch Berücksichtigung ihres Bedürfnisses sehr anziehend zu machen. Die Quellen, welche er für seinen Zweck nutzte, waren hauptsächlich die Ueberbleibsel der naumburgischen Klosterarchive selbst (des St. Moritz- und St. Georgenklosters), welche bei der Säcularisation beider Klöster durch den Kurfürsten Johann Friedrich nach der richtigen Vermuthung des Verfs. in das Regierungs-Archiv zu Weimar gekommen waren und welche demselben auf sein Ersuchen mit der größten Liberalität zur Benutzung dargeboten wurden. Wo sie aber (85 Urkunden in Bezug auf das St. Georgen- und 150 in Bezug auf das St. Moritzkloster) mangelhaft gefunden wurden, wußte der Verf. dieselben durch andere mit Fleiß und Mühe gesammelte Nachrichten, so weit nur immer möglich, zu vervollständigen.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne der drei Abschnitte, in welche der Verf. das Ganze theilte (Stiftung des St. Moritzklosters und dessen älteste Verfassung — Reihenfolge der Pröpste und deren Verwaltungsweise — und Reformation, Säcularisation und gänzliche Auflösung des Klosters), einzugehen und es reicht hin, zur Bezeichnung des Anziehenden der-

derselben nur auf einiges Allgemeinere hinzudeuten. — Gleich bei Erwähnung der am Ende des zehnten Jahrhunderts Statt findenden Stiftung des Klosters und der damit zusammenhangenden Erbauung der Stadt Naumburg wird bemerkt, daß dieß Kloster ursprünglich ein Nonnenkloster gewesen, späterhin aber „wegen des nicht sehr religiösen Lebens der Nonnen" in ein Augustiner-Mönchskloster verwandelt worden sei und daß, wenn noch im dreizehnten Jahrhunderte Klosterfrauen erwähnt werden, welche diesem Kloster angehörten, hier eben die Einrichtung vorwaltete, nach welcher auch anderwärts Mönche und Nonnen zugleich als fratres und sorores oder consorores in Einem Kloster lebten und unter einander in einer gewissen Gemeinschaft der Güter und des Gottesdienstes standen. Dieser Umstand gibt dem Verf. Anlaß, in dem aus drei Abtheilungen bestehenden Anhange (I. Urkunden und urkundliche Nachweisungen, II. Denkmale aus der Klosterzeit, III. erläuternde und vergleichende Zusätze, unter III. 2.) von S. 131 – 143 die merkwürdigsten Notizen über dergleichen Simultan-Mönchs- und Nonnenklöster (monasteria duplicia genannt) beizubringen. Sie bestanden Trotz des ausdrücklichen Verbotes im decreto Gratiani in ziemlicher Anzahl und der Verf. führt als solche das Kloster zu Huisburg, zu Rinkau, zu Desbach, zu Veßra, St. Michael zu Hildesheim, zu Brauenpaire, zu Nordheim, St. Martin zu Ludinkerken, zu Marchthal, auf dem Petersberge bei Halle, St. Thomas zu Leipzig, zu Burgelin (Thalbürgel), zu Paulinzelle u. a. auf. Auch bringt er, außer den von Seiten der damaligen Geistlichkeit selbst über die dadurch veranlaßte cönobitische Zucht- und Sittenlosigkeit erhabenen Klagen, die Verfügungen in Erwähnung, welche weltliche Fürsten (z. B. der Herzog Otto v. Braunschweig im J. 1234) ergriffen, um diesem Unwesen ein Ende zu machen. — In der Geschichte der einzelnen Pröpste des

St. Moritzklosters tritt als ein Hauptzug derselben die schlechte und verschwenderische Wirthschaft hervor, welche von vielen unter ihnen geführt wurde und wodurch das Kloster bei allen durch den Aberglauben der Zeit begünstigten äußeren Erwerbungen sich oft in den größten Nothstand versetzt sahe. Zum charakteristischen Zeichen der ungeistlichen Gesinnung, woraus Dergleichen hervorging und womit es übersehen und geduldet wurde, dient der Umstand, daß die im J. 1541 vom Cardinal-Legaten Nikolaus de Cusa angeordnete Visitation aller Klöster des Augustinerordens keine heilsame Veränderung hierin nach sich zog und daß die Visitatoren in ihren höchst dürftigen Visitations-Protokollen Nichts weiter zu bemerken wußten, als daß sie in dem ganz herabgekommenen St. Moritzkloster (wo die Conventualen „das Ansehen von Bauern hatten“) ganz erbaulich von diesen verpflegt worden seien („satis accurate in quantum poterant nos tractarunt”). Von den Conventualen des St. Petersklosters bei Halle bemerkten sie: „Obviis manibus satis jucunde nos suscipientes, humane et delectabiliter nos tractaverunt, diversa pocula vini et cerevisiae nobis propinantes, varias silvestres et alias carnes communes nobis procurantes.” — Sehr bezeichnend für den Klostergeist ist auch die Erzählung des heftigen und langwierigen Streites, welchen zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts das Moritzkloster mit den Klöstern St. Moritz und zum neuen Werke in Halle darüber zu führen hatte, daß diese jenem Statt eines alten Ordenskleidungsstückes, foraetrium genannt, die von ihnen dafür gewählte Kaputze aufbringen wollten und worüber es, nach einstweiligem Darüberhinsterben zweier Päpste (Alexander VI. und Pius III.) zu einem bann- und interdictartigen Definitiv-Erkenntnisse des Papstes Julius II. kam. Der Verf. bemerkt hierbei (S. 61): „Es ist leicht zu erachten, wie durch dergleichen Vorgänge der ehemalige Nimbus, der das Klosterleben umgab,

ver-

verbleichen mußte und wie es dahin kommen konnte und mußte, daß nach Luthers Auftreten seine Anhänger Nichts angelegentlicher betrieben, als die Stiftungen ihrer Vorfahren, wodurch diese ihr Seelenheil zu befördern glaubten, in gleicher Absicht aus dem Wege zu räumen." — Wie sich die Stimmung der Zeit gegen die Klöster zu Anfange der Reformation offenbarte, wird S. 66 bei Gelegenheit des Bauernkrieges bemerklich gemacht. „Durch die Auftritte desselben," sagt der Verf., „wurden, wie überall, so auch in hiesiger Stadt, die Stifts- und Kloster-Geistlichen sehr beunruhigt und in Furcht gesetzt, zumal als zu Fastnacht nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in der Stadt die dem Pfaffenwesen abgeneigte Stimmung sich in allerlei muthwilligen und satyrischen Darstellungen äußerte." Die Concessionen, welche dabei von Seiten der Geistlichen gemacht und die Versprechungen, welche gethan wurden, lassen erkennen, wie hart bisher die Verfahrungsweise gegen die von ihnen abhängige Menge gewesen war. — Schon unter dem Propste des St. Moritzklosters (1521—1537) drang, nach dem Verf., die Reformation und die Herstellung des evangelischen Gottesdienstes in dasselbe ein, so sehr auch der Bischof von Naumburg dieß in ihm und in der ganzen Stadt zu verhindern suchte und desto weniger konnte nach dem Tode des letzten Propstes (1542) die völlige Aufhebung desselben (und des St. Georgenklosters) durch Johann Friedrich einigen Schwierigkeiten unterliegen. Die Urkunde, durch welche dieß geschahe, begann mit den treffenden Worten: „Nachdem unser Herr und Heiland Jesus in seinem Evangelio spricht, daß eine jede Pflanze, die aus Befehl seines himmlischen Vaters nicht geschieht, solle ausgerottet werden ꝛc.: Als haben Wir ꝛc. ꝛc." Die nähere Erzählung der dabei Statt findenden Vorgänge schließt der Verf. mit den dem Eingangs Bemerkten sehr einstimmigen Worten: „Wenn die Frage aufgeworfen werden sollte, was nun eigentlich durch diese Stiftung in dem langen

Zeitraume ihres Bestehens gewirkt worden: so kann ich nur auf jene kirchlichen Verrichtungen verweisen, in welchen die Canonici, nach den mäßigen Anforderungen, die in dieser Hinsicht an sie gemacht wurden, sich ihrer Berufspflicht entledigten. Im Uebrigen bedarf wohl nicht bemerkt zu werden, daß unter denjenigen Klöstern der Vorzeit, die im Geiste der Anordnungen des heil. Benedict seit dem 6. Jahrh. der Verwilderung jener Zeiten kräftig entgegenwirkten, unser Moritzkloster wohl kaum mit angeführt werden kann, da es schon mehr den folgenden Zeiten angehörte, wo die Klöster als Wohnsitze der Mäßigkeit und des Fleißes, als Uebungsplätze der Andacht und des stillen Umganges mit Gott, als Erziehungsanstalten für die Jugend und Zufluchtsstätten der Wissenschaften und ihrer Schätze nicht mehr gelten konnten, wo vielmehr der Geist der Zucht und der Eifer eines mit den Uebungen der Andacht wohl zu vereinbarenden wissenschaftlichen und gemeinnützigen Strebens aus denselben gewichen war und in den meisten sowohl männlichen als weiblichen Klosterorden weit mehr das Trachten nach dem Irdischen, als nach dem Himmlischen, weit mehr das Verlangen nach einer sinnlichen Behaglichkeit, als nach einem ungestörten Seelengenusse, weit mehr ein anmaßender und streitsüchtiger Kleinigkeitsgeist, als ein die Welt verleugnender, großartiger und doch demüthiger Sinn herrschte." — Wie sehr die Fortdauer solcher Klöster mit dem Geiste der Reformation im Widerspruche stand, führt der Verf. in den Schlußbemerkungen kurz, aber trefflich aus, wobei auch darauf hingedeutet wird, daß der „Chorgesang" in denselben zu etwas Unnützem wurde, seitdem im Geiste „der evangelischen Liturgie, die nur auf die Erbauung und geistig selbstthätige Theilnahme der ganzen Gemeinde abzweckte," der „allgemeine Kirchengesang" in unserem Cultus die ihm von Alters her gebührende Stelle wiederfand.

Des lehrreichen Anhanges, welchen der Verf. in den Ab-

Abtheilungen beifügte, haben wir im Allgemeinen schon gedacht. Es kann aber für den Werth seiner Schrift noch ein Zeugniß mehr seyn, wenn wir erwähnen, daß in ihm außer Gegenständen, welche sich auf das St. Moritzkloster und dessen Verhältnisse besonders beziehen, auch von vielen anderen die Rede ist, welche ein allgemeines Interesse haben, z. B. von dem Ablaßwesen, vom Banne und Interdicte, von der Maßregel, reich dotirte Pfarrkirchen Stifts- und Klosterkirchen zu incorporiren, von der Stiftung von Hospitälern, von den Bädern im Mittelalter, von Kirchen und Klöstern, als Zufluchtsorten für Verbrecher u. s. w. — Die lithographirten Zeichnungen stellen die Moritzkirche in ihrer jetzigen, aus dem sechszehnten Jahrhunderte herrührenden Gestalt, drei Grabmomente von Männern, die für das Kloster von Wichtigkeit waren und einen Abdruck des Klostersiegels dar.

Sonntägliche Nachmittags-Andachten zur kirchlichen und häuslichen Erbauung von Fr. L. C. Treiße, Pfarrer zu Schwarzhausen. — Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung ꝛc. 2 Tim. 3, 16. Gotha, in Commission bei Karl Gläser. 1834. 16 Gr.

Durch das vorliegende Erbauungsbuch soll, wie der Verf. desselben in der Vorrede versichert, einem längst gefühlten und hin und wieder auch laut ausgesprochenen Bedürfnisse abgeholfen werden. Die Prediger nämlich, denen es entweder an Zeit gebricht, auch für den Nachmittags-Gottesdienst Etwas auszuarbeiten, oder an Geschicke, über einen biblischen Text auch ohne längere Vorbereitung frei zu sprechen oder an Mitteln, sich kostspieligere Werke zu diesem Behufe anzuschaffen; auch wohl

wohl die Schullehrer, die bisweilen den Gottesdienst allein zu versehen haben, sollen durch diese Schrift in den Stand gesetzt werden, die oft so erbauungsleeren Wochen- und Nachmittagskirchen den Gemeinden nützlicher zu machen, als sie es an vielen Orten wohl bis jetzt gewesen sind, wo eben in ihnen weiter Nichts geschieht, als daß ein Lied gesungen und ein Psalm mit veralteten Erläuterungen vorgelesen wird. Vorausgesetzt nun, daß ein solches Bedürfniß wirklich Statt findet und daß es der asketischen Literatur, ungeachtet der großen Menge von Erbauungsschriften, noch immer an einem Werke gefehlt hat, wodurch dasselbe auf geeignete Weise befriedigt werden kann, so dürfen wir allerdings die gegenwärtige Sammlung religiöser Betrachtungen allen Predigern als gut und brauchbar empfehlen, welche zu fruchtbarer Verwaltung ihres Amtes aus irgend einem Grunde fremde Arbeiten nöthig haben. Denn die hier gegebenen 52 Andachten, denen bald alt- bald neutestamentliche Texte untergelegt sind, sind nicht nur kurz und deßhalb für sogenannte Betstunden passend, sondern auch höchst praktisch, voll specieller Beziehungen auf das Leben, im wahren Geiste des Christenthums geschrieben und in einer edlen, gewählten Sprache abgefaßt. Sie beginnen insgesammt mit einem angemessenen Liederverse. Nach wenigen einleitenden Worten wird sodann aus dem Texte ein Hauptgedanke herausgehoben und dieser mit öfterer Berücksichtigung des Textes ohne besondere Angabe einzelner Theile auf die genannte beifallswerthe Weise durchgeführt. Zwar sind nicht alle Betrachtungen von gleichem Werthe; an einigen ist die flüchtige Feder, mit der sie geschrieben sind, kaum zu verkennen, andere sind im Verhältnisse zu ihrem weiten Thema allzu kurz, als daß nicht mancher nahe liegende Gedanke übergangen worden wäre, und hie und da wäre wohl eine strengere Ordnung der Materie zu wünschen gewesen. Im Allgemeinen aber entspricht das Buch seinem besondern Zwecke recht gut, gehört unstreitig zu den bessern

Erscheinungen auf dem Felde der Asketik, und wenn der Verf. in dem Vorworte sagt, daß er, dem Werthe seiner Arbeit selbst mißtrauend, dieselbe nur auf den Rath seiner Freunde herausgegeben habe, so ist diese Bescheidenheit nur um so lobenswerther. Als besonders gelungen glauben wir Andacht 7, 22, 26, 40, 41, 44 und 48 bezeichnen zu können. Und so hoffen wir denn, ohne parteiisch gewesen zu seyn, der Erwartung des Verfs. entsprochen und sein Buch billig beurtheilt zu haben. Da er indeß gleichfalls versichert, daß er wohlgemeinte Bemerkungen darüber mit Aufmerksamkeit vernehmen werde, so erlauben wir uns, ihm Einiges anzudeuten, was er vielleicht bei einer etwaigen Fortsetzung seiner Andachten berücksichtigen könnte. Dahin gehört zunächst, daß er seine Betrachtungen immer über einen besonders angegebenen Hauptsatz anstellt. Denn wenn dieß auch an sich nicht zu tadeln ist, so war es doch wohl gerade hier nicht recht zweckmäßig, indem es, wie wir bereits bemerkt haben, gar nicht fehlen konnte, daß nicht bei der nöthigen Kürze gar Manches unerwähnt bleiben mußte, was zu einer vollständigen und erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes erforderlich war. So behandelt z. B. die 5. Andacht die Frage: Wann, wo und wie soll der Christ beten? Wie ist es möglich, auf noch nicht ganz vier kleinen Octavseiten eine gnügende Antwort auf diese Frage zu geben? So hat die 33. Andacht zum Gegenstande: „Die verlassene Unschuld.“ Wir leugnen nicht, daß darüber schön und ergreifend geredet wird. Aber indem die verlassene Unschuld an manchem Beispiele der Erfahrung treffend dargestellt wird, fehlt doch, was nicht fehlen durfte, eine Nachweisung der Gründe, mit denen sie sich trösten und beruhigen kann. Die 46. Andacht redet „von der Vergeltung.“ Was der Verf. über dieses Viel umfassende Wort sagt, kann in wenigen Minuten gelesen werden. Kann wohl in dieser kurzen Zeit Alles gesagt werden, was zu einem richtigen Verständnisse dieses Wortes, oder zu einer festen Begrün-

gründung des Glaubens an Vergeltung nöthig ist? War es aber nun einmal dem Verf. genehm, besondere Hauptsätze aufzustellen, so durfte auch eine gehörige Scheidung der in ihnen liegenden Gedanken durchaus nicht fehlen; denn auch die Homilie verlangt diese Scheidung, und nur durch sie wird das Fassen und Behalten des Gesagten von Seiten der Zuhörer bedingt. Lieber wären wir aber den Text ohne Weiteres erklärend durchgegangen und hätten daran praktische Nutzanwendungen geknüpft. Der nöthigen Kürze wäre dadurch kein Eintrag geschehen, wohl aber könnte auf diese Weise die biblische Stelle erschöpft und zugleich ein richtiges Verständniß der Schrift befördert werden. Eine andere Ausstellung, die uns ebenfalls nicht grundlos zu seyn scheint, betrifft die Wahl der abgehandelten Gegenstände. Zwar sind dieselben durchgängig einer ernsten Betrachtung werth und praktisch anwendbar. Aber von einem bestimmten Plane hätte sich der Verf. doch wohl sollen dabei leiten lassen. Es würde dadurch mehr Ordnung in das Buch gekommen und die Uebersicht des Ganzen erleichtert werden seyn. Besonders wäre dieß zu wünschen gewesen, wenn sich der Verf. vielleicht veranlaßt finden sollte, diese seine Erbauungsschrift fortzusetzen. Weniger bedeutend, doch nicht ganz zu übersehen ist endlich der Umstand, daß die Sprache des Verfs. zwar immer edel und würdig, aber nicht immer einfach, ruhig und natürlich genug ist. Man vergleiche z. B. die 7. Andacht: „Das Lob des Herrn,“ wo es unter Anderem heißt: An sich hat der Mond kein Licht, unser Tagsgestirn, die Sonne, gibt es ihm, und in wechselnden Gestalten gibt er es uns wieder. Drum kann sich unser Körper nicht an seinem Scheine erwärmen. Aber hehre, himmlische Gefühle des Ewigen gießt seine sanfte und milde Beleuchtung in das Herz des denkenden und fühlenden Menschen. So möchten wir die 13. und 14. Andacht: „Das Halleluja des Frühlings und das Halleluja des Winters“

ters" nicht sowohl religiöse Betrachtungen, als vielmehr dichterische Ergießungen über die diesen Jahreszeiten eigenthümlichen Schönheiten nennen, wodurch das Gefühl in Anspruch genommen, aber für das Leben Wenig gewonnen wird. In der 38. Andacht: „Die Versuchung" wird S. 157 gesagt: Ueberall lauert die Schlange der Versuchung, die Unschuld zu vergiften. Die Triebe der Sinnlichkeit reichen mit schmeichelnder Miene die verbotene Frucht dir hin und rühmen ihre Süßigkeit. Viele siehst du dieselbe genießen, ohne daß augenblickliches Verderben sie trifft. Freundlich laden sie zum Mitgenusse dich ein. Nur ein Mal willst du ihn kosten den lieblich zu schauenden Apfel; — ach, thue es nicht! u. s. w. Der einfache Landmann (denn für Landgemeinden ist wohl dieses Erbauungsbuch besonders berechnet) verlangt zwar in unseren Tagen auch eine gehobene Diction und der Verf. beweist durch seine Sprache recht wohl, daß er die Würde der Sache und des Ortes zu schützen weiß; aber wir zweifeln, ob sich der gemeine Mann durch solche Stellen wird angesprochen fühlen; auch möchten wir wohl behaupten, daß die Sünde mit den angeführten Worten fast allzusüß geschildert wird. — Dieß ungefähr ist es, was wir in dem vorliegenden Buche auszusetzen haben. Wir sind übrigens, wie gesagt, von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt, können es daher mit gutem Gewissen empfehlen und hoffen nicht ohne Grund, daß der Verf. durch die Herausgabe desselben manches Gute stiften werde.

Zeitschrift für evangelisches Christen= und Kirchenthum, für Geistliche und gebildete Verehrer Jesu. — In Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgegeben von Fritzsche, Jacobi, Gieseler, Klein, Schuderoff sen. und jun. und Wohl-

Wohlfarth. — (Erster Jahrgang.) — Zweiten Bandes erstes, zweites und drittes Doppelheft. Eisenberg bei Schöne, 1834.

Es macht uns Vergnügen, zu bemerken, daß diese Zeitschrift nach Ausweis des vorliegenden Bandes im Fortschritte zum Bessern begriffen ist und daß die Herausgeber sichtbar bemüht gewesen sind, den in Bezug auf eine sorgfältigere Auswahl ihres Inhaltes, bei der Anzeige des ersten Bandes ausgesprochenen Wünschen (kr. Pr. Bibl. XV. 6. S. 899 ff.) nachzukommen. In den vier Rubriken derselben (I. wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze; II. Predigten, Reden und Poesieen; III. literarische Anzeigen; IV. Miscellen) ist dieß Mal fast Alles seiner Stelle werth und Mehreres selbst ausgezeichnet.

Zu der ersten hat D. J. Schuderoff einen Aufsatz geliefert, welcher in seiner klaren und kräftigen Weise gegen Bretschneiders Aphorismen in der A. K. Z. das „Verlangen unserer Zeit nach kirchlicher Repräsentation" in Schutz nimmt und zu diesem Behufe das Unhaltbare und Bedenkliche der von Letzterem aufgestellten Behauptung darthut: daß das kirchliche Leben, in wiefern es ein Theil des Nationallebens geworden sei, lediglich der Bestimmung des Staates d. i. des Regenten und der Reichsstände unterworfen werden müsse. Das Interessante der dagegen erhobenen Einrede verstärkt sich durch die neuesten Erfahrungen, welche da zu machen waren, wo über kirchliche Angelegenheiten von sogenannten christlichen Volksvertretern oder gar durch ein bloßes: De par le Roi entschieden wurde und je aufmerksamer man dem Verf. folgt, desto mehr fühlt man sich gedrungen, die Begriffsverwirrungen zu beklagen, auf denen zuletzt die Meinung derer beruht, welche, wie v. Ammon spricht, „den Staat vergöttern, um die Kirche zu entwürdigen und sie zu einer Armenschule der Policei herab-

herabzudrücken." Wir lassen es an einer einzigen Aeußerung des Verfs., den wir hier überall der richtigen Mitte treu gefunden haben, genug seyn, an folgender: „Wie aber diejenigen, welche keine mit absoluter Gewalt bekleideten und im Namen des Regenten und seiner vielleicht unkirchlichen, oder doch der kirchlichen Nationalbedürfnisse unkundigen, Stände befehlenden Collegien mögen, sondern reifliche Erwägung und Vorberathung mit kirchlichen Beamten beantragen, in den Verdacht des Anstrebens einer, wenn auch nur als „temperirt" bezeichneten „Hierarchie" gezogen werden mögen, ist schwer einzusehen. Wie, wenn man der Opposition Schuld gäbe, sie begünstige, sich selbst täuschend, den staatlichen Absolutismus oder habe das Herrscheln selbst lieb: würde man ihr nicht ungerechter Weise wehe thun?" Hätte übrigens der Verf. seine wissenschaftliche Auseinandersetzung durch geschichtliche Hindeutungen erläutern wollen, so würde ihm bei Berührung des in dieser Sache vorgeschobenen hierarchischen Popanzes die Frage sehr nahe gelegen haben: wie sich doch dieser z. B. auf der letzten badischen General-Synode geäußert habe, auf welcher durch die vereinte Arbeit christlicher Geistlichen und christlicher Kirchenglieder (Laien) so viel Treffliches zum Vorschlage kam und von der Regierung vollständig genehmigt wurde. — Prof. Schmieder beendigt hier seinen schon als vorzüglich bezeichneten Aufsatz über die religiöse Fortbildung (als eine wichtige Angelegenheit für alle Stände und für jedes Alter) und hebt darin besonders das fortwährende „Einleben in die religiösen Wahrheiten und Ueberzeugungen" hervor, in deren Aneignung Keiner lässig werden dürfe. — In einem Aufsatze über den Religions-Unterricht in niederen Bürger- und Landschulen überhaupt und den Confirmations-Unterricht in's Besondere nimmt ein Ungenannter (H.) das wenig Zusammenstimmende des lutherischen Katechismus und anderer Lehrbücher zu einem lebendigen Ganzen nicht mit Unrecht in Anspruch,

über-

übersieht aber, daß sein eigener darauf bezüglicher Vorschlag (I. Was hat Christus gelehrt von Gott? II. von dem Menschen? III. von sich selbst im Verhältnisse zu Beiden?) ein sehr unlogisches Hysteronproteron geben würde, indem doch wohl von der Person, der Würde &c. Christi eher die Rede seyn muß, als von der Lehre desselben. Wie schwer scheint doch noch immer das Einfachste einzugehen, das Geschichtliche und das Religiöse des christlichen Unterrichts zu scheiden, Jenes vorausgehen zu lassen, Dieses aber durch dasselbe zu erläutern und praktisch zu machen! — Der Aufsatz des D. Wohlfarth über die Reife und Unreife der Zeit für Reformen in kirchlicher Hinsicht, spricht mit manchem überflüssigen Worte die Hoffnung aus, daß die Idee einer Vertretung der Kirche früher oder später ihre Verwirklichung doch finden werde, unterläßt es aber, sie näher zu begründen. — Rector Schwepfinger bringt in seinem Aufsatze über das Verhältniß der Kirche und Schule zum Staate auf eine innigere Verbindung des Lebens in Beiden, als bis jetzt Statt finde, wird aber nicht überall klar und fordert zuweilen auch wohl Unthunliches. — In einer kleinen Abhandlung führt D. E. Schuderoff das Vorurtheil: als ob die Rationalisten nur kalt und trocken predigten, auf sein Nichts zurück, indem er sich Theils auf Beispiele beruft, welche dagegen zeugen, Theils die innere Ergriffenheit von dem, was Einer vorträgt, als die hauptsächlichste Bedingung eines warmen und ansprechenden Vortrags geltend macht. Bei einem tiefern Eingehen in die Sache hätte wohl vornehmlich der Irrthum beseitigt werden müssen, als wären die phantastischen Bei- und Nebenwerke, mit denen das supranaturalistische System die reine christliche Wahrheit umkleidet, der rednerischen Darstellung günstiger, als letztere selbst und allein, und derjenige z. B., welcher das Weltgericht im Geiste apokalyptischer Anschaulichkeit schildert, im Vortheile vor dem, der die einfache Vergeltungslehre mit dem aus ihrem

innern

innern Wesen hervorgehenden Ausdrucke vorträgt. Zu Folge dieses Irrthums sucht man immer die Schaale für kräftiger auszugeben, als den Kern. Sonst kennt der Verf. das eigentliche Wesen des Rationalismus genau, was sich gar Vielen, die von ihm sprechen, nicht nachrühmen läßt, und ebenso erklärt er auch das unbiblische, durch einen Uebersetzungsfehler gewonnene Sprüchlein der Supranaturalisten vom Gefangennehmen der Vernunft unter dem Glauben ganz richtig dahin, daß dieser Glaube nur von den von Menschen willkürlich erdachten Satzungen zu verstehen sei. — In einem zweiten Aufsatze beantwortet D. Wohlfarth die Frage: Worin eigentlich das Werk der Erlösung durch Jesus Christus bestehe? Mit Recht weist er dabei auf Lehre, Leben und Leiden desselben hin, wenn er aber den heil. Geist, den er gewähre, und die Kirche, die er stiftete, zu den Erlösungsmitteln rechnet, so ist zu bemerken, daß Jener nur die tropische Bezeichnung und diese die factische Bedingung der an Lehre, Leben und Leiden Jesu geknüpften Erlösungskraft ist, nicht aber sie selbst enthält. Auch ist der bildliche Ausdruck: Erlösung, hier durchweg im einseitigen dogmatischen Sinne, nicht aber im weitesten biblischen Sinne genommen, wo er bekanntlich außer dem Freiwerden von der Sünde, auch das Freiwerden vom Irrthume, dieser fruchtbaren Mutter der Sünde, und von jeder Art des geistigen Elendes bezeichnet. — Ueber die Hoffnung besserer Zeiten spricht H. v. K. nicht eben tiefgeschöpfte, aber herzliche und wohlthuende Worte. Das Ganze hat mehr die Weise einer Predigt, als einer Abhandlung. — Pfarrer Brehm bestimmt im letzten Aufsatze die Art: wie der Geistliche die seine Zuhörer betreffenden traurigen Ereignisse zur Sprache bringen soll, verständig und gut. Seine Worte scheinen zunächst an einen Predigerconvent gerichtet gewesen zu seyn. —

In der zweiten Rubrik finden sich zwei Predigten von Marezoll, unter denen die zweite (die Gefahren unserer Zeit) mehr

mehr befriedigt, als die erste (es gibt keinen Ersatz dafür, wenn der Mensch an seiner Seele Schaden nimmt); — eine sehr oberflächliche und kalte von Schwabe (daß die Religion der Kirche nicht entbehren könne); — eine wohl durchdachte und trefflich ausgeführte von Zeh (daß das Gewissen abhängig ist vom Wissen), worin wir nur einige Ausdrücke bestimmter gefaßt sehen möchten; — eine Jubelfestpredigt am 25. Juni 1830 gehalten von Wohlfarth, deren sonst erbaulicher Inhalt dem Leser durch das Uebermaß ihrer ohne Noth gesperrt gedruckten Worte und Stellen verleidet wird; — eine Aerntepredigt von Moser (der Gang unserer Aernte gleicht dem Gange unseres Lebens), welche viel Erquickliches hat; — eine Orgelweihpredigt von Müller, worin das Nöthige kurz, aber kräftig gesagt wird; — eine Reformationspredigt von Schunderoff jun., welche ihren Hauptgedanken (das Wesen und die Anwendung der durch die Reformation gewonnenen Freiheit) wohl für den denkenden Leser, nicht aber für den ungebildeten Hörer hinreichend erörtert, — und eine von v. Hohleben (über das Trostreiche und Ermuthigende des Glaubens an ein ewiges Leben) voll Klarheit und Wärme. — Unter den Reden nimmt die von Sachse, bei der Ordensfeier im Residenzschlosse zu Altenburg gesprochen, die erste Stelle ein. Sie hat die dem Predigtamte nur erst von dem Eitelkeitssinne des gegenwärtigen Zeitalters gestellte Aufgabe zu lösen, eine Ordensfeier (hier des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Hausordens) unter den religiösen Gesichtspunct zu stellen und thut dieß auf die gelungenste Weise. Die durch das Ordenszeichen selbst veranlaßte Hindeutung auf den Werth der Haupteigenschaft, welche der Geschichte nach Herzog Ernst der Fromme mit der gewandtesten Sorgfalt für das irdische Interesse seiner Person und seines Hauses zu verbinden verstand, sowie auf den Werth der Treue und Beharrlichkeit im Staatsdienste, macht das wesentlichste Moment der Rede aus und der Verf. führt es vortrefflich

trefflich durch. Wir möchten bei diesem Anlasse bemerken, daß es wohl der Mühe lohnte, an Ordensfesten auch ein Mal die Nachtheile zur Sprache zu bringen, welche das Ordenswesen für die Denkungsart und das Verhalten der dabei Betheiligten hat, nachdem uns so manche Ordensfestrede nur immer von dem angeblich Vortheilhaften desselben zu unterhalten beliebte. Andere gute, rein kirchliche Reden haben beigesteuert Löwe, C. Schnderoff, Schmeißer, S. H. und Andreä. — Der verlorne Sohn in 7 kleinen dichterischen Darstellungen von Schottin wird auch seine Leser finden, obgleich Viele die charakteristische Sitte der Zeit nicht lieben, die schlichte Kraft des Evangeliums im metrischen Schmelztiegel verdampfen zu lassen.

Die dritte und vierte Rubrik, besonders die letztere (Miscellen), enthält viel Gutes und Lehrreiches, und da forthin diese Zeitschrift zu unbestimmter Zeit erscheint und sich hierdurch in der Auswahl ihres Inhaltes eine größere Freiheit sichert, so ist zu erwarten, daß sie von Tage zu Tage mehr Beifall und Eingang finden werde.

Die christliche Lehre vom Glauben. Mit einer Beilage über die sogenannte Erbsünde. Eine biblische Entwickelung von D. David Schulz, Senior der evangelisch-theologischen Facultät und Consistorialrathe in Breslau. Neue Bearbeitung der Schrift: Was heißt glauben und wer sind die Ungläubigen? Leipzig bei J. A. Barth. 1834. XII u. 296 SS. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine allseitige Untersuchung über Begriff und Wesen des Glaubens ist zu unserer Zeit in doppelter Hinsicht ein nützliches und dankenswerthes Unternehmen. Ein Mal nämlich gibt

gibt es innerhalb der Kirche eine große Menge von Theologen sowohl als Laien, welche im alleinigen Besitze des echten Glaubens zu seyn vorgeben und vom blindesten Eifer für denselben beseelt sind, in der That und Wahrheit aber vom wahren Begriffe und Wesen des Glaubens nicht die entfernteste Ahnung haben; denn sobald man die Merkmale ihres vermeintlichen, nicht einmal durch die Auctorität symbolischer Bücher bestätigten Glaubens in einen Begriff zusammenfaßt, würde es kein anderer als dieser seyn: gedächtnißmäßiges, theoretisches Fürwahrhalten der in den symbolischen Büchern angeblich als biblisches Christenthum niedergelegten Satzungen der Kirche, welches jede eigne, freie, vernünftige Prüfung geradezu ausschließt und jeden über diesen oder jenen Punct anders Denkenden seines Rechts auf den Namen eines Gläubigen und eines Christen für verlustig erklärt. Es bedarf wohl kaum noch einer Erinnerung, daß diesem Begriffe zu Folge der Umfang der dem Bereiche des Glaubens angehörigen Objecte auf's Ungebührlichste erweitert, daß jenes unbedingte, blinde Fürwahrhalten nicht bloß auf eine Menge rein willkürlicher, phantastischer und logisch sich widersprechender Lehrbestimmungen über die Geheimnisse der übersinnlichen Welt, sondern zugleich auch auf rein historische Thatsachen und sogar mythische Sagen ausgedehnt und sonach der rationale (moralische, religiöse) Glaube mit dem historischen und Auctoritätsglauben vermischt wird. *) Eine unbefangene psychologische und erkennt-

*) Sehr zu beachten ist die Folgerung, welche Hr. D. Schulz in der anzuzeigenden Schrift S. 46 aus dem pseudoevangelischen Glaubensbegriffe zieht, daß, „wenn zu Folge der gewöhnlichen (d. i. pseudoevangelischen) Teufelsidee dem Satan nothwendiger Weise eine vollständigere und gewissere Notiz von Gottes ewigem Verhältnisse, Offenbarung und Wirkungsart beiwohnen muß, als dem sterblichen Menschen, jener unter den Gottesgläubigen dieser Zeit leicht als der Allergläubigste erscheinen dürfte.“

kenntniß-theoretische Betrachtung dagegen setzt es außer Zweifel, daß der wahre religiöse Glaube unabhängig von aller historischen Ueberlieferung lediglich nur in der Ueberzeugung von der Realität der in uns liegenden Ideeen des Uebersinnlichen und Ewigen und unseres Verhältnisses zu demselben (Hebr. 11, 1.) bestehen kann. Eines Beweises im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes kann der Natur der Sache nach diese Glaubensüberzeugung nicht fähig seyn und darum ist mit vollem Rechte schon von Alters her der Glaube dem Schauen (2 Kor. 5, 7. vergl. mit 1 Kor. 13, 12.) und Wissen entgegengesetzt worden. Darum aber darf der wahre Glaube nicht mit prüfungslosem, blindem Fürwahrhalten verwechselt werden, sondern er findet in dem Wesen und in den Gesetzen unserer geistigen, namentlich sittlichen Natur, in Thatsachen unseres Bewußtseyns, in unabweisbaren, heiligen Bedürfnissen unseres Innern seine hinlängliche Begründung und wird dadurch zur zweifellosen Gewißheit. Es versteht sich sonach von selbst, daß wahrer Glaube nichts Gedächtnißmäßiges, Starres und Todtes, sondern lediglich eine lebendige, urkräftige, Willen und Gefühl im tiefsten Grunde erregende, zum innersten Lebensprincipe sich gestaltende Ueberzeugung seyn kann. Wie nun das wahre Wesen des Glaubens gerade von denen, die dieses Wort beständig auf der Zunge führen, am Meisten verkannt wird: so hat der von uns aufgestellte Begriff, welcher den Resultaten der kritischen Philosophie entnommen, jetzt wohl von den unbefangensten Theologen und Philosophen recipirt ist, an vielen neuern Philosophen heftige Gegner gefunden. Es ist nämlich, wie bekannt, ein Grundgedanke der hegel'schen Philosophie, daß eine allgemeine, im Wesen der menschlichen Natur begründete Nothwendigkeit des Glaubens nicht behauptet werden könne, daß derselbe vielmehr nur ein niederer Grad des religiösen Bewußtseyns für die Ungebildeten sei und sich in der bloßen Vorstellung bewege, während es gar keine absolute Schranken für die

die Erkenntniß des Menschen über das Göttliche gehe, vielmehr, nachdem die Gottheit in Hegel zum vollkommensten Selbstbewußtseyn gelangt sei, jeder Philosoph zum absoluten Wissen über das Unendliche, von der Vorstellung zum Begriffe oder zur Idee sich zu erheben habe. Wie nun in dieser Philosophie die Ideen des persönlichen Gottes, der menschlichen Freiheit und der persönlichen Fortdauer der individualen Seele nach dem Tode des Leibes, die Träger aller Religion, gänzlich annihilirt worden sind, ist hinlänglich bekannt, woher es auch hauptsächlich kommen mag, daß die hegel'sche Philosophie, obschon ihr die äußern Stützen, auf denen sie sich erhob, geblieben sind, dennoch ihrem Untergange immer mehr und mehr entgegengeht und daß neuerdings sogar aus ihrem eignen Schooße einige namhafte Gegner derselben aufgetreten sind. Letztere haben nun zwar die Irreligiosität, Trostlosigkeit und wissenschaftliche Unhaltbarkeit des schelling-hegel'schen Pantheismus erkannt; sind jedoch weit entfernt, ihn für das, was er wirklich ist, nämlich für eine Verirrung des philosophirenden Verstandes zu halten, sondern ehren in ihm einen naturgemäßen und nothwendigen Durchgangspunct zur weitern Fortbildung der Philosophie, indem sie aus ihm für die letztere zwei bleibende Hauptresultate gewonnen zu haben glauben, nämlich erstens die Möglichkeit, zu einem absoluten Wissen vom Göttlichen zu gelangen, zweitens aber, die Fähigkeit der kirchlichen Dogmen als absolut wahre philosophisch gerechtfertigt und begriffen zu werden, in welcher letztern Beziehung es freilich kein gutes Vorurtheil erwecken kann, daß sowohl katholische als protestantische Theologen sich jener Philosophie auf gleiche Weise zur Rechtfertigung und apriorischen Construction ihrer Kirchenlehre bedienen. Ganz davon abgesehen, daß es diesen jüngern aus der hegel'schen Schule hervorgegangenen Theologen und Philosophen an der Consequenz und scholastischen Schärfe ihres Meisters gebreche, daß ihre Modificationen der ältern Lehre

noth-

nothwendiger Weise ebenfalls auf Pantheismus und Fatalismus hinauskommen, muß jede philosophische Ansicht, welche die Schranken der menschlichen Erkenntniß nicht achtet, indem sie das, was sie verspricht, nämlich vollständiges Begreifen des Göttlichen und seines Verhältnisses zur Welt, schlechterdings nicht geben kann, nothwendiger Weise zum trostlosesten Unglauben führen. Damit soll jedoch keineswegs geleugnet werden, daß das philosophirende Subject innerhalb der genannten Schranken seine Erkenntniß vom Göttlichen in bestimmte, wenn auch oft nur negative Begriffe fassen und in solchen darstellen könne; nur wird der besonnene Wahrheitsforscher sich niemals anmaßen, das über das endliche Erkenntnißvermögen hinausliegende Unerforschliche demonstriren und begreifen zu wollen; er wird, mit Einem Worte, auch gewisse Geheimnisse des Glaubens (die jedoch keineswegs mit den Glaubensmysterien der kirchlich-positiven Dogmatik verwechselt werden dürfen) anerkennen, als da sind das Geheimniß über das Wie der Weltschöpfung, die Pläne der Vorsehung, das Verhältniß der göttlichen Allmacht und Allwissenheit zur menschlichen Freiheit, die Beschaffenheit unseres physischen Zustandes nach dem Tode rc., wird sich aber dabei stets der Gründe bewußt seyn, warum er über diese Puncte Nichts zu entscheiden vermöge. Treffend bemerkt auch in dieser Beziehung der würdige Verf. der anzuzeigenden Schrift S. 209: „Bescheiden wird auch der Weiseste (und der wird es am Ersten) sich der Schranken aller menschlichen Erkenntniß bewußt bleiben und sie eingestehen. In allen Gebieten der Forschung und Wissenschaft stoßen wir auf Mysterien, die, wie es scheint, kein Sterblicher hienieden je enthüllen wird und in den höchsten Regionen des Geistes, in den Tiefen der Seele, in dem Gebiete der Religion und des Glaubens, da wir es mit lauter übersinnlichen Dingen zu thun haben, sollte Jemand Alles mit der beschränkten Kraft seines Geistes auszumessen und zu durchschauen im Stande seyn? — 1 Kor. 13, 9."

Absichtlich haben wir uns bei diesen Vorbemerkungen Etwas länger verweilt, da der ehrwürdige Verf. in der Einleitung die Nothwendigkeit der Abfassung seiner höchst zeitgemäßen und schätzbaren Schrift bloß mit dem leidigen Treiben der von uns gleich vorn herein geschilderten falschen Glaubenspropheten rechtfertigt, die philosophischen Gegner des Glaubens aber unerwähnt läßt. Diese in ihrer ersten Auflage vom Jahre 1830 bereits in unserer Zeitschrift Bd. XIII. H. 3. S. 394 ff. von einem andern Recn. mit Recht rühmlichst beurtheilte, jetzt in einer schnell erfolgten **zweiten** Auflage uns vorliegende Monographie liefert den augenscheinlichen Beweis, daß, je weiter der Aberglaube um sich greift und je kecker seine Ansprüche werden, die Wahrheit nur um so rüstigere und kräftigere Vertheidiger findet und um so klarer und herrlicher sich offenbart. **Eintheilung** und **Hauptresultate** sind auch in dieser zweiten Auflage ganz dieselben geblieben und da sie Rec., nach dem ungewöhnlichen Beifalle, welchen die erste Auflage gefunden hat, zu schließen, hier als bekannt voraussetzen kann, indem sie auch schon in der krit. Pred. Bibl. a. a. O. bereits mitgetheilt worden sind: so kann er sich einer genauern Nachweisung derselben überheben und seine Bemerkungen auf einzelne Puncte der Schrift beschränken. Im Allgemeinen wollen wir so Viel bemerken, daß die bessernde und ergänzende Hand des Hrn. Verfs. zwar überall sichtbar ist, am Meisten jedoch im zweiten und dritten Abschnitte, von denen jener es mit der reinsprachlichen Untersuchung über πίστις, πιστεύειν und die damit verwandten Redensarten zu thun hat, dieser dagegen vom „wahren Gottesglauben" handelt. — Auch das Aeußere der Schrift zeichnet sich in dieser zweiten Auflage vor der ersten vortheilhaft aus, namentlich durch größeres Format, größern Druck und weißeres Papier. Die am Ende der Schrift beigegebene Nachweisung aller in derselben aus dem N. T. citirten Stellen ist jeden Falls eine dankenswerthe Beigabe.

Unsere

Unsere im Einzelnen zu gebenden Bemerkungen beschränken sich im Wesentlichen auf Folgendes: Der Hr. Verf. nennt die Schrift „eine biblische Entwickelung." Dieser Name läßt eine rein exegetische oder biblisch-theologische Arbeit erwarten, doch hat Hr. D. Schulz auch viele philosophische Bemerkungen eingeflochten. Es wäre aber für die Untersuchung wohl zweckmäßiger und vortheilhafter gewesen, wenn er Beides mehr geschieden, namentlich aber eine psychisch-anthropologische Vorbereitung über Begriff, Wesen und Nothwendigkeit des religiösen Glaubens und über seinen Unterschied vom Wissen, vom historischen, vom Auctoritäts- und vom Aberglauben, deßgleichen über den Unglauben gegeben hätte. Daran hätte sich dann die Hauptuntersuchung über die biblische πίστις schließen und in einem dritten Theile hätte dann die Erörterung über das Verhältniß der rein philosophischen und rein historischen Ergebnisse beigefügt werden können. — Im ersten Theile der Einleitung, in welchem Hr. D. S. sein Unternehmen rechtfertigt und darum auch vom falschen Glauben spricht, wäre eine kurze Berührung des Begriffs vom seligmachenden Glauben in unseren symbolischen Büchern nicht unzweckmäßig gewesen, indem derselbe, wenn auch weder vernunft- noch schriftgemäß, doch jeden Falls vor dem Glauben, den die katholische Kirche oder die neuen Pietisten fordern, sich vortheilhaft auszeichnet. — S. 17 hat sich der Verf. über das Wesen des Christenthums also erklärt: „Seine Stiftung war nicht sowohl eine neue Lehre, als eine Anstalt für's Leben, nämlich Bildungsanstalt zur Frömmigkeit, deren Mitglieder durch innige, aber freie Geistesanschließung an ihren Stifter unter der Idee des Gottesreiches, nicht durch eine besondere Glaubenstheorie verbunden seyn sollten." Es ist nicht zu leugnen, daß mit dieser Bemerkung das eigenthümliche Wesen des Christenthums weit tiefer gefaßt ist, als es von denen geschieht, die dasselbe zu einseitig als Lehre allein ansehen;

jedoch

jedoch ist auf der andern Seite auch nicht zu verkennen, daß die Meisten derjenigen Theologen und unter ihnen auch unser Verf., welche das Evangelium mit Recht als Lebensanstalt und Gottesreich anerkennen, dasselbe zu wenig nach seinem doctrinalen Gehalte, nach seinem Verdienste um die religiöse Erleuchtung der Menschheit hervorheben. Allerdings ist das Christenthum nicht als ein bestimmtes philosophisches System an das Licht getreten; als solches hätte es auch nimmermehr zur Weltreligion werden können. Aber als eine religiöse Anstalt muß es doch, wie jede andere Anstalt, auf bestimmten Ideeen fußen, die aber immer Sache des Erkennens bleiben werden. Mögen sich auch von allen christlich-religiösen Ideeen die Prämissen bereits im Juden- oder im gebildeten Heidenthume nachweisen lassen, wie dieß auch nicht anders seyn konnte, wenn das Evangelium erst „in der Zeiten Erfüllung" offenbart und von der Menschheit mit freier Selbstthätigkeit ergriffen werden sollte: so bleibt es doch immer das eigenthümliche Verdienst desselben, jene Ideeen in ihrer höchsten Vollendung offenbart, in jeder allgemeinfaßlichen, jedes unverdorbene Herz ansprechenden Form dargelegt und, während sie vorher meistens nur das Eigenthum Einzelner waren, zum Gemeingute der Menschheit gemacht zu haben. Daher verträgt sich auch das Christenthum mit jeder gesunden Philosophie, als deren nothwendige Merkmale Hagenbach in seiner theologischen Encyklopädie ganz richtig die angibt, daß sie irgendwie einen Unterschied zwischen Gott und Welt, zwischen Geist und Materie, zwischen Nothwendigkeit und Freiheit statuire. Jede Philosophie dieser Art wird auch die religiösen Ideeen des Christenthums als die ihrigen anerkennen müssen, während die Art und Weise, wie sie dieselben wissenschaftlich begründet, eben nur wissenschaftliches Interesse hat, in praktischer und religiöser Beziehung aber gleichgiltig ist. — Sehr wichtig für eine richtige Ansicht vom Ansehen

und

und dem Gebrauche der neutestamentl. Schriften ist die S. 31 ff. gemachte Bemerkung, daß dieselben alle nur gelegentlichen Ursprungs gewesen und ursprünglich Nichts weniger als den Zweck gehabt hätten, zum Gebrauche künftiger Jahrhunderte zu dienen und daß im Urchristenthume das lebendige Wort der Verkündigung und das thatkräftige Wirken für die Verbreitung und Entwickelung des Gottesreiches, keineswegs das Schreiben von Religionsurkunden als Hauptsache gegolten habe, damit will der Verf. keineswegs die Nothwendigkeit des Gebrauches der Bibel als schriftlicher Urkunde zur Einsicht in das Christenthum als eine positive Religion für unsere Zeit bestritten haben. Denn ohne heilige Schriften wäre ja das Christenthum allen möglichen Fälschungen ausgesetzt und liefe Gefahr, mannigfach getrübt zu werden oder gar zu verschwinden, wie dieses die Vernachlässigung des Schriftgebrauches in der katholischen Kirche zur Gnüge beweist. Auch in dieser Beziehung gibt der Verf. S. 40 ff. sehr gute Bemerkungen, denen Rec. nur noch dieses beifügt, daß gerade jener gelegentliche Ursprung des N. Ts. am Meisten geeignet ist, den urchristlichen Geist uns in ungetrübter Reinheit zu zeigen, während die Apostel, wenn sie gewußt hätten, welchen Gebrauch man noch in den spätesten Tagen von ihren Schriften machen würde, dieselben gewiß in ganz anderem Geiste abgefaßt und ihre religiösen Ansichten zu rechtfertigen gesucht haben, dadurch aber in's Dogmatisiren verfallen seyn würden. — Unrichtig ist die S. 122 aufgestellte Behauptung des Hrn. D. S., daß die biblischen Schriftsteller den Christusglauben und die davon abhängige Erlösung nie an einzelne Momente des Lebens Jesu geknüpft hätten. Denn Röm. 3, 25. wird dieser Glaube auf den Tod (πίςις ἐν τῷ αἵματι αὐτοῦ) und Cap. 10, 10. auf die Auferstehung Jesu bezogen. Ebenso wenig können wir dem Verf. in Erklärung der Stelle Röm. 3, 26. beistimmen; denn δικαιοσύνη, hier von Gott gebraucht, kann nach dem Zusammenhange nicht Gute-

heit,

heit, sondern nur Gerechtigkeit im richterlichen Sinne bedeuten. Ueberhaupt aber dürfte der Verf. zu weit gehen, wenn er S. 161 ff. die apostolische Vorstellung von einem stellvertretenden Sühnopfer im Tode Jesu aus dem N. T. ganz entfernen will. Allerdings kann die Partikel ὑπέρ, auf deren Vieldeutigkeit er sich beruft, an sich Nichts entscheiden, wohl aber führt eine ungezwungene Exegese in vielen Stellen (z. B. Röm. 5, 20. Ephes. 5, 2. 1 Petr. 1, 19. 1 Joh. 1, 7. 2, 2. 4, 10., viele Stellen des Hebräerbriefes u. s. w.) auf jene Vorstellung hin, sowie sich auch recht gut nachweisen läßt, wie die Apostel auf sie gekommen sind. Wohl aber entbehrt sie im N. T. aller dogmatischen Bestimmtheit und scholastischen Subtilität, mit welcher sie seit Anselmus Zeit in der Kirche ausgebildet, in unseren symbolischen Büchern vorgetragen und noch heutzutage von den Neuevangelischen behauptet wird, daher die Bibellehre auch aller sittenverderblichen Consequenzen ermangelt, welche sich aus der Kirchenlehre ziehen lassen. Es wäre daher zweckmäßiger gewesen, wenn Hr. D. S. in dieser Beziehung zwischen der Ansicht des authentischen und apostolischen Christenthums genauer geschieden hätte, da es sich bis zur höchsten Evidenz, namentlich aus der Parabel vom verlornen Sohne, nachweisen läßt, daß Jesus die Vergebung der Sünden einzig und allein durch aufrichtige Reue und wahre Besserung bedingt sich dachte. Auch bemerkt der Hr. Verf. S. 160 sehr richtig, daß Jesus nach den Evangelienberichten bereits vor seinem Tode öfters die trostvolle Versicherung gibt: „Dir sind deine Sünden vergeben,“ dabei aber nirgends, wäre es auch in noch so kurzen Andeutungen, dieselbe an seinen erst noch künftig zu erduldenden Tod knüpft.

Auch die treffliche Beilage „Schriftmäßige Beurtheilung der Lehre von der Erbsünde“ S. 224—284 hat nicht unbedeutende Bereicherungen erhalten. Wie in dem Bretschneider'schen Buche „Grundlage des evangelischen Pietismus“

so

so wird auch hier mit so zwingenden, unwiderleglichen Gründen die Schriftwidrigkeit jenes Dogma's nachgewiesen, daß, wer der Wahrheit nicht gar zu hartnäckig das Ohr verschließen will, dem Verf. ohne Weiteres beistimmen muß. Nur wünschten wir eine noch genauere Berücksichtigung der alttestamentlichen Stellen, vorzüglich der Erzählung in der Genesis. Namentlich wünschten wir, daß der Verf. S. 232, wo er Die von den pseudoevangelischen Zeloten zurechtweis't, welche behaupten, daß unter der in der Genesis erwähnten Schlange der Teufel zu verstehen sei, auf den Selbstwiderspruch aufmerksam gemacht hätte, dessen sich jene Theologen bei Erklärung von 1 Mos. 3, 15. schuldig machen. Da nämlich von Nachkommenschaft des Teufels im eigentlichen Sinne nicht die Rede seyn kann, so sehen sich jene Erklärer genöthigt, den Ausdruck „Saamen der Schlange" unter Berufung auf Matth. 13, 38. 39. Joh. 8, 44. allegorisch von den Dämonen oder von bösen Menschen zu verstehen, während sie doch die ganze Urkunde und in dieser auch den Gegensatz zu jenem Ausdrucke, Weibessaamen, buchstäblich erklären, mithin gegen eine hermeneutische Hauptregel gröblich verstoßen. Mit dieser Bemerkung wurden die orthodoxen Erklärer bereits vor 50 Jahren gedrängt, doch gilt auch hier das bekannte: Numquam satis dicitur, quod numquam satis discitur.

So können wir nur wünschen, daß diese treffliche Schrift, die nicht nur von der Gelehrsamkeit ihres Verfs. ein rühmliches Zeugniß ablegt, sondern zugleich auch als Erguß eines religiösen Gemüthes zu betrachten und in sehr blühender Sprache geschrieben ist, auch in dieser zweiten, verbesserten Auflage ihren reformatorischen Zweck erreichen und recht weit, namentlich in allen Predigerlesezirkeln, verbreitet werden möge.

Er=

Erbauliche und belehrende Betrachtungen über das Gebet des Herrn. Erbauungsbüchlein für christliche Leser von T. Hugues, evangel. reform. Prediger. Celle, E. H. C. Schulze'sche Buchhandlung. 1832. 12 Gr.

Ein Erbauungsbuch, welches sich zum besondern Zwecke setzt, das Gebet des Herrn zu erklären und nachzuweisen, wie es recht gewürdigt und verständig angewendet werden müsse, mag allerdings als nothwendig erscheinen, wenn man erwägt, wie oft dieses Gebet im Allgemeinen gesprochen, wie es namentlich von dem gemeinen Manne fast bei jeder Gelegenheit gebraucht und wie es eben deßhalb nur allzu häufig gedanken- und erbauungslos verrichtet wird. Und so würden wir denn die vorliegende kleine Schrift des Verfs. gern allen Denen zur fleißigen Benutzung empfehlen, die über den wahren Sinn und rechten Gebrauch des V. U. sich belehren wollen, wäre sie nur durchaus von einer solchen Beschaffenheit, daß wir dieß in jeder Hinsicht mit gutem Gewissen thun könnten. Da wir aber, indem wir sie lasen, auf so Manches gestoßen sind, was wir als Irrthum und Vorurtheil bezeichnen müssen, so thut es uns Leid, daß wir uns nicht eben lobend über sie werden aussprechen können. Wir geben zunächst ein kurzes Inhaltsverzeichniß, um zugleich zu zeigen, wie der Verf. seinen Gegenstand ungefähr behandelt hat. Nachdem er in dem Vorworte auf die durch unsere trübe und unheilvolle Zeit besonders bedingte Nothwendigkeit des fleißigen Betens aufmerksam gemacht hat, verbreitet er sich in der Einleitung über den Begriff des Gebetes selbst und über die Eigenschaften, die es haben müsse, wenn es auf christliche und gesegnete Weise verrichtet werden solle. Dann folgen acht Betrachtungen über die einzelnen Bitten und die wahrscheinlich erst von den Jüngern Jesu beige-

fügte

fügte Doxologie des N. T., die an die Erklärungen des Heidelberger Katechismus (dessen gesunkenes Ansehen bei dieser Gelegenheit beklagt wird) geknüpft werden und fast durchgehends logisch richtig geordnet sind. So heißt es z. B. in der 4. Betrachtung über die Bitte: Dein Wille geschehe — den Willen Gottes kann nur Derjenige thun, der den Willen Gottes kennt, seinem eignen Willen absagt und sich dazu Kraft erbittet aus der Höhe. Der Wille Gottes wird dann dargestellt als ein heiliger, weiser und liebevoller; der Wille des Menschen dagegen als ein unreiner, ungerechter und zum Verderben führender; und daß wir nöthig haben, uns Kraft von Oben zu erflehen, erhellt daraus, daß die Welt uns lockt, die eigne Lust uns blendet, Gott selbst aber zu solchem Gebete uns auffordert. Dabei redet der Verf., wenn auch schlicht und einfach, doch nicht selten warm, kräftig und eindringlich; und indem er seine Leser auf innere und äußere Erfahrungen verweist und ihnen das Gesagte an einzelnen aus dem Leben genommenen Beispielen anschaulich zu machen sucht, wird seine Darstellung wahrhaft praktisch und erbaulich. Man lese z. B. S. 50, 82, 90—92, die ganze 5. Betrachtung über „Unser tägliches Brod u. s. w.," S. 151 u. 152. Davon abgesehen aber hat er der Kritik zu gerechtem Tadel nur allzu häufige Veranlassung gegeben und sich den gegründetsten Vorwürfen besonders da bloßgestellt, wo er gewisse dogmatische Ansichten geltend zu machen sucht. Wir wollen, um dieß kürzlich darzuthun, die einzelnen dahin einschlagenden Betrachtungen selbst zur Hand nehmen. Schon in dem Vorworte steht eine Behauptung, die wir nicht verstanden haben. Denn wenn daselbst gesagt wird, die Gabe des Gebetes müsse als eine Wirkung des göttlichen Geistes unmittelbar von Gotte kommen, so möchten wir den Verf. wohl um eine nähere Erklärung dieser Worte bitten, da wir selbst einen vernünftigen Sinn in ihnen nicht entdecken können. In der Einleitung ist, wie gesagt, die Rede von den

Eigen-

Eigenschaften, die das Gebet haben muß, wenn es von Gott erhört werden soll. Vermißt aber haben wir dabei Theils eine genaue Begriffsbestimmung, Theils eine deutliche Anweisung darüber, was unter Erhörung des Gebets eigentlich verstanden werden müsse; Theils endlich eine anschauliche Belehrung über den sittlichen Einfluß, den das Gebet auf das menschliche Herz und Leben haben kann und soll. In der 1. Betrachtung über „Unser Vater, der du bist im Himmel" sucht der Verf. zu zeigen, wie trostreich es für den Menschen sei, daß er als Gottes Kind zu Gott beten dürfe. Hier aber stellt er folgende sonderbare, schriftwidrige und selbst moralisch verderbliche Behauptungen auf. „Die Menschen sind nicht von Natur Gottes Kinder, sondern Christus hat sie erst dazu gemacht; durch ihre Sünden nämlich ist ihr Verstand verfinstert, ihr Wille ist ein Sklave ihrer Begierden geworden, und es fehlt ihnen alle eigne Kraft, zu Gott zurückzukehren, von dem sie abgefallen sind; Christus aber hat sie durch sein Opfer versöhnt, um seines Blutes willen vergibt ihnen Gott ihre Sünden, um seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit willen werden sie vor Gotte selbst heilig und gerecht und so Gottes Kinder." Ist denn dem Verf. nicht das Gleichniß vom verlornen Sohne eingefallen, in welchem Jesus selbst deutlich lehrt, daß Gott auch der Vater des sündhaften Menschen bleibt und unter der Bedingung der Reue und Wiederkehr auch ohne ein fremdes Opfer ihm vergeben will? Müssen wir ihm erst sagen, daß Jesus das Werk der Erlösung und Versöhnung nicht vorzugsweise durch seinen blutigen Tod, sondern überhaupt durch sein gesammtes Wirken auf Erden vollbringen wollte? Hat er nicht an die sittlichen Folgerungen gedacht, die der leichtsinnige Mensch aus der Lehre von seiner eignen gänzlichen Unfähigkeit zum Guten, sowie von einer stellvertretenden Genugthuung zu machen pflegt? Weniger Gelegenheit zu solchen Aeußerungen gab ihm die 2. Betrachtung: „Dein Name werde geheiligt;" doch findet sich

auch in ihr manches Sonderbare. So steht S. 45: „Das ist unendlich Viel, daß der Mensch werden kann und soll, wie Gott ist, heilig und gerecht; daß er rufen kann, wie David that: bewahre meine Seele, denn ich bin heilig (?).“ So steht S. 46: „Meinst du aber, lieber Christ, das sei nicht möglich, daß der Mensch heilig werden könne? Bei Gott ist kein Ding unmöglich! So wird S. 48 behauptet, es könne leicht geschehen, daß man von unserer Sündhaftigkeit zurück auf das Wesen Gottes schließe und also sage, weil der Mensch sündige, so thue es auch Gott. Auch die 3. und 4. Betrachtung sind ziemlich frei von Meinungen, wie wir sie eben bezeichnet haben, nur daß in der erstern gesagt wird, daß Gott schon in der ersten Offenbarung nach dem Sündenfalle den Grund zu der durch Christum zu errichtenden Heilsanstalt gelegt habe, und S. 20, daß durch die Kraft des gekreuzigten Gottessohnes die Sünde vergeben werde. In der 6. Betracht. aber: „Vergib uns unsere Schuld“ bringt der Verf. noch ein Mal und in den stärksten Ausdrücken seine Ansichten über Sündenvergebung zur Sprache. Da wird Christi Blut ein vollgiltiges Opfer für unsere Sünden genannt; da heißt es, daß wir durch dieses Blut vor Gotte gerecht werden und Gott uns unsere Sünden fernerhin nicht mehr zurechne; da steht: die freiwillige Uebernahme unserer Strafen macht den Sohn Gottes zu unserem Erlöser — und was dergleichen Dinge mehr sind, die sich mit der gesunden Vernunft so wenig, wie mit einer richtigen Erkenntniß Gottes und mit der recht verstandenen Bibel vereinigen lassen. Von der 7. Betrachtung bemerken wir nur, daß in ihr der Teufel in eigner, wenn auch unsichtbarer Person als ein Verführer zur Sünde auftritt; daß es aber der Verf. versäumt hat, die Mittel deutlich und vollständig anzugeben, mit denen die Anfechtungen des bösen Feindes zurückgewiesen werden können. In der 8. Betracht. endlich meint er, um die wörtliche Erhörung des Gebetes begreiflich

und

und glaublich zu machen, daß Gott in die Gesetze und das Walten der Natur oft eingreife und setze zugleich diese Erhörung mit dem versöhnenden Opfer Christi in eine Verbindung, deren Zusammenhang oder Nothwendigkeit uns schlechthin unverständlich ist. — Wir haben bereits gesagt, daß wir die genannten Ansichten des Verfs. für vernunft- und schriftwidrig halten und würden leicht im Stande seyn, ihm das „Warum?“ auseinanderzusetzen, wenn dieß nicht bereits anderwärts schon oft und deutlich genug geschehen wäre, oder der Raum dieser Blätter es uns erlaubte. Für unsere Pflicht aber haben wir es gehalten, das Publicum darauf aufmerksam zu machen; damit Diejenigen, die sich etwa über den rechten Sinn und Gehalt des N. T. belehren wollen, keinen Fehlgriff thun, indem sie zu diesem Behufe ein Buch nachschlagen könnten, in welchem zwar des Guten und Zweckdienlichen Mancherlei gesagt, aber auch zugleich über die ernstesten Angelegenheiten der Religion, als da sind: Das Verhältniß des Menschen zu Gott — die sittliche Kraft der menschlichen Natur — Sündenvergebung — Erlösung u. s. w. manche eben so irrige als schädliche Meinung aufgestellt wird.

Trostbibel für Kranke und Leidende in einem passenden Auszuge aus den Psalmen mit erklärenden Anmerkungen von Heinrich Friedrich Iken, Pastor zu Oberneuland bei Bremen. Bremen, bei A. D. Geisler. 1835.

Bei der Beurtheilung der vorliegenden Schrift haben wir es zunächst mit der Einleitung zu derselben zu thun, in welcher der Verf. von dem Ursprunge und Zwecke der menschlichen Leiden handelt und zeigt, wie sich der Christ in denselben zu verhalten habe. Als diesen Ursprung nämlich bezeichnet er überhaupt

haupt die Sünde und beruft sich dabei auf die Schrift, welche uns die allein wahre, dem Verstande genügende und das Herz befriedigende Auskunft gebe, indem sie lehre, daß alles Leiden, nicht bloß das, welches die Menschen sich selbst zuziehen, sondern auch jedes andere eine Folge der Sünde sei. Nach ihr habe nämlich Gott die Menschen Anfangs unsündlich und unsterblich geschaffen; nachdem sie aber gesündigt hätten, habe er ihre Leiber der thierischen Schwachheit und Sterblichkeit unterworfen und die Erde verflucht, daß nun die Menschen unter allerlei Krankheit, Sorgen, Beschwerden und Plagen ihr Brod essen müßten. Als den Zweck dieser Leiden nennt er unsre Besserung, unsere Prüfung oder Versuchung und unsere Heiligung. Gott selbst zwar, heißt es, bedürfe freilich solcher Proben nicht, weil er an sich schon unser Herz kenne, sondern er verhänge sie über uns um unserer selbst willen, damit er uns krönen und belohnen könne, wenn wir zuvor gekämpft hätten und geprüft worden wären. Als Beispiel einer solchen Prüfung wird Abraham genannt, den Gott nicht auf eine so ausgezeichnete Weise habe belohnen können, wenn er ihn nicht vorher durch den Befehl, seinen einzigen Sohn zu opfern, auf die Probe gestellt hätte. Die Frage endlich, wie sich der Christ im Leiden zu verhalten habe, beantwortet der Verf. so: er muß bedenken, daß sein Schicksal von Gott komme; er muß beten, damit er Vertrauen, Hoffnung und Ergebung lerne, und er muß Buße thun und Glauben an das Evangelium haben, da die erstere ohne den letztern nicht möglich ist. — Wir erlauben uns, zu diesen drei Puncten folgende kurze Bemerkungen zu machen. Anlangend zunächst die Meinung, daß das menschliche Leiden als eine Wirkung der Sünde zu betrachten sei, so hat der Verf. allerdings in sofern Recht, in wiefern sich die Menschen einen großen Theil ihrer Leiden durch eigne Thorheit bereiten. Unfälle aber, die sie ohne ihre oder Anderer Schuld heimsuchen, mag der religiöse Glaube wohl als Gottes

Schi-

Schickungen, nie aber als Folge der Sünde betrachten. Denn die Behauptung, als wären die Menschen vor dem sogenannten Sündenfalle keinen Leiden und selbst der Sterblichkeit nicht unterworfen gewesen, ist eben so schrift- als naturwidrig; und weil es auf gleiche Weise mit Gottesweisheit und Liebe streitet, daß er um eines einzigen Fehltritts willen die Menschen zum Sterben verdammt und die Erde verflucht haben soll, so kann jene Behauptung weder den Verstand noch das Herz befriedigen. Es sind dieß allzu bekannte Dinge, als daß wir uns bei der weitern Auseinandersetzung derselben länger aufhalten sollten; und sicher hat nur dogmatische Befangenheit den Verf. zu solchen irrigen Meinungen verleiten können. Auch hinsichtlich dessen, wozu die Leiden uns dienen sollen, scheint er sich in einigem Irrthume zu befinden. Wenn er nämlich „Besserung" und „Heiligung" als zwei verschiedene Wirkungen menschlicher Leiden betrachtet wissen will, so will uns dieser Unterschied nicht recht einleuchten, wenigstens haben wir Heiligung und sittliche Besserung immer für gleichbedeutend gehalten. Und wenn er meint, Gott sende uns die Leiden auch deßhalb, um uns auf die Probe zu stellen, und uns dann, wenn wir die Probe bestanden haben, recht ausgezeichnet belohnen zu können, so bedarf es bei jedem Vorurtheilsfreien gewiß unserer Erinnerung nicht, daß diese Vorstellung Gottes ganz unwürdig ist. Kennt Gott an sich schon unser Herz und weiß er also, wie wir in der Prüfung uns verhalten würden, wozu hat er dann nöthig, sie erst über uns zu verhängen und uns dadurch das Leben zu erschweren? Freilich redet auch die Schrift von solchen Prüfungen, aber unstreitig meint sie damit etwas Anderes, als der Verf., indem sie dieselben als Mittel darstellt, durch welche Gott seine Menschen nach seinen weisen Zwecken erziehen will. Ebenso wenig können wir endlich mit der Beantwortung der Frage: wie sich der Christ in seinen Leiden verhalten soll? durchgängig zufrieden seyn. Wir glauben nämlich, daß sich der

Mensch

Mensch in seinen Leidenstagen vor allen Dingen prüfen müsse, ob und in wieweit er sich seine Noth selbst zugezogen habe; denn nur die Erkenntniß, die er dadurch gewinnt, kann ihn für die Zukunft weiser machen. Eben so nöthig ist, daß wir uns zur Zeit der Trübsal nach den rechtmäßigen, uns zu Gebote stehenden Mitteln umsehen, durch deren sorgfältigen Gebrauch wir dieselbe von uns entfernen, oder uns doch vielleicht erleichtern können. Beide Erfordernisse hat aber der Verf. übersehen, und was er überdem am Schlusse der Einleitung über den zur Buße unentbehrlichen Glauben an das Evangelium sagt, ist eine aus falsch verstandenen Schriftstellen hervorgegangene alt-dogmatische Behauptung, die eben so unerweislich ist, als sie in sittlicher Hinsicht sehr leicht gefährlich werden kann. Gehen wir hierauf zu dem auf die gedachte Weise eingeleiteten Buche selbst über, so haben wir im Allgemeinen nur Wenig darüber zu berichten. Die innere Einrichtung desselben ist folgende. Es zerfällt zuvörderst in nachstehende Capitel: I. in Krankheit, und zwar 1. im Allgemeinen; a) Klage und Bitte zu Gott; b) Gelübde zu Gott; c) Vertrauen und Hoffnung auf Gott. 2. In solcher Krankheit und Schwachheit, wovon man im Alter betroffen wird. 3. Bei sehr schmerzhaften Körperleiden. 4. Bei Annäherung des Todes oder in der Furcht vor demselben. II. Mitleid mit Anderen. III. Bei dem Tode der Unsrigen. IV. In Traurigkeit über unsere Sünden. Erkenntniß und Bekenntniß derselben. Furcht vor der Strafe und Reue. Hoffnung auf Vergebung und Erlösung. Buße und Besserung. V. In Nahrungssorgen und anderen Bedrängnissen. 1. In Nahrungssorge besonders; 2. in sonstiger Noth und Gefahr. VI. In Leiden durch andere Menschen. VII. Lob und Dank zu Gott nach der Errettung. Auch an dieser Anordnung der Gegenstände ließe sich Manches aussetzen. So hätte z. B. noch dieses und jenes menschliche Leiden erwähnt werden können; und wenn schmerzliche Krankheiten von Krank-

heiten überhaupt unterschieden, Nahrungssorgen aber und sonstige Noth und Gefahr unter einen Abschnitt gebracht werden, so streitet dieß wenigstens mit den Regeln einer richtigen Eintheilung. — Die hauptsächlichsten Gründe aber, mit denen sich der Christ in Leiden trösten und aufrichten soll, sind, wie schon aus dem Titel hervorgeht, den Psalmen entnommen und in ziemlicher Menge gegeben. Zu diesen fügt sodann der Verf. größten Theils erklärende oder erweiternde Bemerkungen hinzu, und vermehrt sie außerdem mit passenden Stellen aus andern Theilen des A. Ts., oder aus dem N. T. Uebrigens läßt sich kaum erwarten, daß alle aus den Psalmen citirte Verse für die betreffenden Fälle genau geeignet seyn sollten; vielmehr passen viele, die z. B. in Krankheiten beruhigen sollen, ebenso gut für Arme und Nothleidende, und umgekehrt; und selbst auf solche sind wir hin und wieder gestoßen, die als unzweckmäßig ganz hätten übergangen werden sollen. Auch ist der Verf., den neueren exegetischen Forschungen zuwider, ein strenger Anhänger der sogenannten messianischen Weissagungen und läßt Alles von Christo gesagt seyn, was nur irgend eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Leben desselben hat, z. B. Ps. 118, 18—19. 16, 8—10. 72, 1. 68, 19. 89, 20—21. Endlich wird dem aufmerksamen Leser auch manche einzelne Unrichtigkeit nicht entgehen können. S. 54 z. B. tadelt es der Verf., daß viele Menschen die Vergänglichkeit ihres irdischen Lebens und ihre Mühe und Arbeit während desselben nicht als eine Folge der Sünde betrachten wollen, obgleich sie unsers Bedünkens hinsichtlich dieser Vergänglichkeit sehr unrecht daran thäten, die Arbeit aber nie wie Folge oder Strafe der Sünde, sondern immer nur eine Wohlthat für den Menschen seyn kann. Die Stelle Hiob. 30, 25—27. „ich weiß, daß mein Erlöser lebt" versteht er, wie sie sonst immer verstanden wurde, von der Wiederbelebung des Körpers, obschon sie, richtig übersetzt, einen ganz andern Sinn enthält. S. 100 wird behauptet,

daß

daß schon die „alten Väter" an ein Wiedersehen in jener Welt geglaubt hätten und diese Meinung durch die oft wiederkehrende Redensart „zu seinen Vätern versammelt werden" bewiesen. Nirgends aber findet sich im A. T. ein deutlicher Beleg für das Vorhandenseyn jenes Glaubens in dem patriarchalischen Zeitalter und die gedachte Redensart steht immer per euphem. für „sterben." Noch seltsamer ist der Grund, der von der Erscheinung des verstorbenen Saul (1 Sam. 28, 14—19.) hergenommen wird; und wir erinnern uns dabei, wie der bekannte Hübner in seiner biblischen Historie bei Gelegenheit dieser Erzählung fragt: 'was wollen nun die hierwider sagen, die an keine Gespenster glauben? S. 111 steht: Lerne hieraus, wie groß die Menge deiner Sünden sei; denn wärst du auch so gerecht, wie David war, (wovon wir freilich noch sehr weit entfernt sind) so wären deiner Sünden doch noch mehr, als Haare auf deinem Haupte! Uns aber ist David immer als ein Mensch erschienen, nicht besser und schlimmer, als es Tausende gibt, stets schwankend zwischen dem Guten und Bösen, und von seiner Gerechtigkeit gibt sein Verhalten gegen den Urias eben kein ehrenvolles Zeugniß. Unter dem Abschnitte: „In Leiden durch andere Menschen" stehen viele Stellen aus den Psalmen, in welchen der Dichter offenbar ein rachsüchtiges und schadenfrohes Gemüth verräth; z. B. Ps. 54, 6—7. 35, 21—26. 94, 1. 2. und es hätten darum diese in ein christliches Erbauungsbuch durchaus nicht aufgenommen werden sollen. Uebrigens sind wir weit entfernt, die Schrift als unzweckmäßig zu tadeln. Zwar würde sie vielleicht noch zweckdienlicher seyn, wenn der Verf. zuerst die menschlichen Leiden im Allgemeinen und Besondern und die Quellen, aus denen wir bei denselben Trost und Hoffnung schöpfen können, wenn auch nur kurz, aber von dem echt-christlichen Standpuncte aus dargestellt und dann seine Behauptungen mit treffenden und kräftigen Bibelstellen belegt hätte. Doch auch so, wie sie ist, wird sie denen, die

ihr trostbedürftiges Herz aus der Bibel zu befriedigen wünschen oder gewohnt sind, gewiß recht ersprießliche Dienste leisten können.

Andachts- und Communionbuch für Confirmanden. Ein Weihgeschenk zu ihrem Dienste in der Gemeine des Herrn, von D. Friedrich Glöde, C. R. M. Mit einer Vorrede von A. J. Rambach, SS. Theol. D., Prediger an der St. Michaeli-Hauptkirche. Mit einem Titelkupfer. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung. 1834.

Wie oft auch unserer Zeit von vielen Seiten her der Vorwurf gemacht wird, als sei unter ihren Genossen eine fortwährende Abnahme des religiösen und kirchlichen Sinnes zu bemerken, ein Umstand, den, wenn er begründet wäre, gewisse Leute gar gern auf Rechnung des ihnen so verhaßten Rationalismus setzen möchten, so ist uns doch dieser Vorwurf im Allgemeinen immer als unstatthaft vorgekommen. Achtet man nämlich unter Anderem darauf, wie die Zahl der sogenannten Erbauungsschriften sich andauernd vermehrt und kaum ein anderes Feld, wenn auch hier mit größerem, dort mit geringerem Erfolge so rastlos bebaut wird, als das der Asketik, so dünkt uns diese Erscheinung nicht ohne Grund auf ein vorhandenes Bedürfniß religiöser Erbauung hinzuweisen und schon darum den gedachten Vorwurf zu entkräften, weil die Verff. asketischer Schriften doch immer noch Verleger und diese eben deßhalb auch Käufer derselben finden müssen. Mit diesen Gedanken nahmen wir das vorliegende Buch zur Hand, von dem wir vorläufig versichern, daß wir es, an sich betrachtet, nicht ohne Interesse gelesen haben. Der Inhalt desselben, welcher Theils in frommen Betrachtungen überhaupt, Theils in Gebeten besteht, ist ungefähr folgender: Der junge Christ vor der Confirmation — die Confirmation

firmation — Seelengespräch mit Gott nach der Confirmation — Selbstprüfungen über die Bedingungen des christlichen Lebens, a) die Selbsterkenntniß in vier Betrachtungen; b) die Reue; c) der Glaube — die Einsetzung des heiligen Abendmahls — Vorbereitung zu demselben — a) Selbstprüfungen auf den würdigen Genuß des Abendmahls in 7 Betrachtungen; b) Beichte — Beichtprüfungen — das Liebesmahl — Gebet nach dem Genusse desselben — der junge Christ beim Beginne seines Wirkens in der Gemeinde — das Vertrauen des jungen Christen beim Beginne seines Berufslebens. — Es würde zu weit führen, wenn wir die genannten Abschnitte einzeln nach Form und Gehalte beurtheilen wollten. Daher bemerken wir im Allgemeinen, daß sie zunächst Alles umfassen, was die Andacht des jungen Christen in dem wichtigen Zeitpuncte seiner Confirmation und seiner ersten Abendmahlsfeier erhöhen und fruchtbar machen kann; und wenn auch schon redliche Aeltern und gewissenhafte Lehrer Nichts versäumen mochten, um den Eindruck dieser beiden Handlungen auf das Gemüth des Kindes recht kräftig und nachhaltig zu machen, so wird es immer nicht nutzlos oder überflüssig seyn, wenn sie ihnen ein solches Buch noch außerdem in die Hände geben. Denn auch der Geist desselben ist der Geist der geläuterten Vernunft und des vernunftgemäßen Christenthums; wie dieß namentlich aus dem erhelle, was der Verf. über Reue, Glauben und Abendmahl gesagt hat. Ernst zwar redet er über die Strafbarkeit der Sünde, über die Schwäche des menschlichen Herzens, über die Nothwendigkeit des Glaubens und über die Erfordernisse zu einem würdigen Genusse des Abendmahls. Aber so wenig, wie das wahre Christenthum selbst, weiß auch er Etwas von der tiefen Verdorbenheit der menschlichen Natur, von dem Glauben an Jesum als der Aneignung seines blutigen Verdienstes, von den angeblichen Geheimnissen im Abendmahle u. s. w.; und wenn er die zur Sprache gebrachten Gegenstände zugleich mit innigem

Ge-

Gefühle, mit warmer Herzlichkeit, mit unverkennbarer Ueberzeugung und in einer schönen, gewählten Diction behandelt, so kann man, wie gesagt, seine Schrift nicht ohne Interesse lesen und nicht ohne Grund dem betreffenden Publicum als beachtenswerth empfehlen. Nicht ganz so beifällig indeß können wir uns über dieselbe aussprechen, wenn wir die Einkleidung der Gedanken, sowie überhaupt die herrschende Sprachweise des Werks, bezüglich der Personen, für die sein Buch bestimmt ist, betrachten. Diese nämlich ist, mag er nun selbst zu den Confirmanden reden, oder ihnen seine Worte in den Mund legen, zu hoch und gesucht und ermangelt offenbar der Einfalt, der Gemüthlichkeit, möchten wir sagen, die dem kindlichen Alter eigenthümlich und angemessen ist. Wir geben Statt weitern Beweises einige Beispiele. So heißt es in der Betrachtung: „Die Confirmation" S. 21: „O, nimmer möge das Gefühl eurer höchsten Würde in eurer Seele ertödtet werden, welches euch ergreifen wird mit himmlischer Begeisterung, wenn ihr die Andacht der Gemeinde erblicket, die sich versammelt hat, um mit euch den Bund zum Kampfe für Gottes Reich zu schließen. Den Himmel der Liebe traget immer ungetrübt im frommen Innern und glaubet, nur dafür zu leben, daß durch euch recht Viele diesen Himmel finden mögen;" und S. 23: „Ihr wollet euch, Heil euch! zu denen halten, welche Christus als Führer folgen und nicht allein selbst säen und pflanzen ohne Unterlaß der Tugend Saamen, sondern auch spornen und kräftigen zu gleicher Arbeit die Trägen und Verdrossenen, und unermüdet sind, auszurotten die Saat des Verderbens, damit sie nicht ersticke und entstelle der guten Kraft (?), auf daß die Erde ein reicher Gottesgarten werde, prangend in der Schönheit und Fülle des ewigen Lebens u. s. w." In dem Seelengespräche mit Gott nach der Confirmation wird gleich von vorn herein gebetet: „Vater, alleiniger Hort meiner Seele, mit unaussprechlicher Huld hast du mich beseligt! In namenlose Ge-

fühle

fühle sind alle meine Gedanken aufgelöst. Ich wandelte in deinem Himmel, war mit dir selig vereint. Innigster Dank ist mein ganzes Gemüth, und deines ewigen Lebens theilhaftig zu seyn, meines dir geweihten Willens heiligste Sehnsucht. Wie hast du mich doch so reich gemacht! Vom ersten Erwachen meines Lebens auf Erden hast du durch die Aeltern mich dir geweiht und deines Geistes Segnungen mir zu Theil werden lassen. Du erhieltest mir der Aeltern freudig für mich wirkende und mit überschwenglicher Liebe mir wohlthuende Liebe." In der Selbstprüfung vor dem Genusse des Abendmahls werden S. 112 folgende Worte an Jesum gerichtet: „Am Kreuze stehen die Deinen, die dir treu geblieben. Mit tiefem Schmerze sehen sie empor zu dem scheidenden Sohne, dem geliebten Verwandten, dem treuen Freunde und Wohlthäter. O seliges Scheiden der Liebe! Er (wer?) verklärt den irdischen Schmerz, er schließt der Liebe neuen Band zwischen Mutter und Freunde, und stärkt das schwache Herz zur Standhaftigkeit, indem er selig erduldet des Todes Pein und seine Schrecken überwindet. — Ich ehre deine Größe, Göttlicher, ich sehe, dein Sterben ist seliges Leben in Gott;" und S. 113: „Mit namenlosem Schmerze empfinde ich auch Wirkungen der Macht, die dich tödtet. Ich blicke in dein heilig Angesicht und mich ergreift dein liebender, um Vergebung für uns flehender Blick, er läutert mein Herz und auf ewig ist der Bund der Treue geschlossen zwischen dir und mir." — Hätte der Verf. sein Buch gebildeten Christen überhaupt gewidmet, so möchten die angeführten Stellen (ähnliche finden sich fast auf jeder Seite) allenfalls entschuldigt werden können, obgleich es kaum denkbar ist, daß sich Jemand im ernsten Selbstgespräche oder im Gebete zu Gotte einer so gesuchten, wenn wir so sagen dürfen, vornehmen Sprache bedienen sollte. An Kinder aber gerichtet, oder in dem Munde derselben erscheint sie durchaus nicht natürlich und deshalb auch nicht als wahr, und wir empfanden, indem wir sie

lasen,

lasen, denselben unangenehmen Eindruck, den früher ein Mal das Anhören des Glaubensbekenntnisses auf uns machte, das von einigen Confirmanden in sehr kunstvoll gesetzten, schwülstigen und hochtrabenden Worten abgelegt wurde. Nächst dem hätten wir gewünscht, daß sich der Verf. mehr in den Kreis der kindlichen Lebenserfahrungen versetzt und seine Gegenstände specialer behandelt hätte. Daß er das Letztere wohl verstehe, zeigt er in mehreren Betrachtungen, namentlich in der Schlußbetrachtung. Sonst aber redet er meist zu allgemein und abstract, als daß er der stets noch unreifen Fassungskraft eines Katechumenen ganz verständlich und dem kindlichen Herzen recht erbaulich seyn könnte, und besonders hätte er unseres Bedünkens die jungen Christen mehr, als es geschehen ist, auf die sittlichen Gefahren der Jugend aufmerksam und ihnen die Mittel namhaft machen sollen, durch welche sie die so häufigen Klippen ihrer Unschuld und Tugend vermeiden können. Dieser, wie uns scheint, gerechten Ausstellungen ungeachtet, gehört aber das vorliegende Buch gewiß zu den bessern dieser Gattung und gern theilen wir den Wunsch des Vorredners, daß es unter Gottes Segen reiche Früchte des Glaubens und der Gottseligkeit bringen möge.

Liebe und Wahrheit, die Leitsterne aller Erziehung; allen treu meinenden Aeltern und Erziehern von Herzen empfohlen von Wilhelm Möller, Pfarrer zu Gröbitz bei Naumburg a. d. S. und Vorsteher einer Privat-Erziehungs-Anstalt für Knaben. Erfurt, Fr. Wilh. Otto. 1835.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß seit 10 — 15 Jahren nur wenige Schriften, welche ausschließend oder vorzugsweise die Erziehung in's Auge gefaßt hätten, geliefert worden

den sind, während der literärische Markt mit Schulschriften aller Art, Lehrgängen und Lehrbüchern für alle einzelne Unterrichtsfächer u. dergl. überschüttet wurde. Vielleicht daß diese Erscheinung mit darin ihren Grund hat, daß die Pädagogen, welche zu Ausgange des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts lebten (aus dieser Zeit rühren die vorzüglichsten Schriften über Erziehung her) sich und Anderen zu Viel von ihren Erziehungssystemen versprachen. Da man nun die erwarteten großen Früchte nicht sahe, wendete man sich gleichsam aus Verdruß von der Erziehung wieder ab und beschäfftigte sich lieber mit der Schule, deren wohlthätige Wirksamkeit sichtbarer wurde. — Jetzt scheint man aber zu fühlen, wie unrecht man that, das Feld der Erziehungskunde so verlassen zu haben und kehrt allmälig auf dasselbe zurück. Denn neben dem Altvater der Pädagogik, Schwarz, der zu seinem größern Werke noch Nachträge (wenn nur um einen billigern Preis!) liefert, treten auch andere Pädagogen auf und sind wieder für die Erziehungslehre mit ihrer Feder thätig, z. B. Beneke. Der Reihe dieser Pädagogen schließt sich auch der Verf. der oben genannten Schrift an. — Der Standpunct, von welchem derselbe bei der Anlage seines Werkes ausging, ist nicht der rein wissenschaftliche, sondern mehr der christlich religiöse, was unstreitig auch durch den Titel: „Liebe und Wahrheit, die Leitsterne aller Erziehung" angedeutet werden sollte. Das Wesentliche, wodurch sich dieses Buch von anderen Erziehungslehren unterscheidet, ist die Anlage namentlich im ersten Theile. Es zerfällt dasselbe in 2 Abtheilungen, deren erstere die eigentliche Erziehungslehre und die andere die Unterrichtslehre abhandelt. Ist nun auch die gebrauchte Bezeichnung der beiden Haupttheile der Gesammtpädagogik, Liebe und Wahrheit, vielleicht neu und biblisch zu nennen, so mußte doch wohl, wenn diese Bezeichnung in der Ausführung berücksichtigt werden sollte, manche Unbequemlichkeit entstehen. Das leuchtet vor-

vorzüglich beim Durchlesen der erstern Abtheilung ein. Wer nicht schon einen Ueberblick über die einzelnen Theile der Erziehungslehre besitzt, der wird solchen durch die möller'sche Schrift nicht erhalten. Was in rein wissenschaftlichen Erziehungsschriften z. B. von Niemeyer, Schwarz, Hergenröther rc. über physische und psychische Erziehung gesagt wird, hat Hr. M. nicht ohne Geist und Gewandtheit größten Theils auf die Liebe zurückgeführt. So vieles Herrliche und Treffliche in dieser Abtheilung aber auch gesagt ist, z. B. S. 56 ff., wo „die Liebe als treuer Leitstern des Kindes auch außer dem älterlichen Hause" dargestellt wird, so vermißt man doch ungern Manches, was man hier zu lesen erwartete, z. B. eine ausführlichere Belehrung über die Cultur des Gefühls in seinen verschiedenen Richtungen. Vollständiger ist die zweite Abtheilung, welche die Ueberschrift: Die Wahrheit, führt. Hier werden die Unterrichtsgegenstände und ihre Behandlung zur Sprache gebracht. Durchgehends zeigt sich der Verf. in diesem Abschnitte als einen denkenden Mann, der nicht von der leidigen Methodensucht angesteckt, nach allem Neuen hascht, sondern mit weiser Vorsicht sichtet und scheidet. Nach einigen Bemerkungen über objective und subjective Wahrheit, über Irrthum, Täuschung und Lüge und über Bildung richtiger Vorstellungen in den frühesten Jahren, wobei sich der Verf. auch über die Bilderbücher, das Spielzeug und die verschiedenen Erzählungen als wirkliche Geschichte, Fabel, Mährchen und Legende zwar kurz, aber belehrend ausspricht, geht er zu dem eigentlichen Unterrichtsleben (S. 93) über und handelt zunächst das Lesen und Schreiben ab. Aus haltbaren Gründen nimmt H. M. die Lautirmethode in Schutz und fügt die Worte bei: „D. Stephani hat mit dieser einen Lehrmethode Großes für das Reich der Wahrheit gewirkt!" Hiernach kann freilich der Sachunkundige glauben, Stephani habe zuerst diese Methode auf

die

die Bahn gebracht, da sie doch lange vor ihm schon da, aber nicht allgemein bekannt und verbreitet war. Gewundert haben wir uns, daß in diesem Abschnitte keine kritische Beleuchtung des Schreibendlesenlehrens zu lesen ist, da gerade dieses Verfahren in neuester Zeit viel Aufsehen erregt hat und noch nicht genug bekannt, aber auch noch nicht genug ausgebildet und für die gewöhnlichen Volksschulen anwendbar gemacht ist. — Nach dem Lesen und Schreiben ist die Formenlehre und das Rechnen erwähnt, die gar zu kurz abgethan worden sind. Hierauf folgen Denk- und Sprechübungen, in welche der Verf. die sogenannten Realien oder gemeinnützigen Kenntnisse gezogen hat, da sie den Stoff zum Denken und Sprechen bieten. Die in diesem Abschnitte erwähnten Gegenstände sind nicht gleichmäßig behandelt und das über einige derselben, z. B. die Naturgeschichte, Gesagte reicht bei Weitem nicht aus. Sehr ansprechend dagegen ist das, was man über die Behandlung der Geographie liest. Der vorgezeichnete Gang ist ganz naturgemäß und Rec. aus der Seele geschrieben. Mit ihm so stimmt er durchgehends dem bei, was über die Behandlung des Geschichtsunterrichts mitgetheilt wird. Richtig geht der Verf. auch hier, wie bei dem geographischen Unterrichte, von dem Einzelnen aus und bereitet so auf die allgemeine Geschichte vor. Er sagt S. 128: „Der Elementarunterricht in der Geschichte scheint nichts Passenderes enthalten zu können, als vor Allem Scenen, welche dem Familienleben der verschiedensten Völker und Zeiten entnommen sind. Zweierlei darf zur größern Empfehlung dieses Vorschlags mit Gewißheit angenommen werden: 1. daß nicht bloß Hellas und Rom, sondern alle Staaten und alle Zeiten solche Scenen in reicher Auswahl liefern werden und daß 2. alle diese Schilderungen für die Kinderwelt, deren Kreise sie entnommen sind, verständlich seyn müssen. Sollten nun nicht Biographien ausgezeichneter, entweder den Kindern bekannter oder auch später ihnen ferner stehender

hender Personen und die Geschichte einzelner Ortschaften (Dörfer oder Städte) noch besser auf die allgemeine Geschichte vorbereiten, als von allen Völkern entlehnte, außer allem chronologischen Zusammenhange stehende Familienscenen? Wohl weiß Rec. recht gut, daß bei Kindern der eigentliche Pragmatismus der Geschichte weniger zu berücksichtigen ist; allein er kann sich auch nicht davon überzeugen, daß man nicht die Kinder schon gewöhnen solle, den Causalnexus historischer Erscheinungen aufzusuchen. Dadurch wird uns ja die Geschichte erst, was sie uns seyn soll. Wollte man ganz nach dem Vorschlage des Verfs. den Elementarunterricht in der Geschichte ertheilen, so wäre wohl zu befürchten, daß, wie Rec. aus gemachter Erfahrung weiß, die Kinder nur Geschichtchen aus der Geschichte lernten, ohne zusammenhangende historische Kenntniß zu erlangen.

Sehr richtig hat der Verf. den Unterricht in der Muttersprache aufgefaßt und behandelt und beweist dadurch, daß er mit dem, was die neueste pädagogische Literatur in Bezug auf den Unterricht in der deutschen Sprache Treffliches geliefert hat, recht vertraut ist. Er verwirft den Geist tödtenden Mechanismus und das leere Gedächtnißwerk. Alles soll vom Beispiele abgeleitet werden und das Abstracte dadurch Leben gewinnen. Nicht weniger sagt das zu, was man über das Erlernen fremder, todter und lebender Sprachen mitgetheilt findet. Mit Recht verlangt H. M., daß das Erlernen der deutschen Sprache vorangeschickt und Letzteres auf Ersteres basirt werde. Dadurch wird unstreitig vermieden, daß die Bekanntschaft mit fremden Sprachen der Kenntniß der Muttersprache Abbruch thue. Aus dieser Ansicht des Verfs. geht auch hervor, daß er von jener jämmerlichen Gedächtnißquälerei beim Erlernen fremder Sprachen Nichts wissen will, welche durch das Auswendiglernen unverstandener Wörter, Regeln ꝛc. entsteht und leicht mit Ekel gegen fremde Sprachen erfüllt. Doch schwört er auch nicht

gerade

gerade zu Jacotots Fahne, welche leicht zur Oberflächlichkeit führt, was auch schon Anstalten bewiesen haben, welche die jacotot'sche Methode streng befolgten. H. M. wählt vielmehr einen Mittelweg zwischen der alten und der hamilton-jacotot'schen Methode, der sicher zum Ziele zu führen scheint. — Von S. 167 wendet sich der Verf. zum Religionsunterrichte. Stimmt Rec. dem, was über unmittelbare und mittelbare Offenbarung gesagt ist, auch nicht bei, so hält er doch das über die Behandlung des Religionsunterrichts Erwähnte im Ganzen für zweckmäßig. Richtig will der Verf. dem eigentlichen, geordneten Religionsunterrichte die biblische Geschichte vorausgeschickt haben. Ob aber viele Lehrer der Anordnung der Sittenlehre, mit welcher, wie es scheint, gleich die Glaubenslehre verbunden werden soll, folgen werden, dürfte wohl zu bezweifeln seyn. Sehr wahr verwirft H. M. den mosaischen Dekalog als Leitfaden für die christliche Sittenlehre und beleuchtet auch nicht ohne Scharfsinn andere gewöhnliche Eintheilungen der Pflichtenlehre, allein das vorgeschlagene Aneinanderreihen der Pflichten nach den Lebensverhältnissen des Kindes will doch auch als ein unausreichendes und schwieriges Verfahren erscheinen.

Nach einem Schlußcapitel ist in einem Anhange ein Prospect der gröbitzer Erziehungsanstalt für Knaben enthalten. Rec. gesteht, daß er es lieber gesehen haben würde, wenn der mit diesem Anhange gefüllte Raum dem Werke selbst gewidmet worden wäre, damit dieses, namentlich die erste Abtheilung desselben, an Ausführlichkeit gewonnen hätte. Daß übrigens diese gröbitzer Erziehungsanstalt nicht ohne Segen bleiben werde, läßt sich nach der Anlage derselben wohl erwarten. — Für das Aeußere des Buches hat die Verlagshandlung gut gesorgt. —

Ka-

Katechetisch-tabellarische Darstellung des Religions-Unterrichts, mit besonderr Beziehung auf das oldenburgische Religionsbuch, von D. C. E. Kuhlmann, Pastor zu Deedersdorf. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 1838. SS. XXVI u. 360 in 8.

Der Text zu diesem Commentare ist das auf dem Titel genannte, schon im Jahre 1797 erschienene oldenburgische Religionsbuch, dessen Inhalt für den auswärtigen Leser in der vorliegenden Bearbeitung satzweise, im Ganzen vollständig, wenn auch mit einiger Abkürzung und Veränderung in der Reihenfolge der Paragraphen wiedergegeben ist. Dieses Lehrbuch verdiente nicht nur einen Commentar, sondern es war auch zu einer Bearbeitung, wie es dieselbe von der Hand des Verfs. gefunden hat, wohl geeignet. Denn es hat zwei Eigenschaften, die dem Commentator willkommen seyn mußten. Der Form nach erscheint es kurz und bündig, und dem Inhalte nach größten Theils so schrift- und vernunftgemäß, daß man mit einiger Befremdung auf das Jahr seiner ersten Erscheinung zurückblickt. Jeden Falls aber wären ähnliche geläuterte und vernunftgemäße christliche Katechismen allen den Ländern zu wünschen, die heute noch im Dogma des kleinen lutherischen das Heil der Jugend und die Stütze der Kirche finden. Nach Verhältniß des Textes erscheint nun auch der Commentar als wohlgelungen. In seiner Form wird er dem katechetischen Bedürfnisse entsprechen. Ohne eigentlich tabellarisch zu seyn — mit welchem Worte auf dem Titel der Verf. sich selbst Eintrag thun dürfte — zerlegt er die in den Paragraphen enthaltenen Sätze in ihre einzelne Bestandtheile, trennt die Begriffe genau und gibt in der Regel so gesunde Dispositionen, daß ein nicht ganz ungeübter Katechet in ihnen eine treffliche Grundlage für seine Unterredungen mit den Kindern in Schule und Kirche finden

den wird. Die Sprache ist kurz und gedrängt, so jedoch, daß der Vorzug des Leichten und Faßlichen darüber nicht verloren geht. Nur hie und da blickt ein wissenschaftlicher Ausdruck hervor, wobei man nicht vergessen darf, daß das Buch nicht für Kinder, sondern für die Lehrer bestimmt ist. Von der Art und Weise, wie der Verf. seinen Katecheten logisch vorarbeitet, einige Proben: Nach dem Satze des Religionsbuches: „Der Mensch kann und soll durch seinen Verstand und dessen rechte Anwendung immer weiser und durch seinen freien Willen immer besser und vester im Guten werden" — handelt der Verf. S. 9 von der Bestimmung des Menschen. „Alles hat seine Bestimmung. Sir. 39, 26. 39. — Der Mensch auch. — Die Bestimmung des Menschen ist I. im Allgemeinen: er soll werden — nicht seyn, sondern werden — Gal. 6, 3. 1 Thess. 4, 10. II. Im Besondern: weiser werden d. h. die Wahrheit, insbesondere die übersinnliche Wahrheit erkennen. Kol. 1, 11. 3, 1. 2. 1 Tim. 2, 4. Die übersinnliche Wahrheit, die Gotteserkenntniß lehrt uns das Gute als unsern Zweck erkennen. Der Weise hat also a) gute Zwecke, Röm. 16, 19. — Gegentheil: schlechte Zwecke, Bosheit. — Soll der Zweck erreicht werden, so müssen wir Etwas dazu thun. Der Weise wählt daher auch b) gute Mittel ꝛc." In ähnlicher Weise wird dem Katecheten der schwere Begriff Glaube zur Wiedergabe an die Kinder erleichtert: „Glauben heißt: a) übersinnliche Dinge für wahr halten, b) aus vernünftigen Gründen. Also schließt der Glaube aus a) den Unglauben, der das Uebersinnliche leugnet, b) den Aberglauben, der ohne vernünftige Gründe Etwas für wahr hält." So sehr indessen der Verf. trennt, scheidet und spaltet, so erkennt er doch auch die Grenzen der Kunst an, welcher er vorarbeitet, und die in unseren Tagen oft genug als die allein selig machende gepriesen wird. Unter Anderem in der Lehre vom heil. Abendmahle weicht er von seinem Texte wie von seiner gewohn-

ten

ten Weise in selbstbewußter Absicht ab und sagt: „Ungern würde ich mich hier auf eine speciale Erörterung dieser Paragraphen einlassen, die, nach meinem Gefühle wenigstens, nothwendig gedehnt und frostig werden müßte. Auch Dinter ist viel zu weitschweifig in Behandlung dieser Lehre. Der Eindruck wird dadurch unfehlbar geschwächt. Kurz, wie die Handlung selbst kurz, einfach, erhaben ist, werde hier Alles zusammengefaßt. Der Lehrer rede hier mehr im Zusammenhange, als daß er katechisire. Die Kinder müssen jetzt so weit seyn, daß sie dem Vortrage zu folgen verstehen." Der Verf. gibt nur einen Versuch, das heil. Abendmahl würdig und zweckmäßig den Kindern darzustellen, über welchen er in einer Anmerkung sich sehr bescheiden äußert, der uns jedoch sehr angesprochen hat. Nur die historische Bezugnahme auf die sinnreiche Feier des Osterlammes haben wir ungern vermißt. — In Bezug auf den Inhalt des vorliegenden Buches bemerkt der Verf. S. V.: Das Bestreben beim Religionsunterrichte könne nicht dahin gehen, unsere Landkinder, unser Volk zu gelehrten Theologen zu bilden oder sie für ein besonderes System zu gewinnen. Sie könnten und sollten weder Rationalisten noch Supranaturalisten, weder Skeptiker noch Mystiker seyn, sondern Christen, evangelische Christen und Bibelfreunde. Er habe daher auch bei der Bearbeitung des Lehrbuches alles, dem einen oder andern kirchlichen (dogmatischen) Systeme Gehörende wegzulassen gesucht und nur die Schrift und ihre Lehren darzustellen sich bemüht. Mit dem Erstern hat der Verf. Recht, nämlich daß wir unsere Kinder weder zu Rationalisten noch zu Supranaturalisten machen sollen. Mit dem Zweiten indessen scheint er sich selbst zu täuschen. Er will nur die Schrift und ihre Lehren darstellen. Das wollen aber Alle, Rationalisten wie Supranaturalisten und Mystiker. Die beiden Letztern jedoch werden es ihm schwerlich gelten lassen, daß er die Schriftlehre dargestellt habe. Sie werden ihn für einen Rationalisten hal-

ten

ten und damit etwas sehr Schlimmes und Unbiblisches meinen. In der That hat er die Bibellehre rational, wenn auch nicht in der strengsten und allseitigsten Consequenz, dargestellt. So heißt es in dem kurzen Abrisse der Geschichte der Religion: „Schwerlich dürfen wir uns die ersten Menschen als vollendete Heilige denken. Es bleibt indeß immer eine schöne und in mehrerer Hinsicht fruchtbare Idee, sie uns als sittlich gute Menschen zu denken. Auch die älteste Urkunde der Religion und des Menschengeschlechts, 1 Mos., faßt sie also auf." Den Ausdruck: Erbsünde, verwirft der Verf. mit Recht als unbiblisch und gibt auch im Dogma nur eine Allgemeinheit der Sünde als biblisch zu. Diese aber erklärt er ganz einfach und wahr S. 17 also: „Mit wachen Trieben tritt das Kind in's Daseyn. Des Geistes Kräfte sind noch nicht erweckt. Daher erstarken die Triebe früher, als die Vernunft. Wenn nun diese späterhin erwacht, so findet sie die Triebe schon in Thätigkeit, und daher wird es ihr schwer, sich zur Herrschaft über diese zu erheben." Auf die Frage: Wer war Jesus? antwortet der Verf., daß man vornehmlich den eignen Erklärungen Jesu über sich folgen müsse. Jesus nenne sich Gottes Sohn, um dadurch seine göttliche Würde und Sendung, seine Erhabenheit über uns auszudrücken. In manchen Stellen aber nenne er sich auch des Menschen Sohn. Dieß zu wissen aber sei uns wichtig aus folgendem Grunde: „War Jesus Gottes Sohn, besaß er eine göttliche, folglich eine höhere Natur, als wir, so könnten wir ja auch ihm nicht folgen, so fiele für uns die Möglichkeit, folglich auch die Verpflichtung weg, ihm ähnlich zu werden, so könnte folglich auch die hauptsächlichste Vorschrift des Christenthums, ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, nicht Statt finden. War er aber des Menschen Sohn, so muß Das, was er geleistet hat, auch uns Allen, die wir Menschenkinder sind, möglich seyn. Was Jesus uns seyn wollte, Erlöser, Vorbild, Führer, das konnte er folg-

lich nur seyn, wenn er Mensch, Menschensohn war. Aber er war Mensch in der allerhöchsten, edelsten Bedeutung des Wortes, ohne alle Sünde. *Daher und in sofern* war er Gottes Sohn." Weiter unten faßt der Verf. das Gemeinschaftliche aller jener Erklärungen über die Frage: wer war Jesus, so zusammen, daß er sagt: „Es ist die Darstellung der hohen Würde Jesu, die darin besteht, daß Göttliches mit dem Menschlichen in seiner Person auf das Innigste verbunden war, oder deutlicher, daß Jesus alle nur irgend denkbaren Vorzüge der menschlichen Natur besaß und in sich so vereinigte, daß er das *ewig unerreichte Ideal der Menschheit* war." — Eben so Recht hat der Verf., wenn er S. 145 von der Strafe, die Gott an unserer Statt auf Christum gelegt haben solle, sagt: „Das wäre ja himmelschreiendes Unrecht. Den Unschuldigen für den Schuldigen strafen, das thut ja nicht ein Mal ein menschlicher Richter, viel weniger Gott der Heilige, Allgerechte und Vollkommene." Indem er aber die Gnade Gottes durch Christum genauer erklären will, fällt er gleichwohl in eine Behauptung, die nicht Stich hält: „Dieß Vertrauen," sagt er, „zu Gottes Gnade, daß Gott *den* Sünder, der sich bessert, nicht straft, kann der Mensch aus seiner Vernunft nicht schöpfen. Diese vielmehr muß ihm sagen, Gott muß als der Gerechte dich für die Sünde strafen. Jenes Vertrauen konnte nur Er selbst uns geben und hat es durch Jesum uns gegeben. Dieß ist der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft." Dagegen bemerken wir: Die natürlichen Folgen der Sünde hebt Gott nimmer auf. Daß er aber dem sich bessernden Sünder verzeiht, dieß Vertrauen kann der Mensch auch aus seiner Vernunft schöpfen, sobald er sich Gott nicht einseitig, als den Gerechten, wie ihn der Verf. nimmt, sondern zugleich als den Gnädigen und Barmherzigen denkt, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe; eine Vorstellung von Gott, die bekanntlich und wie der eben

eben gebrauchte Spruch beweist, Eigenthum erleuchteter Männer schon vor Christus war. — Nicht weniger dünkt uns das ein Mißgriff, was der Verf. bei Gelegenheit des zweiten Artikels über das: empfangen vom heiligen Geiste, sagt. „Man erkläre," räth er, „diese Stelle aus Act. 10, 38., wo von Jesus gesagt wird, er ist von Gotte gesalbt mit dem heiligen Geiste, er hat von Gott einen heiligen Geist empfangen. Wohl," setzt der Verf. hinzu; „wolle das Glaubensbekenntniß mit jenen Worten etwas Anderes behaupten, nämlich die wundervolle Empfängniß Christi. Seine Erklärung aber scheine ihm mehr biblisch, mehr praktisch und faßlicher zu seyn." Biblisch ist wohl das empfangen vom heiligen Geiste nach dem ἐπισκιάζειν Luk. 1, 35. auch. Ob für Kinder faßlich und praktisch, lassen wir dahingestellt seyn. Aber involvirt die Erklärung des Verfs. nicht eine Täuschung? Ist seine Lehrweisheit hier nicht eine Taschenspielerei, hinter welche die Irregeleiteten bald genug kommen werden? Man gebe den Kindern nicht, was nicht taugt. Aber was man ihnen gibt, das sei nicht verfälscht, nicht spitzfindig gewendet und verdreht. — Zu einer Sonderbarkeit kommt der Verf. von S. 74 an. Dort heißt es: Gott ist die Liebe. Und nun werden die übrigen Eigenschaften Gottes auf diese Liebe, nicht aber mehr auf ihn selbst basirt. „Erste Vollkommenheit der Liebe Gottes, Gott ist heilig. Zweite Vollkommenheit der Liebe Gottes, Gott ist allweise u. s. w." Wir wissen nicht, ob wir diesen Verstoß mehr auf Rechnung des Lehrbuches, als auf die des Commentars zu schreiben haben. Aber ein Verstoß ist es gewiß, und einer, der die nicht eben leichte Lehre von den göttlichen Eigenschaften nur noch schwerer macht.

Wir könnten leicht noch manche einzelne Ausstellung machen. Allein wir glauben, dem Verf. unsere Aufmerksamkeit hinlänglich bewiesen zu haben und schließen im Betrachte des Ganzen mit der wiederholten Versicherung, daß wir sein Hand-

buch als einen willkommenen Zuwachs auf einem Felde betrachten, das früher brache lag und jetzt mit vielem Kohle und manchem Kraute überzogen wird, das der himmlische Vater nicht gepflanzt hat. Allmälig aber muß auch hier das Gesunde und Heilsame aufkommen und der Waizen über das Unkraut Herr werden.

Die Heilslehre des Christenthums in einem ausführlichen Katechismus mit beigefügten Bibelstellen. Für den Unterricht der reifern Jugend in evangelisch-protestantischen Kirchen und Schulen. Bearbeitet von J. G. Fr. Dreuttel, Stadtpfarrer in Heidelberg. Darmstadt, Druck und Verlag von Karl Wilhelm Leske. 1833. SS. X und 132 in 8. Preis 12 Gr.

In der Form gestehen wir diesem Katechismus nicht unbedeutende Vorzüge zu. Er hat den Weg der alten Katechismen verlassen und vom kleinen lutherischen nur das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß beibehalten. Der christlichen Glaubenslehre und der christlichen Sittenlehre, in welche er zerfällt, wird so ziemlich das gleiche Recht gethan. Die Sprache ist rein, gedankenreich, bündig und für die reifere Jugend, die der Verf. im Auge hatte, wohl auch noch faßlich. Fragen und Antworten stehen zwar nicht in einem streng katechetischen Zusammenhange, bilden aber einen guten Leitfaden für den Lehrer und einen nützlichen Anhaltepunct für den Schüler. Mit besonderem Fleiße endlich sind die biblischen Beweissprüche beigebracht und zu leichterem Gebrauche unmittelbar nach den Antworten, denen sie zum Belege dienen, abgedruckt. Nur die längeren Stellen sind mit bloßen Citaten bezeichnet und zum Nachlesen in der Bibel selbst empfohlen. Auch wollen wir mit

dem

dem Verf. nicht darüber rechten, daß er „eine besondere Einleitung in die biblischen Schriften und eine wenn auch nur kurz gefaßte Geschichte der christlichen Religion und Kirche, wie sie von den Neueren als Beilagen zu den Katechismen geliefert worden sind, seinem Buche zur Zeit nicht anfügen wollte.“ Wir billigen es vielmehr, daß ihm „vor Allem daran lag, das Wichtigste, die Lehre, zu behandeln, in der Absicht, sich und Anderen ein Mittel zu verschaffen, um die immer mehr sich verdunkelnde christliche Ueberzeugung wieder zur klaren Anschauung zu bringen, das immer mehr in den Wirren der Zeit erstebende christliche Leben wieder anzufachen.“ — Allein eben hier scheint er uns das rechte Mittel noch nicht ergriffen zu haben und wenn wir mit der Form seines Lehrbuches mehr oder weniger einverstanden waren,“ so ist uns doch der Inhalt desselben nicht überall als ein solcher erschienen, der die Wirren der Zeit zu entwirren und das echt und eigentlich Christliche zur klaren Anschauung zu bringen vermöchte. Für einen Leitfaden, „worin die Lehren des Christenthums biblisch-richtig und zugleich auf eine den Forderungen der Zeit angemessene Weise ausgesprochen wären,“ können wir sein Buch, wenigstens nicht durchweg, gelten lassen. Denn Manches kann biblisch richtig seyn und ist doch den Forderungen einer vorgeschrittenen Zeit nicht angemessen. Ja manches Biblischrichtige kann ein christlich oder evangelisch Unrichtiges seyn und ist es oft in der That. Wir wollen nun einiges Bedenkliche bemerklich machen. Gleich auf der ersten Seite finden wir den cardo rei als einen unhaltbaren. „Das Christenthum leitet seinen Ursprung her nicht von Menschen, sondern unmittelbar von Gotte.“ Aber der Verf. sagt ja selbst gleich darauf, daß es durch Jesum von Nazareth, also doch mittelbar, in die Welt gekommen sei. — Ueber die Trinität referirt der Verf. S. 15, wie sich die christliche Kirche ausgesprochen habe; so nämlich, wie Menschen sich bei der Unvollkommenheit ihrer Vorstellungs-

weise

weise und Sprache über göttliche Geheimnisse aussprechen konnten: in dem Einen göttlichen Wesen sind drei unterschiedliche Personen, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, und diese Drei sind Eins. Da er aber darüber keine Epikrisis gibt, so scheint er die Satzung der Kirche zur biblisch-richtigen Wahrheit haben erheben zu wollen, als welche sie zu erhärten ihm schwer fallen dürfte. — Von dem „Teufel oder Satan, dem mächtigen Lügengeiste, dem boshaften, unablässig geschäfftigen Verführer der Menschen, dem von Gott zur ewigen Verdammniß Verurtheilten," handelt S. 22. Biblisch ist die jüdische Dämonologie allerdings. In wieweit sie aber eigentlich christlich und als evangelische Wahrheit hervorzuheben sei, darüber wird sich so lange streiten lassen, als es unentschieden bleibt, ob Christus den Teufel als Person oder ob er ihn nur als Princip genommen habe. Unsere Lehrbücher für die Jugend aber werden um Nichts ärmer seyn, wenn sie das Dogma vom Teufel auch nicht mehr haben. Freilich können manche Theologen den Teufel um des Falles der ersten Menschen willen nicht gut entbehren. Auch unser Verf. redet von der Verführung, „die aus Satans Reiche an sie gebracht ward" und durch welche das göttliche Ebenbild verloren ging. — Nach S. 29 besteht das Eigenthümliche der göttlichen Natur in Christo darin, „daß sie Eines Wesens mit Gotte das Mittel ist, wodurch sich die ewige Macht, Weisheit und Liebe in Erschaffung und Erhaltung der Welt, sowie in Leitung und Erziehung der Menschen von Anbeginn an geoffenbart hat und fortwährend offenbart." Das ermangelt wenigstens der klaren Anschaulichkeit, zu welcher es der Verf. laut Vorrede zu bringen gedachte. Und wenn die Wunder S. 31 Zeugniß gaben von seiner Macht über die Gesetze der Natur und mithin beurkundeten, daß er ein von Gott gesandter Lehrer sei, auf dessen Wort man sich verlassen könne: so hat der Verf. vergessen, daß die heil. Schrift und selbst das N. Testament auch

von

von solchen Menschen Zeichen und Wunder verrichten läßt, welche Nichts weniger als von Gott gesandte Lehrer waren. Reale Wunder können nie Beweis für die ideale Wahrheit seyn. — Wir könnten noch viele dergleichen Puncte anführen, die wir anders wünschten in einem Buche, das, wie der Verf. hofft, in späteren Jahren nicht wie ein Spielzeug aus der Jugendzeit auf die Seite gelegt, sondern auch von den Erwachsenen noch als bewährt und probehaltig erfunden werden soll. Die angeführten jedoch reichen hin, die theologische Denkart zu bezeichnen, aus welcher es hervorging und die Schule kenntlich zu machen, welche die Rechte der Vernunft ehrt, aber nur bis zu einem gewissen Puncte, und von welcher das Wort aus Tischers Gnomen gilt: „Seid nicht vernünftig! wagt kein Mensch zu sagen. Bis hieher seid's! die Vorschrift will man wegen.

Anleitung zum Katechisiren über biblische Abschnitte von J. Aug. Gottfr. Hoffmann, Doctor der Phil., Bacc. der Theol. und der letztern Privatdocenten an der Universität Jena. Jena, in der Cröker'schen Buchhandlung. 1833.

Je seltner in unseren Tagen unter der unübersehbaren Masse pädagogischer Schriften solche erscheinen, welche zum weitern Anbaue der theoretischen oder praktischen Katechetik beitragen, desto erfreulicher muß es seyn, wieder ein Mal ein Buch in die Hände zu bekommen, das dem praktischen Katecheten Anleitung zu geben verspricht. Und ist es nicht zu leugnen, daß es dem angehenden Katecheten schwieriger wird, über Bibelabschnitte planmäßig zu sprechen, als über einen Theil der Glaubens- und Sittenlehre, so hat Hr. H. um so mehr Anspruch auf Dank für seine Anleitung zum Katechisiren über Bibelabschnitte.

Der

Der Plan, nach welchem die Schrift gearbeitet wurde, ist einfach und leicht zu übersehen und deßhalb desto passender für Volksschullehrer. Nachdem sich der Verf. zunächst über die verschiedenen Lehrformen beim Religionsunterrichte ausgesprochen und sich für die katechetische in der Volksschule entschieden hat, fügt er Einiges über die verschiedenen Arten der Katechisationen bei. Hierauf geht er allmälig zur Behandlung der Bibelabschnitte für katechetischen Gebrauch über und gibt neben recht richtigen allgemeinen Grundsätzen auch Bemerkungen über scheinbare Kleinigkeiten beim Bibellesen in der Volksschule. Der Lehrer erhält in den hierauf sich beziehenden Paragraphen treffliche Winke für seine Bibelstunde. Noch belehrender aber ist das, was man in der Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf einzelne Bibelabschnitte liest. Der Verf. theilt die Bibelabschnitte in rein historische, zu welchen er auch die Wundererzählungen und Weissagungen rechnet; in solche, die den Uebergang bilden von den historischen zu den didaktischen, und hierher sind die Parabeln gezählt und endlich in rein didaktische, Theils moralischen, Theils dogmatischen Inhalts. Zur Erläuterung der ersten Classe dieser Bibeltexte ist als Beispiel gewählt die Geschichte Josephs, welche mit Scharfsinne und großer Zartheit behandelt wird. Nur das hat uns nicht recht gefallen wollen, daß Joseph bloß von der Lichtseite dargestellt und die Schattenseite ganz unerwähnt geblieben ist. Etwas Schielendes liegt doch offenbar auch in dem Charakter Josephs, das dem Lehrer zu mancher Warnung für seine Schüler Veranlassung bietet. Nicht minder anziehend erläutert der Verf. die Geschichte Sodoms und Gomorrha's (1 Mos. 18, 17—19, 25.) und vollen Beifall verdient, was er über die Behandlung der neutestamentlichen Wunder sagt. Er zeigt sich zwar auch hier als einen rationalen Exegeten, aber als einen besonnenen, der das nun einmal Unerklärbare nicht zu lösen versucht, weil die historischen Notizen, die eine Wundererklärung nur möglich machen, fehlen. Auf die praktische Benutzung der Wundererzählungen verweist er den Volksschullehrer und unterstützt ihn hinsichtlich der angezogenen Beispiele — Matth. 9, 27 – 31 und Apostelg. 5, 1 — 11 — durch treffliche Bemerkungen. Was von der Behandlung der ersten Classe dieser Bibeltexte gesagt ist, gilt auch rücksichtlich der beiden

übrigen

übrigen Classen, der Parabeln und der rein didaktischen Bibeltexte; nur möchte man wünschen, daß der Verf. von den letztgenannten noch mehrere behandelt hätte. —

Zwei Puncte jedoch müssen wir auch erwähnen, in welchen wir dem Verf. nicht beistimmen können. S. 6 spricht der Verf.: „So viele Bücher (Religionslehrbücher) man zur Hand nimmt, so verschieden sind sie in Bezug auf den Inhalt, obgleich derselbe aus der Einen Urquelle, der Bibel, abgeleitet ist. Menschliche individuale Ansichten gehen mit rein biblischen Hand in Hand, jeder Schriftsteller trägt seine Meinung zum Theil wenigstens in das reine Christenthum hinein oder faßt es wenigstens zum Theil einseitig auf. So erscheint es überall in den Symbolen, die zur Begründung einer Kirchengesellschaft abgefaßt sind. — Ist dieses aber der Fall, so leuchtet von selbst ein, daß es weit gerathner ist, für den Religionsunterricht der Kinder die Bibel selbst zu Grunde zu legen und aus ihr Wahrheit und Leben zu schöpfen, als aus irgend einem Handbuche, was im Geiste einer Schule geschrieben ist." Sollte aber dadurch, daß die Bibel beim Religionsunterrichte in der Volksschule die Stelle eines Lehrbuches vertritt, in denselben durchgehende Einheit gebracht werden? Wir glauben das nicht. Zwar soll jeder protestantische Lehrer immer auf die Bibel, als die alleinige Quelle der christlichen Religion zurückweisen; allein werden die verschiedenen Lehrer nicht auch die Bibel verschieden auslegen? Der rationalistische Lehrer D. wird gewiß der johanneischen Stelle: „Das Blut Christi macht uns rein von allen Sünden," einen andern Sinn geben, als der mystische Lehrer L. Und so bei vielen anderen Stellen. Ja, sind denn die christlichen Religionslehrbücher nicht eben deßhalb ihrem Inhalte nach so verschieden ausgefallen, weil ihre Verff. von verschiedenen Ansichten ausgehend, nicht dasselbe in der Bibel fanden? Uebrigens sind wir vest überzeugt, daß viele unserer Volksschullehrer, sollten sie sich bei ihrem Religionsunterrichte nur an die Bibel halten, wenig Ordnung in denselben bringen würden. Ein Lehrbuch muß ihnen einen systematischen Gang vorzeichnen. Auch für die Kinder ist besser gesorgt, wenn sie die hauptsächlichsten Religionswahrheiten passend zusammengestellt in einem Lehrbuche vor sich haben. Sie gewinnen desto leichter einen Ueberblick über die ganze Religionslehre.

Der

Der zweite Punct, in welchem wir nicht mit dem Verf. übereinstimmen, betrifft Folgendes: S. 42 spricht der Verf. von den verschiedenen Beweisen für Religionswahrheiten und führt dieselben auf Vernunft-, Erfahrungs- und Schriftbeweise zurück. Von der ersten Art heißt es nun: „Vernunftbeweise fordern schon eine große Uebung und Gewandtheit im Denken, die bei Kindern nicht stets erwartet werden kann. Vieles läßt sich aus der Vernunft nicht streng beweisen, was wir doch für wahr nehmen und für wahr geben. Diese Art der Beweise ist also schon deßhalb für Kinder nicht recht passend und scheint dieses um so weniger, wenn wir erwägen, daß das zu Erweisende eine Wahrheit ist, die sich in der Geschichte ausspricht und von selbst aus ihr entwickelt worden ist.“ Wir meinen nun, daß auch bei dem Kindern zu ertheilenden Religionsunterrichte Vernunftgründe zuläßlich und bisweilen selbst faßlicher sind, als die bloß biblischen. Wird sich z. B. der Satz: Gott vergibt als gnadenreicher Vater dem reuigen Sünder, nicht ebenso leicht durch Vernunftbeweise vorstellen lassen, als durch die Hinweisung auf den Versöhnungstod Jesus, dessen richtige Auffassung schon mehr historische Kenntniß voraussetzt? Und sollten die Vernunftgründe für die Fortdauer unseres Geistes von dem Kinde nicht eben so gut gefaßt werden, als die in gewisser Hinsicht für die Unsterblichkeit zeugende Auferstehung Jesus, die gar leicht falsch gedeutet wird? — Unsere Ansicht ist, man verbinde Vernunft- und Bibelgründe mit einander, soweit dieß thunlich ist. —

Der Verf. mag uns diese Bemerkungen nicht mißdeuten, sondern sie vielmehr aus der Aufmerksamkeit ableiten, die wir seinem Buche schenkten, das wir vorzüglich den Lesezirkeln der Volksschullehrer empfehlen.

Theologisches Notizenblatt
1835.
No. IV.

Ueber den religiösen Zustand Nordamerika's.

(Aus Mrs. Trollope's Leben und Sitte in Nordamerika. 1. Bd.)

Schon in einem frühern Hefte (Kr. Pr. Bibl. Bd. IX. H. 1. S. 556 ff.) theilten wir über den religiösen Zustand Nordamerika's aus Herzog Bernhard's v. Sachsen Reisen im J. 1825 viel Interessantes mit und sahen das von unseren Lesern wohl aufgenommen, weil dergleichen Notizen in mehr als Einem Bezuge sehr lehrreich sind und doch gerade in anderen Blättern, wo man sie Statt vieles Unnützen und Ungehörigen am Ersten suchen sollte, entweder gar nicht oder doch nicht in der nöthigen Ausführlichkeit gefunden werden. Wir glauben daher nicht weniger recht zu thun, wenn wir jetzt das darauf Bezügliche aus dem genannten Werke einer Engländerin ausheben, welche einige Jahre später Nordamerika bereiste, sich in gewissen Gegenden dieses Landes lange Zeit häuslich aufhielt und in ihren Berichten über dasselbe scharfen Beobachtungsgeist mit einem richtigen und milden Urtheile zu verbinden wußte. Was in dem ersten Bande jenes Werkes (übers. von D. Herm. Franz, Kiel 1835) vorliegt, bezieht sich nicht auf das Religionswesen der nord- und südöstlichen Staaten dieseits der Alleghany-Gebirge, sondern auf das der westlichen, und namentlich auf das des Staates Ohio, wo die Verfasserin am Längsten verweilte, und wir leiten dasselbe mit der Erinnerung an die Bemerkung des Herzogs Bernhard ein: daß in den nordöstlichen Staaten das Bekenntniß der anglicanischen und unitarischen, in den südöstlichen aber das der katho-

katholischen, baptistischen und methodistischen Kirche das Uebergewicht hat, vermischt mit einer namhaften Anzahl von allerhand anderen Kirchenparteien. Von den westlichen Staaten, welche Mrs. Trollope ausschließlich in das Auge faßt, sagt er dagegen: „Sie sind fast durchgängig von neuen Ansiedlern bevölkert und darum hat sich in ihnen eigentlich noch kein bestimmter kirchlicher Glaube recht vestsetzen können; nur in den größeren Städten gibt es permanente Geistliche, während die kleineren Ortschaften, von denen sich Viele noch keine Kirche erbauen konnten, von durchstreifenden Predigern aller möglichen Secten besucht und mit geistlicher Nahrung versehen werden. Doch fassen hier die Methodisten ziemlich vesten Fuß und machen besonders unter dem gemeinen Volke, unter den Negern und farbigen Leuten, die meisten Proselyten. Sonst aber werden sie eben nicht geliebt, da man sie allgemein für heuchlerisch, fanatisch, intolerant und unwissend hält und sich mit ihrem Hasse der unschuldigsten Freuden nicht befreunden kann." Diese Angaben werden nun auch von der Verfasserin in Bezug auf den Staat Ohio, wo sie sich, namentlich in Cincinnati und der Umgegend, aufhielt, Theils erläutert, Theils bestätigt. Sie sagt (S. 122 ff.):

„Ich habe nirgends eine Bevölkerung gesehen, die so ohne alle Fröhlichkeit war, als die von Cincinnati. Sie haben keine Bälle, keine Concerte, keine Tischgesellschaften und der an sich geringe Besuch des Theaters gilt besonders dem größern Theile des weiblichen Geschlechts für Sünde. In den Kirchen und Kapellen dagegen erscheinen die Damen in vollem Staate und es sollte mich keineswegs wundern, wenn ein eben angelangter Europäer auf seinen ersten Wanderungen durch die Stadt die der Andacht geweihten Orte für Theater und Kaffeehäuser zu halten geneigt wäre. Kein Abend in der Woche vergeht, an welchem nicht die jungen Schönen, stets sorgfältig, oft mit großem Prunke gekleidet, schaarenweise nach den Kapellen

pellen und Bethäusern strömen; da zeigt man sich, da allein sucht man seine Ansprüche auf Mode und Geschmack geltend zu machen. Die Zahl der Herren, welche diese Abendversammlungen besuchen, ist im Verhältnisse sehr gering; allein oft machen, wie man sich denken kann, einige junge Stutzer diese Pracht von Bändern und Locken sehr erklärbar und natürlich.

Der Einfluß, welchen die Geistlichen aller der unzähligen Religionssecten durch ganz Amerika auf den weiblichen Theil ihrer Congregationen ausüben, kommt dem sehr nahe, welcher in Spanien oder anderen streng römisch-katholischen Ländern Statt findet und es gibt mehrere Ursachen für diesen eigenthümlichen Einfluß. Wo eine Gleichheit des Standes von den Reichen nur gezwungen anerkannt, von den Armen aber hartnäckig gefordert wird, wie in Amerika, da ist nur den Geistlichen ein Unterschied und ein Vorrang erlaubt. Das gibt ihnen ein hohes Gewicht in den Augen der Frauen. Ich glaube auch, daß nur von der Geistlichkeit dem zweiten Geschlechte in Amerika jene Art von Aufmerksamkeit zu Theil wird, welche jedes weibliche Herz über die ganze Welt so hoch schätzt. Bei der Geistlichkeit in Amerika allein behaupten die Frauen den Grad gewichtigen Einflusses, welcher ihnen in den europäischen Ländern in jedem Range und Stande der Gesellschaft eingeräumt wird, und zum Danke dafür scheinen sie Herz und Seele ihren Händen zu übergeben. Nie habe ich ein Land gesehen oder von einem solchen gehört, wo die Religion so große Gewalt über die Frauen und so wenig über die Männer ausübt. Ich will damit nicht gesagt haben, daß ich keinen Mann von wahrhaft religiösem Gefühle oder keine Frau ohne alle wahrhaft religiöse Gesinnung getroffen hätte, allein ich bin gewiß, daß meine Behauptung sicher auf die bei Weitem größte Zahl anwendbar ist.

Wir befanden uns erst wenige Monate in Cincinnati, als unsere Neugierde in hohem Grade rege gemacht wurde, da wir

Jeder-

Jedermann, mit dem wir in Berührung kamen, von „Wiedererweckung (revival) sprechen hörten.

„Es wird sehr voll seyn, — wir werden fortwährend beschäfftigt seyn," — das waren die immer wiederkehrenden Aeusserungen, deren Sinn uns eine lange Zeit gänzlich unbekannt blieb, bis ich endlich erfuhr, daß die unnationale (keinen Gegenstand der Staatsfürsorge bildende) Kirche von Amerika von Zeit zu Zeit eines Antriebes zu größerer Energie und Thätigkeit bedürfe. Zu einer solchen Zeit reisen die eifrigsten Prediger durch das Land, ziehen zu Zwanzigen, ja zu Hunderten, je nachdem es die Bequemlichkeit des Ortes zuläßt, in die größeren oder kleineren Städte auf ein oder zwei Wochen ein, sogar auf einen Monat, wenn die Bevölkerung zahlreich ist, wo sie den ganzen Tag, ja oft die halbe Nacht hindurch in den verschiedenen Kirchen und Bethäusern predigen und beten. Das ist der Act der „Wiedererweckung."

Bischöfliche, Katholische, Unitarier und Quäker ausgenommen, findet man unter diesen wandernden geistlichen Horden Priester von allen Glaubensbekenntnissen. So hörte ich von allerlei Presbyterianern, von, Gott weiß, wie vielen Arten Baptisten und von so vielen verschiedenen Methodisten-Secten, daß ich sie alle aufzuzählen nicht im Stande wäre, es würde eine geraume Zeit erfordern, um ihre Glaubensverschiedenheiten zu erklären, noch mehr aber, sie zu verstehen. Sie durchziehen der Reihe nach alle größere und kleinere Städte und Dörfer der Union; ich konnte es jedoch nicht genau genug erfahren, um es mit hinlänglicher Bestimmtheit wiederholen zu können, wie groß gewöhnlich der Zwischenraum zwischen ihren Besuchen ist. Der größte Theil dieser Zug-Priester wohnt in den Häusern der Anhänger ihrer Secten und jeder Abend, der nicht in den Kirchen und Bethäusern zugebracht wird, ist zu „Gesellschaften" bestimmt, wie wir sie nennen würden, die sie aber „Betvereine" zu

nennen

nennen belieben. Hier wird — gegessen und getrunken, gebetet und gesungen, bekehrt und Beichte gehört. Ich wurde zu einer dergleichen Versammlung nicht eingeladen und kann deßhalb nur vom Hörensagen darüber berichten. Aber meine Bemerkungen kommen von einem Augenzeugen, auf den ich mich unbedingt verlassen kann. Und wollte man auch nur die Hälfte davon glauben, was ich gehört habe, so würden doch diese Betvereine noch immer eine Hauptrolle in dieser „Wiedererweckungsperiode" spielen.

Die besten Zimmer, die schönsten Kleider, die gewähltesten Erfrischungen verherrlichen diese Zusammenkünfte. Während die Gesellschaft sich versammelt, unterhält man sich in leisem Gespräche mit den angekommenen Gästen, die sich „Brüder und Schwestern" nennen und die Begrüßungen sind auch in der That sehr brüderlich und schwesterlich. Sobald das Zimmer voll ist, werden die Glieder der Gesellschaft, deren bei Weitem größerer Theil stets aus Frauen besteht, bittend und schmeichelnd eingeladen, vor ihren Brüdern und Schwestern alle ihre Gedanken, Fehler und Thorheiten zu bekennen. Diese Beichten sind seltsame Auftritte. Je mehr die Beichtenden bekennen, desto unermüdlicher werden sie dazu angetrieben und ihnen geschmeichelt. Ist die Beichtscene vorüber, so kniet Alles nieder und der Wanderprediger spricht aus dem Stegreife. Hierauf wird gegessen und getrunken, dann gesungen, gebetet, ermahnt und wieder gesungen und gebetet, bis die Aufregung der Gemüther den höchsten Grad erreicht hat.

Solche Vereine werden während dem „revival" in einem oder dem andern Hause jeden Abend gehalten, ja oft in mehreren zugleich, da die Kirchen und Bethäuser kaum die Hälfte der geistlichen Hirten beschäfftigen können, obgleich sie den ganzen Tag über bis spät in die Nacht geöffnet sind und die Prediger sich in ihren Geschäfften ablösen.

In der Hauptkirche der Presbyterianer war ich selbst zwei Mal.

Mal Zeuge von Scenen, die mich tief erschütterten. Indem ich Eine beschreibe, beschreibe ich sie beide und überhaupt alle, da sie sich stets wiederholen.

Es war in der Mitte des Sommers, doch begann die Handlung, welcher beizuwohnen mir empfohlen worden war, erst mit einbrechender Dunkelheit. Die Kirche war recht gut erleuchtet und fast zum Erdrücken voll. Drei Priester standen bereits bei unserem Eintreten neben einander auf der Rednerbühne, welche da, wo sonst der Altar zu stehen pflegt, in der Höhe unserer (englischen) Kanzeln errichtet und mit dunkelrothem Tuche recht gut drapirt war. Dicht bei dem Geländer, welches die Tribüne umgab, nahmen wir in einem Kirchenstuhle Platz.

Der in der Mitte stehende Geistliche betete eben in einem auffallend heftigen Tone, wobei sein fast gemeiner Ausdruck höchst anstößig war. Als er geendet, wurde eine Hymne gesungen, worauf ein Anderer den mittlern Platz einnahm und predigte. Mit einer nicht gewöhnlichen Beredtsamkeit behandelte er einen schreckbaren Gegenstand. Die letzten Augenblicke des erlöschenden Lebens und die stufenweise fortschreitende Auflösung nach dem Tode waren es, welche er mit erschütternder Genauigkeit beschrieb und die er bis zum letzten ekelhaften Grade der Verwesung verfolgte. Da veränderte er plötzlich die Stimme, die er bisher in dem Tone einer ruhigen Beschreibung gehalten hatte, in ein schreckbares Kreischen. Vorwärts bog er den Kopf, als ob die Augen nach irgend einem Gegenstande unter der Tribüne hinstarrten. Und wie Rebekka dem Ivanhoe erzählt, was sie durch das Fenster sieht, so rief der Prediger uns zu, was er in dem Abgrunde erblickte, der sich vor seinen Augen zu öffnen schien. Und in der That, er wählte den rechten Weg, um seine Beschreibung der Hölle eindringlich zu machen. Keine Farbe, kein Bild wurde vergessen, das ihm Feuer, Flamme, Schwefel, Pech, siedendes Blei oder glü-

glühende Zangen an die Hand gaben, um die Glieder der Verdammten zu martern. Der Schweiß rann in Strömen von seinem Gesichte; die Augen rollten, schaumbedeckt waren seine Lippen und in allen seinen Mienen lag der tiefe Ausdruck des Schreckens, den man empfunden haben würde, hätte er die Scene wirklich vor Augen gehabt, die er beschrieb. Sein Gebehrdenspiel war vortrefflich. Endlich warf er einen matten Blick auf seine ihm zur Seite stehenden Collegen, als wolle er seine Erschöpfung aussprechen und setzte sich dann, den Schweiß auf seiner Stirne trocknend.

Jetzt erhoben sich die beiden andern Geistlichen und stimmten einen Gesang an; es vergingen indeß einige Secunden, ehe die Versammlung, wie gewöhnlich, einzustimmen vermochte; Schrecken und Todesblässe zeigte sich auf allen Gesichtern. Nach Beendigung des Gesanges trat der Dritte in die Mitte und fragte die Versammlung in einem süßlichen Tone: ob die Rede seines Bruders zu Herzen gedrungen sei? ob sie der Hölle entfliehen wollten, die er ihnen gezeigt? „Kommet denn," fuhr er fort, seine Arme gegen sie ausstreckend, „kommet zu uns und bejahet es uns, und wir wollen euch Jesum zeigen, das liebe, gute Jesulein, der euch von ihr retten soll! Aber ihr müsset zu ihm kommen! Noch in dieser Nacht sollet ihr ihm sagen, daß ihr euch seiner nicht schämet! Wir wollen euch den Weg bahnen, wir wollen die Bank für zagende Sünder bereiten. Kommet denn, kommet zu dieser Sünderbank und wir wollen euch Jesum zeigen! Kommet! kommet! kommet!"

Ein neuer Gesang wurde angestimmt, während dessen Einer der Prediger zwei lange Bänke dem Geländer gegenüber leerte, indem er zugleich die Versammlung nach dem Hintergrunde der Kirche wies. Als das Singen beendigt war, erging eine abermalige Einladung und Ermahnung, sich des Herrn nicht zu schämen, sondern sich auf die „Sünderbänke" zu setzen und „die Häupter an seine Brust zu legen." — „Noch ein Mal

wollen wir singen," schloß der Ermahnende, „um euch Zeit zu lassen!" — und aufs Neue ertönte der Gesang.

Nun ward in der ganzen Kirche eine Bewegung bemerkbar, die sich Anfangs nur durch ein tiefes Geräusch kundgab, die aber nach und nach immer entschiedener wurde. Junge Mädchen erhoben sich, setzten sich wieder, standen abermals auf, bis endlich Mehrere derselben mit gefalteten Händen, gesenktem Haupte, an allen Gliedern zitternd, aus den geöffneten Sitzen wankten, während der Gesang ununterbrochen fortdauerte. Als sich aber nun die armen Geschöpfe dem Geländer näherten, da wurde ihr Seufzen und Stöhnen hörbar. Sie setzten sich auf die Sünderbänke, der Gesang verstummte und zwei Priester stiegen von der Tribüne herab und begannen, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken, leise zu den Armen zu sprechen. Wir konnten zwar Nichts davon verstehen, allein das Schluchzen und Stöhnen stieg zu einem unerhörten Grade. Mit bleichem Gesichte, Zerknirschung in den Mienen, sanken die jungen Sünderinnen auf die Kniee nieder, senkten den Kopf zur Erde, während unter dem heftigsten Stöhnen sich von Zeit zu Zeit eine Stimme in kreischenden Tönen vernehmen ließ: „O Gott!" — „O Herr Jesus!" „Hilf mir, o Jesus!" — und dergleichen. — Unterdessen gingen beide Prediger fortwährend zwischen ihnen umher. Zu mehreren Malen stiegen sie auf die Bänke und verkündeten der ganzen Versammlung „die Botschaft des Heils," worauf von allen Seiten ein kurzes, lautes „Amen" erschallte, während den auf ihren Knieen liegenden Sünderinnen ununterbrochen jene geheimnißvollen Tröstungen, mitunter auch eine mystische Liebkosung, zu Theil wurden. Mehr als ein Mal sahe ich einen ehrwürdigen Arm um den Nacken einer jungen Schönen geschlungen! Mehrere derselben verfielen endlich in die heftigsten Zuckungen und als der Tumult auf das

höchste

Höchste gestiegen war, stimmte, um ihn zu übertäuben, der oben stehende Priester einen neuen Gesang an.

Es war ein furchtbarer Anblick, diese jungen Geschöpfe in ihrem heitern Lebensmorgen so gepeinigt, in Schrecken gesetzt und sie vielleicht für immer entkräften und entnerven zu sehen. Eins derselben, scheinbar nicht älter, als vierzehn Jahre, lag in den Armen eines nur um wenige Jahre ältern Mädchens. Bleich, wie der Tod, war ihr Gesicht, ihre Augen waren weit geöffnet, ohne alles Leben; Kinn und Brust naß vom Geifer, kurz sie schien in einem Zustande völliger Sinneszerrüttung zu seyn. Ich sahe, wie sich ein Priester ihr näherte und ihre zarte Hand ergriff. „Jesus ist mit ihr, Gott sei gelobt!" — rief der selbst Verrückte und ging weiter.

Würden wohl solche Scenen unter den Amerikanern erlaubt seyn, wenn sie das weibliche Geschlecht schätzten, wie der Mann Weib und Töchter schätzen soll?" —

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß nur das weibliche Geschlecht es war, welches der Aufforderung, sich auf die Sünderbänke zu setzen, folgte und bei Weitem der größte Theil waren junge Mädchen. Die Versammlung war im Allgemeinen sehr gut gekleidet und die ersten Modedamen der Stadt gegenwärtig, sowie überhaupt während der ganzen Zeit des „revivals" Kirchen und Bethäuser außerordentlich voll waren.

Das ist's also, womit die Cincinnatierinnen sich vergnügen. Der Besuch des Theaters ist verboten, Kartenspiel ist ungesetzlich, über ihren häuslichen Arbeiten sind viele und Eine Erholung müssen sie doch haben. Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich überzeugt bin, eine Aufführung des zuchtlosesten Schauspiels, das je geschrieben werden könnte, würde lange nicht so unheilbringend für die unverdorbene Jugend seyn, als eine einzige solche Scene!" —

Zu einer andern Zeit wohnte *Mrs. Trollope* außerhalb der Stadt Cincinnati im Hause eines auf dem Lande lebenden

Gärtners einer „Abend-Bet-Gesellschaft" bei. Sie erzählt davon (S. 208 ff.): „Wir erhielten unsern Platz auf einer der rund an den Wänden des kleinen Zimmers herumlaufenden Bänke angewiesen. Es waren bereits mehrere Personen, dem Ansehen nach Handwerker mit ihren Familien, gegenwärtig, die Alle in tiefster Stille dasaßen. Wie Andächtige, welche eben die Kirche betreten, so zeigten auch sie Ruhe und Demuth in ihren Mienen. Endlich trat eine lange, schwarze, häßliche Figur herein, deren Anzug, Haar und ganzes Aeußere stark an einen Cromwell'schen Fanatiker erinnerte. Feierlich schritt er in die Mitte der Stube, nahm einen Stuhl, ohne sich jedoch darauf zu setzen, stellte sich vielmehr hinter dessen Lehne, stützte die Hände darauf und legte unter einem Mittellaute zwischen Knurren und Husten eine tüchtige Portion gekauten Tabacks (den alle Amerikaner lieben) zu beiden Seiten nieder. Hierauf begann er zu predigen. Sein Thema war „das Leben in Hoffnung," das er zwei Stunden lang, ohne eine längere Unterbrechung, als die er sich zum Aufhusten erlaubte, in einem schleppenden Nasentone bearbeitete. Ich trete der Wahrheit wahrhaftig nicht zu nahe, wenn ich sage, daß er die Worte des Thema's hundert Mal wiederholte, denn dann lasse ich ihm mehr als eine Minute zwischen jeder Wiederholung, und das ganze Geschwätz war eigentlich nur daraus zusammengesetzt. Er sprach abwechselnd in hoffendem, triumphirendem, verzweifelndem, bemitleidendem, gebietendem, drohendem, demüthigem Tone und man hätte das Ganze eher für eine Empfehlung der Emphasis halten können. Nachdem er alle mögliche Modulationen erschöpft hatte, brach er plötzlich ab und sagte: „Lasset uns beten," drehte seinen Stuhl um und kniete vor ihm nieder. Alle folgten ihm, fielen vor ihren Sitzen auf die Kniee und lauschten noch eine halbe Stunde lang auf ein gemeines, erbärmliches Gewäsche, das er in Form eines Gebetes an seinen Schöpfer zu improvisiren

visiren sich unterfing. Darin folgte jedoch der Hüttenapostel nur dem Beispiele aller Prediger in der ganzen Union, die bischöflichen und katholischen ausgenommen, die allein es nicht wagen, sich in angekanten, unsinnigen Reden mit ihrem Gotte zu unterhalten.

Ich fragte später eine Freundin, welche mit diesen Angelegenheiten genau bekannt war, wie der grimmige Hoffnungsprediger für seine Arbeit bezahlt werde und sie versicherte mich, daß er vortreffliche Geschäffte mache; denn manches liebe Weib verwende mehr als den Zehnten von dem, was der liebe Mann ihr anvertraue, um die Mühen dieser eigenmächtigen Apostel gehörig zu belohnen. Diese schwarzen Priester wandern oder reiten, wenn die Entfernung groß ist, auf einem bequemen Klepper von Haus' zu Hause. Sie sind nicht allein so leicht, wie der Wind, sondern gleichen ihm auch noch in anderer Beziehung; denn sie wehen daher und Niemand weiß, von Wannen sie kommen und wohin sie gehen. Wo sie ein Haus erblicken, das ein bequemes Logis und gute Bewirthung verspricht, da treten sie ein und sprechen zu der lieben Hausfrau: „Schwester, soll ich mit dir beten?" — Ist die Antwort günstig, wie sie selten anders ist, so quartirt er sich nebst seinem Rosse bis nach dem Frühstücke am nächsten Morgen ein. Er erhält das beste Essen und Trinken, das bequemste Zimmer und verläßt selten das Haus ohne eine kleine Beisteuer zum Besten „der bedrängten und leidenden Kirche." —

Hieran knüpft nun die Verfasserin Betrachtungen über die Vorzüge einer „durch die Weisheit und Frömmigkeit der Verständigsten und Besten begründeten und durch ein Volksgesetz feierlich bestätigten religiösen Verfassung," vor einer solchen, wo alle Gottesverehrung in die Willkür der mannigfaltigsten Secten und einzelner sectirerischer Geistlichen gegeben ist und wo die isolirte Lage einzelner Familien und kleiner Gesellschafts-

vereine

vereine in einem unermeßlichen und nur punctweise angebauten Lande dieselben regelmäßig um alle wahre religiöse Erbauung und selbst um den tröstenden und erhebenden Einfluß der Religion auf das äußere Leben bringt. Hierüber sagt sie S. 85 auf Anlaß eines einzelnen, von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnittenen Gehöftes, das sie besuchte: „In der That, die Menschen, welche es bewohnten, waren eben so unabhängig, wie Robinson Crusoë. Sie hatten vollauf zu essen und zu trinken und doch schien mir in ihrer Abgeschiedenheit etwas Trauriges, fast Unnatürliches zu liegen. Keine Dorfglocke ruft sie zum Gebete an heiliger Stätte, wo sie dem freundlichen Gruße eines Nachbars begegneten; kein durch alte Ehrfurcht geweihter Boden nimmt ihre Gebeine im Tode auf; die Religion haucht ihr tröstliches, feierliches Lebewohl nicht über ihr Grab; der Gatte oder Vater gräbt unter dem nächsten Baume die Grube, welche die Hingeschiedenen aufnehmen soll. Er wird selbst sich hier zur Ruhe legen und die Lüfte, welche durch die Zweige säuseln, werden ihr einziges Requiem seyn." Unter diesen Umständen liegt es auch in der Natur der Sache, daß in den der Cultur erst unterworfenen Staaten Nordamerika's alle die im Einzelnen angesiedelten Familien in ihrer nächsten Descendenz in Gefahr stehen, aus Christen Heiden zu werden, weil von Seiten der Regierung keine Fürsorge getroffen wird, ihnen in irgend einem Stücke mit den geistlichen Dienstleistungen entgegenzukommen. Daher es denn um so unverzeihlicher ist, daß auch die nordamerikanischen Missionsgesellschaften ihre Sendlinge unter die Heiden, welche das Land bewohnen, und selbst auf die Inseln des großen Oceans schicken, aber weit davon entfernt sind, sich der Christen im eignen Lande und namentlich in den cultivirten Oasen seiner Urwälder anzunehmen, welche ohne Hilfe von Außen dem Heidenthume unausbleiblich anheimfallen müssen.

Ueber die großen Nachtheile des gänzlichen Mangels einer chris⸗

christlichen Landeskirche in Nordamerika und des daraus hervorgehenden vielgestaltigen Sectenwesens spricht sich die Verfasserin S. 178 ff. weitläufig aus. Sie behauptet: die hierin waltende religiöse Freiheit sei nur eine scheinbare, weil in jeder sectirerischen Kirche eine desto größere Tyrannei geübt werde; das Entbundenseyn von gesetzlichen kirchlichen Abgaben, (wie z. B. Zehnten) bringe keinen Vortheil, weil die Steuerbeiträge zu Privatkirchen und an wandernde Sectenapostel ungleich mehr betragen, und die unendliche Mannigfaltigkeit nach Laune veststellter religiöser Ceremonieen ziehe den Schaden nach sich, daß sie alle der Verachtung preisgegeben wären; und daß es Jedem frei stehe, Christ oder Atheist zu seyn. „Ich glaube," spricht sie, „ich bin tolerant genug; dessenungeachtet halte ich mich überzeugt, daß der Zweck jedes religiösen Cultus besser erreicht wird, wenn die Kirchenangelegenheiten der Weisheit und der Erfahrung der Geachtetsten im Volke anvertraut sind, als wenn sie sich in der Hand jedes Schneiders und Kesselflickers befinden, dem es eben Theil daran zu nehmen gefällt. Dieß ist jedoch keineswegs der einzige Uebelstand, welcher aus dem Mangel einer Landesreligion entspringt. Da die Geistlichen keine gesetzliche Einnahme haben, so kann man sich kaum darüber wundern, daß ihre Dienste nur denen gewidmet sind, die sie bezahlen können. Die wüthenden Ausbrüche eines unsinnigen Eifers oder einer schändlichen Heuchelei, wie sie sich während der „Wiederbelebung" zeigten, sind nur ein schlechter Ersatz für den Mangel einer Dorfkirche, in welcher Jeder wahre Erbauung findet. — In den kleineren Städten und Ortschaften vertreten die Betvereine die Stelle fast aller anderen geselligen Unterhaltungen. Da aber die wenig zahlreiche und zerstreut lebende Bevölkerung der meisten Dörfer keine dergleichen Gesellschaften geben und keinen Priester bezahlen kann, so heirathet, tauft und begräbt man dort auch ohne sie. Ein Fremder, der sich in irgend einer Stadt Amerika's aufhält,

muß

muß die Eingebornen für die religiösesten Menschen auf der Erde halten, führt ihn aber der Zufall in die *westlichen* Ortschaften, so wird er selten eine Kirche, Kapelle, Gebete oder Prediger finden, jene schreckbaren Saturnalien, *Feldversammlungen* (camp-meetings) genannt, ausgenommen. Ich war ganz erstaunt über die Antwort einer armen Frau, die ich am Sonntage mit Plätten beschäfftigt sahe. „Machet Ihr denn am Sonntage keinen Unterschied in eueren Beschäfftigungen?" — fragte ich. „Ich bin keine Christin, Madame," war ihre Antwort, „wir haben dazu keine Gelegenheit." Es wollte mich hiebei bedünken, daß in einem Lande, wo „alle Menschen gleich sind," die Regierung kein grosses Verbrechen begehen würde, wenn sie wenigstens Allen, die es wünschen, Gelegenheit gäbe, Christen zu werden. Dagegen schilderte eine Dame einem D. A..., der in einem spöttelnden Tone sie fragte: was denn eigentlich ein *revival* sei, dasselbe so: „Es ist eine tröstliche Verheißung, ein Geflüster des ewigen Bundes, es ist das Blöken des Lammes, es ist der Gruß des Hirten, es ist der Geist der Liebe, es ist die Fülle der Herrlichkeit, es ist das Seyn in Jesu, es ist die Gegenwart Jesu in uns, es ist das Einziehen des heiligen Geistes in unsere Herzen, es ist das Niederlassen bei Gott, es ist das Essen, Trinken und Schlafen in dem Herrn, es ist das Starkwerden im Glauben, es ist das Demuth- und Zerknirschtseyn und das Küssen der Hand, die uns schlägt, es ist das Stark- und Mächtigseyn und das Verachten der Schmach, es ist — —" D. A.. hatte daran genug und meinte, es sei ihm *lieber*, daß *seine Frau gar Nichts glaube*." — —

So, meint die Verfasserin, schwanke in diesem Lande, das man nicht nur für ein politisches, sondern auch für ein religiöses Eldorado zu halten geneigt sei, Alles zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Schwärmerei und Atheisterei, weil weder die Regierung des Ganzen, noch die Regierung der einzel-

nen

nen Staaten es für angemessen erachte, sich mit einer vernünftigen Leitung der religiösen und kirchlichen Angelegenheiten zu befassen. Jeden Falls hat sie darin Recht, daß das Beispiel Nordamerika's in Bezug auf die daselbst herrschende, durch seine erst noch im Werden begriffene bürgerliche und politische Gestaltung bedingte kirchliche Freiheit oder vielmehr Ungebundenheit, unserem Welttheile nicht zum Muster dienen könne.

Urtheil über die geschichtliche Bedeutung der Päpste.

Es findet sich im zweiten Hefte der histor. Zeitschrift des jüngst verstorbenen Hrn. v. Lang und wurde veranlaßt durch Ranke's Schrift über die römischen Päpste ꝛc. (1. B. 1834. Berlin). „Wir glauben," spricht H. v. Lang, „in Bezug auf die allgemeine Geschichte der Päpste behaupten zu können, daß alle Päpste wenigstens in der Regel niemals so großmächtig und einflußreich auf das Geschick der europäischen Staaten eingewirkt haben, als man uns gewöhnlich glauben machen will. Diese Päpste sind vielmehr meist nur von denen als ein Schreckbild vorgeschoben worden, die eigentlich Niemandem gehorchen wollten und meint man, daß das Papstthum das Kaiserthum habe vernichten wollen, so ist es dem Kaiserthume weit mehr gelungen, das Papstthum unter die Füße zu bringen. Wir wissen, welchen Mißhandlungen die Päpste in ihren eignen Staaten ausgesetzt waren (oft hatten sie vom römischen Pöbel Augenausstechen, Zungen- und Nasenabschneiden und sonst die gröbsten Mißhandlungen zu erdulden); wie sehr sie Theils durch Unglück, Theils durch eigne Schuld herabgewürdigt wurden; wie schmählich die französischen Könige sie in Avignon behandelten und wie wenig sich auch Kaiser Karl V. und König Heinrich VIII. von England aus ihnen machten. Kaiser Hein-

rich

rich IV. aber hatte sein Mißgeschick nicht, sowohl der äußerlichen Macht Gregors VII., welcher selbst von Cenci gemißhandelt wurde und über den er am Ende doch die Oberhand behielt, zuzuschreiben, als vielmehr dem allgemeinen Unwillen über den muthwilligen, leichtfertigen, gewaltthätigen, bösartigen und tückischen und doch dabei feigen und grausamen Charakter, den er als ein verzogenes Kaiserkind entwickelte und von welchem alle Welt einmal Ruhe haben wollte. Sobald aber in seinem Sohne Heinrich V. wieder ein ordentlicher Mann dastand, hatten alle päpstliche Anmaßungen, die sich überhaupt mehr auf ein allgemeines Feld- und Schmerzensgeschrei gegen einen rasenden Unhold bezogen, ein Ende, und Heinrich V. nöthigte den folgenden Päpsten Eingeständnisse ab, über welche man bei ruhiger Betrachtung nur erstaunen mußte. Es widerstrebt auch der Natur der Sache, daß, den Pomp des Kanzleistyls abgerechnet, die Macht der Päpste wahrhaft eine bedeutende oder furchtbare hätte seyn können. Bei aller politischen Klugheit hätte, wie schon Herder gesagt, ein solcher asketisch-polemischer Mönchsgeist, in welchem die Meisten dieser Päpste ihrer Bildung nach befangen waren, von Haus aus niemals Etwas leisten können. Hierzu kommt der kurze Zeitraum, in dem die Meisten dieser vom Alter bereits abgestumpften Päpste hätten wirken können. Im Laufe des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts (wovon bei Ranke besonders die Rede ist) gab es 29 Päpste und dagegen in derselben Zeit nur 8 regierende deutsche Kaiser und unter jenen 29 Päpsten ihrer Drei, die nur 9 Wochen regierten, Pius III., Marcellus II. und Leo XI. Einer gar nur 12 Tage, Urban VII.; einer 2 Monate, Innocenz IX.; einer ¾ Jahr, Gregor XIV.; einer kaum ein Jahr, Adrian VI.; einer ¼ Jahr, Alexander VIII. Und endlich wie viele Päpste blieben noch als gute weltliche Regenten (von ihrer geistlichen Verwaltung abgesehen), wenn wir diejenigen wegnehmen, welche als solche ganz unfähig, sogar

höchst

höchst verwerflich waren? z. B. Papst Julius II., erwählt 1503, ein rasender, wilder Unhold, mit einer Kriegswuth, die sich für eine solche Stellung gar nicht schickte, wie ihn selbst der Cardinal Pallavicini, sonst ein Erzschmeichler, schildert, ein Mann, der Nichts als die Kleidung und den Namen eines Papstes an sich trug, der in lockeren Sitten und Künsten der Simonie verhärtet war (Guicciardini) und sich besser zu einem türkischen Sultane, als zu einem Vater der Christenheit schickte (Mezeray abrégé chronol. T. IV.) Leo X., erwählt 1513, zwar gut unterrichtet, leutselig, gütig, freigebig, aber ohne alle Kenntniß der Religion, von der er so viel als gar Nichts wußte, ein Verschwender und daher immer ohne Geld, der den ganzen Tag mit Musiciren und Narrentheidungen, mit Liederlichkeiten und abscheulichen Gelüsten hinbrachte (Guicciardini, Sarpi, Paul Jovius). Den in Deutschland zusammengescharrten Ablaß, worüber er es zur Kirchenspaltung kommen ließ, hatte er zum Nadelgelde seiner Schwester bestimmt. Clemens VII., erwählt 1523, homo turbulentus, flagitiosus, impius, blasphemus, professione Epicuraeus, denique Papa romanus (Paul Vergerius, Sarpi). Paul III., erwählt 1534, saß früher im Strafarreste auf der Engelsburg wegen Urkundenverfälschung (s. Leben d. Benevutto Cellini); gegen ihn soll der vorher geschilderte Papst ein reiner Engel gewesen seyn (Sarpi). Innocenz X., erwählt 1644, welt-historisch bekannt durch das schlechte Weiberregiment an seinem Hofe und durch seine politische Nichtigkeit. So aber Jemand sagen wollte, nicht durch die Päpste allein, sondern auch durch die hohe Weisheit der Cardinäle sei der Kirchenstaat mitregiert worden, so fragen wir: ob denn die oben genannten Päpste früher nicht auch Cardinäle gewesen, — ja, Papst Leo, schon ein Cardinal als ein 14jähriger Knabe, gleichwie auch Paul III. seine leiblichen Enkel, einen mit 16, den andern mit 14 Jahren zu Cardinälen machte, — Cardinalkinder; so auch der Cardinal von Ems und

Bischof

Bischof von Constanz, der Marcus Sittich von Alt-Ems, ein Schwestersohn des Papstes Pius IV., der weder lesen noch schreiben konnte, noch das lateinische Vaterunser beten und doch vom Papste zum Präsidenten der Kirchenversammlung in Trient ernannt wurde (Sarpi). Das größte und schlagendste Zeugniß aber gegen die angerühmte Klugheit des päpstlichen Regiments wird immer und ewig die Spaltung der Kirche durch die Reformation bleiben, welche mit irgend einem billigen Nachgeben damals wenigstens noch aufzuhalten und zu vermitteln ein Kleines gewesen wäre. Aber die gänzliche Unkenntniß des deutschen Sinnes und der deutschen Verhältnisse, vielmehr die leichtsinnigste und hochmüthigste Verachtung derselben ließ es dahin kommen, wohin es gleichsam nur mit Mühe und Gewalt zu bringen war." —

Das Wesen der katholischen Geistlichkeit in Irland.

Hierüber gibt die 1834 erschienene Flugschrift des irländischen Priesters Croly merkwürdige Aufschlüsse. Auf der einen Seite enthüllt sie furchtbare Gebrechen in einer Kirche, welche bisher die Meinung von sich zu verbreiten gewußt hatte, daß ihre Priester ohne Pfründen und ohne irgend ein unabhängiges Einkommen, bloß durch ihre uneigennützige Thätigkeit die Liebe und das Zutrauen ihrer Pfarrkinder zu erhalten wissen. Auf der andern Seite bietet die Schrift eine neue und unwiderstehliche Waffe gegen die liberale Ansicht der Zeit, daß es am Gerathensten sei, wenn der Staat sich um keine Religion bekümmere und es jeder Secte überlasse, die Kosten ihrer religiösen Bedürfnisse selbst zu bestreiten. Der Verf. ist Pfarrer einer katholischen Gemeinde; er schreibt im Angesichte seines Vaterlandes; in einem Lande, wo oft der Zeuge der Wahrheit ein Opfer des Meuchelmörders wird. Ueberdieß ist der ganze Aufsatz mit so vieler Ruhe und Umsicht, so frei von aller Persönlichkeit

sönlichkeit abgefaßt, daß man ihn unmöglich als das Werk der Leidenschaft oder persönlicher Rache betrachten kann. Gesetzt aber auch, daß hie und da die Schilderung Etwas übertrieben seyn sollte, so läßt sich doch die Wahrheit der Hauptzüge nicht wohl bezweifeln, — und diese sind schlimm genug. „Die Priester," sagt er, „welche sonst wie gemeine Bauersleute zu leben pflegten, spielen seit einigen Jahren die vornehmen Herren, halten Jagdpferde und Hunde, sitzen mit Edelleuten zu Tische, nehmen an politischen Versammlungen Theil u. s. w. Da selbst das beste Einkommen 400 Pf. St. nicht übersteigt und die Meisten kaum ein Drittel davon zusammenzuscharren vermögen, so haben fast Alle Schulden. Um jenes Einkommen zu erlangen, müssen sie zu mancherlei Künsten, Betrügereien und Erpressungen ihre Zuflucht nehmen; und ohne Rücksicht auf die von Bischöfen und Synoden vestgesetzten Gebühren für die Ausübung kirchlicher Dienste, suchen sie ihre Sporteln auf jede mögliche Weise zu vergrößern und zu vermehren. Sie machen höhere Forderungen für Taufen, Trauungen, Messen, Beichten, Begräbnisse. Auch sind die Erpressungen fortwährend im Steigen, kurz, das Hauptbestreben der Geistlichkeit geht auf die Vermehrung ihres Einkommens." Im Widerspruche mit allen Kirchenregeln wird nirgends mehr in den Bethäusern getauft (in denen man in der Regel sogar keinen Taufstein mehr erblickt), sondern in den Häusern der Aeltern. Hier müssen nicht nur diese, sondern auch jeder der Taufzeugen (welche man deßwegen bis auf vier anwachsen ließ) Sporteln bezahlen. Oft kommt's hierüber zu heftigem Wortwechsel — die Taufe wird verweigert oder doch die Reinigungsgebete über der Mutter, bis des Priesters Forderungen befriedigt sind. In ähnlicher Absicht wird Beichte und Abendmahl in Privathäusern gehalten. Zwei Mal im Jahre erscheint der Priester in gewissen Höfen. Dort müssen alle Anwohnende erscheinen, beichten und für die Absolution und das Abendmahl bezahlen; Nichts

kann

kann einen Abwesenden entschuldigen, als — die Einsendung des Beichtpfennigs! Ohne diesen erhält auch keiner der Anwesenden das Sacrament. Aber vom Volke weigern sich Viele, Etwas für die Beichte zu bezahlen, wenn sie nicht auch die Absolution erhalten. Dann werden für Geld Messen in Privathäusern gelesen; und um recht Viel für Todtenmessen zu erhalten, werden besonders gegen Allerseelen hin alle mögliche Künste gebraucht, um der Leute Mitleiden für die armen Seelen im Fegfeuer zu erregen. Auch für die letzte Oelung muß bezahlt werden. Oft wird dann auch da heftig über die zu entrichtende Summe gestritten, nicht selten in Gegenwart des Sterbenden; und der Verf. will Beyspiele wissen, wo raubgierige Priester die Speisen mitgenommen, die einem armen Kranken zur letzten Erquickung auf dem Todbette gereicht worden! Am Schlimmsten soll's beim Heirathen hergehen (was bei den Katholiken bekanntlich auch ein Sacrament ist). Damit die Bischöfe ihr Einkommen vermehren, dispensiren sie vom Aufbieten in der Kirche. Der Sporteln wegen werden die unbedachtsamsten Ehen ermuntert und eigentlich nie ein Paar zurückgewiesen, als welches nicht bezahlen kann. Aber nicht das Brautpaar allein und die beiden Aeltern müssen zahlen, sondern auch alle gegenwärtige Gäste. Diese Forderungen erregen oft heftigen Streit — und es soll sich sogar zutragen, daß Personen, welche die Forderungen des Priesters nicht erschwingen können, eine beabsichtigte Ehe ganz und gar aufgeben. Wie der Priester von seinen Pflichtbefohlnen Geld zu erpressen suche, so suchen ihn diese zu betrügen. Dieses soll auch unter den Priestern selbst der Fall seyn, wo mehrere in einem Kirchspiele zusammen angestellt sind; jeder denke nur den größten Theil vom Einkommen zu erhaschen. Als wenn Alles dieses mit seinen entsittlichenden Folgen noch nicht hinreichend wäre, behauptet der Verf., daß die Priesterschaft, aus Furcht, ihr Einkommen zu schmälern, nicht nur den furchtbaren Verbrechen, welche das Volk so häu-

fig

sig gegen seine wirklichen oder vermeintlichen politischen Feinde begeht und den verderblichen Kämpfen der Landleute unter sich selbst keine Hindernisse in den Weg lege, sondern in Hinsicht auf die Räubereien, Mordbrände und Mordthaten aus politischen Gründen den Glauben aufkommen lasse, daß sie solche Gräuel billige. Selbst die Prälaten beschuldigt er der kleinmüthigen Furcht vor dem Pöbel, und Derer, welche seit 30 Jahren nach einander dessen Führung übernommen; indem sie, je nachdem es diesen Herren beliebt, bald der Geistlichkeit als Pflicht eingeschärft haben, sich nicht mit Politik zu befassen, bald sie über Hals und Kopf in politische Streitigkeiten verwickelt, ja ihre Kapellen für politische Versammlungen hergeliehen haben. Zwar habe zu Anfange dieses Jahres eine Versammlung der Bischöfe sich gegen solcherlei Gebrauch der Kapellen erklärt, aber ohne ihre Beschlüsse durchgreifend auszuführen. Des Verfs. Hauptzweck in seiner Schrift ist, die Nothwendigkeit darzuthun, daß der Staat die katholische Geistlichkeit besolde. Er tadelt die Prälatur besonders darum strenge, daß, nachdem dieselbe zur Zeit der Bildung der Union sich bereit erklärt, im Falle der Befreiung der Katholiken von drückenden Gesetzen eine Besoldung anzunehmen, sie später auf das Gebot der Demagogen sich wieder dagegen ausgesprochen habe, dann wieder dafür und jetzt wieder dagegen. Er behauptet, der Abschen, welchen man jetzt gegen eine Vereinigung mit dem Staate affectire, sei der katholischen Kirche nicht natürlich, welche sich im Gegentheile in allen Ländern und zu allen Zeiten gern unter die Flügel des Staates geflüchtet habe. Auch würde der Bischof Doyle keinen so heftigen Fluch gegen den Zehnten ausgesprochen haben, wenn der Zehnte noch im Besitze der katholischen Kirche wäre!

Der

Der Bergedorfer Bote,

den der Candidat Brauer zu Hamburg allwöchentlich in die Welt aussendet, um sie vom vernünftigen Glauben zum Gegentheile desselben zu bekehren, hat mir in Nr. 25 d. J. dafür, daß in krit. Pr. Bibl. XV. Bd. H. 5. S. 929 ff. des versificirten Aufrufes gegen den hessischen Missionsverein Erwähnung geschehen ist, die Ehre angethan, mich aus einem „Kirchenrathe" in einen „Kirchenunrath" umzutaufen und es daneben „für etwas Wehmuth Erregendes" erklärt, wenn man höre, daß D. Röhr nebst den um das wahre Christenthum und (den) rechten Glauben gleich verdienten Männern, D. Bretschneider und D. v. Ammon, als Abgeordnete nach Genf geschickt würden, um an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, welche dort angestellt werden, um das dreihundertjährige Jubiläum der reformirten Kirche zu begehen." — Da der Bergedorfer Bote nur zu denjenigen Leuten und Kreisen Zutritt hat, welche in den Verunstaltungen des Christenthums durch Menschenwahn „eine Welt voll göttlicher Ideeen" finden und da er leicht den Lesern dieser Blätter nicht zu Gesichte kommen dürfte: so glaube ich ihm einen Dienst zu thun, wenn ich diese Notiz aus seiner rechtgläubelnden Reisetasche unter herzlicher Danksagung für die mir geschehene Mittheilung derselben zu allgemeinerer Kunde bringe.

D. Röhr.

Bekannt-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
IV.

Im Verlage des Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Religionshandbuch
zum
Hausgebrauche für Schulkinder,
auf
vielseitiges Verlangen verfaßt
und
nach dem Auszuge aus Dinter's Katechisationen geordnet
von
J. C. Bauriegel.
8. 1835. 6 Gr.

Die
gelehrten Theologen Deutschlands
im
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte.
Nach
ihrem Leben und Wirken
dargestellt
von
D. Heinrich Doering.
gr. 8. 1831—1835. Vier Bände. 13 Thlr. 8 Gr.

Die

Die

Lehre von der heiligen Schrift

von dem

Standpuncte der Geschichte und Philosophie.

Zur

Verständigung

der

verschiedenen Meinungen

über

die Göttlichkeit, den hohen Werth und den zweckmäßigen Gebrauch unserer Religionsurkunden.

Eine Denkschrift

zur

Feier des 300jährigen Jubiläums

der

Vollendung der lutherischen Bibelübersetzung

von

D. Wahlfahrt.

gr. 8. 1835. geh. 18 Gr.

Neustadt a. d. O., 1835. J. K. G. Wagner.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Palästina.

Von

Karl von Raumer,

Professor in Erlangen.

Mit einem Plane von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes.

gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Zur Andeutung des reichen Inhalts mögen die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte genügen: Einleitung. Quellen. Bestimmung einiger Begriffe der biblischen Geographie. Namen Palästina's. Klima.

Fru-

Frühere Fruchtbarkeit, jetzige Unfruchtbarkeit. Naturerzeugnisse Palästina's. Von der Eintheilung Palästina's zu verschiedenen Zeiten. Vier Landschaften Palästina's, ihre Städte und Flecken. Die verwandten Nachbarvölker der Israeliten. Jerusalem. Die Bewohner Palästina's seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Palästina's Weltstellung.

Niemand wird in diesem Buche irgend Etwas vermissen, was er in einer Geographie Palästina's zu suchen berechtigt ist; Niemand bei einem einzelnen Puncte klagen können, daß er zu leicht behandelt sei.

Lehrbuch
der
allgemeinen Geographie.
Von
Karl von Raumer.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit sechs Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die so rasch erfolgte zweite Auflage dieses trefflichen Buches verbürgt am Besten seinen Werth; sie ist in jeder Beziehung nicht bloß eine vermehrte, sondern auch eine verbesserte zu nennen.

Dessen
Beschreibung der Erdoberfläche.
Eine Vorschule der Erdkunde. Zweite unveränderte Auflage. 1832. gr. 8. 4 Gr.

Luther und Melanchthon.

D. Martin Luther's Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweite vermehrte Auflage. 10 Theile. 8. (162 Bogen.) Hamburg, Fr. Perthes. 1827. 4 Thlr. 12 Gr.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. 6 Theile. 8. (107½ B.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn beide Werke zusammengenommen und von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden, sind sie für 4 Thlr. 16 Gr. zu erhalten.

Herab-

Herabgesetzte Preise bis Ende des Jahres 1836.

Luther'sche Handconcordanz.

Das unter dem Titel:

Geist aus Luthers Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens, herausgegeben von F. W. Lucius, F. Rust, L. Sackreuter und Ernst Zimmermann

in vier Bänden großen Octavformat erschienene, in vielfachen öffentlichen Beurtheilungen als höchst brauchbar und zweckmäßig anerkannte Werk ist zwar bisher zu dem billigen Subscriptionspreise für 257 Bogen auf gutem Druckpapiere zu 6 Thlr. oder 10 fl. 30 kr., auf Velinpapier zu 10 Thlr. 8 Gr. oder 18 fl. zu haben gewesen, soll jedoch, um es dem größern Publicum zugänglich zu machen, in der Ausgabe auf Druckpapier zu 4 Thlr. oder 7 fl. — in der Ausgabe auf Velindruckpapier zu 6 Thlr. oder 10 fl. 30 kr. abgegeben werden.

Diese vollständige Zusammenstellung aller Aeußerungen dieses Heroen seiner Zeit, verdient nicht allein in der Hand jedes evangelischen Geistlichen zu seyn, sondern ist eben so sehr jedem echten Protestanten und Freunde der Wahrheit zu empfehlen.

D. Ernst Zimmermann's,
(weil. großherz. hess. Hofpredigers)

Predigten

gehalten in der Hofkirche zu Darmstadt.
1. bis 8. Band in gr. 8. oder in kl. 8.

Die Kanzelreden des verewigten Verfs. sind in der theologischen Welt längst als vortrefflich bekannt, daß es überflüssig ist, Etwas zu deren Empfehlung zu erwähnen. Es genüge demnach hier die Anzeige, daß solche vollständig zu dem herabgesetzten Preise für die große Ausgabe zu 8 Thlr. oder 14 fl. — für die kleine Ausgabe zu 5 Thlr. 8 Gr. oder 9 fl. 30 kr. zu haben sind, wozu noch die im Jahre 1814 erschienenen patriotischen Predigten als Zugabe kommen. — Die Ladenpreise der Bände, wenn sie einzeln genommen werden, bleiben unverändert.

Predigten über sämmtliche Sonn- und Festtagsevangelien des Jahres; eine Gabe christlicher Liebe, der

neuen

neuen evangelischen Gemeinde zu Mühlhausen dargebracht von deutschen Predigern und herausgegeben von Dr. E. Zimmermann. 1r und 2r Band. gr. 8. 1826 und 1827.

Diese aus 86 Kanzelreden der vorzüglichsten Geistlichen Deutschlands bestehende Sammlung, in welcher die Namen v. Ammon, Spieker, Sack, Dreiger, Fritsch, Rebe, Böckel, Schleiermacher, Ehrenberg, Bretschneider, d'Autel, Röhr, Hüffel, Dräseke, Marheinecke, Kleseker, Veillodter, Schuderoff, de Wette, Schmalz, Schott, Harms, Theremin, Tzschirner, Zimmer und des würdigen Herausgebers glänzen, ist seiner Zeit mit so beispiellosem Beifall aufgenommen worden, daß die Zahl der Subscribenten aus allen Ländern Europas nahe an 13,000 sich belief und der Ertrag der Gemeinde ein würdiges Gotteshaus verschafft hat. Dem Verleger ist noch eine Anzahl Exemplare geblieben, welche er zu dem höchst wohlfeilen Subscriptionspreise auf Druckpapier zu 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 42 kr., auf Postpap. zu 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., bis zu oben genanntem Termine anbietet. Nach Ablauf desselben tritt wieder der Ladenpreis ein. —

Kein Prediger, welcher noch nicht im Besitze dieser Mustersammlung aus einer unlängst vergangenen Zeit ist, sollte diese Gelegenheit zu diesem wohlfeilen Ankaufe versäumen.

Jede gute Buchhandlung wird Bestellungen zu den beigesetzten herabgesetzten Preise annehmen und ausführen.

Darmstadt, den 10. Juli 1835.

C. W. Leske.

☞ Anzeige für Theologen.

Bei C. H. Reclam in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wendler, M. H. L., Pfarrer zu Luppa, neuester Wegweiser für junge Landprediger I. Bändchen: Von der Predigt und Liturgie; II. Bändchen. Die allgemeine und besondere Amtswirksamkeit des Landpredigers und sein häusliches Leben. Preis 1 Thlr. 12 Gr. gr. 8. 25¾ Bogen auf gutem Druckpapiere.

Die neueste Zeit hat auch für die Pastoralanweisung eine neue Gestalt hervorgerufen. Jüngern Geistlichen wird dieses Handbuch sehr gute und nützliche Dienste leisten, denn sie finden hier Alles, was bei dem öffentlichen Leben und Wirken des Landpredigers in

in unserer Zeit zu wissen erforderlich seyn möchte. Für den praktischen Bedarf und die augenblickliche Aushilfe werden hoffentlich diese beiden Bändchen von niedergeschriebenen Erfahrungen hinreichen.

Subscriptions=Anzeige eines praktischen Werkes für Prediger.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint ehestens:

Die

Evangelischen Perikopen

in extemporirbaren Entwürfen. Ein Handbuch für alle Prediger, durchaus neu und praktisch bearbeitet

von

D. Johann Jacob Kromm.

Es wird dieses Werk in 2 Bänden oder 4 Abtheilungen demnächst erscheinen, jede Abtheilung etwa 1 Alphabet stark in groß Octav auf schönes Papier mit neuen Lettern gedruckt nicht über 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr. kommen; wer aber sogleich darauf subscribirt, erhält jede Abtheilung für 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.; nach Erscheinen der 2ten Abtheilung des 1ten Bandes tritt der Ladenpreis ein. Man kann in allen Buchhandlungen darauf subscribiren, auch daselbst eine ausführliche Anzeige erhalten.

Tobias Loeffler in Mannheim.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Freimüthige Worte über das Gesundheitswohl der Staatsbürger im Allgemeinen, besonders aber über die diätetischen Verhältnisse der Kinder bei deren Erziehung und Unterrichte, nebst mehrern Vorschlägen zur Abhilfe der dabei Statt findenden Mängel und anderer, das Gesundheitswohl störender Uebelstände; sowie auch über den diätetischen Gebrauch des gewöhnlichen kalten und des kohlensauern Wassers von C. L. F. Starke, königl. preuß. Garnison-

nison-Stabs-Ärzte für die Festung Silberberg und Mitgliede des lausitzisch-schlesischen Vereins homöopathischer Aerzte. Brosch. ½ Thlr.

Lehrbuch der Arithmetik, zunächst für die königl. preuß. Divisionsschulen, von F. Kittlas, Lieutenant im 10. Infanterie-Regiment und Lehrer bei der 11. Divisionsschule. Neue, völlig umgearbeitete Auflage. 1 Thlr.

Richter'sche Buchhandlung in Breslau.

Schul-Verlag von F. Rubach in Magdeburg.

Schäffer, Uebungs-Aufgaben im Briefstyle für Landschulen. Mit besonders gewähltem Stoffe den Kindern die Antworten zu erleichtern und sie im Briefschreiben schnell auszubilden. Nebst einem Anhange, bestehend in Formularen zu Rechnungen, Quittungen, Schuldscheinen, Contracten, Vollmachten und einigen Musterbriefen. 8. 1835. Preis 10 Gr. oder 12½ Sgr.

Dessen Uebungsaufgaben im Briefstyle rc. für Töchterschulen und zum Privatunterrichte. 8. 1832. Preis 10 Gr. oder 12½ Sgr.

Dessen Uebungsaufgaben im Briefstyle rc. für Knabenclassen an Bürgerschulen und zum Privatunterrichte. 8. 1833. Preis 10 Gr. oder 12½ Sgr.

Krause, Bibelkunde. Ein Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Bibelleser zum Verstehen der heil. Schrift. 8. 1834. Preis 1 Thlr.

Zerrenner, C. G. G., Vorlegeblätter für den Unterricht im Schönschreiben für alle Schulen brauchbar, aber zunächst für die Schulen der

wechsel-

wechselseitigen Schuleinrichtung bearbeitet. 80 Blätter in Folio. 1835. Preis 1½ Thlr.

Burchardt, Beiträge zu einer vergleichenden Darstellung der Lehr- und Erziehungs-Anstalten in der Provinz Sachsen. Eine Uebersicht von den Fortschritten des Bildungswesens seit dem Jahre 1816 bis zum Jahre 1833. gr. 8. geh. Preis 16 Gr. oder 20 Sgr.

Decker, tabellarisch-arithmetische Handfibel in fortschreitender Stufenfolge von den leichten Aufgaben der 4 Species gleichbenannter Zahlen durch alle folgende Grundrechnungsarten bis zu den schwerern Aufgaben der Regel de Tri in Brüchen, für Bürger- und Volksschulen. Quer 12. 1832. Preis 2 Gr. oder 2½ Sgr.

Dessen Anweisung zum Gebrauche der tabellarisch-arithmetischen Handfibel für Bürger- und Volksschulen, nebst Angabe sämmtlicher Resultate der in der Fibel vorkommenden Exempel; mit einem Vorworte des Superintendenten Dennhardt. 1832. 4. Preis 20 Gr. oder 25 Sgr.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Sechzehnter Band. Fünftes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1835.

Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion, von Heinrich Schmid, Prof. der Philos. in Heidelberg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1835. VI SS. Dedic. u. Vorr. u. 315 SS. gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift „glaubte sich," wie er in der Vorrede spricht, „zu einer Beurtheilung von Schleiermacher's Glaubenslehre näher dadurch befähigt und berufen, daß seine eigene philosophische Ansicht von der Religion mit der des Letztern in vielen Puncten nahe verwandt ist." Diese Verwandtschaft beruht, soviel Rec. ersehen hat, hauptsächlich auf dem jenen beiden Religionsphilosophen gemeinschaftlichen, das Wesen des Gegenstandes ihrer Wissenschaft betreffenden, Satze: Religion sei Sache des Gefühls; wiefern dadurch das Gegentheil dessen, daß sie Sache des Erkennens und des Handelns sei, behauptet werden soll. Was nun hiermit über das Wesen der Religion verneint ist, hat allerdings Schl. mit Hrn. Schm's. Theorie, die im Ganzen die Fries'ische ist, gemein. Ob aber auch das Bejahende, sie sei Gefühlssache, das ist dadurch, daß man im Ausdrucke beiderseits zusammenstimmt, noch nicht ausgemacht. Denn nach Hrn. Schm. gilt dieß vorzugsweise vom ästhetischen Gefühle, wogegen bei Schl. pathologisches Gefühl als das Eigenthümliche und Wesentliche der Religiosität vorzuherrschen scheint. Doch über das gegenseitige Verhältniß der beiden erwähnten Religionstheorieen zu urtheilen, kann für Recn. hier nur Nebenwerk seyn. Wichtiger ist

ist es, zu fragen, ob die angedeutete und für Hrn. Schm. wenigstens entschieden gewisse, Verwandtschaft beider ihm bei seiner vorliegenden Beurtheilung der Glaubenslehre Schl's. wirklich genützt oder nicht vielmehr geschadet habe. Hierauf wird sich schon aus dem, was er in der Einleitung über die beste Art einer solchen Kritik selbst vorgetragen hat, hinlänglich antworten lassen.

Es gibt, sagt der Verf., zweierlei falsche Kritik in Absicht auf fremde Geisteserzeugnisse, eine allzu selbstständige und eine allzu freie, welche letztere leicht zu „Indifferentismus und Unbestimmtheit" führt und so ein vestes und volles Urtheil über den Gegenstand unmöglich macht. Von der erstern Art hingegen war zu ihrer Zeit z. B. die der buchstäblerischen Kantianer und ist jetzt die der Hegelianer, von denen jene Alles tadelten und verwarfen, was nicht zu ihrem Systeme stimmte und diese Alles, was dem ihrigen nicht gemäß ist, durch eine für sie günstige Auslegung mit demselben zu vereinigen suchen. Beide jedoch, so fährt der Verf. weiter fort, fehlen nicht dadurch, daß sie von einer bestimmten Ansicht der Philosophie ausgehen, sondern nur durch die Beschränktheit des Urtheils, mit welcher sie dieß thun. Denn obschon die nothwendige Freiheit der Kritik fremder Geisteswerke erfordere, als möglich anzunehmen, daß in denselben überhaupt betrachtet Wahrheit enthalten sei und sie daher aus ihnen selbst zu erklären und zu beurtheilen, so seien dieß doch nur negative Bedingungen einer echten Kritik, welche, affirmativ bestimmt, nach dem Verf. „wesentlich darin besteht, daß der fremden Eigenthümlichkeit oder Ansicht gegenüber die eigene Selbstständigkeit geltend gemacht werde," wo man dann jene Ansicht auf gewisse mit der seinigen gemeinschaftliche Sätze zurückzuführen suche, um von dieser Gemeinschaftlichkeit aus die Unwahrheit der davon abweichenden fremden Behauptungen, wie aus der Seele des Irrenden selbst tadeln und widerlegen zu können. Er spricht

spricht daher von der seiner Meinung nach echten Kritik zuletzt: „Sie hat sich in das Innere ihres Gegenstandes oder des zu kritisirenden Schriftstellers selbst hineingestellt, sie beurtheilt ihn aus sich selbst, sie führt nur die von ihm angefangene Geistesbewegung fort, aber sie zeigt, wie diese selbst zu dem Puncte führen müsse, den der Kritiker für den wahren hält." Die von ihm in gegenwärtiger Schrift geleistete Art, fremde Lehre zu kritisiren, hat der Verf. hiermit allerdings richtig beschrieben. Wir meinen aber, daß dieselbe nicht die allgemein beifallswürdige und von aller Parteilichkeit frei sei, sondern finden darin eine gewisse, aus Liebe zum eigenen philosophischen Systeme hervorgegange Begünstigung des Objects der Kritik, da ja dieses, obschon von einem so geistvollen Urheber, wie Schl. war, herrührend, im Ganzen, oder doch nach mehrern Hauptpartieen betrachtet, keine Wahrheit enthalten und auch die angenommene Gemeinschaft der Denkart des Kritikers mit der seines Auctors entweder eine bloß eingebildete seyn oder einem gemeinschaftlichen Irrthume Beider angehören kann. Gewisse Grundwahrheiten für den Menschen überhaupt werden ohne Zweifel zu einer tüchtigen Prüfung und Beurtheilung menschlicher Geistesproducte vorausgesetzt, aber keineswegs ein ganzes bestimmtes Lehrsystem philosophirender Menschen, dergleichen es unleugbar vielerlei Theils mögliche, Theils wirkliche gibt, unter welchen letztern der Verf., wie bereits erwähnt, nun eben das von Fries aufgestellte für das Beßte hält und daher als solches auch hier in Anwendung gebracht hat. Rec. rechnet zu jenen Grundwahrheiten bloß und lediglich diese zwei: die der Logik in Absicht auf das Formale der einzelnen sowohl, als der unter einander verbundenen Lehrsätze, selbst der mathematischen; und für das Materiale derselben da, wo es die Kritik mit Philosophie, es sei reiner oder angewandter, zu thun hat, die der Moral. Denn, was der Logik widerspricht, ist ganz gewiß falsch schon als bloßer Gedanke,

danke, der Gegenstand desselben sei, welcher er wolle und was der Moral widerspricht, ist eben so gewiß falsch, als für wahr gehaltener oder doch ausgegebener Gedanke eines Inhalts, der sich nach der moralischen Wahrheit beurtheilen läßt, von welcher Art der der Religion ganz vorzüglich ist. Hier gilt demnach als Princip: Jede Religion, subjectiv oder objectiv so benannt, ist falsch, welche die Prüfung nach der Moral nicht aushält. Und behauptet daher Jemand, Religion ist Sache des Gefühls, es sei des ästhetischen oder eines pathologischen, so ist auch diese Behauptung nur wahr, wenn und wiefern sie der Wahrheit der Moral entspricht. Man darf daher dieselbe Behauptung in der Kritik über eine fremde Religionstheorie nicht, wie der Verf. thut, als Etwas an und durch sich selbst Wahres voraussetzen; man würde sonst seinem Urtheile über den gegebenen Gegenstand unberechtigt ein Vorurtheil zu Grunde legen. Daß übrigens nur die Moral ein solches an und durch sich selbst Wahres ist, erhellet daraus, weil, wenn Jemand an ihrem Wahrseyn zweifeln wollte, er zuvor davon Gewißheit haben müßte, daß er dieß dürfe, welches selbst wieder ein moralischer, auf dem des Sollens beruhender Begriff ist.

Gunst und Vorliebe für den Gegenstand verräth unser Kritiker auch durch sein in der Einleitung hier (S. 6 ff.) zunächst folgendes Urtheil über Schleiermacher's literarische Personalität. Er gesteht zu, daß dessen auf Religion bezügliche Schriften „eine gewisse Dunkelheit und schwere Verständlichkeit" bei sich führen; er bemerkt ferner, daß in ihm selbst „eine Vielseitigkeit und ein Reichthum der mannigfaltigsten geistigen Richtungen" sich fand, „der es fast unmöglich macht, das Charakteristische seiner geistigen Eigenthümlichkeit nach den gewöhnlichen Classen wissenschaftlicher Denkarten zu bestimmen;" er erkennt es endlich an, daß „Widersprüche in seinen verschiedenen Schriften" vorkommen und thut sogar mit einer

Art

Art von Naivetät den Ausspruch: „Die so ganz verschiedenen geistigen Richtungen Schleiermacher's vollständig zu vereinigen in Einer Lebensansicht, scheint mir unmöglich." Aber dieß Alles sucht er dennoch, so viel er vermag, zu entschuldigen und zum Beßten zu deuten und zwar höchst wahrscheinlich nicht bloß durch die unableugbare Geistesbegabtheit des Beurtheilten, sondern auch dadurch hierzu bewogen, weil derselbe „das Wesen der Religion in der innersten Tiefe des menschlichen Gemüths als Gefühl," wofür sie nämlich der Verf. nach Fries auch hält, „aufgewiesen hat." Was insonderheit die auch hier viel besprochene, von Schl. so reichlich und kunstvoll geübte, Dialektik anbetrifft, so erklärt es der Verf. am Ende der Einleitung (S. 16.) für seine vorzügliche Aufgabe, diesen „in seinen dialektischen Bewegungen selbst möglichst genau zu verfolgen und in denselben seinen theilweisen Widerspruch gegen ihn geltend zu machen," wobei er aber immer wieder sich dessen getröstet, ihn namentlich in seiner Glaubenslehre, darum, weil er doch in der Bestimmung des Wesens der Religion mit ihm sich auf einerlei Standpuncte befinde, besser, als anders hierüber Denkende, beurtheilen zu können.

Die Beurtheilung selbst ist auf sehr einfache Weise in zwei Haupttheile, einen allgemeinen (S. 20—202) und einen besondern, (S. 203—315) geschieden, wovon, wie aus den beigefügten Seitenzahlen erhellet, der erstere die beträchtlich größere Hälfte des Buches einnimmt. Derselbe hat es nach einander unter vier Nummern zuerst und am Weitläufigsten (S. 20—106) mit der Idee der Religion und dann ferner mit den Begriffen: positive Religion, Christenthum, Dogmatik, nach Schl's. Ansicht und Darstellung zu thun. Jener Idee aber, von welcher ja freilich in der vorliegenden Prüfung Alles ausgeht und zu welcher auch Alles wieder zurückkehren mußte, hat unser Kritiker eine doppelte Betrachtung, die erste nach den bekannten „Reden über die

die Religion," die zweite nach der „Glaubenslehre" gewidmet; worauf auch durch den Beisatz im Titel des Buchs: „mit Beziehung auf" u. s. w. hingedeutet ist.

Als Ursache einer abgesonderten Betrachtung der Religionsidee nach den „Reden" Schl's., welche übrigens, (S. 20—70) wiederum die längere ist, führt der Verf. an, weil, „was als religionsphilosophische Einleitung der Glaubenslehre voransteht, Nichts weniger, als erschöpfend ist, ja mit Recht mager und dürftig genannt werden mag;" wogegen jene Reden, wie er meint, „eine der tiefsinnigsten und geistreichsten Darstellungen der Religionsphilosophie" enthalten und ihren Ueberschriften gemäß ganz und gar für eine solche Einleitung gelten können. Das Erste nun, was der Verf. hieraus ergriff, besteht, wie sich nach seiner bereits bemerkten Denkart erwarten ließ, darin, daß Schl. die Religion für Werk und Eigenthum des Gefühls erklärt habe. Es wurde ihm aber diese Behauptung dadurch erschwert, daß Schl. neben dem Gefühle auch Anschauung, namentlich die Anschauung des Unendlichen, als etwas Wesentliches für die Religion oder vielmehr als das Eigentliche und Einzige dieser Art, aufstellt. Der Verf. weiß sich indeß zu helfen. Denn obgleich er nachweiset, daß Anschauung kein Gefühl und daß eine Anschauung des Unendlichen schlechterdings unmöglich ist, so meint er doch, daß man Beziehung des Einzelnen auf das unendliche Ganze der Dinge, von welcher Schl. auch zuweilen spricht, Gefühl nennen könne, wiewohl freilich nicht ästhetisches, was nämlich er der Religion zu Grunde legt, sondern Wahrheitsgefühl und glaubt hiermit die Gemeinschaft seiner Ansicht von Religion mit der in Schl's. Reden dargelegten gerettet zu haben. Es ist ihm ferner mißfällig, daß das nach Schl. die Religion erzeugende Gefühl ein passives ist, weil die von ihm befolgte Fries'ische Philosophie den ganzen Geist des Menschen, mithin auch alles geistige Gefühl, für etwas Thätiges nimmt. Doch scheint

scheint er sich dabei einigen Trost dadurch zugesprochen zu haben, daß er S. 36 bemerkt: „Nach einer bestimmten Erklärung darüber, was das Gefühl (in Absicht auf Religion) eigentlich sei, suchen wir überhaupt vergebens in den Reden über die Religion.“

Rec. mag in dieser Sache nicht zwischen dem sel. Schl. und dem Verf. Richter seyn. Damit aber einleuchte, wie wenig der Letztere Ursache hatte, darauf einen hohen Werth zu legen, daß er im Urtheile über das Wesen der Religion mit dem Erstern zusammenstimme, will er in einer kurzen Einschaltung gegen Beide zeigen, daß dieses Wesen im Gefühle überhaupt nicht gesucht werden dürfe. Man erwäge in solcher Hinsicht zuerst Folgendes. Wenn Gefühl das Wesen der Religion wäre, so müßte man sagen können: Alles Religionhaben ist ein Fühlen. Kann man aber wohl umgekehrt richtig sagen: Alles Fühlen ist ein Religionhaben? Da dieß unleugbar nicht ist, so fragt sich, welches Fühlen ein Religionhaben sei. Und wird sich das durch Gefühl wieder ausmachen lassen? Auch dieß wird Niemand behaupten wollen. Aber jene Frage kann offenbar nur aus dem Wesen der Religion entscheidend beantwortet werden, welches also im Gefühle nicht liegt. Man erwäge ferner: Es gibt religiöse Gefühle nach Jedermanns Geständnisse, das heißt solche, die durch Religion gewirkt sind. Ihr Daseyn folglich setzt Religion im Menschen voraus; ebenso, wie freundschaftliche Gefühle Freundschaft in ihm voraussetzen. Ist aber Freundschaft selbst darum nothwendig ihrem Wesen nach Gefühl, weil es freundschaftliche Gefühle gibt? Eben so wenig als darum, weil es religiöse gibt, Religion. Endlich erwäge man: So wie Gefühle durch Religion gewirkt werden, so auch Gedanken und Handlungen, welches gleichfalls Niemand leugnen wird, wenn er überhaupt Religion anerkennt. Denken, Fühlen und Handeln aber machen zusammen den ganzen Geist des Menschen aus.

Wird

Wird mithin nicht auch Religion ihrem Wesen und Ursprunge nach, diesem ganzen Geiste angehören müssen? Sie ist also wesentlich nicht bloße Gefühlssache und wird daher von Jedem, der sie dafür nimmt, nur einseitig aufgefaßt.

Der Verf. findet weiterhin (S. 39 ff.) in Absicht auf die objectiv betrachtete Religion Anstoß an der Bestimmung Schl's., daß ihr Gegenstand das Unendliche sei. Er fragt S. 41: „Kann der Mensch in der Beziehung seiner Geistesthätigkeit auf das Unendliche seine höchste und vollkommenste Befriedigung finden," d. h. kann Unendlichkeit das wahre Object der Religion seyn? Und dieß erst bezweifelnd, dann leugnend, schließt er hier mit dem Urtheile: „Vernichtend müßte das Gefühl seyn, wenn wir auch uns selbst als Theile dieses Universums, als Glieder in der endlosen Reihe betrachten und unser Einzeldaseyn, unsere Persönlichkeit, in diesem grundlosen Abgrunde der Unendlichkeit und All-Einheit auflösen (aufgelöst denken?) sollten, wie es die Idee der Religion Schl's. fordert." Wenn hierauf der Verf. Schleiermachern dadurch zu Hilfe zu kommen sucht, daß er die Vermuthung äußert, es habe derselbe, sich selbst nicht genug verstehend, wohl mit dem von ihm genannten Unendlichen eigentlich das Ewige gemeint und dann die Hauptpuncte der Fries'ischen Deduction der Wahrheit dieser in dessen Systeme dafür geltenden höchsten Idee des Ewigen vorträgt: so können wir das Erstere nur für ein abermaliges Zeichen seiner Begünstigung der vermeintlich mit der seinigen in der Grundansicht von Religion verwandten Theorie Schl's. und das Letztere an dieser Stelle nur für ein unnöthiges Nebenwerk halten, welchem wir hier keine weitere Betrachtung zu widmen haben. Nothwendiger ist es, zu bemerken, daß nach des Verfs. Urtheile (S. 49) Schl. mit seiner Vorstellung vom Unendlichen, „dem Versunkenseyn in einem leeren Absoluten, das alles Endliche verschlungen hat, sich zu nähern scheine." Denn dieß führt ihn auf die wichtige

Frage,

Frage, ob derselbe Pantheist gewesen sei oder nicht. Er bringt durch eine lange Untersuchung (S. 49—58) als Ergebniß heraus, daß nicht nur Pantheismus, sondern zugleich auch Mysticismus in Schl's. Religionsansicht enthalten sei; und obgleich er weiterhin selbst einräumt, daß alle speculative Bestimmungen über Religion für dieselbe nichts Entscheidendes seien und daß namentlich auch der Pantheist, wenn nur Gefühlsmann in der Theorie der Religion, zusammt dem Mystiker Religion haben könne, so urtheilt er doch S. 61, daß es für eine wissenschaftliche Religionslehre einer nähern speculativen Bestimmung des Gegenstandes des religiösen Gefühls, d. i. der Religion überhaupt, bedürfe und daß man demnach, wie es S. 63 heißt: „auch in Hinsicht dieses eigentlichen Kerns und Mittelpuncts des religiösen Lebens der Schl'schen Darstellung der Idee der Religion eine wissenschaftliche Erschöpfung nicht zugestehen könne." Auch meint er S. 65: daß „die Ansicht von der Religion als einem Verhältnisse der Liebe zu Gott aus der Theorie desselben nicht abgeleitet werden könne," obschon Schl. in seinen Reden S. 80 (nämlich nach der ersten Ausgabe, an die sich der Verf. vorzugsweise hält) von einem „Lieben des Weltgeistes" spreche. Nach den „Reden" also die Religionsidee Schl's. beurtheilend tadelt der Verf. an derselben, wie das Bisherige zeigt, mehr nur Mangel, als Fehlerhaftigkeit, weil Schl. doch in dem Grund- und Hauptstücke, daß Religion Gefühl sei, mit ihm zusammenstimme. Von S. 70 an, wird eben dieselbe Idee nach der Schl'schen „Glaubenslehre" in Untersuchung genommen, womit der Verf. bis S. 106 beschäfftigt ist.

Er eröffnet diesen Abschnitt seiner Kritik mit der Bemerkung, daß hier Schl. zwar löblicherweise in der Behauptung, das Grundwesen der Religion bestehe in Gefühl, sich gleich geblieben sei, dagegen aber das Wort Gefühl mit dem Ausdrucke „unmittelbares Selbstbewußtseyn" vertauscht und dem Ge-

Gefühle selbst noch die nähere Bestimmung beigefügt habe, es sei darunter „Abhängigkeitsgefühl" zu verstehen; welches Beides seinen Beifall nicht hat. Bewußtseyn, spricht er sehr richtig, ist kein Fühlen, sondern gehört dem Wissen an, sein Gegenstand sei, welcher er wolle und auch Selbstbewußtseyn, sei es mittelbares oder unmittelbares, ist nur „eine besondere Art des Wissens." Eine Episode zur Vertheidigung des Gefühlswesens der Religion finden wir dann S. 78—87 eingeschaltet, welche aber dem gemäß, was über diese Sache oben beigebracht wurde, nicht zum Ziele trifft. Von S. 88 an bestreitet der Verf. mit vieler Schonung die Grundlage der Schl'ischen Religionstheorie in der Glaubenslehre, daß alle Religiosität auf „dem Gefühle absoluter Abhängigkeit" beruhe. Er meint zuerst, daß diese nähere Wesensbestimmung für die Religion sich auch schon in den „Reden," obgleich darin das Wort Abhängigkeit nicht gebraucht werde, vorfinde, in sofern nämlich, als Anschauen und Gefühl des Universums hauptsächlich als etwas Passives, als ein Aufsichwirkenlassen desselben daselbst erscheine. Rec. kann dieser, zu Schl's. Vortheile gefaßten Meinung nicht beitreten. Wollte der so sprachfertige Urheber jener Reden in derselben die Religion für das Erzeugniß eines Abhängigkeitsgefühls erklären, so würde er es auch an diesem geeignetsten Ausdrucke für die Sache nicht haben fehlen lassen. Aber es waltet auch in seiner Theorie dort ein ganz anderer Geist, als in der Glaubenslehre: dort ein freier, heiterer, fröhlicher, hier ein beengter, trüber, trauriger. Und endlich, warum hier eben Gefühl absoluter Abhängigkeit von ihm an die Spitze gestellt worden, ist aus dem Zwecke, wozu, spät nach den Reden und unter ganz veränderten Umständen und Verhältnissen desselben, diese „Glaubenslehre" gefertigt wurde, leicht erklärbar. So ließ sich nämlich Schl's. Dogmatik, abgesehen davon, daß sie dabei doch wenigstens einen Anschein von Einklang mit der frühern Religionstheorie

behielt,

behielt, recht füglich als mit der augustini'schen und, noch bestimmter, der calvinischen gleichlautend vorstellig machen. Der Verf., sich glücklich wissend in dem Gedanken, mit Schl. in der Grundlegung zur Religion der Hauptsache nach übereinzustimmen, begnügt sich mit der Behauptung wider ihn, daß Gefühl absoluter Freiheit mit dem der Abhängigkeit zusammengenommen in gegenseitiger Durchdringung das Wesen der Religion bestimme und ausmache. Er will diesem Freiheitsgefühle für's Erste dadurch Anerkennung verschaffen, daß er bemerkt, der Mensch gebe dadurch, daß er sich im Selbstbewußtseyn nothwendige Schranken seines Daseyns setze, kund, daß er über diese Schranken erhaben sei, folglich Freiheit besitze. Allein hat der Mensch, wenn und wiefern er ein gemachter Sklave (eines Andern, oder auch seiner selbst durch Laster) ist, dadurch Freiheit, weil er davon weiß, daß er es ist? Es wird ihm hiermit seine Gebundenheit nur erst recht fühlbar, erst zur wahren Sklaverei. Was ist aber unsere durchgängige und völlige Daseynsabhängigkeit, auch religiös, in Beziehung auf Gott, gedacht, anders, als Natursklaverei? So wie daher der Mensch dort sich frei nur in sofern nennen kann, als er nicht sklavisch gehorchen muß, sobald er nicht will, eben so wird er hier nicht durch das Bewußtseyn seiner Abhängigkeit, sondern nur dann frei heißen können, wenn er in seinem Wollen nicht schlechthin und allseitig unter der Natursklaverei steht. Doch auch der Verf. theilt dem religiösen Freiheitsgefühle nachher (S. 103. 4) ein bestimmteres Wesen zu, wenn er es als dasjenige beschreibt, durch welches man sich der Würde seiner Persönlichkeit bewußt werde und welches daher „am Klärsten in der Idee der Unsterblichkeit oder Ewigkeit des (menschlichen) Geistes sich ausspreche," und „sich am Mächtigsten geltend mache in allen den Elementen der Religion, in denen diese mit der Sittlichkeit näher zusammenhängt;" womit er von der reinen und ganzen Wahrheit nicht fern ist. Die merk-

würs

würdigste Erscheinung aber bei dieser versuchten Rettung und Sicherung eines Gefühls absoluter Freiheit für die Religion ist die, daß der Verf. (S. 98) zeigt, es lasse sich auf demselben Wege und mit demselben Rechte, wie Schl. die ausschließliche Annahme eines Gefühls absoluter Abhängigkeit begründet habe, auch beweisen, daß es für den Menschen ein absolutes Freiheitsgefühl gebe. Haben wir nicht hieran, um mit Kant zu sprechen, eine förmliche Antinomie der Vernunft vor uns? Ist es aber möglich, daß zwei sich gegenseitig aufhebende Behauptungen, wie die vorstehenden erscheinen, zugleich wahr seien? Der ganze Streit zwischen dem Verf. und dem sel. Schl. in diesem Puncte, allerdings dem wichtigsten und schwierigsten für die Religionswissenschaft, erledigt sich durch die Bemerkung, daß sie Beide darin irren, daß sie das Wesen der Religion auf theoretischem Wege suchten und gefunden zu haben vermeinten. Denn die Religion, ursprünglich nicht Wissen, nicht Handeln, aber auch nicht Gefühl, sondern ein Glauben, ist, obgleich zur Verdeutlichung ihres Inhalts bestimmter Vorstellungen bedürftig, in ihrer vollen Wirksamkeit unausbleiblich That und nur mit Gefühl' überhaupt lebendig, doch durch und durch praktischer Art und Natur; in Absicht auf jenen Streitpunct gilt Alles nur der Vereinigung derselben mit der Moral. Die letztere steht vest für sich und ohne Voraussetzung der erstern, diese nur mit jener verbunden und um deren willen. Aber keine andere Religion ist eben darum weder Gottes, noch des Menschen würdig und wahr, als die, durch welche dafür gesorgt ist, daß die sittliche Welt nicht Schaden leide. Der Mensch muß, so will es die Moral, nicht Sklave, sondern Bürger im Staate Gottes oder, laut des Evangeliums, Kind in Gottes Vaterhause seyn, Beides zur Ehre nicht nur seiner selbst, sondern Gottes zugleich. Wie aber ist derselbe ein Geschöpf und auch mit Freiheit, als der Kraft eines imputabeln Handelns begabt?

Ein-

Einsehen kann der Mensch dieß eben so wenig, wie alles Schaffen, aber wohl einsehen, daß hier Einsicht so gewiß für ihn nicht möglich ist, als das Erzeugte seinem Erzeugtwerden nicht selbst zusehen konnte. — Die höchste Bedeutsamkeit, ja die dringendste Nothwendigkeit einer Entscheidung in der vorliegenden Sache wird uns wegen der Länge dieser Einschaltung wohl leicht entschuldigen.

Zuletzt (S. 104 ff.) trägt der Verf. hier noch die Bemerkung vor, daß in der Glaubenslehre Schl's. nichts Bestimmtes von einem Gegenstande der Religion vorkomme, als welcher in den „Reden" das Unendliche, wiewohl auch nicht mit erwünschter Klarheit, doch wenigstens genannt und aufgeführt werde und erinnert dabei zugleich, daß Schl., da er dort unter Anderem von einer „Beziehung" spricht, in die der religiöse Mensch mit Gott trete und welche für den Menschen Thätigkeit bei der Religion voraussetze, hiermit selbst auch anerkannt habe, daß das Gottesbewußtseyn außer dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit „schlechthiniges Freiheitsgefühl" in sich schließe; welches letztere als das zweite gleich nothwendige Element der (subjectiven) Religion aufzuzeigen, für den Verf. in seiner allgemeinen Prüfung der Schl'schen Religionstheorie durchgängig die Hauptangelegenheit war.

Seine Betrachtung wendet sich hierauf (S. 106 ff.) von der Idee der Religion zur Religion „in der Erscheinung," wo zunächst der Begriff einer positiven Religion nach Schl. in Untersuchung genommen wird. Der Verf. rechnet es diesem zu großem Lobe an, das Verhältniß zwischen Idee und Wirklichkeit in Rücksicht der Religion „anerkannt und hervorgehoben zu haben;" tadelt aber an ihm und offenbar mit Recht, daß er „behauptet, die Religion könne nur als positive Religion zur Erscheinung werden und es gebe keine reelle natürliche Religion, ja selbst keine eigentliche Religionsphilosophie." In der Unterscheidung ferner von drei Stufen der individuellen

(posi-

(positiven) Religion, als der ersten Art ihrer Erscheinung, welche die des thierartigen, die eines sinnlichen und die eines mit absolutem Abhängigkeitsgefühle verbundenen Selbstbewußtseyns sind, tritt der Verf., so wenig sie ganz richtig zu seyn scheint, dem sel. Schl. doch darum mit geringer Gegenerinnerung bei, weil er Dasjenige, was dieser die höchste jener Stufen nennt, auf die Fries'sche „Ahnung" (S. 112) zurückführen zu können meint. Die zweite Erscheinungsart der Religion ist bei Schl. „die religiöse Gemeinschaft." Der Verf. urtheilt darüber (S. 116—117) im Allgemeinen zwar so: „Daß die hohe Bedeutung der Gemeinschaft für die Gestaltung der Religion eine entschiedene Anerkennung und eine tiefere Begründung gefunden hat, ist in Schl's. Ansicht von der Religion als einer der bedeutendsten Vorzüge zu rühmen;" aber er beschuldigt ihn daneben, daß er nicht vorsichtig genug von dem so wichtigen Momente der religiösen Gemeinschaft Gebrauch gemacht habe, um nicht zu dem gewaltigen Irrthume, welcher die Religion unter die Kirche stellt, verleiten zu können. Denn „Kirche" nennt Schl. eben „die bestimmt begrenzte und vest stehende religiöse Gemeinschaft." Er hat, wie der Verf. (S. 119 ff.) nachweiset, auf diese Gemeinschaft zu viel Gewicht in der Bestimmung der erscheinenden Religion gelegt und zwar vorzüglich auffallend dadurch, daß er deßwegen keine natürliche Religion im Gegensatze einer positiven gelten lassen will, weil „es keine natürliche Kirche gibt;" womit folgerecht unleugbar das wahre Verhältniß zwischen Kirche und Religion, wornach die erstere nur für die letztere vorhanden und durch sie überhaupt Etwas ist, geradezu umgekehrt wird. Der Verf. führt hierbei aus einer spätern Stelle der „Glaubenslehre" die Behauptung an: es verhalte sich mit der natürlichen Religion, wie mit dem Naturrechte. Denn auch dieses sei, weil kein wirklicher Staat durch dasselbe allein besteht, nirgend und sein ganzer

Begriff

Begriff und Inhalt nur das Abstractum des Rechtlichen, welches in allen wirklichen Staaten zusammen gegeben sei und erinnert dagegen sehr richtig, daß man mit dem Naturrechte und ebenso auch mit der natürlichen Religion Anspruch auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit ihres Wahrseyns mache, welche Eigenschaften beide nicht besitzen könnten, wenn sie bloßes Abstractum empirisch gegebener Dinge wären. Er bemerkt dahn (S. 123) ferner, daß Schl., wenn er die Richtigkeit einer natürlichen Religion behaupte, mit sich in Widerspruch stehe, indem er ja (in der Einleitung zur Glaubenslehre) selbst „eine ursprüngliche, allen Menschen gemeinsame und nothwendige Anlage der Religion im menschlichen Geiste vollkommen anerkannt und nachgewiesen habe." Er erwähnt (S. 124) endlich noch, was hier vorzüglich geltend zu machen war, daß eben die natürliche oder, was damit einerlei ist, die Vernunftreligion, die einzig mögliche und wir setzen hinzu, schlechterdings unentbehrliche Beurtheilerin der Echtheit und Tüchtigkeit einer jeden gestifteten Religionsverfassung, mit Einem Worte jeder Kirche, sei. Aber sollte denn der sel. Schl. dieß Alles, was seiner Leugnung einer natürlichen Religion so klar entgegensteht, nicht auch gewußt haben? Wer dürfte daran einen Augenblick zweifeln? Für ihn mußte es also gewiß einen andern Grund solcher Leugnung geben, als welchen der Verf. andeutet, daß derselbe durch die engländischen Deisten dazu verleitet worden sei. Noch trägt dieser hier gelegentlich seine Kritik des Begriffs einer religiösen „Offenbarung" nach Schl. vor, deren Resultat ist: er scheine zwar diesem Begriffe der Kirchenlehre einige Realität haben belassen zu wollen, habe aber doch alles insgemein ihm Zugetheilte nach und nach dergestalt von demselben entfernt, daß für die Wissenschaft der Religion am Ende Nichts davon übrigbleibe.

Im nächstfolgenden Abschnitte (S. 132 ff.) beleuchtet derselbe die von Schl. angenommene „Eigenthümlichkeit

des Christenthums." Christenthum ist nämlich nach ihm zuvörderst Monotheismus und in sofern steht dasselbe mit Juden- und Muselthume auf einerlei Stufe der religiösen Entwickelung des Menschen. Obschon er nun ferner absolutes Abhängigkeitsgefühl als Grundwesen der Religion überhaupt betrachtet, so soll doch nach ihm auch wieder „alles sinnliche Bewußtseyn ein doppeltes, entweder ein Bewußtseyn eines leidentlichen Zustandes, theilweises Abhängigkeitsgefühl, oder ein Bewußtseyn eines Thätigkeitszustandes, theilweises Freiheitsgefühl" seyn, und daher auch, je nachdem „eines dieser Gefühle dem andern (im menschlichen Geiste) untergeordnet wird," wo entweder „durch das Abhängigkeitsgefühl unsere Thätigkeit hervorgerufen, d. h. unser Wille zu Handlungen bestimmt wird oder unsere Thätigkeitszustände selbst wieder als Ergebniß der vom höchsten Wesen geordneten Einwirkungen aller Dinge auf das (religiöse) Subject, mithin selbst wieder als leidentliche Zustände aufgefaßt werden," eine teleologische und eine ästhetische Frömmigkeitsart herauskommen. Danach wird endlich das Christenthum in seiner Eigenthümlichkeit als „die teleologische Richtung des Monotheismus" von ihm bestimmt. Der Verf. schenkt dieser Bestimmung, vermuthlich durch die darin vorkommende Anerkennung eines religiösen Freiheitsgefühls, das er so eifrig geltend zu machen sucht, dazu bewogen, seinen vollesten Beifall, weil Schl. die thätigen Zustände, aus welchen die teleologische Richtung der Religion hervorgeht, auch „sittliche" genannt habe und er daher in derselben „die entschiedene sittliche Richtung, die sich in dem ganzen religiösen Leben des Christenthums ausgeprägt hat," ausgesprochen findet. Wir bezweifeln aber, durch den in der gesammten Glaubenslehre Schl's. wehenden nichtsittlichen Geist gewarnt, sehr, daß diese Deutung des Verfs. die rechte sei. Ist denn alle Thätigkeit des Menschen eben eine sittliche, das will hier sagen, eine sittlich gute und richtige? Darf man daher ohne

Wei-

Weiteres „teleologisch" mit „sittlich" hier identisch nehmen? Der Verf. meint wenigstens selbst, daß durch die Entgegensetzung einer ästhetischen und teleologischen Richtung das Christenthum vom Judenthume sich nicht wesentlich unterscheiden lasse, da beide in der Idee eines Reichs Gottes zusammentreffen, welche teleologisch ist. Und allerdings verläßt auch Schl. jene innere Eigenthümlichkeit des Christenthums, um es genauer zu charakterisiren, weiterhin, und setzt das Wesen desselben, auch dem Judenthume gegenüber, in seine ihm allein angehörige, „äußere, historische Einheit," welche durch die Person Jesu Christi gebildet ist. Dabei ruft der Verf. (S. 140) seinen Lesern zu: „Hier knüpft Schl. den ersten Knoten, von dem alle Fäden des kunstvollen dogmatischen Gewebes, mit dem er die Glaubenslehre umschlingt, ausgehen und in den sie alle zurücklaufen." Er meint übrigens, daß Schl. die Absicht gehabt habe, „dem Christenthume einen eigenthümlichen positiven oder historischen Charakter zu sichern, ohne daß dadurch die freie rationale Auffassung desselben auf irgend eine Weise beeinträchtigt wäre." Aber eine Religion nach dem rationalen, dem Vernunftbegriffe, gab es ja, dem Vorigen gemäß, für Schl. nicht; wie hätte er also das Positive des Christenthums rationalisiren wollen können, ohne mit sich in Widerspruch zu kommen? Auch der Verf. glaubt, ihm wenigstens dieß nachweisen zu können, daß er „dem historisch positiven Elemente des Christenthums ein zu großes Uebergewicht über das rationale eingeräumt und das letztere durch das erstere gefährdet habe." Zugebend daher, daß alle Eigenthümlichkeit des christlichen Glaubens und Lebens sich auf die Person Jesu Christi beziehe, findet er es zu beengend, wenn Schl. diese Beziehung als eine solche „auf die durch Jesum von Nazareth vollbrachte Erlösung" und noch mehr beengend, wenn derselbe diese Erlösung als ein Befreitwerden des Menschen von einem Zustande der Unfähigkeit faßt und vorstellt, sich

 selbst

selbst aus der Gottlosigkeit zum Gottesbewußtseyn, d. i. zur Frömmigkeit zu erheben. Er meint, es werde hiemit „ein Grunddogma aufgestellt vor aller Dogmatik; ehe nur die Erkenntnißquellen der christlichen Dogmatik (Bibel und Symbole) nachgewiesen sind, „deren Giltigkeit und Verständniß auch allerdings Schl. von jenem Dogma abhängig macht" und ist höchst befremdet dadurch, daß Schl. offen gesteht: dieses Grunddogma „ist nicht bewiesen und kann nicht bewiesen werden." Es kommt ihm dieß eben so willkürlich vor, als daß „in der römischkatholischen Kirche das Dogma von der Infallibilität des Papstes und dem alleinseligmachenden Glauben an die Kirche" allen übrigen zu Grunde gelegt wird, und er mißbilligt jene Erlösungstheorie mit der nähern Bestimmung, daß sie die Religiosität zu etwas bloß Passivem mache und, für Christen allein nur die Erlösung als möglich anerkennend, entschieden particularistisch sei. Uns dünkt, der Verf. habe in dieser Beurtheilung der Grundlage zu Schl's. Glaubenslehre, als einer christlichen, so sehr das Recht auf seiner Seite, daß wir schon zuviel von ihm zugestanden finden, wenn er zugesteht, es sei Erlösung durch Jesum Christum, wenn auch ohne Nachtheil für die menschliche Freiheit und für den Universalismus der göttlichen Gnade, das erste Dogma des Christenthums. Doch scheint derselbe durch eine an dieser Stelle (S. 149) vorgeschlagene Unterscheidung des Eigenthümlichen und Wesentlichen im Christenthume, welche mit dem Unterschiede des Kirchlichen und Religiösen für dasselbe zusammenfällt, jenen Satz für den Hauptsatz des christlichen Kirchen-, nicht des christlichen Religionsglaubens zu erklären, welchen ganzen Unterschied aber Schl's. Dogmatik nicht anerkennt. Daß der Verf. auch in Absicht auf den von Schl. bestimmten Offenbarungscharakter des Christenthums nicht befriedigt werde, ist schon zuvor bemerkt worden; wiewohl am Ende Schl., wie hier S. 153 ff. erinnert ist, diesen Charakter desselben durch Ent-

fernung

fernung des Uebervernünftigen davon selbst wieder zerstört und aufhebt.

Wie in einem Anhange zu diesem Abschnitte seiner Kritik wirft der Verf. S. 158—165 noch einen prüfenden Seitenblick auf die „Reden" Schl's. in Betreff des Lebens der Religion im Menschen, weil, so sehr man in Beziehung auf die „Glaubenslehre" die Freiheit des menschlichen Geistes für die Religion zu retten habe, man eben so sehr in Absicht auf die Reden „das Positive gegen das freie geistige Leben" für ebendieselbe in Schutz nehmen müsse. Schl. stellt in den Reden, sagt er S. 159, ein Ideal religiöser Gemeinschaft auf und dieses soll nach der Glaubenslehre im Christenthume realisirt seyn. Aber dort, heißt es dann, „vermissen wir gerade diejenige Bestimmung, die hier für die christliche Gemeinschaft als die Grundbestimmung aufgestellt wurde, nämlich daß die Gemeinschaft wesentlich bedingt sei durch einen bestimmten Anfangspunct in der Geschichte und zwar durch die durchgängige Beziehung alles religiösen Lebens auf den Stifter der Gemeinschaft." Und stärker noch, fährt der Verf. weiter fort, erscheint dieser Gegensatz zwischen den früheren Reden und der spätern Glaubenslehre dadurch, daß er in jenen ausdrücklich und ganz zuwider der in dieser gegebenen Theorie spricht: „Nie hat Jesus behauptet, das einzige Object der Anwendung seiner Idee, der einzige Mittler zu seyn und nie hat er seine Schule verwechselt mit seiner Religion; er mochte es dulden, daß man seine Mittlerwürde dahingestellt seyn ließ, wenn nur der Geist, das Princip, woraus sich seine Religion in ihm und Andern entwickelte, nicht gelästert ward." Und eben denselben Gegensatz zwischen den beiden genannten Geisteswerken Schl's. hat der Verf. durch mehrere ähnliche Stellen aus dem erstern bis zur Gewißheit eines förmlichen Widerspruchs ihres Urhebers mit sich selbst bestätigt. Er sucht sich diese auffallende Erscheinung nach Möglichkeit zu erklären, sieht sich aber doch genö-

thigt

thigt zu dem S. 165 ausgesprochenen Endurtheile: „Die Differenz zwischen beiden ganz aufzuheben und sie nur auf die verschiedene Stellung (des Verfassers beider zu verschiedener Zeit) zu reduciren, ist uns keineswegs ganz gelungen, und wir gestehen offen, daß wir eine völlige Auflösung derselben für unmöglich halten." In einer Note unter dem Texte setzt er noch hinzu, daß er auch durch die Versuche Schl's. in den Anmerkungen zu den neuern Ausgaben seiner Reden, diese mit seiner Glaubenslehre in Harmonie zu bringen, zwar zur Bewunderung der darin bewiesenen „außerordentlichen dialektischen Kunst," keineswegs aber zur Ueberzeugung von „einer wirklichen Uebereinstimmung auch nur in den Hauptpuncten" gebracht worden sei.

Der letzte Abschnitt des allgemeinen Theils dieser Kritik hat es noch mit dem Begriffe der Dogmatik bei Schl. zu thun. Diese ist nach ihm eine wissenschaftliche Darstellung „der in einer christlichen Kirchengesellschaft zu einer gegebenen Zeit geltenden Lehre;" und der Verf. setzt dagegen ihr Wesen in „die Begründung und Entwickelung der christlich religiösen Wahrheit nach eigener (des Dogmatikers) Ueberzeugung" und „stellt derselben die Aufgabe einer Kritik des historisch gegebenen christlichen Glaubens durch Vernunft und Philosophie." Rec. hält beide Begriffe für unrichtig und zwar insbesondere den letztern darum, weil vermöge desselben die christlich genannte Dogmatik zu ihrem wesentlichen Stoffe und Bestande nicht die Religionslehre Jesu Christi, die in derselben um ihres Beinamens willen doch wohl Jedermann mit Recht erwartet; sondern die ihres Verfassers haben würde, welche, wenn dessen Religionsphilosophie unechter Art ist, von jener Lehre Christi himmelweit verschieden seyn kann, mit ihr völlig einig aber ganz gewiß nicht ist und weil überhaupt eine Kritik des Religionsglaubens, wenn auch dieser durchgängig der des Stifters des Christenthums wäre, doch nicht diesen Glauben selbst, sondern

dern nur das Urtheil eines Andern über denselben, nur gleichsam eine Recension des Evangeliums, darbieten würde. Was kann doch christliche (nicht protestantisch-, oder katholisch-christliche) Dogmatik, unbefangen betrachtet, anders heißen und seyn, als die Glaubenslehre Christi Jesu in wissenschaftlicher Form oder die christliche Religionswissenschaft? Nicht aber über den rechten Begriff derselben an sich, sondern darüber haben wir weiter zu sprechen, was über Schl's. Begriff davon der Verf. urtheilt. Er zeihet nun (S. 168 ff.) zuerst diesen Glaubenslehrer des Widerspruchs deßwegen, weil derselbe hier anfänglich alles Ausgehen vom Allgemeinen, wie es in der Vernunft begründet ist, für den Begriff der christlichen Dogmatik verwirft und hernach doch selbst wieder behauptet, daß von dem allgemeinen Begriffe einer Kirche, unstreitig einem idealen, mithin vernünftigen, dabei müsse ausgegangen werden. Er macht dann bemerklich, daß, da nach Schl. der allgemeine Kirchenbegriff aus der Ethik zu entlehnen und die Ethik ferner nach Ebendemselben „die speculative Darstellung der Vernunft in ihrer Gesammtwirksamkeit" ist, diesen Bestimmungen gemäß Ethik auch die Religionsphilosophie enthalte, weil Religion ohne Zweifel innerhalb des Kreises der Vernunftwirksamkeit liege und folglich der Religionsbegriff, als zum Begriffe der Kirche gehörig, hiervon nicht ausgeschlossen sei. Er gibt weiter zu bedenken, daß Schl. selbst, indem er die Scheidung des Wesentlichen und Bleibenden vom Zufälligen und Veränderlichen im bestehenden Christenthume der Religionsphilosophie als „einer philosophischen Kritik der Geschichte der Religionen zuweiset," darauf hinführe, es müsse eine allgemeine Idee der Religion geben, weil eine solche nur jener Kritik zu tauglicher Grundlage diene. Und endlich erinnert er wieder daran, daß ja Schl. wirklich einen Begriff der Religion überhaupt in seiner Einleitung zur Glaubenslehre aufgestellt habe und es dabei nur „als eine völlig willkürliche Bestimmung, die aus irgend einer

einer Absicht gegen die Religionsphilosophie hervorgegangen seyn möge, erscheine, wenn er jene ganze Entwickelung der Idee der Religion (S. 7 der Glaubenslehre) unter dem Titel von Lehrsätzen aus der Ethik aufführt." Wir unterschreiben diese ganze Beleuchtung und Mißbilligung des Verfahrens Schl's. in seiner Deduction des Begriffs der christlichen Dogmatik, und heben daraus nur noch insbesondere hervor, daß der Verf. in seinem Urtheile über Schl., den Schriftsteller, hier abermals auf eine geheime Absicht desselben rieth, die er nicht zu entdecken vermochte. Von S. 176 an bis gegen das Ende dieses Abschnitts hat er sich noch über das Verhältniß des Allgemeinen zum Eigenthümlichen (Individualen), das des religiösen Bewußtseyns zur Philosophie und das des einer besondern Kirche Angehörigen zu dem der anderen Kirchen, soweit dieses dreifache Verhältniß die Dogmatik angeht, in Beziehung auf die hier zu beurtheilende erklärt; wovon wir nur kürzlich das folgende Wenige erwähnen wollen. Er bemerkt für's Erste, daß Schl. zwar Eigenthümliches für die christliche Dogmatik, die protestantische nämlich, verlangt, aber eben hierdurch mit seiner Definition derselben, welche bloß das gemeinsam Geltende zuläßt, in Widerspruch stehe, für's Zweite, daß er ausdrücklich alle Einmischung der Philosophie in die Dogmatik verbietet und daß dennoch (S. 192) „seine ganze Glaubenslehre, ungeachtet ihrer historisch-kirchlichen Anlage, doch ganz philosophisch gedacht und ausgeführt sei." Für's Dritte aber, daß er auf der einen Seite behaupte, die Dogmatik nach dem Katholicismus sei „eben so christlich," als nach dem Protestantismus und dann doch auf der anderen Seite den Gegensatz des Protestantischen und Katholischen im Christenthume überhaupt dahin bestimme, daß, wie es der Verf. (S. 195) am kürzesten ausspricht, nach dem erstern der Glaube über der Kirche, nach dem letztern die Kirche über dem Glauben stehe, wovon offenbar das Eine das gerade Umgekehrte des

An-

Andern, mithin nicht Beides gleich christlich sei. Schl., spricht der Verf. endlich (S. 196): „lehrt hier ein wahres Schaukelsystem," indem es Trotz des zugestandenen wesentlichen Unterschieds beider christlichen Hauptparteien dennoch „nach ihm Maxime wird für die Behandlung der Dogmatik, zwar von einem jener beiden Principien auszugehen, aber dasselbe nicht ganz streng anzuwenden, sondern zwischen beiden zu schwanken, je nachdem bald von dem einen, bald von dem andern eine Einseitigkeit zu befürchten ist," die nicht beurtheilt werden kann, wenn Keins von Beiden völlig richtig ist. Er fragt zuletzt (S. 196) mit sichtbarem Unwillen: „Heißt das nicht ein willkürliches Spiel treiben mit der Wahrheit?"

Was und wie der Verf. über Schl's. Glaubenslehre im vorliegenden Buche im Allgemeinen geurtheilt habe, wird unsern Lesern nun zur Genüge berichtet seyn. Wollten wir aber mit nur einiger Ausführlichkeit auch das in der ganzen kleinern Hälfte seiner Censur auf 112 Seiten über das Besondere und Einzelne jenes Lehrbuchs von ihm Geurtheilte prüfend durchgehen, so würden wir, obgleich der Verf. selbst sich ziemlich kurz damit gefaßt hat, doch fürchten müssen, diese Recension zu einer förmlichen Abhandlung anwachsen zu lassen. Wir lassen es also billig bei dem bisher Gegebenen bewenden. Und wozu bedürfte es denn auch, die Sache ernstlich erwogen, über unsern Kritiker sowohl, als über den von ihm Kritisirten hier noch einer weitern Umständlichkeit? Wer aus dem Vorstehenden die allgemeine Beschaffenheit der Schleiermacher'ischen Glaubenslehre kennen gelernt hat, wird es schwerlich der Mühe werth finden, zu vernehmen, wie jedes einzelne Dogma in derselben behandelt sei. Denn es ist dieß, was sich auch von einem so gewandten und so viel auf seine Originalität haltenden Schriftsteller, wie Schl. war, nicht anders erwarten ließ, in ebenderselben räthselhaften, schwankenden und sogar von Selbstwidersprüchen nicht freien, im Ganzen so sophistischen Weise

Weise geschehen, welche diesem, sich wenigstens als solchem anstellenden, christlichen Glaubenslehrer durch die hier mitgetheilte und besprochene generale Kritik hinlänglich nachgewiesen ist. Es genügt ja wohl zu einem bestimmten und vesten Urtheile über den Werth seines Werks zu wissen, daß er eine allgemein wahre Religionslehre, wie sie sich aus der in allen Menschen wohnenden und in ihrem Wesen gleichen Vernunft entnehmen läßt, nicht anerkannte und eben so wenig eine für alle Zeiten wahre christliche insonderheit. Welche Wahrheit des Glaubens galt also für ihn? Er antwortet hierauf nicht durch seinen Begriff einer christlichen Glaubenslehre, nach welchem diese keinen andern Inhalt haben darf, als den für die Gesammtheit der Christen zu einer gewissen Zeit für wahr geltenden. Denn eine solche Glaubenslehre kann bloß historisch gemeint, eine bloße Relation fremder Fürwahrhaltung seyn; und wer möchte es einem Schl. als ernstliche, selbstgeglaubte Behauptung zutrauen, daß die gesammte Christenheit namentlich unserer Zeit den Satz: „Jesus von Nazareth hat die Menschheit erlöset," in der Art zum Axiom ihrer religiösen Ueberzeugung habe, daß nach ihm alle Lehren der Bibel und der kirchlichen Symbole verstanden und ausgelegt werden müßten? Es ist aber auch unableugbar, daß er dem angeblichen Axiom selbst wieder eine nur nach seiner Ansicht von Religion, der entschieden pantheistischen, gestaltete Deutung gab. Was also ist Schl's. ganze Glaubenslehre in ihrem specialen Inhalte Anderes, als eine individuale Interpretation einer christlich genannten Mythologie? Sie mag mit Recht sehr kunstreich genannt werden, diese christliche Glaubenslehre, aber sie entbehrt durchgängig nicht nur des Wahrseyns, sondern sogar des aufrichtigen Wollens ihres Urhebers, daß sie Wahrheit sei und ist ein trauriger Beweis, wie leicht die Menschen und die, die sich selbst für klug halten, gerade am

Mei-

Meisten sich in den wichtigsten Dingen täuschen lassen, wenn es Jemand nur mit recht sichtbarer Gewandtheit darauf anlegt. — So streng lautet nun freilich das von dem Verf. darüber gefällte Urtheil nicht, obschon auch er zu dem unserigen die reichlichsten Zeugnisse und Beweisthümer dargelegt hat. Es schadet, um dieß nochmals zu bemerken, ihm nur das gewaltig, daß er als Fristaner die Meinung hegte, mit Schl. in der Grundansicht von der Religion überhaupt zusammenzustimmen. Daher seine häufige sichtbare Schonung desselben auf Kosten der Wahrheit; daher aber auch, daß er oft nicht tief genug mit seinem kritischen Blicke in den Gegenstand eindrang und im Ganzen genommen seinen Auctor als Theologen nicht durchschauete. Um desto gewichtiger indeß muß für den unbefangenen Beurtheiler der von Schl. gelieferten Glaubenslehre der mannigfaltige, oft sehr determinirte, zuweilen bis zur Indignation sich steigernde Tadel seyn, welchen der Verf. über dieselbe ausspricht. Denn gern hätte er bei seiner für ihren Verfasser günstigen Stimmung sie überall nur gelobt. Ein glücklicher Gedanke war es, daß er sie nach Materie und Form mit den berühmten „Reden über die Religion," und namentlich nach der ersten in ihrer Art unverfälschtesten Ausgabe, in Vergleichung stellte. Nur hätte er sich aus diesem echtesten Selbstbekenntnisse Schl's. ein noch getroffeneres und vollendeteres Bild von dessen Sinne in Absicht auf Religion entwerfen sollen, als ihm bis jetzt vorgeschwebt zu haben scheint, um ebendasselbe in der weit modificirten und das Wesen und die Wirklichkeit seiner Nichtreligiosität mehr verhehlenden „Glaubenslehre," wie in einem zwar absichtlich getrübten, doch aber immer noch getreuen, Spiegel wiederfinden zu können. Eine Schleiermacher'ische Dogmatik, da einmal eine solche geschrieben werden sollte, oder vielmehr Amtswegen mußte, konnte keine andere werden, als welche sie geworden ist. Sie drückt den äußern Umständen gemäß,

unter

unter welchen sie entstand, sein ganzes wahres Innres aus; und je richtiger und vollständiger dieses allmälig erkannt seyn wird, wozu bereits in dieser Zeitschrift die erforderliche Anleitung gegeben wurde, (s. B. 15. 6. H.) desto sicherer und völliger wird einem künftigen Beurtheiler derselben sein Geschäfft gelingen.

Predigten im Jahre 1834 gehalten von D. Ernst Gottfr. Adolf Böckel. Bremen in Commission bei Heyse. 1835. 368 SS. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herr D. Böckel hat diese Sammlung von Predigten seinem Amtsvorgänger, Hrn. D. Dräseke gewidmet, mit Worten, welche Ref. sich nicht enthalten kann hier mitzutheilen:

Deine Saaten gedeih'n; ob Stürme toben und Wetter,
Reift was du liebend gepflegt, von der ewigen Liebe gesegnet.
Aernten darf ich, wo du im Glauben auf Hoffnung gesä't hast;
Sieh, wir beten vereint für derselben Aernte-Gedeihen.
Ewig lieben dich treu die Deinen und Zweifel beschleichet
Keine Seele, ob du auch ihrer in Liebe gedenkest.
Eitler Schimmer zerfällt; das wahre Verdienst ist unsterblich.

Abgesehen von dem Sinnigen, welches in den Anfangsbuchstaben der Strophen liegt, so gereicht die Art, wie Herr D. Böckel seinen Vorgänger ehrt, Beiden zur Ehre. Sehr richtig bemerkt D. B. in der Vorrede: „Unähnlicher kann die Darstellungsweise zweier Prediger kaum seyn, als Dräseke's Art und Kunst und meine Methode;" doch glaubt er, daß sie Beide in der Hauptsache, im Urtheile über das, was gepredigt werden soll, einig wären, und versichert, daß, so hoch die Persönlichkeit seines Vorgängers von den Bewohnern Bremens wäre

wäre geschätzt werden, doch diese Vorliebe der Unbefangenheit des Urtheils über seine eigene Wirksamkeit keinen Eintrag gethan habe. Ref. freut sich des letztern Bekenntnisses, aus welchem hervorgeht, daß doch nicht die Manier es ist, welche die verständigen Zuhörer fesselt und daß der Prediger bei jeder nicht an sich abgeschmackten Manier Aufmerksamkeit finden kann, wenn er das Gemüth der Zuhörer befriedigt. Der große Unterschied aber zwischen Böckel's und Dräseke's Art des Vortrags liegt darin: Böckel gibt das volle Licht, Dräseke schlägt Funken, mitunter mächtige Funken; Böckel spricht in ruhiger, fließender, correcter Rede, Dräseke theilt seine Speise in wunderlich geformten Brocken mit; Böckel sucht für seine Gabe keinen lockenden Schmuck; Dräseke bildert; Böckel sagt das Bekannte mit bekannten Worten, in Dräseke's Munde muß auch das Bekannteste frappant werden; und was man weiter hinzufügen will, wenn man Beide kennt und die Persönlichkeit Beider berücksichtigen kann.

Hr. D. B. theilt uns in dem vorliegenden Bande alle Predigten mit, welche er im vorigen Jahre gehalten hat, an der Zahl 24. Abgesehen von den Vorzügen, durch welche sich alle Predigten des Hrn. Verfs. auszeichnen und welche als bekannt vorausgesetzt werden können, hat die vorliegende Sammlung dadurch etwas besonders Interessantes, daß der Verf. in allen Predigten, die Festpredigten abgerechnet, biblische Sittengemälde vorgetragen hat. Die Personen, welche er schildert, sind: Herodes der Große, Kaiphas, Pilatus, die Gattin des Pilatus, die mit Jesu gekreuzigten Uebelthäter, Thomas, Petrus, Johannes der Evangelist, Johannes der Täufer, Herodes Antipas, der Hof des Herodes Antipas, Nikodemus, der Hauptmann zu Kapernaum, die Pharisäer, die Sadducäer, das kananäische Weib, Nathanael. Man sieht, daß, wenn der Verf. diese Gemälde fortsetzen will, er bloß im neuen

Test.

Test. noch hinreichenden Stoff für ein Jahr finden wird. Für jetzt hat er bloß die Evangelien benutzt und auch diese nur zum Theil; obgleich er hier Manches ausgewählt hat, was vielleicht noch nicht in besondern Predigten behandelt worden ist, z. B. die Gattin des Pilatus, der Hof des Herodes Antipas. Wir wollen bei Diesen Etwas verweilen, um die vorzügliche Gabe, mit welcher der Verf. seine Gemälde anziehend und lehrreich zu machen weiß, anzudeuten.

In der Schilderung der Gattin des Pilatus spricht der Verf. in der Einleitung: „Was ist diese Gattin anders, als eine abergläubige Thörin, die aus Träumen weissagen und die Truggestalten, welche der Schlaf hervorzaubert, zu Göttern machen will, welche über das Treiben und Thun der Wachenden gebieten? als eine Unbescheidene, die nicht zufrieden ist, wenn der Gatte ihren Winken, ihren Forderungen, ihren Launen folgt, die ihm auch zumuthet, auf die Phantasieen zu achten, die ihren Schlummer umgaukeln? als eine Zudringliche, die sich in Sachen mischt, welche ihr fernliegen und sogar auf die Handhabung der Gesetze, auf die Gerechtigkeitspflege, auf die Entscheidung über Leben und Tod eines Verhafteten Einfluß zu gewinnen sucht?" Doch in der Abhandlung selbst, über die Denkungsart der Gattin des Pilatus, rechtfertigt der Verf. dieselbe gegen obige drei Vorwürfe und weiset das Edle in ihrer Handlung nach auf eine geistreiche und anziehende Weise. Was den Aberglauben betrifft, so entschuldigt er sie zunächst damit, daß sie eine Heidin war, erzogen in dem Aberglauben ihres Zeitalters und Volkes, sodann mit der Voraussetzung, daß sie nicht bloß durch den Traum zur Theilnahme an dem Schicksale Jesu möchte bewogen worden seyn, sondern durch vorhergegangene Kenntnißnahme von der schuldlosen Wirksamkeit Jesu; und endlich damit, daß, wenn sie auch von Aberglauben sollte geleitet worden seyn, doch derselbe nicht verderblich ward, wie der religiöse Aberglaube. „Ihr

Aber-

Aberglaube, spricht der Verf., ist nicht der tolle Wahn, der Andersdenkende mit Feuer und Schwerte verfolgt, der Bluturtheile fällt und Scheiterhaufen anzündet. Ihre Vorurtheile sind unschädlich und haben an ihrem Herzen Nichts verdorben; ihr Irrthum reißt sie zu keiner Ungerechtigkeit, zu keiner Härte und Grausamkeit hin; sie will nur warnen, wohlthun, helfen. Nicht mit Bedauern oder Verachtung, nicht mit Unwillen und Abscheu wenden wir uns von der Heidin hinweg; wir können ihr unsere Achtung nicht versagen, wir können es uns nicht verhehlen, daß sie in ihrer Blindheit viele Christen beschämt, die, ungeachtet der hellen Einsicht, zu welcher die Lehre dessen sie führen soll, der das Licht der Welt war, da hassen, lästern und verfolgen, wo ihre Pflicht ist, zu schonen, zu dulden, zu retten." — Gegen den Vorwurf der Unbescheidenheit wird ihre rege Theilnahme an der Sache der Unschuld geltend gemacht, welche um so mehr Achtung verdiene, da der Gegenstand ein Jude war. Und an Statt einer zudringlichen Einmischung wird ihr treue eheliche Liebe, welche den Gatten vor einem ungerechten Schritte bewahren will, zugeschrieben. — Am Schlusse des Vortrags apostrophirt der Verf., um die Anwendung desselben zu erleichtern, zuerst die Frauen und dann die Männer. Zu den Erstern spricht er: „Wohl den Frauen, die ihr gleichen und selbst auf die Gefahr hin, verkannt und falsch beurtheilt zu werden, sich als die treuen Gehilfinnen, als die weisen Rathgeberinnen, als die muthigen Freundinnen ihrer Gatten beweisen und Nichts als zu fern, Nichts als bedenklich, Nichts als schwierig betrachten, was zur Warnung, zur Ermunterung, zur Unterstützung dienen kann. Wohl euch, ihr verständigen und edlen Hausfrauen, die ihr weder durch beschwerliche Launen, noch durch die unempfindliche Kälte, weder durch unmännlichen Wankelmuth, noch durch unbiegsamen Eigensinn ermüdet, nicht aufhöret zu thun, was die Zärtlichkeit euch gebietet, um den Frieden und die Ehre des Hauses zu erhal-

erhalten, die Bildung und Erziehung der Kinder zu fördern und Saamen zu streuen für die Ewigkeit! Euer bescheidenes Wirken, euere geräuschlose Thätigkeit, euere treue Beharrlichkeit in den scheinbar vergeblichen Kämpfen, euere Selbstverleugnung und Demuth, jede stille häusliche Tugend, welche ihr übet, wird dort im reinen, aber unvergänglichen Lichte glänzen, wo nicht die That, nicht der Erfolg gewogen wird, sondern die Gesinnung."

Die Erzählung Matth. 14. von Herodes und Herodias hat der Hr. Verf. in zwei Vorträgen bearbeitet, so daß er im zweiten den Hof des Herodes besonders charakterisirt. Er hat es dabei mit der Herodias, mit deren Tochter und mit den Höflingen zu thun. Sehr ergreifend spricht er über die ächte Weiblichkeit, über fehlerhafte Bildung und Erziehung der Töchter, namentlich über ihre Uebung in den Künsten der Eitelkeit und über die Niedrigkeit feiler Knechte an den Höfen. Nur eine Stelle will Ref. mittheilen, welche die Tochter des Herodias betrifft. „Statt alle Kräfte, mit denen Gott sie ausgerüstet hat, gleichmäßig zu entwickeln, wird die Aufmerksamkeit nur auf das gerichtet, was unterhalten und ergötzen kann; statt den Geist schon früh' zu nähren mit der Himmelsspeise, welche die Offenbarung Gottes in seinem Worte darbot, wird die Sinnlichkeit geweckt und die Eitelkeit und so dem jugendlichen Gemüthe ein schleichendes, aber um so gefährlicheres Gift mitgetheilt. Und wenn noch Etwas von sittlichem Gefühle, von wohlwollenden Regungen, von Schaam und Scheu vor dem Bösen in ihrem Herzen zurückgeblieben war, so mußte der Rath, vielmehr der Befehl der unnatürlichen Mutter: Bitte um das Haupt Johannis, des Täufers! es bis in den Grund verderben. Und ach! Erziehung und Beispiel haben sie schon so weit geführt, daß sie vor der Forderung nicht zurückbebt, daß sie keinen Einwand hat, sogar nicht ein Mal eine Frage, daß sie unbedenklich gehorcht und,

als

als Herodes ihr Begehren erfüllt, das blutige Haupt auf einer Schüssel empfängt und der Mutter überreicht. Wehe über die Tochter! Drei Mal wehe über die Mutter!" —

Wir wenden uns zu den Festpredigten. In einer Neujahrspredigt leitet der Hr. Verf. aus dem Texte: Ps. 73, 23. 24. den Entschluß, uns an Gott zu halten, ab. Als Gründe dieses Entschlusses werden im 1. Theile dem Texte gemäß diese drei angegeben: Die Allmacht, die uns schützt, die Weisheit, die uns regiert, die Liebe, die uns belohnt. Als wichtig wird dieser Entschluß im 2. Theile dargestellt, weil er unterhält die Lust, das Leben zu genießen, die Kraft zum Handeln, den Muth zum Dulden und die Hoffnung am Rande des Grabes. Dieser Vortrag ist einfach und erbaulich. — Der Charfreitagspredigt ist 1. Petr. 2, 21—25 zu Grunde gelegt: sie handelt von der Wichtigkeit des Todes Jesu, weil wir in demselben finden einen überzeugenden Beweis von der Wahrheit seiner Lehre, eine kräftige Bürgschaft für die Lauterkeit seiner Absichten, ein ermunterndes Beispiel zur würdigen Ertragung unverschuldeter Leiden, eine wohlthätige Befreiung von dem Drucke des mosaischen Gesetzes, ein vestes Siegel unserer Begnadigung und ein wirksames Mittel zur Ausbreitung des Evangelii unter den Bewohnern der Erde. Daß der Verf. ein so weitumfassendes Thema gewählt hat, kann sich Ref. bloß daraus erklären, daß derselbe in der ersten Charfreitagspredigt, welche er in Bremen gehalten hat, seine Ansichten über den Tod Jesu vollständig habe aussprechen wollen. Für manche Theile hatte er jedoch viel zu wenig Raum, daher es ihm nicht durchgängig gelungen seyn mag, die Zuhörer von seinem Ansichten zu überzeugen. Ueber das Siegel unserer Begnadigung in dem Kreuzestode Jesu, spricht sich

der Verf. also aus: „Die alte Welt sahe in der gnädigen Annahme der Opfer, welche Büßende darbrachten, einen Beweis der wiedergewonnenen Huld; es ist bekannt, daß die Israeliten vor Christo in derselben Absicht opferten. Wir besitzen eine kräftigere Bürgschaft der Verzeihung, nach der wir uns sehnen und unserer Begnadigung bei Gott, wenn wir nur unsere Sünden bekennen und lassen; der Kreuzestod des Erlösers bietet uns dieß Unterpfand dar; er, unendlich erhaben über die Hohenpriester des alten Bundes, hat sein eigenes Blut zu unserem Heile vergossen, er ist ein für alle Mal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung bewirkt; er hat, wie unser Text sagt, unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holze und durch seine Wunden werden wir heil. Freilich ist uns die unerlaßliche Bedingung gesetzt, daß wir der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben sollen; aber wenn wir diese Bedingung erfüllen, wenn wir der Heiligung nachjagen, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird, dann gehören auch wir zu denen, die geheiligt werden, die er durch Ein Opfer in Ewigkeit vollendet hat.“ Man sieht, wie Wenig der Verf. sagen wollte; daher er sich nur schwankend ausdrücken konnte. — Daß der Kreuzestod Jesu ein wirksames Mittel geworden sei, das Evangelium unter den Bewohnern der Erde auszubreiten, hat der Verf. gar nicht bewiesen, sondern nur so viel, daß dieser Tod die Wirksamkeit Jesu nicht störte und daß seine Auferstehung ihn zu größerer Verherrlichung führte. Wäre Jesus todt geblieben, so war an Ausbreitung des Evangeliums nicht zu denken. Diese ward also nicht durch den Kreuzestod an sich befördert.

In der Osterpredigt wird nach Röm. 6, 4. gezeigt, wie sehr uns die Auferstehung Jesu zu einem tugendhaften Sinne und Wandel ermuntere; denn sie zeigt uns das erhabenste Muster der Tugend,

sie

sie versichert uns von dem höhern Beistande, welcher der Tugend zu Theil wird, sie beruhigt uns über die Kämpfe, in welche die Tugend verwickelt wird, sie weiset uns hin auf die vergeltende Ewigkeit. Gegen die drei letzten Momente ist Nichts zu erinnern. Daß aber Jesus das erhabenste Muster der Tugend war, hat der Verf. zwar bewiesen aus dem Leben Jesu, aber nicht aus seiner Auferstehung; hat also etwas Ungehöriges hieher gezogen. — In der trefflichen und klaren Pfingstpredigt wird nach Ap. Gesch. 4, 19. 20. die edle Begeisterung der Apostel als ein Muster der Nachahmung für uns dargestellt, als eine Begeisterung des Glaubens an das Unsichtbare, des Eifers für die Wahrheit, der Liebe zum Erlöser und zu den Brüdern und der Hoffnung auf die vergeltende Ewigkeit. Von der Begeisterung des Eifers für die Wahrheit hätte wohl für unsere Zeit noch fruchtbarer gesprochen werden können. — In der Bußtagspredigt über Joh. 8, 31. 32. beschäfftigt sich der Verf. in der Einleitung fast zu viel mit der bürgerlichen Freiheit und dem zu weit getriebenen Streben nach derselben; doch spricht er dabei manch kräftiges Wort, z. B.: „Welches Wort ist vieldeutiger und mehr dem Mißbrauche unterworfen! Bald wird eine Frechheit mit diesem Namen bezeichnet, die jede Ordnung unter die Füße treten und die Willkür auf den Thron erheben will; bald ist's ein Schattenbild, vor dem Thoren und Schwärmer sich beugen, die ihre eigenen Wünsche und Pläne nicht verstehen; bald wird Nichts weiter gesucht, als Vernichtung des Bestehenden, verwandelten sich auch die sanften Bande, die man lösen will, unvermerkt in drückende Ketten. Und je weiter der Eine die Freiheit ausdehnt, in deren Besitz und Genusse er das Glück seines Lebens sucht, desto mehr wird der Andere beschränkt und in Verlegenheit gebracht. Die Selbstsucht entreißt Andern

mit Gewalt oder entwindet ihnen mit List, was sie für sich begehrt." In der Abhandlung selbst ist dann die Rede von der sittlichen Freiheit, indem sie empfiehlt eine ernste Rücksprache mit uns selbst, ob wir uns der Freiheit bewußt sind, zu welcher der Erlöser uns führen will; und zwar der Freiheit von der Macht des Irrthumes, von der Herrschaft der Sünde, von banger Besorgniß wegen der Zukunft, von ängstlichen Gefühlen bei dem Gedanken an den Tod. Wenn im 3. Theile gesagt wird: „Der Zuruf des Herrn: Sorget nicht für den andern Morgen! gilt in seiner größten Ausdehnung nicht uns, sondern seinen ersten Boten, die überall auf eine wunderbare Unterstützung und Hilfe rechnen konnten:" so stimmt Ref. zwar dem bei, daß jener Zuruf zunächst die Apostel anging; aber er kann auch in seiner ganzen Ausdehnung auf Diejenigen Anwendung leiden, welche in einer ähnlichen Lage sind, als die Apostel, welche nämlich in einer heiligen Berufsangelegenheit nicht Zeit gewinnen können, für ihre leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, sondern die Befriedigung derselben von Fügungen Gottes, die sie nicht vorher berechnen können, erwarten müssen. Sodann weiß Ref. Nichts von einer wunderbaren Unterstützung, auf welche die Apostel überall rechnen konnten und der Hr. Verf. möchte wohl auch Nichts davon wissen. Jesus verspricht bloß seinen Aposteln, daß Gott für sie sorgen werde, wie für die Vögel unter dem Himmel; auch wurden sie versorgt, wie er selbst versorgt worden war, aber ohne Wunder, da sie an den meisten Orten nach morgenländischer Weise Aufnahme und Verpflegung fanden und von denen, welche sie als göttliche Boten, als Heilige anerkannten, reichlich unterstützt wurden. Warum war also hier auf ein Wunder hingewiesen worden, an welches der Verf. gewiß selbst nicht glaubt? — In der Predigt am 23. Novbr. bespricht der Verf. zweckmäßig Luthers Verdeutschung

der

der Bibel und zeigt 1) daß wir sie zu betrachten haben, als ein aus einem dringenden Bedürfnisse hervorgegangenes, höchst schwieriges, durch unermüdete Anstrengung und wahre Frömmigkeit unter Gottes Beistand (e) vollendetes Werk. In diesem Theile ist der erzählende Ton Etwas zu vorherrschend. Im 2. Theile wird erinnert, wie wir sie, die Verdeutschung, zu gebrauchen haben; wobei aber das Meiste sich auf die Bibel selbst und nicht auf die Verdeutschung derselben bezieht. — In der Weihnachtspredigt über Joh. 1, 9—12. nimmt der Verf. einen zu hohen Anlauf, indem er beginnt: „Wie dem einsamen Wanderer zu Muthe ist, der eine lange, finstere Nacht in einem unwegsamen Walde umherirrte, wo sein Auge vergebens nach einem matten Schimmer sich sehnte, wo sein Ohr Nichts vernahm, als das Toben des Sturmes, unter dessen furchtbarer Gewalt uralte Eichen krachend zur Erde stürzten, und der Raubthiere Geheul und vielleicht den Ruf verdächtiger Stimmen, die ihn besorgt machten für sein Leben — wie ihm zu Muthe ist, wenn endlich der Schleier der Nacht zerreißt und der Wald sich öffnet und der Morgen in Osten aufdämmert und ein gastliches Dach sich zeigt, unter dessen Schutze er sich erholen kann von den Anstrengungen, die seine Kräfte erschöpften: so, gel. Mitchr., muß dem Menschenfreunde zu Muthe seyn, der durch eine Reihe finsterer, grauenvoller Jahrhunderte in der Geschichte unseres Geschlechts, wo sich ihm die menschliche Natur in ihrer tiefsten Erniedrigung und in ihrem höchsten Elende darstellte, an den Denkmälern falscher Größe und bejammernswürdiger Schmach, an den Altären des Aberglaubens und den Gräueln des Unglaubens vorübergewandert ist und endlich, mit sich und der Menschheit beinahe zerfallen, in Bethlehem an der Krippe des neugeborenen Weltheilandes steht." Man wundert sich, wie der Verf. bei seiner Eigenthümlichkeit sich zu einer viel zu weit ausgedehnten Vergleichung,

gleichung, wo viele Züge des Bildes dem zu vergleichenden Gegenstande nicht entsprechen und in welcher so große Uebertreibungen vorkommen und zu einer Etwas jugendlichen Sprache hat verstehen können. Es war diese Partie auszuheben, um die jüngern Prediger aufmerksam zu machen, daß Herr D. Böckel, an dessen Predigten wir so viel Musterhaftes zu rühmen haben, nicht auch dann nachzuahmen sei, wenn er sich ein Mal an einem Feste überschlagen hat. — In dieser Weihnachtspredigt nennt der Verf. die wohlthätigen Aufklärungen, welche wir der Erscheinung des Weltheilandes verdanken, nämlich über Gott, über uns selbst, über die Begebenheiten auf Erden und über die Zukunft, der wir entgegengehen. Man findet hier das Gewöhnliche auf eine würdige Weise ausgesprochen.

Ref. versichert, daß Alle, welche Erbauung suchen, in dieser Sammlung Befriedigung und junge Prediger in derselben viel Belehrung finden werden. Haben ihn auch die Sittengemälde mehr angezogen, als die Festpredigten, so hat er doch in allen Vorträgen den kenntnißreichen und gewandten Redner wiedergefunden. Bisweilen wünschte er weniger Wortreichthum.

Predigten von Karl Wilh. Schulz, Pfarrer(n) zu Weilmünster. Weilburg, bei Lanz. 1834. 362 SS. 8. 1 Thlr.

Der Versicherung des Verfs., daß diese Predigten nicht ohne Erbauung gehört worden sind, ist sehr wohl Glauben zu schenken, denn es läßt sich denselben viel Gutes nachrühmen. Haben sie auch noch Mängel, so sind doch diese von der Art, daß sie einen guten Eindruck auf eine Landgemeinde nicht gehindert haben werden. Herr Sch. bekennt sich zu den Predi-

gern,

gern, welche „in der Religion das Licht eben so sehr lieben, als die Wärme." Er predigt bloß praktisches Christenthum und befaßt sich nicht mit streitigen Dogmen der kirchlichen Theologie. Ob er nicht demungeachtet bisweilen tiefer in den eigenthümlichen Geist des Christenthums hätte eindringen können, wollen wir ihm zu bedenken geben.

Der Verf. hat uns 30 Vorträge mitgetheilt. Einige haben interessante Themata, z. B. in der 8. Predigt: Die Erfahrung, daß die Menschen häufig eher bei ihren bösen, als bei ihren guten Vorsätzen beharren; in der 18. Pr.: Wozu uns der Gedanke verpflichte, daß jeder Mensch ein eigenthümliches Wesen ist (sei); in der 19. Pr.: Daß Gott seine besten Wohlthaten auch am Gleichmäßigsten austheile; in der 22. Pr.: Was haben wir an der Freiheit unserer Gedanken? — Die Disposition ist fast immer einfach und logisch richtig; die Diction nicht eben glänzend und bilderreich, aber klar und der Kanzel angemessen. Manche Partieen hätten kräftiger und ergreifender gegeben werden können. Die Abhandlungen stehen mit dem Texte oft in zu lockerer Verbindung: Manche Predigten haben das Ansehen, als ob sie vor der Wahl des Textes gefertigt worden wären; was nicht zu billigen ist, weil es uns den Verdacht zuziehen könnte, als ob wir mehr uns, als Christum predigen wollten. Texte, welche keine reiche Benutzung zulassen, muß man nicht wählen; z. B. die Worte: „Da aber Jesus ihre Gedanken merkte, antwortete er und sprach zu ihnen: Was denket ihr in eueren Herzen?" welche der eben angezogenen 22. Predigt zu Grunde gelegt sind. — Die Predigten des Verfs. werden ohne Einleitung mit dem Texte, zuweilen mit einem kurzen Gebete eröffnet. In der Form ist nichts Gesuchtes und Manierirtes, was wir dem Verf. zu großem Lobe anrechnen, da wir jetzt so oft mit Producten einer widrigen Ziererei und Charla-

Charlatanerie geplagt werden. Auch haben seine Vorträge eine angemessene Länge.

Daß in denselben noch nicht Alles vom Verf. hinlänglich erwogen worden sei, wird sich aus einigen Beispielen ergeben. Die 1. Predigt behandelt das Geburtsfest Christi als ein frohes Familienfest, weil die häusliche Verbindung durch Christum 1) heiliger, 2) inniger und vester, 3) glücklicher geworden ist. Es ist somit etwas Anderes gegeben, als der Hauptsatz verspricht; denn es ist weder vom Geburtsfeste, noch vom Familienfeste die Rede, sondern von dem wohlthätigen Einflusse der ganzen christlichen Lehre und Anstalt auf unsere häuslichen Verbindungen; nicht Verbindung — wie der Verf. spricht, denn er gedenkt ja der beiden Verbindungen zwischen Gatten und zwischen Aeltern und Kindern; die dritte, zwischen Herrschaft und Dienstboten, welche ebenfalls durch das Christenthum veredelt worden ist, hat er nicht erwähnt. — Wenn es im Anfange dieser Predigt heißt: „So weit die Sonne auf christliche Länder herableuchtet, hat heute ihr erster Strahl frohe Familien, erfreuete Aeltern und glückliche Kinder begrüßt;" so mag dieser Behauptung wohl von manchen armen und unglücklichen Familien widersprochen worden seyn. In der Schilderung des ehelichen Lebens vor Christo fehlt es nicht an Uebertreibungen und Widersprüchen. S. 3 heißt es: „Auch war kaum jemals ein Volk so verwildert und roh, welches nicht die Ehe mit frommen Gebräuchen geweihet (?) und in dem Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern etwas Ehrwürdiges und Unverletzliches erblickt hätte (?). Aber dennoch war die Ansicht von der Heiligkeit des häuslichen Lebens weder in die Gesetzgebung der alten Welt (?), noch auch, und zwar bei Weitem weniger, in das Leben, die Sitte und Denkart der Völker der Vorzeit eingedrungen. Denn, wovon ihr Ueberbleibsel (?) noch jetzt bei allen Menschen, welche Christi Geist nicht haben, bemerken könnet, das war in jenen

Tagen allgemein herrschende Sitte (?)." Da hingegen heißt es S. 6: „In der That haben auch vor Christo bereits eine namhafte Zahl häuslicher Verbindungen bestanden, die noch jetzt als musterhaft vorgestellt werden können und deren bloße Betrachtung das Herz rührt und ergreift." Und S. 7: „Erst Christus hat Geduld, Liebe, Sanftmuth, Demuth, Verträglichkeit und milden Sinn als Tugendpflicht geprediget." Wie läßt sich dieß Alles mit einander vereinigen? — In der 22. Predigt: Was haben wir an der Freiheit unserer Gedanken? zu welcher, wie bereits erinnert worden, ein unpassender Text gewählt ist, fehlt es an Bestimmtheit der Begriffe. Das Meiste, was der Verf. vorbringt, bezieht sich auf die Freiheit des Willens, auf sittliche Freiheit. Was soll nun aber die Freiheit der Gedanken seyn? „Sie besteht darin, spricht der Verf. S. 254, daß über sie kein Mensch uns zur Rechenschaft ziehen (das ist kein Merkmal der Freiheit) und, daß weder Menschengewalt, noch auch die Macht der äußern Eindrücke den Strom unserer Gedanken fesseln kann." So genommen würde diese Freiheit gar kein Gegenstand einer asketischen Betrachtung seyn. Wenn aber der Verf. diese Freiheit mit dem Beispiele der Märtyrer, welche lieber starben, als ihre Ueberzeugung verleugneten, erläutert, so hat er es gar nicht mit der Freiheit der Gedanken, sondern mit der Freiheit des Willens, welcher sich nicht durch Menschen und Umstände binden läßt, zu thun. Auf diese paßt dann auch das Uebrige größten Theils; abgerechnet die zweite Unterabtheilung, welche sagt: in ihr, der Freiheit der Gedanken, gab uns Gott eine Quelle vieler Freuden. Hier ist von den Bildern der Phantasie und der Idee des Uebersinnlichen die Rede, also von einem geistigen Vermögen, welches Gedanken schafft, aber nicht von der Freiheit der Gedanken. Wenn ferner diese Freiheit ein Schutzmittel unserer Tugend und darauf eine gefährliche Gabe genannt wird, die

wir

wir bewachen müssen, so ist damit nichts Anderes gesagt, als: wir sollen vermöge unserer Freiheit das Gute wählen, können aber auch das Böse wählen; warum ist also eine bekannte Sache durch die Darstellung verdunkelt worden? Die letzte Abtheilung aber: jene Freiheit ist ein trüglicher Vorzug, auf den wir uns nicht verlassen dürfen, thut dem ganzen Vortrage Abbruch, denn sie erinnert, daß unsere Gedanken doch oft durch äußere Umstände bestimmt werden, also nicht ganz frei sind. Hat nun der Verf. in dieser Predigt etwas Interessantes sagen wollen, so hat er doch in der Hauptsache nichts Zweckmäßiges gesagt. Und hat man ein Mal in einem Vortrage eine falsche Richtung genommen, so wird auch der Ausdruck Etwas gezwungen und unangemessen. Wir theilen einen Abschnitt aus dem Schlusse dieser Predigt mit: „Wie wird uns seyn, wie wird uns seyn, wenn der Schleier abgezogen wird (waven?), den wir für undurchdringlich hielten; wenn alle Hüllen fallen, unter denen wir unser Herz verborgen wähnten! Wenn nun an das Licht kommt, welche Vorstellungen uns erfüllten, welche Anschläge in uns reiften, von welchen Gedanken wir uns leiten ließen! Wenn das unübersehliche Heer von Gedanken, von dem ersten unschuldigsten an, mit dem unser Geist erwachte, bis zu dem letzten, mit welchem er in die Welt der Vergeltung hinüberging, offenkundig hervortreten und uns verklagen oder entschuldigen wird! Ja, sie werden vor Gott treten (?) und für uns zeugen, die heiligen Gedanken, mit denen unser Geist in seinen bessern Stunden sich beschäfftigte; alle unsere gute und weise Gedanken werden vor Gott treten und als die unserigen sich bekennen (!). Aber mit ihnen werden alle, alle die Gedanken an das Licht treten, die wir nie aus unserer Brust hervorziehen (?), die wir einer ewigen Vergessenheit übergeben möchten rc." Wie breit und tautologisch! — Einer Aerntepredigt ist der Text Jak. 1, 15. „Gott gibt einfältiglich Jeder-

dermann und rücket es Niemandem auf;" zu Grunde gelegt. Diese Worte sind aus dem Zusammenhange gerissen und willkürlich also gedeutet: Gott gibt, um zu geben, ohne unsere Bitten, ohne unsern Dank, ohne unsern Gehorsam zur Bedingung seiner Freigebigkeit zu machen. Der Hauptsatz ist darum unschicklich ausgedrückt, weil er zu sagen scheint: Gott gibt ohne Absicht und Zweck. Und die Bezeichnung der Theile, besonders des dritten, kann leicht mißverstanden werden. Wenn gleich Gott seine Sonne scheinen lässet über Böse und Gute, so kann man doch nicht behaupten, daß er auf unsern Gehorsam keine Rücksicht nehme. Und wie wenig ist dem Mißverständnisse durch die Bemerkung vorgebeugt, daß der Gehorsame sich doch der Gnade und des Wohlgefallens Gottes freue! Was wäre von einer Gnade zu rühmen, die keinen Unterschied zwischen dem Gehorsamen und Ungehorsamen machte? — Auch in der sonst schätzbaren Predigt: Wie sich das Christenthum ins Besondere der Armen im Volke annehme, stößt man auf manchen nicht genug erwogenen Gedanken. S. 290 heißt es: „Ehe Christus erschien und den Armen das Evangelium geprediget wurde, war es ein unerhörter Satz, daß allen Menschen eine unveräußerliche Würde schon deßhalb zukomme, weil sie Menschen seien; war es eine von Niemanden (m) noch aufgestellte Behauptung, daß der eigentliche Werth des Menschen gerade in dem bestehe, was wir Alle besitzen und erwerben können und, damit ich in Einem Zuge das ganze Gemälde einer abscheulichen Menschenverachtung vollende, die Sittenlehrer der erleuchtesten Völker des Alterthums stritten über die Frage, ob man bei der Gefahr eines Schiffbruchs die Waaren in die stürmische See werfen solle oder die Menschen, die Menschen, die man zu Sklaven erniedrigt hatte rc." Die Uebertreibung in dieser Schilderung abgerechnet, so hat der Verf. übersehen, daß sie nicht die Armen als solche, sondern die gekauften Sklaven trifft. Letztere

galten eben deßwegen, weil sie gekauft waren, auch als Waare; und als solche gelten sie auch noch heutiges Tages bei christlichen Völkern, bei welchen der Sklavenhandel geduldet wird.

Durch diese wenigen Bemerkungen wollten wir den Verf. freundlich veranlassen, in seinem rühmlichen Streben, in die Reihe geachteter Kanzelredner einzutreten, wacker zu beharren und der christlichen Welt mit Früchten größerer Vollendung nützlich zu werden.

Die theologischen Streitigkeiten in der protestantischen Kirche, oder die Lehren der Rationalisten und Mystiker unserer Zeit. Für Gebildete jedes Standes und besonders für Volksschullehrer unparteiisch auseinandergesetzt von L. W. Schubert, (jetzt Pastor zu Colba b. Neustadt a. d. O.) Weimar u. Ilmenau b. Voigt. 1835. 183 SS. 8. 16 Gr.

Aus denselben Gründen, aus welchen Hr. Sup. M. Fischer im Anhange zur Fortsetzung der Dinter'schen Bibel als Erbauungsbuch die Ansichten der Rationalisten und Supernaturalisten in der Kürze einander gegenüber stellte, gibt Herr Sch. eine weitläufigere Darstellung der beiden entgegengesetzten Systeme; nämlich um die Ungelehrten, welchen nun ein Mal die Streitigkeiten der Theologen nicht unbekannt geblieben sind, in den Stand zu setzen, die abweichenden Meinungen derselben zu vergleichen und sich selbst für eine Partei zu entscheiden. Zwar fand es der Rec. der Fischer'schen Arbeit in dieser krit. Bibl. nicht gerathen, die Laien in den Streit der Theologen hineinzuziehen; aber, sie sind durch unzählige populäre Schriften längst auf diesen Streit aufmerksam gemacht,

macht, Viele sind durch denselben beunruhigt worden, weil sie nicht wissen, zu welcher Partei sie sich wenden sollen, indem ihnen eine genaue Kenntniß der Gründe, worauf sich jede Partei stützt, abgeht; Viele haben sich von allem christlichen Glauben losgesagt, weil sie von Weitem gehört hatten, daß sich manche Artikel des bisherigen Kirchenglaubens nicht mehr halten ließen, aber nicht davon unterrichtet waren, daß durch die Läuterung des Kirchenglaubens die christliche Wahrheit selbst keinen Abbruch gelitten hat, sondern nur um so vester begründet und um so klarer hervorgehoben worden ist. Wenn den Laien über die Streitigkeiten in der Kirche das Verständniß geöffnet wird, so wird dabei ja nicht an das gemeine Volk gedacht, welches von dergleichen Verhandlungen ohnedieß keine Kenntniß nimmt, sondern an die Gebildeten im Volke, welche Bücher kaufen und lesen. Und vor diesen können wir doch wahrlich unsere theologischen Streitigkeiten nicht mehr zu Geheimlehren machen wollen. Ref. hat also gegen den Zweck der vorliegenden Schrift Nichts einzuwenden. Warum sie aber besonders für Volksschullehrer bestimmt worden ist, sieht er nicht ein. Es kann diesen freilich nicht verwehrt werden, sich auch von dem Stande der theologischen Streitigkeiten zu unterrichten; und Viele, denn nicht Alle pflegen Bücher zu lesen, haben sich unterrichtet. Aber der Volksschullehrer soll nicht glauben, daß er in seiner Schule für eine Partei zu arbeiten habe und nicht etwa seine rationalistische Weisheit auskramen, so wenig der rationalistische Prediger befugt ist, in der Kirche als Verfechter des Rationalismus aufzutreten. Beide sollen von allen theologischen Streitigkeiten wegsehen und ihre Schüler und Zuhörer so viel möglich in das einfache, praktische Christenthum einführen. Der Verf. hätte also wohlgethan, wenn er die Schullehrer, die er durch seine Schrift zur Prüfung der theologischen Systeme aufforderte, in der Vorrede ernstlich erinnert hätte, daß nicht jede Sache der eigenen Erkennt-

kenntniß auch Sache des Vortrags in Kirche und Schule sei, um dem Uebelstande zu wehren, welchen bisweilen der Dünkel halbgelehrter Menschen erzeugt.

Der Verf. hat die Systeme der Rationalisten und Supernaturalisten in ihrem schroffen Gegensatze dargestellt, ohne auf die verschiedenen Modificationen Rücksicht zu nehmen, durch welche beide Parteien sich einander nähern; wie es gedachter Fischer am angezeigten Orte auch gethan hat. Ref. kann auch auf die Zwischenparteien kein Gewicht legen; es muß ihnen durchaus an Consequenz fehlen. Die Anhänger der Gefühlsreligion haben sich nicht mit dem Rationalismus versöhnen wollen, weil sie demselben Schuld gaben, daß nach ihm nur der kalte Verstand die Religion zu bearbeiten habe. Aber das ist ein Irrthum. Der Rationalismus gebraucht den Verstand nur dazu, das Gegebene in Begriffe zu fassen, läßt übrigens dem Gefühle da, wohin es gehört, volles Recht und freien Spielraum. Den Buchstaben richtet er; aber dem Geiste wehrt er nicht. Wer wäre also nicht Rationalist, sobald er dem consequenten Supernaturalismus entsagt hat? Die Zeit, in welcher die protestantischen Theologen an dem Supernaturalismus auszubessern anfingen, ist vorüber; mit scholastischem Flickwerke ist's nicht mehr gethan. Deshalb kann Ref. es nur billigen, daß der Verf. nur die Wahl zwischen Einem von jenen beiden Systemen gelassen hat. Den Rationalismus findet er ausgeprägt in Wegscheider's Dogmatik und in den Briefen über den Rationalismus; den Supernaturalismus in der evangelischen Kirchenzeitung. Wenn er auf dem Titel die Supernaturalisten Mystiker nennt, so geschieht das nur, weil das letztere Wort jetzt in Aller Munde ist; obgleich nicht alle Supernaturalisten Mystiker sind.

An der Anordnung der vorliegenden Schrift möchte Ref. das tadeln, daß der Verf. die beiden entgegengesetzten Systeme nicht nebeneinander, sondern hintereinander aufstellt und zwar

zuerst

zuerst das rationalistische. Eines Theils mußte das Wiederholungen herbeiführen und andern Theils wird für den Ungelehrten die Vergleichung erschwert. Findet derselbe den Rationalismus consequent und dann den Supernaturalismus gleichfalls, so bleibt er ungewiß, was er vorziehen soll, weil er sich bei dem Einen nicht des Uebergewichtes des Andern deutlich bewußt wird. Warum sind nicht bei jedem einzelnen Lehrsatze beiderlei Ansichten mit einander verglichen worden? — Daß der Vortrag des Verfs. ruhig, leidenschaftlos, klar und bestimmt ist, gereicht seiner Schrift zur Empfehlung. Und der Inhalt zeugt von Einsicht und Sachkenntniß. Daher wird sie allen Denen, welche sich von dem Stande der Dinge in der theologischen Welt unterrichten wollen, gute Dienste leisten können. Uebrigens berühren die Streitigkeiten, von welchen die Rede ist, nicht bloß die *protestantische* Kirche, welche auf dem Titel genannt ist, sondern überhaupt die christliche Kirche. Denn auch unter den Katholiken gibt es Freunde des Rationalismus genug; wenn er auch noch sehr wenig in die griechische Kirche gedrungen ist.

Beide Parteien, deren System der Verf. vorgetragen hat, werden ihm zugestehen müssen, daß er sie mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt habe und nicht zwischen ihnen habe entscheiden wollen. Er selbst mag sich wohl zum Rationalismus bekennen; denn einem Supernaturalisten ist es nicht gegeben, mit Ruhe und ohne Verketzerungssucht von der entgegengesetzten Partei zu sprechen. Haben doch mehrere Supernaturalisten sich nicht gescheuet, öffentlich zu bekennen, sie dürften nicht tolerant seyn; durch welches Bekenntniß sie sich einen Freibrief zu allen zelotischen Schmähungen sichern wollten. Gleichwohl ist vom Verf. das supernaturalistische System mit allen den Gründen, welche dessen Anhänger haben ausfindig machen können, gestützt worden. — Da der Rationalismus sich von dem Supernaturalismus ihm *gegenüber* besonders

durch

durch seine Negationen unterscheidet, so wäre es angemessener gewesen, wenn der Verf. das letztere System zuerst aufgestellt hätte und die Opposition des erstern zuletzt. Ist der Rationalismus eine Läuterung und Reinigung des Supernaturalismus, so mußte doch zuerst von dem geredet werden, was geläutert werden soll. . . . .

Die Rubriken, unter welchen von beiden Systemen gesprochen wird, sind nicht einander correspondirend; und doch hätte das der Fall seyn können und zur leichtern Uebersicht sollen. Der 1. Abschnitt handelt von Entstehung und Begriff des Rationalismus, von der Offenbarung, der Person Jesu, den Lehren Jesu, den Wundern, den Aposteln, den Lehren der Apostel und schließt mit der Widerlegung einiger dem christlichen Rationalismus gemachten Vorwürfe. Der 2. Abschnitt spricht, nach einer Einleitung über die Richtigkeit des Vernunftchristenthums, von der Lehre der Evangelischen in Betreff der Erbsünde, der Dreieinigkeit, der Person Christi, der Erlösung, der Wiedergeburt, der Gnadenmittel, der letzten Dinge, der Kirche. Deßwegen, weil nun die Darstellung beider Systeme getrennt vorgetragen worden, findet sich auf Manches, was von dem einen Systeme dem andern zum Vorwurfe gemacht wird, in dem andern keine Antwort und Rechtfertigung, so daß der unkundige Leser sich bisweilen von Hülfe verlassen sehen wird.

In dem ersten Abschnitte geht der Verf. von der Bemerkung aus, daß schon die heidnischen Gelehrten geläuterte Religionsbegriffe hatten, da hingegen die Christen in den Zeiten, als die Wissenschaften vernachlässigt wurden, in großen Aberglauben verfielen und spricht S. 18: „Aus den bisherigen Andeutungen ergibt sich Folgendes: der rohe und unaufgeklärte Mensch läßt sich, auch wenn er die Bibel kennt und in der Hand hat, doch sehr leicht zu thörigtem Aberglauben verleiten, während der gebildete Menschengeist nicht nur über Religions-

wahr-

wahrheiten gewöhnlich treffend urtheilt, sondern auch durch bloßes eigenes Nachdenken die hauptsächlichsten Glaubens- und Sittenlehren auffinden kann. Es wurde demnach der Seele jedes Sterblichen von der Natur ein Vermögen verliehen, das bei gehöriger Entwickelung uns über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen belehren kann und die Ideeen von der Gottheit, von der wahren Verehrung desselben, von Tugend und Unsterblichkeit, wenigstens im Keime, in sich trägt." Nicht genug damit, setzt Ref. hinzu. Zu keiner Zeit haben die Philosophen in einer Offenbarung ihre volle Befriedigung gefunden und auch heut zu Tage suchen sie die Wahrheit unabhängig von einer Offenbarung, wenn auch Manche das, was sie gefunden zu haben glauben, mit der von ihrem Volke anerkannten Offenbarung so viel als möglich zu vereinigen suchen. Wäre nun die Vernunft so blind, als die Hyperorthodoxen meinen, so würden doch endlich die Gelehrten davon abstehen, immer noch auf neuem Wege die Wahrheit zu suchen und müßten sich mit dem, was als Offenbarung gilt, begnügen lassen. Aber der denkende Mensch kann nun ein Mal Nichts glauben, ohne sich der Gründe bewußt zu seyn. Die Offenbarung gibt aber nur Behauptungen, ohne sie zu begründen. Die Begründung bleibt der Vernunft des Menschen überlassen; es muß ihr daher auch freistehen, zu verwerfen, was sie nicht begründen kann. Das ist das Recht, welches die Rationalisten in Anspruch nehmen. — Daß nun die Vernunft auch bei der christlichen Offenbarung ein großes Geschäfft habe, beweiset der Verf. im Namen der Rationalisten daraus, daß weder Christus noch seine Apostel ein bestimmtes Glaubensbekenntniß vorgeschrieben haben; daß die Bibel zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Zwecken geschrieben worden; daß mehrere Stellen der Bibel einander geradezu widersprechen, wovon mehrere Beispiele angeführt werden, selbst in den Reden Jesu; daß manche Vorstellungen der biblischen Schriftsteller durch die erweiterte

Wissenschaft widerlegt sind. — Wir übergehen, was der Verf. den Rationalisten über die Bibel, über die Person Christi, welchem auch als bloßem Menschen das größte Verdienst zuzuschreiben ist, sagen läßt, da es nur eine deutliche und verständige Wiederholung des auch von Andern Vorgetragenen ist. S. 68 u. f. stellt er ein rationalistisches Glaubensbekenntniß auf, welches mit Röhr's Grund- und Glaubenssätzen übereinstimmt. — Den Wundern wird aus bekannten Gründen die Beweiskraft abgesprochen. — Daß die Lehre von der Versöhnung durch den Kreuzestod Jesu in den Schriften der Apostel enthalten sei, wird nicht abgeleugnet, wie es auch nach allen Versuchen, die Stellen, in welchen sie ausgesprochen wird, anders zu deuten, nicht geleugnet werden kann. Doch, meint der Verf., sei diese Lehre sehr schwankend und mit manchen Widersprüchen vorgetragen worden; den Reformatoren habe sie aber gegen die Katholiken treffliche Dienste gethan, weßwegen sie auch, so wie die Lehre von der Erbsünde, von Luther in aller Härte aufgenommen worden sei.

Im 2. Abschnitte nimmt nun der Supernaturalist das Wort und weiset zuvörderst darauf hin, daß die Vernunft nichts Kluges hervorgebracht habe, die Vernunftreligion Nichts sei als eine Seifenblase, die für den ersten Augenblick schön glänzt, aber gar bald in Nichts sich auflöset; daß die Juden Jesum gekreuzigt hätten aus Vertrauen zu ihrer Vernunft, in allen Jahrhunderten Spötter der Religion aufgetreten wären aus derselben Ursache; daß die Philosophen immer noch ihre Vernunft gebrauchten, aber heute verwerfen, was sie gestern behauptet haben u. s. w. Das letztere Argument hat in den Augen der Supernaturalisten vorzügliches Gewicht und ist daher von den Rationalisten besonders zu berücksichtigen. Weil nun aber in dem 2. Abschnitte bloß der Supernaturalist das Wort hat, so fehlt die Antwort des Rationalisten, welche nicht außen geblieben seyn würde, wenn beide Systeme in Verbin-

dung

lung abgehandelt worden wären. Denn, daß die Philosophen nicht einstimmig sind und immer auf neuen Wegen die Wahrheit suchen, beweiset eben die Kraft der Vernunft, welche immer tiefer in die Wahrheit eindringen will und auf der andern Seite die Unzulänglichkeit der Offenbarung, um alle Fragen der Vernunft zu beantworten. — Da die Lehre von der Erbsünde der Grund und Boden des supernaturalistischen Systems ist, so hat es der Verf. nicht fehlen lassen, den Supernaturalisten über diese Lehre vollständig abzuhören. Aber auch hier ist zu bedauern, daß der Rationalist nicht mehr bei der Hand war; wie auch bei den folgenden Capiteln von der Person Christi, von der Erlösung u. s. w.

In den Schlußbemerkungen zeigt der Verf., daß, so weit auch jene beiden Parteien von einander abstünden, sie doch in der Anbetung des höchsten Wesens, in der Verehrung Jesu als eines Führers zur Wahrheit, in ihren moralischen Begriffen und in der Hoffnung eines ewigen Lebens übereinstimmten, beide daher zur christlichen Kirche gehörten; daß Uneinigkeit in Rücksicht auf die übrigen Dogmen von Jeher in der Christenheit Statt gefunden habe, ohne daß die Wahrheit deßwegen untergegangen sei; daß das Volk sich nicht in die Streitigkeiten der Theologen mischen dürfe, daher es sehr unklug sei, an dasselbe zu appelliren; daß aber der guten Sache Nichts mehr schade, als wenn die weltliche Macht bei gelehrten Streitigkeiten eingreifen will. So wenig der Verf. zwischen den beiden Parteien entscheiden will, so deutet er doch an, wie aus der Art des Kampfes sich abnehmen lasse, auf welcher Seite das Unrecht sei, indem er die Anekdote von dem Schuhmacher zu Leyden erzählt, welcher den öffentlichen lateinischen Disputationen beiwohnte, ohne ein Wort zu verstehen und versicherte, er bemerke alle Mal, wer Unrecht habe; denn wer zornig sich erbose und heftig werde, dem fehle es an Gründen. Er setzt hinzu: „Diesen Prüfstein können wir bei der Entscheidung

über die Lehren des Vernunft- und des Offenbarungsglaubens anwenden. Die Partei, welche am Heftigsten ihre Gegner verunglimpft und lästert, am Meisten die Mitwelt gegen sie aufzubringen trachtet und ihnen das meiste Böse nachsazt; die Partei, welche am Heftigsten Schimpfworte, Grobheiten und bittere Witzeleien zu Hilfe nimmt und nicht einzig durch wohldurchdachte Gründe das Feld zu behaupten strebt, ist gewiß von der Wahrheit am Weitesten entfernt."

Ref. erlaubt sich auch eine Schlußbemerkung zu dieser Anzeige. Die Supernaturalisten freueten sich in neuerer Zeit der Stütze, welche sie in der neuesten Philosophie gefunden zu haben glaubten. Hegel schien ihr ganzes System sublimirt und verherrlicht zu haben; und die Gefühls-Theologen fanden alle morgenländische Bilderchen recht anmuthig und ergötzlich. Da erhoben die Supernaturalisten ihr Haupt und stimmten den Triumphgesang an: Der Rationalismus ist begraben! Aber o weh! Hegel hat einen üblen Geruch hinter sich gelassen, nachdem es ans Licht gekommen ist, daß durch seine Philosophie die persönliche Fortdauer des Menschen widerlegt sei. So ist die eine Stütze jämmerlich zerbrochen. Denn entweder: die Supernaturalisten glauben nicht an die Unsterblichkeit und dann sind sie keine Christen: oder sie dürfen nicht mehr Hegelianer seyn und müssen bekennen, daß sie sich haben hinter's Licht führen lassen. Was die Gefühlstheologen betrifft, so hat man ihnen, nachdem eins ihrer Häupter gefallen, auch viel Böses nachgesagt und zwar nicht ohne tüchtige Beweisführung; sie werden auch aus der Mode kommen. Ref. hat schon vor längerer Zeit den Zionswächtern zugerufen: Wenn der Wind umschlägt, so seid ihr verloren! Sie mögen sich nun vorsehen. —

An-

Andeutungen aus dem Gebiete der geistlichen Beredtsamkeit von D. Johann Karl Wilhelm Alt, erstem Prediger an der Petri-Pauli-Kirche zu Eisleben. Zweites Heft. XIV u. 95 SS. Leipzig, 1835. Bei Joh. Ambrosius Barth. 16 Gr.

Der Verf. fährt fort, in der von ihm beliebten, von uns Bd. 15. Hft. 4. dieser Blätter bezeichneten, Weise seine homiletischen Andeutungen zu geben. Der erste Abschnitt hat die Ueberschrift: Wodurch die Kanzelsprache entweiht wird. Man könne, meint der Verf., wohl ein Wörterbuch der Ausdrücke und Redensarten geben, welche der Kanzel unwürdig wären, eine Art Antibarbarus sacer, der dieselben in alphabetischer Ordnung enthielte. Er wolle indessen nur die Grundsätze aussprechen und die Rubriken geben, nach welchen dann ein Jeder selbst zu wählen und zu verwerfen habe. Als die Kanzelsprache entweihend werden demnach zunächst alle jene Ausdrücke von ihm bezeichnet, welche der Leidenschaftlichkeit ihren Ursprung verdanken; also a. alle Schimpfwörter; b. solche Bezeichnungen, denen der Begriff des Verächtlichen anhangt; c. solche, die als Ausdrücke des Spottes von dem Volke gebraucht werden. Die zweite Hauptrubrik der proscribirten bilden die Ausdrücke, Redensarten, Bilder und Vergleichungen, die in einer gemeinen, niedrigen Auffassung des Lebens ihren Grund haben, als da ist a. das Plumpe, b. das den Begriff des Unsaubern Involvirende und c. jene Ausdrücke, welche das Sinnliche zu stark hervorheben. Aus der letzten Classe nennt der Verf. Busen, Schooß, Kuß, Brüste, Arme der Liebe. Selbst Inbrunst ist ihm anstößig. Da wo er von den Schimpfwörtern redet, erwähnt er, als einer ergiebigen

Fund-

Fundgrube, der Streithomilieen aus dem Reformationzeitalter. Aber auch in unsern Tagen seien ihm Schimpfwörter in den Predigten Derer begegnet, welche „die Kraft der Rede in der Grobheit, die Begeisterung in der Rücksichtslosigkeit, die Verständlichkeit in der Gemeinheit, die Einfalt in der Plumpheit, die Wahrhaftigkeit in der Ungezogenheit suchten.“ Krummacher mit seinen Baalspfaffen und todten Popanzen wird hier genannt. Und wenn in einer Jubelpredigt von 1830 erzählt wird, wie ein Katholik den Untergang der evangelischen Kirche gewünscht und sie dabei „die junge Canaille“ genannt habe: so setzt der Verf. mit Recht hinzu: „in der That nur ein Claus Harms vermag so Etwas über sich. Warum nun aber, diesen gegenüber, der N...... in B..... nicht ausgeschrieben ist, dessen zwei Bände Predigten der Verf. dem Freunde empfiehlt, ihm denselben als einen „Meister in der Geschicklichkeit bezeichnend, statt des gemeineren Wortes das edlere zu wählen und dennoch Nichts an Schärfe der Kraft und genauer Zeichnung verlorengehen zu lassen,“ können wir in der That nicht begreifen. Wir wiederholen unsere frühere Anklage der Unzweckmäßigkeit und können die Verantwortung des Verfs. in der Vorrede zu diesem Hefte, „daß er eben nur Andeutungen habe schreiben wollen,“ weder für witzig, was sie vielleicht seyn soll, noch für ausreichend erkennen. Und wenn er, wie im vorliegenden Falle, die Namen Derer nennt, an welchen man lernen könne, wie es nicht zu machen sei; sollte ihm ein vernünftiger Grund zur Seite stehen, die Muster zu verdecken, sie allenfalls dem Manne der Wissenschaft kenntlich zu machen, die Unerfahrenen aber und Anfänger, als für welche sein Buch jeden Falls am Lehrreichsten seyn dürfte, darüber im Dunkeln zu lassen, wen er denn eigentlich gemeint habe? Noch bemerken wir, daß der Verf. in diesem Abschnitte: von der Entweihung der Kanzelsprache, es, sonderbarer Weise, selbst mit der Sprache

wenig-

wenigstens nicht genau genommen hat. „So sehen wir ein neues Recht, ihn als entweihend zu verurtheilen.“ Soll wohl heißen: einen neuen Grund, oder auch einen neuen Grund zu dem Rechte. „Fragen wir nach dem Ziele, welches die geistliche Beredtsamkeit verfolgt, dieß, nämlich Belehrung aus dem Gebiete des geistlichen Lebens, Weckung religiöser Gefühle und Ideeen, Entwickelung sittlicher Keime, Anregung eines gottesfindlichen Sinnes und Wandels, zu erreichen, bedurften wir alles Dessen nicht, was den Charakter der Leidenschaftlichkeit an sich trägt.“ — „Ich denke, der ganze Schatz, den Sie zusammengetragen haben, ist nicht nöthig auszupacken und in Buchstabenfolge vor dem homiletischen Deutschlande aufzustellen.“ — „Das Element der Leidenschaftlichkeit erinnert an eine Störung der Eintracht, in welcher des Redners gesammte geistige Kräfte und Thätigkeit sich befinden sollen, an seinen Beruf mit der Welt, mit welcher er doch durch höhere Erwägungen in Frieden versöhnt seyn soll.“ — Diese vier Sätze finden sich auf den ersten drei Seiten. Wenn wir auch den „Beruf mit der Welt,“ der gar keinen Sinn gibt, für einen Druckfehler nehmen und ihn in einen „Bruch mit der Welt,“ oder in ein ähnliches Wort dem Verf. zu Gunsten verwandeln; so sind doch die übrigen Stellen so sprachlich unvollkommen, so undeutlich und räthselhaft, daß man entweder an eine Nachlässigkeit des Schreibers, oder, wenn ihrer Form eine Absicht unterlag, an keine andere denken kann, als an die, der Verf. habe eben auch hier nur Andeutungen schreiben wollen. — Ueber den Gebrauch des Gebetes zu Anfange und zu Ende der geistlichen Rede. Gibt das Bekannte und spricht nur Freiheit an. Am Interessantesten ist der Gedanke S. 29: „Was meinen Sie, wenn man ein Mal die Predigt ohne allen Vorderansatz, ohne Gebet, ohne Segenswunsch, ohne Spruch anfinge? Es könne Fälle geben, wo solcher Anfang nicht nur nicht unnatürlich, sondern von der Natur

Natur der Sache sogar gefordert und thunlich sei. Indessen dürften sich gegen das Verfahren des Strafpredigers S. 30, der gleich mit dem Texte: Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel u. s. w. begann, doch gegründete Einwendungen machen lassen, um so mehr, als der Verf. sagt, daß ein Apostelgruß dem Zorne des Redners nicht würde Raum gelassen haben. Er selbst hatte ja alle Leidenschaftlichkeit auf der Kanzel mit Recht als verwerflich schon im ersten Abschnitte bezeichnet. — Dritter Abschnitt: Ob am Schlusse der Predigt eine Wiederholung der Haupttheile angebracht werden müsse. Zur Basis seiner Andeutungen darüber nahm der Verf. die einseitige Behauptung eines Recensenten seiner Predigten, daß „der Schluß jedes Mal eine Recapitulation der Haupttheile seyn müsse." Dadurch ward es ihm leicht gemacht, das Gegentheil herauszustellen und darzuthun, daß die Predigt auch ohne Recapitulation der Haupttheile zum Schlusse gebracht werden könne. Je einseitiger aber die angeführte Behauptung des Recensenten jedem Unbefangenen sogleich erscheinen mußte, um so weniger bedurfte sie auch der ausführlichen Widerlegung. Und da mehr nur der getadelte Verf. als das homiletische Recht überhaupt durch jenen Recensentenspruch verletzt oder gefährdet war: so ermangelt der ganze Abschnitt auch des allgemeineren Interesse. Er schützt den Verfasser und gibt dem Leser nur das, was sich von selbst versteht. Allein, es ist dem Ersteren leider dabei noch etwas Schlimmeres begegnet. Durch ein Wort, das er S. 47 seinem Recensenten nachspricht: „eine Predigt ohne Schluß gleiche einem i, auf dem der Punct fehle," ward uns selbst jene Recension erinnerlich. Wir schlugen nach, fanden sie im sechsten Hefte des zehnten Bandes dieser Blätter und schämten uns im Voraus, daß hier dem Verf. so viel Blöße gegeben und eine so einseitige Regel zum allgemeinen Gesetze im Reiche der

Homi-

Homiletik erhoben worden sei. Nun aber, da wir die Recension mit Sorgfalt nachgelesen haben, kommt die Reihe zu erröthen an ihn selbst. Er hat nicht treu referirt. Die fragliche Stelle lautet wörtlich so: „Im Allgemeinen bemerken wir über die Predigten des Verfs. nur noch, daß sie fast alle eines eigentlichen Schlusses ermangeln. Es scheint Maxime des Verfs. zu seyn, ohne Recapitulation, oder Consummation, oder Erhebung der Rede zum Allgemeinen, bloß mit dem Gedanken des letzten Theils sein Amen zu verkündigen. Nach unserem Gefühle aber fehlt so gearbeiteten Predigten eben der Schluß. Er ist uns, um aus der Dorfschule zu reden, gleichsam das Pünctchen auf dem i. Ohne Punct ist dasselbe nicht ganz Das, was es seyn soll." Wollen wir dem Verf. selbst zugeben, daß es einzelne Ausnahmen von der hier aufgestellten Regel geben könne, wie es deren bei allen Regeln gibt, ohne daß die Regel darum selbst aufgehoben würde; wollen wir es ihm sogar nicht verargen, wenn er sich über das Pünctchen auf dem i ein Wenig geärgert und in den Worten des Recensenten vielleicht gar eine Andeutung gefunden hat, daß das omne tulit punctum bei ihm nicht immer gefunden werde: das können wir ihm nimmer recht sprechen, daß er, sich selbst einen Gegner zu leichter Bekämpfung schaffend, das Urtheil des Recensenten unvollständig gab, einzig und allein die Recapitulation urgirte, die übrigen Schlußarten aber ignorirte und so das Citat, sich zu Gunsten, verfälschte. Wir glaubten die Rügen, wie der Ehre unserer Blätter, so der literarischen Gewissenhaftigkeit überhaupt schuldig zu seyn. Ueber den Gebrauch der geistlichen Dichtkunst in der geistlichen Rede. Der Verf. kommt hier auch auf die nichtgeistliche Poesie zu reden und verwirft ihren Gebrauch in der Predigt. Man könnte sagen, der Theil liege nicht in seinem Thema, das nur vom Gebrauche oder Nichtgebrauche der geistlichen Dichtkunst redet. Da er

er aber einmal auch jenen Punct zur Sprache brachte, so hätte er ihn nur auch gründlicher besprechen sollen. So entschieden, als der Verf. meint, ist das Urtheil der Verwerfung in der homiletischen Welt noch nicht. Denn daß man ernst-moralische, tiefreligiöse, also in Wahrheit geistliche Sprüche auch bei profanen Dichtern finde, wird der Verf. nicht in Abrede stellen wollen. Und die Anwendung solcher in der geistlichen Rede würde immer einigen Grund für sich haben. Aber gesetzt auch sein Procul wäre hier ein constatirtes: so möchte dagegen eine andere Aeußerung S. 49 leicht mißverstanden und, bei der Vorliebe junger Männer für poetische Prosa, gemißbraucht werden können. Er sagt: „Wir steigen bisweilen bei dem Niederschreiben der Predigt mit unserer Begeisterung in eine solche ätherische Höhe, in welcher die ganze Prosa aus ist, Alles Poesie wird, die ganze Darstellung diesen Schwung nimmt, der poetische Rhythmus auch sich einstellt, wir in Jamben oder Trochäen sprechen, ohne daß wir es wollen, auch ein Gleichklang ertönt, in welchen ein neuer Liebreiz über die Zeilen sich ergießt. Das möchte ich sagen, ist die natürlichste Anwendung der Poesie in der heiligen Rede." Wir halten diese gerade für unnatürlich, finden das in Jamben Reden selbst durch das vom Verf. angeführte Beispiel eines Tzschirner nicht gerechtfertigt und können unsere jugendlich aufstrebenden Homileten nicht ernstlich genug vor einer Verirrung warnen, deren Ergebniß Einer unserer besten Stylisten mit dem Namen der „toll gewordenen Prosa" treffend genug bezeichnete. Noch mußten wir uns wundern, daß der Verf. den Mann, den er „den Vater der neueren deutschen Kanzelberedtsamkeit" mit Recht nennt, gleichwohl mit Unrecht: Reinhardt, schreibt. — Ueber die gebräuchlichen Anreden in der geistlichen Rede. Zeit, Art, Personen, Sache müßten berücksichtigt werden. Man werde wohl überall bei einigem Nachdenken das Schickliche finden. Aber eben

eben das Nachdenken empfiehlt der Verfasser. Kleinigkeiten! werde man antworten. „Aber die Kleinigkeiten zusammen machen Großes und ein Kunstwerk, das an mehrern kleinen Mängeln leidet, leidet am Ende an einer großen Entstellung.“ Mit gleichem Rechte erklärt sich der Verf. gegen die Unsitte, wie sie jetzt mitunter vorkomme, die Zuhörer Sie zu nennen. Wenn er aber sagt, nur in der Rede, etwa bei Taufen oder Beichthandlungen, vor Versammlungen, die an das Sie gewöhnt wären, sei es an seinem Orte, nie aber in der Predigt: so ist das doch wohl zu unbedingt gesprochen und daß z. B. in Landtagspredigten die Stände, da wo ihnen das Wort besonders gilt, auch mit dem ihnen zukommenden Prädicate angeredet werden, würde der Verf. selbst schicklich finden, so wie es den Gebrauch unserer namhaftesten Landtagsprediger für sich hat. — In dem Abschnitte über Benutzung des Textes bei der Ausführung des Thema's, hätten die Predigten, welche nicht gerade Alles im Texte auffassen und es, wie der Verf. sagt, bis zu einer „Ausschöpfung des heiligen Brünleins“ bringen, aber doch keinen Theil in sich fassen, den sie nicht aus dem Texte entnommen hätten, wohl eine bestimmtere Herausstellung verdient. Denn den Text, wie der Verf. es nimmt, erschöpfen und alle Theile einer Predigt aus dem Texte belegen, ist jeden Falls Zweierlei und wo das Eine nicht möglich ist, hätte wenigstens das Andere nachdrücklicher empfohlen werden sollen. Den Anfängern freilich wird die leichtere Text-Berücksichtigung, welcher der Verf. in der Weise das Wort redet, daß es genüge, wenn nur das Thema richtig im Texte liege, willkommen seyn. Seine Behauptung aber, daß mit dem Thema zugleich auch alle Theile von selbst schon im Texte lägen, ist mehr dialektisch als überzeugend aufgestellt. — Den Beschluß machen einige Worte über Benutzung von Ereignissen der Gegenwart in der Predigt. Er schärft das cum delectu und ne quid

nimis

nimis ein, warnt die Zeitungsprediger und schildert treffend eine Verirrung früherer Zeit, wenn er sagt: „mich hat der Napoleon in Predigten manchmal schwer geärgert, nachdem er im Leben weder mich noch Jemand anders mehr ärgern konnte.“ —

Trotz unserer Ausstellungen empfehlen wir die Schrift als vielfach anregend und zum Nachdenken leitend. Im Ganzen sind die Ansichten gesund, die Regeln praktisch, die Bemerkungen treffend. Daß wir es im Einzelnen streng nahmen? Der Verf. hat uns durch die Art, wie Er gegen seine Recensenten zu Werke geht, darzu verpflichtet. Wir meinen aber nicht allein den obigen Proceß über den Schluß. Auch in der Vorrede spricht sich, wenn gleich fein, doch ein starkes Selbstgefühl aus. Er lobt alle seine Recensenten, er dankt ihnen allen; allein er läßt auch nicht Einem Recht. Es gibt eine Kunst zu recensiren; aber es gibt auch eine, sich recensiren zu lassen. Die erstere hat der Verf. als ehemaliger Mitherausgeber einer homiletisch-kritischen Zeitschrift bewiesen; den Beweis für die zweite ist er bis jetzt noch schuldig geblieben.

Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums von Karl Wilhelm Fäsi, Diakon. an der St. Peterskirche in Zürich. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1835. XI u. 445 SS. in gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben es hier mit einem gediegenen Manne aus der älteren Schule, namentlich, wie uns dünkt, der Reinhardschen zu thun. Daran erinnert der Ernst, der durch das Ganze waltet, die gründliche, umfassende Disposition, die fleißige Durcharbeitung und eine Diction, die, wo nur immer möglich,

zum

zum Rhetorischen sich erhebt. Daß dabei ein wenig Steifheit der Form mitunterläuft, daß die Illusion der Originalität nicht ganz ungeschwächt vorhanden ist, daß überhaupt die Predigten nach Form und Inhalte, im guten Kampfe gegen den Fürsten dieser Welt, das Caliber des schweren Geschützes haben und darum in dieser unserer leichten Zeit nicht eben Jedermann's Sache seyn werden, das wollen wir allerdings nicht in Abrede stellen, um so weniger, als jene Merkmale eben charakteristisch und, wenn überall ein Vorwurf, ein Vorwurf der Muster sind, nach welchen sich der Verf. gebildet zu haben scheint. In der Vorrede, die von wissenschaftlicher Bekanntschaft mit den neuen bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur zeugt und welcher Werke wie Rust's Philosophie und Christenthum, Ammons Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion und andere, nicht fremd sind, spricht sich der Verf. über seine homiletische Weise dahin aus, daß, neben der Vorliebe für die historische Predigt, ihm auch das eigentlich praktische Moment in der heiligen Rede das ganz Unerläßliche und er darauf gefaßt sei, daß eine gewisse Partei seine Vorträge mit dem, in ihrem Munde nicht eben lobenden, Namen Moralpredigten bezeichnen werde. So sei es der vor zwanzig Jahren von ihm herausgegebenen Sammlung gegangen, so werde es der vorliegenden gehen. Allein sittliche Religiosität und religiöse Sittlichkeit nach den Grundsätzen des reinen Evangeliums zu fördern, sei hier wie dort sein Bestreben gewesen und noch zur Stunde stehe in ihm die Ueberzeugung vest, daß auf der Kanzel auch das Dogmatische durchaus nur nach seinem Zusammenhange mit den Bedürfnissen des nach Freudigkeit im Glauben und Kraft zum Guten verlangenden Herzens dargestellt werden müsse. Bei dem Entwerfen und Ausarbeiten seiner Predigten seien das seine Fragen: Was kann dein Zuhörer aus dem, was du ihm vortragen willst, für das weise und selige Leben gewinnen?

Greift

Greift dieser Satz auch irgendwie wohlthätig ein in seine äußern und innern Verhältnisse? Und was dem Zuhörer zu keiner richtigern Ansicht seiner Bestimmung, zu keiner Verleugnung des ungöttlichen Wesens, zu keiner Beruhigung des angefochtenen Herzens dienen könne, das lasse er als unfruchtbar fallen. In gleicher Weise christlich und vernünftig redet der Verf. gegen unsere, zwar poetisch schimmernde, aber für den consequenten Denker trostlose Zeitphilosophie und legt im Einverständnisse mit allen guten Geistern sein Glaubensbekenntniß dahin ab: „Ein über die Natur erhabener, lebendiger, persönlicher Gott, wollend und herrschend nach Zwecken; eine das Kleinste, wie das Größte mit unendlicher Weisheit, Allmacht und Liebe umfassende Fürsehung; eine eben so wenig ohne eigene Anstrengung, als ohne höhern Beistand zu erringende Tugend; eine als ewige Fortdauer mit Persönlichkeit, Bewußtseyn, Thätigkeit und Rückerinnerung an alle vorhergehende Daseynszustände zu denkende Unsterblichkeit: das sind ihm die Grundideen aller wahren Religion und er gesteht offen, da, wo die eine oder die andere dieser Ideen als unwesentlich aufgegeben würde, ein ächtes Christenthum nicht mehr finden zu können." —

Manchem Buche und Verfasser gewinnt man Bild und Gestalt erst dann ab, wenn man sich tief in dieselben hineingelesen hat. Anders ist es uns hier gegangen. Wir lasen nach der Vorrede die ersten beiden Predigten und wir empfanden, daß wir schon an ihnen und ihrem charakteristischen Gepräge die Antwort auf die der Sammlung geltende Frage: wes ist das Bild und die Ueberschrift? faktisch gewonnen hatten. Wir lasen weiter und fanden uns nicht getäuscht. Vielleicht, daß wir unseren Lesern den nämlichen Proceß vermitteln können. — Vom Jahre 1816—1829 war der Verf. Prediger bei der evangelischen Gemeinde in Wien. Zu Ostern ging er ab. Seine Osterpredigt ward zur Abschiedspredigt. Es war nicht ganz leicht, die beiden homiletischen Momente zu

ver-

vereinigen, von der Gemeinde zu scheiden und dem Feste gerecht zu werden. Wir glauben aber, daß der Verf. die Aufgabe glücklich gelöst habe. Die hohen Feste in ihrer kirchlichen Feier, meint er im Eingange, hätten von Jeher eine erheiternde und überwindende Kraft auf alle angefochtene Gemüther geäußert. Auch Er bedürfe heute der festlichen Erhebung und hoffe auf des Osterfestes Kraft und Segen für sein bewegtes und erschüttertes Herz. „Zwar ist es das Land meiner Väter, an welches ich diese Heimath meiner Lieben vertausche. — — Dennoch drängt sich mir jetzt so manche ernste Frage, so manche beschämende Erinnerung, so manche schmerzliche Empfindung auf, daß ich die Hoffnung, in diesen Streit der Gefühle Eintracht zu bringen, ganz aufgeben müßte, wenn mir nicht das Wort des Apostels, halte im Gedächtnisse Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten, Muth und Freudigkeit gäbe." So bahnt sich der Redner nach 2. Timoth. 2, 8. den Weg zu seinem Thema: Daß nur der Gedanke an die Auferstehung Jesu in dieser Stunde der Trennung mein Herz aufzurichten vermöge. Sie erinnert nämlich a. an einen Regierer des Schicksals, der unsere verwickeltsten Angelegenheiten auf das Weiseste und Gütigste ordnet; b. an einen Mittler, der auch dem schwachen aber redlichen Jünger seine Liebe nicht entzieht; c. an einen Beförderer des Guten, der auch durch fruchtlos scheinende Bemühungen die Sache der Wahrheit und Tugend fördert; d. an einen Vergelter, der kein Opfer treuer Liebe unbelohnt läßt; e. an eine bessere Welt, in welcher sich Alles, was hier durch Weisheit und Liebe vereinigt war, wiederfindet. Nachdem der Verf. die Verwickelung im Schicksale Jesu und deren Lösung durch die Auferstehung mit beredten Worten im ersten Theile geschildert hat, geht er mit einer Demuth, welche allen schreibenden Lehrern, die sich etwa mit Christo vergleichen mögen, zu wünschen wäre, auf sein Schicksal und seine Ver-

hält-

hältnisse, über: „Wohl scheinen unsere Angelegenheiten mit den Angelegenheiten des Auferstandenen nicht zu vergleichen und wie dürften wir das, was uns widerfährt, seinen Schicksalen an die Seite setzen? Aber bedenket, daß die weltregierende Fürsehung den Unterschied vom Kleinen und Großen, welchen wir Menschen annehmen, nicht anerkennt; daß sie den Sperling umfaßt, wie den Engel, den Grashalm der Erde, wie die Sonnen des Himmels. Oft nimmt der Gang unserer Schicksale eine höchst überraschende Wendung. Wir sollen selbst darzu mitwirken, unsere Verhältnisse umzugestalten, wir sollen selbst den Entschluß fassen, unter ganz andern Umgebungen den Willen des Herrn zu erfüllen; mögen wir uns aber noch so lebendig bewußt seyn, in solchen Zeiten nicht leichtsinnig gewählt, nicht mit Fleisch und Blut uns besprochen, sondern der besten Einsicht, die wir uns erwerben konnten, gefolgt zu haben: nie werden wir zu wahrer Ruhe der Seele gelangen, wenn wir in unserem Schicksale nur das künstlich geschlungene Gewebe menschlicher Weisheit erblicken, wenn wir nicht überzeugt sind, es sei Gott, der ewig Liebende, der uns in die Arbeiten und Kämpfe einer veränderten Laufbahn hineinführt. Dieser Glaube ist jetzt auch meine Stütze, wenn ich vertrauend der Zukunft entgegengehe." In gleicher Demuth nimmt der Verf. im zweiten Theile Anlaß von Petrus, dem der Herr seine Auferstehung besonders verkündigen ließ, prüfend und, nach Reu' und Leid, getröstet auf seine Amtsführung zurückzusehen: „Sei mir gesegnet, freundliches Bild meines Mittlers, gesegnet in dieser ernsten Stunde, in welcher der Rückblick in die Vergangenheit so manche beschämende Erinnerung in meiner Seele erweckt! Denn was ihr Alle, ohne Widerrede, bekennen werdet, daß es gut um uns stünde, wenn wir Christum nur drei Mal verleugnet hätten, das muß an diesem Tage auch ich reumüthig bekennen. Es sei ferne von mir, hier die Sprache jener erheuchelten Demuth zu führen, welche

jedes

jedes unverdorbene Gefühl weit mehr verletzt, als das ausschweifendste Selbstlob. Ich will mich nicht unwürdiger darstellen, als ich mich selbst fühle und was ihr mir so freundlich versichertet, daß ihr von der Aufrichtigkeit meines Strebens, der Gemeinde zu nützen, überzeugt seid, wohl mir, dem hat mein eigenes Herz nicht widersprochen. Aber, wenn ich mir auch noch so lebendig bewußt bin, das Heil euerer Seelen redlich gewollt und auch gegen meine sündliche Natur ernstlich gekämpft zu haben; wahrlich, es müßte mir ein sehr niedriges Urbild der Vollkommenheit vorschweben, wenn ich bei dem Rückblicke auf hierortiges Leben und Wirken zufrieden seyn könnte. Wer wäre ich, wenn ich behaupten wollte, daß ich die verschiedenen Pflichten meines Amtes stets mit derselben Ausdauer erfüllte, daß ich immer den Gleichmuth, der dem wahren Jünger Jesu eigen seyn soll, an den Tag legte? Wer wäre ich, wenn ich leugnen wollte, daß ich nur zu oft der Sanftmuth vergaß, die wir auch dem schuldig sind, von welchem wir glauben, er irre oder er thue uns Unrecht und daß es mir viel zu sehr um den äußern Erfolg und um die sichtbare Anerkennung meiner Bemühungen zu thun war?" Doch, sagt er, seine Anvertrauten hätten seiner Schwachheit verziehen; der ihn gesendet habe, sein Erlöser, werde es auch. Und „bin ich mir auch des weiten Abstandes von deinem Petrus demuthsvoll bewußt; eines seiner Worte glaube auch ich ihm nachsprechen, auch ich glaube sagen zu dürfen: Herr, du weißt alle Dinge; du weißt, daß ich dich lieb habe." Wir glauben, daß nur ein edler Mensch mit solcher Selbstverleugnung das letzte Wort an seine Gemeinde reden könne. Mit dem Wunsche, daß Gott die Liebe, die er bei seinen Anvertrauten gefunden habe, so vergelten wolle, wie der Auferstandene einst seinen Getreuen vergalt, wendet sich der Verf. zum Schlusse und läßt die große Hoffnung des Festes auch auf seinen Abschied verklärend fallen. „Scheiden wir doch selbst von leblosen

Gegenständen, die durch viele Jahre unsere Umgebung bildeten, nicht ohne eine gewisse Wehmuth, ist uns doch selbst die Erde, in welcher die Asche unserer Entschlafenen ruht, theuer; wie könnte ich denn anders, als mit schmerzlichen Empfindungen von einer Stadt mich trennen, in deren Umgebungen auch meine Todten schlummern und in welcher so manches noch in reger Lebenskraft schlagende Herz mir sein schätzbares Wohlwollen schenkte. Doch nicht zu einer fruchtlosen Wehmuth wollen wir jetzt einander erweichen, ihr Theuern, von denen mir Gott zu scheiden gebietet; als Christen wollen wir den Rathschluß des Ewigen ehren. Dagegen wollen wir ein Band, welches durch keine Kluft des Raumes zerrissen wird, wir wollen das ehrwürdige Band einer gemeinschaftlichen Liebe zu Gott und Jesu, das Band einer gemeinschaftlichen Begeisterung für Alles, was groß und heilig ist, immer enger knüpfen, immer unauflöslicher machen; und so oft wir der Tage gedenken, in welchen wir hier durch religiöse Gemeinschaft vereinigt waren, wollen wir einander im Stillen geloben, durch eine in Freud' und Leid gleich standhafte Pflichterfüllung uns der Wiedervereinigung in bessern Welten würdig zu machen. Dann wird die Wahrscheinlichkeit, uns mit irdischen Augen nie wieder zu sehen, uns nicht zu tief beugen. Dürfen wir doch hoffen, daß unsere Seelen am Throne dessen, der uns geliebt hat bis in den Tod, unter den Schaaren seiner Geretteten einander wiederfinden, um nie wieder getrennt, ein schöneres, ein ewiges Auferstehungsfest zu feiern." — Sein Amt in Zürich trat der Verf. nach einer verhängnißvollen Reise, auf der er ein Kind verlor und in München zu Grabe geleitete, nach Joh. 9, 4. mit Antwort auf die Frage an: Was mich in dieser ernsten Stunde zum gewissenhaftesten Pflichteifer ermuntert. a. Der mir jetzt so nahe liegende Gedanke an die menschliche Hinfälligkeit; b. der Hinblick auf so viele vortreffliche Männer, welche vor mir an dieser Gemeinde

meinde arbeiteten; c. das ehrenvolle Vertrauen, mit welchem ich berufen ward, d. die Heiligkeit des Zweckes, für den ich wirken soll; e. und das Bedürfniß eines himmlischen Beistandes, welches ich heute lebhafter, als je empfinde. Mehr noch als die Ausführung dieser Puncte gibt die, uns vorliegende Sammlung selbst Zeugniß von des Verfs. treuen Pflichterfüllung in seiner amtlichen Stellung. Die Zeit war, auch in der Schweiz, politisch geworden. Unverkennbar ist demnach in vielen seiner Vorträge das Bestreben, dieser, wenigstens einseitigen und schwankenden, Richtung mit der ewigen und unwandelbaren Wahrheit des Evangeliums zu begegnen und so zu thun, was der Patriot mußte und der Christenthumslehrer nicht unterlassen durfte. Jesus ein Freund der gesetzlichen Ordnung, eine Predigt über Luk. 5, 12. 14. weist nach, daß er und warum er es gewesen sei. Sie erinnert an die bekannte Predigt von Röhr: Christus ein entschiedener Freund der Vernunft in religiösen Dingen; ist aber weder so bündig noch so überzeugend, als jene, da die Sache der Politik selbst bei Weitem noch nicht so entschieden ist, als die gute Sache der Vernunft. Denn, wenn nun die gesetzliche Ordnung auf Gesetzen beruht, die widerchristlich sind, kann Christus deren Freund auch seyn? Aber Recht hat der Verf., wenn er, das Christenthum vor dem Vorwurfe vertheidigend, als ob es weder auf bürgerliche Tüchtigkeit, noch bürgerliche Wohlfahrt habe wirken wollen, S. 176 sagt: „Freilich müßte man, um ein Wohlthäter der bürgerlichen Gesellschaft zu werden, gerade den Weg einschlagen, auf welchem wir viele unserer Zeitgenossen erblicken, wäre der thätigste Vaterlandsfreund Derjenige, der jede bestehende Einrichtung nur darum, weil sie bestehet, antastet, der die allgemeine Wohlfahrt stets im Munde führt und jedes Mittel anwendet, um das, was in seiner Vorstellung das Beste ist, geltend zu machen: dann könnten wir dich, Erlöser der Menschen, der Bür-

gerkrone nicht würdig erklären!" — Die Predigt, daß uns Gott durch unsere Feinde nicht minder dankenswerthe Wohlthaten erweise, als durch unsere Freunde, über Luk. 6, 27—35, verleugnet eben so wenig die Zeit-Bewegung, in welche sie gerufen ward und der Verf. mußte vor seinem Thema erklären, er hoffe mit dessen Darlegung nichts Unzweckmäßiges zu thun „in einer Zeit, welche so viele Feindschaften erzeuge und die Sanftmuth der edelsten Menschen auf die schwersten Proben stelle." Jene Wohlthaten aber, die uns Gott in unsern Feinden darbiete, nennt er a. die schärfere Vorsicht, zu der sie uns in unserem Verhalten auffordern, b. die genauere Kenntniß unserer sittlichen Gebrechen, die sie uns gewähren, c. so manche nachahmungswürdige Tugend selbst, die sie uns an sich (den Feinden) erkennen lassen, d. die Gelegenheit endlich, einen Edelmuth zu üben, der so in keinem andern Verhältnisse geübt werden könne. — Umfassender noch ist die Predigt S. 377 mit dem Thema: daß uns in bedenklichen Zeiten Nichts mehr aufrichten könne, als ein Blick auf die Art, wie Gott von Jeher seine Welt regierte. Hier bewegt sich der Verf. in seinem Lieblingselemente, dem historischen, und er weist aus dem Zeugnisse der Erfahrung und Geschichte den Gott nach, der a. als ein gütiger es keinem Zeitalter an zufriedenen und ausgezeichneten Menschen fehlen läßt, b. als ein heiliger die Bestrebungen der Tugendhaften segnet, aber die Lasterhaften demüthiget und bestraft, c. als der allweise mitten in dem freiesten und mitten in dem feindseligsten Walten der menschlichen Leidenschaften seine anbetungswürdigen Absichten ausführt, d. als der allmächtige das Wahre und Gute unter allen Stürmen zu schirmen und die mächtigsten Freunde des Bösen zu bändigen weiß. Zu Textesworten hatte der Verf. Ps. 119, 52. „Der Sinn derselben, sagt er im Uebergange mit eben so viel Gründlichkeit als Freimuth, ist

zwar

zwar in unserer kirchlich eingeführten Uebersetzung nicht völlig klar ausgedrückt. Wenn sie nämlich in derselben lauten: ich bin eingedenk deiner Rechte, die von Ewigkeit her sind, so müssen die Rechte nicht allein von den Gesetzen, sondern auch von den Wegen und Führungen Gottes verstanden werden; statt der Worte aber: die von Ewigkeit her sind, übersetzen die besten Ausleger in Uebereinstimmung mit dem Grundtexte: von Alters her, so daß der Sinn des ganzen Verses wäre: ich gedenke, o Herr, deiner Gerichte von Alters her, ich erinnere mich, wie du von alten Zeiten her gewaltet hast; damit tröste ich mich; oder wie Luther, den Geist der Stelle trefflich auffassend, sich ausdrückt: Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet." Die Predigt ist reich an trefflichen Stellen. So heißt es unter Anderem S. 391: „Schon vor Jahrtausenden flehete derselbe König: hilf Herr, die Frommen haben abgenommen und in jenen Schriften — werden uns bisweilen Sittengemälde vorgehalten, welche die unbedingten Lobredner der guten alten Zeit auf das Unwiderleglichste ihres Irrthums zeihen und uns gleichzeitig beruhigen und erschrecken, indem sie uns überzeugen, daß unsere Tage fürwahr noch keinesweges in die Hefe der Zeiten gefallen sind und die Vergleichung mit manchem gepriesenen Jahrhunderte der Vergangenheit noch mit Ehren bestehen können." Dann weiterhin zum Schlusse von dem Walten Gottes gegen die Bösen: „Es ist wahr, furchtbare Gestalten zeigt uns bisweilen die Geschichte. Sie beschreibt uns sittliche Ungeheuer, die mit einem, so weit wir Menschen urtheilen können, höchst verkehrten Willen einen in der Erfindung schlau ersonnener Mittel nur allzugewandten Geist verbanden und ein grenzenlos scheinendes Maß von Kräften besaßen. Und dennoch, dennoch wußte Gott ihren Trotz zu zügeln, ihren Grimm zu bändigen, ihre Plane zu Schanden zu machen. Er winkt und sein Frost rafft hundert Tausende,

welche

welche den Anschlag sinnloser Selbstvergötterung zur Reife bringen sollten, wie der Wind die leichte Spreu hin. Er winkt und sein Sturm zerschellt Flotten, welche hochherzigen Völkern Sklavenketten bringen und die Freiheit der Gewissen ihrer letzten Zuflucht berauben sollten, an feindseligen Klippen. Er winkt und sein ernster Bote, der Tod, bahnt sich mitten durch alle die Schaaren dienstbarer Geister und Schmeichler den Weg in die Paläste der Weltbeherrscher und ruft ihnen, indem sie das Geschick von Jahrhunderten in ihrer Hand zu tragen wähnen, mit unabweislichem Ernste zu: vertausche den Thron mit der Gruft! Ja, schon mehr als zwei Jahrtausende sind vergangen, seitdem ein heiliger Sänger der Vorwelt einem dieser schrecklich gestürzten Hohen also zurief: Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefället, der du die Heiden schwächtest! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen. Ja, zur Hölle fuhrest du, zur Seite der Grube! Wer dich schaut, der wird dich ansehen und sagen: ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte?" Diese Stelle ist zugleich ein Beleg für die geschickte Art, mit welcher der Verf. die Schrift benutzt und selbst Redesätze, die es mehr mit Weltlichem, als mit Geistlichem zu thun haben, durch das wohlverflochtene Bibelwort schnell wieder in das Gewand der heiligen Rede kleidet. Das Gepräge der Zeit trägt endlich auch die Predigt am eidgenössischen Bettage, der man wohl den allzuweiten Umfang zum Vorwurfe machen könnte, die aber ernst und nachdrücklich den Schaden Josephs berührt. Nach Ps. 122, 6—9. gibt sie, freilich weniger aus dem Texte, als aus dem Leben, Antwort auf die Frage: Unter welchen Bedingungen dürfen christliche Vaterlandsfreunde ihrem Volke eine beglückende

glückende Zukunft versprechen. Wenn ihre Ehen heilig und unsträflich geführet werden — wenn sie kein Opfer scheuen, um ihre Kinder zu einem an Leib und Seele kräftigen Geschlechte zu bilden — wenn sie die Segnungen des Christenthums durch unverdrossene Pflege der Wissenschaft auch auf die Nachwelt fortpflanzen — wenn sie jede Belehrung, die ihnen die Geschichte der Zeit gibt, weise benutzen — wenn sie endlich in den Gesinnungen einer warmen und ungeheuchelten Gottesfurcht mit einander wetteifern. — Bestimmter noch, als in der Eingangs erwähnten Vorrede, spricht der Verf. in einer zweiten, bei Beförderung in Zürich gehaltenen, Antrittspredigt seine unbefangene theologische Denkart aus. Die Aufgabe seines Amtes, heißt es da, habe ein evangelischer Lehrer zunächst damit zu lösen, daß er auf ein vestes Glauben an christlich religiöse Wahrheit wirke. Denn der Glaube thue noth in dieser unserer Zeit. „Aber, fährt der Verf. S. 163 fort, mit derselben Aufrichtigkeit muß ich erklären, daß ich mich nicht zu Denjenigen unserer Zeitgenossen bekenne, welche der Vernunft alles Vermögen, die religiöse Wahrheit zu erkennen, absprechen; welche für die Ehre der Offenbarung dann am Besten zu sorgen glauben, wenn sie die Kluft zwischen ihr und der menschlichen Fassungskraft so sehr als möglich erweitern. Mich hat der theuere Lehrer, dem ich, nebst unzähligem andern Guten, auch die Weihe zum ersten Nachtmalsgenusse verdanke, mich haben die Gottesgelehrten, zu denen ich mich vorzugsweise hingezogen fühlte, gerade darin die Alles überstrahlende Herrlichkeit Christi erkennen gelehrt, daß er uns das, was die Vernunft ahnet und wünscht, zum deutlichsten Bewußtseyn bringt, zur freudigsten Gewißheit erhebt, daß uns seine Lehre die innere Offenbarung, die wir in unserm Herzen und Gewissen tragen, erst recht erklärt und verständlich macht." — Gediegen und trefflich ist die Synodalpredigt vor Eröffnung der zürcherischen Synode im October 1834 gehalten. Sie han-

handelt — und das ist in der That eine würdigere, als die auf die symbolischen Bücher — von der Verpflichtung der Christenlehrer, Alles zu prüfen und das Gute zu behalten und hat besonders im ersten Theile, der den Inhalt dieser Forderung nachweist, während es der zweite mit deren Segen zu thun hat, schöne Stellen. Nicht nur im Reiche der christlichen Wahrheit, sondern auch in dem, was die Zeit in den andern Gebieten des Lebens Neues zu Tage fördere, müsse unser Blick ein prüfender seyn. „Täglich, heißt es S. 416, erfahren wir, daß wir in einer vielbewegten und vielbewegenden Zeit leben. Der menschliche Geist ist zu einer Thätigkeit erwacht, welcher auch Diejenigen, welchen die Früchte dieser Thätigkeit nicht gefallen, ihre Bewunderung nicht versagen können. In den Künsten und Wissenschaften, in der Einrichtung des häuslichen wie des bürgerlichen Lebens, in den Arbeiten wie in den Genüssen, überall ringt man nach dem Bessern und Vollkommenern; überall wird so Manches, was einst nur mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet ward, mit einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit angetastet; jedes Jahr bringt neue Versuche, die Uebel der Gesellschaft zu heben und wie die Güter so auch die Lasten des Lebens billiger zu vertheilen, zum Vorscheine. Kein Wunder, daß ängstliche Gemüther dieses schon seit Jahren fortwährende Auflösen bisher verknüpfter Stoffe und Bilden neuer Gestalten mit banger Furcht betrachten und einen völligen Untergang dessen, was dem äußeren Leben Geltung und Vestigkeit gibt, ja die Rückkehr aller Elemente in das alte Chaos vorhersagen. Aber auch hier hält sich der erleuchtete Christenlehrer an die paulinische Vorschrift: Prüfet Alles" — — „Und zeigt uns solche Prüfung wirklich Gutes, zeigt sie uns vielversprechende Keime einer schönern Zukunft: es sei uns Herzenssache, dieses Gute zu behalten, es erscheine uns als heiligste Pflicht gegen den, der uns in dieser Zeit unsere Stellung anwies, in den

erssten

ersten Reihen derer zu stehen, welche für wahres Licht, für reine Tugend, für echtes Menschenglück kämpfen, es sei uns Ehren- und Herzenssache, nirgends zu fehlen, wo ein schädlicher Irrthum berichtigt, wo ein verderblicher Mißbrauch abgeschafft, wo eine fruchtbare Quelle der Unsittlichkeit und des Elends verstopft werden soll; es werde von uns Allen für die verkehrteste Handlungsweise, für die wahre Sünde wider den heiligen Geist erkannt, einer Sache, deren Nützlichkeit wir selbst nicht leugnen können, nun darum entgegenzutreten, weil sie nicht von uns ausging, weil sie uns einige Mühe oder Verlust verursacht, weil sie mit unverdienter Verunglimpfung unseres Namens ins Leben trat!" Mit gleicher Entschiedenheit aber fordert der Verf. auch zum Kampfe gegen das Unheilige und Ungöttliche in der Zeit auf und beurkundet so nach allen Richtungen seines Vortrags hin, daß die Synode in der Wahl ihres Redners einen tüchtigen Mann getroffen hatte. — Einen specialen Gegenstand behandelt die Predigt über Luk. 8, 26—33: wozu uns das Schicksal der Unglücklichen, die wir wegen ihrer Geisteszerrüttung beklagen, verpflichte; jedoch wußte der Verf. denselben so zu behandeln, daß er des allgemeineren Interesse nicht ermangeln konnte. Es verpflichte uns a. zur Demuth gegen den unerforschlichen Gott; b. zur Zufriedenheit mit einem beschränkten Glücke; c. zur kraftvollen Beherrschung unserer Leidenschaften; d. zur gewissenhaften Erfüllung jeder Liebespflicht gegen unsere Angehörigen; e. und zur Mäßigung unserer Anhänglichkeit an das irdische Leben. Wie sicher der Verf. wisse, was dem Geschlechte dieser Zeit noththue, davon zeugt unter Anderem der vorletzte Theil, wo er die Erfüllung der Liebespflicht gegen die Unsern nicht sowohl in Erträglichmachung der Lage jener Unglücklichen, als vielmehr in der Behütung vor dem Uebel mit Recht so zartsinnig, als nachdrücklich einschärft. „Können wir als Aeltern noch einen kräftigen Einfluß auf unsere Kinder äußern;

Wir

wir wollen jeder Neigung, die nach einem gefährlichen Uebergewichte in ihrem Gemüthe strebt, entschlossen entgegenwirken und sie schon frühe zur Mäßigung jeder frohen oder traurigen Empfindung anleiten. Wir wollen sie nie ganz unbeobachtet lassen, damit sie nicht in der Einsamkeit in Sünden fallen, welche den Geist wie den Leib zerrütten und vor denen zu warnen, fast eben so bedenklich ist, als nicht zu warnen. Mühe wollen wir uns geben, in ihrer Erziehung alles Das zu vermeiden, was dem Gefühle und der Einbildungskraft ein gefährliches Uebergewicht über Verstand und Vernunft geben könnte. Die Kunstbildung, zu der uns Stand und Vermögen berechtigen, wollen wir ihnen zwar nicht versagen; aber alle mögliche Sorge tragen, daß sie nicht überspannte, in luftigen Gedankenwelten und überschwenglichen Empfindungen schwelgende, sondern thätige, sich willig in die Einschränkungen der Wirklichkeit fügende Menschen werden. Mit Freuden wollen wir an ihnen jede Aeußerung einer gesunden Wißbegierde wahrnehmen; aber ihnen kein ungeordnetes mit den Pflichten der Thätigkeit streitendes Lesen gestatten, eingedenk der Erfahrung, daß auf diesem Wege schon so manches jugendliche Geschöpf in Krankheit des Geistes verfiel." Der Verf. hätte hier wohl der religiösen Mißgriffe bei Behandlung der Kinder in mystischen Familien und Erziehungsanstalten um so mehr gedenken sollen, als gerade der mit Religion tingirte Wahnsinn nach Aussage unserer Aerzte der quälendste und unheilbarste ist. Aber, wie ein Vater in seiner Gemeinde redet er da weiter, wo es heißt: „Ich würde meine Pflicht nicht vollständig zu erfüllen glauben, wenn ich nicht noch ein Wort der brüderlichen Erinnerung an Diejenigen, welche vorzüglich häufig ein grausames Spiel mit fremder Seelenruhe treiben, wenn ich nicht eine nachdrückliche Warnung an euch richtete, Jünglinge, die ihr so oft in leichtgläubigen Gemüthern Hoffnungen erregt, denen die Unerfahrenen jeden andern Lebensplan auf-

aufopfern. Ist noch nicht alles Gewissen in euern Herzen erstorben, so hütet euch, Zusicherungen, die ihr nicht halten könnet oder nicht halten wollet, unter heiligen Betheuerungen zu geben; so bedenket, daß Wortbrüchige, welche sich ähnlicher Täuschung schuldig machten, sich später auch wegen der Geisteszerrüttung ihrer Bethörten und des schauderhaftesten Ausganges derselben anklagen mußten; so erwäget, daß ihr keines Glückes wahrhaft froh werden könnet, wenn solche Blutschuld auf euerer Seele lastet." — Andere interessante Vorträge kündigen sich schon in ihren Thematen als solche an: Daß die Ursachen, warum so viele Menschen nicht glauben, vorzüglich in den Fehlern ihres Herzens zu suchen sind. — Ueber die Wahrheit, daß sich die beglückenden Folgen der Geburt Jesu allerdings auch auf seine Verächter erstrecken. — Daß selbst tugendhafte Freunde unserem Herzen gefährlich werden können. — An die, in diesem Jahre neu belebten, reformatorischen Beziehungen der Schweiz erinnern die beiden Vorträge: Betrachtungen über die Vorläufer der Kirchenverbesserer des sechszehnten Jahrhunderts über Marc. 4, 26—29; und: daß der Tod unseres Zwingli auch seine erhebende und begeisternde Seite habe, über Offenb. 14, 13 am Sonntage vor Zwingli's Todesfeier gehalten. Jenes Erhebende und Begeisternde stellt der Verf. nach wohlgegliederter Disposition in beredter Sprache dar. Des Helden Tod erinnere I. an eine große, herrliche Menschennatur; denn a. mit Bewußtseyn eines standhaft verfolgten Lebenszweckes; b. entschlossen, dem Herrn selbst mit seinem Blute zu dienen; c. überzeugt von der Wahrheit der verkündeten Lehre, beschloß er seine Laufbahn. II. an eine Alles wohlmachende Fürsehung, die a. das Gute auch dann erhält, wenn die irdische Stütze desselben zertrümmert ist; b. und den Tod des Kämpfers sogar in Gewinn

Gewinn für die Sache der Wahrheit verwandelt; III. an die Möglichkeit, uns auch um die Nachwelt bleibende Verdienste zu erwerben; und diese Verdienste Theils a. durch weisen Gebrauch unserer Geistesgaben, Theils b. durch zweckmäßige Anwendung unserer zeitlichen Güter, Theils endlich c. durch das sanft erwärmende Licht eines unsträflichen Tugendwandels zu erringen. Wie praktisch der Verf. die historische Predigt zu machen wisse, sieht man schon aus diesem Entwurfe, noch sprechender tritt es aus Stellen wie folgende, in III. b. und c., entgegen. Von der Bemerkung, wie wohlthätig Zwingli durch die Zurückführung milder Stiftungen auf ihren rechten Zweck auf die Nachwelt wirkte, wendet sich der Redner an die Seinen: „Lasset die schöne Sitte der Vorfahren, in ihren letzten Verfügungen auch auf die gemeinschaftliche Nachwelt Rücksicht zu nehmen, nicht ganz in Vergessenheit kommen, lasset nicht durch so viel andere Forderungen, welche die Noth der Zeit an euch richtet, euere Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande ablenken. Bedenket, daß ihr nach der Versicherung unparteiischer Zeugen seit einer nicht langen Reihe von Jahren im Aufwande für leicht zu entbehrende Pracht, Viel weiter zu gehen euch gewöhntet. Wie aber, ihr Töchter meiner Vaterstadt, können die feinsten Stoffe, kann das schimmerndste Geschmeide euch so zieren, euch mit einem solchen Gefühle innerer Hohheit durchdringen, als das Bewußtseyn, durch freiwilliges Verzichten auf Manches, was Stand und Verhältnisse erlaubten, dem Vater, dem Gatten ein Opfer, für das euch die heißesten Segenswünsche in die Ewigkeit nachfolgen werden, zu erleichtern?" Dann zum Schlusse von dem Wirken des Frommen durch seinen Wandel auf die Nachwelt: „So leuchtet die hehre Tugend unseres Zwingli noch jetzt, so wird sie, so lange in Zürich eine evangelische Kirche besteht, die spätesten Jahrhunderte durchstrahlen; und wer die hohe Entschlossenheit, mit welcher er Alles, was er hatte, dem

Dienste

Dienste des Herrn weihete, wer den ausdauernden Kampf, in welchem er sich von den Verderbnissen seines Zeitalters reinigte, wer die rührende Hingebung, mit welcher er seine Glaubensgenossen auch auf das Feld der Gefahr begleitete und standhaft blieb bis auf den letzten Augenblick, mit frommem Gemüthe betrachtet; der muß sich, wenn er nicht ganz stumpf ist, erbaut fühlen, der muß als ein edlerer Mensch von der Betrachtung eines solchen Vorbilds hinweggehen. O, daß einst auch von unserem Bilde, theuere Miterben der Ewigkeit, der Betrachter mit solchen Gesinnungen in's Leben zurückkehre! Es hängt nur von uns und unserem vesten Willen ab, daß es geschehe." —

Die Predigt: daß die Kindertaufe, wenn sie nachdenkend begangen wird, für die Erwachsenen wie für die Unmündigen eine reiche Quelle der wichtigsten Segnungen sei, würde der Verf. vielleicht nicht so, wie sie vorliegt, gefaßt haben, wenn ihm die im gleichen Jahre mit seinen Predigten erschienene Schrift des Professor Lange: Die Kindertaufe in der evangelischen Kirche aus dem Standpuncte der symbolischen Bücher, der heiligen Schrift und der menschlichen Vernunft, bekannt gewesen wäre, in welcher sehr überzeugend nachgewiesen ist, daß sie eben vor jenen drei Richterstühlen keinesweges bestehen könne. Und wenn er als Folgerung in seinem anwendenden Theile die Behauptung hat, das über den Segen der Kindertaufe Gesagte müsse uns im Glauben an die göttliche Weisheit Jesu bevestigen: so war das, auch ohne den antipädobaptistischen Professor, falsch, da der Redner, daß die Kindertaufe nicht von Christo angeordnet sei, selbst schon zugegeben hatte. Praktisch hingegen ist das, was unter b. und c. über die Pflicht frommer Werthschätzung des bestehenden Ritus und über Erhebung des Pathenverhältnisses zu seiner wahren Bedeutung

deutung und Würde gesagt wird. — Die gebildete, reine und kirchliche Sprache wird nur selten durch Worte wie Scene, Talent, Harmonie, Chaos, Element und ähnliche, gestört; und nur ein Mal glaubten wir das Idiom des Schweizers an dem Ausdrucke S. 425: in der Beste ihrer Jahre, zu erkennen. — Der Predigten sind acht und zwanzig. Auch der Band ist acht und zwanzig Bogen stark. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre.

Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Verfaßt von August Ferdinand Dähne, der Philosophie Doctor, der Theologie Licentiaten und Privatdocenten (jetzt außerord. Professor) an der königl. vereinigten Friedrichsuniversität zu Halle und ordentl. Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. In zwei Abtheilungen. Halle, Waisenhausbuchhandlung 1834. Erste Abtheilung XX und 497 SS. Zweite Abtheilung VI und 266 SS. 3 Thlr. 8 Gr.

Die genauere Kenntniß der jüdisch-alexandrinischen Philosophie, oder jeden Falls richtiger Theosophie, ist für den christlichen Theologen von der höchsten Bedeutung sowohl wegen mehrer Berührungspuncte, welche dieselbe mit dem apostolischen Christenthume bietet, als auch wegen des mächtigen Einflusses, den sie auf die Gestaltung der patristischen Dogmatik und so mittelbar auf die des ganzen spätern kirchlichen Lehrsystemes geübt hat. Leider aber mangelte es bis auf unsere Zeit nicht nur an einer tiefern Erforschung und Kenntniß des vom

Haupt-

Hauptrepräsentanten jener theosophischen Richtung dem Philo, vorgetragenen Lehrsystemes, dergestalt, daß es fast schien, als solle Stahl's dürftige Darstellung desselben in Eichhorn's Bibliothek der biblischen und morgenländischen Literatur, 4. Bd. S. 771 ff. für immer als Norm seiner Auffassung und Kenntniß gelten, sondern auch an einer genauern Einsicht in den Ursprung jener Speculationen und in den innern Zusammenhang aller hierher gehörigen Erscheinungen. Dagegen hat sich in den letzten 6 Jahren in Bearbeitung dieses Feldes der jüdischen Dogmengeschichte unter mehrern Theologen ein ganz besonderer Eifer gezeigt. Großmann in Leipzig lieferte in seinen schätzbaren Quaestionibus Philoneis, Lips. 1829, eine in gutem Latein verfaßte gedrängte Darstellung des philonischen Systemes; Gfrörer in Stuttgart erwarb sich, Trotz seiner historischen und dogmatischen Einseitigkeit, Willkür und Hypothesensucht, durch den ersten Theil seiner „Geschichte des Urchristenthums," unter dem Titel „Philo und die alexandrinische Theosophie, 2 Bde. Stuttg. 1831" das namhafte Verdienst, sowohl das Interesse an den jüdisch-alexandrinischen Speculationen gesteigert, als auch zuerst ausführlichere Untersuchungen über die Anfänge derselben gegeben und deren Uebersiedelung nach Palästina in den letzten Jahrhunderten vor Christus nachgewiesen zu haben. Das jetzt anzuzeigende Werk des Hrn. Prof. Dähne in Halle, eines bereits durch mehrere dogmenhistorische Monographieen und Recensionen in der Hall. Allg. Lit. Z. rühmlichst bekannten Theologen, behandelt denselben Gegenstand wie Gfrörers Werk und hat mit diesem nicht nur die äußere Anordnung des Stoffes, sondern auch dieses gemein, daß es die Schilderung des jüdischen Alexandrinismus nicht um ihrer selbst willen gibt, sondern nur den Grund zu anderweitigen Untersuchungen legen und einem höhern Zwecke dienen will, obschon der letztere bei beiden Gelehrten ein ganz verschiedener ist. Gfrörers Zweck war nämlich

der,

der, das Christenthum als eine historische Erscheinung begreifen zu lehren. Da nun dasselbe nach seiner hier nicht näher zu beurtheilenden Ansicht ein Product der damaligen palästinensischen und alexandrinischen Judenbildung ist, so wurde er veranlaßt, seine Geschichte mit einer ausführlichen Schilderung dieser letztern zu beginnen. Dagegen hatte Hr. D. gleich Anfangs sein Streben auf den christlichen Alexandrinismus gerichtet und erst als er den Entstehungsgrund dieser interessanten dogmenhistorischen Erscheinung nicht in ihr selbst fand, sich zunächst zum Studium des heidnisch-alexandrinischen Neuplatonismus gewendet, bis er aus gleichem Grunde endlich auf das erste Glied dieser Kette innigst verwandter philosophischer Bestrebungen, den jüdischen Alexandrinismus, zurückzugehen sich genöthigt sahe, dessen Darstellung im gegenwärtigen Werke vorliegt. Ob er „in einem zweiten Theile den heidnischen Neuplatonismus und in — — einem dritten den christlichen Alexandrinismus (wozu er nicht unbedeutende Vorarbeiten vollendet habe) darstellen werde" — „müsse vornehmlich davon abhängen, in welchen Verhältnissen ihm späterhin die Fürsehung seinen Wirkungskreis anweisen werde." Was nun das in Rede stehende Werk anlangt, so gehört dasselbe wohl zweifelsohne zu den bedeutendsten Erscheinungen in der neuesten historischen Theologie. Denn wiewohl es sich keinesweges verkennen läßt, wie viel der Hr. Verf., so wenig er dieses auch eingestehen zu wollen scheint, den Vorarbeiten von Großmann, namentlich aber denen von Gfrörer verdanke: so hat er doch des letztern Werk fast in jeder Beziehung übertroffen und die Kenntniß des jüdischen Alexandrinismus um ein gutes Stück weiter gebracht. Bloß hinsichtlich der Kraft, Frische und Lebendigkeit der Darstellung ist er weit hinter Gfrörer zurückgeblieben; dagegen hat er diesen an Schärfe des Urtheils und der Combination, an Unbefangenheit und Pragmatik in der Entwickelung der alexandrinischen Speculation

bei

bei Weitem übertroffen. Deßgleichen zeichnet sich sein Werk vor dem seines Vorgängers durch reiche literarische Nachweisungen aus, die bei dem Charakter unserer deutschen gelehrten Literatur nun ein Mal unentbehrlich sind.

Der Sache ganz angemessen geht der Verf. in der vorausgeschickten Einleitung auf die Entstehungsgründe des jüdischen Alexandrinismus zurück, wie dieses die folgende Inhaltsangabe zeigt: **Erstes Buch**, S. 1—97: „**Darstellung „der Entstehungsgründe einer Religionsphilosophie unter den alexandrinischen Juden. Deren „Charakter und Entwickelungsgang im Allgemeinen.**" Cap. 1. „Mittheilungen über die politischen und „wissenschaftlichen Verhältnisse Aegyptens und namentlich Alexandriens, in wieweit diese einen Einfluß auf die alexandrinisch „jüdische Religionsphilosophie äußerten." S. 1—27. Cap. 2. „Entwickelung des religiösen Elementes der Juden unter diesen „politischen und wissenschaftlichen Verhältnissen zu einer Religionsphilosophie, deren Charakter und innerer Entwickelungs„gang im Allgemeinen," S. 28—97, ein ganz besonders wichtiges Capitel, welches den Schlüssel zum Verständnisse des jüdischen Alexandrinismus gibt. Zwar liefert der Verf. hier weniger neue Resultate, hat aber das bereits Vorhandene von Neuem gut durchgearbeitet und zu einer sehr deutlichen Anschauung gebracht, daher wir es auch für angemessen halten, unsere Leser auf den Gang der Untersuchung aufmerksam zu machen. Vor Allem war nämlich die Frage zu beantworten, wie es möglich war, daß die Juden bei ihrer starren Abschließung gegen alles Fremde mit einer ihrer nationalen und religiösen Bildung so ganz fremden Erscheinung, als die griechische Philosophie war, eine so innige Gemeinschaft eingehen konnten, durch welche ihr ganzes religiöses Bewußtseyn eine wesentliche Umwandlung erlitt? Mit Recht findet der Verf. S. 30 den ersten Grund hiervon in der jüdischen Ueberzeu-

den in „absoluter Enthaltsamkeit von allem Irdischen, die doch vielleicht auf Momente möglich sei, einen ähnlichen und in Betreff der menschlichen Bestandtheile vom göttlichen Wesen in uns gleichen Zustand mit dem des Todes herbeiführen" zu können (S. 44). Somit war die Forderung eines streng asketischen Lebens, ein Hauptmerkmal des jüdischen Alexandrinismus, gegeben. Platon hatte ein solches Leben zwar nicht empfohlen, wohl aber Pythagoras und die Stoiker; an diese schlossen sich daher die Juden an, beide standen bei ihnen in nicht geringerer Achtung als der göttliche Platon selbst. Dieses die materiale Seite des jüdischen Alexandrinismus, dessen Charakter sich aus dem Gesagten als ein mystischer und theologisch-asketischer herausstellt. Rec. hat in des Verfs. klarer und gründlicher Darstellung weiter Nichts vermißt, als daß derselbe nicht schon hier die Vorstellung von einem göttlichen Mittelwesen und untergeordneter göttlicher Mittelkräfte als charakteristisches Merkmal des vollendeten jüdischen Alexandrinismus hervorgehoben hat, da doch dieselbe eben jener Grundansicht, daß Gott in keine Berührung mit der Materie treten könnte, ihren Ursprung und zwar, wie es scheint, zuerst bei den alexandrinischen Juden verdankt. Denn wenn der Verf. S. 34 Folgendes bemerkt: „Die spätern Platoniker wenigstens, wenn nicht ihr Meister selbst, hatten die Ideeen zu schöpferischen Substanzen erhoben und würdiger erschien es auch den Juden, wenn Gott alles Irdische durch seine Diener verrichten ließ und in keine persönliche Berührung mit der materialen Welt trat:" so möchte es ihm schwer werden, Quellenbelege aus der Zeit vor Philo beizubringen. — S. 47 ff. sucht der Verf. zu zeigen, wie die alexandrinischen Juden auch in formaler Beziehung ihre neugewonnenen Ansichten mit der Auctorität ihrer bisherigen religiösen Erkenntnißquelle, der heiligen Schrift, welche in vielen Behauptungen jenen so schroff entgegenstand, zu

vereini-

vereinigen suchten. Sie fanden hierzu zwei Wege, den einen in der Annahme eines doppelten Lehrtypus der heiligen Schrift, eines höhern und eines niedern, von denen der letztere aus Accommodation an die Fassungskraft der Schwächern Statt gefunden habe. In Folge dieser Annahme konnten nun zwar auf negativem Wege Gottes unwürdige Vorstellungen aus dem A. T. entfernt werden; damit waren aber die reinern philosophischen Ansichten, auch als Eigenthum der biblischen Schriftsteller, noch nicht als Resultat exegetischer Forschung nachgewiesen und das mußten sie doch seyn, sollte anders die göttliche Offenbarung eine untrügliche seyn. Da bot sich denn in der allegorischen Erklärung der zweite Ausweg dar, vermöge welcher in der heiligen Schrift ein tieferer und heiligerer Sinn gesucht werden müsse als der, welcher aus den Worten zunächst hervorgehe, ein Sinn, zu dessen Auffindung nur fromme Denkart und Weisheit befähige und welcher sich dem blinden, uneingeweihten Auge der Menge verschließe. Zur Rechtfertigung dieser, nach gewissen höchst interessanten und vom Verf. näher nachgewiesenen hermeneutischen Regeln und Gesetzen (κανόνες τῆς ἀλληγορίας) näher bestimmten Erklärungsmethode diente: 1) die Voraussetzung, daß die heiligen Schriftsteller, als inspirirte, sich unmöglich hätten widersprechen können, daher ihre anscheinend Gottes unwürdigen Vorstellungen nach Maßgabe ihrer vernunftgemäßen Aussprüche erklärt werden müßten; 2) die Beschaffenheit der alexandrinischen Version, welche für authentisch galt und selbst in ihren Nachlässigkeiten und Sprachfehlern der allegorischen Erklärung dienstbar werden mußte, ja mit um so größerem Scheine des Rechts dafür benutzt werden konnte, da ihre Verfasser nicht selten zu Gunsten der neuen philosophischen Bildung übersetzt hatten, was der Verf. im zweiten Bande nachzuweisen sucht. Hierauf wird S. 76 ff. nachgewiesen, wie besonders noch zwei Puncte für die alexandrinisch-jüdische Reli-

Religionsphilosophie charakteristisch seyn mußten, nämlich 1) die Annahme eines höhern Alters derselben im Verhältnisse zu der griechischen und 2) das Mysterienwesen der alexandrinischen Juden. Anlangend den ersten Punct, so konnten jene Juden, sobald sie sich in der Annahme der im A. T. niedergelegten vollkommensten Offenbarung consequent bleiben wollten, alle Schuld davon, daß sie nicht früher zur Kenntniß jener höhern Weisheit gelangt seien, nur in sich selbst finden, indem sie nicht den gehörigen Scharfsinn auf die Erklärung der heiligen Schriften gewandt und folglich deren tieferen Sinn nicht geahnet hätten. Daß aber die Griechen früher in den Besitz jener Weisheit gelangt waren, das fand darin seine Erklärung, daß sie dieselbe aus den heiligen Schriften der Israeliten entwendet und für ihr eigenes Gut ausgegeben hätten. Freilich wurde durch solche Selbsttäuschung die Schwierigkeit nicht einmal scheinbar gelöst, vielmehr nur weiter hinausgeschoben, da nun nothwendig die Frage entstehen mußte, warum denn Gott jene Entwendung zugelassen und sein eigenes Volk dagegen so viele Jahrhunderte hindurch über den wahren Sinn der heiligen Schrift in Ungewißheit gelassen und so den Zweck einer übernatürlichen Offenbarung an dasselbe so gänzlich verfehlt habe. Es war aber jene höhere Weisheit, als eine aus der Schrift abgeleitete, auch noch gegen die orthodoxe Judenpartei in Alexandrien, welche mit Strenge am Buchstaben der Schrift festhielt (vergl. *Philo* de Cherub. T. I. p. 146. ed. *Mang.*), zu rechtfertigen. Darauf gründete sich nun die Annahme, daß jene Philosophie eine geheime, nur innerlich Geweihten zugänglich und verständlich und solchen allein auch in den tiefern Schriftsinn einzudringen vergönnt sei. Diese Geweihten bildeten aber, wie der Verf. gegen Großmann trefflich nachweist, keine äußerlich abgeschlossene Gesellschaft, sondern sie waren eine unsichtbare Philosophenschule,

schule, zu welcher Alle gehörten, welche sich geistig verwandt fühlten.

Die weitere Eintheilung dieses vortrefflichen Werkes ist folgende: Zweites Buch: „Die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie auf der Stufe ihrer höchsten Ausbildung im Grundsatze, wie im Leben. — Philo, die Therapeuten und Essener.“ S. 98—497. Cap. 1. „Philo als Repräsentant der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Einige Bemerkungen über seine Persönlichkeit und seine Schriften“ (S. 98—113). Diese Bemerkungen über Philo's Persönlichkeit betreffen jedoch nur dessen geistige Individualität und zwar nur in soweit, als er durch sie zur Repräsentation des jüdischen Alexandrinismus befähigt wurde. Es wäre jedoch auch eine Erzählung seines äußeren Lebens, wie sie auch bei Gfrörer nicht fehlt, sehr zweckmäßig gewesen, damit der Leser alles über Philo Wissenswerthe hier beisammenfände. — Zweites Capitel: Darstellung des philonischen Lehrbegriffes S. 114—488. Ein Hauptvorzug dieser Darstellung vor der Gfrörer'schen besteht darin, daß Hr. D. überall den Zusammenhang der philonischen Speculationen sowohl unter sich, als mit den einzelnen national-griechischen Schulen nachweist, welches Letztere bei Philo's Eklekticismus von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Auch macht der Verf. S. 146 sehr richtig darauf aufmerksam, wie nothwendig bei Philo eine strenge Unterscheidung der eigentlichen und uneigentlichen, der genauern und ungenauern Redeweise sei, daher auch der Verf. oftmals, wo Gfrörer nur Inconsequenzen und Widersprüche sieht, innern Zusammenhang nachweist, obschon er auf der andern Seite wirkliche Widersprüche, wie sie bei solchen Philosophen, als Philo war, leicht erklärlich sind, auch als solche darstellt und anerkennt, z. B. S. 286 ff. 292 f. S. 301 ff. — Das genannte zweite

Cap.

Cap. zerfällt nun weiter in folgende Abtheilungen: I. Die speculativen Philosopheme Philo's (S. 114—341. Erster Abschnitt: das göttliche Wesen oder der Urgrund alles Vorhandenen nach seinem reinen Seyn als das Ideal aller dem Menschen denkbaren Vollkommenheit (S. 114—161). Zweiter Abschnitt: die eigentlich kosmologischen Principien Philo's. Die göttliche Dynamik. Die Materie. Die Bildung des Weltalls (S. 161—288): 1) Nothwendigkeit göttlicher Mittelkräfte überhaupt (S. 161—170). 2) Nothwendigkeit der Materie (S. 170—175). 3) Weitere Bestimmungen über die Materie (S. 176 bis 202). Diese zwei Nummern enthalten sehr gründliche, von Gfrörer ganz vernachlässigte Untersuchungen. Auch Philo hatte den allen griechischen Philosophemen eigenthümlichen Grundsatz: „Aus Nichts wird Nichts" adoptirt, die Annahme einer Materie schien ihm namentlich zur Erklärung des Uebels in der Welt nothwendig, da dieses auf Gott wegen dessen absoluter Vollkommenheit schlechterdings nicht zurückgeführt werden konnte. Da gleichwohl die Annahme eines zweiten Urprincipes in der Materie Philo's bisherigen Nationalvorstellungen widerstritt, so läßt er sich selten in nähere Bestimmungen über die Materie ein und wo er dergleichen gibt, schließt er sich bald dieser, bald jener Schule an, je nachdem sein augenblickliches Bedürfniß es erheischte. Namentlich läßt sich ein doppelter Lehrtypus bei ihm unterscheiden. Um nämlich die göttliche Freiheit als selbstständig weltbildendes Princip in keiner Weise zu beschränken, sahe er sich nach Platons Vorgange genöthigt, der Materie jede wesentliche, den weltbildenden νοῦς irgendwie bestimmende, Eigenthümlichkeit abzusprechen, sie als völlig gestalt- und qualitätenlos (ἄμορφον, ἄποιον) anzunehmen, um sie zur Aufnahme aller möglichen Formen des weltbildenden Principes fähig zu machen, ohne zu beden-

bedenken, daß mit dieser Annahme die Materie dem menschlichen Gedanken eigentlich ganz und gar entrückt wurde. Um nun aber auch eine Erklärung des physischen und moralischen Uebels zu geben, sahe er sich auf der andern Seite ebenfalls nach seines Meisters, Platons, Vorgange genöthigt, die Materie sich als die wirkende Ursache der Unvollkommenheit in der Welt zu denken, mithin gewisse Urformen der Materie anzunehmen und letztere sich als planlose, ungeordnete, chaotische Masse zu denken. — Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die unter Nr. 4. gegebenen „weitern Bestimmungen über die göttlichen Kräfte" (S. 202—246). Der Verf. trifft in seinen Resultaten der Hauptsache nach mit Großmann und Gfrörer zusammen, weicht aber darin von ihnen ab, daß er die Identität des *λόγος* und der *σοφία* bei Philo leugnet. Die *σοφία* sei bloß ein Theil des *λόγος*, nämlich „die in der weltbildenden Mittelursache nothwendig zu postulirende Fähigkeit, weise zu disponiren. Die dafür angeführten Gründe haben jedoch Recn. nicht überzeugen können. Denn wenn wir bedenken, daß in einer frühern Periode der alexandrinischen Theosophie, wie dieses aus Aristobulus Fragmenten und aus dem Buche der Weisheit erhellt, die *σοφία*, wenn auch in weniger bestimmten Begriffen, doch schon die Stelle des spätern, freilich nach seinem Wesen und seiner Function weit schärfer gezeichneten, *λόγος* vertritt; wenn wir bedenken, daß ihr Philo gleiche Prädicate wie dem *λόγος* beilegt; wenn wir dazu Stellen vergleichen, wie Legg. alleg. T. I. p. 56. (*θεοῦ σοφία ἡ δέ ἐστι ὁ θεοῦ λόγος*) det. pot. insid. T. I. p. 213. ed. M.: so möchte es doch wohl als wahrscheinlicher erscheinen, daß bei Philo die frühere Sprachweise, nach welcher die göttliche Mittelursache *σοφία* hieß, noch fortwirkte und bei der Unbestimmtheit und dem Schwanken seiner philosophischen Terminologie es sich erklärlich mache, wie die

σοφία

σοφία oft als immanente Weisheit vom λόγος unterschieden (de somn. T. I., p. 690); bald aber mit dem λόγος προφορικός identificirt werde, jenachdem vorzüglich die allegorisch zu erklärenden Worte Masculina oder Feminina waren und den Philo bewegen, sich des Ausdrucks λόγος oder σοφία zu bedienen. Dagegen ist auch Hr. D. mit der jetzt wohl allgemein und mit Recht recipirten Ansicht einverstanden, „daß Philo sich unter den intelligenten Mittelursachen wirklich existirende Wesen dachte," wofür er als Beweis hauptsächlich solche Stellen anführt, in denen Philo die Kräfte ausdrücklich dem höchsten Gotte entgegensetzt und ängstlich vorbeugend bemerkt, daß nicht von diesem, sondern von jenen diese oder jene Geschäffte vollführt würden, welche Aengstlichkeit Philo's völlig ohne Zweck und Sinn wäre, wenn er Gott und die Potenzen für wesentlich dasselbe gehalten hätte. Obschon auch Rec. diesen Grund als einen sehr schlagenden anerkennt, so glaubt er doch, daß der Verf. noch andere Gründe habe vorbringen müssen und daß die deßfalsige Untersuchung von Gfrörer jeden Falls gründlicher sei. — Unter Nr. 5 des zweiten Abschnittes endlich behandelt der Verf. Philo's Ansichten „von der göttlichen Weltbildung, deßgleichen von der Beschaffenheit der gebildeten (geistigen und sinnlichen) Welten" (S. 246—338), endlich im dritten Abschnitte die Anthropologie Philo's.

Die zweite Abtheilung, welche „Philo's Ethik" (S. 341 bis 423) behandelt, ist nicht bloß für die Geschichte dieser Wissenschaft von Bedeutung, sondern gewährt auch in sofern besonderes Interesse, als Hr. D. die ihm hier dargebotene Gelegenheit benutzte, eine in sich zusammenhängende Reihe philonischer Allegorumenen zu geben. „Philo knüpfte nämlich „seine ethischen Lehren und Ansichten an denjenigen Theil der „mosaischen Bücher, welcher, den eigentlichen Gesetzen voran- „geschickt, Lebensbeschreibungen guter und böser Menschen und

„Nach-

„Nachrichten über die ihnen zu Theil gewordenen Belohnungen „und Strafen enthält," so eng an, daß er es nicht für passend hielt, sie „aus diesem natürlichen Verbande herauszureißen „und sich eines eben so trefflichen Mittels zum Verständnisse „der philonischen Speculationen und Schriften überhaupt, als „auch eines sehr erläuternden Beispieles für seine exegetische und „philosophische Methode zu berauben." Da sich nämlich Philo nicht überzeugen konnte, daß der Gesetzgeber jene Lebensbeschreibungen bloß als Historiograph gegeben habe, so fand er in den dort bezeichneten Personen bloß Bilder für Seelenzustände, zu welchen die ursprüngliche Fähigkeit des Menschen gebildet oder verbildet werden könne. Auch hielt er die Ordnung der aneinandergereihten Personen nicht für zufällig, sondern erklärte sie aus der innern Verwandtschaft und Analogie der symbolisirten geistigen Zustände, weßhalb er auch diesen Theil seiner Philosophie in Büchern bearbeitete, die er schlechthin legum allegoriae nannte. So bezeichnet Adam die menschliche Vernunft an sich als noch unverbunden mit dem Körper, Eva die Sinnlichkeit; durch den Sinn erhält der Mensch Kunde von der Körperwelt, die er nun für sein Eigenthum hält und keines andern bedürftig zu seyn glaubt. Durch die Aufnahme der Eindrücke wird die Sinnlichkeit (Eva) gleichsam schwanger und gebiert dem Geiste den Eigendünkel und die Anmaßung (Kain). Leider müssen wir es uns versagen, den mit Philo nicht genauer bekannten Lesern die Sache durch weitere Beispiele zu veranschaulichen und, was noch von besonderem Interesse ist, zu zeigen, wie Philo seine ganze Gabe des Witzes und der Phantasie anwendet, die Gleichheit des symbolisirt seyn sollenden Seelenzustandes mit den in der Schrift genannten Personen nachzuweisen, sei es nun aus deren Namen durch etymologische Künsteleien oder aus deren wirklichem Seelencharakter oder sonst auf andere Weise. Von ganz besonderer Bedeutung ist endlich auch die dritte Abthei-

lung,

lung, welche „Jüdische Nationalansichten und Hoffnungen Philo's und deren Verhältniß zu seinen philosophischen Speculationen. Vorzüglicher Werth der jüdischen Nation. Messias." (S. 423—438) überschrieben ist und die geistig universalen Ansichten Philo's im Gegensatze zu dem rohern palästinensischen Particularismus in ein recht helles Licht stellt. Sehr ungnügend erscheint Recn. die vom Verf. gegebene Erörterung der philonischen Ansicht von der Person des Messias. Wenn nämlich Philo de exsecr. T. II. p. 436. ed. Mang. die Juden durch eine bloß ihnen sichtbare himmlische Gestalt in ihr Vaterland zurückführen läßt, so stimmt Rec. dem Verf. darin bei, daß Philo den λογός gemeint, kann aber keineswegs zugeben, daß er denselben mit dem Messias identificirt habe; denn in diesem Falle würde er sich gewiß weit deutlicher über die gewöhnliche Volkserwartung einer messianischen Person ausgesprochen haben; vielmehr erscheint hier der λογός nur in seiner sonst gewöhnlichen Function eines Mittlers, gleichwie er nach Ph's. Ansicht schon vor Zeiten die Israeliten in ähnlicher Weise durch die Wüste dem heiligen Lande zugeführt hatte. Auch hat es Recn. sehr gewundert, daß Hr. D. die berühmte, hier besonders in Frage kommende Stelle de praem. et poen. ed. M. T. II. p. 421, wo Philo die Stelle 2. Mos. 24, 7. frei nach den LXX. citirt: ἐξελεύσεται ἄνθρωπος καταστρατηγῶν καὶ πολεμῶν ἔθνη τε μεγάλα καὶ πολυάνθρωπα χειρώσεται und eine menschliche messianische Person anzunehmen scheint, wie dieses auch Gfrörer's (a. a. O. 1. Th. S. 498 ff.) Meinung ist, gar nicht erwähnt, geschweige denn genauer untersucht hat. Es beruht aber diese Annahme auf bloßem Scheine. Denn so weitläufig auch und mit so lebhaften Farben Philo in jener Schrift das Glück der messianischen Zeit beschreibt, so hat er doch außerdem über jenen Kriegshelden durchaus nichts Näheres bemerkt, was gewiß geschehen wäre,

wäre, wenn er die Hoffnung auf einen persönlichen Messias getheilt hätte, da diese ein wesentliches Stück in seinem Glauben seyn mußte. Dagegen steht jenes Citat viel zu vereinzelt da, als daß nicht eine andere vom Zusammenhange empfohlene Erklärung desselben näher liegen sollte. Philo hatte nämlich kurz vorher behauptet, daß in der messianischen Zeit ein doppelter Krieg aufhören werde, der Krieg der Menschen mit den Thieren und der unter ihnen selbst. Sollten aber dennoch die Gottlosen ihre Angriffe auf die Frommen fortsetzen, so werde ihr Beginnen vergeblich seyn; der Grund davon liege in der Tugend und Rechtschaffenheit der Frommen (μεγαλοπρεπής γε καὶ πάνσεμνον ἀρετὴ καὶ μόνη καθ' ἡσυχίαν ἱκανὴ φορὰς μεγάλων ἐξευμαρίζειν κακῶν) und in der Hilfe Gottes, die ihnen zu Theil werden würde; ja Viele würden nicht ein Mal von äußern Feinden verfolgt, ihren Rücken den Gegnern darbieten und umkommen. Hierauf folgt nun die Berufung auf die genannte Stelle. Ist es nun nicht wahrscheinlicher, daß Philo dieselbe allegorisch erklärt und unter dem Kriegshelden nur eine Personification, Theils der menschlichen Tugend und Frömmigkeit, Theils des göttlichen Beistandes verstanden wissen wolle und in diesem Sinne auch die Worte τὸ ἁρμόττον ὁσίοις ἐπικουρικὸν ἐπιπέμψαντος θεοῦ beifüge? Und wenn Philo noch beifügt, daß jener Held auch im Frieden herrschen werde, so ist dieses nach dem oben erörterten Zusammenhange ebenfalls klar. — Auch das dritte Capitel dieses ersten Bandes: „Von der Uebung der alexandrinisch-jüdischen ethischen Grundsätze im Leben oder von den Therapeuten und Essenern (S. 493—497) enthält schätzbare Untersuchungen über einen vielbesprochenen Gegenstand, von denen jedoch Einzelnes mitzutheilen wir uns versagen müssen, um noch Raum zur Berichterstattung über den zweiten Band dieses Werkes zu behalten.

Dieser zweite an Umfang bei Weitem schwächere Band enthält

auch Philo noch in gutem Sinne von Engeln überhaupt gebrauche, in so früher Zeit noch nicht nachweisen lasse. Allein 1) würde es dann doch sehr auffallend seyn, daß die LXX gerade in solchen Stellen das bei ihnen sonst so selten vorkommende (vergl. *Schleusneri* Thes. nnt. d. N. T. II. p. 48) *δαιμόνια* und nicht das weit gewöhnlichere *ἄγγελοι* gebrauchen. 2) ist die Bedeutung des Wortes als böse Wesen durch den Sprachgebrauch der LXX selbst gerechtfertigt, vergl. Jes. 13, 21, wo diese Uebersetzer das Wort שְׂעִירִים, welches im Originale wilde und schreckbare, in Wüsteneien hausende Bocksgestalten bedeutet, durch *δαιμόνια* wiederzugeben, nach Hrn. D. also unter diesen Unholden gute Engel verstanden hätten! wogegen unsere Erklärung auch durch die sonst in der Bibel (vergl. Baruch 4, 34. Matth. 12, 43), so wie im ganzen Morgenlande gangbare Vorstellung von der Wüste, als dem Sitze der Dämonen (s. Gesenius zu Jesaia a. a. O.) bestätigt wird. Deßgleichen übersetzen die LXX in der ganz ähnlichen Stelle Jes. 34, 14. das W. צִיִּים (wilde Katzen) durch *δαιμόνια* und Ps. 91, (90) 6. die Worte קֶטֶב יָשׁוּד צָהֳרָיִם (Seuche die am Mittage wüthet) durch *σύμπτωμα καὶ δαιμόνιον μεσημβρινόν*, während V. 11. die guten Engel *ἄγγελοι* genannt werden. Ueberhaupt aber geht unser Verf. von der unerwiesenen Voraussetzung aus, daß bei den alexandrinischen Juden die Vorstellung vom Satan und den Dämonen durchaus nicht angenommen werden könne. Allerdings ist dieselbe mit dem consequenten und scharf durchgebildeten Alexandrinismus, wie wir ihn bei Philo finden, schlechterdings unverträglich. Allein ist es denn nicht weit wahrscheinlicher und, wie dem menschlichen Bildungsgange überhaupt, so der Festigkeit, mit welcher die meisten Juden an verjährten Vorurtheilen festhielten, weit angemessener, daß der jüdische Alexandrinismus sich erst nach geraumer Zeit zu jener Consequenz sich entwickelte? Mußte nicht auch den

alexan-

alexandrinischen Juden jene traditionale, aus dem Parsismus stammende Vorstellung von bösen Geistern bekannt seyn? Und ist denn die aus der Macht solcher traditionaler Vorurtheile entstehende Inconsequenz bei weniger scharfen Denkern etwas so ganz Außergewöhnliches? Cap. 2. handelt von Aristobulus (S. 73—112). Nachdem der Verf. eine gute Uebersicht der bisherigen Untersuchungen über diesen alexandrinischen Juden, namentlich über sein Zeitalter und über die Echtheit der bei Clemens Alexandrinus und Eusebius aufbewahrten Fragmente seines Commentars zum Pentateuch gegeben, geht er auf die in demselben enthaltenen Philosopheme selbst über und weist deren Verhältniß zu den philonischen nach. — Cap. 3. handelt „von den apokryphischen „Schriften des A. B. und einigen unter dieselben „nicht aufgenommenen Historikern, in wie weit sie „Zeugen für die jüdisch-alexandrinische Reli„gionsphilosophie sind" (S. 113—203). Der Verf. unterscheidet mit Recht zwei Classen dieser Bücher, diejenigen nämlich, welche ägyptischen Ursprungs und deßhalb unmittelbare Quellen des Alexandrinismus und die chaldäischen oder palästinensischen, welche ursprünglich in der palästinensischen Landessprache geschrieben, aber von alexandrinischer Hand in's Griechische übersetzt, wie die LXX nur mittelbare Quellen für die in Rede stehende Untersuchung sind. Der Verf. ist jedoch vorsichtig genug, um anzuerkennen, daß bei letzteren die Untersuchung weit schwieriger sei, als bei den LXX, da hier das Original stets mit der Uebersetzung verglichen und somit Jeder zu der Anerkennung genöthigt werden könne, daß in den betreffenden Stellen nicht der Urtext, sondern die religionsphilosophische Ansicht des Uebersetzers Ursache von der besondern Gestaltung der Uebersetzung gewesen sei. Hr. D. bespricht zuvörderst den griechischen Esra (S. 116—125), den er nicht, wie dieses nach der gewöhnlichen Meinung geschieht, für

eine überarbeitete Uebersetzung und eine aus dem Nehemia und dem zweiten Buche der Chronik charakterlos compilirte Erweiterung des kanonischen Esra hält, sondern für „ein die „genannten Stücke umfassendes Fragment einer andern gleich„falls ägyptischen Uebersetzung des A. Ts., die anfänglich „mehrere, vielleicht alle Bücher desselben umfaßt und sie in „reinerer Sprache, gewandterem Ausdrucke und zum Theil treuer „wiedergegeben habe als die LXX, aber in der Folgezeit, „Theils durch zufällig ungünstige Verhältnisse — — in den „völlig ordnungs- und zwecklosen Zustand versetzt worden sei, „in welchem sie uns jetzt vorliege" — —, eine von den künftigen Bearbeitern der Einleitung in's A. T. gewiß sehr zu beachtende und näher zu prüfende Ansicht, welche der Verf. selbst in den Anmerkungen näher zu begründen sucht, wie denn überhaupt seine ganze Untersuchung über die Apokryphen zugleich als ein schätzbarer Beitrag zur historisch-kritischen Einleitung in's A. T. zu betrachten ist. Anlangend den dogmatischen Charakter des griechischen Esra, so fühlt man sich allerdings gedrungen, des Verfs. Resultaten in Annahme alexandrinischer Bestandtheile beizustimmen. Dagegen kann Rec. mit der gleichen Behauptung des Verfs. in Betreff der Bücher Tobiä, Baruch und Jesus Sirach keineswegs einverstanden seyn. Zwar ist Hr. D. hinsichtlich des letztern Buches weit vorsichtiger, als Gfrörer und tritt dessen Willkür auch hier mit Erfolg entgegen, namentlich hinsichtlich des Lobes der Weisheit, Cap. 24., in welchem Gfr. einen Hauptbeweis für den alexandrinisirenden Charakter der Uebersetzung fand, wogegen unser Verf. zeigt, daß dasselbe gerade mit einigen Hauptdogmen des Alexandrinismus in Widerspruch steht. Allein auf der andern Seite hält Hr. D. (S. 141 ff.) Vieles für alexandrinisches Element, was recht gut auch von einem Palästinenser gesagt werden konnte, wenigstens an und für sich viel zu schwach und unbedeutend ist, um der Meinung

des

des Verfs. zum Stützpuncte zu dienen; dahin gehört die Meinung von Schutzengeln der einzelnen Länder, Cap. 17, 17., der öftere Tadel der Selbstsucht, die hohe Verehrung der Patriarchen, die Bemerkung über Henoch 44, 6., über Moses 45, 5.; so wie die Stelle Cap. 50, 28. f. eine Parallele in Ps. 119, 5. hat. — Die folgende Untersuchung (S. 152 bis 180) hat es mit dem Buche der Weisheit zu thun, dessen alexandrinischen Ursprung Hr. D. gegen neuerdings dawider gemachte Einwendungen vertheidigt. Obschon auch wir zugestehen, daß Pseudosalomo unverkennbar alexandrinisire, so können wir doch dem Verf. nicht unbedingt beipflichten, wenn er in dem B. d. W., dessen dichterischen Charakter er wohl Etwas verkennt, streng consequente Theosophumene und gar zu genaue Uebereinstimmung mit Aristobulus und Philo erweisen will, da doch der Verf. desselben nur einzelne philosophische, namentlich platonische, Lehrmeinungen sich angeeignet, dieselben aber weder unter sich, noch mit seinen bisherigen traditionalen Volksvorstellungen in consequenten Zusammenhang gebracht hat und daher nicht unbedingt mit Philo verglichen werden kann. Rec. muß wegen Mangel an Raume die genauere Beweisführung hierüber einem andern Orte vorbehalten, führt aber zum Beweise, welch' einer gekünstelten Exegese Hr. D. für seinen Zweck sich bisweilen bedienen müsse, nur zwei Stellen an. Cap. 2, 24. erklärt er, wiederum von der Voraussetzung ausgehend, daß sich bei einem Alexandriner die Vorstellung vom Satan schlechterdings nicht annehmen lasse, das Wort διάβολος in dem Satze φθόνῳ διαβόλου θάνατος εἰσῆλθεν εἰς τ. κόσμον von der Schlange im Paradiese als dem Sinnbilde des Gott mit dem Menschen entzweienden Vergnügens, um so den Pseudosalomo in Harmonie mit einer Bd. I. S. 345 erörterten philonischen Ansicht zu bringen. Cap. 10, 1. sollen die Worte (ἡ σοφία) ἐξείλατο αὐτὸν (den Adam) ἀπὸ παραπτώ-

 ματος

ματος ἰδίου nicht auf den Genes. 3 erzählten Mythus, sondern auf „den dem Menschen als solchem eigenthümlichen Sündenfall" sich beziehen, „bei welchem er früher ein reiner Geist sich mit dem Irdischen verband," nach welcher Erklärung, ganz abgesehen von dem Gezwungenen derselben, Pseudosalomo ja auch einen Sündenfall der übrigen Geschöpfe hätte annehmen müssen. — Eben so wenig kann Rec. dem Verf. in Betreff des zweiten Buches der Maccabäer beistimmen. Aus Cap. 3, 38. ff., wo Antiochus Epiphanes sagt, es walte im Tempel zu Jerusalem eine göttliche Kraft und Gott selbst wache über ihn und beschütze ihn, (περὶ τὸν τόπον ἀληθῶς εἶναί τινα θεοῦ δύναμιν, αὐτὸς γάρ — — — τόπου), folgert nämlich Hr. Prof. D., der Verf. sei mit der alexandrinischen Dynamik bekannt gewesen, was besonders aus dem beigesetzten τινά erhelle und habe von der Kraft das höchste Wesen an sich (αὐτός) unterschieden. Allein diese Worte sind doch gar zu unbestimmt, als daß sie für Hrn. D's. Meinung ein entscheidendes Argument abgeben könnten; δύναμίν τινα, „irgend eine Kraft," soll wohl nur ein dem Könige unerklärliches Walten bezeichnen und αὐτός wird, wie im classischen Sprachgebrauche von menschlichen Hauptpersonen, so im biblischen bisweilen nachdrucksvoll von Gott (vergl. Weish. 6, 7. 7, 15. 16. 17.) und im N. T. von Christus gebraucht. Da es ferner zweifelhaft ist, ob der Schriftsteller Cap. 7, 28. unter dem Ausdrucke οὐκ ὄντα wirklich die form- und qualitätenlose Materie, wie Hr. D. will, oder nicht vielmehr ein absolutes Nichts verstanden habe, was wenigstens Recn. aus dem Zusammenhange und Zwecke der Stelle wahrscheinlicher ist, so möchten sich die deutlichen Spuren des Alexandrinismus wohl nur auf das Prädicat τῶν ὅλων ἀπροσδεής beschränken, welches C. 14, 15. Gotte beigelegt wird. Nun wird aber bekanntlich in diesem Buche nach der bisheri-

gen

gen Meinung aller Theologen die Auferstehung des Fleisches gelehrt, eine dem Grundwesen alles Alexandrinismus, der den materialen Körper als den Sitz des Bösen ansahe, durchaus widerstreitende Vorstellung. Unser Verf. kommt daher durch dieselbe in nicht geringe Verlegenheit und sieht sich deßhalb genöthigt, die Stellen, welche von Wiedererstattung der leiblichen Glieder (Cap. 7, 11.), des Lebens und Odens (14, 46.) handeln, allegorisch zu verstehen, in demselben Sinne, in welchem Jesus bei Matth. 19, 29. verspricht, daß Derjenige, welcher um seines Namens willen Häuser, Brüder, Schwestern u. s. w. verliere, dieselben im künftigen Leben hundertfältig wiedererhalten solle. Allein Sinn und Zusammenhang der hierhergehörigen Stellen unserer Schrift berechtigen in keiner Beziehung von der nächsten Wortbedeutung abzugehen, um so weniger, da es höchst auffallend seyn würde, daß der Schriftsteller, wenn er nur an die Fortdauer des Geistes allein geglaubt, von dieser so constant das Wort ἀνάστασις und die verwandten (vergl. Cap. 7., V. 9. ὁ δὲ τοῦ κόσμ. βασ. ἡμᾶς ἀναστάσει, V. 14. πάλιν ἀναστήσεσθαι ὑπὸ θεοῦ — — ἀνάστασις εἰς ζωήν, deßgl. Cap. 12, 43. 44.) und nicht vielmehr, wie der Verf. des Buches der Weisheit, die näher liegenden Worte ἀφθαρσία und ἀθανασία gebraucht hätte. Kurz, es leuchtet wohl ein, daß Hr. Pr. D. auf die wenigen und noch dazu ungewissen Alexandrinismen unserer Schrift zu Viel gebaut habe. Nach unserer Ansicht beweisen dieselben nur so viel, daß, wie dieses auch in der Natur der Sache lag, selbst orthodoxere Juden sich dem Einflusse des Alexandrinismus nicht ganz entziehen konnten, daß auch zu ihnen einzelne Begriffe und Sätze dieser Theosophie übergingen, ohne deßhalb eine wesentliche Modification ihrer bisherigen traditionalen Vorstellungen zu bewirken.

Wenn sich Rec. genöthigt gesehen hat, dem Hrn. Verf. in mehrern unwichtigen Puncten der zweiten Abtheilung seiner

Dar-

Darstellung zu widersprechen: so bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß dem über das Werk im Ganzen von uns ausgesprochenen Lobe nicht der mindeste Eintrag geschehen soll. Es ist uns vielmehr das Bestreben des Verfs., Alles mit Philo in möglichste, wenn auch noch so gezwungene Uebereinstimmung zu bringen, ebenso, wie an seinem Vorgänger, Hr. Gfrörer, den unser Verf. selbst an mehreren Stellen deßhalb tadelt, aus der langen und wiederholten Lectüre der philonischen Geistesproducte leicht erklärlich. Dagegen können wir Hr. D. im Betreffe des dritten und vierten Buches der Makkabäer in der Hauptsache unsere Beistimmung nicht versagen, so wenig als dem vierten Cap., worin „von einigen Ueberresten der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie in angeblich ältern heidnischen Geschichtschreibern und Dichtern, vornehmlich des Aristeas, Orpheus und der Sibylle, die zu Gunsten jener willkürlich verändert oder völlig untergeschoben sind" (S. 204 — 237) gehandelt wird. Das fünfte „Entwickelung eines Zweiges reiner jüdisch-alexandrinischer Religionsphilosophie in Palästina" (S. 237—245) überschriebene Capitel verbreitet sich hauptsächlich über die Spuren der alexandrinischen Theosophie in den Schriften des Josephus. — Ein reichhaltiges Register erleichtert den Gebrauch dieses vorzüglichen Werkes.

Sprache und Darstellung des Hrn. Verfs. leiden an großen Fehlern, namentlich sind sie höchst trocken, ermüdend und unklar. Der letztgenannte Fehler hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß der Verf. Theils die Sätze zu sehr in einander einschaltet, Theils zu lange Perioden bildet. So findet sich in der Vorrede S. VIII f. ein Satz von 32 Zeilen, — S. 3 einer von 21 Zeilen, den Rec., um ihn zu verstehen, drei Mal lesen mußte; S. 35—37 sogar einer von 38 Zeilen. Auch das vom Verf. häufig gebrauchte schlechte Wort „be-

griff-

griffli
ch" ist mit dem besseren und gewöhnlicheren „begriffsmäßig" zu vertauschen. — Die Correctur ist sehr sorgfältig besorgt; nur einige Male ist Rec. auf Accentfehler gestoßen, die doch dem Setzer nicht wohl zur Last zu legen sind, wie z. B. S. 209 in d. Note und S. 222 εἴκων statt: εἰκών; — S. 257 drei Mal ἰδέων statt: ἰδεῶν.

Predigten zunächst für häusliche Erbauung. Von D. G. A. F. Goldmann, Pastor zu Groß-Dahlum im Herzogthume Braunschweig. Dritte Sammlung. Auch unter dem Titel: Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben. In Predigten von u. s. w. Hannover 1835. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchh. 1 Thlr.

Der Verf. der vorliegenden Predigten, die er in der, einigen geistlichen Stolz verrathenden, Vorrede seinen frühern Gemeinden als ein liebes und gewünschtes Andenken widmet, gibt sich in denselben als einen sogenannten Rechtgläubigen in dem Sinne einer gewissen Partei zu erkennen und stellt als solcher manche Behauptungen auf, die wohl ehedem ihre Geltung hatten und auch jetzt noch da und dort mit ängstlicher Befangenheit vestgehalten werden, unseres Bedünkens aber weder mit der richtig verstandenen Schrift, noch mit der gesunden Vernunft zu vereinigen sind. Solche Behauptungen sind z. B. — Gott ward Mensch — die Hauptsumme des Christenglaubens ist der Glaube an Gott den Vater, Sohn und Geist (in dem Sinne des Verfs.) — durch die Auferstehung Jesu von den Todten hat Gott die Sendung seines Sohnes (nach des Verfs. Meinung eigentlich die Sendung seiner selbst) bestätiget — für sich selbst und ohne den Beistand des heiligen Geistes ist der Mensch

Mensch zu allem Guten unfähig und wird allein um Jesu willen von Gott begnadiget — Versöhnung mit Gott und Vergebung der Sünden ist nur durch Jesu Leiden und Sterben, durch seinen genugthuenden Gehorsam und stellvertretenden Tod möglich geworden. — Wenn wird doch endlich ein Mal die Zeit kommen, wo der erleuchtende Geist des Christenthum's dergleichen grundloses Gerede verdrängen und der richtig erklärten Schrift, wie der menschlichen Vernunft ihr Recht zurückgeben wird! Wo in aller Welt steht denn in der Schrift, daß Gott Mensch geworden sei? Wie mag von uns ein ernstes Tugendstreben auch nur mit Billigkeit gefordert werden können, wenn wir zu allem Guten unfähig sind? Wie haben wir denn irgend nöthig, von der Sünde abzulassen und besser zu werden, wenn schon vor 18 Jahrhunderten, durch Jesu Blut und Tod, Schuld und Strafe der Sünde aufgehoben sind? Welchen besonnenen Religionslehrer muß nicht schon die Furcht vor den möglichen, sittlich-verderblichen Folgen solcher Lehren von der Verkündigung derselben zurückhalten, wenn sie auch nicht so ganz unleugbar aus falsch verstandenen Schriftstellen oder aus den so begreiflichen Opferideeen der biblischen Autoren hervorgegangen wären? Auch gehört der Verf. zu der Zahl derer, die wir im widerchristlichen Sinne des Worts Christusprediger nennen möchten; weil sie, was der fromme Christ von Gott erwartet, von Christo hoffen und erbitten lehren und selbst in irdischen Angelegenheiten nur immer auf ihn verweisen; obschon das eigene religiöse Gemüth des Herrn, vermöge dessen er sich seiner steten Abhängigkeit von Gotte immer bewußt war, sein wahrhaft demüthiger Sinn, dem jede Anmaßung ein Gräuel war und die deutlichsten Aussprüche seines Mundes das Thörigte eines solchen Verfahrens jedem Unbefangenen augenfällig machen. Ferner sind wir, indem wir die vorliegenden Predigten lasen, auf manche einzelne Uebertreibungen gestoßen, die, wenn auch wohl aus einem löblichen

Eifer

Eifer hervorgegangen, doch als offenbare Kanzelsünden bezeichnet werden müssen. So gibt sich z. B. der Verf. viele Mühe, (man sehe unter Anderem den Eingang der 2ten Pr.) den moralischen Zustand der vorchristlichen Welt als ganz unrettbar verdorben darzustellen und bedenkt nicht, welchen Vorwurf er damit gewissermaßen der göttlichen Fürsehung macht und wie er mit sich selbst im Widerspruche steht, indem die Menschen, wären sie wirklich so tief gesunken gewesen, als er meint, auch der durch das Christenthum dargebotenen Hilfe nicht ein Mal fähig seyn konnten. So sagt er ebenfalls in der 2ten Pr. S. 17: „die reinsten und höchsten Vorstellungen der Menschen von der Gottheit standen unendlich tief unter dem, was Christus lehrte;" als ob nicht schon im A. T. eben so würdige und erhabene Vorstellungen von Gotte ausgesprochen wären. So lasen wir in der 10. Pr. S. 126: „Was hilft es dir nun, daß du versuchst, mit allen Kräften dich zur Heiligung emporzuringen, wenn du der ewigen Gerechtigkeit und ihrem Todesworte doch schon verfallen bist? Je eifriger du dieser Noth entrinnen möchtest, desto tödtlicher fühlst du die Zähne des Raubthieres (!). (Das Bild vom Raubthiere zieht sich durch die ganze Pr.) In der 13. Pr. S. 161 steht. „Ohne Christum lebt der Mensch nur ein thierisches Leben, als ein beseelter Leib." Hat es denn unter Juden und Heiden nicht auch edle Menschen gegeben, die, ohne Christum zu kennen, doch ein geistiges Leben führten? S. 168: „Deine Wissenschaft ist eitel, wie dein Wohlleben; deine Herrlichkeit, wie deine Niedrigkeit; dein Reichseyn, wie dein Armseyn; deine großen Thaten, wie dein kleines Thun." In der 15. Pr. S. 200: Ja, wahrlich, wenn der ewige Richter hat gesprochen, werden wir nicht aus der Verdammniß herauskommen, bis wir den letzten Heller von der Schuld bezahlt haben; aber wenn werden wir das? u. s. w. — Wie mag ein unbefangenes Urtheil sich mit solchen und ähnlichen Gedanken und

Aus-

Ausdrücken befreunden, die bald dem milden Geiste des Christenthums zuwiderlaufen, bald mit aller Erfahrung streiten, bald wohl gar gotteslästerlich zu nennen sind? Abgesehen von den gerügten Mängeln ist übrigens der Inhalt der gegenwärtigen Predigten recht gut und beifallswerth. Der Verf. ist gar nicht arm an Gedanken; er verräth eine reife Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens, behandelt die meisten seiner Gegenstände mit Umsicht und Gewandtheit und versteht es, wenn nicht überall, doch größten Theils, auf das Einzelne einzugehen und so praktisch und erbaulich zu werden. Wir verweisen unsere Leser besonders in letzterer Hinsicht auf — 4. Pr. 2. Theil. — 7. Pr. S. 80 und 83. — 11. Pr. 1. Thl. S. 140 — 14. Pr. 1. Thl. S. 177 und 2. Thl. S. 186—187; — namentlich verdient die letztere Stelle ausgezeichnet genannt zu werden. Wie aber hinsichtlich ihres Inhalts, so verdienen die vorliegenden Predigten auch in Absicht auf ihre Form bald Lob und bald Tadel. Ueber Beides noch einige Worte. Und zwar hat es uns zunächst geschienen, als habe der Verf. von dem, was die Homiletik eine „Homilie" nennt, keine deutliche Vorstellung, indem manche seiner Vorträge unstreitig eine solche seyn sollen, in der That aber weiter Nichts sind, als eine bloße Verbreitung über die Texteswortе. Die Homilie dagegen unterscheidet sich in ihrer äußern Form von der eigentlichen Predigt besonders dadurch, daß sie die verschiedenen Gedanken der zu Grunde liegenden Schriftstelle so viel wie möglich unter einen Hauptgedanken zusammenfaßt und ihre Theile sodann an die einzelnen Verse jener Stelle anzuknüpfen sucht; weßhalb sie aber meist entwickelnd verfährt und um Vieles schwerer erscheint, als die Predigt im engern Sinne, welche ihr Thema zwar auch dem Texte zu entnehmen hat, deren Theile aber ohne ängstliche Rücksicht auf denselben mehr durch den Hauptsatz bedingt und bestimmt werden. So hat z. B. die 2. Pr. des Verfs. aller-

dings

dings die Form einer Homilie, indem sie nach Luk. 2, 1—20. das Heil betrachtet, das der Heiland dem Menschengeschlechte brachte und dieses Heil in den Texteswortes — Ehre sei Gott in der Höhe — Friede auf Erden — den Menschen ein Wohlgefallen — nachzuweisen sucht. Allein davon abgesehen, daß hier nur ein kleiner Theil der genannten Schriftstelle benutzt wird, so ist auch das Thema durchaus nicht erschöpft, ein Fehler, der offenbar aus dem Streben, die Gedanken des Textes als Theile zu brauchen, entsprungen ist. Noch fehlerhafter erscheint in formaler Hinsicht die 3. Pr. Matth. 23, 34—39. „Die treue Liebe, ihre Verächter und Wir." Denn dieses Thema ist falsch, mag die Predigt selbst nun eine Homilie seyn sollen oder nicht, da es nicht einen Satz, sondern drei Sätze enthält und eigentlich gar kein Thema ist, sondern nur die einzelnen Theile der Predigt namhaft macht. Lieber würden wir daher den Gedanken als Hauptsatz aufgestellt haben: die treue Liebe in ihren Aeußerungen" — und zwar als Theilnahme an fremden Schicksalen — als freundliche und willige Hilfsleistung — als ernste Strenge, wo diese nöthig ist; — so würde der Text erschöpft worden seyn und die Theile hätten sich leicht aus den Worten desselben entwickeln lassen. Auch hat der Verf., nebenbei gesagt, Unrecht gethan, daß er in dieser Pr. das Bild von der Henne und ihren Küchlein vestgehalten hat, indem dadurch manche Sonderbarkeit zum Vorscheine gekommen ist; und daß er mitten in der Pr. auf ein Mal fünf Liederverse betet, hat dieselbe ganz unnöthiger Weise sehr verlängert. Eben so fehlt es der 4. Pr., die, wie es scheint, auch eine Homilie seyn soll, an einem bestimmten Thema, indem bloß nach Ps. 67. gezeigt wird, daß wir das neue Jahr 1) mit Dank, 2) mit demüthiger Selbstprüfung und 3) mit guten Vorsätzen beginnen sollen. Auch ist diese Disposition fehlerhaft, denn sie schließt sich gar nicht an den Text an und mußte, wo sie einmal von demselben abgeht,

abgeht, umfassender und erschöpfender seyn. Wer beginnt z. B. das neue Jahr nicht gern auch mit frohen Hoffnungen? Noch gedenken wir in dieser Beziehung namentlich der 18. Pr., die weder eine Predigt, noch eine Homilie zu nennen ist. Der Verf. führt nach einem kurzen Gebete den Text Mark. 7, 31 bis 37. an, sagt in Beziehung auf denselben, er enthalte ein schönes sanftes Bild erbarmender Liebe, als deren Umschrift gleichsam die Worte: „er hat Alles wohl gemacht, betrachtet werden könnten und redet dann sogleich und ohne einen Hauptsatz zu nennen über die Gedanken des Evangeliums — sie brachten zu ihm einen Tauben, der stumm war — er sahe auf gen Himmel und seufzete — er sprach: Hephata, d. i. thue dich auf. So gut nun auch an sich ist, was er darüber sagt, so darf man es doch mit einer Predigt nicht so leicht nehmen, indem die Regeln der Rhetorik und die Gesetze der Logik keineswegs gleichgiltig sind und nie ohne Nachtheil verletzt werden können. Und auch sonst nimmt es der Verf. mit dem Logischen der Eintheilung nicht eben genau. Denn wenn er unter Anderem, über Joh. 2, 1—11. predigt: Wir sind Christi Leib, — so ist in der That nicht zu begreifen, wie dieser Satz in der genannten Stelle liegen soll, oder wenn er in der 6. und 7. Pr.: „von den Kennzeichen der Auserwählten" redet und diese darin findet, daß die Auserwählten 1) Vater und Mutter verlassen u. s. w., 2) im Dienste ihres Heilandes treu arbeiten, 3) dennoch aber nicht fragen, was wird uns dafür? — so sind diese Theile zwar dem Texte entnommen, erschöpfen aber das Thema bei Weitem noch nicht; oder wenn er in der 12. Pr. über Hiob 26, 14. die Frage: „Was ruft uns der Frühling zu" so beantwortet: 1) Groß ist der Herr in seiner schönen Welt; 2) o Mensch, bleib du allein kein dürrer Strauch, so liegt wiederum das Thema gar nicht im Texte und die Theile sagen noch lange nicht Alles, was der Frühling uns zuruft; oder wenn er endlich in der 15. Pr.

Matth.

Matth. 5, 17—26. die Christenpflicht gegen Beleidiger und Feinde nach ihrem Inhalte darstellt und diesen Inhalt nach den einzelnen Versen des Textes so bezeichnet: 1) Zürnet nicht, 2) richtet nicht, 3) vergebet, 4) widerstehet dem Feinde in Liebe, 5) seid immer zur Versöhnung bereit, 6) vergeltet Böses mit Gutem, — so fallen die meisten dieser Theile als einander untergeordnet zusammen, weßhalb es auch an mannigfachen Wiederholungen nicht fehlen konnte. Die logischen Regeln sind durchaus nicht gleichgiltig oder überflüssig und die Predigt soll ihrer Form nach ein Kunstwerk seyn, das nach diesen Regeln gearbeitet werden muß; und der Verf. ist deßhalb, weil er dieß nicht immer gethan hat, um so mehr zu tadeln, da er in andern Predigten bewiesen hat, daß er diese Regeln wohl kennt und auch anzuwenden versteht. Man sehe z. B. Pr. 1, 2, 8, 11, 19 und 25. Noch ist uns endlich übrig, auch über die in den vorliegenden Pr. herrschende Diction einige Worte zu sagen. Fordert man nämlich von derselben mit Recht, daß sie, wie Sache und Art es mit sich bringen, edel und gehoben und wie es das meist gemischte Publicum fordert, gebildet zwar, aber doch dem allgemeinen Verständnisse angemessen und je nachdem der in Rede stehende Gegenstand beschaffen ist, bald mild und sanft, bald ernst und kräftig, immer aber warm und lebendig sei, so gebührt dem Verf. allerdings das Lob, daß er diesen Anforderungen größten Theils entsprochen hat. Man hört es ihm an, daß ihm das, was er sagt, Sache des Herzens ist, daß er die Gesetze einer echten Popularität wohl kennt und mit den Regeln der äußern Beredtsamkeit vertraut ist und indem seine Sprache bald ruhig und gehalten, bald wieder bewegt und in rednerischen Schmuck gekleidet ist, kann es ihm nicht fehlen, die Aufmerksamkeit des Hörers zu fesseln und selbst das Interesse des Lesers festzuhalten. Man vergleiche unter Anderem den 1. Th. der 12. Pr., wo die Worte aus der Schöpfungsgeschichte — und

Gott

Gott sprach, Gott segnete sie — Gott sahe, daß Alles gut war — auf wahrhaft gelungene und herzgewinnende Weise angewendet werden. Hin und wieder sind wir jedoch auch auf Stellen gestoßen, die in stylistischer und rhetorischer Hinsicht als verfehlt bezeichnet werden müssen. Wir rechnen dahin mehrere Perioden, die so lang sind, daß man am Schlusse derselben ihren Anfang vergessen hat. Ferner manche geschrobene Redensarten und Sätze voll bildernden Schwulstes, die entweder gar Nichts sagen, oder deren Sinn doch wenigstens so dunkel ist, daß sie den captum vulgarem nothwendig übersteigen. (Was denkt sich z. B. wohl der gemeine Mann, wenn es S. 156 heißt: so viel höher dein Geist ist, als der Erdenkloß, so viel herrlicher soll auch der ewige Frühling in dir seyn, als der irdische; da sollen lauter hohe Himmelsblumen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung in deiner Seele knospen und ihre leuchtenden Kelche entfalten u. s. w.?) oder S. 210: (Wie die Perlenmuschel die Steinchen, welche hineinfallen und drücken, mit Perlenstoff überzieht, so überzieht der Liebevolle gleichsam alles Rauhe, Harte, Kränkende, alle Steine, welche Bosheit oder Unverstand auf ihn wirft, mit dem köstlichen Stoffe seines Herzens, mit Liebe und so werden ihm herrliche Perlen daraus und Thränen, die ihm im ersten Schmerze in die Augen treten, werden ihm zu glänzenden Edelsteinen und in beiden wird er leuchten an seines Vaters Throne u. s. w.?) Sodann die oft allzusehr gehäuften Fragen, in dem oft ganze Seiten mit ihnen angefüllt sind. Und endlich verfehlte Bilder und Gleichnisse, wie z. B. in der 8. und 10. Pr., wo, wie wir bereits bemerkten, die Bilder von der Henne mit ihren Küchlein und von dem Raubthiere mit seinen Zähnen und Tatzen, Theils manche unpassende Vergleichung veranlassen, Theils den guten Geschmack beleidigen; und in der 5. Pr., in welcher die Fabel von der Maus und dem Löwen erzählt wird, und wo es S. 61 heißt: Wenn

die

die Wirkung von Oben (von dem Throne des Königs) auch gleich seyn mag dem schmetternden Blitze und dem weithallenden Donner und die Rückwirkung (von der Hütte aus) nur der kleinen Quelle gleicht, so wirkt sie doch! Wenige Tropfen sind's; aber sie rinnen weiter und andere Quellen rinnen dazu und die Quellen werden zum Strome und der Strom zur Ueberschwemmung, die, wie die der Sündfluth, funfzehn Ellen über die höchsten Berge geht. — Das also ist ungefähr das Urtheil, welches eine parteilose Kritik über die in dem vorliegenden Bande enthaltenen 27 Predigten fällen muß. Sie haben ihre rühmlichen, mehr aber noch ihre tadelnswerthen Eigenschaften; und wenn ihr Verf. in der Vorrede sagt, daß nur die Bitte seiner vorigen Gemeinden, denen er sie widmet, seine alte Abneigung, Predigten drucken zu lassen, habe überwinden können, so wollen wir nicht gerade behaupten, daß er dieser Abneigung lieber hätte folgen sollen; müssen jedoch hinzusetzen, daß durch die Veröffentlichung seiner Arbeiten die homiletische Literatur, wenn auch vermehrt, doch nicht eben bereichert worden ist.

Archiv für Parochialgeschichte der einzelnen Kirchen und Schulen des deutschen Vaterlandes; enthaltend merkwürdige Urkunden und Nachrichten aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben, in Verbindung mit mehrern Andern von M. T. W. Hildebrand, Archidiakonus in Zwickau. 1. Bd. 1., 2. u. 3. Hft. Mit dem Motto: „das werde geschrieben auf die Nachkommen; und das Volk, das geschaffen werden soll, wird den

Herrn

Herrn loben!" Ps. 102, 19. Zwickau, im Verlage der Gebrüder Schumann. 1834. —

So wie die christliche Kirche im Allgemeinen ihre Geschichte hat, durch die wir von den Schicksalen in Kenntniß gesetzt werden, welche sie im Laufe der Zeit nach Innen und Außen erfahren mußte, so haben natürlich auch die einzelnen Theile derselben, d. h. die kirchlichen Gemeinden als solche auch wieder ihre besondere Geschichte; und wenn begreiflicher Weise diese letztern auch immer von jenen Schicksalen mehr oder weniger berührt werden mußten, indem, was dem Ganzen begegnet, auch jeder Zeit den Gliedern desselben in größerem oder geringerem Maße sich mittheilt, so bestimmen wiederum auch die besondern Ereignisse auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens den Gang der allgemeinen Kirchenhistorie und mit um so helleren Blicken werden wir diesen Gang verfolgen und überschauen können, je vertrauter wir uns mit dergleichen Ereignissen zu machen im Stande sind. Und diese wechselseitige Beziehung ist es denn auch, durch welche Archive, wie das vorliegende, ihr eigentliches Interesse bekommen. Denn wenn auch z. B. solche Nachrichten, welche die Gründung einer Kirche, die Reihenfolge ihrer Geistlichen, ihren blühenden oder gesunkenen Zustand u. s. w. betreffen, vorzugsweise für die nächsten Umgebungen derselben von Wichtigkeit sind, so können sie doch deßhalb auch nicht ohne allgemeine Bedeutung seyn, weil sie nicht selten über gewisse religiöse Erscheinungen irgend einer Zeit erwünschten Aufschluß geben, zu richtiger Beurtheilung dieser oder jener kirchlichen Personen oder Ereignisse beitragen und auf diese Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart in unparteiische Vergleichung stellen und beide ohne Vorliebe und Befangenheit würdigen lehren. Auch sind es eben solche Einzelnheiten, aus denen uns der religiöse und kirchliche Geist eines Zeitalters deutlich entgegentritt; sie sind

dem Kirchenhistoriker unentbehrlich; wenn er in seinen Bildungen treu und wahr seyn will, und gewiß überschätzen wir sie nicht, wenn wir von ihnen erwarten, daß sie der Kirche Achtung und Anhänglichkeit erwerben und an ihrem Theile die gute Sache auch in dieser Hinsicht befördern helfen. Freilich muß daher von dem Herausgeber solcher Sammlungen auch mit Recht gefordert werden, daß er die Quellen, aus denen er schöpft, zu sichten versteht, daß er nicht ohne Prüfung und Auswahl, um nur die Bogenzahl zu füllen, Alles liefert, was ihm unter die Hände kömmt und daß er auch auf die Form der Darstellung den Fleiß verwende, den die Rücksicht auf ein gebildetes Publikum erforderlich macht. — Mit diesen Gedanken ungefähr nahmen wir die vorliegenden Blätter zur Hand und haben damit zugleich den Maßstab angegeben, nach welchem wir den Werth oder Unwerth derselben bestimmen zu müssen glaubten. Der Herausgeber verspricht, in der Vorrede zu dem 1. Hefte des 1. Bandes, merkwürdige Urkunden und Nachrichten über Stiftung und Erbauung deutscher Kirchen und Schulen, über Umgestaltungen der Parochieen, über wichtige Stiftungen für Kirchen und Schulen, Beschreibungen merkwürdiger Kirchen- und Schulgebäude, statistische Nachrichten, Anekdoten und Notizen, auch Biographieen ausgezeichneter Prediger und Schullehrer zu geben; und hat bis jetzt in sofern Wort gehalten, als in den drei uns zugesendeten Heften allerdings Gegenstände der einen oder der andern Art enthalten sind. In den zwei ersten Heften finden wir zunächst die Mittheilung eines merkwürdigen Processes zwischen dem zwickauer Magistrate eines und der dasigen Geistlichkeit und D. Luthern andern Theils, aus welchem hervorgeht, welcher entehrenden Willkür von Seiten der weltlichen Behörde die Geistlichen der damaligen Zeit preisgegeben waren; aber auch, wie blinder Zelotismus nie zu etwas Gutem geführt, sondern meist nur Erbitterung und Zwiespalt zur Folge gehabt hat. Gotte sei Dank, daß es in un-

sern Tagen in beider Hinsicht, besser geworden ist; wenn auch die Kirche wohl noch immer das rechte freie und selbstständige Leben nicht gewonnen hat, das ihr zu einer wahrhaft heilsamen Wirksamkeit so nöthig ist. Dann folgt in dem 1. Hefte eine Geschichte der Parochie Wermsdorf im Königreiche Sachsen, von allgemeinerem Interesse wegen der Reibungen, die durch die Stiftung einer katholischen Kapelle in dem nahen Hubertsburg hervorgerufen wurden und wegen mehrerer daselbst gestifteten Vermächtnisse der frühern und jetzigen Zeit, die um so rühmlicher sind, je seltener sie in unsern Tagen vorzukommen pflegen. Der weitere Inhalt des 1. Heftes besteht aus kürzern Aufsätzen, die mehr oder weniger merkwürdig, im Ganzen nicht ohne Bedeutung sind, manchen Blick in die kirchlichen Verhältnisse und den religiösen Zustand vergangener Jahrhunderte thun lassen und aus der Gegenwart zum Theil recht erfreuliche Erscheinungen erzählen. Wir rechnen dahin einen im Jahre 1526 an einen Geistlichen in Chemnitz gerichteten fürstlichen Gevatterbrief, eine Mittheilung über sonstigen Preßzwang durch Censurgesetze, einige Auszüge aus den canonibus apostolorum, in sofern sie auf unsere Zeiten Anwendung erleiden und mehrere Notizen über neu erbauete Kirchen und Schulen Deutschland's, in welcher letztern Beziehung namentlich die Provinz Sachsen eine ausgezeichnete Erwähnung verdient. Nur die Nachrichten über die in den jüngst vergangenen Jahren in einigen Staaten und Städten Deutschland's Geborenen, Gestorbenen u. s. w. konnten weggelassen werden, weil sie mit dem Zwecke des Archivs kaum in einiger Verbindung stehen und dem größern Publicum nur dann interessant seyn könnten, wenn unter den gedachten Fällen ein auffallendes Mißverhältniß Statt fände. — Das zweite Heft enthält zuerst die Fortsetzung der bereits erwähnten Streitigkeiten zwischen dem Magistrate zu Zwickau und der dortigen Geistlichkeit, auch deßhalb merkwürdig, weil sie Veranlassung gaben,

die

die kirchlichen Patronatsrechte mehr zu ordnen und vestzustellen. Dann folgt eine Geschichte der evangelischen Kirchen und Prediger Leipzigs, herabgeführt bis auf unsere Zeiten. Den Anfang macht die Nikolaikirche als die ausgezeichnetste der genannten Stadt und ihre Geschichte ist in dem 2. Hefte fortgesetzt bis auf den 1604 verstorbenen Paster D. Cornelius Balker. Diese Erzählung ist besonders deßhalb von allgemeinerem Interesse, weil mehrere an jener Kirche angestellt gewesene Geistliche an den kirchlichen Streitigkeiten ihrer Zeit thätigen Antheil nahmen und auch jetzt noch unter den lutherischen Theologen mit Achtung genannt werden, z. B. Johann Pfeffinger, Johann Hopfner, Johann Hülsemann, Thomas Ittig u. a. m. Sodann lesen wir wieder mehrere kleinere Notizen aus alter und neuer Zeit, die, wenn auch nicht besonders merkwürdig, doch für die Charakteristik des „Sonst" und „Jetzt" nicht ohne alle Bedeutung und deßhalb der Aufbewahrung nicht unwerth sind. S. z. B. die Nachricht von einer im J. 1677 zu Friedrichsburg in der Pfalz erbaueten und allen drei christlichen Confessionen zum Gebrauche bestimmten Kirche, die aber schon 1689 von den Franzosen wieder zerstört wurde — die Mittheilung eines seltsamen im Mittelalter herrschenden Aberglaubens, dem zu Folge das Evangelium Johannis für einen guten Blitzableiter gehalten und deßhalb oft in die Thurmknöpfe gelegt wurde — die Gründung und Dotirung mehrerer Gotteshäuser u. s. w. Als Anhang enthält das zweite Heft noch eine Correspondenz des im Königreiche Sachsen erscheinenden Lichtfreundes, in welchem manches Beherzigenswerthe, z. B. der Körnerzehent als geistliche Besoldung, zur Sprache kommt. — Das dritte Heft liefert zunächst eine ältere und neuere Geschichte Goseck's in kirchlicher Hinsicht, die zuerst 1822 im Drucke erschien, von dem Herausgeber aber hier noch ein Mal abgedruckt wurde, weil sie allerdings sehr lesenswerth ist und eines Theils wohl den kirchlich-frommen Sinn unserer

Vorfahren, andern Theils aber auch das mannigfache Verderbniß des Klosterwesens beurkundet. Dann folgt die bis zum Tode des im Jahre 1720 verstorbenen Pastor Johann Dornfeld fortgesetzte Geschichte der leipziger Nikolaikirche, die, wie gesagt, in die theologischen Streitigkeiten jener Zeit mehrfach eingreift und auch über das damalige Predigtwesen einen nicht immer erfreulichen Aufschluß gibt. Hierauf kommen wieder mehrere kurze Notizen, unter denen besonders die eine „Kanzelunbilden in Nürnberg" deßhalb beachtenswerth ist, weil sie nachweist, welche durchaus unpassende und zweckwidrige Dinge nicht selten auf die Kanzel gebracht worden sind; ein Uebelstand, der auch jetzt noch nicht ganz aufgehört hat, indem noch immer dem Geistlichen hin und wieder zugemuthet wird, Gegenstände von der Kanzel herab bekannt zu machen, die oft eher alles Andere, als Gottes Wort enthalten. Zum Schlusse gibt der Herausgeber eine fortgesetzte Correspondenz des schon gedachten Lichtfreundes, in welchem dieß Mal über die Ablösung des an die Geistlichen zu entrichtenden Feldzehnten gesprochen und darüber berathen wird, wie dieser meist für beide Theile so lästige Besoldungsartikel auf zweckmäßige Weise in ein angemessenes Aequivalent verwandelt werden könne. — Mit Fleiß haben wir uns übrigens bei der Inhaltsangabe dieses Archivs, so weit es bis jetzt fortgesetzt ist, Etwas länger verweilt, um unsere Leser in den Stand zu setzen, über die zweckdienliche Tendenz desselben selbst zu urtheilen. Dem Herausgeber aber möchten wir schließlich den Wunsch an's Herz legen, in seinen Mittheilungen sich einer gedrängteren Kürze zu befleißigen, indem namentlich in den ausführlicheren Erzählungen Manches erwähnt wird, was als durchaus gleichgültig und zwecklos nur den Raum verengert, der füglich mit wichtigern Dingen ausgefüllt werden konnte; und auf die Form der Darstellung mehr Sorgfalt zu verwenden, da eine Erzählung, so merkwürdig sie auch an sich seyn mag, doch nothwendig an

Interesse verlieren muß, wenn sie in einem trockenen und unbehölfenen Style geschrieben ist. Wir verweisen in dieser Beziehung unter Anderem auf die in dem 2. Hefte der Geschichte der leipziger Kirchen vorausgeschickte Erklärung des Begriffs der Kirche selbst, die nicht ein Mal ganz richtig ist und darum ganz unnöthig war, weil sie mit Recht als allgemein bekannt angenommen werden kann; und auf eine stylistisch ganz verfehlte Stelle im 3. Hefte, wo es S. 37 heißt: dabei hatte er (der Pastor Dornfeld) auch seine Schwachheiten, die man aber, da man dergleichen Fehler immer bei jedem Menschen findet, (wie trivial!) wie billig übersehen muß; (.) unter diese Schwachheiten gehört vorzüglich die, daß er gepuderte Perücken, welche in dem letzten Jahrzehende seines Lebens in Gebrauch kamen, da man bei Entstehung dieses Kopfschmuckes oder Kopfbedeckung sich keines Puders bediente, dessen man sich überhaupt, wenn man nicht verlacht werden wollte, enthalten mußte, daher auch die Acteurs, wenn sie auf dem Theater mit gepuderten Haaren erschienen, doch denselben, ehe sie das Schauspielhaus verließen, sorgfältig herausklopften, durchaus nicht leiden konnte u. s. w. Müßte nicht der Herausgeber, wenn er diese Periode noch ein Mal durchgelesen hätte, das Unbeholfene, Falsche und Schwerfällige derselben gefühlt haben? Möge er übrigens bei seinem Unternehmen immer mehr thätige und freundliche Unterstützung finden, damit er sein Archiv mit immer interessanteren und zweckgemäßern Mittheilungen auszustatten in den Stand gesetzt werde.

Kirchenzeitung für die schweizerische evangelische Kirche. (Nr. 1—33, auf das Jahr 1835; Zürch b. Schultheß, in 4.) Jahrg. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Kirchenzeitung, die uns der bloße Zufall in die Hände führte, wird von dem Pfarrer Schinz zu Wytikon bei

bei Zürch herausgegeben und muß in diesen Blättern um so eiliger zur Anzeige gebracht werden, je mehr dem Vernehmen nach zu befürchten steht, daß sie ihr kaum begonnenes Daseyn nicht lange fristen werde. Der Ort, wo sie erscheint, steht mit dem Inhalte derselben allerdings im Widerspruche und wer bedenkt, durch welche gründliche theologische Wissenschaft die Stadt Zürch, die schnell vorübergegangenen religiösen Schwärmereien eines Lavater abgerechnet, sich von Jeher auszeichnete, wird Mühe haben, das Auftauchen eines solchen Blattes in ihr zu begreifen. Denn nicht genug, daß dieses Blatt weder einige wissenschaftliche Ausbeute gewährt, noch für die praktische Amtsführung der Prediger oder für die Belehrung und Erbauung der Laien etwas Geeignetes enthält, so sucht es auch die ihm eigene Flachheit und Leerheit noch dadurch zu bedecken, daß es einem stationären protestantischen Religionsglauben in schlechthin bejahender Weise das Wort redet und allerhand parteiische Notizen zusammenstellt, welche den nahen Sieg desselben verbürgen sollen. Das ganze Geheimniß der Sache beruht aber darauf, daß der Pfarrer Schinz der Weisheit, welche er vor kurzer Zeit in der Hengstenberg'schen Schule zu Berlin einsammelte, zum Besten seiner Landsleute keinen bessern Abfluß verschaffen und das methodisch-sectirerische Treiben anderer schweizerischer Geistlichen nicht werkthätiger unterstützen zu können glaubte, als durch Begründung dieses Blattes. Unter der angeblich evangelischen Kirche der Schweiz wird nämlich von ihm Nichts weiter verstanden, als der Verein der Bethörten, welche sich erst von den methodistischen Engländern, dann von der Fr. v. Krüdener und ihren aufgeregtesten Jüngern überreden ließen, nur der alte symbolische Kirchenglaube sei ohne Weiteres der biblisch wahre, könne die allein rechte, Gott gefällige Frömmigkeit erzeugen, müsse daher auch Trotz seines Widerspruches mit der fortgeschrittenen religiösen Zeitbildung und einer vorurtheilsfreien

Bibelev-

Bibelerklärung wieder hergestellt, besonders aber durch separatistische Conventikel, Missions- und Bibelgesellschaften und die entschlossensten Gegenwirkungen gegen die herrschende protestantische Kirche erwärmt, belebt und gekräftigt werden. In diesem Bezuge ähnelt diese Zeitung für die schweizerische evangelische Kirche derjenigen Kirchenzeitung, welche die Stadt Berlin verherrlicht, wie ein Ei dem andern, nur daß die letztere selbst für Leser, die ihren Sinn nicht theilen, doch noch mehr Genießbares enthält, als diese völlig geistlose Tochter derselben. Nur in Einem Stücke sucht dieselbe das Bild der Mutter treulich an sich auszuprägen, in der unchristlichen Verketzerungs- und Verdammungssucht, mit der sie über Alles urtheilt, was ihren ungeläuterten Religionsansichten nicht huldigt, in dem selbstgenügsamen Dünkel, womit sie die Ergebnisse dreihundertjähriger Forschungen auf dem Gebiete des Christlichen von sich weist; in der mitleidenswerthen Verblendung, in der sie ihrer Partei den nahen Sieg verkündiget, ohne doch den Kampf wider ihre Gegner mit würdigen und gleichen Waffen auch nur versucht zu haben; und in der lächerlichen Anmaßung, mit welcher sie die kirchliche Welt durch ewige Wiederholung abgestandener Meinungen und längst zurückgewiesener Behauptungen aus den Angeln heben zu können wähnt.

Unter diesen Umständen würden wir dem inhaltleeren Blatte zu viel Ehre anthun, wenn wir uns mit einer detaillirten Anzeige desselben befassen wollten. Es wird an der Hervorhebung einiger schärfer markirten Züge desselben gnügen können, um dem Leser zu einer anschaulichen Kenntniß seiner im Allgemeinen bezeichneten Physiognomie zu verhelfen.

Dazu bietet sich gleich in Nr. 1. der Aufsatz dar, welcher die Ueberschrift: Neujahrbetrachtungen, führt. In ihm klagt der Herausgeber die schweizerische Kirche einer gänzlichen Erstarrung, des Mangels an aller theologischen Bildung, des wenig-

wenigstens funfzigjährigen Zurückbleibens hinter der deutschen Theologie und eines wissenschaftlichen Todes an, welcher ihr weder zu einer kräftigen Orthodoxie, noch zu einer entschiedenen Neologie in ihr kommen ließ und meint dann, die Reform, welche ihr Noth thue und die ihr der seit 1830 herrschend gewordene „unchristliche und antikirchliche" politische Radicalismus nicht bringen könne, „müsse nur von dem Herrn der Kirche selbst ausgehen und mittelbar von denen, die sich an ihn halten und in denen sein Geist lebt." Diese frommstolze Phrase wird in dem, was im Folgendem von den einzelnen Cantonskirchen der Schweiz behauptet wird, dahin erläutert, daß „der Herr der Kirche und sein Geist" nur von denen repräsentirt werde, welche im Canton Waadt, Genf, Basel ff. ein separatistisches Sectenwesen zu fördern suchen und sich als Freunde eines stumpfsinnigen Dogmenglaubens (oder sogenannten „biblischen Christenthumes") treulich die Hand bieten. Was unter diesen Umständen den Herausgeber berechtige, der „Secte der Wiedertäufer" in den Cantonen Thurgau, Appenzell und St. Gallen hier und anderwärts den Geist des Herrn abzusprechen und ihr dagegen das Verbrechen „einer innerlichen und äußerlichen Auflösung der Kirche" aufzubürden, ist nicht wohl einzusehen, da ja diese Secte eben auch Nichts weiter thut, als daß sie den von jenen (waadtländischen, genfer und baseler Pietisten vorgezeichneten Weg) zu einer vermeintlichen Regeneration der Kirche mit der gehörigen Consequenz verfolgt und darum mit dem besten Fuge für noch weit christlicher gelten kann, als diejenigen, die in vermeintlichem vorzugsweisem Besitze des Geistes Christi auf halbem Wege stehen bleiben. Freut sich der Herausgeber doch selbst, daß auch in Zürch sich ein kirchlicher „Gegensatz" allmälig zu bilden anfange und erblickt darin „die ersten Keime einer besseren Zukunft." Wie kann er also diejenigen verdammen, welche jenen

nen Gegensatz an andern Orten bis zum Aeußersten zu führen und diese bessere Zukunft so entschieden und schnell als möglich zu verwirklichen suchen? So sind aber diese Lieblingsjünger Christi. In der Bethörung, worin sie sich eine eigenthümliche Wirksamkeit für die christliche Kirche anmaßen, ohne durch Kenntniß und Wissenschaft dazu berechtiget zu seyn, säen sie selbst den Saamen des Bösen in reicher Fülle und suchen dann die Frucht, welche daraus hervorwuchert, als etwas ihren Zwecken entfernt Liegendes darzustellen. Gerade so will auch die berliner Kirchenzeitung keine Gemeinschaft mit den Stocklutheranern Schlesiens haben, während sie doch seit Jahren die Ansichten und Grundsätze predigte, welche diese rechtgläubelnden Fanatiker thatsächlich geltend machen. — Charakteristisch ist in dieser Nummer noch die Andeutung, daß die „leeren Kirchen und der Mangel an evangelischer Predigt" in Zürch die dortige Gemeinde zu „christlicher Fürbitte" erwecken sollen, „damit der Herr Arbeiter in seine Aernte senden und die vorhandenen mit seinem Geiste salben und zu treuem Dienste stärken und ermuthigen wolle." Leere Kirchen mag es allerdings in Zürch geben; aber diejenigen, wo wirklich evangelisch gepredigt wird, gehören der Erfahrung nach nicht dazu. Diese füllen sich vielmehr sonntäglich mit einer oft übergroßen Zahl von Zuhörern und nur jene bleiben leer, wo man dem Ekel an dem ewig wiedergekäueten Evangelium dieser Kirchenzeitung Preis gegeben ist. — In Nr. 8. läßt sich ein Herr Rhätus, oder ein durch allerhand flaches Gerede sich in diesem Blatte breit machender Geistesbruder des Herausgebers aus Graubündten, als Warner vor den Schwärmereien vernehmen, welche jetzt durch Magnetismus und Hellseherei in Umlauf gesetzt würden, indem er meint, die angeblichen göttlichen Offenbarungen, welche darin enthalten seyn sollen, müsse man nach der einzig giltigen göttlichen Offenbarung in der Schrift prüfen und, wenn sie mit dieser nicht

überein-

übereinstimmen, verwerfen. Aber auch Hr. Rhätus vergißt, daß wer diese Offenbarung so wie er und seine Partei auslegt, gegen die Offenbarungen des Magnetismus und der Hellseherei nicht Viel einwenden könne, und daß, wer neben der Schrift Vernunft und Wissenschaft, die einzigen Leitsterne in den wahren Sinn derselben, verachtet, gegen das Extrem alles religiösen Unsinns keine Wehr und Waffe in der Hand habe. Herr Rhätus lese nur Justinus Kerner's Geschichte Besessener neuer Zeit und er wird erstaunen, wie geschickt dieser Mann und seine Mitgehilfen an dem Verdummungswerke der Zeit die Bibel mißbrauchen, um ihr Thun als ein ganz christliches und evangelisches darzustellen. Ein neuer Beweis, wie übel es den Neuevangelischen ansteht, gegen die consequente Geltendmachung ihres eigenen Systems anzukämpfen. — Ein anderer Theil dieser Nummer wird mit lavaterischen Gedanken ausgefüllt, damit die schon vor 50—60 Jahren von der gebildeten Welt zurückgewiesene Weisheit eines schwärmerischen Zürchers zu neuem Credite komme. Nach ihr soll Jesus „in der Schriftsprache Erlöser" nur darum heißen, weil er durch seinen Tod für die Sünden der Welt ein „Versöhnopfer dargebracht habe, das diese Welt von Sünden reinige." Einem Exegeten, wie Lavater, konnte man freilich den Nachweis irgend einer Schriftstelle nicht zumuthen, wo Jesus wirklich Erlöser genannt wird und eben so würde es bei ihm auch nicht verfangen haben, wenn man ihm dargethan hätte, daß Jesus selbst den tropischen Ausdruck: erlösen, stets auf sein ganzes Lebenswerk, nicht aber ausschließlich auf seinen Tod bezogen, sondern vielmehr von den Wirkungen desselben weit allgemeiner gesprochen habe, als seine Apostel, welche die Opferideen ihrer Zeit hineintrugen. Wenn aber Hr. Schinz und die Seinigen jene lavaterische Weisheit jetzt wieder an den Mann zu bringen suchen, so sollten doch sie sich der Mühe unterziehen, derselben wenigstens

den

den Schein einer biblischen Begründung zu geben. Das unterlassen sie jedoch mit gutem Bedachte, weil sie wohl fühlen, daß es unmöglich ist und daß die dogmatischen Compendien, aus denen sie „ganz willkürliche Begriffe und Hypothesen in die Schrift hineintragen," hier allein vor den Riß stehen können. — In Nr. 4. müht sich ein Ungenannter mit der Frage ab: Ob Jesus seinen Tod und seine Auferstehung vorhergewußt habe? Wir wollen nicht verrathen, auf wie unterhaltende Weise er eine bejahende Antwort hierauf zu gewinnen sucht und doch nicht das Rechte trifft. Aber das müssen wir bemerken, daß er bei diesem Anlasse exegetische Grundsätze aufstellt, welche eine evangelische Kirchenzeitung, wie diese, förmlich perhorresciren sollte, da sie dieselben an ihren Gegnern unaufhörlich als unhaltbar und willkürlich verschreit. Es sind die Grundsätze: daß Jesus in vielen bildlichen Ausdrücken die Sprache seiner Zeit geredet und sich zu den unvollkommenen Religionsbegriffen der Juden herabgelassen (accommodirt) habe, und daß man die undeutlichern und zweifelhaftern Stellen der Schrift durch deutlichere und gewissere erklären müsse. So pflegen es die Herren zu halten, welche sich den Schein ausschließlicher Rechtgläubigkeit zu geben suchen. Was sie an Andern verketzern, soll in ihrem Munde keine Ketzerei seyn, wenn es so oder anders ihren Zwecken dienstbar werden kann. Zu solchen Ketzereien ist auch noch dieß zu rechnen, daß der Verf. in Bezug auf die von Jesu in Gethsemane gesprochenen Worte den ersten drei Evangelisten alle Glaubwürdigkeit abspricht, weil sie dieselben nicht selbst mit angehört hätten und daß hierin Johannes, der diese Worte nicht habe, (der aber bekanntlich in den von ihm mitgetheilten letzten Reden Jesu auch nicht einen Schimmer der Hoffnung auf seine Wiederbelebung durchblicken läßt), allein ein glaubwürdiger Zeuge sei. Und doch hat der Verf. den Muth hinzuzusetzen, daß, wer an der Vorherver-

kündi-

kündigung Jesu von seinen letzten Schicksalen zweifle, „die ganze evangelische Geschichte wankend mache;“ eine Anschuldigung, die, wenn sie überhaupt einen vernünftigen Sinn hätte, indem die Glaubwürdigkeit einer Geschichte im Ganzen von der Ungewißheit eines geschichtlichen Nebenumstandes bekanntlich gar nicht abhängt, Niemanden mehr als den Verf. treffen würde. — Von Nr. 8. an beginnt ein anderer Anonymus einen fast endlosen Aufsatz über „die Hindernisse, welche der Ausbreitung des wahren Christenthums im Wege stehen,“ worin Statt der erforderlichen Klarheit und Bündigkeit der Gedanken die selbstgefälligste und verwirrteste Redseligkeit herrscht. Der Verf. desselben geht zwar von dem richtigen Grundsatze aus, daß zur Gewinnung des wahren Christenthumes eine richtige Exegese den reinen Inhalt der Bibel ermitteln müsse; aber nicht erwägend, was und wie viel der Ausdruck reiner Inhalt hier sagen wolle, verpönt er die vom vorigen Verf. in Schutz genommene Accommodationstheorie als etwas ganz Unzulässiges und, während er wohl fühlt, daß bei Bildung eines rein biblischen Glaubenssystemes die Beihilfe der menschlichen Vernunft auf keine Weise zu entbehren sei, sucht er sie doch mit den längst zurückgewiesenen Argumenten als eine individuale, durch die Sünde verderbte und unzuverlässige Führerin zur Wahrheit verdächtig zu machen. Die Behauptung, in der Bibel spreche „die unendliche und höchste Vernunft,“ welcher sich die menschliche unterwerfen müsse, stellt er, wie gewöhnlich, ohne alle Beweisführung hin. Hieraus beurtheilt sich die Eigenthümlichkeit seiner Ansichten von selbst und wer es der Mühe werth achten könnte, sie einzeln zu widerlegen, dem würde der Verf. noch überdieß mit einer Menge der offenbarsten Selbstwidersprüche recht förderlich entgegenkommen. Gleichwohl ist diese Abhandlung im Grunde die bedeutendste in allen vorliegenden Nummern dieser Kirchenzeitung; denn was diese sonst enthält,

weiß

weiß nicht ein Mal den Schein einer gewissen Wissenschaftlichkeit anzunehmen. Die Urtheilsfähigkeit ihres Verfs. gibt sich überdieß durch die Versicherung kund, daß in der neuern Zeit Schleiermacher mit seinem tiefen Geiste in das innere Wesen des Christenthums besonders eingedrungen sei; wahrscheinlich in sofern, als er die große Entdeckung machte, daß die zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Kirche gültige Gemeinlehre für das wahre Christenthum anzusehen sei und daß man dem religiösen und wissenschaftlichen Bedürfnisse mit einer dialektischen Radotage darüber vollkommen genugthue. Eben so bezeichnend für den Verf. ist die Behauptung: der Rationalismus sei das Erzeugniß einer ungläubigen Verstandesrichtung. — In Nr. 14. wird aus der: „Sonne rc. des H. Wilhelm Thieß" unter Anderem auch folgende Stelle beifällig angeführt: „Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit ist das A. und O. des neuen Testaments und der Grundpfeiler des seligmachenden Glaubens. Man würde abergläubig seyn, wenn man sich unter den drei Personen auch drei verschiedene Wesen dächte; ungläubig dagegen, wenn man dafürhielte, der Vater sei größer als der Sohn und der Sohn größer als der Geist und gleichsam eine Stufenfolge (zwischen ihnen) annehmen wollte." Auf diese Weise dürfte es aber um die Rechtgläubigkeit des ein Paar Seiten weiterhin eben so beifällig angezogenen (allerdings ganz biblischen und daher von Unzähligen getheilten) Bekenntnisses des Hrn. Antistes G. Geßner zu Zürch sehr problematisch stehen: „Heiliger Christenglaube! der den Vater, geoffenbaret im Sohne, dem Heilande der Welt und wirksam durch den heiligen Geist, erkennt, liebt und anbetet, du sollst, so lange ich sprechen kann, mein Zeugniß seyn u. s. w." — In Nr. 15. wird wider alles Erwarten eine Stimme laut, welche die in dieser Kirchenzeitung immer verdammte Absetzung des Prof. Guerike zu Halle als gerecht anspricht, wider die hier

stets

stets in Schutz genommenen Conventikel eifert und zuletzt hinzusetzt: „Wir leben leider in einer Zeit, in welcher Conventikel, Traktätlein, allerlei Boten und Zeitungen, wie Pilze, zu Tausenden in einer Nacht da emporschießen, wo am Meisten Mist liegt!" Der Herausgeber hält es aber für räthlich, in einer Anmerkung zu erklären, daß er „mit den hier ausgesprochenen Ansichten nicht durchaus übereinstimmen könne," er habe sie jedoch aufgenommen, um zu beweisen, (was diese Kirchenzeitung vom ersten bis zum letzten Blatte und in Bezug auf vorliegenden Fall besonders Nr. 18. widerlegt), daß die Tendenz derselben „keine engherzige, individuale und einseitige" sei. Weit lieber sind ihm offenbar solche Aeußerungen, wie in derselben Nummer aus Neuenburg verlauten, daß nämlich die dortige Regierung noch immer keinen ordentlichen Begriff von „Gewissensfreiheit" (d. h. im Sinne des Berichterstatters von der jedem Schwärmer zu gestattenden Befugniß habe, die gemeinsame Kirche durch sectirerisches Unwesen zu beunruhigen und zu untergraben), weil sie „den Mann aus dem Canton verwiesen habe," der „für regelmäßige Versammlungen zu gemeinschaftlicher Erbauung (Conventikel) besonders thätig war" und weil sie dergleichen Versammlungen namentlich „am Abende verbot" und diejenigen „vor die Behörden citirte und beunruhigte," (sic!) welche sie besuchten. — Eben dahin gehört auch das, was in Nr. 16. von dem Glücke gesagt wird, durch Gottes Gnade so weit erleuchtet zu werden, „daß man den typischen Charakter des A. Ts. verstehen lerne." Was die Oben empfohlene richtige Exegese der Bibel dazu sage, ist freilich eine andere Frage. — In Nr. 17. wird Hr. Prof. Hagenbach zu Basel sehr unfreundlich angelassen, weil er in seinen Vorlesungen über die Reform. Geschichte das Princip des echten Protestantismus (der sich einzig „an das geoffenbarte Wort Gottes hält") mit dem des falschen (der dieses Wort „subjectiv zu deuten" sucht)

sucht) verwechsele und mehr für Dieses, als für Jenes spreche. Der Angegriffene wird aber wohl nicht in Verlegenheit seyn, seinem hochdaherfahrenden Ankläger Rede zu stehen, wenn er es für nöthig achtet. Er darf dabei nur von der beigefügten Anmerkung ausgehen, welche die rechte Auslegung des göttlichen Wortes, neben „den nöthigen gelehrten Kenntnissen," nicht von der „Privatvernunft" des Einzelnen, sondern von „dem ihm inwohnenden heiligen Geiste" abhängig macht, ohne zu erwägen, daß die hier ohne Weiteres verdammten Wiedertäufer des reformatorischen Zeitalters diesen heiligen Geist vor allen Andern zu besitzen glaubten und doch das göttliche Wort aufs Schrecklichste mißverstanden und mißbrauchten, weil sie weder in ihrer, von Leidenschaften bethörten „Privatvernunft," noch in den Aussprüchen der allgemeinen Menschenvernunft das untrügliche Kriterium eines richtigen Sinnes fanden. — Eine recht auffällige Probe von der in dieser Kirchenzeitung herrschenden Gründlichkeit gibt Nr. 22., wo unter Anderem folgende Expectoration ohne alle weitere Beifuge hingestellt ist: „Der Rationalismus bietet dem Sünder keine Vergebung an und wenn er von der Vergebung der Sünden redet, so ist es nichts Anderes, als Annäherung zur Heiligung. Die rechte gründliche Heiligung des Sünders setzt aber voraus eine veste Gewißheit der Vergebung der Sünden und diese setzt voraus eine solche Thatsache, wie der Tod Christi (ist), durch welche nicht nur eine Geneigtheit Gottes, Sünde zu vergeben, leise angedeutet, sondern die wirkliche Vergebung aller Sünden wirklich erworben worden ist." Was soll man dazu sagen? Wollte man dem Urheber dieser Worte das Grundlose seiner kecken Behauptung bündigst fühlbar machen, so dürfte man ihm nur antworten: Lies, was Luk. 15, 11—24, Ap. Gesch. 3, 19. 26. Joh. 3, 16. und anderwärts geschrieben steht und wenn dir augustinisch-anselmische Dogmenkrämerei nicht mehr gilt, als die

klaren

klaren Aussprüche Christi und der Apostel, die, wie diese Kirchenzeitung selbst will, zum Regulative zweideutiger biblischer Aeußerungen dienen sollen, so überzeuge dich, daß der Rationalismus, wie in Allem, so auch hierin, christlicher lehrt, als die kirchliche Dogmatik. Wollte man jedoch noch Etwas hinzusetzen, so könnten dazu die Worte dienen, welche in Nr. 24. zu lesen sind und hier nicht wenig überraschen: „Möchte man sich doch eben so sehr, wie vor der Abkürzung und Beschneidung der christlichen Lehre, (so) vor aller Uebertreibung, vor allem Hinausgehen über die einfache Lehre des Evangeliums hüten! Dabei kann die Sache des Herrn nicht gewinnen, sondern nur Schaden leiden. Halten wir vest an der Lehre des Evangeliums und verkündigen wir sie rein und lauter ihrem ganzen Umfange nach, mag sie auch dem Einen ein Aergerniß, dem Andern eine Thorheit seyn. Aber hüten wir uns, die gesunde Lehre durch eigene Zusätze und Bestimmungen unkräftig und ungesund und dadurch unsere Predigt nicht zu einer göttlichen (Lehre), sondern zu einer menschlichen Thorheit zu machen." — Diese Worte könnten zugleich dem Anonymus, der sich in Nr. 25. über die Ursachen des sich immer mehr verbreitenden Separatismus aussprechen will, zur Berichtigung der Ansicht dienen, als welche man von „der biblischen Lehre" ab, wenn man die angeblichen „Grundlehren des Christenthums von der heiligen Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, dem menschlichen Verderben (Erbsünde), der Rechtfertigung (durch den bloßen, nicht werkthätigen Glauben), der (wunderbaren) Wirksamkeit des heiligen Geistes" u. s. f. nicht annimmt. Gnügender urtheilt er da, wo er in Bezug auf die Ursachen jenes Separatismus sagt: „Hier und da ist es ein hochmüthiges, selbstsüchtiges, eigenwilliges Wesen, welches in unserem verdorbenen Herzen seinen Grund hat. Man will gern etwas Besonderes seyn, einen besondern Gottesdienst, eine besondere Form der Frömmigkeit

migkeit haben. Stolz blickt man auf Schwächere herab, ehrgeizig strebt man nach Anhange." — Wo diese Ursache des Separatismus vorwaltet — und wer weiß es nicht, daß sie die allergewöhnlichste zu seyn pflegt? — da wird auch die merkwürdige Warnung Nichts helfen, welche in Nr. 30. der bekannte Pf. Goßner gegen diejenigen ergehen läßt, die sein biblisches Erbauungsbuch und namentlich seine Bemerkungen über 1. Kor. 5, 11. zur Vertheidigung ihres Separatismus, sowie die über Röm. 6. zur Vertheidigung der Wiedertaufe gemißbraucht haben sollen. Mit dieser Warnung jedoch steht, wie gar Vieles in dieser Kirchenzeitung, in Nr. 41. dasjenige in Widerspruche, was ein leidenschaftlicher Freund der Separatisten und Wiedertäufer gegen die Maßregel des Gr. Rathes zu Appenzell sagt: einen vagabondirenden Schwärmer, Trauffer von Interlaken, der „durch seine Lehre und Versammlungen bedeutende Aufregungen im Canton bewirkte," ergreifen und über die Grenze bringen zu lassen. — „So, spricht der christliche Mann, so sinkt die christlich sich nennende Obrigkeit in der Mehrzahl ihrer Glieder immer mehr in den Zustand heidnischen Unglaubens, der sich den Christen feindselig entgegenstellt und sie zu unterdrücken sucht." —

Was diese Kirchenzeitung unter der Ueberschrift: Miscellen mit kleineren Lettern gibt und was eigentlich in jeder Kirchenzeitung das Wesentlichste seyn sollte, wenn sie ihren Namen mit Rechte führen und nicht zu einem theologischen Journale werden will, enthält, die unmittelbaren Notizen aus dem ihr geistesverwandten Theile der Schweiz selbst abgerechnet, dürre und trockene Zusammenstoppelungen aus allerhand Blättern und Schriften, welche nach dem Sinne des Herausgebers sind. Am Liebsten ist es ihm, wenn er aus den vaterländischen Cantonen über das, was er einen neuen Aufschwung des religiösen Lebens nennt, oder über den gedeihlichen Fortschritt der durch Methodismus und Pietismus daselbst bewirkten kirchlichen Zerrüttung,

rüttung, über die Begründung und das Wachsthum der „evangelischen Gesellschaften," welche sich (z. B. in Genf, Lausanne, Vevay, Yverdun, Bern u. s. w.), mit scheinheiliger Miene diese Zerrüttung möglichst angelegen seyn lassen und über den glücklichen Erfolg berichten kann, womit die blinde Anhänglichkeit an ein stabiles Dogmenwesen sich gegen die durch die Reformation bedingte fortschreitende Reinigung der Kirchenlehre von unbiblischen Menschensatzungen in Opposition setzt. Freilich gehen ihm darüber auch manchmal unerfreuliche Mittheilungen zu und es nimmt sich unter den steten Verkündigungen des Sieges für die befreundeten Paölogen übel aus, wenn dabei auch Aeußerungen fallen, die mit ihnen nicht übereinstimmen. Inzwischen ist doch die Ehrlichkeit zu loben, mit der auch diese zur Sprache gebracht werden. Von dieser Art ist folgende vom Pf. Chavannes, der als Abgeordneter der Missionsgesellschaft von Lausanne in der evangelischen Gesellschaft zu Vevay sich so vernehmen ließ: „Eine allgemeine Klage läßt sich unter uns hören. Die religiöse Erweckung, sagt man, ist im Abnehmen; der Eifer und die Liebe mindern sich; es fehlt an wahrem Leben. Dieß ist eine wichtige Thatsache, m. Br., welche vielleicht auf eine große Wunde unserer religiösen Bewegung hindeutet. Als wir vor nicht langer Zeit noch äußerliche Schwierigkeiten zu besiegen hatten, da bedurfte es Muth, — es fehlte auch nicht daran. Es bedurfte Eifer, — auch daran mangelte es nicht. Es war Kampf von Nöthen, — wir fanden Kraft, ihn zu bestehen. Man beklagte sich weniger, als jetzt, über Lauheit und Gleichgiltigkeit. Nun, da wir durch Gottes Gnade zur vollen Freiheit gelangt sind, nun, da wir ungehindert für die Förderung des Reiches Gottes in und um uns wirken können, beklagt man sich von allen Seiten und diese Klage ist leider nur zu sehr begründet. Woher diese Erscheinung und worauf deutet sie hin? Der Kampf nach Außen ist nicht immer rein, sondern oft mit

einem

einem fleischlichen Eifer verbunden; er geht oft aus Eigensucht und Parteigeiste hervor. Vielleicht war dieß auch nur zu sehr der Fall bei unserem frühern Kampfe, obschon wir ohne Zweifel damals auch von dem Geiste Gottes (?) unterstützt waren. Hört nun der Kampf auf und der Eifer vermindert sich, so ist dieß eben ein Zeichen, daß in unserem Eifer etwas Unreines war, ein fremdartiger Antrieb, dessen er bedurfte und dessen Verschwinden uns zeigte, wie wenig wahres Leben in uns sei. Dieß Alles soll uns näher zu Gotte führen. Wir wollen ihn bitten, daß er uns verleihe, jetzt aus reiner Liebe zu thun, was wir vorher aus fleischlichem Eifer gethan haben u. s. w." — Schade, daß hier die Geständnisse des Herrn Chavannes abbrechen; denn sie geben zu sehr fruchtbaren Betrachtungen über ein religiöses Treiben Anlaß, dessen Unlauterkeit selbst den Freunden desselben allmälig einzuleuchten anfängt. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo ihnen das volle Licht darüber aufgeht und wo die Männer, die sich unter den Freunden des Christenthums nur durch eine verfinsterungssüchtige Richtung eine gewisse Wichtigkeit zu geben suchen, zu reumüthiger Selbsterkenntniß kommen und als Diener eines Evangeliums, dessen wesentlichen Geist sie ganz verkennen, auf rechten Weg zurückkehren. — Das Unterhaltendste in diesen Miscellen ist die Art und Weise, wie sich der Herausgeber mit der Verdächtigung und Herabwürdigung des genfer Jubelfestes noch vor dem wirklichen Eintritte desselben abmüht. Schon die Notizen, welche er im Allgemeinen über die theologischen Ansichten der herrschenden Kirche Genf's gibt, sind für die letztere sehr abfällig. Sie gehen natürlich von den methodistischen Sectirern aus, welche sich daselbst ihr eigenes Kirchlein neben ihr bauten und durch unveränderte Aufrechthaltung der Dogmen eines Calvins diesen großen Reformator würdiger zu ehren meinen, als diejenigen genfer Theologen und Geistliche, die den Geist desselben als das Wesentliche

der von ihm gestifteten Kirche zu bewahren suchen. Demnach kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch das, was sich auf die von Diesen veranstaltete Feier des Jubelfestes bezieht, durchgängig in ein schiefes Licht gestellt und so geschildert wird, als handle es sich dabei mehr um das leichtsinnige Verhöhnen einer Kirche, von der man abgefallen sei, als um ein aufrichtiges Anerkennen der von ihr ausgegangenen Segnungen. Besonders Viel wird von der Aufnahme erzählt, welche die von der venerable compagnie des Pasteurs zu Genf nach Außen ergangene Einladung zur Theilnahme an diesem Jubelfeste gefunden habe. Sehr bedenklich und ominös soll es seyn, daß man derselben in Sachsen von Seiten der „Häupter des deutschen Rationalismus" ein geneigtes Gehör schenkte und daß „von Dresden Hr. Oberhofprediger v. Ammon (der Verfasser der Weltreligion), von Gotha aus Hr. Generalsuperintendent Bretschneider (der Herausgeber der allg. Kirchenzeitung) und von Weimar aus Hr. Generalsuperintendent und Oberhofprediger Röhr (der Gründer eines neuen Glaubensbekenntnisses) deputirt worden, um der Jubelfeier beizuwohnen." Dagegen wird es als eine sehr erfreuliche Thatsache dargestellt, daß die an den Canton Waadt gestellte Einladung von „der Classe (der Geistlichen) von Lausanne und Vivis" mit einer „abschlägigen Antwort" zurückgewiesen worden sei, „weil die von den Reformatoren verkündigten und in dem Glaubensbekenntnisse der reformirten Kirche aufgestellten Grundlehren gegenwärtig von der venerable compagnie von Genf verworfen würden," daß zwar „die Classe von *Yverdon* zwei Abgeordnete nach Genf schicken wolle, doch mit dem besondern Auftrage, die Anhänglichkeit der Classe an die Lehren der Reformation auszusprechen" und daß dasselbe von der Classe von Neuenburg (Neufchatel) gelte. Am Meisten erquickt sich aber diese Kirchenzeitung an dem hier (S. 120) wörtlich mitgetheilten, anmaßlichen Scheltbriefe,

welchen

welchen die schottische Kirche auf die auch an sie gestellte Einladung unter dem 25. Mai 1835 an die genfer ergehen ließ und worin die merkwürdige Stelle vorkommt: „Wir haben mit dem tiefsten Schmerze die großen Fortschritte der Neologie, des Socinianismus und des Unglaubens überhaupt unter den reformirten Kirchen des Westlandes wahrgenommen und erfahren, daß auch Genf, dem Europa so Viel verdankt und welches zahlreiche Erinnerungen namentlich unserem Vaterlande theuer machen, dieser fast allgemeinen Seuche nicht entgangen und die religiöse Freiheit, welche wir den Reformatoren verdanken, in manchen reformirten Kirchen so mißverstanden worden ist, als ob es erlaubt wäre, das Joch der göttlichen Autorität abzuschütteln und die unfehlbaren Aussprüche des lebendigen Gottes hinwegzuleugnen. Die in Ihrem Schreiben enthaltene Einladung, verbunden mit den Nachrichten, die wir von christlichen Freunden (d. h. den methodistischen Missionarien), welche kürzlich ihr Vaterland besuchten, erhalten haben, lassen uns hoffen, daß in Ihrem Canton und in andern protestantischen Cantonen der Schweiz wieder ein reines und ungetrübtes Christenthum zu erwachen beginne und daß unter dem göttlichen Segen und durch die reiche Ausgießung des heiligen Geistes der Tag nicht mehr allzuentfernt seyn werde, wo in allen Ihren Kirchen Christus als der Sohn Gottes wird gepredigt werden, wo jene Thorheiten der Neologie, jene verderblichen Lehren, jene socianischen und pelagianischen Irrthümer verschwinden werden und wo ein reines und wahrhaft vernünftiges, weil schriftmäßiges, Christenthum in allen Ihren theologischen Schulen gelehrt und auf allen Kanzeln der Schweiz verkündigt werden wird." Eben so wird mit unverkennbarem Wohlgefallen erzählt, was D. Mac-Farlane, der Präsident der Generalversammlung der schottischen Kirche, am 21. Mai zur Motivirung dieser Antwort öffentlich äußerte. „Der Redner,

ner, heißt es, glaube, es sei Pflicht der Versammlung, den (Einladungs-) Brief zwar mit aller christlichen Sanftmuth und Mäßigung, zugleich aber auch mit der Vestigkeit zu beantworten, wie sie Männern geziemt, welche den Grundsätzen der Reformation zugethan und bereit sind, der genfer Kirche und der ganzen Welt zu zeigen, daß sie dieser Grundsätze sich rühmen und ihnen unveränderlich treu zu bleiben vest entschlossen seien. Er hoffe, daß dieß auf eine so wenig als möglich beleidigende Weise geschehen könne, doch so, daß zugleich die unerschütterliche Zuneigung der Kirche zu den Grundsätzen der Reformation ausgesprochen werde." Zugleich wird hinzugefügt, daß die von diesem Mac-Farlane in dem Concepte des Antwortsschreibens gebrauchte Anrede: „Ehrwürdige Väter und Brüder," auf Antrag eines Herrn Collins einmüthig in die Anrede „ehrwürdige Herren" verwandelt worden sei, weil in jener „eine Art von Vertraulichkeit gegen jene abgefallene Kirche liege, die sich von den Lehren der Reformation, die sie feiern wolle, auf so betrübende Weise entfernt habe." — Wir haben nicht nöthig, das, was sich allen Unbefangenen dabei von selbst aufdrängt, weitläufig zur Erwähnung zu bringen. Wer weiß, wovon es sich hier handelt, wird das Urtheil der schottischen Kirche über die genfer für völlig indifferent erklären. Denn eine Kirche, welche ihren Standpunct so wenig kennt, daß sie zwischen den „Grundsätzen" und den „Lehren der Reformation" nicht zu unterscheiden weiß und jenen dadurch „unerschütterlich treu zu bleiben" glaubt, daß sie diese, ohne nach ihrer biblischen Begründung zu fragen, mit blindem Glauben vesthält und nur so ein „wahrhaft vernünftiges und schriftmäßiges Christenthum" zu gewinnen hofft — hat gar kein Urtheil über eine Kirche, welche eben aus treuer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Reformation die Lehren der Reformatoren auf den Grund der Schrift fortwährend zu

läutern

läutern und mit dem wirklichen Inhalte derselben in immer größern Einklang zu bringen sucht. Indem daher die schottische Kirche mit ihrem Urtheile über die genfer einen Act rechtgläubiger Superiorität zu üben meinte, stellte sie sich durch dasselbe auf eine sehr unrühmliche Weise vor aller Welt bloß und Statt die Achtung derselben zu erwerben, fiel sie nur ihrem Mitleide anheim. Ueberdieß ist nicht zu vergessen, daß die Ansicht „der Generalversammlung" der schottischen Kirche gar nicht die Ansicht der schottischen Kirche überhaupt ist. Denn wir wissen auch außerhalb Schottland recht gut, daß von demjenigen Theile derselben, welcher unter dem mißbräuchlichen Namen des evangelischen in der Generalversammlung repräsentirt wird, derjenige himmelweit verschieden ist, der sich, um wirklich evangelisch zu werden, an die Grundsätze der Reformation hält und in seinen Ansichten über die Lehren der Reformatoren mit der genfer und der deutschen Kirche in völligem Einklange steht. Und was in diesem Bezuge von der Generalversammlung der schottischen Kirche gilt, gilt noch weit mehr von den Classen der waadtländischen Geistlichkeit in der Schweiz, welche, vom Geiste des englischen Methodismus durchdrungen, derselben nachzuäffen strebten und sich dadurch in den Augen der Vorurtheilsfreien gleichen Credit erwarben. Die genfer Kirche konnte sich daher auch über die Nichttheilnahme dieser an ihrem Jubelfeste trösten und dieß um so mehr, da eine namhafte Zahl erleuchteter waadtländischer Geistlichen durch ihre Theilnahme daran sie dafür reichlich zu entschädigen wußte. Und zieht man in Betracht, wie sich die Feier des Jubelfestes in der Wirklichkeit überhaupt gestaltete, so kann es Einem wahrhaft Leid thun, daß das von dieser Kirchenzeitung ihr gestellte schlimme Prognostikon durch den Erfolg so wenig gerechtfertigt wurde. Denn die bedeutende Menge von Deputirten, welche aus allen Enden der protestantischen Welt in Genf zusammentrafen, um der

dortigen

dortigen Kirche ihre Glückwünsche darzubringen, sowie die merkwürdige Einstimmigkeit, mit der sie sich für die Grundsätze der Reformation und eine fortschreitende Läuterung der kirchlichen Lehren auf den Grund der wohlverstandenen heiligen Schrift erklärten, dienten zum glänzenden Beweise, wie sehr sich alle Die verrechnet hatten, welche glaubten, ihre Ansicht von dem Geiste jener Kirche und ihren würdigen Vorstehern sei die allgemeine. Es ging vielmehr daraus hervor, daß Sectirerei und Separatismus immer nur eine sehr kleine Zahl von Köpfen zu verwirren im Stande sind und nie auf die Erfolge rechnen können, mit denen sie sich schmeicheln, weil ihnen der gesunde Sinn der überwiegenden Mehrheit siegreich entgegentritt. Wahrscheinlich wird diese Kirchenzeitung in Bezug auf den vorliegenden Fall in den noch folgenden Nummern etwas Anderes zu berichten beflissen seyn; sie wird jedoch der reinen Wahrheit keinen Eintrag damit thun, denn diese beruht auf dem Zeugnisse von Hunderten, in deren Zuverlässigkeit kein Zweifel zu setzen ist. Und wenn sie meinen sollte, das vorlaute Wort, das Einer von ihrer Partei für diese in Genf zu sprechen wagte, habe Etwas auf sich, so wird sie nicht vergessen hinzuzusetzen, wie ernst demselben von allen Seiten begegnet wurde. — Uebrigens gibt diese Kirchenzeitung von ihrer Zuverlässigkeit im Berichterstatten in Nr. 33. eine nicht eben löbliche Probe. Denn was sie da von der Verfügung des Oberconsistoriums zu Weimar erzählt: „die Meinung und das Gutachten der Prediger einzuholen, ob sie es nicht für zweckmäßig hielten, ebenfalls die in Preußen, Hessen und mehrern andern deutschen Ländern beliebte Amtstracht für die Geistlichkeit anzunehmen, ist eine reine Erdichtung, vielleicht wohl gar eine absichtliche Mystification, wenn die Nachricht von Weimar selbst ausgegangen seyn sollte. Denn hier weiß Jedermann, daß in dem Ursprungslande der deutschen Reformation der amtliche Chorrock, den man in

Preußen

Preußen den Geistlichen erst vor einiger Zeit gab und den man ihnen in Hessen geben will, schon seit 300 Jahren Sitte war. —

Palästina oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu. — Zur Beförderung einer anschaulichen Kenntniß der evangelischen Geschichte für christliche Religionslehrer und gebildete Bibelleser, von D. Johann Friedrich Röhr, Gr. S. Weim. Oberhofprediger ꝛc. — Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. — Nebst einer Charte von Palästina. — Zeiz 1835 b. Webel. 241 SS. 16 Gr.

Daß von der gegenwärtigen Schrift Trotz aller Ausbeutung, welche sie oft auf die unbescheidenste Weise erfahren mußte und Trotz des Nachdruckes, dem sie in der sechsten Auflage unterlag, doch die siebente Auflage nothwendig wurde, spricht für den innern Werth derselben. Die wesentliche Einrichtung, welche sie seit ihrem ersten Erscheinen hatte, glaubte der Verf. auch dieß Mal nicht abändern zu dürfen; mit großem Fleiße war er aber auf die Vermehrung und Verbesserung derselben bedacht. In der Vorrede deutet er an, daß er dabei vornehmlich auf die Reiseberichte Rücksicht genommen habe, welche neuerlich Hr. v. Prokesch über Palästina und der Engländer Buckingham über Syrien und Mesopotamien gaben; es findet sich jedoch fast keine Seite vor, auf welcher nicht die nachhelfende Hand desselben sichtbar wäre. Oft sind es freilich nur Kleinigkeiten, welche er abzuändern oder hinzuzufügen nöthig fand, oft aber auch Bestimmungen,

mungen, durch welche frühere Angaben wesentlich umgestaltet und berichtiget werden. Der Kürze halber deuten wir hier nur Eine derselben näher an, diejenige nämlich, welche sich S. 89 f. findet und das Verhältniß betrifft, worin das weibliche Geschlecht im jüdischen Lande zum öffentlichen Leben stand. Was hier bemerkt wird, ist um so wichtiger, je klarer daraus hervorgeht, daß man die geschichtliche Wahrheit nicht völlig für sich habe, wenn man im Geiste des Christenthums allein, nicht aber auch in schon vorhandener Sitte und Gewohnheit zunächst unter den Juden, noch weit mehr aber unter den Griechen, den Römern und den germanischen Völkern die Emancipation der Frauen aus der herabwürdigenden Lage sucht, in welcher sie im tiefern Morgenlande von Anbeginn bis jetzt gehalten wurden. Es heißt hier in Bezug auf die Monogamie, welche zu Jesu Zeiten unter den Juden Statt fand und den Frauen eine weit größere Freiheit, als in den übrigen Theilen des Morgenlandes gewährte, jetzt so: „Besonders galt dieß von den Frauen der mittleren und unteren Stände im Verhältnisse zu denen der höheren. Schon die Nothwendigkeit, in und außer dem Hause auf den Beistand weiblicher Dienerinnen Verzicht zu leisten, gab ihnen Anlaß, die engeren Schranken des Haremslebens zu überschreiten, an dem öffentlichen Verkehre thätigen Antheil zu nehmen, in ein freieres Verhältniß zu den Männern zu treten und von den gesellschaftlichen Rechten thatsächlichen Gebrauch zu machen, welche die Frauen des Abendlandes gesetzlich genießen. Daher beleidigte das öffentliche Erscheinen derselben den Wohlstand nicht und es war nach Maßgabe der evangelischen Geschichte ganz in der Ordnung, daß sie sich auf Wegen und Straßen befanden (Luk. 1, 39. ff.), zur Zeit der jüdischen Feste und auch außerdem den Tempel zu Jerusalem besuchten (Luk. 2, 41. V. 22 u. 36. ff.), den öffentlichen Religionsvorträgen Jesu beiwohnten (Luk. 11, 27.), ihn auf seinen

Reisen

Reisen begleiteten (Matth. 15, 38;), sich in allerlei Verlegenheiten und Drangsalen an ihn wendeten (Matth. 20, 20. Cap. 9, 20. f.), in engere gastliche Verhältnisse mit ihm traten (Luk. 10, 38. ff.), dienstfertiger Zwecke halber eines näheren Umganges mit ihm pflogen (Luk. 8, 1. ff.) und ihm noch auf dem Wege zu seinem Kreuze ihre mitleidsvolle Theilnahme bezeugten (Luk. 23, 27. ff.)." — Ganz neu hinzugekommen ist die folgende Bemerkung S. 90: „Schamlose Personen des zweiten Geschlechts oder feile Dirnen, gegen deren Verdorbenheit und Gefährlichkeit die heilige Schrift oft und kräftig eifert (5. B. Mos. 23, 17. — Sprüche 5, 3. ff. Cap. 6, 24. ff. Cap. 23, 27. ff. Pred. Sal. 7, 26. ff. Sir. 9, 1—9. Cap. 23, 5. 25. ff. — Luk. 15, 30.) gehörten größten Theils zu den Ausländerinnen, welche als Sklavinnen benachbarter Völker oder als Landsmänninnen eingebürgerter Fremden, nach Palästina gekommen waren, oder zum Behufe ihres schändlichen Gewerbes sich aus den umliegenden, an einen wollüstigen Götzendienst gewöhnten Ländern (Syrien, Phönicien u. a.) freiwillig im jüdischen Lande niederließen; daher denn auch die Bezeichnung Nachrijah oder Sarah (Fremde) oft Statt der eigentlichen Bezeichnung Sonah (Hure, Ehebrecherin) von ihnen gebraucht wird." — Andere Verbesserungen oder Vervollständigungen finden sich S. 50 in Bezug auf die Gegend um Jericho; S. 84 in Bezug auf die Ursachen der Pest, welche Aegypten zu einem so gefährlichen Nachbar für andere morgenländische Gegenden macht; S. 158 in Bezug auf die Lage der Davidsburg (jetzt der Thurm Pisani); S. 163 in Bezug auf die innere Beschaffenheit des jüdischen Tempels und dessen Aehnlichkeit mit heidnischen; S. 167 in Bezug auf die Eigenthümlichkeit der großen Moschee, el Sakhra, welche jetzt an dessen Stelle steht; S. 168 in Bezug auf die Schicksale der Kirche des heiligen Grabes bis zum vorigen Jahre 1834; S. 180 in Bezug auf die

die ausgezeichnete Schönheit des alten Peräa oder jetzigen Hauran und endlich S. 221 in Bezug auf die so viel besprochene angebliche Vergiftung der Pestkranken zu Jaffa im J. 1799 auf Veranstaltung des Obergenerals der damals in Palästina hausenden französischen Armee. Der Verf. hat über die letztere die neuesten zur öffentlichen Kunde gekommenen Thatsachen zu Rathe gezogen und bleibt jetzt bei dem nicht unerfreulichen Ergebnisse derselben stehen, daß jene Vergiftung in das Gebiet bösartiger Verleumdungen gehöre. — Auch das Inhaltsregister und das Verzeichniß der im Texte angezogenen und erläuterten biblischen Stellen haben die erforderliche Erweiterung erhalten. — Wenn übrigens diese siebente Auflage nur 241 Seiten zählt, während die sechste 262 Seiten hatte, so erklärt sich das daraus, daß jene mit Etwas kleineren aber auch weit schöneren Lettern gedruckt wurde, als die früheren Ausgaben. Sie ist hierdurch in Verbindung mit dem schönen Papiere, das der Verleger dazu wählte, auch im Aeußern zu einer sehr freundlichen Erscheinung geworden und erfüllt somit alle Bedingungen, welche die Bitte des Verf. an die Leser rechtfertigen: „den Nachdruck zu verschmähen, welcher die vorige Auflage zu seiner Beute zu machen suchte und sich allein an das rechtmäßige Eigenthum des Herrn Verlegers zu halten.“ — Auch die beigefügte Charte von Palästina hat eine wesentliche Verbesserung erhalten, indem das alte Rama in der Nähe von Emmaus als das sogenannte Arimathia des neuen Testamentes bezeichnet ist, während dieser Name sonst dem Orte Ramlè in der Nähe von Jaffa beigefügt war. Daß diese Verbesserung mit einer Verbesserung im Texte S. 151 und 154 Hand in Hand geht, versteht sich von selbst. — Möge diese Schrift auch in der vorliegenden Auflage sich ihren namhaften Lesekreis erhalten und durch das treue geschichtliche Bild, welches sie von der weltbeglückenden Wirksamkeit Jesu in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Lande entwirft,

wirkt, mittelbar zu einer richtigen und vorurtheilsfreien Schätzung dieses größten aller Gottgesandten das Ihrige beizutragen fortfahren! —

Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Von Gustav Friedrich Wiggers, großh. mecklenburg. Consist. Rathe, D. und Prof. der Theologie auf der Univers. zu Rostock. Zweiter Theil. 1833. Hambug bei Perthes. VI und 446 SS. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Auch mit dem besonderen Titel:

Versuch einer pragmatischen Darstellung des Semipelagianismus, in seinem Kampfe gegen den Augustinismus bis zur zweiten Synode zu Orange. Von u. s. w.

Wenn schon der erste Theil dieser schätzbaren Monographie mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, so kann nur dasselbe auch bei diesem zweiten der Fall seyn. Bedenkt man, wie viel, abgesehen von dem ganzen Mittelalter, noch in den letzten Jahrhunderten zwischen Jansenisten und Molinisten, Arminianern und Gomaristen über Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus geschrieben und gestritten wurde; wie immer nur Parteiinteresse, Streit um dogmatische Formeln und Spitzfindigkeiten Ursache war, daß man die geschichtliche Wahrheit, die einfache Schriftlehre verkannte; nimmt man hinzu, wie noch von vielen evangelischen und reformirten Theologen und Nichttheologen Pelagianismus und Semipelagianis-

gianismus als teuflische Ketzereien verschrieen werden: um so erfreulicher ist es, daß wir nun wenigstens eine Geschichte jener Streitigkeiten besitzen, die nicht im Parteiinteresse geschrieben wurde. Eine andere Frage ist es freilich, ob die dogmatischen Resultate, welche der Verfasser einer solchen Geschichte daraus herleitet, eben so wahr und richtig sind, als seine Geschichtsdarstellung im Allgemeinen das Lob der Gründlichkeit, Treue und Unbefangenheit verdient. Und diese Frage erscheint uns zu wichtig, als daß wir nicht bei ihr zuvörderst einige Augenblicke stehen bleiben sollten.

Nachdem nämlich der Verf. im 17. Cap. S. 359 f. die drei Systeme in kurzen und bestimmten Umrissen einander gegenübergestellt und in den folgenden Abschnitten die Geschichte des Semipelagianismus bis zu ihrem Schlusse fortgeführt, theilt uns das 21. Cap. S. 442 f. Schlußbemerkungen mit. Und hier S. 445 erhalten wir das Resultat über das Verhältniß jener Systeme zu einander. Wir wiederholen die Worte des Verfs.: „Die augustinische Theorie hebt auf Kosten des moralischen Elements das religiöse hervor; die pelagianische auf Kosten des religiösen Elements das moralische; die semipelagianische vernichtet den pelagianischen Tugendstolz (?), indem sie die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zur Vollbringung des Guten lehrt, bewahrt aber auch vor sittlicher Trägheit und vor Verzweiflung, indem sie auf die dem sittlich Kranken noch übrig gebliebene Kraft hinweiset." Dem Pelagianismus wird hier ein harter Vorwurf gemacht, wozu weder die Lehren, noch der Charakter des frommen und gelehrten Pelagius im Mindesten berechtigen, der Vorwurf des Tugendstolzes. Doch gleich darauf findet sich noch eine unbilligere Consequenz. Der Verf. erklärt ganz entschieden: „P. konnte auf seinem Wege zum Begriffe des Glaubens, durch welchen wir erst in die rechte Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser treten, wodurch unser Herz gebessert wird, unser Wille

die

die rechte Richtung bekommt, unser ganzes Verhalten im Geiste des Christenthums sich verklärt und wir die überzeugende Gewißheit unserer Beseligung erlangen, des Glaubens, der eine heiligende Kraft hat und aus welchem gute Handlungen nothwendig hervorgehen, begreiflicher Weise nie kommen." Wenn hier dem Pelagius, wie wir sofort nach des Verfs. eigner sehr richtiger Charakteristik der Grundlehren desselben zeigen werden, zuverlässig Unrecht geschiehet, so findet dieß darin noch einige Entschuldigung, daß über Augustin und die Semipelagianer mit derselben Strenge gerichtet wird. Auch Augustin, wird behauptet, sei nicht in den vollen, inhaltschweren Begriff des Glaubens eingedrungen, obschon er sich ihm zuweilen genähert habe; die Semipalegianer dagegen hätten den Begriff des Glaubens bloß äußerlich gefaßt, ihn vorzüglich auf das historische Fürwahrhalten der Lehren des Christenthums beschränkt und dieses Fürwahrhalten nur im Zusammenhange mit der sichtbaren Kirche gedacht.

Um über die Richtigkeit dieser Resultate zu urtheilen, haben wir auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den der Verf. im Verfolge seines ganzen Werkes weniger beachtet zu haben scheint. Rec. hat anderwärts die Behauptung ausgesprochen und sie ist von mehreren Seiten schon beachtet worden, daß man bei der pragmatischen Behandlung der Dogmengeschichte überhaupt, sowie einzelner, in das allgemeine kirchliche Wesen eingreifender Glaubenslehren, nicht bloß den dogmatischen Streitpunct allein beachten, sondern stets auf die Hierarchie, wesentliche Rücksicht nehmen müsse. Denn durch dieselbe wurden nicht allein die Dogmen auf Concilien entschieden und zu allgemeingiltigen Glaubenslehren erhoben, sie bildeten sich auch im Interesse derselben, je nach ihrem Verhältnisse zu der geltendgewordenen Lehre von der Gewalt der Kirche und ihrer Repräsentanten, der Bischöfe. Was war Ursache, daß der edle Pelagius im Abendlande so hart verfolgt und endlich

lich als Ketzer verdammt wurde, während er im Oriente eine günstige Aufnahme fand und von Ketzerei freigesprochen wurde? War es nicht offenbare hierarchische Bosheit, welche es bewirkte, daß er auf der ephesinischen Synode von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, unbekümmert eigentlich um seinen Lehrbegriff, hinsichtlich dessen die orientalischen Bischöfe (wie Cyrill) ihm weit näher standen, als dem Augustin? Allein nicht bloß in dieser Hinsicht hat der Dogmenhistoriker auf die Hierarchie Rücksicht zu nehmen; es lag wesentlich im Interesse der Hierarchie, daß Pelagius als Ketzer verdammt werden mußte. Die Lehre, daß alle Ungetauften in der Gewalt des Teufels befindlich, daß die Kirche, d. i. wesentlich der Bischof, allein die Gewalt habe, durch die Taufe die Gewalt des Teufels zu zerstören, dafür den heiligen Geist zu ertheilen und so die Menschen der Seligkeit theilhaftig zu machen, war längst vorzüglich in Afrika geltend; sie war der dogmatische Stützpunct der bischöflichen Hierarchie, sowie die Veranlassung zur Einführung der Kindertaufe. Wenn nun der fromme, mit der Schriftlehre wohl bekannte Pelagius im Streite über die Nothwendigkeit der Kindertaufe zur Seligkeit zu dem echt christlichvernünftigen Grundsatze geleitet wurde, daß es keinem Christen zukomme, über die Seligkeit oder Verdammniß ungetauft sterbender Kinder zu entscheiden, so war hiermit die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, von der übernatürlich wirkenden Kraft der Sacramente und der Heiligkeit des Episkopats im Innersten erschüttert; und die nothwendige Folge davon war, daß er als Ketzer verdammt werden mußte. Hätte auch Pelagius nicht den Bischof von Hippo, diesen in anderer Hinsicht mehrfach ausgezeichneten, nur aber mit der Lehre der heiligen Schrift völlig unbekannten Mann, zu seinem heftigsten Gegner bekommen, seine Lehre konnte dennoch nie von der hierarchisch bischöflichen Kirche angenommen werden. Nun aber begreifen wir nicht, mit welchem Rechte Hr. Wig-

gers

gers behauptet, der Semipelagianismus habe den pelagianischen Tugendstolz vernichtet, Pelagius selbst habe „begreiflicher Weise" nicht zu dem Begriffe des wahrhaft beseligenden, bessernden und erlösenden Glaubens kommen können, er habe auf Kosten des religiösen Elements das moralische hervorgehoben. Wenn Pelagius, wie der Verf. S. 363 dessen Grundlehre sehr richtig im Umrisse angibt, behauptete, die Veranstaltungen der Gnade Gottes helfen dem Menschen zur leichteren Vollbringung des Guten, nämlich die Offenbarungen des göttlichen Gesetzes, die Belehrungen und das Beispiel Jesu und die (übernatürlichen) Gnadenwirkungen, welche der Mensch durch treue Anwendung eigener Kraft sich anzueignen und zu benutzen hat: wie kann man dem Pelagianismus Tugendstolz vorwerfen? Legte nicht auch Pelagius die Seligkeit des Christen der göttlichen Gnade bei? Und wo hat er, dieser zwar sittlichstrenge, aber dabei bescheidene und demüthige Mann (den ja der gute Augustin selbst seines Charakters wegen gelobt hatte), sich seiner Tugend gerühmt oder Tugendstolz gepredigt? Eben so wenig aber läßt sich darthun, daß Pelagius nie habe zum Begriffe des wahren Glaubens kommen können. Er erkannte in Christo die Offenbarung der göttlichen Gnade an; in Lehre und Beispiel Jesu die Mittel unserer Beseligung; er forderte den Glauben und ein dem Glauben entsprechendes Leben, um zur Seligkeit zu gelangen. Warum soll sein Begriff vom Glauben sich nicht bis zum biblischen Begriffe haben erheben können? Dem sel. Walch halten wir es gern zu Gute, wenn er weiland die Lehre des Pelagius einen christlichen Naturalismus nannte; er ahnete, in seine Perückentheologie verloren, noch nicht, daß damit dem arg verketzerten Manne das größte Lob, die schönste Rechtfertigung zu Theil werde.

Wir haben diese Bemerkung absichtlich vorausgeschickt, um darauf aufmerksam zu machen, wie leicht auch der gründlichste und sonst unbefangenste Dogmenhistoriker sich da, wo er

 nach

nach dargestellter Geschichte sein Endurtheil als Kritiker ausspricht, doch durch eigenes oder herkömmliches Vorurtheil blenden lassen könne. Wir waren aber diese Rechtfertigung unserem Pelagius um so mehr schuldig, als wir in ihm in der ältesten christlichen Kirche den letzten eifrigen, durchaus consequenten, in der heiligen Schrift wohl erfahrenen, für seine auf Schrift- und Vernunft-Gründe gestützte Ueberzeugung das Aeußerste duldenden Vertreter der rationalen Richtung in der Behandlung des Christenthums erblicken und bewundern. Und gewiß würden wir den Mann noch mehr zu bewundern Ursache haben, wenn seine wichtigeren Schriften uns wären erhalten worden. Wie oft hat es Rec. bedauert, daß seine Erläuterungen des Römerbriefs verlorengegangen sind!

Was nun den Semipelagianismus betrifft, so hat uns der Verf. die Geschichte desselben mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit erzählt, die Nichts zu wünschen übrig läßt, Nichts hinzuzufügen gestattet. Es ist ihm vollkommen gelungen, was er Vorr. S. V versprochen hatte, durch die sorgfältigste Durchforschung aller dahin gehörigen Quellen vorbereitet, eine wahrhaft objective Darstellung des Semipelagianismus, ohne störende Beimischung subjectiver Betrachtungen, zu geben. Daneben spricht er S. VI den gerechten Wunsch aus, daß diese seine Arbeit zu einem gründlichen Studium der christlichen Glaubenslehre segensreich wirken möge, da man zu einer befriedigenden Erkenntniß derselben nur auf historischem Wege gelangen könne. Rec. ist damit in soweit einverstanden, als der einzig richtige historische Weg, zu einer befriedigenden Erkenntniß der *christlichen* Glaubenslehre zu gelangen, das Studium der heiligen Schrift allein seyn kann, die Kirchen- und Dogmengeschichte aber uns nur Theils rathend, Theils warnend zeigt, was wir festzuhalten, was wir zu vermeiden haben, um nicht auf's Neue in Menschensatzungen und unnütze Speculationen zu gerathen. Und dazu wird auch die Ge-

Geschichte des Semipelagianismus, wie sie der Verf. hier mittheilt, das Ihrige beitragen. Die heilige Schrift enthält keine Spur von der Lehre, daß das Ebenbild Gottes durch den Fall verlorengegangen, daß die Menschen mit verlorener oder geschwächter sittlicher Freiheit geboren und daß erst durch die zuvorkommende oder vorbereitende Gnade diese Schwäche geheilt werde. Ist doch durchgängig in der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes da, wo von Sünde und Sündhaftigkeit gesprochen wird, von Erwachsenen die Rede, nie aber, auch nicht in der leisesten Andeutung, von dem Zustande der Kinderseelen, wie sie aus Mutterleibe geboren werden. Diese Behauptung ist nicht „flacher Rationalismus," wovon die Vorrede S. VI spricht; es ist die reine und lautere Bibellehre selbst, die mit der Vernunft vollkommen übereinstimmt. Und nur so wird die Geschichte der semipelagianischen Streitigkeiten zu einer befriedigenden Erkenntniß der christlichen Glaubenslehre segensreich wirken, indem sie uns vor anthropologischen Speculationen warnt, die keinen Grund in der Schriftlehre haben. Wir gehen nun weiter zur Angabe des Inhaltes und Ganges der vorliegenden Schrift.

Nach einer kurzen Einleitung (S. 1 — 6) wird die Geschichte des später sogenannten Semipelagianismus von seinem Aufblühen unter Cassianus und dessen Anhängern bis auf die Verdammung der angeblich semipelagianischen Meinungen in Gallien auf der zweiten Synode zu Orange im Jahre 529 erzählt und zwar in 21 Capiteln. Sehr richtig wird S. 4 bemerkt, daß man keinen Einzelnen als den Urheber des Semipelagianismus angeben könne, indem diese Denkart lange vor Augustin nicht bloß unter den griechischen, sondern auch (wie wir hinzufügen) unter den lateinischen Vätern für die rechtgläubige galt; wiewohl sie noch nicht dogmatisch ausgeprägt war. So ist Cyprian's Ausspruch (de opere et eleemos. p. 203): bonis operibus et moribus Deum promeremur,

 rein

rein semipelagianisch; Tertullian's Lehre: mors est debitum naturae (de anim. c. 50.) sogar rein pelagianisch. Eben so richtig beginnt der Verf. die Geschichte jener Denkart mit dem Cassian, indem sich durch diesen namentlich im Gegensatze zu dem Augustinismus der Semipelagianismus dogmatisch ausprägte. — Das erste Cap. enthält daher die Schilderung des Johannes Cassianus nach dessen Leben und Schriften; das zweite die Lehrsätze desselben, betreffend die zwischen Augustin und den Pelagianern streitigen Puncte; das dritte handelt von dem Charakteristischen des cassianischen Systems und seiner philosophischen und exegetischen Begründung. Dieses Capitel, so interessant es ist, hätten wir hinsichtlich des letzten Theiles, der exegetischen Begründung, noch ausführlicher gewünscht; denn gerade der Umstand, daß sich nachweisen läßt, wie alle jene dogmatische Spitzfindigkeiten, wodurch das Christenthum zu einem todten Dogmenthume geworden, nur aus Unkenntniß der heiligen Schrift, aus einzelnen Stellen hervorgingen, die man aus dem Zusammenhange herausriß und höchstens nach der Septuaginta oder Vulgata erklären konnte, gerade dieser Umstand ist wie für die Würdigung aller schriftwidrigen Dogmen, so für ein praktisches, die Erkenntniß und Hochachtung der wahren biblischen Glaubenslehre förderndes Studium der Dogmengeschichte von der größten Wichtigkeit. Man denke nur z. B., zu welchen wunderlichen Behauptungen die Stellen Joh. 6, 44. Ephes. 2, 8. ff. Phil. 2, 13., auf welche auch die Semipelagianer ein großes Gewicht legten, haben Veranlassung geben müssen, zu Behauptungen und Formeln, an welche Christus und Paulus nimmermehr denken konnten. — Das vierte Cap. handelt vom Prosper Aquitanus und dessen Widerlegung des 13. Buchs der Collationen Cassians. Auch hier ist es, wie es immer bei derartigen Streitigkeiten der Fall war und noch ist, recht interessant, zu sehen, wie Consequenzmacherei und Verdrehung

der gegnerischen Meinung die Stelle gründlicher Widerlegung vertreten muß und wie endlich der blindorthodoxe Glaubenseifer nur in Bann und Verfolgung des Gegners sein Heil sucht. — Das fünfte Cap. stellt die Bewegungen dar, welche Augustin's Schrift de correptione et gratia in Gallien hervorbrachte, sowie die Bestrebungen des Prosper und Hilarius für die Aufrechthaltung des augustinischen Lehrbegriffs; das sechste den ferneren Kampf des Prosper für Augustin's Lehre und das schlaue Mittel der Semipelagianer, diese zu verdrängen. Es ist erfreulich, daß das schauerliche Dogma Augustin's von der gratia irresistibilis und dem decretum absolutum schon damals das sittliche Gefühl und den gesunden Menschenverstand auf das Aeußerste empörte. Und gibt es nicht noch heute reformirte Theologen, welche dieses Dogma, wie es leider Calvin auf die Autorität von Schriftstellen hin, die er nicht verstand, für seine Kirche geltend gemacht hatte, noch immer für ein Hinderniß der Union ansehen und sich nicht entblöden, die Andersdenkenden Ketzer, Pelagianer zu schelten? Doch zum Glücke nimmt deren Anzahl immermehr ab und das Ketzerschelten und Schimpfen scheitert an der Humanität der Menge. — Die folgenden Capitel behandeln: Vitalis von Karthago; Einmischung des römischen Bischofs Cälestinus in die Streitigkeiten der Gallier; Vincentius Lerinensis; weitere Erzählung des Geschichtlichen; Faustus Regiensis und die Synode zu Arles im J. 475; anthropologischer Lehrbegriff des Faustus; das Charakteristische des Systems des Faustus, nebst der philosophischen und exegetischen Begründung desselben; Prädestinatus; Gennadius Massiliensis, Ennodius Ticinensis. Das sechzehnte Cap. stellt unter fünf Artikeln die Hauptlehren des Semipelagianismus zusammen; im Wesentlichen übereinstimmend mit Walch. Nur hätte unter 4. eine Hauptlehre, obschon sie sich aus dem Principe von selbst ergibt, nicht unberührt bleiben sollen, nämlich, daß der Mensch der Gnade

wieder

wieder verlustig werden könne. — In der bereits oben erwähnten Zusammenstellung des Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus, welche das siebente Cap. gibt, charakterisirt der Verf. die Grundlehre dieser Systeme von dem natürlichen Zustande des Menschen nach dem Falle dadurch, daß er sagt: nach dem Augustin sei der natürliche Mensch sittlich todt, nach dem Pelagius sittlich gesund, nach dem Semipelagius sittlich krank. Diese Bezeichnung ist allerdings recht treffend; nur darf man das Sittlich-gesund bei Pelagius nicht von sittlicher Güte oder Reinheit verstehen, sondern, wie das kurz vorher vom Verf. Gesagte auch richtig andeutet, von einem sittlich indifferenten Zustande, nach welchem der Mensch vermöge der Freiheit seines Willens sich zum Guten oder zum Bösen hinneigen kann.

Die letzten Capitel erzählen noch folgende Gegenstände: Bekämpfung des Semipelagianismus; seine Verdammung auf einer römischen Synode unter Gelasius I.; Widerlegung des Faustus; unerwartetes Auftreten skythischer Mönche zu Gunsten des Augustinismus; Sieg, welchen der Augustinismus auch für Gallien auf der zweiten Synode zu Orange im Jahre 529 erhält; Synode zu Valence; Bestätigung der Synodalschlüsse durch Bonifacius II.

Die Aufhebung der Todesstrafe, die Abschaffung des Lotteriespiels als Volksspiels und die Herstellung der christlichen Einheit in der christlichen Kirche. Drei menschenfreundliche Wünsche x. von einem Menschenfreunde. Leipzig b. Steinacker. 1834. 140 SS. 8. 12 Gr.

Daß diese drei Abhandlungen wirklich ein Menschenfreund geschrieben hat, ist nicht zu verkennen, wenn gleich das, was

er ge-

er geschrieben hat, nicht in jeder Rücksicht allgemeine Zustimmung finden wird, auch durch den Vortrag nicht überall anziehend ist, indem es demselben oft an Klarheit fehlt, auch manche Wiederholungen und Abschweifungen den Leser ermüden.

Was die erste Abhandlung betrifft, so findet der Verf. besonders darum die Todesstrafe unrechtmäßig, weil des Menschen Leben von Gotte abhange und weil der Mensch bestimmt sei, im Leben den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, woran der Staat ihn durch die Hinrichtung hindern würde. „So wenig der Einzelne, spricht er, eine Pflicht oder ein Recht hat, sein eigenes, von Gotte erhaltenes Leben zu zerstören, eben so wenig hat der Staat, der in Beziehung auf den Einzelnen auch nur ein Einzelner ist (— was erst zu beweisen war —) das Recht, einen Einzelnen zu tödten, indem ja jedes Einzelnen und jedes Staats Pflicht und Recht nur ist, das Erhalten und das Beleben und Fortbilden des Erhaltenen." Aber der Staat hat das Ganze zu erhalten und zu fördern und hat ein Recht, den Einzelnen daran zu hindern, daß er nicht dem Ganzen gefährlich werde. Wie der Einzelne im Zustande der Nothwehr ein Recht bekommen kann über das Leben eines Andern, ohne durch die Rücksicht, daß der Andere sein Leben von Gotte zu seiner Vervollkommnung erhalten habe, gebunden zu seyn, so kann auch dem Staate das Recht über das Leben der Bürger nicht abgesprochen werden, sobald er nicht ohne Hinrichtung eines Verbrechers den Staat vor Unheile zu bewahren weiß. Nun meint zwar der Verf., wie viele Andere, der Staat habe dazu ein anderes Mittel, nämlich Einsperrung. Doch aus welchem Gefängnisse wären nicht Verbrecher entsprungen? Diese geben nicht eine hinlängliche Garantie. Zugeben muß man dem Verf., daß man von keinem Verbrecher wissen könne, ob er sich nicht noch bessern werde; aber daraus folgt noch nicht,

daß

daß der Staat ihn hegen und pflegen müsse und sich der Gefahr aussetzen, noch mehrere und vielleicht größere Verletzungen zu erleiden. Wollen wir den Grundsatz des Verfs., daß der Staat in Beziehung auf den Einzelnen auch nur ein Einzelner sei, gegen ihn anwenden, so muß er sich folgende Consequenz gefallen lassen: Der Einzelne ist nicht verbunden, einen Andern, von welchem er ist bestohlen, oder mit dem Tode bedroht worden, zu ernähren und zu pflegen, in Hoffnung, daß sich derselbe bessern werde; folglich hat auch der Staat nicht eine solche Pflicht gegen einen Verbrecher in seiner Mitte. — Daß alle Strafen den Zweck haben sollen, den Verbrecher zu bessern, woraus der Verf. folgert, daß die Todesstrafe zwecklos sei, kann Ref. nicht unterschreiben. Die Todesstrafe hat den Zweck, einen Verbrecher aus der Reihe der Lebendigen auszustoßen, um das Leben der Uebrigen oder das Eigenthum derselben zu sichern; wie man ein Glied des Körpers abschneidet, um nicht den ganzen Körper verderben zu lassen. Unvollkommen ist unsere Gesetzgebung darin, daß in ihr nur die einzelne That, nicht aber die Gefahr, mit welcher die Mitglieder des Staats bedroht werden, berücksichtigt wird. Ein Dieb, welcher mehrmals mit bewaffneter Hand einen Straßenraub oder gewaltsamen Einbruch verübt hat, ist gefährlicher und verdient den Tod mehr, als Derjenige, welcher bei einem sonst rechtlichen Leben ein Mal aus Eifersucht oder Rachsucht, oder Habsucht einen Menschen gemordet hat. — Die Wünsche, daß für die Verbesserung der Menschen durch Schule und Kirche eifriger gesorgt werden möge, theilen wir mit dem Verf.; obgleich wir von Schule und Kirche uns nur Wenig versprechen, so lange man nicht auch in die Erziehung der Kinder in verwilderten Familien eingreifen kann. Auch können wir nicht im Allgemeinen widersprechen, wenn der Verf. verlangt, daß die Gefängnisse mehr als bisher zu Besserungshäusern möchten umgestaltet werden. Seine Erwartungen aber

von

von solchen Besserungs-Anstalten sind zu hoch und manche einer dahin gehörigen Vorschläge möchten nicht ausführbar seyn. — Im Widerspruche mit sich selbst rathet er, die als unverbesserlich erkannten Verbrecher aus dem Staate zu entfernen, da er doch vorher gesagt hat, daß man nicht wissen könne, ob ein Mensch unverbesserlich sei, weil er seine sittliche Natur nicht verlieren könne. Abgesehen davon, so fragt sichs: wohin mit den unverbesserlichen Verbrechern, wenn sie nicht getödtet werden sollen? Der Verf. spricht von Deportation. Aber hat denn jeder Staat, namentlich jeder kleine Staat im Innern Deutschlands einen Winkel auf Erden, in welchen er seine Verbrecher verbannen könnte? Die Verbrecher-Colonieen Englands sind sehr wohlthätig für den Staat und auch für viele Verbrecher, da, wie der Verf. sehr richtig sagt, mancher verdorbene Mensch durch ganz veränderte Umstände wieder brauchbar wird. Aber stehen dergleichen allen Staaten zu Gebote? — — Die Todesstrafen werden in civilisirten Ländern immer seltner und die Verbrecher finden immer mehr Schonung. Ob aber die Todesstrafen ganz abzustellen seyn möchten, will immer noch länger überlegt seyn.

Der 2. Aufsatz, gegen das Lotteriespiel, zeichnet sich vor dem erstern durch größere Klarheit und Gewandtheit im Style aus und faßt ziemlich Alles, was über diesen Gegenstand zu sagen war, zusammen; wenn auch noch dabei der Antheil, welchen der Staat an der Lotterie nimmt, um bei dem ungewissen Spiele der übrigen Interessen ein gewisses Spiel zu treiben und die Geschäfftigkeit der Collecteurs hätte berücksichtigt werden können. Der Verf. verurtheilt das Lotteriespiel, wie jedes andere Glücksspiel, durch welches der Mensch zu gewinnen sucht, was er durch seine Thätigkeit erwerben sollte, aus moralischen, politischen und christlich-religiösen Gründen. Sind auch manche Gründe zu weit hergeholt und fehlt es nicht an Uebertreibungen, so wird doch das Ganze dienen

können;

können, die Gefährlichkeit des Lotteriespiels in's Licht zu stellen. Am Meisten zu beherzigen ist die Erfahrung, auf welche sich der Verf. beruft, daß Viele, um über ihr Vermögen ihr Glück in der Lotterie zu versuchen, zu Niederträchtigkeiten greifen und wenn sie Nichts gewinnen, durch neue Niederträchtigkeiten den Verlust zu ersetzen suchen und daß auf der andern Seite Diejenigen, welche durch die Lotterie reich werden, gewöhnlich den Verstand verlieren und sich in ein verderbliches Leben stürzen; wovon fast Jeder Beispiele zu erzählen weiß. Wenn alle Glücksspiele niemals heilsame, wohl aber nur zu oft die schrecklichsten Folgen haben, so ist es allerdings unrecht, wenn der Staat die Lotterie und andere Hazardspiele duldet und Gewinn zieht aus dem, was den Unterthanen verderblich wird. — Die lange Bibelstelle 1. Kor. 12, 12—26, welche der Verf. abgeschrieben hat, liegt zu fern vom Gegenstande; wie es überhaupt seine Art ist, zu Viel herbeizuziehen, um seine Ansichten zu begründen. Nicht die Menge, sondern das Gewicht der Gründe entscheidet.

Die 3. Abhandlung, über die Herstellung der christlichen Einheit in der christlichen Kirche, hat Ref. im Ganzen genommen mit Vergnügen gelesen, indem sich hier ein sehr unbefangener Theologe ausspricht, welcher erkannt hat, was der christlichen Kirche in unserer Zeit Noth thut. Indem er die sittliche Natur und Kraft im Menschen anerkennt, kann er der Christusreligion keinen andern Zweck unterlegen, als jene sittliche Kraft zu erhöhen und den Menschen zur Gottähnlichkeit zu bilden. Christus ist ihm ehrwürdig, weil er die größte Aehnlichkeit mit Gotte durch Lehre und Leben offenbart hat und am Sichersten unsere sittliche Vervollkommnung befördern kann. Geleitet durch Christi Lehre haben wir an Einen Gott, als den Urheber, Erhalter und Regierer aller Dinge zu glauben, ihn durch kindliche Hingebung und freudigen Gehorsam zu verehren und von ihm Beistand, Nachsicht und ewige

Beseli-

Beseligung zu hoffen. Das ist ihm Hauptsache in der christlichen Religion; und weil es diese ist, so kann das Christenthum Religion aller Menschen werden, es entspricht der allgemeinen Menschennatur. Der Mensch aber, spricht der Verf., geräth mit sich und mit Gotte in Zwiespalt durch den Glauben an einen Teufel. S. 118 heißt es: „Dieser Glaube an der Teufel, welcher, weil er wie sein Lebensprincip, der Teufel selbst, die von ihm zerstörte Menschennatur in derselben Zerstörung forterhält und die Menschen zwingt, ihr Heil in etwas ganz Anderem zu suchen als in der Uebereinstimmung ihres Denkens, Wollens und Thuns mit dem, worin sie Jesum Christum zum Vorbilde haben, oder mit dem heiligen Willen Gottes, ist die einzige Ursache, daß die Theologie in der christlichen Kirche vom Christenthume, worin dieselbe ihr Wesen hat und haben soll, zum Theil sich so weit verirrt hat, daß von demselben, was die Hauptsache betrifft, fast ganz und gar Nichts in ihr wahrzunehmen ist. Was ist in dieser verirrten Theologie die Fundamentallehre? Keine andere, als diese: Die menschliche Natur ist sogleich in den ersten Tagen der Schöpfung von dem Teufel für immer zerstört worden ꝛc. Das Einzige, was Gotte nun übrigblieb, um den schuldlosen, unter die Macht des Teufels gekommenen Menschen nicht etwa dieser Macht für immer zu entziehen, sondern nur für das Leben seiner Seele in der Ewigkeit diese Macht unschädlich zu machen, war nun dieß: er mußte aus sich ein neues Wesen erschaffen, welches Gott, wie er selbst und zugleich auch Mensch, als Gott-Mensch oder Mensch-Gott eine größere Macht besäße, als er selbst als Gott allein und der Teufel als Teufel allein. Dessen Bestimmung ist keine andere als die: den ohne seine Schuld gefallenen und durch seine Kraft nicht wieder emporkommenden Menschen ohne alles verdienstliche Thun von seiner Seite selig zu machen ꝛc. — Nachdem der Verf. das Uebrige, was mit solcher Theologie zusammenhängt, aufgeführt

hat,

hat, fährt er S. 121 fort: „Dieß und Aehnliches ist die Hauptsumme eines mit keckem, übermüthigem Verstande aufgebauten Lehrsystems, welches Jahrhunderte lang weit mehr dazu gedient hat, die Christen auf einem Gebiete, wo Alles Licht seyn und ein ewiger Friede blühen soll, zu verfinstern und zu entzweien, als sie zu erleuchten und zu vereinen. Niemand nimmt dieß schmerzlicher wahr, als Derjenige, welcher, ohne irgend einer Partei anzugehören, mit Sinn' und Herze sich nur an Dasjenige hält, was Jesus Christus selbst ihn lehrt. Wie einfach und klar ist hier ihm Alles!" —

Damit nun im Sinne des Verfs. die Einigkeit in der christlichen Kirche hergestellt werde, ist erforderlich, daß man von Allem, was in den vorigen Jahrhunderten durch die „verirrte Theologie" zur einfachen Lehre Jesu hinzugethan worden, wieder absehe, daß „die christlichen Schriftforscher von ihren individualen Ansichten einmal gänzlich abstrahiren und sich mit Geistesfreiheit dem Evangelium zuwenden, um hier den Geist zu vernehmen, der als ein gottes- und menschenwürdiger zu allen Menschen redet." „Allein, fährt der Verf. fort, hier ist eben der schlimme Punct, an welchem alle Versuche der edelsten und aufgeklärtesten Theologen, denen die wichtige Sache am Herzen liegt, bis jetzt immer gescheitert sind. Bei Weitem die Meisten reden und schreiben nur für ihre Confession, für die Partei oder Secte, der sie angehören rc." Weil nun Viele gar nicht lesen, was von einer andern Partei geschrieben wird, so empfiehlt der Verf. eine Vereinigung der namhaftesten Theologen aller christlichen Confessionen, um sich durch mündliche Unterhaltung leichter zu verständigen. Es ist bekannt, daß schon der verstorbene *Zimmermann* eine Zusammenkunft ausgezeichneter Theologen vermitteln wollte. Die Sache hat aber nicht wenig Schwierigkeit und der Erfolg ist sehr ungewiß. — Zuletzt kommt der Verf. auf die *Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestanti-*

schen

schen Kirche von Hrn. D. Röhr und meint, daß Keiner, der die heilige Schrift ohne Vorurtheil gelesen hat, denselben seinen Beifall versagen werde, wenn sie auch in der evangelischen Kirchenzeitung verunglimpft worden sind. Ref. ist ebenfalls der Ueberzeugung, daß, wenn wieder Einigkeit in der christlichen Welt werden soll, wir unsere Theologie auf jene Grund- und Glaubenssätze reduciren müssen. Haben dann auch unsere theologischen Zöglinge weniger scholastische Definitionen und Distinctionen auswendig zu lernen und werden die Hefte der Studenten über die Dogmatik Viel an Umfange verlieren, so werden doch die künftigen Verkündiger des Evangeliums ihren gesunden Menschenverstand behalten und mehr christlichen Geist und christliches Leben bekommen. Faxit Deus! —

Predigten von D. F. Schleiermacher. Sechste Sammlung.

Auch unter dem besondern Titel:

Predigten in Bezug auf die Feier der Uebergabe der augsburgischen Confession von D. F. Schleiermacher. Berlin, 1834. Bei G. Reimer. XXXIV und 220 SS. 1 Thlr.

Bemerklich macht sich in diesem Bändchen schleiermacher'scher Predigten zunächst die Vorrede. Sie ist ihrem Hauptinhalte nach eine Erwiderung auf die bekannten Antwortschreiben der D. D. von Cölln und Schulz, die dem, in den Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit Jahrgang 1831 Heft 1. befindlichen, Sendschreiben von Schleiermacher galten. Diese beiden trefflichen Männer, deren Schrift Bd. 12. H. 6. unserer Blätter ihre Anzeige fand, hatten vornehmlich und mit Recht jene schleiermacher-

schen

schen Behauptungen anstößig gefunden, nach welchen es mit der herkömmlichen Verpflichtung der Geistlichen auf ältere kirchliche Bekenntnisse und mit dem Aufdringen einer Agende, welche mit ihren religiösen Ueberzeugungen im Widerspruche stehe, nicht Viel auf sich habe, indem Jenes eine Nichts sagende Förmlichkeit sei, dieses aber nur auf die Zumuthung hinauslaufe, Etwas vor dem Altare vorzulesen, was nicht sie zu vertreten hätten, sondern Diejenigen, welche die Liturgie geordnet hätten. Sie hatten erklärt eines Theils, daß der frühere Schleiermacher gerade das Gegentheil davon behauptet habe und andern Theils, daß sich in der That keine größere Erniedrigung für den protestantischen Geistlichen und keine größere Gefahr für die protestantische Kirche denken lasse, als wenn die jetzige Ansicht desselben allgemein werden sollte. „Gefährdet sie nicht, hatten sie gefragt, den Charakter der Geistlichkeit und verdunkelt die schönen Tugenden der evangelischen Wahrheitsliebe und Treue?" Und was sollte daraus werden, „wenn die Gemeinde, indem sie ihren Geistlichen den Altardienst verrichten sieht, sich sagen müßte: Ja, das lieset er uns da freilich vor, aber er selbst glaubt Nichts davon; was er hersagt, steht mit seiner ganzen Geistesrichtung im Widerspruche, er denkt sich bei den vorgelesenen Worten das Gegentheil? Wir halten dafür, entweder müssen dergleichen Verpflichtungen aufgehoben werden und das wäre freilich das Beste, oder, wenn sie gefordert und eingegangen werden, muß man sie nicht wie ein leeres Gaukelspiel, wie eine wirkungslose Förmlichkeit betrachten. Was feierlich ist angelobt worden, muß gehalten, oder es muß aufrichtig erklärt werden, daß man es nicht weiter halten könne. Widrigen Falls ist der gefährlichsten Täuscherei und grenzenlosem Unfuge mit heiligen Dingen Thor und Thür geöffnet." — Gegen diese Anklagen nun sich, zu rechtfertigen oder doch zu vertheidigen war Schleiermachers Aufgabe. „Eine besondere Schrift zu persönlicher Vertheidigung abzufassen,

en, sagt er, habe ihm nicht der Mühe werth geschienen. Er habe gern bis auf diese Gelegenheit gewartet. Auch habe die Sache nicht Eile gehabt. Indessen müsse er allerdings seine freundlichen Leser aufmerksam darauf machen, daß er sich für seine Erklärung in einer sehr nachtheiligen Stellung finde, ohne seine Schuld." Das Letztere ist uns nicht recht deutlich geworden. Daß er im Nachtheile sei, ist unsere Ueberzeugung auch; aber auch die, daß er es sei durch seine Schuld. Er hatte in seinem Sendschreiben Zweideutiges behauptet und die Antwortschreiben stellten es in seiner Verwerflichkeit dar. Auch nach dieser Vorrede dürfte die Sache keine völlig reine Gestalt gewinnen. Denn so vest er auch darauf besteht, der spätere Schleiermacher habe dem frühern nicht widersprochen; so hat er doch das mehr behauptet als bewiesen. Und so fein abwehrend er auch gegen die bündigen Angriffe seiner Gegner ficht; so räumt er doch unwillkürlich immer noch so viel ein, daß seine symbolische und liturgische Moral wenigstens nicht als eine von der strengsten Observanz erscheinen dürfte. So wiederholt er S. XII nicht nur die Versicherung, daß er einen Mann nicht verdammen würde, der bei mancherlei Abweichungen doch unterschriebe, wenn er nur nicht in offenbarer Polemik gegen den Geist des fraglichen Bekenntnisses stände und urgirt zu seiner Rechtfertigung besonders das Wort Geist; sondern er erklärt sich auch in einer Anmerkung über folgenden Fall: „Wenn man Geistlichen, die ohne eine solche Verpflichtung in's Amt gekommen sind, sie hernach auflegen will, so gibt man ein Gesetz mit rückwirkender Kraft. Geht dieß nun von einer Instanz aus, die eine höhere über sich hat; nun so ist Jedem der Weg gewiesen. Wo aber nicht, so begeht Der den Treubruch, welcher fordert, wo er Nichts zu fordern hat; und ich werfe wieder nicht den ersten Stein auf Den, der sich in seinem wohlerworbenen Besitze zu schützen sucht, wenn gleich durch eine Handlung, die im höchsten

Grade

Grade verwerflich wäre — wenn der andere Theil nicht durch Gewaltthat seine Ansprüche auf offene und redliche Behandlung verwirkt hätte." — Schleiermacher bittet, „diese Worte ja recht genau zu nehmen." Aber je genauer wir sie nehmen, desto weniger können wir sie mit den Forderungen strenger Wahrhaftigkeit vereinigen, denn auch die Nothlüge bleibt Lüge und ist nirgends verderbenbringender und verabscheuungswürdiger, als auf dem Gebiete des Religiösen. — Eben darum hat uns auch Das nicht genügen wollen, womit von S. XVII an der ihm gemachte Vorwurf der liturgischen Duplicität zurückgewiesen werden soll. Der Verf. stellt zwar den Unterschied zwischen: ein Formular vertreten und die Gedanken eines Formulars sich aneignen, heraus. Allein auch dieser Unterschied erscheint im Wesentlichen mehr dialectisch fein, als moralisch wahr. Und wenn er sich mit dem Kann retten will: der evangelische Geistliche kann liturgische Formulare gebrauchen, wenn sie auch nicht von der Art sind, daß er sie vertreten möchte, sofern sie nur so beschaffen sind, daß er sich die darin enthaltenen Gedanken aneignen kann: so dürfte die Rettung eben auch dann nur möglich seyn, wenn man das Vertreten, wie der Verf. mit Feinheit thut, nur auf die äußere Form, auf Anordnung und Styl, nicht aber auf die innere Wahrheit der Gedanken bezieht. Denn einen Gedanken, den ich mir wirklich angeeignet und zu dem meinen gemacht habe, werde ich, als ehrlicher Mann wohl auch zu vertreten wissen. Anders ist die Sache bei Dem, in dessen Berufe das Bekenntniß liegt, daß er täuschen will. Da mag sich aneignen etwa nur so Viel heißen, als in den Sinn oder in das Gedächtniß nehmen und vom vertreten himmelweit verschieden seyn. So bei dem Schauspieler. Der eignet sich die Rolle an, aber er vertritt sie nicht. Dem evangelischen Geistlichen dagegen, der kein Schauspieler ist, fordern die Seinen mit Recht, daß er sich, was er an heiliger

eiliger Stätte redet, so angeeignet habe, daß er es auch ver-
ete. — In einen andern Widerspruch kommt der Verf.
enn er S. XIX sagt: „Kann ich ihm — nämlich einem
iit der individualen Ueberzeugung nicht übereinstimmenden Ge-
anken in einem Formulare — durch eine leichte Aenderung
ine Wendung geben, die mir genehm ist; so bediene ich mich
ieiner Freiheit. Ist das nicht thunlich, so werde ich die
ächste Gelegenheit wahrnehmen, mich über Das, was mir
arin bedenklich erscheint, so zu erklären, daß sich meine Ge-
neinde bei den betreffenden Stellen auch meiner Berichtigung
rinnern kann." Gleichwohl gesteht er, daß er das empfan-
jen vom heiligen Geiste in seiner Kirche immer mitgele-
en habe, ohne seiner Gemeinde sich so darüber zu erklären,
daß sie sich seiner Berichtigung bei den Worten habe erinnern
önnen. Das Einzige, was Einer den Worten gemäß dabei
enken könne, sei nun freilich Das, was die Kirche gerade
verworfen habe, daß nämlich Jesus der Sohn des heiligen
Geistes sei. Er aber habe sich immer nichts Bestimmtes dabei
gedacht. Zu dieser Buchstäblichkeit aber habe er sich selbst
verurtheilt und sie sei ihm erleichtert worden durch das Be-
wußtseyn, daß jedes Mal die Meisten doch nichts Anderes bei
diesen Worten gedacht hätten, als was auch seine Ueberzeu-
gung sei. Den Vorwurf aber, den ihm die Antwortschrei-
ben deßhalb gemacht hätten, weist er mit der Erklärung S. XXX
zurück, „daß die Sache theoretisch recht schön klinge, aber daß
praktische Dinge praktisch gerichtet seyn wollten." Durch die
Wahl jenes Beispiel habe er übrigens Zweierlei in Erinnerung
bringen wollen, ein Mal „daß liturgische Nöthe für den evange-
lischen Geistlichen nicht erst mit neuen Agenden einträten, son-
dern schon mit dem Aeltesten dieser Art; dann aber, daß dieß
zarte Gegenstände seien, auf die nicht mit allgemeinen derben
Sprüchen grob losgeschlagen werden dürfe." Derb und grob
haben wir die Antwortschreiben der D. D. von Cölln und

Schulz nicht gefunden, wohl aber wahr und bündig und in diesen beiden Eigenschaften so siegreich, daß die schleiermacher'sche Dialektik ihnen gegenüber das Feld nicht behaupten konnte. Eben darum aber dürfte auch die Vorrede, mit der wir es hier zu thun hatten, den Predigten, auf deren Anzeige wir nun übergehen, nicht gerade zur Empfehlung dienen.

Es sind ihrer zehen. Warnung vor selbstverschuldeter Knechtschaft, am Sonntage vor dem Jubelfeste, über 1. Kor. 7, 23. Am Jubelfeste den 25. Junius: Die Uebergabe des Bekenntnisses als Verantwortung über den Grund der Hoffnung, nach 1. Petr. 3, 15. An den Sonntagen nach dem Feste bis zum 22. S. nach Trinitatis, über Gal. 2, 16—18.: Das Verhältniß des evangelischen Glaubens zum Gesetze. Ueber Gal. 2, 19—21: Von der Gerechtigkeit aus dem Glauben. Ueber Hebr. 10, 12.: Das vollendende Opfer Christi. Ueber Jak. 5, 16: Ermunterung zum Bekenntnisse der Sünden. Ueber Ephes. 4, 11—12: Vom öffentlichen Dienste am göttlichen Worte. Ueber Luc. 6, 37: Von dem Verdammen Andersgläubiger in unserem Bekenntnisse. Ueber 2. Kor. 5, 17. 18.: Daß wir Nichts vom Zorne Gottes zu lehren haben. Endlich über Phil. 1, 6—11: Das Ziel der Wirksamkeit unserer evangelischen Kirche. — Es ist uns in diesen Predigten, die wir pflichtmäßig vom Anfange bis zu Ende durchgelesen haben, mehr als eine Stelle zunächst in Bezug auf den Verf. selbst, auf seine Aeußerungen in der Vorrede, so wie auf seine neuerlich angefochtene Gläubigkeit sehr bemerkenswerth gewesen. So die Stelle S. 26, wo von dem augsburgischen Bekenntnisse die Rede ist: „Ist uns nun schon das Werk ein solches, dessen wir uns, wenn wir billig seyn wollen, in hohem Maße erfreuen und das wir uns seinem Wesen und Geiste nach immer noch aneignen müssen,

mit

mit dem Vorbehalte jedoch allerdings, daß uns der Buchstabe desselben nie den Weg zum Weiterfortschreiten in der Erkenntniß verschließen darf: vielmehr noch ist die That eine solche, deren wir uns von ganzem Herzen rühmen können." Wir fragen hier nicht im Allgemeinen, welche Freude ein Mann, der alle Symbole für überflüssig erklärt hat, an einer Bekenntnißschrift, wie die in Rede stehende, haben könne; sondern nur im Besonderen, was er hier unter dem sich aneignen verstanden habe. Jeden Falls etwas Mehr, als er diesem Worte in der Vorrede ließ. Denn was wir uns als evangelische Christen aus jenem Bekenntnisse „seinem Geiste und Wesen nach noch immer aneignen müssen," das müßten wir doch wohl auch gegen Männiglich, wenn's gefordert würde, heute noch vertreten können? Den Dialektiker hat hier wenigstens das erforderliche gute Gedächtniß verlassen. S. 165 ist vom Verdammen Andersdenkender die Rede und wie das ein Flecken der Zeit an jenem Bekenntnisse gewesen sei. Wir ehren die Duldung, welche der Verf. empfiehlt. Aber wenn er sagt: „Lasset uns recht zu Herzen nehmen, daß es in Beziehung darauf, mit wem wir in Gemeinschaft stehen sollen oder nicht, bei allen Bestimmungen über die Lehre uns, genau genommen, nur Wenig auf den Inhalt ankommen kann;" so ist das in einer Confessionspredigt mindestens überraschend und scheint einen Indifferentismus anzudeuten, bei dem alle gemeinsame Wahrheit aufhört und am Ende wohl auch die Principien aufgegeben werden dürfen. Nicht weniger nachdenkend bleiben wir bei der Schilderung S. 212 stehen: „Wie oft ist man nicht dahin gerathen, auch auf dem Gebiete des Glaubens die Entwickelung der Gedanken für etwas Hohes und Wichtiges zu halten, ganz unabhängig von den Früchten der Gerechtigkeit, ja sogar ganz unabhängig von der beseligenden Kraft des Glaubens, welcher doch der Gegenstand jener Gedanken war." — Daß uns neben diesen manche Stel-

len, ohne besondere Beziehung durch ihre eigene Kraft und Wahrheit überaus angesprochen haben, auch dieß Bekenntniß sind wir dem Verf. schuldig. So in der schon erwähnten Predigt über das Verdammen Anderer S. 157: „Bald ist in solchem Streite der Meinungen gesetzliche Bestätigung für die Einen und Verdammung für die Andern gesucht worden bei der *weltlichen Obrigkeit*, bald hat sie es sich selbst zugesprochen, die Entscheidung zu geben. Unmöglich kann der natürliche Lauf der Dinge fremdartiger gehemmt werden und Niemand kann an einem solchen Verfahren Theil nehmen, der von dem Geiste unserer evangelischen Kirche durchdrungen ist." Der Verf. weist das aus der Geschichte unserer Kirche trefflich nach und die sich vorzugsweise so nennenden Evangelischen unserer Tage dürften daraus sehen, wie unevangelisch der Geist ist, der sie bei ähnlichen Bestrebungen trieb und treibt. Mit Recht heißt es auch S. 164: „Der Buchstabe also, der in solchem Triumphe aufgestellt worden ist, was ist er Anderes, als ein todter für die große Gemeinde? Wäre aber nicht verdammt worden, so wäre auch der Buchstabe nicht starr geworden, auf dem jetzt solche Finsterniß lagert; der Gedanke hätte sein Kleid wechseln können nach dem Bedürfnisse, wie ja auch die Sprache wechselt und der Buchstabe wäre dann immer die klare durchsichtige Hülle des Geistes geblieben und hätte nicht so Viel von unserem christlichen Leben in seinen Tod mit hineingezogen." In Bezug auf unsern *Lehrstand*, dem in der alten Kirche gegenüber, finden sich in der siebenten Predigt treffliche Aeußerungen. So S. 140: „Worauf gründet sich die Stärke eines großen Gemeinwesens, als auf die *Hausväter*, die mit den Ihrigen vestgewurzelt sind in seinem Boden? Wo erzeugt sich die Liebe zum Vaterlande, als in dieser vesten Ordnung des häuslichen Lebens? Und wo anders her erwarteten wohl die Leiter der menschlichen Dinge ein neues Geschlecht bürgerlicher Tugenden und geistiger Kräfte? Darum ist es auch ein so na-

türliches

türliches Gefühl, daß Diejenigen, die sich fern halten von eigener Häuslichkeit und gleichsam loser stehen auf dem Boden, leichter sowohl einem gemeinsamen Ungemache sich durch die Flucht entziehen, als auch sich mit Fremdem verwickeln und ihre Befriedigung darin finden können. — Nein, nicht in einer Ungleichheit zwischen dem Hirten und der Heerde, die man erst künstlich hervorrufen muß, liegt die Kraft seines Berufs, sondern in der Gleichheit, welche Beide mit einander vereinigt, daß sie dieselben Pflichten erfüllen sollen, daß sie denselben Versuchungen widerstehen sollen, daß sie an dieselbe Ordnung des Lebens gebunden sind, daß sie von demselben mit leiden und durch dasselbe mit erfreut werden." Auch über das Bekenntniß der Sünde, das bei uns in seiner Besonderheit nicht angeordnet ist, wohl aber dem um sein Heil Bekümmerten als freier Herzenserguß überlassen und in der sechsten Predigt empfohlen wird, spricht sich der Verf. mit Wärme und psychologischer Wahrheit und Tiefe aus. Mit dem allgemeinen Sündenbekenntnisse, darin Alle begriffen wären, sei es nicht gethan: „Aber warum wollen wir bei Allem, was wir nur innerlich durchkämpfen müssen, freiwillig allein stehen, da wir doch ein Recht haben auf brüderlichen Beistand von Denen, welche Glieder sind an demselben Leibe. Freilich gehen wir gar ungern daran, Schwachheiten zu offenbaren, die Niemand an uns kennt; und wenn der Erlöser mit uns wandelte, der immer schon wußte, was in des Menschen Herzen war, so kämen wir auch ohne Bekenntniß einen Blick, wie Petrus ihn bekam. Aber eben, weil ihm dieser Blick so Viel war, sollten wir nicht eilen, durch redliches Bekenntniß uns einen Bruder zum Freunde zu gewinnen, der Aehnliches an uns thue, wie Er an Petrus? Ach schon ein solches Bekenntniß, das freie Hervortreten der Wahrheit aus unserem Munde, wodurch wir uns nicht öffentlich aller Welt preisgeben, denn das kann nur selten frommen, aber in der Stille uns einem befreundeten

ten Auge hingeben, wie wir sind, schon das hat eine unbeschreiblich erleichternde, reinigende und stärkende Kraft. Und dann das herzliche Mitgefühl eines engverbundenen Gemüths, die besondern Tröstungen der göttlichen Gnade aus einem freundlichen Munde, ein strafender Blick, ein warnendes Wort im Augenblicke der Gefahr, was für reiche, gesegnete Hilfsleistungen für alle Wechselfälle unseres ringenden Lebens!" Wir erwähnen noch der Schilderung auf S. 78, was der Christ ohne Christus wäre. „Sollte Jemand so kühn seyn, ihm Alles zurückzugeben, was von ihm herrührt und doch bestehen zu wollen in einem Gotte gefälligen und ihn selbst befriedigenden geistigen Leben? Das nun wagt wohl Keiner. Aber, wenn auch nicht ohne seine Mitwirkung, so seien nun doch höhere geistige Kräfte wirklich entwickelt in der menschlichen Natur, sie eigneten ihr und brauchten nicht mehr auf sein Leben und seine Einwirkung zurückgeführt zu werden. Nun ja, das heißt die Gnade Gottes ganz wegwerfen. Aber sehet wohl zu, was ihr übrig behaltet. Wenn ihr den Ursprung Dessen, was ihr als euer Eigenthum in Anspruch nehmen wollet, verleugnet, werdet ihr bald auch nicht mehr haben, was ihr hattet; wenn ihr Bild und Ueberschrift austilget, werdet ihr bald irrewerden an dem Werthe euerer Münze. Brechet ihr den Zusammenhang mit Christo ab, so wird bald die Natur, wie sie war, zum Vorscheine kommen; das reine Ziel werdet ihr nicht mehr erblicken, die Liebe wird zusammenschrumpfen, das Reich des Geistes wird in sich zerfallen." —

Solche und ähnliche Stellen sprechen durch ihre volle, unzweideutige Wahrheit, durch ihre Wärme und vor Allem durch ihre Verständlichkeit an. Allein in den schleiermacherschen Predigten und in den vorliegenden mehr dogmatischen um so gewisser, erscheinen sie in der That nur als erquickende Oasen. Und denkt sich nun der Leser, daß wir ja damit die Predigten selbst als eine Wüste oder doch wenigstens

als

als ein trockenes Land bezeichnet hätten: so hat er in der That eben unsere Meinung und unser Urtheil getroffen. Wir haben den Weg durch dieselben nur mit Mühe gemacht. Sei es, daß wir sie zu spät in die Hände bekamen und daß das Wort des Verfs. in der Vorrede, „daß kaum noch ein leiser Nachklang jener festlichen Stimmung, in der sie gehalten und aufgenommen wurden, ihnen jetzt bei ihren Lesern zu Statten komme" ganz besonders an uns in Erfüllung ging. Sei es auch, daß die Idee, vom Juni bis zum 22. S. n. Tr. ein Fest mit seinem Stoffe auszudehnen, uns auch im Jahre 1830 als eine unglückliche erschienen seyn würde. Sei es endlich, daß, wie schon erwähnt, die Vorrede mit ihren zweideutigen Ansichten von Bekenntnißschriften und liturgischer Wahrhaftigkeit, nicht eben die beßte Fürsprecherin für die ihr folgenden Vorträge war! Wir glauben indessen doch, daß der Grund, warum uns das Lesen sauer wurde, vielmehr noch in den Predigten selbst lag. Mögen sie alles Andere seyn, Predigten sind sie nicht; Kunstwerke, aber uns ließen sie kalt; Abhandlungen, Vorlesungen, aber uns fesselten sie nicht; Reden über die Religion, aber erbauen konnten wir uns nur stellenweise an ihnen. Oft waren wir versucht, sie als eine Verstandesübung zu betrachten, so räthselhaft unverständlich waren sie und so schwer machten sie es uns, bei dem Einzelnen uns immer bewußt zu bleiben, wie und warum es unter das Ganze und zu dem Ganzen gehöre. Der Leser mache den Versuch, nur z. B. die Predigten von dem Verhältnisse des Gesetzes zu dem Glauben und von der Gerechtigkeit aus dem Glauben durchzugehen und sich dann Rechenschaft zu geben, was Schleiermacher eigentlich gesagt und mit dem Gesagten gewollt habe. Die Aufgabe dürfte auch ihm, wie wir glauben müssen, keine ganz leichte seyn. Selbst was die, sonst gepriesene, Form anlangt, befriedigen sie nicht ganz. Die letzte hat eine Länge von fast zwei Bogen ziemlich engen Drucks.

Ver-

Verstöße gegen Würde und Richtigkeit der Sprache, wie S. 76: Christus lässet uns nicht im Stiche; S. 56: in der Lehre ist Dieser besser beschlagen, als Jener; S. 12: sich ihrer gebrauchen; S. 13: wenn uns solche Lehren zugemuthet werden anzunehmen und ähnliche, sind nicht gar selten. Die Anlage ist immer die nämliche und wird ermüdend. Alle fangen mit: Meine andächtigen Freunde! an, nur die eigentliche Jubelpredigt beginnt anders. Alle haben, wenn auch oft nur Eine Ueberschrift statt eines Thema's, doch je zwei Theile und da wir, bis zur siebenten gekommen, den Schluß machten, auch acht, neun und zehn würden dichotomisch seyn, verrechneten wir uns nicht. Alle endlich sind von einer Erhebung bis zur Anrede an Gott so völlig entfernt, daß weder ein sursum corda zu Anfange oder vor dem Thema je gefunden wird, noch auch irgend ein Schluß bis zum Gebete sich steigert. Ein: Lasset, ein: Möge, ist Alles. Bei einigen aber könnte man das Amen, das darauf folgt, ganz füglich und ohne aus dem Tone zu fallen, auch in ein Dixi verwandeln.

Was soll ich thun, damit ich selig werde? Ein Erbauungsbuch für die häusliche und öffentliche Andacht in funfzehn Betrachtungen. Von D. Heinrich Stephani, k. Kirchenrathe und Dekane. Heilbronn a. N. Claßische Buchh. 1834. 151 SS. in 8. 14 Gr.

Der Titel dürfte manchen Leser Anderes erwarten lassen, als er nachmals fände. Erbauungsbuch ist das vorliegende nur uneigentlich und theilweise. Wenigstens könnte sich die Andacht hier nur einseitig, fast nur durch Demonstration und Belehrung gefördert sehen. Und wenn es vollends zur öffentlichen

lichen Andacht, „d. h. wohl zum Vorgelesenwerden in Betstunden, empfohlen wird; so kann das der Verf. nur sehr mittelbar verstanden haben. Denn Stellen wie S. 150: „Vermöge des Schutz- und Aufsichtsrechts des Staats über die Kirche, was ihm nach Gottes heiligem Willen rechtlich zukommt, sollte er durch sein Ansehen dahin wirken, daß die Kirche Christi von allem jüdischen, heidnischen und augustinischen Aberglauben vollends gereinigt werde, nur echtgebildete Schüler des Heilandes als Lehrer und Seelenhirten bei den einzelnen Gemeinden angestellt würden, u. s. w." — dürften sich doch wohl vor einer Erbauung suchenden Gemeinde nicht besonders ausnehmen. Abgesehen davon, will uns aber auch der obige Vorschlag, „der Staat solle durch sein Ansehen auf die Lehre wirken," bedenklich und fast mehr als das erscheinen. Der Verf. hat es jeden Falls gut gemeint. Aber wenn wir dem Staate das Recht zugestehen, durch sein Ansehen dahin zu wirken, daß die Kirche von allem jüdischen, heidnischen und augustinischen Aberglauben gereiniget werde: geben wir ihm nicht ganz consequent das Recht in die Hände, durch sein Ansehen dahin zu wirken, daß auch z. B. der Rationalismus aus der Kirche vertrieben werde — Falls nämlich der Staat ihn, und wir haben Beispiele, auch ein Mal für einen schädlichen Irrthum hielt? Ueber die Lehre kann nie der Staat, nur die Kirche zu entscheiden haben. Ueber die Lehre darf auch nimmer durch Macht und Ansehen, nur durch Gründe entschieden werden. Doch wir kehren zurück zum Buche. — Treu ist sich der Verf. auch hier in seiner Feindschaft gegen das Jüdische, das unserem Christlichen noch anklebe, geblieben: „So roh, wie das israelitische Hirtenvolk war, welches ohne Schulen weder lesen noch schreiben konnte, war es auch keiner höheren Offenbarung von Gotte fähig. Moses, dieser Diener Gottes, mußte sie deßhalb auch als ein ungebildetes Sklavenvolk behandeln, das nur durch Furcht

in

in Ordnung zu erhalten war. — Die von Moses den Juden gegebenen Begriffe von Gotte waren noch *so roh*, wie dieses Hirtenvolk selbst. — Wer unter die Auserwählten des Herrn gehören und ein echter Schüler Christi heißen will, der muß *nicht zu Moses ferner in die Schule gehen*. — Solche *alttestamentliche Christen*, deren es so Viele nicht nur unter der Gemeinde des Herrn, sondern selbst auch unter den Predigern des Evangeliums gibt, können ihrer noch *so rohen Begriffe* wegen, die sie von Gotte haben, auch nimmer zum Frieden mit sich selbst gelangen. — Solcher und ähnlicher Stellen gibt es mehr. Auch leugnen wir gar nicht, daß jenes Jüdische, das mit dem Christlichen sich nicht verträgt, von ihm auszuscheiden sei. Aber wenn der Verf. gegen *Gesetz und Propheten* mit seinem „roh" so unbedenklich freigebig ist; ist es nicht eine puristische wenigstens Unfeinheit von seiner Seite, das, vor dem christlichen Volke, über Bausch und Bogen *aufzulösen*, was der Meister doch nur *erfüllen* wollte? Wer, im Besitze der edlen, gebildeten Tochter, die alte Mutter nicht verachtet, der handelt nach dem Gesetze der Pietät. — Die Hauptaufgabe, die sich der Verf. stellte, war die, den Begriff der *Seligkeit* genau zu bestimmen, um ihn von andern zu unterscheiden, sie als würdiges Ziel des menschlichen Strebens darzustellen und die sichern Mittel zur Erreichung an die Hand zu geben. Zu dem Ende stellt er der *Seligkeit* die *Glückseligkeit* gegenüber. Die erstere ist ihm mit *Ruhe der Seele*, mit *Frieden*, *Frieden Gottes* identisch und er findet sie begriffen in der Zufriedenheit mit uns selbst, in der Zufriedenheit mit unserm jetzigen Zustande in der Welt und in der mit unserm künftigen Schicksale nach dem Tode. Die *Glückseligkeit* dagegen ist ihm das sinnliche Wohlseyn, das uns aus einem Reichthume an äußern Gütern als Mitteln zu einem frohen Lebensgenusse erwächst. Hier hat nun der Verf. einen Fehler

began=

begangen, der manche seiner spätern Ausführungen dem Mißverständnisse unterwirft. Glückseligkeit ist, nach dem Gebrauche unserer besten Schriftsteller, eigentlich das Glück der Seele, also dasselbe, was der Verf. unter Seligkeit versteht. Hätte er nun diesem geistigen und ewigen Wohle einen Gegensatz, nämlich das sinnliche und zeitliche Wohlseyn, geben wollen, so mußte er, wie er auch mitunter, aber eben deßhalb nur zu größerer Verwirrung, thut, von einem Glücklichseyn, Glücklichwerden reden und durfte seiner Seligkeit nicht die Glückseligkeit gegenüber stellen, sondern sich getrost eine Glücklichkeit oder ein anderes Wort zu diesem Behufe, bilden. Der Sinnenmensch will glücklich werden, der höhere Mensch glückselig! — So ist z. B. die Ueberschrift des neunten Abschnittes: Alles sittliche Verderben der Menschen hat seine Quelle im Streben nach Glückseligkeit, so sehr dem Mißverstande unterworfen, daß der Leser nur aus dem Buche selbst erfahren kann, daß der Verf. den Lustsinn, die Habsucht, die Ehrsucht und die Machtsucht unter jener Rubrik in Rede bringt.

Uebrigens können wir das Buch nachdenkenden Christen empfehlen. Nur muß man neue Ideeen darin nicht suchen. Es trägt das Bekannte in sehr einfacher und schlichter Sprache vor, bei deren ruhigem Gange belebtere Stellen wie folgende schon mit zu den Ausnahmen gehören: „Begeben wir uns von den lebenden Menschen jetzt in Gedanken zu jenen Millionen, welche auf unsern Kirchhöfen schlummern und vormals gleich uns diese schöne Erde bewohnt haben, um uns die ernste Frage vorzulegen, haben denn diese Alle das Ziel ihres Erdendaseyns erreicht? Haben sie bei ihrem kürzern oder längern Lebenslaufe die größte Kunst unter allen menschlichen Künsten gelernt, selig schon auf dieser Erde zu werden? Würden wir nicht, wenn alle diese Todten selbst aus diesen Gräbern heraus uns diese Fragen beantworten könnten, von ihnen

ihnen die Antwort empfangen: nein, auch wir gehören zu jenen Millionen Unglücklicher, welche umsonst auf dieser Welt gelebt haben, weil wir die große Kunst, selig zu werden, nicht erlernten. Auch auf unsere Grabsteine dürfet ihr die Inschrift setzen: Der Millionen Einer, welche den höchsten Zweck des Daseyns weder erkannten, noch erlangten. Weihe ihm eine Thräne des Mitleids!" —

Theo-

Theologisches Notizenblatt

1 8 3 5.

No. V.

Balthasar Bekkerus redivivus.

Eine Geisterstimme an das Brandt'sche Correspondenzblatt.

Ich bin ein passionirter Leser des Brandt'schen Correspondenzblattes. Der Herr Dekan würde es freilich lieber hören, wenn ich mich als einen gläubigen Leser signalisirte, gläubig in seinem Sinne. Indeß ist schon die Passion Etwas und wer weiß, was aus dieser noch erfolgt. Genug, ich liebe diese „narkotische" Lectüre (um Göthen das significanteste Epitheton dafür abzuborgen) und zwar nach Tische im Verdauungsstündchen und da ich mich eben nicht darüber ärgere oder wenigstens nur soviel, daß meine Leber bloß das zur Verdauung nöthige Quantum von Galle absondert, so habe ich immer das Correspondenzblatt als ein probates Digestivum erkannt. Daneben wirkt's als Opiat. Wie oft hat's mich aus der Contagion mit allen Nichtichs zu süßer innerlicher Selbstbeschauung erhoben, einen clairvoyanten Fakir und Nabelbeschauer aus mir gemacht, der das elastische Faulbette, zum Hippogryphen umgewandelt, in die Traum- und Zaubersphäre trug.

Es war am 1. Mai d. J. im besagten Verdauungsstündchen, als ich die 11. Nummer des Correspondenzblattes vom laufenden Jahre las. Der 1. Mai ist ein dämonischer Tag, der Rüsttag zum großen nächtlichen Logenfest auf dem Brocken, das sich vom hambacher darin unterscheidet, daß hier liberale Ultras, dort servile, stabile, retrograde Citras Saturnalien halten. Wie dämonisch ward mir da zu Muthe, als ich

ich den ominösen Aufsatz las: „Der Geistliche bei Geistergeschichten" S. 170 ff., dessen Kern folgende Geistergeschichte ist:

Einem ernstgesinnten, unbescholtenen und ziemlich bejahrten Schneider zu E. erscheint am hellen Tage eine nonnenmäßig verschleierte, weiße Gestalt, dann auch Nachts in seinem Hause, sagt, sie sei die vor 100 Jahren gestorbene Anne Sophie Herzogin und könne nicht zur Ruhe kommen, es sei denn, daß der Schneidermeister gewisse Lieder und Bibelsprüche, die sie nannte, täglich für sie bete. Der erschrockene Schneider erhält auf Befragen von seinem Pfarrverweser den Rath, das Verlangte zu beten, weil Beten nimmer schade. Nach mehr wöchentlichen Erscheinungen, wobei der Geist, durch ein Geräusch in der Wand sich ankündigend, seine Bitte wiederholt, führt er den präsumtiven Erlöser Nachts in den Garten. Der Schneider kann nicht, wie der Geist, über den Zaun huschen, sondern muß einen Umweg durch die Thür machen, und findet den armen Geist unter einem Baume, vor ihm ein weißes viereckiges Etwas, das er ihm, nachdem er ein Lied gebetet, in die Arme legen muß. Der Geist dankt und verschwindet auf immer.

Bei dieser rührenden Schneider- und Geistergeschichte, von der zu bedauern ist, daß sie nicht bei Lebzeiten des seligen Spieß passirte, um von diesem, wie Goldschlägerhäutchen, zu vier dicken Bänden ausgestreckt und geschlagen zu werden, fiel mir eine andere ein, die ebenfalls das kostbare Correspondenzblatt in einer der ersten Nummern von diesem Jahre erzählt, in welcher eine dämonische Capelle längst verstorbener Nonnen, in einem Hause, das vormals ein Kloster gewesen war, einem Kranken, der zum Tode liegt, in mehreren Mitternächten hintereinander aufsingt. Der baierische Kunstausdruck für diese Dämonophanie heißt: „Fürbitte."

Die Mittheiler beider Geschichten glauben nicht nur selbst steif und vest an diese Phänomene aus der Geisterwelt, sondern

dern ihr Glaube hat auch etwas Ansteckendes; er schmuggelt sich sympathetisch ein, zumal im Verdauungsstündchen, wo der solarische Einfluß auf das Gehirn dem tellurischen auf die Ganglien gewichen ist. Jenes behagliche romantische Grauen, das der „ernstgesinnte" Schneider und sein Geist in mir erregt hatten, war schon eine Art versteckter Glaube und da der Erzähler im Correspondenzblatte obendrein gewichtige Auctoritäten anführte, wie die bekannte des Hamlet: „daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gebe, wovon sich keine Philosophie träumen lasse," und sogar die „Seherin von Prevorst" mit ihrem dämonologischen Chamberlain, so waren in diesem Augenblicke alle „Magistersprüche" mit ihren Beweisen gegen die Existenz der Gespenster, alle Veto's der „Vernunft" und der „Dogmatik" sogar, an dem Harnische meines Glaubens abgeprallt und ich fand es durchaus nicht unbegreiflich, daß ein unseliger Geist durch einen ernstgesinnten Schneider den Frieden sucht. Ja, wie Schuppen fiel's von meinen Augen: haben nicht diese meine Augen selbst Gespenster gesehen? kenne ich nicht unselige und unsaubere Geister persönlich? Schwärmen sie nicht haufenweise, am hellen Mittage, durch die Theologie? Sind's nicht jene pikanten, nebelhaften, zelotischen, inquisitorischen, autokratischen, buchstäbischen Geister aus frühern Jahrhunderten, die auf der breiten Heerstraße der Gedanken mit Sperrketten und Schlagbäumen dem freien Menschengeiste aufpaßten? die, oft begraben, jedes Mal wieder aus ihren Gräbern krochen und umgingen, wenn die lebenden Geister hier Oben vorwärts riefen? „Was?" rief ich aus und gesticulirte mit der Rechten, während sich mein Kopf um etliche Zolle vom Pfühle aufrichtete — (ich muß bemerken, daß ich, nach meiner Weise, den Artikel qu. des Correspondenzblattes laut und bei steigendem Interesse mit gesteigerter Stimme gelesen hatte und hinterher meine Reflexionen darüber ebenfalls laut fortsetzte —): „Was? Du guter Dämoniacus und Gespen-

spen-

spensteradvocat, du bist noch so bescheiden oder so blöde, für diesen „Artikel deines Aber- und der Welt Unglaubens" bloß die Bitte auszusprechen: „ihm einige Toleranz zu gewähren und ihm gnädiger zu seyn, als die badische Generalsynode dem Pietismus," da du doch, wie ein Wetter, unter die Ungläubigen fahren und ihnen deine Gespenstergeschichte sammt deren Vertheidigung an die Köpfe werfen und über sie drei Mal Wehe rufen solltest? Ihr Kinder des neuen Lichts, ihr Vernunftgötzendiener, schüttelt die Köpfe, wie Kaminjuden, doch will ich's euch vorpredigen mit Göthe's Worten: die Geisterwelt ist nicht verschlossen, dein Sinn, o Welt, ist zu, dein Herz ist todt! Leset Justinus Kerners authentisches Zeugniß, daß z. B. das Lied: Nun ruhen alle Wälder rc. auf den Zustand eines unseligen Geistes Beziehung habe. Glaubet an den großen Schwaben, an den berühmten Adepten der Geisterwelt; glaubet, wie das an Schwaben stoßende Baiern in seinem Correspondenzblatte, glaubet ihr Sachsen und Preußen, ihr Deutschen alle in den verschiedenen Länder-Zwickeln und Winkeln des jungfräulichen europäischen Herzens, glaubet und ziehet eine dämonische Zollsperre, einen Grenzcordon von Mondsucht und Clairvoyance um euch her gegen Vernunft und Intelligenz, und treibet dann ungestört euer freies Commercium mit Gespenstern und unsaubern Geistern."

So fluthete mein Monolog noch eine Weile fort, bis endlich Gedanken und Worte zu ebben anfingen, dann rieselten, dann tröpfelten und allmälig versickerten. Auch mein Körper hatte sich so componirt, wie es dem innern Sabbathe entsprach. Mein Bücherschrank mit offenen Thüren stand gegenüber und präsentirte meinen halb offenen Augen einen Bücherveteranen, der in verkehrter Stellung, mit dem Rücken an der Wand, zwischen Deckel und Titelblatte um einige Zoll auseinander klaffte. Es war: *Balthasar Beckers* betoverde Weereld, per varios casus in meine Bibliothek gelangt und hier

hier ungelesen rastend. „Ach du armer verblendeter Thor!“ sagten meine ein Wenig aufglimmenden und wieder verglimmenden Gedanken: „Balthasar — Kerner — und Ju—stinus — Becker — du armer — Doctor — aus Friesland — du großer Feld—prediger — in Schwa—ben —“

Da trat hinter dem Buchdeckel hervor, allmälig Gestalt gewinnend, ein Männlein, zwei Palmen hoch, ziemlich bejahrt, wie der ernstgesinnte Schneidermeister zu E., wehmüthigen Angesichts, im schwarzen Talare und Priesterkragen. Ich bin — hub er an und seine Stimme hatte etwas ungemein Bewegendes — der Auctor dieses unglücklichen Buches, das so großes Unheil angerichtet hat, indem es die Geister und Gespenster, Hexen und Hexenmeister, wie mit Besemen wegfegte und der verderblichen Aufklärung einen gewaltig anregenden Stoß gab. Ungeachtet, daß eine weise, gläubige und fromme Synode es verdammte — säßen doch solche erleuchtete Männer in der badischen Generalsynode! — und mich sogar meines Predigtamtes entsetzte, so war ich dennoch nicht genug bestraft, weil ich starrköpfig genug eine Vertheidigung meiner Ketzereien geschrieben hatte. Denn als ich vor 136 Jahren 11 Monaten und 11 Tagen verstorben war, geschahe mir's, wie nachher der Anna Sophia Herzogin aus Baiern, daß ich keine Ruhe finden konnte. Den Weg zur Erlösung hatt' ich mir selbst durch mein Buch versperrt und wenn Niemand mehr, ich mochte erscheinen, wem ich wollte, an Geister, folglich auch an mich, glaubte, so war ich allein Schuld daran. Jemehr die Philosophen aufklärten, desto mehr sank meine Hoffnung und als endlich gar der fürchterliche Rationalismus in der Theologie aufkam, gab ich mich auf ewig verloren, bis wieder die allerneueste Philosophie und Theologie mir neuen Muth machte. Jetzt hoffe ich, daß die Stunde meiner Erlösung bald schlagen werde. Ich höre Sie die Geschichte der Anna Sophia Herzogin lesen. Dieses arme Wesen büßte um meinet-

willen. Ihr Geliebter, ein freigeisterischer Theolog, den mein Buch verdorben hatte, las ihr in der Gartenlaube daraus vor und verführte sie zu seinem Unglauben. Er konnte sie nicht zum Weibe nehmen, weil er, als Heterodox erkannt, kein Predigtamt erhielt und an Gram verstarb. Sie aber vergrub das Buch, in ein weißes Tüchlein, ihr Thränentüchlein, eingehüllt, an jener Stelle, wo sie den Unglauben daraus erlernte. Dort ists geblieben unverweset und unversehrt, bis der ernstgesinnte Schneidermeister mit demselben und mit altgläubigen Gebeten den unstäten Geist erlöset hat.

Nachdem ich Ihr Selbstgespräch belauscht habe, fürchte ich nicht, vor einen Rationalisten zu treten, der mir die Thür weiset und rechne auf Ihre Bereitwilligkeit, meine Erlösung, die freilich etwas complicirter ist, als die der Anna Sophia Herzogin, bewerkstelligen zu helfen. Zuerst müssen alle noch vorhandene Exemplare meines Buches aufgeboten werden, aus allen Zungen, in welche es übersetzt worden ist und nicht ein einziges darf fehlen, ja sogar das mit der Herzogin verschwundene muß wieder zum Vorscheine kommen, wozu der geniale Thürsteher und Grenzwächter des Geisterreichs in Schwaben, so wie das Correspondenzblatt gern behilflich seyn werden. Item: bringe man alle Schriften der neuen Aufklärung zusammen, die in meiner bezauberten Welt eingeschachtelt gewesen und aus derselben generationsweise hervorgewachsen sind. Um die wahren Corpora delicti zu entdecken, setze man ein Collegium von Aufklärungsprüfern (ähnlich den ehemaligen Hexenprüfern) oder Vernunftinspectoren ein, mit der Befugniß, das Gehörige auszuheben. Es werden sich zu diesem Collegio qualificirte Notabilitäten genug finden lassen. Sind endlich diese *Καθάρματα* der Aufklärung aus allen Bibliotheken streng eingetrieben, so baue man sie über meiner bezauberten Welt zur ungeheuern Pyramide auf und zwar auf dem noch zu ermittelnden Wahlplatze der Teutoburger Schlacht. Denn, wenn die

die Legionen unheilvoller Schriften, die, gleich so vielen Büchsen der Pandora, weit schmählicheres Elend ausgesäet, wenn jene Frachten giftgeschwängerten Papieres, mit dem Abaddon sich ein grösseres Gebiet erworben, als er mit dessen feinstgeschnittenen Streifen, wie Dido mit der Kuhhaut einst, umspannen mag, wenn dieser ganze Plunder ungläubiger Litteratur zum alpenhohen Rogus sich gethürmt hat, wenn rings um die Elite würdiger Leviten, sie, die das goldene Kalb der Zeit nicht angebetet haben, die Jüngerschaft des Athanasius, Anselmus, Augustinus, als heilige Cohorte des guten alten Glaubens vor dem Bücherbabel steht, das die in frevelhafter Selbstemancipation dem Dienste entlaufene Vernunft in toller Sprachverwirrung aufgebaut, wenn sich die erste Fackel senkt, den Bücheratlas anzuzünden und leckend, zuckend, steigend, weithin leuchtend über alle deutschen Länder, die Flammen dieses heiligen Auto da fe — —"

Ein plötzliches lautschallendes Nießen brach aus meiner Nase hervor. Balthasar Becker mochte wohl einigen verjährten Staub, der auf seiner bezauberten Welt sich gesammelt hatte, bei dem Heraustreten aus derselben aufgerührt haben, der atomenweise in meine Geruchs- und Respirationswerkzeuge gefahren seyn konnte. Denn während ich gespannt zuhörte und den Odem mehr anzog und anhielt, als von mir stieß, zugleich auch — warum soll ich's nicht gestehen? — ein gewisses Bedauern empfand, als ich bei der Auseinandersetzung des Erlösungsprocesses mehrere muthmaßlich dem Feuertode zu weihende Delinquenten in meinem Bücherschranke mir den goldbetitelten Rücken zukehren sahe, fühlte ich an der Schleimhaut meiner Nase und an dem os cribratum ein allmäliges Kitzeln, bis sich die Muskeln des Unterleibs und der Lunge dehnten — doch wozu soll ich die Procedur meines Nießens beschreiben? genug, ich mußte außerordentlich nießen und sahe und hörte in diesem Momente Nichts mehr vom armen Balthasar,

thasar, aber auch Nichts mehr, als ich nach dem Niessen Aug' und Ohr auf Weiteres spannte. Der Geist war verschwunden. War er erschrocken? Ich erführe gern von den Dämonologen, ob man Geister vernießen, ich wollte sagen: mit Niesen vertreiben könnte. Oder glaubte er aus meiner convulsivischen Bewegung bei dem Nießen fürchten zu müssen, daß ich ihn „anschnautzen" oder ihm die Thür weisen würde? Es kommen überhaupt bei der ganzen Erscheinung des seligen oder unseligen Becker ganz besondere Eigenthümlichkeiten vor, die sich vielleicht für den Aufbau dieser hyperphysischen Wissenschaft, der Dämonologie, als Regeln abstrahiren lassen und daher einer genauern Erwägung würdig zu seyn scheinen. Warum erscheint der Geist en miniature? Da jetzt das Groteske modern geworden ist und auch die baierischen Correspondenzblattgeister das Groteske lieben, so weiß ich in der That nicht, wie Balthasar Becker zu diesem verjüngten Maßstabe in seiner Statur kommt, zumal, da derselbe doch in sofern modern war, als er mich mit „Sie" anredete, was wiederum bei Geistern abnorm erscheint, da sehr Viele die sogenannte göttliche Grobheit besitzen. Ferner: wie kam derselbe dazu, die Zeit seines Todes bis auf den Tag blitzschnell ausgerechnet zu haben? Und was das Auffallendste ist: sprach er nicht in seiner letzten langathmigen Periode, die noch dazu bloß halb fertig war, sogar in Jamben?

Ich bedauere, daß mein unglückliches Niesen, das bei der fatalen Sensibilität meiner Schleimhaut mir sehr gewöhnlich ist, die Offenbarung unterbrach. Ich rief, ich suchte in allen Winkeln des Bücherschrankes und des Zimmers, daß ich eine Stecknadel hätte finden können, ich blätterte die bezauberte Welt von Anfang bis zu Ende durch — umsonst, der Geist kam nicht wieder zum Vorscheine.

Indeß ist doch so viel gewonnen, daß die Geschichte des ernstgesinnten Schneiders in Baiern und der Anna Sophia

Herzogin

Herzogin einiges Licht erhalten hat und auch die Requisite zur Erlösung des armen Balthasar Becker, wie mir scheint vollständig, bekannt geworden sind, abgesehen davon, daß durch die vorgeschlagene bibliothekarische Feuertaufe vielleicht noch tausend andere unselige Geister, die bei Lebzeiten Freigeister waren, erlöset und gewiß unser gegenwärtiges Zeitalter nebst dem Zeitgeiste exorcisirt würde. Dieß wäre in der That eine Regeneration, eine *ἀποκατάστασις τῶν πάντων*.

Möchten die Koryphäen des stereotypen Glaubens und besonders die Großwürdenträger des Correspondenzblattes sich des armen Balthasar annehmen und das großartige Erlösungswerk an ihm und am verderbten Zeitgeiste auf dem vorgeschlagenen pyrotechnischen Wege vollziehen. Ich hätte mich an das sublime Correspondenzblatt selbst gewendet, wenn ich nicht bloß dessen demüthiger Leser wäre und den Muth hätte, unter seine heroischen Correspondenten mich zu mischen. Wenn ich daher diese Geistergeschichte in der krit. Pred. Bibl. niederlege, fürchte ich wenigstens nicht, meinen Zweck zu verfehlen, da das Comité des Correspondenzblattes, vor welches ich die Beckersche Angelegenheit bringen will, dem freigeisterischen Schleichhandel von Weimar aus sorgfältig aufpaßt und daher dieses Seitenstück zu dem schneidermeisterlichen Erlösungsfactum in Beschlag nehmen wird.

Duns Scotus.

Der Märtyrertod des Johann Huß:

(Aus der Schrift: Menschen und Gegenden von Caroline v. Woltmann 1835: 1. Bd. nebst einigen Zusätzen v. Herausgeber.)

„Wir verlangten (im Wirthshause zu Constanz) die Stelle zu sehen, wo Huß verbrannt worden, die Kathedrale, wo man ihm die Weihen genommen, den Conciliumssaal. Unser Wirth sagte: man wisse den Ort, wo er verbrannt worden,

den, nicht genau; es sei in der Stadt geschehen; man könne nicht sagen, wo. Nach der Kathedrale ließ er uns, mit nicht allzugroßer Bereitwilligkeit, führen. Das Gebäude ist uralt und höchst sonderbar. Das Dach ist mit bunten glänzenden Schindeln, wie jenes des Thurmes bei Schaffhausen gedeckt gewesen. Unter demselben läuft um den Simms eine sehr geschmackvolle Malerei, einzelne Abtheilungen neben einander, von verschiedener Farbe, ein Vogel in jeglicher. Man sieht davon noch wohlerhaltene Ueberreste."

„Eine Bäuerin, in der Hand einen langen Stock, an dessen oberem Ende ein Büschel Stechpalmen bevestigt war, klingelte an der Thür eines kleinen Seitengebäudes der Kirche. Sie kam von einer Wallfahrt. Der Küster ärgerte sich eben so offenbar an unserer Nachfrage nach dem Steine des Huß. Der schwarze Stein, auf welchem diesem die Weihen genommen wurden, trug allerhand Merkmale fanatischer Wuth. Wir sahen, daß hier Alles streng katholisch sei *)."

„Das Gebäude am Seee, am Dammthore, worin sich der Conciliumssaal befindet, dient jetzt zu einer Waarenniederlage, (zum Kaufhause, erbaut 1388). Der Saal ist unter Aufsicht eines Bürgers von Constanz gestellt, dessen Familie seit dreihundert Jahren in der Stadt ansässig. Er selbst ward in Folge einiger Reisen in Frankreich und England und in Folge antiquarischer localer Forschungen ein Aufgeklärter des Ortes. Er wurde geholt, uns den Saal zu zeigen. Der obere Theil dieses letzteren ist von dem unteren durch einen Breterverschlag getrennt. In diesem stehen der Thron des

Kaisers

*) Die Stadt Constanz nahm die Reformation zu seiner Zeit begierig an und war derselben um so eifriger zugethan, je mehr es ihr Leid that, zum grauenvollen Richtplatze des Huß gedient zu haben. Im Jahre 1549 wurde sie aber dem Hause Oesterreich unterworfen und mit dem Verluste ihrer Reichsfreiheit verband sich auch der Verlust der Segnungen der Reformation.

Kaisers Sigismund, der Sessel des Papstes (Joh. XXIII.), dieselben, worauf sie bei dem Concilium gesessen, auch an den Stellen, wo sie bei diesem gestanden *). Gegenüber sieht man die Figuren von Huß, von Hieronymus von Prag und von dem Pater Cölestin, einem Augustinermönche, den das Concilum gebrauchte, wider Huß zu disputiren. Alle drei sind aus angemaltem Holze, in Lebensgröße, mit Kleidern, wie sie getragen. In einiger Entfernung hinter ihnen befindet sich eine Nachbildung des Ketzerkerkers aus dem Kloster der Dominicaner auf der Dominicanerinsel, das im Jahre 1827 abgebrochen wurde und jetzt ein Fabrikgebäude ist. Thür und Fenstergitter sind jene des Kerkers selbst. Das Ganze ist zwei Fuß acht Zoll breit, sechs Fuß hoch und befand sich im Kloster unfern des Sprachzimmers. Vier und neunzig Tage, vom (5.) Decbr. 1414 bis zum (6.) Juli 1415 schmachtete Huß in Ketten, auf Stroh, in diesem Grabe. Und in dieser Lage ängstete ihn hauptsächlich, daß sein Schicksal, die Verbrennung seiner Schriften, die Verdammung seiner Lehre als Irrlehre, deren Anhänger in Böhmen im Glauben an ihre Wahrheit erschüttern könnten. Hier schrieb er auf die Forderung des Conciliums, daß er jene widerrufe, als seinen letzten Entschluß: — „Das Concilium hat diese Dinge alle zum öftern Male von mir begehrt. Damit müßte ich aber von viel wahrhaftigen Dingen abweichen. Zum Andern, müßte ich verschwören. Und so ich also bekennte: die Irrthümer, die mir zugelegt, sind für fälschlich; so wäre ich doch meineidig. Zum

*) Das Concilium wurde von 1414—1418 gehalten und ihm wohnten, außer Kaiser und Papst, 26 Fürsten, 140 Grafen, 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 3 Patriarchen, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 500 andere Prälaten und 2000 Priester bei, — wozu ein ungeheueres Gefolge von allerlei Menschen z. B. 346 Schauspielern und Gauklern und 700 lüderlichen Dirnen kam. — Damals zählte Constanz als eine reiche Fabrik- und Handelsstadt, selbst 40,000 Einwohner; jetzt beträgt die Zahl derselben gegen 5000.

Zum Dritten, würde ich hierdurch das Volk Gottes, dem ich gepredigt habe, trefflich verärgern. Dannenher mir nützer wäre, mir hangete ein Mühlstein am Halse und würde in die Tiefe des Meeres versenkt. Zum Vierten, so ich das thäte und damit einer kurzen Schande und Pein wollte entfliehen, so fiel ich erst in die größte Schand' und Strafe. Daher mich stärkend die sieben Märtyrer Machabäi, die sich eher wollten zu Stücken hauen lassen, denn Fleisch wider Gottes Gebot essen — wie möcht' ich nun, wenn ich diese Beispiele vor Augen habe und nachdem ich viel Jahre gepredigt habe von der Geduld und Standhaftigkeit, hie erst einfallen in viel Lügen und Meineid und damit viel Kinder Gottes ärgern. — Das sei weit, weit von mir. Denn der Herr Jesu Christi wird mich überflüssig begaben, der mir auch gegenwärtig Hilfe thut mit dieser Geduld. Johann Huß, in der Hoffnung ein Knecht Gottes." —

„Ich beklagte gegen den Custoden, daß man nicht mehr die Stätte der Hinrichtung von Huß kenne und erzählte, wie wir vergeblich danach gefragt. Das ganze Wesen des Mannes blitzte auf bei diesen Worten. Eben die Ausmittelung jener Stelle war sein kleines antiquarisches Verdienst. Er erzählte, wie er selbe dem Wirthe unseres Gasthofes angegeben, für den Fall, daß Fremde verlangen sollten, sie zu sehen; wie aber auch der katholische Eifer dieses Mannes sie verheimliche. Er, so wie die Bewohner von Constanz im Allgemeinen, suche die ganze Begebenheit in Vergessenheit zu hüllen. Unverzüglich erbot er sich, uns nach dem Orte zu führen und forderte unsern Führer aus dem Gasthofe auf, mitzugehen, um für die Zukunft unterrichtet zu seyn. Ich nahm den Antrag zu dieser Wanderung mit lebhaftem Vergnügen an. Nach wenigen Schritten betrachtete ich das Zusammentreffen mit Herrn Castelli, so hieß der Alterthümler von Constanz, schon als ein Reiseglück."

— — „Herr Castelli erzählte, wie Huß auf dem sogenann-

genannten Döbeli verbrannt worden, welches zu jener Zeit an den alten Graben bei dem Breul gestoßen. Im J. 1826 wurde daselbst am 9. März, bei Eröffnung eines Grabens, von dem Gemüsegärtner Dominik Einhart ein Stück Stein ausgegraben, in welchem die halb verwitterten Worte: Johann Huß und der obere Theil der Jahreszahl 1415 deutlich zu lesen waren. An dem unteren abgebrochenen Theile des Steines zeigten sich Reste von Buchstaben, die nicht entziffert werden konnten. Der Stein wurde auf des Burgemeisters Befehl auf das Rathhaus in die Canzleistube gebracht und im folgenden Jahre von einem alten Canzlisten K., aus Verdruß über die häufige Nachfrage Fremder nach demselben, mit einer Holzaxt zerschlagen und in den vorüberfließenden Jesuitergraben geworfen."

„Am 28. Novbr. 1414 ward Huß zuerst auf der alten Pfalz zwei Tage gefangen gehalten; darauf acht Tage in Gottlieben; eine halbe Stunde von Constanz. Von hier wurde er zu den Dominicanern in das Inquisitions-Gefängniß gebracht. (Der noch nicht anwesende Kaiser Sigismund, der ihm freies Geleite zugesichert hatte, eiferte sehr dagegen, ließ sich aber bald seine Einwilligung dazu abgewinnen.) Die letzten vierzehn Tage seines Lebens saß Huß (nachdem in dem Dominicaner-Kerker seine Gesundheit ganz zerrüttet worden war) bei den Franciscanern gefangen. Am 5. Julius berathschlagte man auf der alten Pfalz, wo man Huß „mornen" oder verbrennen wollte. Dem Cardinal Pancratius aus Rom war ein altes Maulthier gefallen, das auf das Döbeli oder den Schindanger geworfen worden. Man beschloß, „daß Huß mit Allem, was er um sich habe und an sich habe, auf dem Döbeli verbrannt werden solle, allwo das alte Maulthier des Cardinals verlochere, damit der Gestank bei dem Volke in schreckender Erinnerung bleibe."

„Im Conciliums-Saale ward Huß Tages darauf, den 6. Julius, der auf einen Sonnabend fiel, an seinem Geburts-

tage,

tage, zum letzten Male aufgefordert, seine Lehre zu widerrufen, wenn er nicht den Scheiterhaufen besteigen wolle."

„Er antwortete, daß er sich keiner Irrlehre bewußt sei, Nichts abzuschwören vermöge und lieber den Tod empfangen, als an seinem Gotte treubrüchig werden wolle — „wie Du es, Kaiser Sigismund, an mir und an der böhmischen Nation geworden bist, da Du den Schutzbrief nicht gehalten hast" — setzte er hinzu."

„Hierauf führte man ihn in die Cathedrale, ihn der Weihen zu berauben."

„Dem Herzoge Ludwig von Baiern war der Auftrag geworden, die Hinrichtung vollziehen zu lassen. In der Mitte von achthundert Bewaffneten, zwischen vier Stadtknechten, ward Huß aus der Cathedrale durch die Stadt zum Goldingerthore hinaus auf das Döbeli geführt, wo der Scheiterhaufen errichtet stand. Auf dem Wege betete er Viel. Oft hörte man von ihm die Worte: „Jesu Christe, der du für uns unschuldig gelitten hast, erbarme dich meiner!" —

„Bevor er den Scheiterhaufen bestieg, betheuerte er, gegen das Volk gewandt, daß er niemals wider die rechtgläubige christliche Lehre, sondern nur wider Unfug, Mißbräuche und andere Laster der Päpste gelehrt. — Auf des Herzogs von Baiern Befehl ergriffen ihn die Schergen, stellten ihn mitten auf das Holzgerüst und bevestigten ihn an den Pfahl mit einer Kette."

„Nun ritten der Herzog Ludwig und der Graf v. Pappenheim an dasselbe und ermahnten Huß noch ein Mal, daß er sein Leben schonen, seine Irrthümer widerrufen solle."

„Ich habe, rief er mit lauter Stimme, keine Irrthümer zu widerrufen! Ich habe mich Zeit meines Lebens bemüht, Christus Jesus, den Weltheiland, wie seine Apostel gethan, mit apostolischer Einfalt zu predigen und seine Lehre auszubreiten. Nun bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu besiegeln!" —

geln!" — Der Befehl, den Holzstoß anzuzünden, erging. — „Ich übergebe meine Seele in die Hände meines Gottes und Heilandes!" — waren die letzten Worte, die man von Huß aus den Flammen hörte *)."

„Wir waren an die Stätte seines Scheiterhaufens gelangt. Ein junges Birnbäumchen steht auf dem Platze, wo dieser gestanden. Krautfelder, einzelne Bäume sind umher. Das Thor ist zugemauert, durch welches er hinausgeführt worden. In der Nähe befindet sich die Schießstätte."

„Mit Lebendigkeit unterrichtete der alte Mann, der mich hieher gebracht, den jungen Burschen aus dem Gasthofe, der uns gefolgt war und prägte ihm Merkmale ein, wodurch er den Ort in der Zukunft wiederfinden könne. Er schien keinen gleichgiltigen Zuhörer an ihm zu besitzen."

„Bei der Rückkehr führte er mich in die Peter- und Pauls-Gasse, zu dem Pfysterhause, wo Huß nach seiner Ankunft in Constanz vor seiner Gefangennehmung gewohnt. Dessen Bild, in Basrelief, befindet sich aus Stein gehauen an dem Hause. Ich halte es für das ähnlichste seiner Bilder. Der Ausdruck des Gesichtes entspricht nicht nur seinem Charakter, wie ihn die Geschichte kennen lehrt, er gibt selbst Aufschluß über diesen. Ein Zug von Milde, Vestigkeit und Begeisterung herrscht darin, eigenthümlicher Art, wie nur die Natur erfindet. Dem Besitzer des Hauses wurden von einem Engländer ansehnliche Summen für dieses Bild geboten. Der Magistrat untersagte den Verkauf und setzte vest, daß selbes nie veräußert werden solle. — Das Haus, in welchem Huß zu Prag gewohnt, ist vor etwa zehn Jahren umgebauet worden." —

(Wie sich an den Märtyrertod des Huß der schreckliche Hussitenkrieg schloß und wie die durch ihn erkauften Fortschritte

*) Die dem Huß in den Mund gelegte Weissagung von der nach 100 Jahren durch Luthern zu bewirkenden Reformation — („In 100 Jahren wird kommen ein Schwan etc.") — ist Fabel.

schritte der religiösen Aufklärung in Böhmen durch den dreißigjährigen Krieg und die rachsüchtigen Reactionen der Jesuiten bis auf den heutigen Tag in dem Maße vernichtet wurden, daß es daselbst im jetzigen Jahrhunderte unendlich finsterer aussieht, als im funfzehnten und sechszehnten, — erzählt die Geschichte des Weiteren. — Die im gegenwärtigen Augenblicke in Prag angesiedelte protestantische Gemeinde besitzt seit dem Jahre 1791 in einer früherhin katholischen Kirche ein sehr schön und würdig eingerichtetes Bethaus und hat in Hrn. Pastor Petermann und seinem Gehilfen Ruziska zwei sehr wackere Kanzelredner und Geistliche. Sie genießt alle den Protestanten in Oesterreich durch das josephinische Toleranzedict vom Jahre 1783 gesetzlich zugesicherten Vortheile und als, dem Vernehmen nach, der jetzige Erzbischof von Prag (ein Graf Ankewitsch) vermöge seiner verfolgungssüchtigen Gesinnung vor einiger Zeit darauf antrug: den Protestanten die noch von sonst her auf die Straße ausgehende Eingangsthüre ihres Bethauses vermauern zu lassen und ihnen das Einbrechen einer Hinterthüre zur Pflicht zu machen, wies der erleuchtete Oberstburggraf v. Chotek diesen fanatischen Antrag mit dem entschiedensten Unwillen zurück. Das aber setzte der Erzbischof durch die gemessensten Befehle an seine Geistlichkeit durch, daß kein katholischer Pfarrer den Protestanten zum Behufe ihrer Beerdigungen die Leichenutensilien mehr darleihen durfte. Die Protestanten mußten sich daher selbst damit versehen. Der effective Vermögens-Zustand dieser Gemeinde, welche ungefähr 12—1400 Glieder beträgt, bestand im Jahre 1835 in 29,979 Fl. Convent. Gelde. Daß er diese Höhe erreichte, war größten Theils das Verdienst des Herrn Hauptmanns Reiche v. Reichenheim, welcher sich als Vorstand und Rechnungsführer das früher sehr vernachlässigte Beste der Gemeinde thätigst angelegen seyn ließ. Die jetzigen, nicht weniger würdigen Vorsteher sind die Herren Friedrich Ehrlich (Inhaber d. Calve'schen Buchhandlung), Wilhelm Thurm und Johann Michalka. — Die sonst in Böhmen zerstreuten protestantischen Gemeinden — gleichsam protestantische Oasen in einer stockkatholischen Welt — sind größten Theils unbemittelt und haben Mühe, ihre kirchlichen Bedürfnisse durch sich selbst zu bestreiten. —

Ein

Ein Wort über das Censorwesen.

In einer neuerlich erschienenen Schrift über die Hansestädte von Beurmann wird auch des „Kirchenboten" gedacht, welchen der Prediger an der St. Stephanskirche zu Bremen, Mallet, herausgibt; hierauf erwähnt, wie dieser Mann seinen pietistisch-fanatischen Geifer über die oldenburgische und jeversche Geistlichkeit darin ausschüttete und sie eines „offenbar leichtsinnigen und trägen, fleischlichen Lebens und einer Schändung ihres heiligen Amtes" zu bezüchtigen wagte; dann bemerkt, daß nach den über diese schweren Injurien gewechselten Schriften von Voget und v. Kobbe keine Aussicht vorhanden sei, daß das Jus mit seiner wächsernen Nase jener ehrwürdigen Corporation einen thätigen Beistand leisten werde und endlich hinzugesetzt:

„Wer hat denn aber die Censur in Bremen zu verwalten? Oder erscheint der in Bremen verlegte „Kirchenbote" ohne Censur? Ich frage, wer ist Censor in Bremen? Ist es derselbe Mann, der eine Aufforderung an die Theater-Direction strich, die diese ersuchte, einen beliebten Schauspieler der Bühne zu erhalten? Gilt ihm die „hochwürdige Geistlichkeit" des Herzogthums Oldenburg und des „reichgesegneten" Jeverlandes weniger, als Herr Bethmann? Die Censur ist Ausfluß der Polizei; sie darf es nicht dulden, daß in ihrem Staate Gehässigkeiten gegen die Geistlichkeit eines andern Staats gedruckt werden. Diese Gehässigkeiten können zu Unruhen und Zerwürfnissen Veranlassung geben, diese Gehässigkeiten können die Einigkeit, den Frieden des ganzen Großherzogthums untergraben. Das ist der Punct, der allein zu berücksichtigen ist. Die Sache gehört vor das höchste Tribunal, das über Deutschlands Ruhe wacht. Diesem liegt es ob, zu entscheiden, ob ein Bremer Prediger das Recht hat, die Geistlichkeit und somit auch den kirchlichen Zustand eines deutschen Bundesstaates „schandbar, schwelgerisch, lärmend, fleischlich, in der tiefsten Verachtung stehend, gewissenlos" zu nennen. Diesem liegt es ob, zu entscheiden, ob der bremische Censor durch sein Imprimatur in diesem Falle nicht gegen die Ruhe und Einigkeit Deutschlands verstößt. Wäre es gestattet, daß sich ein Bürger eines Bundesstaates so keck und verwegen, wie Mallet Solches gethan hat, über staatsrechtliche Institute eines andern Bun=

Bundesstaates äußern könnte, über Kirche und Geistlichkeit, als die wesentlichsten Branchen der Verfassung: so würde wahrhaftig der Anarchie im Inlande vom Auslande her der Pfad erschlossen. — Ich erkläre den bremer Censor für einen höchst gefährlichen Mann, in Betreff der allgemeinen deutschen Ruhe." —

Wer kann dagegen Etwas sagen? — Gleichwohl gibt es solche Censoren auch anderwärts. Sie machen Jagd auf jede Sylbe, welche einen politisch zweideutigen Sinn zuläßt oder die Regierung eines Bundesstaates einer Maßregel zeiht, die nicht ganz weise zu seyn scheint. Aber den frommthuenden Schreiern, welche freisinnige Theologen und Prediger im Einzelnen und im Ganzen mit jeder Schmach bedecken und ihnen das Zutrauen ihrer Leser, Anhänger und Behörden zu rauben suchen, geben sie völlige Redefreiheit. Und das thun sie im Angesichte von Landes-Gesetzen, welche das ausdrücklich verbieten. Die Angegriffenen, die Geschmähten sollen wohl den Schutz dieser Gesetze processualisch aufrufen? — Wozu dann die Censur, die den rechtlichen Mann mit Einem Federstriche gegen Insulten schützen kann und soll, für welche er vielleicht nach tausendfältigem Verdrusse und schwerem Aufwande am Ende doch vor keinem Gerichtshofe Genugthuung findet? — Man denke an die Schmachgeschichte von 1830, welche ganz Deutschland empörte und doch keine Maßregel zur Verhinderung ihrer Wiederkehr in's Leben rief. — Und ist es aus der Luft gegriffen, daß Schmähungen, welche das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen den Geistlichen und den Bürgern Eines Staates zerreißen, die Ruhe dieses Staates gefährden und seine Grundvesten untergraben? — Was würde man sagen, wenn die Censur hochgestellte Staatsbeamte von jedem fanatischen Politiker der Felonie gegen Fürst und Vaterland bezüchtigen ließe und ihnen die gerichtliche Verfolgung desselben freistellte? — Griffe man da mit Recht auf's Strengste ein, warum nicht da, wo die Folgen dieselben und nur die Personen andere sind? — Will man das nicht, so wird man bald erfahren, welchen Segen die Mallet's und Consorten dem deutschen Gemeinwesen mit Hilfe einer Censur bereiten, deren theilweise Schlaffheit nicht besser ist, als die Zügellosigkeit der freien Presse.

Be-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
V.

Im Verlage der Gebrüder Bornträger in Königsberg ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Genesis
historisch-kritisch erläutert
von
Peter v. Bohlen.
gr. 8. 44 Bogen. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Unstreitig ist die Genesis die wichtigste Quelle zur genaueren Kenntniſs der israelitischen Geschichte, Verfassung und Denkart, aber keine Schrift des A. T. unterlag auch in gleichem Grade solchen Miſsdeutungen, als grade dieses Buch und bei allen einzelnen lichtvollen Bestrebungen, eine richtigere Ansicht über Ursprung und Inhalt desselben zu verbreiten, bedurfte es doch noch wahrhaft einer genauen historisch-kritischen Bearbeitung, wie sie ihm in vorliegendem Werke geworden ist. Ein namhafter Gelehrter, welcher seine ausgebreitete Kenntniſs des Orients längst bewährt hat und in geistvoller Darstellung seines Gleichen sucht, erwarb sich hier durch neue Sichtung und Begründung des vorhandenen Stoffes, wie auch durch überraschende neue, aber sichere, Resultate ein Verdienst, das ihm nicht leicht ein Theologe unserer Zeit streitig machen kann, weil im theologischen Berufskreise nicht selten die kirchliche Ueberzeugung, welche in Hinsicht des A. T. auch bei der feinsten Kritik doch gar nicht in Gefahr kommen kann, oder Mangel an Umsicht den Blick trübt und den kritischen Scharfsinn in Fesseln schlägt. Des Verfassers Wunsch, der sein Werk zugleich für Schule und Haus bestimmt, wird nicht unerfüllt bleiben, denn nie hat sich eine gleiche Gelegenheit dargeboten an der Hand eines gelehrten und vorurtheilsfreien Forschers, so sicher eine geläuterte Erkenntniſs zu gewinnen, das Blendwerk kirchlichen, verjährten Aberglaubens zu durchschauen und von gefährlichen Irrthümern und Vorurtheilen immer freier zu werden, als es gerade hier der Fall ist. In keiner Zeit war eine solche Erscheinung wichtiger für Alle, denen die Wahrheit am Herzen liegt, als gerade in der unsrigen, wo kirchliche Zerwürfnisse und Streitigkeiten die Sicherheit der Ueberzeugung auch bei den Besten wankend zu machen drohen und eine feindselige Polemik

lemik fanatischer Theologen so leicht Zweifel und Ueberdrufs erregen. Keine Zeit hat aber auf der andern Seite eine gleiche Fähigkeit und Empfänglichkeit, das Licht zu ertragen und in sich aufzunehmen, als eben die unserige, wenn ihr tiefe Gründlichkeit und begründete Wahrheit überzeugend entgegentritt. Gestützt auf diese Ueberzeugung hat der Verfasser seiner Zeit geboten, was sie bedarf, wenn es wahrhaft besser unter uns werden soll. Möge sein vortreffliches Werk bald in den weitesten Kreisen Licht und Wahrheit fördern helfen, er selbst aber durch die böswilligen Angriffe und Verleumdungen der Gegner, an denen es hier nicht fehlen wird, unerschüttert und freudig in seiner Wirksamkeit für das Gute bleiben.

Das Buch Daniel.

Verdeutscht und ausgelegt

von

Dr. Caesar von Lengerke.

gr. 8. 44 Bogen. Preis 3 Thlr.

Dafs unter allen Schriften der biblischen Literatur keine mit mehr Schwierigkeiten umringt und keine andere in gleichem Maafse mit so verschiedenartigen Deutungen belastet worden sei, als die mit dem Namen des Daniel bezeichnete Prophetie, welche die Apokalypse des unter den Maccabäer sich regenerirenden Judenthums genannt werden mag, bedarf kaum erst der Bemerkung für die Freunde alttestamentlicher Forschung und am Allerwenigsten für die Kenner derselben. Es gehörte demnach eine nicht geringe Beharrlichkeit dazu, sich einen vollständig kritischen Apparat anzueignen und mittels dieses durch das Labyrinth von sprachlichen Eigenthümlichkeiten, prophetischen Bildern und chronologischen Problemen, welche in neueren Zeiten durch eine befangene Auslegung noch verwickelter gemacht waren, hindurch zu dringen und wir müssen nach sorgfältiger Prüfung dem Commentare des Hrn. v. L. das Zeugnifs geben, dafs er die sämmtlichen Schwierigkeiten des Buches Daniel auf eine Art gelöst hat, welche alle frühere Untersuchungen abschliefst. Eine gründliche Sprachkenntnifs, ausgebreitete Gelehrsamkeit, gesundes Urtheil und parteilose Kritik zeichnen diese Arbeit aus, so dafs sie nach bestem Gewissen jedem Bibelforscher zu empfehlen ist.

Bei Eduard Bühler in Magdeburg ist so eben erschienen und in Neustadt a. d. O. bei Joh. Karl Gottfr. [illegible]ner, sowie in allen übrigen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Herzenserhebungen in religiösen Gesängen, zur häuslichen Erbauung für Gebildete, von E. G. F. Hundeiker,

dolker, Pastor. Mit einer Vorrede des Bischof D. Dräseke und mehrern Musikbeilagen. 12. gebunden. 22½ Sgr.

Bei R. Deuerlich in Göttingen ist so eben erschienen und n allen Buchhandlungen zu erhalten:

. Aschenbach, (Prediger der reformirten Gemeinde in Göttingen) der Tempel des Herrn. Gebete auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. 304 Seiten, geheftet, 16 Gr.

Indem wir dieses, durch gediegenen Inhalt, saubern Druck und apier sich auszeichnende Gebetbuch besonders empfehlen, erlauben wir ns noch, die Herren Prediger darauf aufmerksam zu machen, daß die ebete zum größten Theile sich an die evangelischen Perikopen anhließen und die Gedanken entweder aus denselben oder in Beziehung uf dieselben hervorheben, welche der Hr. Verfasser in einer vor dem ebete selbst gehaltenen kurzen Rede vorbereitet hatte und nachher in iner Predigt weiter entwickelte.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist erschienen nd in allen Buchhandlungen zu haben:

)untze, J. H., Pastor in Rablinghausen. Katechismus der Lehre vom Reiche Gottes für Confirmanden. gr. 8. 4 gGr.

Nach dem Gegenstande und Zwecke sowohl als nach der Art und Weise der Behandlung wird sich dieser Katechismus bei näherer Ansicht und Prüfung empfehlen, zum Gebrauche bei dem Confirmationsnterrichte und zum Privat-Gebrauche für Confirmanden oder Confirmirte selbst, die ein tieferes Eindringen in die heilige Schrift suchen.

Der Plan ist folgender: Das Reich Gottes, I. Rath Gottes. . Gründung. III. König. IV. Beschaffenheit. V. Gesetz. VI. Ges Unterthanen. VII. Pflichten. VIII. Rechte und Segnungen. X. Stiftungen. Der reine und correcte Druck ist auf gutem Papiere nd der Preis geringe.

---

* An-

Anzeige für gebildete Aeltern und Religionslehrer.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung in's Christenthum;

gebildeten Vätern und Müttern, die in der wichtigsten Angelegenheit ihrer Kinder mitwirken wollen, zunächst gewidmet, aber auch eigentlichen Religionslehrern dargeboten von

Friedrich Busch,

Pastor zu Nordheim.

Mit einem Vorworte von

Dr. Lücke,

Consistorialrathe und Professor in Göttingen.

gr. 8. 1836. Velin-Druckpapier. geh. 20 gGr.

Der hochverehrte Herr Consistorialrath Dr. Lücke in Göttingen hat sich in seiner trefflichen und beherzigungswerthen Vorrede auf das Günstigste über diese Schrift ausgesprochen und sie allen Freunden einer wahren und gründlichen Verbesserung des Religions-Unterrichts aus voller Ueberzeugung empfohlen. Aeltern, welchen das Heil ihrer Kinder aufrichtig am Herzen liegt und die ihnen deshalb eine religiöse Erziehung wünschen, gleichwohl fühlen, daß gerade dies eine große Aufgabe ist, dürfen mit Recht auf das Buch aufmerksam gemacht werden, so wie es das Interesse derjenigen Lehrer, welche die Religion als ein Lebendiges den Herzen übergeben und insbesondere ihre Zöglinge in den Sinn und Geist Christi und das wahre Wesen des Christenthums leiten möchten, in Anspruch nimmt. Ueberhaupt dürfte es Denen, welche über die wichtigsten Puncte unseres Glaubens klar werden möchten, willkommen seyn.

Bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Stichert, Franz Otto, die Lehre vom Beistande des heiligen Geistes zur Besserung. Biblisch, historisch und dogmatisch entwickelt. gr. 8. in Umschlag geheftet 15 Gr.

Bei

Für Theologen!

Von dem in unserem Verlage erscheinenden weitumfassenden Werke:

ΩΡΙΓΕΝΟΥΣ
ΤΑ
ΕΥΡΙΣΚΟΜΕΝΑ ΠΑΝΤΑ

sind nunmehro fünf Bände erschienen, und enthalten:

I. et II. Origenis in Evangelium Johannis Commentariorum Pars 1. et 2.

III., IV. et V. Origenis in Evangelium Matthaei Commentariorum Pars 1., 2. et 3. — Homiliae in Evangelium Lucae et Fragmenta

Jeder Band kostet — broschirt — 1½ Thlr. — (1831 — 1836).

Ferner ist bei uns erschienen:

Berengarii Turonensis
quae supersunt tam edita quam inedita
typis expressa moderante
Augusto Neandro,
Theol. Dr. et Prof. in Univ. Berol. consil. Reg. ass. cet.
Tom. I.

Auch unter dem besondern Titel:

Berengarii Turonensis de sacra Coena adversus Lanfrancum Liber posterior, e codice Guelferbytano primum ediderunt A. F. et F. Th. Vischer, 1834. (Preis 1½ Thlr.)

Berlin. Haude und Spenersche Buchhandlung. (Josephy.)

☞ Obige Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Hennings und Hopf in Gotha ist so eben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht vor:

Entwürfe zu Predigten und Homilien über das ganze Neue Testament. Ein Hand- und Hilfsbuch für Geistliche und Candidaten, bearbeitet von mehreren Geistlichen. Zweites Bändchen von J. C. Matthes. 8. 8 Gr. oder ⅓ Thlr.

** In

Bei

Bei dem Unterzeichneten wird in weniger Zeit folgendes gediegene Werk erscheinen, das jede Berücksichtigung verdient: —

Martin Luthers Leben.

Von

Gustav Pfizer.

(Circa 45—50 Bogen gr. Oktav, in 4 Abtheilungen mit vier Stahlstichen von dauerndem Kunstwerthe. — Preis einer Abtheilung, für den Zweck der allgemeinsten Verbreitung, ungefähr 54 Kr. oder 12 Gr. Preis des Ganzen somit nicht mehr als ungefähr:

3 Fl. 36 Kr. Rh. oder 2 Thlr.

Später tritt eine Erhöhung ein.)

Bei der Wichtigkeit des Stoffs, der in den Erscheinungen unserer Zeit eine immer höhere Bedeutung gewinnt, hat sich der Verfasser, dessen Geist und Gesinnung schon seine ausgezeichnete Poesieen beurkunden, strenge und lautere Wahrheit, und zwar in einer Darstellung zur Aufgabe gemacht, die auch dem minder Gebildeten eine Schrift zugänglich werden läßt, deren Gegenstand ein Gemeingut der deutschen Nation ist.

Stuttgart. October 1835.

S. G. Liesching.

☞ Bestellungen hierauf übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. —

Anzeige eines praktischen Werks für Prediger.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die evangelischen Perikopen

in extemporirbaren Entwürfen. Ein Handbuch für alle Prediger, durchaus neu und praktisch bearbeitet

von

Dr. Johann Jacob Kromm.

Dieses gewiß jedem Prediger willkommene Werk erscheint in Bänden oder 4 Abtheilungen; jede Abtheilung ungefähr ein Alphabet stark, in groß Octav auf schönem Papiere mit neuen Lettern gedruckt. Wer bis zu dem Erscheinen des 1. Bd. 2. Abth. auf das Ganze subscribirt, erhält jetzt noch jede Abtheilung zu dem billigen Sub-

Subscriptionspreise von 1 Fl. 48 Kr. oder 1 Thlr. — beim Empfange zahlbar. Nach Erscheinen der 2. Abth. des 1. Bds. tritt unabänderlich der obige Ladenpreis ein. Sammler erhalten auf 6 Exemplare — 1 Exemplar gratis.

Tobias Löffler
in Mannheim.

Theologische Auslegung
des
paulinischen Sendschreibens an die Kolosser
von
Dr. W. Böhmer,
Professor der Theologie.

gr. 8. 1835. Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp.

Preis 2 Thlr. 8 gGr. oder 2 Thlr. 10 Sgr.

Um diesen so wichtigen Brief des N. T. sowohl in grammatischer Hinsicht genau zu erläutern, als auch in seinem tiefern und innern Ideen-Zusammenhange sorgfältig zu entwickeln, hat der Herr Verf. den historischen Weg eingeschlagen und mit zehnjährigem Fleiße aus den Kirchenvätern, aus den Schriften der Gottesgelehrten des Mittelalters und den bedeutendsten Commentatoren der neuern und neuesten Zeit Alles zusammengetragen und übersichtlich geordnet, was irgend über Sinn und Beziehung jedes einzelnen Verses aufgestellt oder versucht worden ist. Und so ist denn diese Schrift zugleich als eine Fundgrube des reichsten und mannigfaltigsten Materials, als ein Schatz von historisch-exegetischer Gelehrsamkeit, als das vollständigste Repertorium aller, seit Jahrhunderten über diesen Brief gewonnenen Ansichten, Aufklärungen und Ergebnisse zu betrachten, das dem Schriftforscher wie dem angehenden Theologen gleich unentbehrlich seyn wird.

Früher erschien in demselben Verlage:

Das Heil in Christo,
seine Aneignung und Verschmähung.
Drei Predigten
von
Julius Müller.

gr. 8. Geh. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Pre-

den obige Predigten anerkennend und empfehlend beurtheilt, so auch neuerdings das Literaturblatt zu den Schles. Prov.-Blättern, daraus wir die Beurtheilung Auszugsweise für Diejenigen hier abdrucken lassen, welchen Recensionen spät oder gar nicht zu Gesicht kommen.

„Diese Auswahl von Predigten — heißt es im genannten Lit.-
„Blatte, Septbr. 1835, — gehört zu den erfreulichen Erscheinungen
„der homiletischen Literatur und verdient mit Recht von der Fluth
„des Alltäglichen und Gewöhnlichen sorgfältig unterschieden und mit
„Auszeichnung erwähnt zu werden. Es ist eine ruhig besonnene, dem
„behandelten Gegenstande, ebenso wie dem Geschmacke der Zeit völlig
„angemessene, durchaus helle und verständliche, durch edle Einfachheit
„und treffend gewählte, folgerichtig durchgeführte Bilder erhabene
„Darstellungsweise, in welche die sinnreichsten, geist- und gemüthvol-
„len Entwickelungen der im Evangelio dargebotenen Wahrheiten höchst
„ansprechend eingekleidet sind, wodurch sich diese Kanzelvorträge em-
„pfehlen. Der Standpunct, von welchem der Verfasser seine Be-
„trachtungen anstellt, setzt zwar größten Theils eine nicht ganz ge-
„wöhnliche Stufe der Bildung voraus, macht aber dessenungeachtet
„das Verständniß den Ungelehrten und selbst der Frauenwelt keineswe-
„ges unzugänglich und beweist sich auch dadurch als ein ächt christli-
„cher. Wohlthuend ist außer dem tief religiösen, aber von aller
„Frömmelei entfernten, schlicht evangelischen Sinne, welcher in dem
„Buche weht, sowohl die gewandte Benutzung der heiligen Schrift,
„als auch die höchst scharfsinnige, oft neue und in's Innerste des Ge-
„dankens eindringende Schrifterklärung und aller Allegorie fremde,
„rein grammatische Auslegungsart. Hierdurch und durch die logische
„Strenge in der Eintheilung, Anordnung und Ausführung der Ge-
„danken, welche selbst in den gelungenen Homilien angetroffen wird,
„eignen sich diese Predigten auch für Prediger als Musterarbeiten,
„und es wird gewiß kein Leser Homilien, wie Nr. IV.: Die Ge-
„schichte der Heilung des Blinden von Jericho, als Siegel der geist-
„lichen Genesung des Menschen (Ev. Luc. 18, 35—43); Nr. IX.:
„Das wahre Verhältniß des Trachtens nach dem Himmlischen zu un-
„seren irdischen Beschäfftigungen (Luc. 10, 38—42) und XII.: Des
„Petrus Fall und Reue (Matth. 26, 69—75) ohne reiche Belehrung
„und wahre Erbauung aus der Hand legen. Das ist keine bloß tro-
„ckene Sittenlehre, das ist kein schwülstig unklares Glaubenssystem:
„das ist reines unverfälschtes Wort Gottes, was vom Herzen zum
„Herzen dringt und nicht blitzend glänzt, sondern dauernd und segens-
„reich erleuchtet. Rec. ist Trotz dieses unzweideutigen Lobes nicht so
„befangen, daß er das Buch von allen Fehlern frei sprechen wollte;
„aber er versieht sich keines Widerspruchs, wenn er sie in Vergleich
„mit den Vorzügen desselben für geringfügig erklärt. Indem er da-
„her diese Predigten unbedingt empfiehlt, zollt er auch dem Verleger
„für die sehr elegante äußere Ausstattung derselben die ihm gebüh-
„rende Anerkennung.“

In-

Interessante, gediegene Predigten!

Bei Ludwig Schreck in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fünf Predigten

gehalten am Constitutionsfeste, Aerntefeste, Missionsfeste ꝛc. zu Leipzig

von

D. Großmann, D. Krehl und D. Meißner.

gr. 8. auf feinstem Velinp. geh. 12 Gr.

Der Ertrag ist für das Armenschülerfest in Leipzig bestimmt.

Bei demselben Verleger sind so eben erschienen:

Predigten

auf alle Sonn- und Festtagsevangelien.

3te Aufl., 2 Bände gr. 8., 81 Bog. stark, gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Für diesen beispiellos billigen Preis ist diese gediegene Sammlung auch dem ärmsten Prediger und Candidaten zugänglich gemacht.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kromm, J. J. Dr., der Beichtvater. Ideen und Andeutungen zu Beicht- und Communion-Reden in extemporirbaren Entwürfen. Ein praktisches Handbuch für jeden Geistlichen. Texte aus dem alten Testamente enthaltend. gr. 8. 35¼ Bg. 1 Thlr. 18 Gr.

Wenn bisher auf dem Gebiete der praktischen Theologie jedes Feld bearbeitet wurde, so war dagegen das Feld der Beichtreden in dem Sinne, wie es hier bearbeitet erscheint, bis jetzt noch ziemlich öde und der von vielfachen Amtsgeschäften gedrängte Prediger sahe sich umsonst nach einem Hilfsbuche um, aus dem er sich Raths erholen konnte. Der durch mehrere gediegene praktische Arbeiten längst vor-

vortheilhaft bekannte Herr Verfasser wendete daher seine jüngste Mu[ße] dazu an, seinen Amtsbrüdern eine Quelle zu öffnen, aus der sie b[ei] jeder Gelegenheit auf dem schwierigen Gebiete der Beichtreden da[s] Nöthige zu schöpfen vermöchten. Er glaubt dabei um so mehr a[uf] den Dank der Zeitgenossen rechnen zu dürfen, als er gerade das alt[e] Testament wählte, in dem eine unerschöpfliche Fundgrube vo[n] Ideeen sich vorfindet, welche noch fast gar nicht geöffnet war; i[ch] mache daher wohl mit Recht das theologische Publicum auf diese — ein selbstständiges Ganze ausmachende — interessante Schrift au[f]merksam und glaube, daß bei dem geringen Opfer, das man hier z[u] bringen hat, kein Geistlicher je um fruchtbare Vorträge bei seinen Beichtkindern in Verlegenheit kommen werde.

Leipzig, im September 1835.

C. B. Schwickert.

Anzeige für Prediger und Schullehrer.

Um den Ankauf nachstehender Werke zu erleichtern, haben wir die Preise derselben auf unbestimmte Zeit bedeutend ermäßigt und sind sie dafür ohne weitere Erhöhung in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ziehnert, J. G., praktisches evangelisches Kirchenrecht. Aus ältern und neuern Actenstücken, zum Handgebrauche für Superintendenten und Prediger. 2 Bände 8. bisheriger Ladenpreis 2⅓ Thlr. jetziger Preis 1½ Thlr.

Erautschold, Bibelgenuß, in dichterischen Darstellungen aus der heiligen Gemüthswelt des alten und neuen Testaments. 8. Bisheriger Ladenpr. 1¼ Thlr., jetziger Preis ½ Thlr.

Casualmagazin für angehende Prediger und für solche, die bei gehäuften Amtsgeschäfften sich das Nachdenken erleichtern wollen. Herausgeg. von Grosse u. Ziehnert. 9 Bde. 8. Bisheriger Ladenpreis 7⅚ Thlr., jetziger Preis 4 Thlr.

(Die Bände einzeln behalten den bisherigen Preis.)

Rein-

Reinhard's, D. Franz Volkm., 14 bisher noch ungedruckte Predigten. Ein Supplementband zu dessen Predigten. gr. 8. Bisheriger Ladenpreis 1⅙ Thlr., jetziger Preis ⅔ Thlr.

Danz, Vorschriften zur Uebung in der deutschen Rechtschreibekunst. 8. 2 Thle., bish. Ladenpreis ⅞ Thlr. jetziger Preis ⅜ Thlr.

Hermsdorff, J., Handbuch zur Beförderung eines vollständigen und gründlichen Unterrichts in der Arithmetik, für Schul- und Privatlehrer. 4. 2 Bde., mit Uebungsaufgaben über die 4 Fundamentalrechnungsarten in 2 Abthlgen. Bisheriger Ladenpreis 7 Thlr., jetziger Preis 3 Thlr.

Himerlich, Denk-, Sprech- und Sprachübungen. 8. Bish. Ladenpr. ½ Thlr., jetziger Preis ¼ Thlr.

Stillet, F., das Ganze der Erziehung und des Unterrichts, für Aeltern, Erzieher und Schulmänner. Nach A. H. Niemeyers Grundsätzen bearbeitet. 8. 3 Bde., bish. Ladenpreis 2⅝ Thlr., jetziger Preis 1½ Thlr.

(Die Bände einzeln behalten den bisherigen Preis.)

Vetter u. Rostosky
in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Neudeckers Lexicon der Religions- und christlichen Kirchengeschichte

für alle Confessionen. Enthaltend die Lehren, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der heidnischen, christlichen und muhamedanischen Religion aus der ältesten, ältern und neuern Zeit, der verschiedenen Parteien in denselben, mit ihren heiligen Personen,

Mönchs-

Mönchs- und Nonnenorden, Bekenntnißschriften und geweihten Stätten, insbesondere der griechisch- und römisch-katholischen und protestantischen Kirche. Ladenpreis aller 4 Bände 18 Thlr.; in besondern Fällen wird man auch noch den frühern Subscriptions-Preis von 13 Thlr. gelten lassen. Hiermit ist ein Werk beendigt, was dem gebildeten Theologen unentbehrlich und so in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden war.

Recensionen. Lit. Bl. z. Kirchenzeitg. 1834, Nr. 41.: „Mit vielem Rechte bemerkt der Verfasser, daß ein Lexikon dieser Art nichts Ueberflüssiges sei. Das Feld, so es umfaßt, ist so unermeßlich, daß es gewiß für Jeden, der keine bedeutende Bibliothek zur Hand hat, höchst erwünscht seyn muß. Der Verfasser hat es an Fleiß nicht fehlen lassen und sein Werk wird gewiß den Besitzern recht nützliche Dienste leisten, auch ist der Styl deutlich und kurz. — Berliner Litzt. 1834, Nr. 21 „Dieses Werk wird Allen, welche bei vorkommenden Gelegenheiten über einzelne Gegenstände des religiösen Lebens historische Belehrung suchen, willkommen seyn. Die Darstellung ist klar und verständlich und der Umfang der einzelnen Artikel dem Verhältnisse ihrer Wichtigkeit zweckmäßig angemessen." — Das literar. Notizenblatt. 1835. Nr. 25. z. Abendzeitg: „Die günstige Aufnahme, welche die beiden ersten Bände dieses umfangreichen Werkes in der literar. Welt gefunden, haben sie wegen des Fleißes und der Sorgfalt, die der Verfasser darauf verwendet, und ihrer großen Brauchbarkeit verdient. Vorzüglich gereicht ein gründliches Quellenstudium dem Verfasser zu großen Ehre, dabei ist im Ganzen nichts Wichtiges übergangen. Gutes Papier und scharfer Druck zeichnen dieses Lexikon noch ganz besonders aus." — Lit. Bl. z. Kirchenztg. 1835. Nr. 50. (üb. Bd. III.) „Die Besitzer der ersten Bände werden sich freuen, daß diese nützliche Arbeit ihrem Ende so rasch zugeführt wird. Auch die Artikel dieses Bandes werden Predigern, Candidaten und allen Theologen, denen nur beschränkte literär. Hilfsmittel zu Gebote stehen, eine willkommene und nützliche Gabe seyn. Man sieht bei diesem Bande, daß dem Verfasser die Kräfte zur Gewältigung eines so reichen Stoffes unter der Feder gewachsen sind."

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. G. Fd. Schlägers Schul- und Einführungsreden,

oder geistl. Amtsreden bei besondern Fällen, 4r Band.

8.

8. $\frac{3}{4}$ Thlr. (Preis der 3 ersten Bände $1\frac{1}{2}$ Thlr.) 1r Bd.: Taufreden, 2r Trauungen, 3r Leichenreden.

Recensionen über die 3 ersten Bände: Zeitschrift für Christen- und Kirchenthum 1. 1.: Der wackere auch außer seinem Vaterlande längst mit hohen Ehren genannte Verfasser beschenkt hier das Publicum mit einem lieblichen Kranze seiner während einer Reihe von Jahren gehaltenen Casualreden und er ist uns um so mehr willkommen, als wir arm an Musterarbeiten von dieser Gattung und von solchem Werthe sind. Und als wahre Muster können diese Reden sowohl der Form als dem Gehalte nach gelten. In einer sehr gebildeten, blühenden und der heiligen Gegenstände würdigen Diction spricht sich der Verfasser, eine Zierde seines Vaterlandes, im Geiste des Evangeliums und mit der Milde und Kraft eines wahren Priesters desselben über die wichtigsten Verhältnisse des Lebens so aus, daß er die besondern Lagen und Beziehungen mit eben so viel Scharfsinn als Wahrheit hervorhebt. — Berliner theolog. Repertorium, 1834: Diese Amtsreden sind durch den Fleiß und die Umsicht, womit sie ausgearbeitet, besonders aber durch den Reichthum an den verschiedenartigsten Fällen empfehlenswerth. Besonders ist bei den Traureden Besseres geliefert, als die Formularien unserer sämmtl. Liturgien enthalten. Es herrscht darin ein feiner richtiger Tact, Allgemeines und Besonderes im würdigen Ebenmaße angemessen zu verbinden. — Die Literaturzeitung für Volksschull. 1834, 4s Heft: „Der als Kanzelredner so rühmlich bekannte Verf. versteht es, eben so wohl zum Verstande als zum Herzen zu sprechen und in dieser Vereinigung liegt das Element der christl. Rede. — Von demselben sind auch erschienen:

Vollständige Confirmations-handlungen. 2 Bände.

2te verbess. Aufl. 8. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Hiervon befinden sich Recensionen rühmlichster Art in der Jen. Litzt., 1834. 218. — Annalen der gesammten Theologie 1836. Maiheft. — Litzt. für Volksschullehrer 1834. 26, wovon uns der beengte Raum hier Auszüge zu geben verhindert.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. L. W. Schubert, die theologischen Streitigkeiten

in der protestant. Kirche, oder die Lehren der Rationalisten und Mystiker unserer Zeit. Für Gebildete jeden

jeden Standes und für Schullehrer unpartheiisch auseinandergesetzt. gr. 8. ⅔ Thlr.

Diese Schrift ist einstimmig mit den ehrenvollsten und rühmlichsten Beurtheilungen beehrt worden in Gräfe's Archiv XVII. 2, — Schulzeitung. 1835. Nr. 18. — v. Gersdorfs Repertor. 1835. IV. 6. — Literaturblatt z. Kirchenztg. 1836. Nr. 19. — Litz. für Volksschullehrer. 1836. 26 Qu. Hft. u. a. m. Da aber die Mittheilung dieser Recensionen hier zu viel Raum wegnehmen würde, so haben wir dieselben zum Nachschlagen und Nachlesen so genau angegeben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Apokalyptiker, oder was ist von dem Jahre 1836 zu befürchten?

Eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch des Prälaten Bengel und seines Geistesverwandten Hofrath Jung-Stillings Prophezeihungen und zur Belustigung der Starken, wie auch zur Beruhigung der Schwachen am Geiste zum Drucke befördert von F. Rock. gr. 8. ⅓ Thlr.

Das von den Apokalyptikern der Bengelschen Partei als so ereignißreich und verhängnißvoll prophezeihete Jahr 1836 ist vor der Thür. Dieser Prälat Bengel hatte gegen die Mitte des verwichenen Jahrhunderts in seiner merkwürdigen Schrift: „Auflösungen der apokalypt. Weissagungen" nachgewiesen, das Jahr 1836 sei der große Termin, wo die in der Offenbarung Johannes enthaltenen Weissagungen in Erfüllung gehen würden. Dem Herausgeber dünkte es daher zeitgemäß, die dem weltlichen Treiben sich hingebenden Kinder Belials (zu deutsch Fashionables) auf das ihnen drohende Gericht aufmerksam zu machen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Geburtstag oder Erweckungen zu einer würdigen Feier dieses Tages

für denkende Verehrer Jesu. Eine Zugabe zu jedem Gesang- und Andachtsbuche. Von Dr. Joh. Fr. Theod.

Theod. Wohlfahrt. gr. 8. In elegantem Umschlage geh. ¼ Thlr.

Bei der Armuth unserer Gesang- und Erbauungsbücher an erhe-
nden Betrachtungen zur Geburtstagsfeier, kann vorstehende Gabe
mmen Gemüthern wohl recht willkommen seyn, da der im Gebiete
r Ascetik so rühmlich bekannte Herr Verf. diese schwierige Aufgabe
jedes Alter und für alle Stände mit vieler Mühe glücklich gelöst
t. Als Erweckungen voll Licht, Kraft und Stärkung eignen sie
h zu einem sinnigen und gewiß sehr heilsamen Ge-
rtstagsgeschenke.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhand-
gen zu haben:

Drei Beilagen

zur

läuterung und Erleichterung beim Gebrauche
der Karte

von

Palästina

nach

den jüngsten Forschungen berichtigt,

in

alten israelitischen Stammgebiete und in die neueren
jüdischen Provinzen getheilt,

mit

den Wegen Jesu bezeichnet,

und

fünf Ansichten, einem Plane vom alten Jerusalem,
em Grundrisse des herodianischen Tempels und zwölf
alterthümlichen Darstellungen ausgestattet.

Von

Dr. Johann Christian Gotthelf Schincke.

Ladenpreis 15 gGr.

ustadt a. d. Orla, 1835.

Johann Karl Gottfried Wagner.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Sechzehnter Band. Sechstes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1835.

Das Leben Jesu. Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen von D. *Karl Hase*. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1835 bei Breitkopf und Härtel. 275 SS. kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Was das N. Testament uns von Jesu Geschichtliches mittheilt, reicht durchaus nicht hin, das *Leben* d. h. die *ganze Geschichte* Jesu zu einer klaren und vollständigen Anschauung zu erheben. Nur Fragmente haben wir hier, die hauptsächlich über die Zeit seines öffentlichen Lebens sich verbreiten, aber auch da, wo sie am Ausführlichsten sind, Vieles im Dunkeln lassen und Räthsel enthalten, die man auf dem Wege *geschichtlicher* Forschung nie wird befriedigend lösen können. Von der Kindheit und frühern Jugend des Herrn geben die Evangelisten so wenig, daß es Niemandem einfallen kann, eine *Geschichte* davon schreiben zu wollen. Gerade das *Allerwichtigste*: wie der *Einzige* in der Weltgeschichte geworden ist, was er war, wie er erzogen worden, welchen Gang seine Bildung genommen, wer und was dazu am Meisten beigetragen, wissen wir durchaus nicht und was darüber oft sehr zuversichtlich gesagt worden ist, gehört in das Gebiet der häufig höchst unwahrscheinlichen Vermuthungen oder der offenbaren Erdichtungen. Nicht ohne Mißtrauen kann man daher eine Schrift, die *das Leben Jesu* zu geben verspricht, in die Hand nehmen. Hält eine solche Schrift sich genau an die Berichte der Evangelisten und nimmt diese, wie sie lauten, so gibt sie uns nicht *das Leben Jesu*, sondern die allbekannten *Denkwürdigkeiten* (ἀπομνημονεύματα) aus dem Leben

des Herrn und lehrt weiter Nichts, als was Jeder, der das N. T. gelesen hat, schon weiß. Das Verdienstliche einer solchen Arbeit kann nur darin bestehen, daß sie das im N. T. urkundlich Enthaltene richtig (nach Grundsätzen der philologischen Interpretation) deutet und das in den Urkunden abgerissen Gegebene gehörig zusammenstellt. Erfahren werden wir daher, wie, was die Evangelisten von Jesu erzählen, nach den Gesetzen der Auslegung zu verstehen sei; wir werden in einer solchen Schrift die nöthigen geschichtlichen und antiquarischen Bemerkungen zum Verständnisse vieler, außerdem dunkeln Stellen erhalten und darüber belehrt werden, ob und in wieweit die Berichte der Evangelisten harmoniren. Geht der Verf. eines „Lebens Jesu" über die Evangelisten hinaus, sucht er uns eine möglichst vollständige Geschichte Jesu zu geben, so wird in einem solchen Buche kein Mangel an willkürlichen Annahmen und Behauptungen seyn, in denen das dogmatische System des Verfs. unwillkürlich hervortritt.

Jede Geschichte Jesu, die man uns heut zu Tage liefert, muß zeigen, ob der Schreiber derselben dem Offenbarungsglauben oder dem Rationalismus zugethan ist, oder sich zu einer von beiden abweichenden Glaubensweise bekennt. Consequenz, Einheit in den Principien und in der Anwendung derselben ist in den Systemen, die wir zuerst nannten, folglich auch in einer Geschichte Jesu nach diesen Systemen und beide können und sollen eben in ihr ihre Grundpfeiler erhalten.

Der Offenbarungsglaube ist der Glaube an die buchstäbliche Wahrheit des Wunderhaften in der Bibel. Er nimmt an, daß Jesus die Wunder, welche die Evangelisten berichten, wirklich gethan, daß er also durch sein Wort Kranke gesund und Todte sogar lebendig gemacht. Ebenso entschieden erklärt er gewisse Vorherverkündigungen Jesu für eigentliche Weissagungen und hält Jesum um dieser Wunder und Weissagungen willen für einen göttlichen Propheten, dem man

auf's

auf's Wort glauben müsse, was er von seiner Verbindung mit Gott, von seinem vorweltlichen Daseyn, kurz von seiner übermenschlichen Würde sagt. Bei dem besonnenen Forscher wird dieser Glaube das Resultat seines Forschens in der Geschichte Jesu seyn. Er wird nämlich sagen, weil ich nicht umhin kann, die Geschichte des Herrn gerade so zu nehmen, wie das N. T. sie gibt, weil Gründe, die wenigstens für mich völlig entscheidend sind, mich zu der Annahme nöthigen, in dem Thun und Leben Jesu komme wirklich Wunderhaftes vor, darum halte ich Jesum für den Sohn Gottes in dem Sinne, in welchem er sich selbst dafür erklärt hat. Wenn nun ein solcher Biograph Jesu Alles wunderhaft seyn läßt, was die Evangelisten als solches darstellen, so verfährt er ganz consequent. Sein Glaubenssystem kann man mit Tzschirner das (buchstäblich-) biblische nennen, oder auch den gewöhnlichen, ältern Offenbarungsglauben.

Gleicher Weise gründet sich der besonnene Rationalismus auf die Geschichte Jesu. Der Rationalist kann auf dem Wege der geschichtlichen Forschung es nicht von sich verlangen, in den Wundern Jesu absolut übernatürliche Wirkungen der Gottheit zu erkennen, und wenn er sie aus der Denkart der alten Welt, aus dem Eindrucke des Großen und Unergründlichen der Erscheinung Jesu auf die Gemüther der Apostel erklärt, oder wenn er Mythen darin findet, so hält er sich als Geschichtsforscher hierzu berechtigt, da ja doch die Geschichte Jesu nach denselben Grundsätzen erforscht werden müsse, wie jede andere Geschichte. Ob er Recht oder Unrecht habe, ist uns hier ganz gleichgiltig. Genug, daß in seinem Verfahren volle Consequenz ist, wenn er im N. T. nirgends Wunder im philosophischen Sinne des Wortes anerkennt, sondern nur Thaten und Ereignisse findet, die allerdings von den Referenten als Wunder dargestellt werden, in denen auch, der Wahrheit oder doch der Sache nach, Außerordentliches liegen mochte, das aber auf kei-

nen Fall etwas Uebernatürliches war und dessen eigentliche Bewandtniß sich jetzt nicht ermitteln läßt. Dieß mit Hrn. D. Rheinwald rationalismus *vulgaris* zu nennen, ist eine vornehmthuende Selbstgefälligkeit; es ist vielmehr der Rationalismus des communis sensus, welcher in dieser Weise die ganze Geschichte seinem Urtheile unterwirft, dabei ganz consequent verfährt und einen völlig ordnungsmäßigen Vernunftgebrauch in Anwendung bringt, während andere Theologumena, die weder consequent offenbarungsgläubig, noch consequent rationalistisch sind, an Lichtenberg's Professor Philosophiae (Theologiae) *extraordinariae* erinnern.

Folgte Hr. D. Hase in der nun zu beurtheilenden Schrift einer von beiden Ansichten, so würden wir hier ein Leben Jesu haben, das zwar unmöglich Allen gefallen könnte (denn beide genannte Systeme sind unvereinbar, und wer sich zu dem einen bekennt, muß eo ipso das andere verwerfen), das aber doch ein Ganzes wäre, ein Bild des Herrn, in welchem ein Zug zu dem andern paßte und das bei geschickter Ausführung sich immer mit Wohlgefallen betrachten ließe. Aber dem ist nicht so.

Zwar lauten viele Stellen ganz rationalistisch und wenn man S. 63. liest, die Bildung Jesu habe keineswegs die Grenzen der Menschheit überschritten; oder wenn S. 69. ihm vollkommene Heiligkeit und Klarheit des Gottesbewußtseyns, soweit Beides der Menschheit verliehen ist, beigelegt wird; wenn S. 130. der Untergang der gegessener Heerde ein (von Jesu) unvorhergesehener Unfall heißt und S. 134. die Berufung des Judas zum Apostel ein Irrthum; wenn wir S. 142. erfahren, die Lehrart Jesu sei „zuweilen geistreich bis zur leichten Ironie, doch in dieser Hinsicht dem didaktischen Vortrage der Griechen nicht vergleichbar," und S. 144. „ein besonderes poetisches Talent" Jesu abgesprochen wird; wenn S. 178.

von

von einer „Inconsequenz und schönen Schwachheit Jesu" die Rede ist oder S. 183. geleugnet wird, daß „sein ganzes Verhältniß zur wechselnden Außenwelt gleich am Anfange klar vor Jesu gelegen und er das Kreuz am Ausgange seiner Bahn schon aufgerichtet gesehen habe;" wenn der Verf. S. 127. die Vermuthung aufstellt, Jesus habe darum nicht geheurathet, „weil ihm in seiner Zeit kein Herz begegnete, das ihm ebenbürtig und solchem Bunde gewachsen gewesen wäre:" — so sollte man nach diesen Stellen (und es lassen sich noch eine Menge ganz so lautende anführen) freilich denken, der Verf. sei ganz Rationalist. Allein hiermit stimmt nicht zusammen, wie sich Hr. D. Hase über einige Wunder des Erlösers äußert. S. 107. wird über das Wunder auf der Hochzeit zu Kana gesagt, die Verwandlung des Wassers in Wein müsse „als wunderbare Thatsache vestgehalten werden, da Johannes als Augenzeuge offenbar eine solche berichte (Cap. 2, 9. τὸ ὕδωρ οἶνον γεγενημένον), in der Jesus seine Herrlichkeit geoffenbart, so daß seine Jünger vester an ihn geglaubt." In Beziehung auf die Speisung der Tausende von Jesu mit wenig Brod und Fischen (Matth. 14, 18. 21. und die Parallelstellen bei den übrigen Evangelisten) wird S. 172. gesagt, man könne zwar darüber streiten, ob hier ein wahres Wunder anzunehmen sei, aber „die Entscheidung werde sich durch die Parallele mit der Hochzeit zu Kana zur Anerkennung des Wunders neigen." Nicht anders wird S. 157. über die von Jesu vollbrachten Heilungen vom Aussatze geurtheilt, „die plötzliche Heilung eines jeden Aussatzes möchte wohl das bekannte Gebiet geistiger Einwirkung am Weitesten überschreiten." Anderwärts wird dagegen das Wundersame, welches die Evangelisten ausdrücklich berichten, wieder abgeleugnet und das Erzählte natürlich erklärt. So sind nach S. 91. „Verklärte und Engel, deren die Evangelien einige Male gedenken,

denken, geheimnißvolle Unbekannte" und aus dem Wandeln Jesu auf dem See (Matth. 14, 22 ff.) wird S. 173. ein Wandeln am See gemacht. Die Heilung des Sohnes eines Königischen (Joh. 4, 46 ff.) ist nach S. 123. möglicher Weise von der „fernhin wirkenden Kraft des Willens Jesu" abzuleiten, oder durch ärztliche oder prophetische Prognose zu erklären. Im ersten Falle hätten wir ein miraculum potentiae und im dritten ein miraculum praescientiae. Dagegen wird S. 131. das Ausströmen einer wunderthätigen Heilkraft aus dem Körper Jesu, welches Marc. 5, 29 ff. ihm beigelegt wird, nicht anerkannt, sondern behauptet, daß Lukas dieses Volksvorurtheil Jesu fälschlich in den Mund legte.

Daß dieß nicht zusammenstimme, daß in diesen Behauptungen und Deutungen der Verf. sich bald wunder- (also offenbarungs-) gläubig äußert, bald rationalistisch, leuchtet auf den ersten Blick ein. Woher nun diese Inconsequenz? Daher, weil Hr. D. Hase, wie wir aus seinen Streitschriften S. 28. wissen, dem rationalismus vulgaris (soll heißen: communis) so abhold und einem jetzt beliebten mystischen Rationalismus zugethan ist. Solchen vernünftelnden Mystikern ist, was sich aus der Vernunft vernünftig erweisen läßt, viel zu einfach und ordinär. Auch klingt es nicht salbungsvoll und pretiös. Daher nehmen sie zu wunderlichen Fictionen ihre Zuflucht, die, da sie weder in der heiligen Schrift gelehrt werden, noch aus der Vernunft sich erweisen lassen, ein reines Nichts sind. So hier unser Verf. In Betreff der Wundergabe Jesu bemerkt er §. 58.: Johannes bezeichne zwar Cap. 2, 11. die Weinverwandlung auf der Hochzeit zu Kana als den Anfang der Wunderthaten des Herrn; die Erwartung der Mutter aber scheine schon eine gewisse Bekanntschaft mit seiner Wunderkraft vorauszusetzen „und (so wird S. 109. fortgefahren) da sich Jesus der Wundergabe in rein menschlicher Entwickelung

erst

allmählig oder durch Zufall, wie auch jetzt noch hieht, schwerlich außerhalb der That bewußt den konnte, so ist allerdings wahrscheinlich, im engern Kreise geringere Erweisungen der vorausgingen, wie sie von den Synoptikern rc. 1, 30.) vom Anfange erzählt werden." Hier muß die Wunderkraft Jesu etwas in jedem Men n Liegendes gewesen seyn, denn der Erlöser ist sich die Kraft, wie auch jetzt noch geschieht, etwa durch fall bewußt geworden. Aber welcher Mensch kann denn die chen thun, die Jesus that, in wem findet sich denn die aft, wunderthätig so zu wirken, wie der Herr gewirkt haben ? Der Schluß des Paragraphen gibt uns folgenden merk- rdigen Aufschluß darüber: „Die Wundergabe Jesu erscheint eine klare Herrschaft des Geistes über die Natur, die ohl ursprünglich der Menschheit mit der Herr- haft über die Erde verliehen, gegen die Unna- ur der Krankheit und des Todes sich in Jesu eiliger Unschuld zu ihren alten Grenzen wie- er herstellte, so daß hier nicht eine Ausnahme om Naturgesetze, vielmehr die ursprüngliche Harmonie in die gestörte Weltordnung hinein- tritt."

Rec. kann dieß nicht anders als mystisches Vernünf- teln nennen. Ein mit der Kraft, übernatürlich zu wir- ken, von Gotte ausgerüsteter Prophet, als welchen ihn das N. T. darstellt, ist also Jesus von Nazareth nicht gewesen, seine Wunder darf man nicht für das Resultat der Machtvollkom- menheit halten, die der Vater im Himmel ihm als seinem Ein- gebornen verliehen hatte; nein, in ihm hatte sich nur die menschliche Urkraft, Herrschaft über die Erde zu üben, wieder- hergestellt. Wir müssen uns die Frage erlauben, wo Hr. D. Hase diese Nachricht her habe? Aus der heil. Schrift gewiß nicht,

nicht, denn wo stände geschrieben, daß dem Menschen eine im Urzustande vor Adams Falle eine solche Macht und Herrschaft über die Erde eigen gewesen sei? Einen articulus fidei purus, den wir willig annehmen würden, gibt er uns also nicht. Demnach wäre dieß aus der Vernunft zu beweisen und da möchten wir doch gern wissen, wie? In welcher ausgemachten Vernunftwahrheit läge denn die Nöthigung zu dieser Annahme oder nur ein einigermaßen triftiger Grund, sie wahrscheinlich zu finden? Gibt es eine solche Nöthigung oder doch einen Wahrscheinlichkeitsgrund, so muß sich dieß auf eine, selbst dem rationalismus vulgaris einleuchtende Art darthun lassen, wenn gleich gemeine (vulgares) Rationalisten nicht im Stande sind, in die Mysterien der mystischen Rationalisten einzudringen, diese ihnen vielmehr bei ihrem ordnungsmäßigen Vernunftgebrauche nicht eben sehr vernünftig vorkommen. So lange dieser Beweis nicht in klarer und verständiger Rede geführt worden ist, sieht Rec. sich genöthigt, die Setzung des Hrn. D. Hase für eine Fiction zu erklären,

Ueberhaupt ist der Verf. ein Freund von Fictionen und wenn er keine andere Auskunft zu geben weiß, so nimmt er zu einer qualitas occulta seine Zuflucht, um nur nicht als Offenbarungsgläubiger oder als Rationalist gewöhnlicher Art zu erscheinen. Man vergleiche z. B. das S. 97. über die wunderbaren Speisungen (das Gastmahl, lautet die Ueberschrift) Gesagte. Das Für und Wider die Streitfrage, ob hier ein wahres Wunder anzuerkennen sei, wird in der Kürze erörtert und S. 172. als Ultimatum Folgendes bemerkt: „Dürfte nach diesen Debatten die Entscheidung schwanken, so wird sie sich durch die Parallele mit der Hochzeit zu Kana zur Anerkennung des Wunders neigen. Wenn aber die Natur alljährlich in der Zeit von der Saat bis zur Aernte ein ähnliches Wunder vollbringt, so konnte sie vielleicht auch nach unbekanntem Gesetze

in

in einem Momente es vollbringen." Ein gewöhnlicher Rationalist sagt hier vielleicht, das heiße den Knoten zerhauen und es gebe keine Schwierigkeit auf der ganzen Welt mehr, die sich nicht auf diese Art sehr bequem beseitigen lasse. Aber muß man, um gerecht zu seyn, nicht den Muth bewundern, der erforderlich war, diese Hypothese zu wagen, wenn sie auch durch das hinzugesetzte „vielleicht" Niemandem aufgedrungen wird, was wir allerdings sehr billig finden? Man denke sich nur die Sache deutlich. Vier Tausend Mann Mannspersonen brauchten mindestens einige Tausend Pfunde Brod, denn sie waren hungrig und hatten nur ein Wenig Fischlein als Zukost. Die Zahl der anwesenden Weiber und Kinder, die noch besonders in Ansatz kommen (Matth. 15, 38.), ist nicht angegeben, auch ist in der Regel der Mann stärker, als die Frau und das Kind. Aber sollten wir nicht das Viertel von dem, was die Männer aßen, annehmen dürfen? Das ist wieder Viel. Nun blieben sieben Körbe voll Brocken noch übrig und wir wagen, da uns die Größe jener Körbe unbekannt ist, es nicht, das Uebriggebliebene nach Pfunden zu bestimmen. Bedenkt man aber, daß sieben Brode noch nicht die Quantität eines halben Dresdner Scheffels Mehl erforderten und berechnet, wie viel Mehl zu den mehrern 1000 Pfunden des Theils gegessenen, Theils übriggebliebenen Brodes erforderlich war: so sieht man, welche ungeheuere Vervielfältigung die Natur nach unbekanntem Gesetze vielleicht bewirken kann. Hier ist Viel mehr als der fruchtbarste Boden von der Aussaat bis zur Aernte vervielfältigend producirt: das unbekannte Gesetz der vielleicht hier wirksamen Natur hat Alles überboten, was die bekannten (wenn gleich unerklärlichen) Naturgesetze da bewirken, wo der Saame hundertfältige Frucht trägt. Aber so Viel dieß ist, so ist's doch das Wenigste. Saamenkörner vervielfältigt wundervoll die Erde. Aber wo vervielfältigt sich gebackenes Brod? Wo gibt's eine Naturerscheinung, die etwas

etwas Analoges darböte und den besonnenen Forscher berechtigte, hier auf eine qualitas occulta zu provociren? Kurz, nur Wenige dürften den Muth haben, ein solches „Vielleicht“ zu Hilfe zu nehmen.

Aehnlicher Bedenken konnten wir uns bei §. 39., wo von der Sündlosigkeit und Untrüglichkeit des Erlösers die Rede ist, nicht erwehren. Das N. T. legt Jesu ganz unstreitig Sündlosigkeit bei und leitet davon die Möglichkeit, Welterlöser, Versöhner der Menschen mit zu werden, ab. Unser Hoherpriester, der uns den Eingang in das Allerheiligste (die ewige Seligkeit) bereiten sollte, mußte ganz fleckenlos, von den Sündern völlig abgesondert seyn, Hebr. 7, 26. 1 Petr. 2, 22. Der einfache Offenbarungsgläubige kann hieran gar nicht zweifeln. Die Erklärungen der Apostel sind ihm göttliche Erklärungen (Gott allein kann wissen, ob der Mensch Jesus gesündigt hat oder nicht) und daß die Sündenvergebung, die Versöhnung der Menschen mit Gotte in einzelnen apostolischen Stellen von dem Mittlertode Jesu, als der causa meritoria, wie die Dogmatiker sagen, abgeleitet wird, läßt sich exegetisch wenigstens wahrscheinlich machen. Da nun der Offenbarungsgläubige das göttliche Ansehen der Apostel für völlig gesichert hält und die Lehre von dem sündtilgenden Verdienste des Erlösers als Fundamentalartikel betrachtet, so verfährt er ganz consequent, wenn er seinen Glauben an die Unsündlichkeit Christi auf das Zeugniß der, wie er dafür hält, als untrügliche Verkündiger des göttlichen Wortes sattsam beglaubigten Apostel gründet.

Der Rationalist kann nicht beistimmen. Auf das bloße Wort der Apostel kann er etwas sonst schon nicht Erweisliches nicht annehmen. Auch erkennt er in der Lehre, daß wir die Vergebung der Sünden dem Opfertode Jesu verdanken, nur eine Zeitidee, der zwar eine ausgemachte Vernunftwahrheit (Gott vergibt die Sünden) zu Grunde liege, die aber doch in ihrer, aus dem Begriffe der alten Welt von Opfern hervor-

vorgegangenen Fassung unmöglich wörtliche Geltung haben könne. Allerdings, sagt er, ist das durch Christum (durch seine Lehre) gewiß geworden, daß Gott Sünden vergibt und Missethaten erläßt. Aber eines Sühnopfers bedurfte es hierzu nicht und wenn der am Kreuze erblaßte Welterlöser im N. T. als ein solches dargestellt wird, so war dieß ein für die Zeit der Einführung des Christenthums in die Welt sehr passender Lehrtropus, der aber nach der Absicht des die Menschen zu immer reinerer Religionskenntniß erhebenden Gottes keineswegs als Glaubenssatz immer gelten sollte. In dem Welterlöser muß auch der Rationalist den Weisesten und Edelsten von Allen, die je gelebt haben, erkennen und sich vor ihm, als dem Ideale der Menschheit, beugen. Den reinsten Willen, die innigste Gottes- und Menschenliebe muß Jedermann Jesu von Nazareth, wie das N. T. uns ihn darstellt, beilegen; allein daß dieser Jesus nie gefehlt, daß in seiner Seele nie eine unlautere Regung aufgestiegen, dieß gesteht der Rationalist nicht beweisen zu können. Wie sollte er's auch, da ihm hierüber eine aus göttlicher Offenbarung stammende Erklärung abgeht? Wissentlich hat aber Jesus von Nazareth gewiß nie gesündigt; sein Herz ist gewiß immer rein geblieben und Gott hat er darum geschauet, weil er stets reines Herzens war.

Auch dieß ist ganz consequent und wer die eine oder die andere Ansicht bestreitet, muß bis zu den letzten Gründen zurückgehen, auf welchen beide Glaubensweisen beruhen. Nur ein Drittes gibt's nicht, und wer hier nicht entweder sich unbedingt an das Ansehen der heil. Schrift oder an das halten will, was aus der Vernunft (aus der vernünftig aufgefaßten Geschichte, aus dem, was Vernunft und Erfahrung über die Menschennatur lehren) völlig erweislich ist, der kann ja wohl etwas fromm Klingendes schreiben oder scheinbar tief Gedachtes auf die Bahn bringen, wenn er sich willkürliche und ganz unerweisliche Annahmen erlaubt, nur nichts

nach

nach seinen Einzelnheiten Zusammenstimmendes und Consequentes.

Hören wir Hrn. D. Hase über diese Materie. Sündlosigkeit ist nach ihm „eine solche Erfüllung eines jeden Lebensmoments durch die ihm mögliche Gottesliebe, daß jede Störung durch Gefühl, Gedanken oder That ausgeschlossen ist" (S. 66). „Eine solche Reinheit ist dadurch bedingt, daß Jesus schon mit der Geburt aus dem Zusammenhange des sündigen Menschenlebens heraustrat, was nur Gotte möglich war; aber nicht im Widerspruche gegen das Gesetz menschlicher Erzeugung. — Nur die reine Menschheit, wie sie einst aus Gottes Händen kam, wurde hierdurch erneuert; Jesus konnte, wie der erste Mensch, fallen oder siegen. Daher ist er, was er ist, von Gottes Gnaden, und doch auch durch sich selbst ist, wie jeder Andere, nach dem Maße seines Geistes."

Hier befremdet es schon, daß in einer „durchaus wissenschaftlichen Geschichte Jesu," deren Idee der Hr. Verf., so viel an ihm ist, zu verwirklichen sucht (vgl. S. [illegible]), die Deduction eines Hauptmoments mit unerweislichen dogmatischen Behauptungen begonnen wird. Die reine Menschheit ist nicht mehr vorhanden: wird Jedermann diesen, hier noch dazu nicht einmal mit einem Scheinbeweise, dergleichen die Dogmatik doch genug hat, bekräftigten Satz dem Verf. zugeben? Ist es ein Axiom, daß durch Adams Fall Alles verderbt worden sei und die reine Menschheit sich seit dem Bisse in den Paradiesapfel nirgends mehr finde? Wenn dieß in der Bibel deutlich und bestimmt gelehrt würde, so könnte Hr. D. Hase auf die Beistimmung der dem biblischen Systeme Zugethanen rechnen. Aber das ist mindestens sehr streitig, und wer Bretschneiders Schrift: Die Grundlage des evangelischen

Pietis-

Pietismus (Leipzig 1838) gelesen und deren erste Abtheilung, wo die Streitsache exegetisch verhandelt wird, reiflich erwogen hat, kann sich leicht in dem Falle befinden, daß er die von unserem Verf. begünstigte Satzung für eine ganz unbiblische Menschensatzung hält. Aus der Vernunft ist diese Satzung mit Nichts zu beweisen (denn wir möchten wissen, womit?) folglich geht Hr. D. Hase hier von Etwas aus, das Niemand, der nach einem deutlichen Bibel- oder Vernunftgrunde fragt, das Niemand ihm um Nichts und wieder Nichts zugestehen wird. Am Wenigsten die dem rationalismus vulgaris zugethanen Leute, die, wie die Menge aller wahrhaft Vernünftigen, gar zu Viel auf „helle und klare Gründe und Ursachen" halten.

Zweitens lernen wir hier, Jesus sei schon mit der Geburt aus dem Zusammenhange des sündigen Menschenlebens herausgetreten und durch ihn sei die reine Menschheit, wie sie einst aus Gottes Händen kam, erneuet worden. Hier wird der Schriftgläubige vor allen Dingen fragen: wo steht das geschrieben? Die Empfängniß Jesu wird allerdings von dem heiligen Geiste d. h. doch wohl von einer besondern, wunderthätigen Wirksamkeit Gottes abgeleitet. Aber ist er dadurch aus dem Zusammenhange mit dem sündigen Menschen herausgetreten? Davon sagt die Bibel kein Wort. Hr. D. H. meint, mit seiner Geburt sei dieß geschehen; allein geboren wurde er, wie jeder andere Mensch, von einem Weibe, wie die Schrift sagt. Die Jungfrau Maria war seine Mutter: und war diese etwa frei von der Erbsünde oder gehörte sie nicht vielmehr, wie wir Alle, Adams sündigen Nachkommen an? Wen aber eine sündige Mutter geboren hat, hängt der nicht durch die Geburt mit dem sündigen Geschlechte zusammen? Tritt der nicht eben durch die Geburt recht eigentlich in ihren Kreis ein? Rec. bittet um Belehrung. Bis seine Bitte gewährt wird,

muß

muß er auch diese Satzung für eine unbiblische Menschensatzung erklären. Oder will Hr. D. Hase seinen Satz klar und verständlich aus der Vernunft beweisen? Recht gut; Rec. läßt sich auch dieß gefallen und erklärt sich, sobald es geschehen, zum Widerrufe geneigt.

Weiter gehend in seiner Deduction gesteht der Hr. Verf., daß es Schwierigkeiten habe, den Beweis für die Unsündlichkeit des Herrn historisch zu führen und verwirft mit Recht mehrere von Ullmann (über die Sündlosigkeit Jesu. 2. Aufl. 1833) beigebrachte Argumente z. B. selbst Jesu Feinde wagten nicht, die Reinheit seines Wandels anzutasten, Pilatus erkannte sie an (der Procurator sagte nur, er könne nichts Todeswürdiges an Jesu entdecken); Pilatus Gemahlin nannte ihn einen Gerechten; der Hauptmann bei der Kreuzigung bekannte, dieser Ermordete sei ein frommer Mann und Gottessohn gewesen; Judas verzweifelte, weil er unschuldig Blut verrathen habe; die Evangelisten berichten nichts Unlauteres von ihm; der strenge Täufer huldigt ihm, die Apostel verehren ihn unbedingt und erklären, daß er gerecht, heilig und ohne Sünde war. Dieß Alles beweist nur, daß Jesus eine große, wohl die größte sittliche Höhe, die sich je bei einem Menschen gefunden, erreicht habe; aber es beweist nicht die Sündlosigkeit Jesu. Diese nun beweist Hr. D. Hase aus dem Selbstzeugnisse des Erlösers, „das im Mittelpuncte der angeführten (oben auch von uns angedeuteten) Zeugnisse rechtskräftig sei," und führt namentlich die Aufforderung Joh. 8, 46. „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" an.

Hier kann Rec. nicht beistimmen. Wie kann der Ausspruch Jesu, der von sich selbst zeugt, ein rechtskräftiges Zeugniß in einer so einzigen, von dem, was in Beziehung auf alle übrige Menschen (die allzumal Sünder sind) gilt, ganz abweichenden Angelegenheit seyn, wenn die Unträglichkeit

Jesu

Jesu nicht als sonstiger erwiesen völlig versteht? Wäre Hr. D. Hase ein ordinärer Offenbarungsgläubiger, der seinen Glauben auf Wunder und Weissagungen gründete, so könnte er sich dieses Arguments bedienen. Als Rationalist kann er's nicht, nicht einmal als mystischer, denn was gäbe ihm ein Recht, sich wenigstens in diesem Falle den uralten Kanon, nach welchem ein Zeugniß in der eignen Sache ungültig ist, geringer zu achten? Und was sagt denn der Erlöser in der ersten Hauptstelle? Niemand unter euch kann mir etwas Unrechtes nachweisen. Mehr nicht. Aber ist der von allen Sünden frei, welcher seine erbitterten Gegner getrost auffordern kann, ihn, wenn sie es vermöchten, eines Unrechts zu überführen (ἐλέγχειν περὶ ἁμαρτίας heißt's im Grundtexte)? Und, daß wir von dem Allen absehen, wie reimt diese Unsündlichkeit des Herrn sich zu den Irrthümern, zu der schönen Schwachheit, von welcher Jesus, nach den oben angeführten Stellen, nicht soll frei gewesen seyn? Ein zur That gewordener Irrthum ist eine Sünde, und was Hr. D. Hase auch in seinen theologischen Streitschriften S. 121 ff. zur Rechtfertigung einer schönen Schwachheit, „die viel wahrhafter menschlich und höher sittlich sei, als das consequente Beharren auf einem sonst verständigen Plane gegen das heilige Recht eines rein menschlichen Gefühls" sagen mag, — die Basis wahrer Sittlichkeit ist die Consequenz, und Schiller's Wallenstein spricht ein sehr wahres Wort, wenn er sagt: es gibt kein anderes Unrecht, als den Widerspruch. Wer sich gedrungen fühlt, um rein menschlichen Gefühlen ihr Recht werden zu lassen, inconsequent zu werden, kann ein sehr redlicher und wohlmeinender Mensch seyn; aber Unsündlichkeit kommt ihm gewiß nicht zu. Gibt aber der Vf. zu, daß die Unsündlichkeit Jesu sich mit Irrthume und Schwachheit wohl vertrage, legt er ihm nur eine, den Menschen überhaupt mögliche Gottesliebe bei, die jede wissentliche

Sünde ausschließe, so sagt er mit anderen Worten nur, daß der Erlöser ein sehr edler, ja der alleredelste Mensch gewesen sei. Dieß gibt ihm jeder Rationalist zu und der rationalismus mysticus sagte hier zuletzt dasselbe aus, was der rationalismus vulgaris nur verständlicher und ohne das Streben nach dem Scheine, etwas Höheres oder Tieferes, jedenfalls etwas fromm Klingendes auszusprechen, bekennt.

Eine Hauptforderung an den, der uns das Leben Jesu beschreibt, ist ferner, daß er das N. T. sagen läßt, was es wirklich sagt. Hiergegen ist vom Hrn. D. Hase vielfältig gefehlt worden und eben dieß müssen wir für einen Hauptmangel erklären und unsern Tadel mit einigen Beispielen belegen. Zuerst nehmen wir die Lehre von der Person Jesu. Daß das N. T. ihm vorweltliches Daseyn, göttliche Würde und Macht beilegt, auch hie und da göttliche Verehrung für ihn fordert, ist ganz unleugbar und Rec. braucht die allbekannten Beweisstellen, sonderlich aus Johannes und Paulus, nicht erst anzuführen. Ob dieß als Glaubenssatz gelten kann oder nicht, hängt davon ab, ob in Angelegenheiten des Glaubens das Wort der Offenbarung oder die Vernunft entscheidet und das Bejahen und Verneinen dieser Frage erscheint, je nachdem man von diesem oder von jenem Standpuncte ausgeht, gleich consequent. Nur ein Drittes gibt es nicht, dergleichen unser Verf. zusammensetzt und aus dem N. T. herausdeutelt. Dieß geschieht §. 98. „der Messias als Gottmensch." Diese Ueberschrift läßt vermuthen, daß hier die Gottheit des Herrn nach der Schrift ihre Erörterung und Vertheidigung finden werde und wirklich ist im §. von der Präexistenz Christi und von seiner Allmacht zum Siege des Gottesreichs die Rede; es wird bemerkt, daß die (S. 164 ff. angegebenen) Erklärungen Jesu über sein Verhältniß zur Gottheit „durch eine bloß sittliche Uebereinstimmung nicht ausgemessen werden," und man könnte nach diesen Phrasen be-

sen,

ken; Jesus werde hier so dargestellt, wie das N. T. ihn beschreibt. Aber dem ist nicht also, sondern die angeführten Phrasen werden in einem ganz un- und widerbiblischen Sinne gebraucht, das mit der einen Hand Gegebene wird mit der andern zurückgenommen und zuletzt erscheint der Gottmensch als eine Fiction des Verfs. Nicht ausgemessen werden, wie hier gelehrt wird, die Versicherungen Jesu hinsichtlich seiner Verbindung mit Gotte durch eine bloß sittliche Uebereinstimmung mit Gotte, sondern bezeichnet wird damit eines Theils „das durch seine Frömmigkeit in Jesu vollendete göttliche Leben und seine Einheit mit Gotte durch fromme Liebe." Aber ist denn ein durch seine Frömmigkeit vollendetes göttliches Leben, ist Einheit mit Gotte durch fromme Liebe etwas Anderes, als sittliche Uebereinstimmung mit Gotte und kann in dieser Beziehung von etwas Anderem die Rede seyn, als von der vollkommensten sittlichen Uebereinstimmung Jesu mit Gotte?

Andern Theils bezeichnen, wie weiter gelehrt wird, jene Erklärungen Jesu über sich selbst seine messianische Würde, auf welche sich insbesondere wegen ihrer ewigen Vorherbestimmung die ideale Präexistenz, seine Allmacht zum Siege des Gottesreichs und die Benennungen des Gottes- und Menschensohnes in ihrer nationalen Bedeutung beziehen. Also wäre bloß von einer idealen Präexistenz Christi im N. T. die Rede? Auch Joh. 1, 1.? mit Cap. 8, 58.? Verliert die ganze Rede Jesu nicht ihren Nerv, wenn in Worten: πρὶν Ἀβραὰμ γενέσθαι, ἐγώ εἰμι der Sinn liegt: vor Abrahams Daseyn schon war ich zum Messias bestimmt? Auf solche Deutungen konnte nur die dogmatisch befangene Exegese der Socinianer fallen. Die Allmacht aber zum Siege des Gottesreiches, die Hr. D. Hase Jesu beilegt, wird nicht näher bestimmt, der Leser bleibt im Dunkeln darüber und

man sieht nun, die Macht, welche Jesus von sich selbst prädicirt, Matth. 28, 8. (alle Gewalt im Himmel und auf Erden) Joh. 5, 25 ff. (die Macht, Todte aufzuwecken und Gericht zu halten) kann **nicht** gemeint seyn, denn dieß ist **wirkliche Allmacht**, die dem Gottes- und Menschensohne nach der Bestimmung ganz unmöglich zukommen kann. Nämlich im **idealen** Sinne soll Gottes- und Menschensohn „**den der Gottheit ganz und der ganzen Menschheit Angehörigen**“ bezeichnen und an die Erscheinung eines göttlichen Wesens in menschlicher Gestalt soll nicht zu denken seyn. Wirklich? aber durch welche Künste einer sogenannten tiefen Exegese ist es denn wegzubringen, daß der Logos bei Johannes ein göttliches Wesen sei, daß dieses Wesen in Jesu Mensch geworden (*καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο*), und daß der Mensch Jesus **darum, weil der Logos sich mit ihm verbunden hatte**, der **eingeborne Sohn des himmlischen Vaters** genannt werde? So ist aber die Benennung „**Gottessohn**“ in dieser Stelle (und in mehreren anderen) nicht ein **Amtsname** des Messias; sondern, wie man's oft richtig ausgedrückt hat, nomen naturae und der Gottessohn im N. T. ist etwas ganz Anderes, als der Gottessohn in Hase's Leben Jesu. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit der Benennung **Menschensohn**. Hier ist nicht zu fragen, in welchem Sinne diese Bezeichnung genommen werden **könne** und was sich hinein- und herausdeuteln lasse, sondern welche Prädicate das N. T. „dem **Menschensohne**“ beilege. Da ist es aber ganz unleugbar, daß darunter **der vom Himmel Gekommene, in menschlicher Gestalt sichtbar Gewordene** (*ὡς υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* Offenb. Joh. 1, 13. 14) zu verstehen sei. Man denke doch nur an die Stellen Joh. 3, 13. (*ὁ υἱὸς τ. ἀνθρώπου, ὁ ὢν ἐν οὐρανῷ*), Cap. 6, 62. (*ἐὰν οὖν θεωρῆτε τ. υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἀναβαίνοντα, ὅπου ἦν τὸ πρότερον*), Cap. 5, 27. (*καὶ ἐξουσίαν ἔδωκεν αὐτῷ*

καὶ

καὶ κρίσιν ποιεῖν, ὅτι υἱὸς ἀνθρώπου ἐστί). Die geist-reiche (?) Auffassungsweise, nach welcher Jesus „auch im Menschensohne die ideale Bedeutung des Ur- und allgemein Menschlichen gefühlt und auch deßhalb diese Bezeichnung geliebt haben soll," ist dem N. T. völlig fremd.

Ebenso wenig stimmt mit dem N. T. überein, was der Verf. §. 95. über den Sinn, in welchem die Lehre Jesu göttlich zu nennen sei, sagt. Wörtlich und örtlich, lesen wir hier, könne es unmöglich verstanden werden, wenn Jesus seinen Ursprung vom Himmel ableitet; denn dieß würde in der reinen Gotteserkenntniß, die er vermittelt, keinen Sinn haben. „Der Himmel ist Gott und die Fülle des göttlichen Lebens. Indem sich Jesus als Messias erkannte, war seine Sendung göttlich im höchsten Sinne des Volkes; indem der Weltplan Gottes der seinige war, göttlich im höchsten Sinne der Vernunft. Wenn er versichert, daß seine Lehre nicht von ihm selbst, sondern vom Vater sei, enthält dieß einen Gegensatz, Theils gegen Erlerntes, Theils gegen Erkommenes. Und so erweist sich die Sache durch sich selbst. Das Gottesbewußtseyn in Christo ist eine schöpferische That Gottes, ein ursprüngliches Sichselbstoffenbaren der Gottheit in der Frömmigkeit des Gottessohnes. Daher hat Christus als Urbild frommer Menschheit nicht nur die Offenbarung gebracht, sondern ist die Offenbarung selbst. — Die Schulbegriffe des Mittelbaren und Unmittelbaren in solcher Sendung und Offenbarung waren dem Zeitalter Jesu und sind der religiösen Lebensfülle in allen Zeiten fremd."

Hr. D. Hase lebt also des Glaubens, daß sich Gott Jesu nicht anders geoffenbart habe, als er sich uns Allen offenbart, auf natürliche Weise, nicht übernatürlich, mittelbar, nicht unmittelbar. Das mag er, nur sollte er dieß nicht als

als Bibellehre darstellen. Die **Begriffe** des Mittelbaren und Unmittelbaren in den Offenbarungen Gottes sind der hl. Schrift keineswegs fremd, sondern nur die **Ausdrucksweise**, deren wir uns zur Bezeichnung dieser Begriffe bedienen. Wenn Ps. 19. gesagt wird, daß die Himmel die Ehre Gottes erzählen, wenn Ps. 8. und anderwärts oft Aehnliches zu lesen ist, wenn Paulus Röm. 1, 19. sagt, daß sich Gott auch den Heiden offenbare (ἐφανέρωσε) und Cap. 2, 15., daß das Gesetz ihnen in's Herz geschrieben sei, — wovon könnte dieß anders verstanden werden, als von dem, was wir **mittelbare** göttliche Offenbarung nennen, Offenbarung durch Vernunft und Gewissen? Aber eine ganz andere Wirksamkeit Gottes wird uns doch da beschrieben, wo von göttlichen Mittheilungen an die Propheten die Rede ist. Hier dachte man sich ein **unmittelbares** Einwirken Gottes und seines Geistes und die Juden würden es gar sehr verbeten haben, wenn Jemand das **Getriebenwerden vom heil. Geiste** ihrer Propheten (ὑπὸ πνεύματος ἁγίου φερόμενοι ἐλάλησαν ἅγιοι θεοῦ ἄνθρωποι, 2 Petr. 1, 21.) nicht für etwas von dem Gelangen zur Gotteserkenntniß durch aufmerksame Naturbetrachtung und durch Achthaben auf die Stimme des Gewissens **wesentlich** Verschiedenes hätte erklären wollen. Nun legt das N. T. Jesu nicht nur die Würde eines Propheten, sondern die des größten aller Propheten, des Messias, bei, es beschreibt ihn als den vom Himmel gekommenen Gottessohn, und wer nicht darauf ausgeht, die Begriffe **unserer** Zeit und die Ansichten dieser oder jener unserer heutigen theolog. Schulen in die Bibel hinein zu exegesiren, sondern es sich zum Gesetze macht, ehrlich darzustellen, **was die Schrift wirklich sagt** und wie das Gesagte im Sinne und Geiste der alten Welt aufgefaßt werden muß, der wird zugestehen, nach dem N. T. komme Jesu **unmittelbare** göttliche Sendung und Offenbarung zu.

Beistimmen können wir dem Verf. auch nicht, wenn er

S.

S. 185 schreibt, die Bedeutung des Todes Jesu als eines Opfers zur Entsündigung werde in dessen eignen Erklärungen nur so leise angedeutet, daß es schwer zu sagen sei, ob es mehr als sinnbildliche Bezeichnung der sittlich historischen Nothwendigkeit seines Todes seyn solle. Nichts kann ja bestimmter seyn, als die Versicherung Matth. 20, 28., sein Tod sei ein Lösegeld (λύτρον), das an der Stelle vieler zu Entsündigenden (ἀντὶ πολλῶν) gegeben worden. Ganz dasselbe wird bei der Einsetzung des Abendmahls, also bei einem sehr feierlichen Anlasse Matth. 26, 28. Luk. 22, 20. (— vergossen zur Vergebung der Sünden ꝛc. — für euch vergossen) wiederholt und hierin mußten die Jünger wohl Etwas mehr finden, und nach dem, was Johannes und Petrus in ihren Briefen schreiben, haben sie auch wirklich mehr darin gefunden, nämlich „eine sinnliche Bezeichnung der sittlich historischen Nothwendigkeit dieses Todes," wie es Hr. D. Hase ausdrückt. Ohne Opfer war, nach jüdischen Vorstellungen, Entsündigung unmöglich. Sollte nun die Entsündigung von des Erlösers Tode abgeleitet werden, so mußte dieser Tod im strengsten Sinne ein Opfertod seyn, ein an der Stelle (loco) der Vielen, welchen Vergebung bei Gott werden sollte, erduldeter Tod.

Kurz, in diesen Darstellungen und in vielen anderen, die wir aber, durch den Raum beschränkt, übergehen müssen, vermissen wir die rechte Schrifterklärung, die in der zur Erklärung vorliegenden Urkunde nur das findet, was darin wirklich enthalten ist und enthalten seyn kann. Als philologischer Interpret zeigt der Verf. wie überall so auch hier keine besondere Stärke, sondern erlaubt sich sehr befremdende Aeußerungen und Annahmen. Hiervon noch einige Beispiele. In dem schon oben besprochenen 37. §. „die Mahlzeit" wird das Für und Wider in Betreff der Frage, ob die Speisung Jesu Matth. 14, 13 ff. als ein Wunder zu nehmen

sei,

sei, erörtert und S. 172. unter Anderem (mit Paulus) behauptet, in der Formel καὶ ἦραν τ. περισσεῦον τῶν κλασμάτων etc. V. 20. könne αἴρειν von dem hier noch nachträglich erwähnten Hintragen der Brodführer in den Körben genommen werden. Dann wäre mit Paulus (im Commentare) zu übersetzen: „Man (die Apostel) hätte nämlich den ganzen, bei Jesu übrigen Vorrath von Brodstücken, zwölf Reisekörbe voll, hingetragen." Das geht nicht, denn erstlich heißt αἴρειν nicht hintragen, sondern aufheben, und zweitens ist es ganz sprachwidrig, den Aoristus ἦραν in der Bedeutung des Plusquamperfect. zu nehmen. Wir haben eine Erzählung, in welcher ἦραν gerade so genommen werden muß, wie das genau damit zusammenhängende ἔφαγον und ἐχορτάσθησαν zu nehmen ist. Nun muß man καὶ ἔφαγον πάντες, καὶ ἐχορτάσθησαν ganz unstreitig übersetzen: Alle aßen und wurden gesättigt; folglich muß das sogleich folgende καὶ ἦραν etc. nothwendig übersetzt werden: und man hob auf ꝛc. Ebenso bei Luk. 9, 17. καὶ ἔφαγον, καὶ ἐχορτάσθησαν πάντες, καὶ ἤρθη etc. „und Alle aßen und wurden gesättigt, und es wurde (jetzt) aufgehoben ꝛc." Es ist gewiß kein Fortschritt zum Bessern, wenn Dinge, die sprachlich so vest stehen, unbeachtet bleiben. Auf diesem Wege kann man bei guter Zeit wieder zu der beliebten Enallage temporum des Glassius zurückkommen, die allerdings tiefen und geistreichen Exegeten treffliche Dienste leisten kann.

Die Geschichte vom Stater in des Fisches Maule (Matth. 17, 24—27.) soll nach §. 111. erzählt werden, um die harmlose Weise darzustellen, mit der sich der Messias den Gemeinbelasten unterzog. „Jesus bediente sich gegen Petrus des bildlichen Ausdrucks, um auszusprechen, daß zur Ersparung einer so leicht verdienten Summe der Mühe nicht werth sei, ein, wenn auch gutes, Recht zum Aergernisse Anderer geltend zu machen."

machen." — Diese Erklärung soll sich als nothwendig erweisen; allein es wird mit keinem Worte dargethan, daß sie philologisch zulässig sei, sondern wir erfahren nur, mit D. von Ammon sei hier auf den bildlichen Sprachgebrauch des Volkes zu verweisen und die besondere Angemessenheit desselben zu der Absicht Jesu darzuthun. Mit dieser hingeworfenen Bemerkung, die man, ohne D. v. Ammon's biblische Theologie nachgesehen zu haben, nicht einmal versteht, ist D. Fritzsche nicht widerlegt, der, wie Hr. D. Hase S. 192. anführt, aus grammatischer Gewissenhaftigkeit für den Wunderbestand der in Rede stehenden Erzählung streitet. So lange die Gesetze der grammatischen Interpretation gewissenhaft befolgt werden, wird es dabei bleiben, daß nach der Absicht des Evangelisten hier an ein doppeltes Wunder zu denken sei; in dem Munde des Fisches war ein Stater, und Jesus sagte dieß vorher. Die von dem Verf. (nach Paulus) gegen diese Auffassung angebrachten Einwendungen beweisen Nichts, vielmehr ist, jene zwei Wunder angenommen, die Sache von dem Standpuncte des Refn. aus betrachtet, Alles in der Ordnung. Von ihren Söhnen nehmen die Könige keine Abgaben, sagt Jesus, also habe ich als der Sohn Gottes die Tempelabgabe nicht zu entrichten. So faßte schon Chrysostomus richtig V. 25. und 26. Nachdem jedoch Jesus sich, um der ihm, als dem Sohne Gottes, zukommenden Würde willen von der geforderten Abgabe frei gesprochen hatte, gleichwohl aber, um Anstoß zu vermeiden, zur Abentrichtung dieser Abgabe entschlossen war, vollzog er, um diese Abgabe auf eine des Sohnes Gottes würdige Art zu entrichten, einen Wunderact, zeigte sich also als Gottessohn. Sonach gebührte dieser Geschichte mitten unter anderen wunderbaren Ereignissen allerdings die ihr angewiesene Stelle und die Einrede, zu wunderbarer Herbeischaffung einer so kleinen Summe mitten in einer befreundeten Stadt sei kein Bedürf-

niß

niß vorhanden, das Schauwunder sei überflüssig gewesen rc. will Nichts sagen.

Joh. 6, 4. soll nach S. 97. in den Worten: ἦν δὲ ἐγγὺς τ. πάσχα, ἡ ἑορτὴ τ. ἰουδαίων das ἐγγύς auf das Nächstvergangene zu beziehen seyn. Hr. H. bemerkt für diese Beziehung von ἐγγύς auf die nächste Vergangenheit wären zwar „Beispiele nicht zur Hand, doch stehe weder die logische Bedeutung des Wortes, noch der geschichtliche Zusammenhang der Stelle entgegen." Das ist doch eine ganz eigne Procedur! Hier fragt es sich vor allem Andern darnach, was ἐγγύς, von der Zeit gebraucht, in der griechischen Sprache bedeute? Die Antwort ist: es bezeichnet allenthalben das zukünftig nahe Bevorstehende. Hr. D. Hase gibt indeß indirect zu, gesteht wenigstens, Beispiele von der Bedeutung, nach welcher das Wort auf die nahe Vergangenheit bezogen würde, nicht zur Hand zu haben. Gleichwohl nimmt er das sprachlich Unerweisliche aus dem Grunde an, weil doch die logische Bedeutung des Wortes nicht entgegenstehe. Das heißt mit anderen Worten: nahe ist nahe, das Zukünftige sowohl, als das Vergangene. Da nun die Griechen, wenn sie sonst gewollt, Beides durch ἐγγύς hätten bezeichnen können, so steht der Annahme Nichts im Wege, daß hier Johannes das Wort von der nächsten Vergangenheit wirklich gebraucht habe. Aus dem Sprachgebrauche kann ich dieß nicht erweisen, denn kein einziges Exempel, das solche Redeweise irgend anerkennt, ist zur Hand. Allein es könnte doch so seyn.

Zum Schlusse eilend versichert Rec. nur noch, daß er das Gute dieser Schrift keineswegs verkennt und nur die mystisch rationalisirende Richtung des Verfs. bedauert, welche exegetisch und dogmatisch Alles verdirbt, was sie berührt. Könnte Hr. D. Hase sich, wie ihm schon oft gesagt wurde, der Fesseln, die ihn jetzt gefangen halten, entledigen, wollte er es mit

der

er philologischen Interpretation der heil. Schrift genauer neh-
men und Statt zu phantasiren, philosophiren lernen, so würde
r viel Schönes leisten können.

---

1) Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? — Eine Abhandlung zur Berichtigung des Urtheils über diese Ereignisse. — Herausgegeben von D. Herm. Olshausen, Prof. d. Theologie zu Erlangen. — Leipzig bei Brockhaus 1835. 62 SS. 8 Gr.

2) Die Beschuldigungen des D. Hermann Olshausen rc. gegen die Hönigern'sche Kirchengemeinde, ihren Pastor und alle schlesischen Lutheraner in der Abhandlung: „Was ist rc. rc." — Beleuchtet in einem offenen Sendschreiben von E. G. Kellner, Pastor der evangelisch-lutherischen Kirche. — Leipzig 1835 bei Fr. Fleischer. 94 SS. 8 Gr.

3) Vertheidigung der lutherischen Sache gegen Hrn. D. Olshausen's Schrift: „Was ist rc. rc." von D. Wehrhan, Pastor der evangel. lutherischen Gemeinde in und um Liegnitz. — Meißen bei Gödsche 1835. 50 SS. 6 Gr.

Zur Gewinnung eines richtigen Urtheils über diese Schriften erscheint es unerläßlich, sich gewisse Thatsachen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche auf die darin erzählten Ereignisse von bedeutendem Einflusse waren.

Seit

Seit nun fast zwanzig Jahren wurde in mehreren Ländern von einer sich allein für rechtgläubig haltenden Partei der protestantischen Kirche planmäßig darauf hingearbeitet, dem Lehrbegriffe der letztern, wie er zur Zeit der Reformation festgestellt wurde, die Giltigkeit wiederzugeben, welche er in Folge späterer wissenschaftlicher Fortschritte theilweise verloren hatte; die Bemühungen der Männer, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts den großen Unterschied zwischen den Dogmen der symbolischen Bücher und dem reinen Evangelium Jesu nachzuweisen suchten, als unheilbringend zu verschreien; diejenigen, welche in religiösen Dingen auf echtreformatorischem Wege fortgingen, um eine in allen ihren Theilen gereinigte christliche Glaubenslehre herzustellen, des Abfalles von der evangelischen Kirche und eines sträflichen Unglaubens zu bezüchtigen, und mit diesem Allen den eigenthümlichen Geist der protestantischen Kirche in seinem tiefsten Keime zu vernichten.

Dieses Bestreben machte sich auch in Preußen bemerklich und zeichnete sich nach und nach durch eine ganz besondere Zudringlichkeit daselbst aus. Es traten Bibel-, Missions- und Tractaten-Gesellschaften in's Leben, welche der Sache der kirchlichen Altgläubigkeit einen vesten äußerlichen Stützpunct geben und mit einer corporationsmäßig organisirten Kraft für die Förderung derselben wirken wollten. Es erschien eine sogenannte evangelische Kirchenzeitung, welche es zu ihrem ausschließlichen Geschäffte machte, den Satzungen der protestantischen Vorzeit vollen Credit zu verschaffen und jedem Läuterungsversuche derselben das Brandmal der Unchristlichkeit aufzudrücken. Es erhoben sich Prediger- und Schulseminarien, deren Zöglinge geneigt und fertig waren, die ihnen eingeprägten symbolischen Religionsansichten unter dem Volke zu verbreiten und ihm jede freisinnigere Auffassung derselben verdächtig zu machen. Es entstanden an allen Orten und Enden Conventikel, in denen die rohesten und unwissendsten Menschen über das Wesen des christ-

lichen

lichen Glaubens absprachen und die öffentlichen Kirchenlehrer, welche nicht ihrer Ansicht waren, des Verbrechens ziehen, jenen Glauben mit heidnischem Unglauben zu vertauschen. Es wurden Geistliche und Theologen, welche sich zu Vertheidigern der alten Kirchentheologie aufwarfen, vor Anderen begünstigt und ausgezeichnet, diejenigen aber unfreundlich angesehen und zurückgesetzt, welche es für ihren Beruf hielten, dieselbe mit dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Und wenn die Vertreter des Alten bald von den Kanzeln herab, bald in populären Flugschriften den Streit über dogmatische Lehrmeinungen selbst vor den Gerichtshof der Menge brachten, dieselbe durch unbedingte Empfehlung des symbolischen Buchstabens gegen die schriftmäßigen Läuterer desselben fanatisirten, diese als unwürdige Glieder der Kirche vor aller Welt aus ihr weisen hießen oder ihre Parteigenossen aufforderten, sich von der überwiegenden Mehrheit der Ungläubigen abzusondern und zu einer für sich bestehenden rechtgläubigen Gemeinschaft zu vereinigen: so fand man hierinnen gar nichts Bedenkliches, sondern freute sich vielmehr der vermeintlichen christlichen Glaubensfrische, welche nach glücklicher Ueberstehung einer glaubenstodten Aufklärungsperiode hierdurch an das Licht trete.

Wen mag's nun Wunder nehmen, daß eine solche Aussaat angemessene Früchte trug; daß Geistliche und Laien, welche in ihrem beschränkten Sinne den Geist des Christenthums und des Protestantismus nicht zu fassen vermochten, Ansichten und Bestrebungen dieser Art mit großer Empfänglichkeit entgegennamen und daß es nur eines günstigen äußern Anlasses bedurfte, um sie zu wirklicher Bethätigung derselben selbst wider den Willen derer aufzureizen, welche sich in ihnen folgsame Werkzeuge für ihre Zwecke zu bilden suchten?

Diesen Anlaß gab die Einführung der neuen preußischen Agende und der kirchlichen Union in Schlesien. Zwar sollte jene

jene Agende auch an ihrem Theile der Wiederbelebung des Glaubens; an alte unbiblische Kirchendogmen im Allgemeinen förderlich werden; da sie aber die ausdrückliche Nebenbestimmung hatte, einer unirten Kirche zum liturgischen Richtmaße zu dienen, so mußte sie wenigstens in Einem Stücke eine mehr biblische, als symbolische Gestaltung annehmen und den bisherigen confessionsmäßigen Dogmenunterschied in Bezug auf die Ansichten vom h. Abendmahle in den Hintergrund stellen. Das fanden aber die Freunde der lutherischen Abendmahlslehre in jener Provinz aus blinder Anhänglichkeit an den kirchlichen Buchstaben ganz unstatthaft. Sie verwarfen daher nicht nur die Agende, sondern auch die Union und erklärten, bei dem Glauben ihrer Väter unverrückt verharren zu wollen. Der D. Scheibel zu Breslau, seit langer Zeit das thätigste Werkzeug der dogmatisch-kirchlichen Reactionspartei, stellte sich an die Spitze dieser Ultralutheraner und wirkte mit seinen treuen Verbündeten (Steffens, Huschke u. A.) für die Zwecke derselben mit so fanatischem Eifer, daß er endlich seines Amtes entlassen und aus dem Lande gewiesen werden mußte, wenn anders die Agenden- und Unionssache nicht einen unheilbaren Riß erleiden sollte. Der Schein des Märtyrerthums aber, welchen er hierdurch errang, wirkte auf die nicht unbedeutende Anzahl seiner Geistesgenossen nur um so aufregender ein und ganze Gemeinden mit ihren scheibelisch gesinnten Geistlichen an der Spitze weigerten sich aufs Bestimmteste, zu Gunsten der Agende und Union von ihrem alleinseligmachenden Lutherthume nur Einen Finger breit zu weichen. Es war umsonst, daß man dieselben auf die Gefügigkeit hinwies, mit welcher andere dogmenveste Schreiber und Leser der evangelischen Kirchenzeitung Agende und Union angenommen hatten, ohne sich von einem Scrupel über die dadurch gefährdete lutherische Abendmahlslehre beunruhigen zu lassen. Sie erklärten sie deßhalb für falsche Brüder, weltkluge Heuchler und feige Verräther des

Hei-

Heiligen, welche man durch consequentes und treues Festhalten der zwar von ihnen gepredigten, nicht aber bewährten Grundsätze beschämen müsse. Nur D. Scheibel war ihr Held und die mit ihm auch nach seiner Entfernung aus Schlesien fortwährend unterhaltene Geistesverbindung bestärkte sie in ihrem störrischen Sinne gegen alle Vorschläge und Maßregeln, wodurch man sie zur Annahme der verschmähten Agende und zum Eintritte in die unirte Kirche geneigt zu machen suchte. Da die friedlichen Verhandlungen, welche man mit ihnen hierüber pflog, auf keine Weise zum Ziele führten: so hielt man es endlich für nöthig, die Sache ernster anzugreifen. Es wurde deßhalb von den Geistlichen der widerspenstigen Gemeinden die Annahme der Agende ohne Weiteres gefordert und ihnen unter Androhung unausbleiblicher Amtsentsetzung alle Polemik gegen sie und die Union in Schrift und Rede untersagt. Auch dieses fruchtete Nichts und die nun wirklich erfolgte Amtsentsetzung jener Geistlichen, welche wahrscheinlich später nur in eine Versetzung derselben übergehen sollte, führte namentlich in der Gemeinde Hönigern, welche der Einführung des für ihren entsetzten Pastor Kellner bestimmten Stellvertreters hartnäckig widerstrebte, die betrübendsten Auftritte herbei. Man sahe sich genöthigt, mit militärischer Gewalt einzuschreiten und den bethörten Haufen auf empfindliche Weise zur Besinnung zu bringen. Die äußerlichen Wirkungen dieses Schrittes konnten nicht zweifelhaft seyn. Die gestörte Ruhe wurde für den Augenblick hergestellt. Wie wenig aber hierdurch für die innere Beruhigung der aufgeregten Gemüther gewonnen war, läßt sich denken. Die von nun an folgenden Verhandlungen über das Geschehene in öffentlichen Blättern konnten diesen Zweck auch nicht fördern. Es mußte vielmehr der Widerspruch der von entgegengesetztem Parteiinteresse ausgehenden Berichte wenigstens auf Seiten der Unterdrückten der schon vorwaltenden Leidenschaftlichkeit immer neue Nahrung geben. Auf's Höchste mußte sich aber

aber dieselbe steigern, als diese Unterdrückten sich über ihr Unrecht vornehmlich von denen belehren lassen sollten, welche in Bezug auf die Unverletzlichkeit symbolischer Dogmen im Allgemeinen Einer Ansicht mit ihnen waren, ihnen seit Jahren die blindeste Anhänglichkeit an dieselben eingeprägt hatten, sie mit dem lebendigsten Hasse gegen alle sogenannte Neologie zu erfüllen suchten, ihnen bei Beurtheilung derselben eine entscheidende Stimme zuschrieben, nun aber mit Einem Male als Abtrünnige von der vermeintlich guten Sache sich gegen sie selber kehrten und ihnen unbedingte Fügsamkeit gegen eine Agende und Union anempfahlen, wodurch das wichtigste Stück des ganzen lutherischen Kirchenglaubens für völlig indifferent erklärt wurde. Wie hart der D. Scheibel seine früherhin so guten Freunde Hengstenberg, Tholuck, Olshausen, Hahn u. A. über ihre orthodoxe Versatilität in dieser Sache anließ, ist aus seiner „Actenmäßigen Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union u. s. w." (S. 171. 172.) sattsam bekannt. Welchen bösen Stand der D. Hahn, der im Jahre 1827 förmliche „Sendschreiben an die evangelische Kirche in Preußen und Sachsen" erließ, worin er den großen Haufen zum Schiedsrichter über die dogmatischen Streitigkeiten der Theologen aufrief, als geistlicher Commissarius und Friedensstifter in Gemeinden hatte, die, seinem Rufe folgsam, jetzt ihr Schiedsrichteramt in Bezug auf das gefährdete Lutherthum verwalten wollten, haben die öffentlichen Blätter gemeldet. Und was der D. Olshausen auf seine unter Nr. I. gegen diese Gemeinden erlassene Schrift sich in Nr. II. und III. von den Pastoren Kellner und Wehrhan zu Gemüthe führen lassen muß, soll jetzt berichtet werden.

Ehe wir aber aber dazu schreiten, erlauben wir uns, unsere persönliche Meinung über diese Angelegenheit unverhohlen auszusprechen.

Soweit dieselbe die schlesischen Ultralutheraner betrifft, kann sie

ſe für dieſe von Seiten aller Unbefangenen nur das herzlichſte Bedauern in Anſpruch nehmen. Denn daß dieſelben in religiöſen Dingen irrten und ihre Verirrung bis zu kecker Herausforderung der äußern Gewalt trieben, war offenbar nicht ihre Schuld. Es war vielmehr die Schuld der theologiſchen Reactionsmänner, welche nach den angezogenen Thatſachen Alles aufboten, um das chriſtliche Volk zu bethören und durch Verdächtigung aller in proteſtantiſchem Geiſte gewonnenen echtevangeliſchen Religionsanſichten ihm die blindeſte Anhänglichkeit an kirchlich-ſymboliſche Lehrſatzungen einzuflößen. Wäre das nicht der Fall geweſen und hätten jene Bethörten, wie andere chriſtliche Gemeinden, das Glück genoſſen, unter der Leitung von Geiſtlichen zu ſtehen, welche ſie lehrten, zwiſchen willkürlichen Menſchenſatzungen und reinbibliſchen Glaubenslehren zu unterſcheiden und der Auctorität Luthers, welcher eben in ſeinen Anſichten und Streitigkeiten über die Abendmahlslehre ſeine Menſchlichkeit am Meiſten offenbarte, die Auctorität Chriſti und der Apoſtel gebührend vorzuziehen: ſo würden ſich dieſelben gewiß nicht verſucht gefühlt haben, kirchlichen Veranſtaltungen, denen ein geſunder Sinn immer eine empfehlungswerthe Seite abgewinnen konnte, mit halsſtarrigem Trotze zu begegnen. Da ſie aber unter Vorhaltung der Gefahr, welche die geringſte Abweichung vom ſymboliſchen Buchſtaben und von dem Glauben der Väter ihrer Seelen Seligkeit bringe, von allen Seiten und ſelbſt von denen, welchen ſie in geiſtlichen Dingen das meiſte Vertrauen ſchenken zu dürfen glaubten, zu dieſem Trotze förmlich aufgereizt wurden: ſo mußte wohl geſchehen, was geſchahe und eine Kataſtrophe eintreten, welche die Kirchengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht eben mit rühmlicher Erwähnung in ihre Annalen einzeichnen wird. — Ja, ſelbſt die Geiſtlichen, welche in ihren Gemeinden zur Herbeiführung derſelben das Meiſte beitrugen und ſich ſelbſt um Ruhe, Amt und Brod brachten, möchten von dem Bedauern, das man den durch ſie

Verführten schenken muß, nicht auszuschließen seyn. Denn wie sollten Männer, welche aus der Schule eines Hengstenberg, Scheibel, Tholuck, Hahn, Olshausen und ähnlicher Theologen hervorgingen, Männer, welche sich die Ansichten und Grundsätze der evangelischen Kirchenzeitung, des homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes, der literarischen Anzeigen, der Nachrichten aus dem Reiche Gottes und anderer Blätter solcher Art aneigneten und in geistverdumpfenden Prediger-Seminarien ihre letzte Zurichtung zum geistlichen Amte erhielten, — wie sollten sie unter den gegebenen Umständen anders handeln, als sie handelten? Je größer die Redlichkeit und Treue war, mit der sie sich der Sache blinder Kirchengläubigkeit, symbolgerechter Schrifterklärung und einer unerschütterlichen Beharrlichkeit bei einmal vestgesetzten Schuldogmen hingaben, desto entschlossener mußten sie sich auch gegen die Angriffe zur Wehre stellen, wodurch sie ihre Ueberzeugungen von Seiten ihrer Kirchenobern bedroht zu sehen glaubten. Wenn sie darin irrten, so irrten sie nur in Folge eines beschränkten Sinnes, welcher ihnen in ihrem Studienlaufe planmäßig angebildet worden war, und konnten sich dabei einem Paul Gerhard gleich achten, der zu seiner Zeit zu Gunsten eines ähnlichen Lutherthums seine amtliche Existenz in Preußen auch auf das Spiel setzte. Daß sie in ihrem confessionarischen Dogmenglauben nicht, wie ihre Lehrer und Meister, wählerisch verfuhren und, je nachdem es die Klugheit erheischte, von Kirchensatzungen, welche sie für gleichverbindlich hielten, die einen aufgeben, die andern aber vesthalten wollten, gereicht ihnen nur zur Ehre. Sie handelten hierin nicht nur nach Pflicht und Gewissen, sondern auch mit einer Folgerichtigkeit, welche hoher Achtung werth war und alle die verächtlichen Wetterfahnen beschämte, die bei dem Streite über Kirchendogmen zwar im Allgemeinen jeden Einwand dagegen mit Luthers Worte niederzuschlagen suchten, aber auf Anlaß der Agenden- und Unionssache das lutherische

Abend-

Abendmahlsdogma mit feigmüthiger Folgewidrigkeit oder jesuitischer Schlauheit als indifferent Preis gaben.

Ist aber dieß unleugbar, dann dürfen wir auch um so weniger Bedenken tragen, in Bezug auf das Verfahren derer, welche mit der Beilegung dieser Sache zu thun hatten, unsere Meinung dahin auszusprechen, daß dasselbe wohl ein anderes hätte seyn sollen, als es war. Gegen irrige Meinungen und verkehrte Ansichten gibt es nur Eine erlaubte Waffe, die Waffe einer freundlichen und gründlichen Belehrung und ist mit ihr Nichts auszurichten, so muß man jene Meinungen und Ansichten sich selbst überlassen, so lange sie der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung keine Gefahr bringen. Und was war denn in dem vorliegenden Falle bei dieser Maßregel zu befahren, nachdem, wie früherhin bei D. Scheibel, so jetzt bei seinen Geistesgenossen, den Geistlichen Kellner, Wehrhan u. A. und bei den Pflegebefohlnen derselben sich alle Belehrung unwirksam erwiesen hatte? Nichts weiter, als daß in der unirten schlesischen Kirche einige besondere Gemeinden bestanden, welche sich nicht zu ihr hielten, sondern nach der hergebrachten Agende ihren Abendmahlsritus in altlutherischer und, wie sie meinten, echtbiblischer Weise feierten. Das konnte in der That der unirten Kirche nicht den mindesten Nachtheil bringen. Ihr ruhiger Bestand wurde hierdurch ebenso wenig beeinträchtigt, als durch die Nachbarschaft der katholischen Kirche, deren Abendmahlsritus von dem der unirten unendlich mehr abweicht, als der der altlutherischen oder durch das Daseyn von herrnhuthischen und mennonitischen Gemeinden, welche in Bezug auf mehrere äußere Kirchengebräuche der allgemeinen protestantischen Kirche nicht minder gegenüberstehen. Hierzu kommt, daß es ausdrücklicher Grundsatz eben des Protestantismus ist, dem die lutherische und reformirte und die jetzt aus beiden in Eins verschmolzene evangelische Kirche ihr Daseyn verdanken, daß bei der nöthigen Einstimmigkeit im Wesentlichen des christlichen Glaubens eine Ein-

 förmig-

förmigkeit der äußerlichen Gebräuche durchaus nicht Statt zu finden brauche und daß die letztern nach Ländern und Provinzen immerhin verschieden seyn können, wenn sie nur dem Principe der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit nicht zuwiderlaufen. Und hätte man den ultralutherischen Gemeinden gestattet, was ihnen ohne Verletzung der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht versagt werden konnte: ließ sich dann nicht über die Unbequemlichkeit, welche in Bezug auf die gewünschte Allgemeinheit der Union für den Augenblick hieraus hervorging, mit der Hoffnung hinauskommen, daß jene Gemeinden bei zweckmäßigen Vorkehrungen zu schonender Beseitigung der ihnen von altgläubigen Zeloten eingeredeten Ansichten, ja, schon durch die still wirkende Kraft des Beispiels anderer unirten Gemeinden nach und nach doch zur Besinnung kommen und sich nachgiebiger beweisen würden, als jetzt? Von Seiten der Geistlichen, auf deren Auctorität der große Haufe zuletzt sein ganzes Lutherthum gründete, konnte das freilich weniger erwartet werden und die Bekehrung derselben zu dogmatisch-kirchlichen Ueberzeugungen, welche sie Gewissens halber für seelengefährlich zu halten gewohnt waren, durfte größeren Schwierigkeiten unterliegen. Aber nicht zu rechnen, daß eine vorläufige Schonung dieser Ueberzeugungen die Hartnäckigkeit derselben allmälig auch gemildert haben würde, so konnten auch hier mancherlei Maßregeln ergriffen werden, welche, ohne irgend einen gewaltsamen Schritt zu thun, der nachtheiligen Einwirkung derselben auf ihre Gemeinden früher oder später ein Ende machten. Und wäre man durch die allerdings nicht abzuleugnende Schwierigkeit dieser ganzen Aufgabe zu der Einsicht gekommen, daß man dem für den Frieden der Kirche und die Ruhe des Staates von so sichtbar bösen Folgen begleiteten theologisch-kirchlichen Reactionswesen endlich einmal kräftig begegnen und die bereits bestehenden gesetzlichen Verfügungen gegen diejenigen in Anwendung bringen müsse, welche

Alles

Alles um sich her verlästern und verketzern, was ihren antiprotestantischen Geist und ihre engherzigen Glaubensansichten nicht theilen will: so würde das der schönste Gewinn der durch sie herbeigeführten kirchlichen Mißverhältnisse gewesen seyn. Was man im Gegentheile wirklich that, gab den für den Augenblick Beschwichtigten den scheinbarsten Grund, sich über Gewalt und Unrecht zu beschwören und konnte für eine gründliche Heilung des in Frage stehenden Uebels so lange nicht gelten, als man die klar zu Tage liegenden Ursachen desselben ruhig fortdauern ließ. Dieser Gedanke hat aber um so mehr Bekümmerndes, je weniger man sich verhehlen kann, daß die durch eine hierarchische Corporation in unserer Kirche hervorgerufene religiöse Gährung in Zeiten, wie die unsrigen, von doppelter Gefahr sei und bei der Täuschung, welcher man sich darüber hingibt, noch zu unberechenbaren Folgen führen könne. Liebt und hegt man in allen Dingen, besonders in politischen, mit Recht den Grundsatz der richtigen Mitte, so ist schwer einzusehen, warum man ihn nicht auch in religiösen geltend machen will. Und hier ist diese rechte Mitte doch gewiß am Leichtesten zu treffen. Denn zwischen dem Unglauben, der alles Göttliche verwirft und dadurch consequenter Weise das Menschliche mit zerstört, und zwischen dem Aberglauben, der durch Vermischung des Menschlichen mit dem Göttlichen diesem seine volle Kraft und Wirksamkeit raubt, steht der vernünftige Glaube, welcher allen höheren und niederen Bedürfnissen des Menschen und des Lebens förderlich entgegenkommt, mitten inne. Und das bezweifelt man vielleicht auch nicht. Weil man aber diesen vernünftigen Glauben auch Rationalismus nennt und Viele sich einmal gewöhnt haben, Gott weiß an welchen irreligiösen Popanz dabei zu denken, obwohl ein Kind zu begreifen vermag, daß Vernunft und Glaube sich gegenseitig genetisch bedingen: so kämpfen sie gegen diesen Popanz mit allen Kräften an, ohne inne zu werden, daß die von ihm befürchtete Gefahr ihnen ge-

rade

rade von der entgegengesetzten Seite über den Hals kommt und keine weitere Vertheidigung übrigläßt, als äußere Gewalt.

Was sagt nun D. Olshausen über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien, er, der in allen seinen bisherigen Schriften sich selbst als ein sehr thätiges Glied der theologischen Reactionspartei erwies, welche die Verirrungen der dortigen Ultralutheraner auf ihrem Gewissen hat? —

Er erklärt zunächst, daß er, obwohl mit Preußen jetzt durch kein näheres Band verknüpft, sich doch zu Gunsten dieses Staates, der „an der Spitze der Aufklärung im wahren Sinne des Wortes in Deutschland, ja in Europa stehe," gedrungen fühle, durch eine „durchaus authentische und actenmäßige" Darstellung der Vorfälle zu Hönigern die Schmach von ihm abzuwenden, als habe er zu einer Zeit, „deren Losung Toleranz und Gewissensfreiheit sei," zu Förderung der neuen Agende militärische Gewalt in Anwendung gebracht. Zu diesem Behufe stellt er, ohne auf eine klare und vollständige Erzählung der jene Vorfälle veranlassenden Umstände einzugehen, sondern gleich in die Mitte der Sache hineinreißend, gegen den Pfarrer Kellner die Beschuldigung auf: er habe nach seiner schon ausgesprochenen Amtsentsetzung das Möglichste gethan, um seine Gemeinde zu unheilbringender Widersetzlichkeit gegen die von Vorn herein ganz friedlichen Maßregeln aufzureizen, wodurch dieselbe zu einer günstigern Stimmung für die einzuführende Agende veranlaßt werden sollte. Dahin habe besonders gehört, daß er, „mit Aufhebung der bis dahin dort bestandenen Kirchenverfassung, durch Stimmenmehrheit vierzig Männer aus seiner Gemeinde als Deputirte ausgewählt habe, welchen er für den Fall seiner Suspension die Führung der kirchlichen Angelegenheiten anvertrauen wollte" und die in Allem, was sie späterhin zur Provocation der weltlichen Macht in dieser Angelegenheit thaten, nicht etwa nur in seinem Geiste und Sinne, sondern auch nach seiner förmlichen Anweisung zu

Werke

Werke gegangen wären. Daran habe er aber um so weniger Recht gethan, weil von einer Aufnöthigung der Union wie bei keiner, so auch bei seiner Gemeinde nicht die Rede gewesen sei, und weil man Trotz der, der „preußischen Consistorialverfassung ganz gemäßen" allgemeinen Einführung der Agende jeder Gemeinde gestattet habe, „die im Anhange dazu befindlichen, in der betreffenden Provinz gebräuchlichen altlutherischen Formulare" bei der Tauf- und Abendmahlshandlung zu gebrauchen, so daß sich diejenigen in ihrem Gewissen nicht beschwert fühlen konnten, welche, wie die hönigern'sche und andere für den altlutherischen Lehrbegriff im Abendmahle von D. Scheibel fanatisirten Gemeinden, eben bei diesem Lehrbegriffe unverrückt beharren wollten. Da ihnen nun dieß nicht genug gewesen sei, da sie vielmehr darauf ausgegangen wären, entweder die ganze Unions- und Agenden-Sache rückgängig zu machen, oder sich eine in ihrem Sinne echtlutherische, der unirten entgegengesetzte Kirche und Kirchenbehörde zu erzwingen: so habe die unter ihnen ausgebrochene und „in die offenbarsten Uebertretungen göttlicher und menschlicher Gebote ausgeartetete Bewegung" keine andere „Lösung der Schwierigkeit" zugelassen, als „durch die politische Gewalt." Darum müsse man nun aber auch „die Beschuldigung der Härte und Grausamkeit, welche man so oft der preußischen Regierung wegen ihres dießfallsigen Verfahrens gemacht habe, für durchaus unbegründet erklären," wenn auch „nicht geleugnet werden könne, daß in der Verfahrungsweise der Unterbehörden manche und zum Theil starke Mißgriffe vorgekommen seyn möchten. Am Wenigsten könne das Verfahren der preußischen Regierung als eine „Erbitterung gegen das Evangelium" ausgedeutet werden. Es sei vielmehr nur auf die „Beschränkung der Auswüchse des seit 1812 neu erwachten religiösen Lebens" und auf Niederhaltung des „verdammungssüchtigen Geistes" berechnet gewesen, der „sich in den schlesischen Lutheranern" in Folge „ihres star-

starken Werthlegens auf symbolische Bestimmungen und ihres Hochhaltens der Buchstabenorthodoxie" rege. — Das ist das Wesentliche der vorliegenden Expectoration, welche sich übrigens durch logische Ordnung nicht eben zu ihrem Vortheile auszeichnet. Das weniger Wesentliche, wie z. B. die eingewebte Bekämpfung der dogmatischen Ansichten D. Scheibel's, der bei den schlesischen Lutheranern Alles gilt, muß der Kürze halber übergangen werden. Nur das Eine mag hierüber bemerkt seyn, daß der Verf. den D. Scheibel beschuldigt, die „Wichtigkeit der verschiedenen Auffassung des heil. Abendmahls in der lutherischen und reformirten Kirche zu übertreiben," dagegen „die gemeinsame Basis von beiden, die Lehre von der Rechtfertigung" unbeachtet zu lassen und so „einen ganz andern Begriff vom Lutherthume aufzustellen, als der historische sei." —

Hätte nun dieß Alles die erforderliche Zuverlässigkeit, so würde es um die Sache des Pfarrers Kellner und seiner Gemeinde sehr bedenklich stehen. Das ist jedoch nach dem, was Kellner selbst berichtet, gar nicht der Fall und der unparteiische Leser sieht sich gedrungen, wenigstens bis auf Weiteres diesem den entschiedensten Vortheil über seinen Gegner einzuräumen. Er behauptet nicht nur, sondern erweist es auch, daß der olshausen'sche Bericht in keiner Hinsicht ein „actenmäßiger," sondern ein einseitiger Parteibericht sei und daß er in Eigenschaft demjenigen „fast Wort vor Wort" gleiche, welcher sich in den schlesischen Provinzialblättern auch für einen „aus amtlichen Quellen" geflossenen erklärt habe. Er müsse daher durch andere Actenstücke ergänzt und berichtigt werden und aus diesen ergebe sich, daß die vom Gegner aufgestellten Beschuldigungen und sonstigen Angaben völlig grundlos seien. Die beigebrachten „drei Actenstücke" zeugen nun auch wirklich dafür, daß Kellner, die Wahrheit seiner Ansicht vom echten Lutherthume vorausgesetzt, sich keine pflichtwidrige Handlung in dieser

Sache

zu Schulden kommen ließ; daß die veranstaltete Wahl von vierzig Gemeindedeputirten, welche über die Annahme oder Nichtannahme der jenes Lutherthum vermeintlich bedrohenden Agende selbstthätig entscheiden sollten, nach dem preußischen Landrechte (Th. II. Tit. XI. §. 159.) vollkommen gesetzlich war; daß er auch in Bezug auf die durch seine Amtsentfernung nöthig gewordenen kirchlichen Verfügungen keinen verbotenen Vorschritt that und daß Alles, was D. Olshausen von förmlicher Aufregung der Gemeinde gegen die einschreitenden Behörden sage, die grundloseste Verleumdung sei. Nach dieser allgemeinen Zurechtweisung und Bloßstellung seines Gegners geht der Verf. zur Berichtigung vieler Einzelnheiten in der Schrift desselben über und zieht dabei noch mehrere andere in Betracht, welche in dem schon gedachten Berichte der schlesischen Provinzialblätter zur Sprache gekommen waren. Auch hier ist der Vortheil durchaus auf Kellner's Seite, so lange nicht die beigebrachten Thatsachen durch andere widerlegt werden und das scheint wenigstens in Bezug auf das Wichtigste zu den Unmöglichkeiten zu gehören. War nämlich die von D. Olshausen beigebrachte Angabe gegründet: daß man den schlesischen Gemeinden gestattet habe, auch bei Annahme der Agende die Tauf- und insbesondere die Abendmahlshandlung in altlutherischer Weise zu vollziehen und daß deßhalb dieser Agende „die altlutherischen Formulare" in einem besondern Anhange beigefügt worden wären: so würde das Verhalten Kellner's und seiner Gemeinde, selbst von ihrem Standpuncte aus betrachtet, in dem strafwürdigsten Lichte erscheinen und für nichts Anderes gelten können, als für ein ganz muthwilliges Auflehnen gegen eine Behörde, welche bei ihren allgemeinen kirchlichen Verfügungen die Glaubens- und Gewissensfreiheit derselben auch nicht im Entferntesten beeinträchtigt wissen wollte. Der Verf. zeigt aber (S. 53 ff.), daß die olshausen'sche Angabe nicht nur mit anderen Angaben desselben in geradem Widerspruche stehe, sondern

thut

thut auch durch wörtliche Aufführung der angeblich altlutherischen Abendmahlsformulare in der für Schlesien bestimmten Agende dar, daß sie das nicht waren und sind und daß daher für Christen, welche, wie sie, das echte Lutherthum hierin behaupten wollten, der Gebrauch derselben höchst bedenklich gewesen sei und sie zu einem „entschieden reformirten Bekenntnisse“ geführt haben würde. Im Uebrigen beleuchtet Kellner noch viele andere Behauptungen seines Gegners über den wesentlichen Charakter der lutherischen Kirche, über die Art und Weise der Einführung der Agende, über das Verhältniß derselben zur Union u. s. w. und zwar mit einer Schärfe und Bündigkeit, wogegen dieser in seiner gegen Jenen genommenen Stellung durchaus nichts Haltbares aufzubringen im Stande seyn dürfte. Denn wie vergeblich ist es doch z. B. zu sagen, historisch genommen sei nur die Lehre von der Rechtfertigung die wesentlichste Lehre der lutherischen Kirche, nicht aber die Lehre von dem Abendmahle, und da die reformirte Kirche in jener Lehre mit der lutherischen völlig übereinstimme, so komme auf die Abweichung beider Kirchen in dieser Lehre nicht eben Viel an, sondern die Union zwischen ihnen sei etwas sehr Leichtes. Gerade von historischer Seite kann Nichts ungegründeter seyn, als dieß, da ja bekannt genug ist, wie eben die Verschiedenheit in der Abendmahlslehre, Trotz der Einstimmigkeit in der Rechtfertigungslehre, gleich von Vorne herein einen Riß zwischen beiden Kirchen verursachte, welcher sich von Jahre zu Jahre erweiterte und wie eben diejenigen, denen man auch in der Union die Fortdauer ihres wörtlichen Haltens zur augustana Confessio gestatten zu wollen versichert, Kraft des zehnten Artikels derselben vollkommene Befugniß erhalten, die Abendmahlslehre als einen der wesentlichsten Unterscheidungspuncte der lutherischen Kirche von der reformirten anzusehen und die Vereinigung mit ihr Gewissens halber abzulehnen. Solche Blößen gibt man aber, wenn man als Theolog von Profession mit einer

einer, kaum verständigen Laien zu verzeihenden, Unkunde die wahre innere Wesensgemeinschaft zwischen der lutherischen und reformirten Kirche nicht in den allgemeinen Grundsätzen sucht, auf welchen beide als solche ursprünglich erbaut wurden, sondern in den besonderen Lehrmeinungen, auf welche deren Stifter durch ihre persönliche Individualität oder äußere Lage zunächst geführt wurden. Wer, wie D. Olshausen, dieß thut, der hat gegen Leute, wie Kellner und die schlesischen Lutheraner, gar keine Wehr und Waffe in der Hand und muß, wie hier auch wirklich geschieht, von der Consequenz, welche einen einmal gewählten, wenn auch falschen Standpunct unerschütterlich vesthält, sich jeden Augenblick der Inconsequenz zeihen, ja selbst ad absurdum führen lassen. Eben so leichtes Spiel hat Pfarrer Kellner mit seinem Gegner da, wo es sich von den bei der Einführung der Agende bewährten kirchenrechtlichen Grundsätzen, von dem angeblichen Unterschiede der Annahme dieser Agende und des Eintrittes in die Union, von der Eigenthümlichkeit der letztern bei wörtlich behaupteter und factisch verworfener Giltigkeit der Bekenntnißschriften beider Kirchen und von ähnlichen Dingen handelt. Ueberall ist er auch hier dem D. Olshausen gegenüber im Vortheile und führt von dem ganz gleichen Boden, auf dem sie stehen, die vernichtendsten Streiche auf ihn, während dieser nur leere Luftstreiche thut und mit dem ärmlichen Schilde folgewidriger Biegsamkeit sich auf das Unzureichendste gegen ihn deckt. Kurz, es ist durchgängig sichtbar, welch' ein unseliger Gedanke es war, daß gerade die Reactionstheologen, aus deren Schule die schlesischen Ultralutheraner hervorgingen, sich erhoben, um ihnen zu zeigen, wie weit sie in Behauptung ihres Lutherthums gehen dürften. Niemandem weniger, als eben ihnen, kam es zu, diesen, soweit man urtheilen kann, wenigstens ehrlichen, aufrichtigen und consequenten Leuten „ein starkes Werthlegen auf symbolische Bestimmungen und ein Hochhalten der Buchstabenorthodoxie“ zur

Last

Last zu legen, da sie das von ihnen allein gelernt hatten und wenn „die evangelische Kirchenzeitung sich mit Entschiedenheit gegen ihre fanatische Richtung erklärte, wenn D. Tholuck ihr heiliges Glaubensfeuer bei der unverkennbarsten heimlichen Freude über das Auflodern desselben, löschen zu wollen Miene machte, wenn D. Olshausen ihnen verbieten wollte, seine Ansichten über einen angeblich „tiefern Schriftsinn“ auch auf die Abendmahlslehre anzuwenden, wenn endlich D. Hahn sich genöthigt sahe, gegen die wirkliche Ausübung des Richteramtes in dogmatischen und kirchlichen Dingen, das er ihnen früherhin förmlich übertragen hatte, amtlich einzuschreiten: so war dieß in den ersten drei Fällen eine förmliche Selbstverdammniß vor dem Richterstuhle der protestantischen Kirche und in dem letzten noch obendrein eine Ironie des Schicksals, aus der recht klar werden sollte, daß man mit dem, womit man sündigt, auch gestraft werde. Erwähnt sei nur noch, daß Pf. Kellner am Schlusse seiner Schrift „acht Hauptbedenken gegen die evangelische Landeskirche in Preußen“ aufstellt, seinen Gegner um deren Beseitigung bittet und ihm in diesem Falle mit rührender Herzlichkeit zusagt, „den Wunsch desselben zu erfüllen und zu bekennen: ich habe gefehlt, ich will sogleich einhalten.“ Er setzt hinzu: es sei ihm höchst schmerzlich gewesen, „daß ein Mann, wie sein theurer, verehrter Professor Olshausen, gerade durch seinen christlichen Ruf so Viel beigetragen, Fernstehenden die ohnehin verkannte Wahrheit noch mehr zu verschütten und zu verdecken und daß er, als ein Freund ihres gemeinsamen Herrn, der Versuchung erlegen, den Herrn in seinen Gliedern zu verfolgen und wider den Stachel zu löken, Ap. Gesch. 9, 5.“ — Aus einer Nachschrift erfährt man, daß Pf. Kellner die Herausgabe dieser Schrift nicht selbst besorgen konnte, weil er seit dem 16. Sept. 1834 schon 33 Wochen in Haft gewesen sei und jetzt (der Zeitpunct ist nicht näher angegeben) sich in dem Inquisitoriat-

Ge-

Gefängnisse zu Breslau befinde. Darum unterzeichnet sich auch Kellner selbst: „Der gezüchtigte, aber nicht ertödtete (2 Kor. 6, 9.), der unterdrückte, aber nicht umgekommene (2 Kor. 4, 9.) lutherische Pastor" und man kann nicht umhin, einen sonst höchst redlichen Mann für seine gewiß ganz unverschuldete dogmatische Beschränktheit nur mit Bedauern so schwer büßen zu sehen.

Der Pastor Wehrhan geht in seiner Schrift auf die Berichtigung der vom Gegner aufgestellten geschichtlichen Momente nicht ein, sondern hat es nur mit Widerlegung des in ganz „losem Zusammenhange" eingestreuten Raisonnements zu thun, wodurch den schlesischen Lutheranern bewiesen werden soll, daß sie der unirten Kirche gegenüber im Unrechte seien. Diese Widerlegung aber ist auch ihres Theils fast durchgängig für siegreich anzuerkennen, wenn man bei'm Urtheile darüber den Standpunct vesthält, auf welchem jene Lutheraner stehen oder mit ihnen das Wesen ihrer Kirche in die Dogmen und die vom Geiste derselben geschwängerten Gebräuche setzt, welche die Stifter derselben in voraussetzlicher, untrüglicher Uebereinstimmung mit der göttlichen Offenbarung für ewige Zeiten zu glauben und zu verrichten geboten. Wir geben hier nur an, worauf P. Wehrhan sein Augenmerk besonders richtet. Zuerst weist er seinem Gegner nach, daß die lutherische Kirche volles Recht habe, auf ihrer eigenthümlichen Taufe zu bestehen; dann, daß sie allerdings großes Bedenken tragen müsse, ihre Jugend an dem Unterrichte der unirten Schulen Theil nehmen zu lassen; hierauf daß sie durch die Union und die mit ihr zusammenhängenden Maßregeln in Preußen ganz vernichtet werden solle und zum Theil auch schon vernichtet sei, wie viel Mühe sich auch der Gegner gebe, das zu leugnen; ferner, daß die Annahme der neuern Agende und der Beitritt zur unirten Kirche völlig Eins sei; und daß endlich Nichts für ungerechter gelten müsse, als diejenigen, welche weder das Eine, noch das Andere zulässig finden,

finden, Schwärmer oder Separatisten, oder Sectirer, oder Demagogen zu schelten, da sie bloß **bleiben** wollen, was sie de jure und de facto waren, Lutheraner, durch **Lehre, Cultus** und **Kirchenregiment** (wie von den Katholiken, so) von den Reformirten geschieden. Mit der jetzigen Gestaltung dieses **Kirchenregiments** ist der Verf. eben so unzufrieden, wie der Pf. **Kellner**, und glaubt durch sie „das kirchliche **Princip der Reformation**, nämlich Losreißung der Kirche von menschlicher Herrschaft,“ ganz umgestoßen zu sehen. Er spricht: „Das Dogma der **unirten** Kirche von der Einigung der weltlichen und geistlichen Macht in der Person des Landesherrn führt die Kirche wieder auf den Punct zurück, auf welchem sie bei Beginn der Reformation stand, nur mit dem ungünstigen Unterschiede, daß wir nun Statt einer **Papacäsarie** eine **Cäsaropapie** haben; daß der Papst ein Theolog und ordinirter Geistlicher, der Landesherr ein **Nicht**-Theolog und **nicht** ordinirt ist; daß beim Papste die Sorge für das Geistliche die Hauptsache, beim Landesherrn dieß umgekehrt ist; daß beim Papste die Kirche nicht eingeschränkt wird in politische Grenzen — die evangelische **Landeskirche** aber in die Grenzen des Staats gebannt und in den Organismus des Staats gezogen ist u. s. w. — Sie ist eine **königlich preußische Kirche** geworden. Der Beweis liegt nahe. Ihr oberster Bischof ist Seine Majestät der **König**; ihre Consistorien heißen **königlich preußische** Consistorien; ihre Superintendenten **königlich preußische** Superintendenten; wie **könnte** dieß seyn, wenn der Charakter dieser Behörden durch ihr Verhältniß zur **Kirche** und nicht durch ihr Verhältniß zum **Staate** bestimmt würde, wenn er nicht vom **weltlichen** Charakter absorbirt wäre? — Es ist nicht recht, wenn der Staat im Dienste der Kirche steht, aber es ist auch nicht recht, wenn die Kirche im Dienste des Staates steht. Die Kirche erkenne den Staat als Staat an und lehre, **weil es Gott so befiehlt**,

ihre

hre Glieder dem Könige unterthan seyn in ihrem Verhältnisse als Unterthanen; aber der Staat erkenne auch die Kirche als Kirche d. h. als etwas Anderes, als der Staat ist, an, als eine Gemeinschaft von Gläubigen, die, wenn der Landesherr ihren Lehrbegriff geprüft, ungefährlich befunden und n seinen Staaten erlaubt hat (wie dieß mit den symbolischen Büchern der Lutheraner der Fall ist), auch ihren Glauben unvermehrt, unvermindert und unverfälscht behalten, ich ihren Gottesdienst ihrem Glauben gemäß einrichten (also hre Agende sich selbst geben kann, wie es auch im Allgem. Landr. II. 11. §. 46. heißt: Wegen der äußern Form und Feier des Gottesdienstes kann jede kirchliche Gemeinschaft dienliche Ordnungen einführen) und ihre eigenen geistlichen Obern haben darf. So wird weder hierarchisches noch politisches Uebergewicht zu fürchten seyn; so wird der Landesherr der Schutzherr der Kirche und die Kirche eine heilsame, vom höhern Herrn gelenkte Stimme der Wahrheit dem Staate seyn; so werden beide im richtigen Verhältnisse zu einander stehen; so wird erfüllt werden, was Christus gebietet: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist. — Es möchte dem D. Olshausen schwer werden, gegen das Wahre in diesem Raisonnement etwas Stichhaltiges aufzubringen und selbst das Unwahre darinnen dürfte er und seines Gleichen nicht zu widerlegen im Stande seyn. Denn das liegt freilich auf der Hand, daß P. Wehrhan, während er den Disciplinar-Grundsatz der evangelischen Kirche von dem ihr zukommenden Regimente vesthält und vertritt, den Doctrinal- und Ritual-Grundsatz derselben von einer fortwährenden Ausbildung ihres Lehrbegriffes und evangelischen Gestaltung ihrer Gebräuche nach dem immer richtiger erkannten Inhalte der heil. Schrift verletzt und preisgibt. Aber Männer, die, wie die olshausen'sche Partei, das Letztere wenigstens in Hinsicht auf den Doctrinal-Grundsatz der

Kirche

Kirche auch thun und Kirchendogmen im Allgemeinen weit über die klare Bibellehre setzen, ja diese Bibellehre durch eine sogenannte „tiefere" Schrifterforschung der willkürlichen Behandlung jedes phantastischen Ignoranten preisgeben, bereiten sich gegen Lutheraner, wie Wehrhan, Kellner, Scheibel u. A. eine so schiefe Stellung, daß der Streit zwischen ihnen zu einer endlosen und die inconsequente Partei unausbleiblich beschämenden Spiegelfechterei wird.

Darum stellt sich auch in Bezug auf D. Olshausen das unbezweifelbare Resultat heraus: daß er besser gethan hätte, in dieser Sache zu schweigen, als mit einem so widerspruchsvollen und haltlosen Hineinreden in dieselbe sie nur verwirrter zu machen und sich sogar den Vorwurf eines freiwilligen oder unfreiwilligen „Verleumders" zuzuziehen. Gründliche und nachhaltige Hilfe kann hier nur dadurch kommen, daß der Geist des ächten Protestantismus überall, wo man durch Bekämpfung desselben mittels confessionarischer Buchstabenklauberei solche und ähnliche Wirren herbeigeführt hat, wieder zu der vollen Herrschaft gelange, welche er vor dem Jahre 1814 in der ganzen protestantischen Welt und zwar nicht ohne das frühere, große Verdienst Preußens selbst behauptete.

Erinnerungen an heilige Stunden im Gotteshause. Predigten von Karl Julius Klemm, Past. Prim. in Zittau. Zittau und Leipzig, in Commission der Schöps'schen Buchhandlung. 1835. SS. XII und 236 in gr. 8. 1 Thlr.

Diese Predigten vereinigen in sich jene nicht unbedeutenden Vorzüge, welche der Verf. bisher durch Herausgabe einzelner homiletischer Arbeiten dem lesenden Publicum beurkundete. Allein sie geben der Kritik auch Anlaß zu mancherlei Ausstellungen.

Rec.

Rec. bekennt im Voraus, daß er es in Bezug auf die letzteren
reng nehmen werde, überzeugt, daß begründeter Tadel eine
Anzeige jeden Falls lehrreicher mache, als, wenn gleich eben so
egründetes, doch, wie es im vorliegenden Falle seyn würde,
ur wiederholtes Lob. Er faßt sein Urtheil so: Die Klemm-
hen Predigten bringen viel Wahres, Gutes und Treffliches
er Sprache; durch eigentlich neue Ideeen jedoch und jene ho-
iletischen Folgerungen, welche Interesse erregen, weil man sie
n Thema nicht gleich vermuthete, zeichnen sie sich unseres Da-
ürhaltens nicht oder doch nur selten aus. Sie verkünden
urchgängig ein schrift- und vernunftgemäßes Christenthum,
urch häufigern Gebrauch des Schriftwortes jedoch, sowie durch
eißigeres Recurriren auf den Text würde ihr biblisches Colorit
bhafter geworden seyn. Sie bewegen sich in einer gebildeten
ilen Sprache; oft aber auch sind die Perioden Etwas wortreich,
iitunter verunglückt. Die Logik ist in der Regel sicher; viele
Exordien indessen leiden an dem Fehler, daß sie mehr nur der
Form wegen als aus innerer Nothwendigkeit da zu seyn schei-
en und nur selten rundet sich die Predigt in einem eigentlichen
Schlusse ab. Ihr bedeutendster Vorzug endlich liegt in dem
Bestreben, sich, was jede gute Predigt soll, zur Casualrede zu
:heben; allein auch hier sind mitunter die Combinationen nicht
anz glücklich und Manches hat sich mit einer Andeutung be-
nügen müssen, dessen weitere Benutzung dem Vortrage zum
raktischen Vortheile gewesen seyn würde. Wir heben aus der
7 Nummern starken Sammlung Einzelnes aus, unser Urtheil,
, weit möglich, zu belegen.

Als Casualrede kündigt sich uns zunächst die Predigt un-
r Nr. 11. an. Sie erinnert an das Brandunglück, welches
e Stadt Zittau erlitt und beginnt: „Mit welchen Empfin-
ungen mögen vor sechs und siebenzig Jahren eure Voráltern
im ersten Male nach den furchtbaren Tagen des Schreckens,
e sie erlebt, im Heiligthume des Herrn erschienen seyn, th. Br.

und Schwestern? In welcher Stimmung mögen sie den Sonntag nach dem verheerenden Brande an dem für Zittau ewig denkwürdigen drei und zwanzigsten Juli begrüßt und gefeiert haben? Ach, noch hallte in ihren geängsteten Gemüthern der schauerliche Klang der Sturmglocke wieder, die um Hilfe rief, bis ihr Ruf in dem zusammenschlagenden Feuermeere verstummte; noch tönte das Donnern der Geschütze, das Angstgeschrei vor ihren Ohren, das ringsum die Lüfte erfüllte. Nicht mehr die gewohnte Stätte war es, in welcher die anbetende Gemeinde sich versammeln konnte; auch sie war ein Raub der Flammen und ein Opfer des furchtbaren Ereignisses geworden, welches so großes Elend über unsere Stadt gebracht hatte." Mit starken Farben wird das Gemälde weiter ausgeführt, dann von dem Gedanken, daß die Betroffenen in der Noth Gott gesucht hätten, der Uebergang genommen und aus dem Evangelium von den falschen Propheten nicht eben ganz glücklich das Thema abgeleitet: Von dem Werthe der Frömmigkeit, welche die Noth erzeugt. Die Ausführung, daß jene Frömmigkeit nicht völlig werthlos, ihrem Werthe nach aber oft sehr zweifelhaft sei und, um Werth zu erhalten, immer durch Früchte sich bewähren müsse, läßt jene so stark in den Vordergrund gestellte Erinnerung völlig müßig liegen, und man muß billig fragen, warum das Bild vor Augen rücken, um es spurlos wieder verschwinden zu lassen? Nach solchem Exordio mußte die Gemeinde wohl etwas ganz Anderes erwarten, als ihr gegeben ward. In dem nächsten Jahre jedoch scheint es der Verf. nachgebracht zu haben, was er 1833 versäumte. Ein Vortrag, im Juli 1834 gehalten, feiert entsprechender, wie es scheint, einer frommen Stiftung gemäß, das Gedächtniß jenes Brandes. Nach 5 Mos. 4, 31—33. 39. 40. heißt es im Uebergange: „Auch zu eueren Voreltern hat die Stimme Gottes aus dem Feuer geredet; auch ihr sollet fragen nach den vorigen Zeiten, die vor euch gewesen sind; sol-

let

et heutiges Tages wissen und zu Herzen nehmen, daß der Herr ein Gott ist oben im Himmel und unten auf der Erde und keiner mehr; daß ihr haltet seine Rechte und Gebote!" Das Thema ist: Wie sehr es fromme, auch der Drangsale zu gedenken, welche unsere Voraltern erlebten. Durch solches Andenken werde a) die Theilnahme an dem Schicksale der entschlafenen Väter geweckt, b) das Urtheil über die heiligen Absichten Gottes geläutert, c) das Vertrauen zu seiner mächtigen Hilfe gestärkt, d) das Dankgefühl des Herzens zu heiligen Entschließungen verklärt. Angesprochen hat uns besonders die Stelle aus dem ersten Theile: „Gewiß, m. Th., es ist eine heilige Pflicht, der man nicht immer die verdiente Aufmerksamkeit schenkt, die Pflicht, der Entschlafenen dankbar zu gedenken, welche uns die Früchte ihres Fleißes, die Aernte ihrer Aussaat, die sie vielleicht mit Thränen gestreut, hinterlassen und vor uns gearbeitet, gelitten und gekämpft haben. Ob sie seit Jahren oder Jahrzehenden schon in ihren Kammern ruhen, ob ihre Namen vergessen und ihre Grabhügel eingesunken und geebnet sind; doch haben sie, die menschlich dachten und fühlten wie wir, Anspruch auf unser fortdauerndes Andenken im Tode und Alles, was die Erinnerung von den Begegnissen ihres Lebens aufbewahrt, was sich von dem Vater auf den Sohn und von dem Sohne auf den Enkel fortgepflanzt hat, muß uns wichtig und theuer seyn und unsere bleibende Theilnahme erwecken. Wodurch aber könnte diese bei uns lebhafter angeregt werden, als durch die Rückerinnerung an die schrecklichen Gefahren, an die furchtbare Noth, an die unbeschreiblichen Jammerscenen, die sich am Tage der Verwüstung Zittau's in wenig Stunden zusammendrängten, Jahre lange Wehen hinterließen, Wunden schlugen und Verluste bereiteten, für die sie zum Theil keinen Ersatz fanden." — Die Predigt über 2 Kor. 10, 13—18.: Womit haben wir uns zu trösten, wenn wir von unvollendeten Werken scheiden

den müssen? ist ebenfalls casual. Aber sie war es mehr für den Verf. als für die Gemeinde. Denn, ohne eigentlich Abschiedspredigt zu seyn, war sie, nach einer Anmerkung, einer der letzten in Borna gehaltenen Vorträge vor dem Abgange des Verfs. nach Zittau. Predigt XI. handelt: Von dem Berufe, Menschenherzen für das Reich Gottes zu gewinnen, der als ein allgemeiner — heiliger — schwerer — belohnender dargestellt wird. Dieser Vortrag nimmt auf ein Dreifaches Rücksicht, auf den Sonntagstext von Petri Berufung, Menschen zu fahen, auf die Confirmation einer Anzahl Kinder und auf das Fest M. Heimsuchung, das auf den Sonntag zu feiern war. Wie gut die beiden ersten Gegenstände homiletisch verbunden werden konnten, hat der Verf. bewiesen. Daß er aber auch dem Feste gerecht werden wollte, hat nach unserem Gefühle etwas Distrahirendes in die Predigt gebracht. Auch konnte durch die übrigens geschickte Erwähnung dem Feste selbst doch nicht Gnüge geschehen, da dieselbe eben nur im Exordio eine Stelle fand. Noch schlimmer ist das Fest M. Verkündigung in der V. Predigt weggekommen, um so mehr, als da den Verf. seine sonstige homiletische Kunst verlassen hat. Er sagt: „Mitten in die ernsten Feierstunden seines letzten Schicksals tönt heute die frohe Verkündigung seiner Geburt und seiner Erscheinung auf Erden und durch die Hinweisung darauf soll der heutige Tag zugleich ein Festtag der Freude uns seyn. So wenig vereinbar auch bei'm ersten Anblicke diese verschiedenartigen Gegenstände der Betrachtung uns erscheinen, indem der eine an die Vorbereitungen auf die Ankunft Jesu und der andere an den Ausgang seines Lebens uns erinnert: so kann doch für uns, die wir das ganze Erlösungswerk von seinem Keime bis zu seiner Reife und Vollendung überschauen und wissen, wie zu demselben namentlich auch der Kreuzestod des Welterlösers gehöre, die zweifache Feier keineswegs störend seyn. Und so können wir denn auch am heutigen Sonn- und Festtage

unsere

unsere bisherigen Fastenbetrachtungen fortsetzen und wollen — auch dem letzten Gebete für seine Freunde unsere fromme Betrachtung weihen." Das war doch keine bündige Einleitung zu dem Thema: Wie das Gebet des scheidenden Erlösers für seine Freunde die Herrlichkeit seiner Gesinnungen uns enthüllt; sowie denn auch die Ausführung, „es zeugt von seiner innigen Gemeinschaft mit Gotte — von der treuen Sorge für seine Freunde — von dem gewissenhaften Eifer in seinem Berufe — von der freudigen Hoffnung auf seine nahe Vollendung" nur ein einziges Mal und zwar S. 60. auf die Verkündigung gelegentlich recurrirt. — Für die Bemerkung, die wir über die Exordien des Verfs. machten, dürften außer dem indirecten Zeugnisse in den bisherigen Aushebungen noch andere gefunden werden. Wir erwähnen nur die Homilie am Sonntage Invocavit: Christi Salbung durch Maria. Hier gedenkt das Exordium sehr ausführlich der Vorbereitungen, welche Jesus selbst für seine herannahende Todesstunde traf und wie das unsere Achtung vor ihm zur Verehrung steigern müsse. Dann wird bemerkt, daß, merkwürdiger Weise, die Jünger keine solche Vorbereitung trafen, ja nicht einmal seine Worte und Andeutungen verstanden. „Und doch," fährt der Verf. zum Ziele lenkend fort, „hören wir von einer Vorbereitung zu seinem Tode, welche eine fromme Schülerin Jesu, ohne es selbst zu wissen, veranstaltete." Da sie es aber selbst nicht wußte und nicht geahnet hatte, was der Herr aus ihrem Symbole machte, so konnte auch ihr Verfahren dem des Herrn nicht an die Seite und dem der Jünger nicht entgegengesetzt werden, und somit verliert das ganze Exordium seine Federkraft und wird lahm. Es hätte füglich gleich mit dem Texte begonnen werden können, um so mehr, als der Vortrag eine Homilie ist, eine Art der h. Rede, der nicht das Concentrische abgeht und von welcher Harms nicht ganz mit Unrecht sagt: sie mache voll, aber nicht satt.

In

In der vorliegenden wird übrigens die Haltung Christi durch Maria nach Zeit — Ort — Thatsache — Beurtheilung — und Rechtfertigung vor Augen gebracht, der Text erschöpft und das Gewonnene geschickt in praktische Beziehungen gestellt. Wenn wir uns recht erinnern, ist uns die Predigt schon irgendwo im Drucke vorgekommen. Aber Stellen wie folgende liest man gern wieder: „Wahrlich, ich sage euch, wo dieß Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnisse, was sie gethan hat. O, wer fühlt sich nicht wunderbar ergriffen von diesen Worten, welche der einfach schönen That in Bethaniens stillen Kreisen ein ewiges Gedächtniß verkündigen, wenn er auch nach mehr denn achtzehn Jahrhunderten, wo das Evangelium von Jesu über den weiten Erdkreis sich verbreitet hat, diese Geschichte liest oder hört und nun findet, wenn jene Verheißung so buchstäblich wahr geworden ist, wie wir noch heute mit freudiger Rührung an der Erzählung jener Begebenheit unsere Herzen weiden. Wie viele Großthaten der Welt sind der Vergessenheit anheimgefallen! Wie viele Unternehmungen, durch welche der Ehrgeiz sich unsterblich zu machen hoffte, sind mit ihren Schöpfern in's Grab gesunken oder auch wie viele uneigennützige edle Handlungen sind gar nicht an's Tageslicht hevorgetreten? Aber was Maria mit demuthvoller, dankerfüllter Seele an ihrem Freunde und Heilande gethan hat vor seinem Begräbnisse, das geht heute noch von Munde zu Munde und pflanzt als ein Denkmal, wie der Herr den frommen Erguß eines anhänglichen Herzens zu würdigen verstand, mit den unverlöschlichen Gedächtnißtafeln der heil. Schrift, mit dem ewigen Evangelium auf die späteste Nachwelt sich fort." Was der Verf. jedoch S. 51. behauptet: „und das Mittel, das sie erwählt, muß um so zarter, sinnreicher und bedeutungsvoller uns erscheinen, da wir annehmen dürfen, daß jenes köstliche Nardenöl zunächst für das Begräbniß des Lazarus bestimmt gewesen sei und nur dem gebührte,

welcher

welcher den Verstorbenen in's Leben zurückgerufen hatte;" dürfte doch wohl des Beweises entbehren, jeden Falls aber mit dem Obigen des Verfs.: „ohne es selbst zu wissen," im Widerspruche stehen. — Nicht ein eigentlich logischer, wohl aber ein rhetorischer Verstoß ist der, daß der Verf. in seinen Exordien mitunter den Mund Etwas zu voll nimmt. Wollen wir auch nicht gerade an das Parturiunt montes erinnern, so bringt sich der Redner doch durch ein solches Verfahren um die so wohlthuende Wirkung der Gradation. Das Interesse, das der pathetische Anfang stark anregte, sinkt mit dem Fortgange und fällt da in sich zusammen, wo es seine beste Kraft gewinnen sollte. So sagt das Exordium von dem Tage, dem die achte Predigt galt: „Es ist nicht einer der Sonntage nur, welche als segnende Engel an der Pforte einer neu beginnenden Woche stehen und mit ihrer Sabbathsstille und ihrem Glockengeläute und der zum Hause Gottes wallenden Schaar frommer Anbeter bewegter (?) die Seele eines Jeden stimmen, welcher nach den Vorhöfen des Herrn und nach seinem Worte innig verlangt; er empfängt sein Licht von der Festsonne allein, in deren Strahlen wir uns jüngst geweidet, ist nicht der Nachhall nur von den Preisgesängen, mit denen wir die Tage der Pfingsten heiligten; nein, er hat sein eignes Licht, einen eigenthümlichen Glanz und eine höhere Bedeutung für die Gemeinde des Herrn." Wer hätte aus dieser Einleitung wohl auf das Dreieinigkeitsfest schließen sollen, ein Fest, das mit seinem Dogma in unseren Tagen nothwendig sinken mußte, und nur noch als kirchliche Reliquie geschont, nicht gefeiert wird? Zwar hat der Verf. nach dem Spruche: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe des Vaters, und die Gemeinschaft des h. Geistes" in dem Vortrage selbst die Bibel- nicht die Kirchenlehre urgirt. Aber eben darum klingt das Exordium festlicher, als die Predigt, und mit jeweiliger Nennung des dreieinigen Gottes, wie S. 103. S. 105. und S. 110. ward

der

der Bibel zu nahe getreten und der Kirche nicht geholfen. — Der fließenden Sprache, welche der Leser mit Vergnügen aus dem bisher Ausgehobenen wahrgenommen haben und wobei ihm vielleicht nur die Stellung des uns oder eines andern Pronomen manchmal auffallend gewesen seyn wird, wollen wir zum Belege unseres obigen Urtheils nur eine Stelle entgegensetzen. Wir wählen das Anfangsgebet der fünften Predigt: „Erlöser der Welt, der du im Leben und im Tode ein Vorbild gelassen, auf das wir nur schauen, dem wir nur folgen dürfen, um wie du, der du einst im Staube kämpftest, aber nun verklärt am Throne deines Vaters lebst, einzugehen zu der Herrlichkeit, die du deinen treuen Bekennern bereitet hast!" In der That, dieser kurze Satz ist gleichwohl nicht übersichtlich genug und die: Der du — wie du — die du, so schnell hinter einander, fallen widerlich in das Gehör. — Was wir mit einem häufigern Zurückkommen auf den Text und einem fleißigern Gebrauche biblischer Instanzen meinen, darüber wollen wir uns bei der dritten Predigt des Verfs. über Luk. 2, 41—53. erklären. Von dem Knaben Jesus, der unter den Augen seiner frommen Mutter im Tempel erscheint, wird Veranlassung genommen zu dem Thema: Die Erfüllung der Wünsche, welche an das aufblühende Geschlecht sich knüpfen, liegt vornehmlich in der gewissenhaften Sorgfalt für eine religiöse Bildung desselben. Diese Wünsche werden näher bezeichnet als a) der Wunsch, unsere Kinder glücklich zu sehen, b) der Wunsch, durch sie beglückt zu werden, c) der Wunsch, durch sie das Vaterland zu beglücken und überall wird das religiöse Moment als zu ihrer Erfüllung unentbehrlich nachgewiesen. In dieser Predigt nun ist von dem Verhältnisse der Maria zu ihrem Kinde einzig und allein im Uebergange die Rede. Und hätte nicht gerade dieß Verhältniß allen Theilen des Vots. zur rechten biblischen Unterlage dienen können und sollen? An Jesu Beispiele würde die Predigt sich

dann

dann in einem vierten Theile auch eine weltbürgerliche Aussicht eröffnet und von dem Segen geredet haben, den wir nicht dem Vaterlande allein, den wir dem großen Ganzen, den wir der Menschheit durch fromme Sorge für das werdende Geschlecht bereiten. Uebrigens ist sie trefflich und enthält manch Wort für unsere Zeit. So heißt es S. 39. in Bezug auf häusliches Glück: „Aber auch, wo es nicht an Aufsicht und Leitung, nicht an gutem Willen und redlichem Sinne fehlt, wird doch das Geschäfft der Erziehung des gewünschten Erfolgs sich nicht erfreuen, wenn es an einer religiösen Grundlage mangelt. Wo Väter und Mütter nur für des Hauses Glanz die Ihrigen erziehen, wo man über der Sorge für die Ausbildung der geistigen und geselligen Vorzüge der wichtigen Sorge für die Religiosität des Herzens vergißt, wo man die Unmündigen früh in die Welt und spät zu Gotte führt, wo man Gleichgiltigkeit gegen Religion, Gebet und Gottesdienst an den Tag legt und sie als leicht entbehrliche Dinge behandelt: so fehlt es an dem heiligen Bande, welches den irdischen Verbindungen erst die rechte Himmelsweihe gibt, da rächt sich die Versäumniß einer wahrhaft frommen und religiösen Bildung an denen, die sie verschuldet, und nie können sie mit Sicherheit auf die treue, kindliche Gesinnung Derer bauen, die von keiner Ehrfurcht und Liebe gegen Gott durchdrungen sind.“ In gleicher Weise macht der Redner das Schicksal des Vaterlandes von jener frommen Sorge abhängig: „O, Alles, was wir für das Heil desselben ersehnen, Alles, was wir von der Verfassung, die uns gegeben ist und von den gemeinsamen Berathungen, welche in diesen Tagen in der Königsstadt eröffnet werden, erwarten dürfen, wird nur dann wahren und bleibenden Segen uns bringen können, wenn wir den Boden, für welchen jetzt die Saat ausgestreut wird, zur Aufnahme empfänglich machen, wenn wir das nach uns kommende Geschlecht zu größerer geistiger Reife, zu edlerer Gesinnung, zu einem

einem vom heiligen Geiste des Christenthums beseelten Leben heranbilden. Was frommen die trefflichsten Gesetze, wenn sie nicht geachtet und befolgt werden? Was nützet die freieste Bewegung im bürgerlichen Leben, wenn sie gemißbraucht wird! Was helfen die errungenen Vorzüge und anerkannten Rechte des Staatsbürgers, wenn er sich ihrer würdig zu machen nicht versteht? Was können wir hoffen für die fortschreitende Wohlfahrt unseres Landes und Volkes, wenn nicht wahre Herzens- und Lebensfrömmigkeit, wie auf dem Throne so in der Hütte ihren Wohnsitz aufschlägt und allenthalben ihren segnenden Einfluß äußert?" — Unter den übrigen Vorträgen, deren wir in unserer Anzeige noch nicht Erwähnung thaten, zeichnen sich durch Einfachheit der Anlage, durch praktisches Interesse und durch Begründung der Theile auf den Text vornehmlich Nr. 10. Nr. 12 aus. Die erste stellt nach dem Evangelio Marc. 8, 1—9. die Frage: Woher nehmen wir Brod, als eine solche dar, welche a) zu frommem Danke stimmt, b) zu treuer Thätigkeit spornt c) zu weiser Genügsamkeit mahnt d) zu mildthätiger Liebe das Herz erwärmt. Der letzte Theil nimmt Rücksicht auf die reichlichen Beiträge, welche die Gemeinde des Verfs. den abgebrannten Mitbürgern in Reichenbach hatte zukommen lassen. Ihm wurde die Freude, sagen zu können: „In euerer Mitte bittet man für die brod- und hülflosen Brüder und Schwestern nicht umsonst. Gott lohne es euch! Gott segne euch! Amen." Die andere handelt nach dem Evangelio von den zehen Aussätzigen: Von dem Verhalten des Christen, wenn er Undank ärntet für seine Liebe. „Er empfindet einen gerechten, edlen Schmerz — er richtet ernst prüfende Fragen an sich selbst — er sammelt um so begieriger die erfreulichen Spuren menschlichen Dankgefühls — er wird nicht müde in seiner frommen, liebevollen Wirksamkeit." Streng genommen könnte man vom ersten Theile sagen, Schmerz empfinden sei kein Verhalten; und das Edle jenes

Schmer-

Schmerzes würde der Verf. noch besser bezeichnet haben, wenn er auf das Wort Jesu: und gäbe Gott die Ehre, sinniger Bezug genommen hätte. Indessen ist die Predigt ein neuer Beweis, daß man nicht ängstlich das Neue als Redner suchen solle. Es sind hier nur die alten Wahrheiten, aber die Zusammenstellung macht sie neu, und sie sprechen an. — Die gelungenste der ganzen Sammlung aber ist, nach unserem Urtheile die Reformationspredigt S. 196. Sie galt zwar nur einer Nachfeier dieses Festes und scheint auf locale Umstände Beziehung zu nehmen. Allein sie würde jedes Reformationsfest zieren und für jeden Ort taugen, wo Evangelische und Katholische beisammen wohnen. Sie hat zum Thema: Was uns zur christlichen Milde gegen Diejenigen stimmen müsse, welche die Freude an den Segnungen der Reformation nicht mit uns theilen. Der Gedanke: sie sind ja auch unsere Glaubensbrüder — die Erinnerung: was wir besitzen, ist eine unverdiente Gabe Gottes — die prüfende Frage: wie haben wir die Segnungen benutzt, die uns zu Theil geworden — die Hoffnung: das Licht der Wahrheit wird immer herrlichere Siege feiern." Duldung und Wärme, Liebe und Eifer sind hier in wahrhaft christlicher Weise mit einander verbunden. „Aber wir wollen, sagt der Verf. nach der Exposition seines ersten Theils, damit keineswegs der religiösen Gleichgiltigkeit das Wort reden, die da meint, es komme Nichts darauf an, welcher Kirche man angehöre und welche im Grunde an keiner mit wahrer Liebe hängt; wir sind weit entfernt, die herrlichen Vorzüge zu verkennen, die wir als evangelische Christen vor Millionen besitzen, welche die Segnungen des Christenthums nicht so rein und unverkümmert genießen, als wir; auch können wir nicht verschweigen, wie seit der Zeit, wo unsere Kirche von der katholischen sich trennen mußte, diese nicht aufgehört und den Plan nicht aufgegeben hat, sich bald durch Gewalt und bald durch

durch List das Verlorene wieder zu erobern; wie man nur nothgedrungen die Selbstständigkeit unserer kirchlichen Gemeinschaft anerkannte, ja wie man bis auf unsere Tage herab mit gehässigem Namen sie bezeichnete. Aber gibt uns dieß ein Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; dürfen wir den Geist der Liebe verleugnen, welcher das entscheidendste Merkmal echter Christlichkeit ist; dürfen wir der Unduldsamkeit Raum geben, welche den Grundsätzen unserer Kirche so offen widerspricht?" Die Frage des dritten Theils, ob wir auch im Lichte wandeln, bereitet der Verf. durch folgende Schilderung des Segens vor, der von der Kirchenverbesserung über Land und Leute gekommen sei: „Wir dürfen ja nur unsern Blick auf die Länder richten, welche unter drückender Geistesherrschaft und in den Fesseln eines entehrenden Aberglaubens gehalten und vor jedem eindringenden Strahle eines besseren Lichtes, düsteren Kerkern gleich, sorgfältig verschlossen werden; dürfen ihren Zustand nur mit dem der aufgeklärten Länder Deutschlands vergleichen, um wahrzunehmen, wie die Reformation die Gebärerin einer neuen Zeit und die Führerin zu einer höhern Stufe menschlicher Bildung ward, wie durch sie die Mittel zu einem steten Fortschreiten auf der Bahn geistiger und sittlicher Vervollkommnung uns geboten worden sind. Aber um so unverzeihlicher u. s. w." Bei der Hoffnung aber, daß die Wahrheit immer herrlichere Siege feiere und wir auch um deßwillen die Irrenden in Liebe tragen müßten, spricht der Verf. in edler Begeisterung: „Ich halte es nicht für eine zu kühne Hoffnung, daß die bereits morsch gewordenen Schranken, die der Wahn seit Jahrhunderten aufgebaut, fallen, der Tag der Freiheit auch Denen, welche noch unter dem Drucke geistiger Knechtschaft schmachten, anbrechen und das Evangelium in ungetrübter Klarheit allen christlichen Völkern leuchten werde. Wendet nicht ein, daß ja seit den drei Jahrhunderten, wo dem Lichte auf's Neue die Bahn gebrochen ward, die evangelische

Kirche

Kirche keinen bedeutend größern Umfang gewonnen, daß sie wenig oder gar nicht ihre Grenzen erweitert habe, ja, daß Einzelne ihrer Glieder wieder abgefallen seien! Wir haben es hier nicht mit einem Reiche von dieser Welt zu thun, wo man zählen, messen, die Grenzen genau bestimmen kann; sondern mit dem Reiche der Wahrheit, das inwendig ist in den Menschen und unsichtbar, wie Gott, der Urquell alles Lichts. Wer zählt denn die stillen Freunde der Aufklärung, die überall auch unter Denen sich finden, welche, dem äußern Bekenntnisse nach, der evangelischen Kirche nicht angehören? Wer berechnet den unbemerkbaren Einfluß, den die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts auch über Diejenigen ausgeübt hat und fortwährend ausübt, welche ihren Fest- und Gedenktag nicht mit uns begehen? Wer blickt hinab in die verborgene Welt der Geister und bezeichnet die Bahnen, die sie noch zu durchlaufen haben, bis ihnen der Morgenstern aufgeht im vollen Glanze? O, wie die Blume ihren Kelch, wie die Pflanze ihre Blätter dem goldenen Gestirne des Himmels zuwendet und nur im Lichte der Sonne gedeiht: so dürstet der menschliche Geist nach der Wahrheit von Oben, begrüßt freudig ihren Aufgang und siegenden Lauf nach langer Nacht! Wir Alle sind noch nicht hindurchgedrungen zu dem vollkommenen Gesetze der Freiheit; wir Alle ringen noch nach höherem Lichte bei so mancher Dunkelheit unseres Glaubens und Lebens; wir Alle werden einst erst, wenn der Schleier der Erdenwelt vor unserem brechenden Blicke fällt, zum Schauen gelangen. O, wie sollte sich bei dieser erhebenden Aussicht auf den Sieg der Wahrheit hier schon und einst vollkommener in den Lichtgefilden der Ewigkeit, das Herz nicht erweitern und Alle, Alle, auf wie verschiedenem Wege sie auch nach Einem großen Ziele trachten, mit Liebe umfassen?" —

Wir haben den Verf. genug für sich selbst reden lassen, um ihn und den Leser für die kritischen Bemerkungen, die wir, gegen

gegen seine Arbeiten machten, schadlos zu halten. Wir erfüllen so die Pflicht der Gerechtigkeit und dürfen erwarten, daß der Eindruck unserer Anzeige kein unerfreulicher seyn werde, wie uns der, welchen die Predigten uns hinterließen, in der That ein erfreulicher war. Das bedeutende Subscribentenverzeichniß beurkundet auf nicht minder wohlthuende Weise die Theilnahme, welche der Verf. wie als Redner, so als Beförderer des Kirchenbaues fand, den er für Zittau beabsichtigt und durch den Ertrag seines Buches unterstützen wollte.

Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, von D. Joh. Ernst Christian Schmidt, weil. groß. hess. geistl. Geh. Rathe und Commandeur des Verdienstordens, erstem Prof. der Theol. zu Gießen. Fortgesetzt von D. Friedr. Wilh. Rettberg, außerord. Prof. u. Licent. d. Theol. zu Göttingen, Prediger an der Jakobikirche x. Siebenter Theil. Gießen, Druck und Verlag von Heyer, Vater. 1834. XIV u. 609 S. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Nach gegenwärtigem Anfange der Fortsetzung des bekannten Schmidt'schen Werkes im Allgemeinen zu urtheilen, ist dieselbe in sehr gute Hände gefallen; denn nicht allein hinsichtlich der Anordnung, Darstellung und Quellenbenutzung hält dieselbe mit den früheren Bänden gleichen Schritt, sie behauptet sogar noch wesentliche Vorzüge vor ihnen. So verdienstlich nämlich das Schmidtsche Werk wirklich war und noch ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß es hier und da Theils an einer gewissen Unbeholfenheit der Darstellung, Theils an auf-

fallender

llender Zerstückelung des Zusammengehörigen leidet; ein Uebel-
and, den der Bearbeiter der allgemeinen Kirchengeschichte um
mehr zu vermeiden hat, als der Stoff von Jahrhundert' zu
ahrhunderte sich immermehr häuft und so nur durch zweckmä-
ge Anordnung und geschickte Hervorhebung des Wichtigeren
ne gleichmäßige, Interesse gewährende Darstellung erzielt wer-
n kann. In dieser letzten Hinsicht scheint uns auch Herr
etzberg eher zu Viel als zu Wenig im Verhältnisse zu
m Umfange der früheren Bände gethan zu haben, indem
eser ziemlich starke Band doch nur den Abschnitt von P. Ho-
orius III. bis Benedict XI. umfaßt und dabei die innere
eligionsgeschichte während dieser Periode noch für den folgen-
n Band aufgespart bleibt. Wir befürchten, daß bei dieser
usführlichkeit dem Verf. leicht dasselbe Schicksal mit anderen
earbeitern der allgemeinen Kirchengeschichte begegnen könne,
e bei der unter den Händen anwachsenden Zahl der Bände
icht mehr Meister ihres Stoffs zu seyn vermochten. Dage-
n hält der Verf. den einzig richtigen Gesichtspunct, der wie
dem, so insbesondere dem Kirchenhistoriker, heilig seyn muß,
est, nämlich unbefangen dem Leser die früheren kirchlichen
uständе und Ereignisse vor die Seele zu führen und nichts
remdartiges von Außen hineinzutragen, sondern den inneren
ntwickelungsgang des Thatsächlichen, nach Grund und Folge
nd durch die Quellen belegt, allein darzustellen. (S. VII.)
Man sollte kaum glauben, daß es noch immer nothwendig sei,
icht bloß katholischer, sondern sogar evangelischer Kirchenhisto-
ker wegen, diesen Vorzug mit besonderer Auszeichnung her-
orzuheben. Wenn im vergangenen Jahre ein Friedrich
urter in seiner Geschichte Innocenz III. diesen Papst, wie
ine Grundsätze, durch die Geschichte selbst zu idealisiren suchte,
liegt die Täuschung nur zu klar am Tage; allein, wenn an-
eblich evangelische Kirchenhistoriker, in ihrem poetisch-phanta-
ischen Thun und Treiben, die Zustände und Ereignisse des

Mit-

Mittelalters in seinem Papstthume, Hierarchie, Klöstern, Domen, Kreuzzügen u. s. w. als großartige Glanzpuncte eines tiefen religiösen Lebens darzustellen wagen und dieser schwärmerischen Ansicht zu Liebe Alles in einem demgemäßen Helldunkel zu halten wissen: so staunt man billig über eine solche Befangenheit. Der Verf. stimmt hier im Hauptgrundsatze mit Rec. vollkommen überein. „Es braucht, ja es soll nicht (sagt er S. 12 sehr wahr) die Subjectivität des Historikers seyn, die frühere Zustände erst in ein gewisses Licht zu rücken hat, sondern die Sache, ist sie nur treu in ihrem Verlaufe erfaßt, spreche für sich selbst; so wird der einfachste Bericht gewiß auch der fruchtbarste seyn." — Was ferner die Periodeneintheilung betrifft, so sucht sich der Verf. S. VII. deßhalb zu rechtfertigen, daß er von der Schmidtschen Eintheilung abgewichen sei. Statt nämlich die Geschichte des Papstthums bis zur Reformation fortzuführen, theilt er die ganze Periode in zwei Abschnitte und beschließt den ersten mit Benedict XI., so daß der zweite mit Clemens V. oder mit der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon beginnen wird. Gewöhnlich bildet nun Bonifacius VIII., was nicht unbemerkt gelassen wird, einen Scheidepunct; und wiewohl Rec. auf dergleichen Dinge weniger Gewicht legt, doch wohl mit mehr Grunde. Denn so einflußreich die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon wurde, so war sie doch nur eine der Folgen, welche durch das Mißlingen des von Bonifacius VIII. erstrebten Versuchs, die absolute Gewalt des päpstlichen Stuhls über alle weltliche Macht durchzusetzen, herbeigeführt wurden. Hätte Philipp von Frankreich diesen Versuch nicht vereitelt, nimmermehr würde es der schlauen Politik dieses Königs gelungen seyn, Clemens V. so sehr an sich und sein Vaterland zu fesseln und so dessen immerwährenden Aufenthalt in demselben zu veranlassen. Demnach möchte wohl Bonifacius VIII. und der Sturz des päpstlichen Absolutismus unter ihm geeigneter bleiben.

ben, eine neue Epoche zu beginnen, als Clemens V., und die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon.

Was nun den Inhalt dieses Bandes insbesondere betrifft, so zerfällt derselbe in drei Abtheilungen: 1) Geschichte des Papstthums; 2) Geschichte der Verbreitung des Christenthums im 12. und 13. Jahrhunderte; 3) Geschichte der Kirchenverfassung. Daß der Verf. unmittelbar aus den Quellen geschöpft haben sollte, ist nicht zu erwarten. Schröckh hat ihm gewiß auch sehr gute Dienste geleistet und wir können nicht beistimmen, wenn er diesen großen Historiker in der Vorrede „in vielen Stücken veraltet" nennt. Hinsichtlich der ersten fünf Jahrhunderte trifft ihn allerdings dieses Urtheil; nicht aber wegen seiner Bearbeitung gerade desjenigen Abschnittes des Mittelalters, um den es sich hier handelt. Zeigt doch schon die Uebereinstimmung der Quellenangaben bei unserem Verf. und Schröckh, wie Wenig dieser Letzte bei seiner Sorgfalt, aus den Quellen unmittelbar zu schöpfen, veralten könne. Man sieht dieß sofort an der Geschichte des Papstthums; nie wird Schröckh in dieser Hinsicht übertroffen werden. Auch des Verfs. Schilderung verdient alles Lob. Nur Eine Idee, welche seit dem 12. Jahrhunderte im Verfolge des Hildebrandismus die Nachfolger St. Peters beseelte, scheint nicht scharf genug hervorgehoben zu seyn. Wir meinen uns nicht zu täuschen, wenn wir behaupten, daß, wie alle Obergewalt in jener Periode sich nach dem Lehnswesen bildete, so auch die Päpste ihre geistliche Obergewalt über Fürsten und Länder nach diesem Ideale zu begründen und durchzuführen suchten. Sie erstrebten nichts Geringeres, als den heiligen Petrus zum geistlichen Oberlehnsherrn aller christlich-weltlichen Herrschaft zu erheben. Man hat zwar schon oft gesagt, sie hätten gleichsam alle Fürsten zu ihren Vasallen machen wollen; allein dieß war es wirklich, was sie bezweckten: St. Peters Nachfolger ist der Eine geistliche Oberlehnsherr, dessen Obergewalt alle weltliche Fürsten, alle

Länder huldigen und anerkennen müssen: daher die Peterspf nige, als Lehnsteuer an dieses Oberhaupt, die Lehnseide, sie von Fürsten verlangten, die Fahne des heiligen Petrus, Versuch, die weltliche Gewalt ein beneficium des römi Stuhls zu nennen, die Absetzung der Kirche ungehorsa Fürsten, die Aufhebung des Unterthaneneides; Alles nach des Lehnswesens. — In der Schilderung der einzelnen Pä dieser Periode, welche alle von der angegebenen Idee gel wurden, scheint der Verf. nicht immer den richtigsten Pu getroffen zu haben. Honorius III. z. B. (seit 1216) w S. 8 als einer der rechtschaffensten, friedliebendsten, jedoch f den Glanz des Pontificats unfähigsten Männer charakteri Platina, dessen der Verf. jedoch nicht gedenkt, wirft mehr ter am Schlusse seiner Vitae recht gute charakterisirende Gru züge hin; er sagt von Honorius (p. 218 ed. Colon.): de anno Hon. bene ac beate vitam ducens, ut bonum pastorem decebat etc. moritur. Dieß war es wohl, w die Politik dieses Papstes bestimmte. Daß er aber ein fü den Glanz des Pontificats ganz unfähiger Mann gewesen, da gegen sprechen die entschiedensten Thatsachen. War ihm gleich Anfangs die Betreibung des Kreuzzuges die wichtigste Ange genheit, so war dieß nicht sowohl, wie der Verf. anninmt, Sache seines Herzens, sondern mehr durch die Verhältnisse ge boten, indem sein Vorfahrer noch kurz vor seinem Tode das selbe Werk angelegentlichst betrieben und sich bereits mehrere Fürsten dazu bereitwillig erklärt hatten (Plat. l. l. p. 217. Raynald. ad. a. 1216. n. 16.) Wir würden es daher nicht gerade Kurzsichtigkeit nennen, wenn er gegen Friedrich II. we niger schlau handelte, als Innocenz und die spätern Päpste gegen die Familie der Hohenstaufen. Gemäßigtere Maßregeln führen oft sicherer zum Ziele, wie ja später Bonifacius VIII. durch seine schlauen, an sich wohlberechneten Maßregeln dem Glanze des Pontificats so viel geschadet hat. — Die folgen den

ſen Streitigkeiten zwiſchen den Kaiſern und der römiſchen Curie ſind recht gut und ausführlich, mit wörtlicher Anführung der wichtigſten Quellenzeugniſſe, erzählt. Nur hätten wir, zur Ehre unſeres deutſchen Namens, den herrlichen Zug Friedrichs II., S. 36 gern angeführt geſehen, wie er, nach empfangener Nachricht, daß er zu Lyon von Innocenz IV. abgeſetzt ſei, in den äußerſten Grimm geräth und ſich Reichskleinodien und Krone bringen läßt. Wir verdanken bekanntlich dieſe Nachricht dem Matthäus Paris. Und wie? In dieſen edlen Hohenſtaufen ſollen wir noch heute Tyrannen und Feinde der Kirche, in ihren Gegnern aber, den Päpſten, die Stütze der Throne, die Erhalter der wahren Religion erblicken? Man begreift nicht, wie jeſuitiſch geſinnte Hiſtoriker noch heute das Heiligthum der Geſchichte ſo zu entweihen, und Hohe und Niedere täuſchen zu können glauben. Fürwahr das Papſtthum würde ſich längſt völlig überlebt haben, man würde ſich ſchämen und ſcheuen, daſſelbe auf ſolche Weiſe wieder heben zu wollen, wenn nicht die Grundſätze einer ſtabilen Politik, wie ſie die Habsburger mit wenigen Ausnahmen begründet haben, wenn nicht der unglückliche Wahn, im St. Peters Nachfolger, mit ſeinem weltlichen Reiche, ein legitimes regierendes Haupt zu erblicken, das Leben des „Papſteſels," wie unſer großer Luther frei ſagen durfte, friſten zu müſſen glaubte. — Man darf ja nur die Geſchichte eines Bonifacius VIII. leſen, um zu erkennen, wie ſehr die Fürſten noch heute ſich täuſchen laſſen, wenn ſie glauben, daß Papſtthum und römiſcher Kirchenglaube, mit allen ſeinen Anhängſeln, das beſte, wohl gar von Gotte ſelbſt dargebotene Mittel ſei, ihre Rechte zu wahren und die Unterthanen am Gängelbande des unbedingten Gehorſams zu leiten. Der Verf. hat die Geſchichte dieſes Papſtes ſehr ausführlich behandelt (S. 93—158), und die wichtigſten ſie betreffenden Actenſtücke auszüglich mitgetheilt. Ungern vermißten wir hier, ihrer praktiſchen Wahrheit und

Wichtigkeit wegen, die goldenen Worte, mit welchen Platina (S. 248 fg.) das Leben des Bonifacius beschließt. Diejenigen Leser, denen sie unbekannt seyn sollten, werden es uns Dank wissen, dieselben, wegen ihrer Anwendbarkeit auf unsere Zeit, von uns hier mitgetheilt zu finden. Moritur hoc modo, sagt Platina, Bonifacius ille, qui imperatoribus, regibus, principibus, nationibus, populis *terrorem* potius quam *religionem* injicere conabatur, quique dare regna et auferre, pellere homines ac reducere *pro arbitrio animi* conabatur, aurum undique conquisitum, plus quam dici potest, sitiens. Discant itaque hujus exemplo principes omnes tam religiosi quam saeculares praeesse clero et populis, *non superbe et contumeliose*, ut hic, de quo loquimur, *sed sancte et modeste*, ut *Christus rex noster*, ejusque discipuli et veri imitatores; *et malint a populis amari quam timeri*, unde tyrannorum pernicies oriri merito solet. Möchten doch diese herrlichen Lehren der Geschichte, wie sie schon vor Jahrhunderten einem katholischen Geschichtschreiber und Diener der römischen Curie sich darboten, nicht erfolglos verhallen! — Auch hat Hr. R. sich mitunter nicht ohne Glück auf kritische Untersuchungen eingelassen. Nur in der Prüfung der Echtheit des berüchtigten kurzen Schreibens des Papstes an Philipp, das mit den Worten beginnt: Bonifacius etc. Deum time et mandata ejus observa, S. 131—133 Not. 1. tragen wir immer noch Bedenken, ihm beizustimmen. Für's Erste wissen wir nicht, mit welchem Grunde der Verf. sagen konnte, das Tumultarische des Briefes habe von Jeher Zweifel an seiner Echtheit hervorgerufen. Vor Spondanus, de Marca u. A. ist uns wenigstens Niemand bekannt, der an seiner Echtheit wegen des tumultuarischen Inhaltes ernstlich gezweifelt hätte. Wahr ist es ferner, daß ein solcher Fehdebrief, wie ihn der Verf. nennt, der allgemeinen

päpst-

päpstlichen Klugheit nicht entspreche; allein hieraus läßt sich kein sicherer Schluß ziehen. Bonifacius ganzes Verfahren, so päpstlich politisch es nach seiner und seiner Curie Meinung berechnet scheinen mochte, war doch unter den damals obwaltenden Staatsverhältnissen und bei dem Charakter des Königs, mehr als unklug. Hatte er sich in der gleichzeitigen größeren Bulle, Ausculta fili, der scheinheiligen Curialsprache, unter Berathung seines heiligen Collegiums, bedient oder diese Bulle anfertigen lassen, wie leicht konnte der leidenschaftliche Mann in Versuchung kommen, durch ein derartiges Schreiben unmittelbar zu imponiren! Wenn Bonifacius, nach dem schlechten Erfolge dieser Maßregel, den Verdacht der Verfälschung oder falschen Deutung von Seiten des Peter Flotte zu erregen sucht, so ist dieß ein gewöhnlicher Streich päpstlicher Politik; und auch der Cardinal von Oporto spricht sich nur dahin aus, daß er den Papst entschuldige, weil er vest glaube, derselbe habe diesen Brief nicht abgeschickt, noch sei er von ihm ausgegangen. Endlich ist es uns höchst unwahrscheinlich, daß ein so staatskluger Mann, als der Kanzler war, zu einem solchen Betruge nur aus dem Grunde habe verleitet werden können, um den König zu noch rascheren Schritten anzuregen. Er mußte der baldigen Entdeckung des Betrugs gewärtig seyn und schon die Bulle, Ausculta fili, konnte genügen, einen auf seine Rechte so eifersüchtigen Monarchen, wie sich Philipp schon gezeigt hatte, zu einem solchen Schritte zu veranlassen. Nun aber unterliegt es keinem Zweifel, wie auch der Verf. zugesteht, daß jene kürzere Bulle dem Könige wirklich überliefert worden; wie hätte der Kanzler von Amtswegen ein solches falsum zu begehen wagen dürfen? Wir gestehen, daß uns ein ähnlicher Fall nicht bekannt ist.

Die zweite Abtheilung enthält die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums im 12. und 13. Jahrhunderte, in folgender Ordnung: 1. Slavische Völker: Pommern, mit besonderer

sonderer Rücksicht auf die Wirksamkeit Otto's von Bamberg; Wenden; finnische Völker; Preußen; Mongolen, mit besonderer Beleuchtung der Sage vom Priester Johannes. Dann folgen die Kreuzzüge; deren Ursprung §. 122. der Wahrheit getreu entwickelt wird. Uebrigens das Bekannte, jedoch sehr gut dargestellt. Unter den Folgen der Kreuzzüge für den kirchlichen Zustand werden mittelbare und unmittelbare oder nähere oder fernere entschieden und unter den näheren Folgen mit Recht obenangestellt die Vollendung des päpstlichen Supremats im Sinne Gregor's VII., wie denn auf der andern Seite dieselben Kreuzzüge in ihren entfernteren Folgen durch Beförderung der Cultur und des Handels, durch Hebung der königlichen Gewalt und des Bürgerstandes in den Städten der Hierarchie wiederum entgegenwirkten.

Die dritte Abtheilung enthält in drei Abschnitten die Geschichte der Kirchenverfassung, nämlich: 1) Verhältnisse des Klerus zu dem Papste und der weltlichen Macht; 2) innere Verhältnisse des Klerus. Hier zunächst die Geschichte des Cölibats. Wir fügen die Bemerkung bei, daß diese Geschichte beweist, Rom und seine Vertreter werden niemals der Stimme der Religion, der Vernunft und Menschlichkeit zur Aufhebung des Cölibats Gehör geben. Warum beschränken die Fürsten noch immer ihre Souveränitätsrechte durch Concordate mit Rom, in denen über unveräußerliche Rechte ihrer Staatsbürger verhandelt wird? Ist das so wahre Wort des staats- und geschichtskundigen le Bret, der jedes darauf bezügliche Concordat „eine Unterhandlung mit einem Spitzbuben" nannte, auch schon verhallet? Auf demselben Wege wie Rom der Geschichte zu Folge seine Gewalt begründete, muß sie nach und nach wieder fallen. Man hebe von Staatswegen den Cölibat auf; Bann und Interdict ist nicht mehr zu fürchten und jeder Souverän hat dieß Recht. Bald wird Roms und seiner Trabanten Einfluß aufhören. — 3) Mönchthum. Die Geschichte

chichte der Mönchs- und Ritterorden. Auch hier das Gewöhnliche in gründlicher und gelungener Darstellung.

Nach dem Vorausgeschickten bedarf diese Fortsetzung des Schmidtschen Werkes nicht erst unserer besonderen Empfehlung. Wir sehen dem folgenden Bande mit Vergnügen entgegen. Auch das Aeußere ist sehr empfehlend.

D. J. P. Mynster's, Beichtvater der königl. dänischen Familie, Mitglied der königl. Direction der Universitäten und gelehrten Schulen in allen dänischen Staaten, Comthur des Dannebrogs-Ordens, Dannebrogmann u. s. w. Christlicher Hausaltar oder religiöse Vorträge für Geist und Herz auf alle Sonn- und Festtage im Jahre. Aus dem Dänischen, Zwei Theile. Hamburg. Verlag von F. H. Nestler und Melle. 1834. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn man bei dem Reichthume unserer homiletischen Literatur von jeder neuen Erscheinung auf dem Gebiete derselben an sich schon mit Recht erwarten kann, daß das bereits Vorhandene, wenn nicht mit ganz musterhaften und ausgezeichneten, doch wenigstens mit solchen Leistungen vermehrt werde, welche über das Gewöhnliche sich erheben und das Mittelmäßige übersteigen, so muß dieß in besonderem Grade noch bei solchen Arbeiten der Fall seyn, die aus einer fremden Sprache in die unsrige übertragen und aus einem auswärtigen Lande auf deutschen Boden verpflanzt werden. Fragen wir daher, ob die vorliegenden Predigten eine solche Auszeichnung verdienen, und ob es der Mühe ihrer Uebersetzung in sofern auch verlohne, in wiefern durch sie die Summe unserer Erbauungsschriften nicht bloß in quantitativer,

tiver, sondern vornehmlich in qualitativer Hinsicht bereichert worden sei, so möge eine unparteiische Prüfung ihres innern und äußern Werthes, oder eine gerechte Würdigung derselben nach Inhalt und Form auf diese Frage Antwort geben. Wir begegnen aber in ihrem Verf. zunächst einem sogenannten Alt- oder Strenggläubigen, der, wo es die Gelegenheit gibt, gewisse dogmatische Formen mit den gewöhnlichen Gründen herzhaft vertheidiget und die vernunftgemäße Auffassung des Christenthums in diesen Dingen als eine thörigte und verderbliche Neuerungssucht nicht immer auf glimpfliche Weise darzustellen sich berufen fühlt. Es gilt ihm also die Trinitätslehre noch immer als eine in der heiligen Schrift wohl begründete, wenn auch unbegreifliche Wahrheit, obschon er die Wesensgleichheit der drei Personen nicht mit deutlichen Worten ausspricht. Es steht ihm die Nothwendigkeit einer durch Jesu blutigen Tod wirklich geschehenen Versöhnung vest, und er tadelt streng die Meinung derer, die auch ohne eine solche Versöhnung unter der Bedingung aufrichtiger Reue und ernster Besserung auf Gottes Gnade und Vergebung hoffen. Er redet von einem Unterschiede zwischen dem Gesetze und Evangelium, welcher darin bestehen soll, daß jenes vermöge seiner Strenge den Menschen wohl Furcht einflöße und zu einer äußern Werkheiligkeit treibe, wahre Besserung aber und innere Frömmigkeit nicht bewirken könne, weil es ihm zu einem gnädigen und verzeihenden Gotte aufzublicken versage; dieses dagegen, indem es dem Sünder Gnade und Vergebung verheiße, ihm zugleich Vertrauen zu sich selbst und damit auch Kraft zur Heiligung einflöße; obgleich gerade das Evangelium in seinen Forderungen viel ernster und strenger ist, als das mosaische Gesetz, indem es vorzugsweise auf rein sittliche Motive dringt, dabei aber in nicht weniger kräftigen Ausdrücken von den Strafen der Sünde redet, und man sich überhaupt wohl hüten muß, die Hoffnung auf Gottes erbarmende Liebe allzusehr hervorzuheben,

heben, da sie den Schuldbewußten wohl aufrichten, aber auch den Leichtsinnigen in seiner moralischen Trägheit leicht bestärken kann. Er gründet auf die übernatürlich scheinenden Umstände in dem Leben Jesu dessen himmlische Abkunft, auf seine Wunderwerke die Wahrheit seiner Lehre, und was dergleichen vor einer richtigen und unbefangenen Schriftauslegung nicht mehr Stand haltende Behauptungen mehr sind. Ist es nun auch unsere Gewohnheit nicht, Jemanden wegen seiner Religionsansicht im Allgemeinen zu tadeln, (hanc veniam damus petimusque vicissim) und kann es eben so wenig unsere Absicht hier seyn, die erwähnten Meinungen des Verfs. so in Anspruch zu nehmen, daß wir ihn eines Bessern darüber belehren möchten: so konnten wir sie doch unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen, da es, wenn überhaupt, so namentlich bei seiner Stellung als der eines öffentlichen Religionslehrers nicht gleichgiltig ist, ob er die Lehren der Bibel mit befangenen oder vorurtheilsfreien Blicken betrachtet; und weil er es nicht verschmäht hat, anders Denkende „gefährlicher Irrthümer" und „strafbarer Frivolität" zu beschuldigen, so muß es auch uns gestattet seyn, das namhaft zu machen, was wir unserer Seits für Wahn und Täuschung erklären müssen. Der Kürze halber verweisen wir unsere Leser nur auf folgende Stellen: 1. Band 9. Pr. S. 111 u. 112. — 13. Pr. S. 164 bis 166 u. 171. — 24. Pr. S. 320. — 25. Pr. ganz. — 2. Band. 3. Pr. S. 46. — 18. Pr. ganz. — 24. Pr. S. 311 u. 322. — 27. Pr. S. 360—361. Dagegen erkennen wir aber auch nicht den Geist wahrer Frömmigkeit, sittlichen Ernstes und achtungswerther Freimüthigkeit, der in den vorliegenden Pr. herrscht, und gestehen ihnen in dieser Beziehung gern die Prädicate des wahrhaft Christlichen und Erbaulichen zu, in dem sie, fern von jener mystisch-frömmelnden, in hohlen Phrasen und eiteln Bildern und Gleichnissen sich gefallenden Spielerei, die in so manchen Kanzelvorträgen unserer

unserer Tage verwaltet, der heiligen Sache des Christenthums in einer klaren und kräftigen Sprache das Wort reden und ganz in dem Sinne des göttlichen Meisters überall auf das Eine hinweisen, was vor Allem Noth ist. Eben so verräth der Verf. neben einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und einer gereiften Lebenserfahrung einen nicht gewöhnlichen Gedankenreichthum und hat sich die dem Prediger so nöthige Kunst auf lobenswerthe Weise zu eigen gemacht, die Zuhörer immer auf sich selbst zu verweisen, wodurch eben hauptsächlich ein Vortrag erst recht praktisch und erbaulich gemacht werden kann. Man lese in dieser Beziehung z. B.: 1. Band S. 90, 91 u. 95—104. 141—143. — 205. 18. Pr. ganz — S. 263 — 265. — 397 — 398. — 428 und 29; und 2. Bd. S. 91 — 93. — 184 — 186. — 293—95. — 343—44, und mehrere andere Stellen, in denen so schön und treffend individualisirt wird, daß man sich in der That eben so wohlthuend als überzeugend angesprochen fühlt. Denn alle lichtvolle Entwickelung eines Gegenstandes, alle Schärfe in der Beweisführung, alle Beredtsamkeit in der Darstellung u. mögen wohl augenblicklich den Verstand des Zuhörers beschäftigen, seine allgemeine Zustimmung erhalten und einen schönen Geistesgenuß ihm gewähren; bleibenden Nutzen aber kann unseres Bedünkens eine Predigt nur dann stiften, wenn sie nicht bloß überzeugt, sondern auch erwärmt, nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz beschäfftiget und überall die innern und äußern Erscheinungen des menschlichen Lebens auf eine Weise berücksichtiget, daß Jeder, der sie hört, in den einzelnen Zügen des aufgestellten Gemäldes mehr oder weniger sein eigenes Bild erkennen muß. Um unsern Lesern noch deutlicher zu zeigen, was wir meinen, erlauben wir uns, eine der oben bezeichneten Stellen hier abzuschreiben. In der 20. Pr. des 1. Bandes redet der Verf. nach Ephes. 8, 1—9.: „Von der Wahrheitsliebe," stellt sie dar als Aufrichtigkeit gegen

Gott,

Gott, uns selbst, und unsere Nebenmenschen und sagt im 2. Th. S. 262 unter Anderem: Wenn du in dir Unlust gewahr wirst über die Vorzüge Anderer, über Anderer Glück, wenn es dir insgeheim lieb ist, daß sie Böses thun und es ihnen übel geht, dann schone dich nicht, sondern sage es dir rein heraus, daß noch Neid da ist in deinem Herzen, den du auszurotten dich bemühen mußt. Wenn du gewahr wirst, daß äußerer Schimmer, daß der Beifall der Menschen dir theuer ist, daß du darüber des Ruhmes vergißt, den du vor Gott haben sollst, dann nenne dein Herz eitel, wie es ist, daß du dich dessen schämest. Wenn du gewahr wirst, daß Geld und Gut die theuersten Gegenstände deiner Gedanken sind, wenn du dich selbst im Trachten nach schlechtem Gewinne betriffst, wenn du dich nun glücklich preisest, wenn du Vorrath auf viele Jahre hast und betrübt bist, wenn du dieses nicht hast, dann bekenne, daß der Geiz dich noch in seiner Gewalt hat, und mahne dich daran bei Zeiten, denn er ist eine Wurzel alles Uebels. Wenn dein Amt dir eine Bürde wird und du nur ungern zu dessen Pflichten schreitest, wenn du siehst, daß deine Arbeit versäumt daliegt oder nur halb, nur mittelmäßig verrichtet ist, dann nenne es Trägheit, denn das ist es. Wenn deine Tage in steten Besorgnissen verzehrt werden, wenn du nur mit Seufzen in die Zukunft hinaussiehst, zitterst vor jeder Gefahr, jedem Schmerze, jeder Schwierigkeit, dann nenne es Feigheit, denn das ist es u. s. w. Wer begreift nicht von selbst, daß, wenn überall das Predigen einen wirklichen Erfolg haben soll, es auf solche Weise geschehen muß, indem der Zuhörer nur dann erbaut, d. h. in jeder Hinsicht gebessert werden kann, wenn er sich getroffen fühlt und auf die eigene Erfahrung hingewiesen sieht? Abgesehen also von der oben gerügten dogmatischen Befangenheit des Verfs., die sich freilich nicht immer auf die mildeste Weise äußert, können wir uns über den Inhalt seiner Predigten und über die aus diesem sich ergebende

gebende Tendenz derselben nur beifällig aussprechen und geben ihm gern das Zeugniß, daß sie uns mehr angesprochen haben, als so manche andere, die aus der Feder berühmter Kanzelredner unserer Tage geflossen sind. Wenden wir uns hierauf zu der Form seiner Vorträge und betrachten zunächst die Sprache, in welche sie eingekleidet sind, so läßt sich allerdings wohl hin und wieder Einiges einwenden; im Allgemeinen aber verdient auch sie sehr lobens- und nachahmungswerth genannt zu werden. Denn wenn sich auch eine gewisse Breite nicht immer verkennen läßt, besonders in den Einleitungen, die in der Regel Viel zu lang, zu weit ausholend und namentlich in der Erklärung des Textes, wir möchten sagen, zu umständlich sind; wenn auch Manches kürzer, einfacher, verständlicher (nicht selten spricht der Verf. für die Fassungskraft des gemeinen Mannes offenbar zu hoch) gesagt werden könnte, so ist die Diction doch in der Regel so angemessen und bezeichnend, so edel und würdig, so warm und kräftig, daß man wohl sieht, der Verf. verstehe die Kunst der echten Popularität und entsage gern dem zweideutigen Ruhme glänzender Beredsamkeit, um sich den bessern der gründlichen Erbauung zu eigen zu machen. Was auch soll das ängstliche Suchen nach auffallenden Bildern, nach überraschenden Wendungen, nach schillernden Phrasen und jenem wichtigen Redegetöne, das eben auf Nichts, als flüchtigen Sinnenreiz berechnet ist, hier, wo es doch einzig darauf ankommt, den Verstand zu erleuchten, das Herz zu erheben und das Leben zu bessern? Hatte darum der Verf., wie nicht zu verkennen ist, nur diesen letztern Zweck im Auge und redet er deßhalb, je nachdem es der Gegenstand mit sich bringt, bald ernst und ruhig, bald gehoben und bewegt, hier freundlich und herzlich, dort stark und ergreifend, so bezeugen wir ihm darüber unsern aufrichtigen Beifall um so lieber, je begründeter die Vorwürfe sind, die man auch in dieser Hinsicht so manchen homiletischen Erzeugnissen unserer

Tage

Lage zu machen genöthiget ist. Es ist nicht möglich, an einzelnen Beispielen die Wahrheit unseres Urtheils darzuthun, indem die vorliegenden Predigten fast ohne Ausnahme diese Eigenschaften mehr oder weniger an sich tragen; doch machen wir auf einige besonders gelungene Stellen aufmerksam: 1. Band, 6. Pr. S. 210. Die Einleitung zur 24. Pr. 26. Pr. S. 242. 32. Pr. S. 428—29. 2. Band 1. Pr. S. 3. 10 u. 11. 3. Pr. S. 85. 15. Pr. S. 202. 18. Pr. S. 242. 29. Pr. S. 384. 31. Pr. S. 417. In der zuletzt genannten Stelle heißt es unter Anderem: Zwar haben die Menschen dein Bildniß, o Tod! nach dem Gräuel der Verwüstung im Grabe gebildet und so wirst du als ein Schreckbild für die Lebendigen hingestellt, — aber ach, obgleich man dich mir zeigte in deiner unverhüllten Gestalt, mit deiner Alles abmähenden Sichel, so habe ich doch mein müdes Haupt, wie oft! an deine Brust zu legen gewagt; und siehe da, du standest vest wie eine Stütze, wie ein treuer Freund, und es schien mir, als wenn sich deine Gestalt verwandele und als wenn du mich anblicktest, zwar wohl mit Wehmuth, aber es war eine himmlische Seligkeit in deinem Auge, und als schlüge ein warmes Herz in deiner Brust." — Nicht so beifällig aber, wie über die in den vorliegenden Predigten herrschende Diction können wir uns über die Art und Weise aussprechen, wie der Verf. seine Gegenstände geordnet hat und wir gestehen, daß uns aus dieser Ursache das Lesen seiner sonst so trefflichen Arbeiten nicht selten verleidet worden ist. Zu Grunde liegen die gewöhnlichen evangelischen oder epistolischen Perikopen, die in der Regel gleich vorangestellt werden und von denen ausgehend der Verf. auf einem, wie wir bereits bemerkten, meist sehr langen Wege zu seinem Thema kommt, indem diese Einleitungen nicht selten drei und mehr große Octavseiten füllen, obschon, was in ihnen gesagt wird, nicht eben unzweckmäßig zu nennen ist. Auch stehen viele Hauptsätze mit dem Texte

nur

nur in entfernter Verbindung und manche derselben sind zu weit und umfassend, als daß eine allseitige und erschöpfende Durchführung derselben möglich gewesen wäre. Wir machen in dieser Beziehung auf folgende Beispiele aufmerksam: 1. Bd. 2. Pr. Röm. 15, 4—9. „Vom Worte Gottes." Wer mag über diesen nach allen Seiten hin so reichhaltigen Gegenstand während des Zeitraumes einer Predigt wohl so reden können, daß auch nur das Allernöthigste zur Sprache kommt? 4. Pr. Joh. 1, 19—28.: „Die Beweise, auf welche unser christlicher Glaube gegründet ist." In dem Texte ist aber von diesen Beweisen auch nicht entfernt die Rede und sollen sie so dargestellt werden, daß auch ihre praktische Anwendung nicht übergangen wird, so begreifen wir nicht, wie die Sache in drei bis vier Viertelstunden abgethan werden kann. Dasselbe gilt von der 6. Pr: am 1. Weihnachtstage: „Welch ein großes Glück es ist, ein Christ zu seyn." Auch diesen Gedanken getrauen wir uns nicht in einer Predigt ausführlich zu behandeln. 32. Pr. Jakob. 1, 17—21.: „Ueber die Unbeständigkeit der Menschen." Da eine solche Unbeständigkeit auf Einsichten, Meinungen, Gefühle, Entschließungen, Handlungsweise u. s. w. sich beziehen, da sie aus mancherlei Quellen entspringen, manches Unheil stiften, auf mannigfache Weise getheilt werden kann, wer begreift nicht, daß ein solcher Gegenstand nie als Hauptsatz einer Predigt aufgestellt werden darf? 2. Bd. 7. Pr. Joh. 14, 16—24.: „Werth der Arbeitsamkeit." Wir zweifeln, ob je auf Veranlassung dieses Textes über dieses Thema gepredigt worden ist, so wenig stehen beide mit einander in Verbindung. 26. Pr. Ephes. 6, 10—17.: „Ueber den christlichen Heldenmuth." Von dieser Predigt gilt, was wir von der 32. des 1. Bds. gesagt haben. So auch Matth. 18, 23—35.: „Ueber das Gebet: Vergib uns unsere Schuld u. s. w.;" und mehrere andere, z. B. über den Gang der Zeit — Betrachtungen über

die

le Wunderwerke Jesu. — Von der Wahrheitsliebe. — Vo
er Verderbniß unserer Zeit. — Das Gesetz und Evange
um. — Ueber die Vaterlandsliebe. Indeß finden sich auc
inige recht speciale und interessante Hauptsätze, z. B. — de
Werth, den wir auf das Urtheil der Menschen legen sollen —
ie frühzeitige Anweisung zur Gottesfurcht — Unsere Pflicht
ns an der Gnade Gottes gnügen zu lassen — Gottes Füh
ungen mit uns wider unsern Willen — Die Verbindun
wischen Himmel und Erde (eine vorzüglich gelungene Pr. an
Himmelfahrtstage) — Christus will, daß wir ihm ganz an
gehören sollen — Das Schicksal derer, die körperliche Gebre
hen haben — Des Christenthums Verbindlichkeit für Alle. —
Nächstdem müssen wir es ferner sehr mißbilligen, daß der Verf
n der Regel seine Themata Theils sehr locker disponirt, Theil
iese Dispositionen so wenig deutlich angegeben hat, daß ma
ft Mühe hat, sie im Laufe der Predigt aufzufinden. Beide
ber ist an sich und besonders deßwegen fehlerhaft, weil de
rößte Theil der Zuhörer, um die Predigt mit Nutzen anzu
ören und das Gehörte so viel wie möglich zu behalten, im
ner genau und wörtlich angegeben wissen will, wovon über
aupt und im Einzelnen die Rede seyn soll. Er muß gewiss
Anhaltepuncte haben, die seinem Gedächtnisse zu Hilfe kom
nen, deßhalb müssen die einzelnen Theile jeder Zeit bestimm
hervortreten; und es steht immer zu fürchten, daß auch de
chönste und gediegenste Vortrag fruchtlos verhallt, wenn e
ntweder wirklich ohne strenge Ordnung ist, oder es bei den
Anhören doch zu seyn scheint. Wir sagen nicht, daß es de
Predigten des Verfs. an einem gewissen Plane fehlt, nach den
ie gearbeitet sind; aber wir wiederholen es, oft ist derselb
veder durch das Thema noch durch die Gesetze der Logik hin
eichend bedingt und eben so oft liegt er so versteckt, daß nu
der aufmerksame Leser die Spuren desselben finden kann. Auc
hierüber erlauben wir uns, noch einige Beispiele namhaft zu
machen

machen. In der 14. Pr. des 1. Bds.: „Ueber die Erwartungen der Menschen" sind wir nicht im Stande gewesen, eine besondere Eintheilung zu entdecken, es wäre denn etwa die, daß diese Erwartungen von ihrer betrübenden und tröstenden Seite betrachtet werden. In der 22. Pr.: „Erinnerung an unsere verstorbenen Freunde" scheinen zwar zwei Theile zu seyn — sie sind in Frieden — sie sind zu einem vollkommenen Zustande übergegangen. — Allein hervorgehoben sind sie nicht und Manches sagt der Verf., was noch auf andere leitende Gedanken schließen läßt, die aber nicht näher bezeichnet werden. Die Disposition der 32. Pr.: „Ueber die Unbeständigkeit der Menschen" lautet: wie sollen wir in die Unbeständigkeit Anderer uns fügen — uns über sie trösten — sie überwinden — und Jeder frage sich selbst: bist du fest und beständig, in wiefern mußt du, wie kannst du es werden? — Die 11. Pr. des 2. Bds. enthält: „Eine Ermahnung, unsern Zorn zu bezwingen." Die Hauptgedanken sind ungefähr: (deutlich angegeben sind sie nicht) — es gibt einen gerechten Zorn — der ungerechte überzeugt und bessert nicht — er verwirrt das eigene Innere — er stört die Verhältnisse des äußern Lebens — das bedenket — erinnert euch an euer Verhältniß zu Gott — versöhnet euch mit euern Brüdern. Wer mag ein solches Durcheinanderwerfen der Gedanken billigen können? In der 28. Pr. „das Gebet: vergib uns unsere Schuld u. s. w." sind die Theile — das Gebet selbst und — das Versprechen: wie wir vergeben u. s. w. Allein den Theilungsgrund mußte unseres Bedünkens die Verbindung abgeben, in welcher die Vergebung, die wir von Gotte erbitten, zu der steht, die wir andern Menschen angedeihen lassen. — Auch hat der Verf. die üble Gewohnheit, nach Angabe des Thema gleichsam eine zweite Einleitung zu beginnen und sich so den Raum, dessen er zu seinen oft so weiten Hauptsätzen an sich so nöthig hat, noch mehr zu verengen. So zeigt er z. B. in der

er 22. Pr. des 2. Bds. „Lasset uns nicht nach eitler Ehre elüsten," nachdem er diesen Satz genannt hat, auf mehr als rei Seiten, daß es auch eine Ehre gibt, die nicht eitel ist; bschon dieser Gedanke noch dazu der Einleitung angehört hätte. Noch könnten wir endlich mehrere einzelne Unrichtigkeiten nam- aft machen, die, wenn sie auch von keiner besondern Bedeu- ung sind, den denkenden Leser doch stören; so wie wir hin nd wieder auf einige Stellen und Ausdrücke gestoßen sind, velche die, übrigens sehr gelungene, Uebersetzung zu verrathen cheinen. Doch möge es bei dem bisher Gesagten bewenden, ndem wir es für hinreichend halten, den eigentlichen Werth er vorliegenden Predigten in's Licht zu stellen, und darzuthun, n wiefern sie der Uebersiedelung auf deutschen Boden würdig varen. Die Verlagshandlung hat das Ihrige gethan, sie auch m Aeußern geziemend auszustatten.

Religionsbekenntnisse zweier Vernunftfreunde, nämlich eines protestantischen und eines katholischen Theologen. Mit Vorrede und Beurtheilung vom Herausgeber. Sulzbach, in der Seidelschen Buchhandlung 1835. 256 SS. in 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Schrift ist ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach eine, dem Vernehmen nach vom Hrn. Prof. **Bolzano** zu Prag ausgegangene, Kritik der **Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche von Röhr**, und somit ein Beweis, daß das Unternehmen dieses protestantischen Theologen nicht ohne Wirkung auch auf die jenseitige Kirche blieb. Die Kritik geht, wie natürlich, vom Standpuncte des Katholicismus aus, bemüht sich, die Protestationen, die in einem Bekenntnisse der protestantischen Kirche gegen die katholische nothwendig enthalten seyn müssen, zurückzu-

weisen, und hat die mehr gutgemeinte als wohlunterstützte [Ab]sicht, unsern Röhr mitsammt der Kirche, deren Sache [er] führte, wo möglich — katholisch werden zu lassen. Denn nicht nur, daß es von der katholischen Kirche S. 1[...] heißt: „Sie ist vielmehr die großartige Bildungsschule [der] Menschheit, in welcher Freiheit, Licht und Ordnung die u[n]verwüstlichen Grundlagen sind, um jeden Freund der Vern[unft] und Tugend als Mitarbeiter an dem heiligen Werke aufzu[neh]men und so alle Welt zu beglücken;" so bezeichnet der Hera[us]geber auch, in der Vorrede S. 24 schon, seinen Symbo[li]ker als den auf der einzig rechten Linie stehenden, den pro[te]stantischen aber, nämlich den D. Röhr, als denjenigen [ge]lehrten Streiter, der es nicht unter seiner Würde achten [wird], in einem ehrenvollen Rückzuge bis zu dieser Linie, wo di[e] herzlichste Umarmung seiner warte, entgegenzukommen, um i[n] der wahren heilsamen Mitte, wo jeder Zwist sich löse, mi[t] dem Freunde vereinigt, die Vorfeier der Versöhnung beide[r] Glaubensparteien zu begehen." Uns ist nicht viel Wahrschein[lich]lichkeit zu dieser großen Versöhnung, wohl aber die Erinnerung an jenes bekannte treffende Wort [er]regt worden: Seid nicht vernünftig! wagt kein Mensch zu sagen. Bis hieher seid's! die Vorschrift will man wagen. Der Herausgeber ging mitsammt seinem Symboliker über das: Bis hieher! der katholischen Kirche theilweise hinaus und sie dürften wahrschein[lich] lich Beide um mancher Aeußerung willen gerechtes Bedenken tragen, sich dem römischen Stuhle zu nennen. Beide aber wollten wieder dem protestantischen Bekenntnißsteller ihr: Bis hieher! zurufen; und diesem kann ihre Auctorität natürlich noch viel weniger gelten, als sie selbst die der eigenen Kirche respectirten. Sie werden deßhalb das Schicksal haben, das schon viele Ireniker, wo nicht alle, hatten, keiner Partei zu gnügen. Sollen wir unser Urtheil in der Kürze aussprechen, so müssen wir sagen: Vieles in dieser Schrift ist treffend und

gut,

güt, und die Kritik der Grund- und Glaubenssätze wenigstens in soweit scharfsinnig, daß bei einer dritten Auflage ihr Verfasser vielleicht doch hie und da ein einzelnes Wort, das urgirt wird, schärfer begrenzen, manchen Ausdruck, den der Kritiker preßte, noch genauer limitiren dürfte; das Meiste jedoch bewegt sich immer noch und Trotz der Vernunft, zu welcher die Verfasser in Thesi sich bekennen, factisch in der Befangenheit und den Irrthümern der alten katholischen Theologie. Was aber den Ton betrifft, der durch das Ganze geht, so ist er so wohlwollend und so gemäßigt, daß Versicherungen der Achtung und Liebe gegen Röhr, wie S. 183 S. 253 und anderwärts, nichts Seltenes sind; daß die Irrthümer, Kraft welcher derselbe z. B. den Papst als „Antichrist, d. h. als entschiedenen Widersacher Jesu und seines Werkes" betrachtet, mehr bedauerlich als bitter, wie S. 185 erwähnt werden; und daß endlich die Annahme S. 230, „Herr D. Röhr sei nahe am Ende seines Buches Etwas ermüdet gewesen" auch von ihm leicht das Stärkste seyn dürfte, was die polemischen Wurfgeschosse des Herausgebers schleuderten. Wir sehen uns daher auch in dem Falle, mehr nur referirend als widerlegend zu Werke zu gehen, zufrieden, unsern Lesern ganz unparteiisch ein Bild vom Buche selbst geben zu können. Es beginnt mit einer ausführlichen Vorrede des Herausgebers, theilt den Haupttext der röhr'schen Grund- und Glaubenssätze, und zwar mit ausgedruckten Bibelstellen nach der Uebersetzung von de Wette, mit, stellt diesen das Glaubensbekenntniß eines ungenannten katholischen Theologen nach einer anvertrauten Handschrift gegenüber und schließt mit der Beurtheilung der röhr'schen Bekenntnißschrift, die Wahrheit und Unantastbarkeit der des katholischen Symbolikers voraussetzend. Aus der Vorrede zeichnen wir nun einige Bemerkungen über Reformation, Protestantismus und Aehnliches aus. „Und welchen Ge-

winn trug die Menschheit davon durch die Einführung u den endlichen Sieg des Protestantismus?" Davon, meint d Verf., hätte nur in dem Falle die Rede seyn können, wen die deutsche Reformation denselben Weg, wie die der mor bischen, spanischen, französischen Kirche, genommen hä Aber „wie barsche Söhne aus dem Vaterhause stürmen, bald nicht jedem ihrer Wünsche daselbst genüget wird, so schi die Protestanten von der katholischen Kirche ab, sich der we setzlichen Vortheile beraubend, welche noch jetzt die le schmücken. Daß die protestantischen Kirchen so ganz d Staatsgewalt preisgegeben sind, daß ihr Lehrbegriff fort Schwankungen unterworfen ist, daß ihr Gottesdienst der bi bendsten Formen entbehrt, daß der hereinbrechende Rationali mus das Ansehen der Schrift zu vernichten und alle christli Eigenthümlichkeit bis auf die letzte Spur zu vertilgen broht: das sind die unheilbaren Schwächen und Blößen der mit f frohen Aussichten unternommenen Kirchenverbesserung. — Im merhin wagen wir den Ausspruch: Erschlichen ward dieser Sieg über die katholische Kirche, erschlichen durch Ueberraschung und durch kluge Benutzung der schwankenden Zeitverhältnisse; nicht widerlegt hat man ihre Lehren, nicht verbessert ihre Anstalten, ihre allseitige Wirksamkeit nicht ersetzt. — Auch die Prote stanten idealisiren, und sie thun ganz recht daran. Auch fa fassen jetzt den Geist des Protestantismus anders auf, als ihre Stifter es gethan; anders sehen wir sie ihren Lehrbegriff, ihre Kirche anders gestalten, als jene gewollt. Freilich gingen sie in ihren Fortschritten so weit, daß sie oft auch das Wesen des christlichen Glaubens und der kirchlichen Sitte änderten. Da für ist es aber auch bloßes Menschenwerk, was sie zu Stande bringen, in der Zeit und für die Zeit gebildetes Zwischenwerk, welches das Siegel der Vergänglichkeit an der Stirne trägt, während der Katholik einer Lehre anhängt, die, als noch die Reformation in der Wiege lag, schon anderthalb Jahrtausende stand." —

tand." — Etwas befremdet vernimmt's der Leser, wenn der Vorredner von hieran einlenkt, der Vernunft eine Lobrede hält und S. 15 allen Ernstes sagt: „Wir aber sind der Meinung, daß es allerdings ein Mittel gebe, die Beilegung des Streits, wenigstens in soweit er die Wissenschaft betrifft, ins Werk zu setzen; ein Mittel, das verschiedenartig gemißbraucht und abgenützt, unseres Entsinnens doch nie vollständig angewendet worden ist. Es ist nämlich der unerschütterlich vestgehaltene Grundsatz: in den religiösen Erkenntnissen Nichts gelten zu lassen, was nicht durch die sorgfältigsten Untersuchungen der Vernunft begründet oder gerechtfertiget werden kann." Diesen Grundsatz so anerkannt und so entschieden ausgesprochen sehend, muß man nicht denken, der Streit sei vorbei, der Friede geschlossen? Allein der Fortgang lehrt, daß der Verf. nicht die allgemeinen, von Gotte als ein Licht in den Menschen gegebene, sondern nur eine, wenn auch nicht immer römische, doch gut katholische Vernunft im Sinne hatte. Das Glaubensbekenntniß des ungenannten katholischen Theologen, das er den Grund- und Glaubenssätzen von Röhr zur Seite oder eigentlich entgegensetzt, gibt deß Zeugniß. Denn abgesehen davon, daß es mehr in Gestalt einer Abhandlung als in der eines Symbols auftritt, daß es der Uebersichtlichkeit wie der Vollständigkeit völlig entbehrt, also nicht einmal den formalen logischen Forderungen entspricht, die man an eine Schrift der Art stellen darf: so führt es bald genug auch auf Dinge, mit welchen sich die Vernunft in keiner Weise vereinbaren kann. Es beginnt, weit ausholend, mit dem Glauben an Gott, weist die Einwürfe zurück, welche gegen das Daseyn Gottes vom Uebel in der Welt hergenommen sind, kommt dann auf die Fürsehung Gottes, und, in wiefern diese sich auch je zuweilen, um Glauben an gewisse Wahrheiten zu erregen, außerordentlicher Ereignisse bedient habe, auf

Offen-

Offenbarung und *Wunder*. Das Kriterium einer wa-
ren göttlichen Offenbarung beruhe auf den beiden Stück-
daß sie *nichts erweislich Falsches* und insbesonde-
nichts sittlich Böses enthalte und zweitens, ihre Erh-
tung und Ausbreitung jenen *außerordentlichen Erei-
nissen* zu verdanken habe, welche um der Verwunder-
willen, die sie in uns erregen, *Wunder*, und um des Z-
chens willen, das sie uns von dem göttlichen Willen erthei-
göttliche Zeichen genannt werden. Auf einen andern B-
griff von Wunder und auf ein Kriterium des factisch Wu-
derbaren läßt sich der Symboliker nicht ein. Nach jenen b-
den Kennzeichen aber sei die christlich katholische Religion d-
eigentlich wahre göttliche Offenbarung. Andere Religion
könnten auch, wenigstens theilweise offenbart seyn; die katho-
sche sei die einzige, welche es ihren sämmtlichen Lehren nach
rühmen könne, daß sie die Kennzeichen einer wahren göttlichen
Offenbarung an sich tragen. Da es zu lang sei, dies an a-
len einzelnen Dogmen nachzuweisen, so versucht es der Be-
kenntnißsteller nur an den vorzüglichsten. Zuerst, die Quelle,
daraus die religiöse Wahrheit zu schöpfen sei. Bei Weitem
nicht allein die heilige Schrift, obgleich sie zuweilen selbst bis
auf die Worte vom Geiste eingegeben sei. Die Hauptsache
sei der *fortwährende Beistand des heiligen* Geistes,
dessen die katholische Kirche in der Weise genieße, daß sie i-
der *Gesammtheit ihrer Glieder*, besonders ihrer Lehrer
und Bischöfe, *bis an das Ende der Tage* nie von der
Wahrheit abirren werde. Was *Alle* glauben, da-
eben sei *alle Zeit das Wahre*. Also der alte Irrthum
auch hier: Zurücksetzung der Schrift, Erhebung der Erblehre
und Unfehlbarkeit der Kirche. Der Symboliker hat vergessen,
daß die Kirche mitsammt ihren Bischöfen und Lehrern, nach
dem Zeugnisse der Geschichte, wirklich manchmal irrte, daß es
auch Räubersynoden gab, und daß für manches allgemeine

Con-

Concilium der heilige Geist oft durch Stafette, manchmal auch
rst mit dem Felleisen — siehe Fetzer, Rom und Deutsch-
and — von Rom herüberkam. Nach der Exposition von
er Quelle der christlichen Wahrheit, bemüht sich der Sym-
oliker des Verfs. die christ-katholische Lehre von dem hoch-
würdigsten Geheimnisse der göttlichen Dreieinig-
eit in ihrer lautern Vernunftmäßigkeit darzustellen. Wir
wollen den Leser mit der altdogmatischen Auseinandersetzung
es Verhältnisses der drei Personen zu einander verschonen, und
rinnern nur daran, wie der sittliche Gewinn dieser Lehre
esonders darin zu suchen sei, daß sie ein Geheimniß bleibe
und als solches uns recht innewerden lasse, wie wenig wir
Alle weise genug sind, um Gott zu begreifen. Folgt die
Lehre vom Ursprunge und Falle des Menschenge-
schlechts. Dann die Menschwerdung des Sohnes
Gottes, wo es unter Anderem S. 90 heißt: „mit diesem
Menschen, Jesus, war von seines Daseyns erstem Augenblicke,
also bereits in seiner Mutter jungfräulichem Schooße die zweite
göttliche Person vereinigt." Vom heiligen Abendmahle.
Anders, als auf psychologischem Wege, solle es wirken. Die
Entziehung des Kelchs habe man zwar oft für einen
unbefugten Eingriff der Kirche in den Befehl des Herrn:
Trinket Alle aus diesem Kelche, erklärt. Allein mit
Unrecht. Der Symbolsteller ist hier doch in einiger Verlegen-
heit. Die Reihe seiner Gründe beschließt er mit der naiven
Erklärung: „dadurch nun, daß man den Laien den Kelch ent-
zog, wurde nicht nur der Anlaß zu vielfältigem Aergernisse
entfernt, welches der Mißbrauch des Kelches und andere bei
dessen Genusse kaum zu vermeidende Uebelstände erzeugten;
sondern es wurde dem Stande der Priester auch ein gewisser
Vorzug verschafft, der zur Erhöhung des diesem Stande so
nöthigen Ansehens nicht Wenig beigetragen hat." Der Sym-
boliker konnte, von seinem Obersatze ausgehend, hier kürzer seyn:
Weil

Weil die Kirche unfehlbar ist und mehr entscheidet, als die Schrift, so durfte sie auch das Schriftwort rectificiren und ihren Gläubigen sagen: trinket nicht Alle aus diesem Kelche! — Zum Schlusse verbreitet sich das Glaubensbekenntniß über die Buß- und Besserungsanstalt der katholischen Kirche und über die wahren Wunder, welche das Christenthum beglaubiget hätten. Das Merkwürdigste unter ihnen und was noch Etwas mehr als ein bloßes Wunder gewesen sei, (also noch Etwas mehr als ein Wunder!) sei jenes Ereigniß, das uns die Fortdauer unserer Seele auch nach dem Tode durch eine Thatsache erweise. Der Verf. meint die Wiederbelebung Jesu im Grabe, und legt ein großes Gewicht besonders darauf, daß der Auferstandene am dritten Tage „in einem Leibe erschien, der nicht mehr sterblich war, der die verschiedensten Gestalten annehmen konnte, der es vermag, durch verschlossene Thüren zu dringen, unsern (?) Augen sich darzustellen, ohne gekommen und wieder denselben sich zu entziehen, ohne erst weggegangen zu seyn." — Wir haben dieß Glaubensbekenntniß des ungenannten katholischen Theologen mit Fleiß extrahirt und im Fünftelsafte wiedergegeben, um von dieser Basis aus schließen zu lassen, wie die Beurtheilung der röhr'schen Grund- und Glaubenssätze ausfallen mußte unter der Hand eines Mannes, der in fast possirlicher Befangenheit und Vorliebe für seinen Symboliker im Eingange der nur genannten, von S. 115 an folgenden, Beurtheilung Beider, Röhr und dessen gemachten Gegner, charakterisirt, wie folgt: „Beide Verfasser sprechen sich mit Unbefangenheit, freimüthig, in geordneter, klarer Darstellung über ihre religiösen Ansichten aus. Gefällt in dem Ersten (Röhr) die Einfachheit, Bündigkeit, Uebersichtlichkeit, Gemeinfaßlichkeit des edlen Vortrags: so erfreut in dem Andern das Neue der Auffassung, das Sinnige der Entwickelung, das Gründliche der Erläute-

rung,

rung, das Anziehende der Zusammenstellung, das Treuherzige, Wohlgemeinte, Lichtvolle der Belehrung. Der katholische Theolog läßt uns gleichsam zu seinen Füßen niedersitzen und belohnt die aufmerksamen Schüler mit dem reichlichen Thaue seines Unterrichts; wir staunen ob der Größe des Gemäldes, das er vor unsern Augen ausbreitet; wir folgen mit steigender Aufmerksamkeit ihm durch die einzelnen Gruppen, die seine Farbenmischung mit Kraft und Wahrheit beleuchtet; wir wagen nicht die Fragen an ihn über so manche, mit eilendem Schritte übergangenen, Dunkelheiten des großen Gegenstandes; wir zittern oft bei schwierigen Stellen für das Gelingen der Ausführung und stehen nach vernommener leichter Lösung der Aufgabe noch an, den im Herzen gezollten Beifall mit den Lippen auszusprechen; wir gestehen am Ende, daß, so viel des noch zu erläuternden Stoffes noch übrig, wir aufgeklärt, im Glauben gestärkt, über unsere heiligsten Angelegenheiten beruhigt worden sind. Doch mit dem Vorbehalte des sehnlichsten Wunsches, bald wieder zu kommen zur Fortsetzung der von solchem Meister geleiteten Studien. Gesättigt entläßt dagegen der protestantische Schriftsteller seine Zöglinge, die, möchten auch mancherlei Bedenklichkeiten ihnen aufgestoßen seyn, doch ganz klar erkennen, daß es hier nichts Weiteres zu fragen und zu erläutern gebe; sie fühlen sich auch nicht beschwert von dem eingenommenen Mahle, so wenig überfüllt, so leicht verdaulich, so fast gewürzlos sind dessen Gerichte, und man wundert sich am Ende, mit dem schwierigen Gegenstande so bald fertig geworden zu seyn. Herr D. Röhr übergeht die heicklichsten Vorfragen im Religionsgebiete mit Stillschweigen, und stellt die Hauptsätze seines Systems ohne eigentliche Begründung hin; die so zahlreich beigebrachten Bibelstellen ermangeln fast gänzlich der zwingenden Kraft, weil über das Ansehen und den Gehalt der Bibel als religiöser Erkenntnißquelle nichts Näheres angegeben wird." Die Gegenüberstellung geht noch eine Weile fort.

fort. Wir glauben aber schon aus dem Bisherigen den Beweis geliefert zu haben, daß der Verfasser vielleicht zu allem Anderen, zum Kritiker aber nicht geboren sei. Manches im Einzelnen ist jedoch treffender, und wir heben die Hauptpuncte dessen, was er für und wider die Grund- und Glaubenssätze vorbringt, unsern Lesern heraus. Zuvörderst erkennt er die rechtlichen und gemäßigten Gesinnungen des D. Röhr S. 118 besonders in dessen Aeußerungen über Verwechselung gesetzlicher Freiheit mit schrankenloser Ungebundenheit und über das Bedürfniß eines kirchlichen Bekenntnisses an. Den Rationalismus will er jedoch nicht als eine theologische Denkart, sondern durchaus nur als ein bestimmtes System gelten lassen; und der Behauptung, daß sich erst eine Kirche, dann deren Lehrmeinungen, erst die Grundsätze, dann die Glaubenssätze gebildet hätten, setzt er die Behauptung des factischen Gegentheils gegenüber, zugebend jedoch, daß die Genesis auch so gedacht werden könne, wie Röhr annehme. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen kommt er zu seinem Haupt- und Cardinalpuncte und greift den ersten der constitutiven Grundsätze, der die heilige Schrift zur einzigen, sichern und ausreichenden Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens macht, mit den gewöhnlichen Waffen der katholischen Praxis an. Erblehre, unfehlbare Meinung Aller, oder doch fast Aller, wie er schwankend hinzusetzt und unter diesen zuletzt immer wieder die Bischöfe und Lehrer meint, das sei die sichere, befriedigende Quelle. Er geht so weit, daß er S. 168 zugibt, die Protestanten hätten allerdings Ursache für eine richtige Auslegung der heiligen Schrift Sorge zu tragen, aber dann fortfährt: „Ganz anders ist der Fall bei den Katholiken. Diese können bei der so naturgemäßen Weise, zur Kenntniß ihrer Religionslehren zu gelangen, sogar die Bibel bei Seite legen; sie stoßen sich nicht im Mindesten daran, daß

einzelne

einzelne Stücke ihres Glaubens gar nicht oder nur schwer in der Bibel nachzuweisen sind, ja sie erklären feierlich, jede in der Bibel etwa vorfindliche Ansicht, welche der Kirchenlehre entgegen wäre, zu verwerfen." Und weiter unten: uns mag, wie wir schon eben erinnerten, auf's Deutlichste gezeigt werden, wie eine gewisse Stelle der heiligen Schrift nach ihrem ursprünglichen Sinne etwas ganz Anderes bedeute, als man Jahrhunderte lang darin gefunden hat; wir geben um dieses Grundes willen die Lehre noch gar nicht auf, die man ehedem aus ihr ableitete u. s. w." — Wir übergehen als unbedeutend, was an den übrigen Doctrinalgrundsätzen gemäkelt wird. Gegen die Ritualgrundsätze Röhr's sucht der Verf. besonders das opus operatum zu retten, gibt indessen zu, daß die Predigt in der katholischen Kirche zur Ungebühr immer noch vernachlässigt werde, und nimmt hinwiederum die sieben Sacramente in Schutz. Im Disciplinarpuncte beklagt er die protestantische Kirche, daß sie nach ihren eigenen Grundsätzen nie eine allgemeine werden könne, sondern daß es immer so viel Particularkirchen als Staaten geben werde. Den Primat des Papstes dagegen macht er uns plausibel, wenn er S. 186 sagt: „so fragen wir bloß, ob es denn nicht auch sein Gutes, ja sehr Gutes habe, Demjenigen, den wir, sei es mit noch so beschränkter Gewalt, zum Primas, Präsident, Vorstande der ganzen Christenheit erwählen, den Namen eines sichtbaren Stellvertreters Jesu Christi auf Erden beizulegen, mit der Erklärung beizulegen, daß wir ihm hierdurch keineswegs die Rechte Christi über uns einräumen, wohl aber ihm bedeuten wollen, wie ihm obliege, uns das Bild Jesu in seinem eigenen Leben verwirklicht darzustellen?" — Den regulativen Glaubenssätzen macht der Verf. zum Vorwurfe, daß, nach Röhr, Gott, Tugend und Unsterblichkeit die drei einzigen Gegenstände wären, auf welche sich aller religiöse

Unter-

nterricht Jesu bezogen habe. Das sei aber viel zu Wenig, enn im Grunde werde doch noch von gar vielen Dingen ge- rochen, von Engeln, von unsern Stammältern, von der ergebung der Sünden, von Taufe und Abendmahl, von der endung des heiligen Geistes u. dergl. Dann wird der alte nterschied zwischen Widervernünftigem und Uebervernünftigem urgirt, und zuletzt die Lehre von Christi stellvertretender Genugthuung und von der Messe in chutz genommen. — In Bezug auf den Anhang der rund- und Glaubenssätze wünscht der Verf., daß D. Röhr it Austheilung „jener Spottnamen (?) der kirchlichen ositivisten, der symbolischen Buchstäbler; der obscurirenden Stabilitätstheologen, Etwas weniger igebig gewesen seyn möchte. Was aber die Wahlverwandtschaft derselben mit der römisch-katholischen irche betreffe, so gibt der Verf. zu, daß es allerdings in ner Kirche eine große Anzahl von Gläubigen gebe, so beschaffen seien, wie Röhr sie hier in allgemeinen Ausdrücken schildere. Beschweren aber müsse er sich mit vollem echte darüber, daß Röhr sich hier sowohl als auch in der lge fortwährend so ausdrücke, als wären alle katholische eologen von diesen Grundsätzen beseelt und müßten es seyn aft ihrer Ansichten von der Natur der ihnen gewordenen fenbarung. So sei es aber nicht. „Denn eben darum, rt er fort, weil wir Katholiken in dem jeweiligen Gemmtglauben unserer Kirche eine unfehlbare Auctorität verehren, weil wir voraussetzen, daß unsere Kirche sich eis fortwährenden Beistandes des heiligen Geistes erfreue: so nnen wir ohne Gefahr, zu irren, fortschreiten in der Ausbilng unseres religiösen Lehrbegriffs und haben dieß auch, wie Geschichte lehrt, gethan. Eine Perfectibilität seines Lehrgriffs kann Niemand folgerechter behaupten, als der Katho-" Wir können das dahin gestellt seyn lassen. Wie aber

aus

aus der großen Anzahl von Gläubigen der katholischen Kirche, die, zugegebener Maßen, stabil sind, und den Uebrigen, die es nicht sind, der Verf. seinen jeweiligen Gesammtglauben heraussinden und retten will, begreifen wir nicht. Ist er nicht ein Phantom, das ihm unter der Hand verschwindet? Bei welchen ist denn der Beistand des heiligen Geistes, bei den Stabilen, oder bei den Andern? Welche bilden denn die rechte unfehlbare Kirche? Von S. 207 an folgt eine angebliche Berichtigung der sechs Grundsätze, welche nach Röhr die katholische Kirche mit unsern evangelischen Stabilitätstheologen gemein haben sollten. Wir müssen das Einzelne dem Leser selbst überlassen und bemerken nur, daß sich der Verf. meistens damit durchhilft, daß er, die schlechte Praxis seiner Kirche zugebend, die Theorie von derselben geschieden wissen will. So in Bezug auf Ketzer und Verketzerungssucht heißt es S. 226: „Da uns indessen die katholische Religion nirgends erlaubt, Denjenigen, den wir um seiner abweichenden religiösen Ansichten willen aus unserer kirchlichen Gemeinschaft ausschließen, nun überdieß zu hassen und zu verfolgen, da es in unserer Religion eben so gut, wie in der seinigen, heißt, daß man den Irrenden mit Liebe zurechtweisen und mit Geduld tragen solle, da unser Glaube uns auch vor jeder Uebereilung in der Verdammung Anderer warnt, weil in das Innere nur Gott, der Herzenskündiger schaut: so hätte D. Röhr hier eigentlich nicht unsern Glauben, sondern nur unser, diesem Glauben so widersprechendes, Verfahren anklagen sollen; und hierauf hätten wir beschämt Nichts zu erwidern vermocht." In gleicher Weise spricht er sich S. 227 über die in seiner Kirche heimische Proselytenmacherei aus, leugnend, daß dieselbe aus dem Dogma von der alleinseligmachenden Kirche mit moralischer Nothwendigkeit, wie Röhr behauptet, folge.

Ueberschauen wir das Bisherige, so dürfte uns die Wie-

derverei-

dervereinigung der protestantischen Kirche mit der katholischen, wie sie der Verf. anzubahnen in seiner Schrift versuchte, noch im weiten Felde erscheinen und das um so mehr, als hier der Beweis geliefert wird, daß auch im Einzelnen aufgeklärte, katholische Theologen, als mit welchen wir es in der That hier zu thun hatten, vestgebannt in den Grundirrthum ihrer Kirche, die heilige Schrift unterordnend und das Trugbild der unfehlbaren Gesammtmeinung über sie erhebend, unserem Protestantismus und seinen erleuchtetsten Vertretern noch immer schnurstracks gegenüberstehen. Der Verf. scheint das selbst empfunden zu haben und spricht sich zum Schlusse nicht über diesen Grundirrthum, wohl aber über „einige andere Umstände aus, welche einer so erwünschten Wiedervereinigung der gespaltenen Kirchen scheinbar unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Er nennet den kläglichen Zustand unserer philosophischen Wissenschaften, die gehässigen Vorstellungen von der katholischen Kirche, die von protestantischer Seite noch immer geflissentlich verbreitet würden, die dreihundertjährige Entwöhnung, die wissenschaftliche Bildung, welche die protestantische Kirche voraushabe, und endlich die eigennützigen Rücksichten, von welchen die Protestanten gehalten würden. Ohne Alles, was hier vorgebracht wird, zu unterschreiben, machen wir auf einzelnes Richtige und Gutgesagte um so lieber aufmerksam, als wir dem Verfasser selbst, von dem wir manches Irrige und Unhaltbare zu berichten hatten, das Zeugniß schuldig sind, daß es nicht an Stellen in seinem Buche fehle, wo er wach war und hell sahe. Wie treffend spricht er sich z. B. S. 237 über die Sprache aus, in der unsere neuere Philosophie zu reden beliebt: „An die Stelle der Deutlichkeit und Gründlichkeit, welche als Pedanterie verschrieen wird, trat eine breite, schlangenartig sich fortwindende Schreibart, ein farbloser unverständlicher Ausdruck, ein Schwer-

ben und Schwimmen in Ansichten, Träumen und willkürlichen Voraussetzungen, ein Haschen nach neuen Worten und Redensarten, ein Gefallen an weitläufig ausgesponnenen Plattheiten, deren einziges Verdienst das der Dunkelheit und eines hierdurch erreichten gelehrten Anstrichs ist." — Eben so über die Wissenschaftlichkeit beider Kirchen. Es lasse sich wohl das aufgehende Licht in der katholischen nicht verkennen. Aber der Hemmnisse seien noch viele: „Die asketischen Uebungen, welche in den geistlichen Bildungsanstalten zur Erziehung tüchtiger Priester nöthig erachtet werden, rauben sie nicht der wißbegierigen Jugend Zeit, Kraft und Lust zu den umfassenden und schwierigen Studien, die in unsern Tagen so erforderlich sind? Die eigene Einrichtung der katholischen Schulen, gestattet sie mehr, als ein beschränktes oberflächliches Wissen, das einen zu armseligen Grund legt, als daß ein stattliches Gebäude nützlicher Kenntnisse auf demselben könnte aufgeführt werden? Hierzu kommt ein Geist tödtender Ceremonieendienst, ein ermüdendes Seelsorgswesen, ein sklavisches System der Unterordnung." — „Es ist daher ganz begreiflich, warum im Verhältnisse zu der großen Ausbreitung der katholischen Kirche und zu den reichen Mitteln für einen erfolgreichen Betrieb der Wissenschaften doch, nicht nur im Volke das Geisteslicht viel dunkler und sparsamer leuchtet, sondern auch im Klerus, zumal im höheren, die Literatur viel zu laue Bearbeiter findet und die Schriftstellerei sich höchstens auf die sich immer wiederkäuenden asketischen Bücher beschränkt." Doch meint der Verf., schon jetzt sei es nicht mehr die Macht des Papstes, welche die Katholiken beschränke und die Theologen hindere, freimüthig zu schreiben; sondern die Bischöfe und noch vielmehr die weltlichen Regierungen seien es, welche Volk und Klerus noch in den niederen Kreisen der Unwissenschaftlichkeit und aller damit verbundenen Uebel vestbanneten. „Der Bann, bemerkt er weiter, würde schnell gelöst werden, wenn

erst

erst durch den Uebertritt der Protestanten in großer Anzahl zur katholischen Kirche die Partei der Freisinnigen die Oberhand erhielte und die hinzugekommene frische Kraft die morschen Fesseln vollends zersprengte." Wir besorgen nur, daß uns Papst, Bischöfe und der unfehlbare jeweilige Gesammtwille unter dieser Bedingung nicht aufnehmen würden. Richtiger heißt es S. 249 weiter: „Die *bisherigen Bekehrungen* haben in dieser Hinsicht eher geschadet, weil sie durch die besondern Umstände, unter welchen sie Statt fanden, hauptsächlich durch die persönliche Eigenthümlichkeit der Ankömmlinge einen gewissen *mystischen Eifer* entflammten, der im Uebermaße von Begeisterung sich zum Verfechter der römischen Hierarchie erhebt, alles Alte in Schutz nimmt, selbst die schädlichen Auswüchse mit poetischer Uebertünchung verschönt und das Zufällige, Unwesentliche in Religion und Kirche, gerade als wäre es der Kern, die Grundlage der Rechtgläubigkeit, im grellsten Ausdrucke, nicht ohne gehässige Seitenblicke auf die sogenannten Neuerer und Umwälzer, vertheidigt." —

Der Verf. scheidet von D. Röhr, nach S. 253, „mit dem Bewußtseyn, keinen Augenblick vergessen zu haben, daß seine Religion an ihm zwar einen heftigen, aber doch redlich gesinnten und deßhalb und seiner Gelehrsamkeit sowohl als seiner anderweitigen Verdienste wegen sehr achtungswürdigen Gegner habe. Er hofft daher, daß Röhr durch seinen Widerspruch sich nirgends verletzt fühlen werde und versichert, daß er sich erfreut, ja geehrt fühlen würde, wenn es demselben gefiele, ihm in eben dem Tone, in welchem er zu ihm gesprochen, eine Erwiderung zu ertheilen, auf daß er erführe, in welchen Puncten er etwa so glücklich gewesen sei, Röhr's Beifall zu gewinnen, oder wo er ihn unbefriedigt gelassen habe." Wir danken ihm für die gute Meinung, die er von seinem, wenn auch nicht heftigen, doch scharf bewaffneten und jeden Falls redlich gesinnten Gegner hat. Die Hoffnung, sich im ruhigen

Tone

geantwortet zu sehen, glauben wir ihm mit unserer An-
de erfüllt zu haben. Was aber die Differenzpuncte selbst
griff, so würden Röhr und Er einander Viel näherstehen,
nn er seinem oben ausgesprochenen Grundsatze, daß in re-
iösen Erkenntnissen Nichts gelten dürfe, was
ch durch die sorgfältigsten Untersuchungen der
ernunft begründet oder gerechtfertigt werden
nne, wirklich treu geblieben wäre. Er wäre dann Ra-
nalist, wie wir es sind. Und wenn er nun auch das
angelium von Christo, wie es Christen ziemt, mit
fgabe seiner unhaltbaren Erblehre, zur einzigen, sichern
d ausreichenden Richtschnur des christlichen Glau-
s und Lebens erhoben hätte: dann wäre er christlicher
ationalist geworden, was wir zu seyn für unsere höchste
re halten. Und wie gewiß wir zugleich auch den Begriff
echten Protestantismus in diesem Namen wiederfin-
n, so gewiß und sicher hoffen wir, daß einst auf diesem
ege und auf diesem allein, die Scheidewände sinken
d nicht unter dem Papste, wohl aber unter dem Erzhirten
bst die Zerstreuten sich zu Einer Heerde sammeln werden.

Georg Quehls Predigten. Vier Theile. Theil I. Von 1. Advent bis Esto mihi.

Auch unter dem besonderen Titel:

Jesus Christus in evangelischen Bildern und Gleichnissen, nach dessen eigenen Worten dargestellt von u. s. w. Theil II. Die Liebe in himmlischer Verklärung. Fasten- und Osterpredigten von G. Q., evangelischem Prediger zu Erfurt. Vom Sonntage Invocavit bis zum zweiten Oster-

Ostertage. Theil III. Jesus, der Sohn Got-
tes, in seiner Gottesherrlichkeit. Vom Sonntag
Quasimodo geniti bis zum Trinitatissonntag.
Theil IV. Der Herr und seine Lieben zu Be-
thanien. Vom 1. bis 16. Sonntage nach Tri-
nitatis. Predigt- und Andachtsbuch für fromme
Christenfamilien, von Georg Quehl, König-
lichem Divisionsprediger zu Erfurt. Zweite Auf-
lage aller vier Bände. Erfurt 1833 und 1834.
In Friedrich Wilhelm Otto's Buchhandlung.

Um die Beurtheilung der vorliegenden Predigten nicht über die Gebühr auszudehnen, was uns leicht begegnen könnte, wenn wir uns mit jedem einzelnen der vier genannten Bände beschäfftigen wollten, fassen wir dieselben vielmehr gleich zusammen und werden uns bemühen, unsern Lesern in möglichster Kürze nachzuweisen, was sie sich von diesen Mittheilungen des auf dem Gebiete der Homiletik bereits bekannten Verfs. nach unserem Dafürhalten zu versprechen haben. Am Leichtesten aber glauben wir diesen Zweck zu erreichen, wenn wir seine Arbeiten zunächst im Allgemeinen nach Inhalt und Form einer unparteiischen Prüfung unterwerfen und dann an einzelnen, wenn auch nur wenigen, Beispielen darthun, in wiefern unsere in beider Hinsicht gemachte Bemerkungen ihre Richtigkeit haben. Anlangend also zuerst den Inhalt der fraglichen Predigten und die aus diesem selbst sich ergebende Tendenz derselben, so läßt sich Beides zum Theil schon aus den den einzelnen Bänden vorgesetzten Titeln errathen, indem schon diese darauf hinweisen, daß der behandelte Stoff immer und überall nur von „Jesu Christo" hergenommen sei. Nun kann es christlichen Predigten an sich allerdings nur zum Lobe gereichen, wenn sie Christum verkündigen, und dem Volke auf

erbau-

paulische Weise vortragen, was dieser einst geleh-
t, das Evangelium desselben stets die Quelle seyn
ll, aus welcher sie zu schöpfen haben. Wenn darum der
prediger dasselbe thut; wenn er in sofern biblisch predigt,
daß er nicht bloß gewisse Bibelstellen zu Grunde legt, so-
dern sich in allseitige Beziehung zu dem Herzen und Le-
ben der Hörer zu setzen sucht; wenn er seine Ermahnunge-
n, Belehrungen und Tröstungen immer den Aussprüchen Jesu
und der Apostel entlehnt, und in dem Sinne derselben zu
predigen sucht in der mannigfaltigen Bedeutung dieses Wortes:
so verdient diese Eigenschaft seiner Vorträge gewiß eine ru-
hmliche Anerkennung und gern bezeugen wir ihm, daß wir b-
esonders in dieser Beziehung nicht ohne Interesse gelesen haben.
Denn kein anderes übertrifft das Bibelwort an Kräft und Nach-
druck und des Zweckes der Erbauung wird der Geistliche imme-
r am gewissesten seyn, der am Tiefsten in den Sinn desselben
eingedrungen ist und es zur rechten Zeit und am rechten
Orte anzuwenden versteht. Indem wir aber dieses Zeugniß
dem Verf. geben müssen, sind wir zugleich genöthigt, zu be-
merken, daß es uns vorgekommen sei, als gehöre er zu denje-
nigen, die immer und immer nur Jesum Christum im Mun-
de führen und mit auffallender Hintansetzung seines himmlisch-
en Vaters alles Heil, allen Trost, alle Hilfe und allen Sege-
n selbst in irdischer Hinsicht nur bei ihm suchen und von ihm er-
warten lehren. So innig aber auch der Christ seinen Herrn
und Heiland verehren und so vest er auch immer überzeugt
seyn mag und soll, daß er an ihm den sichersten Führer zu
Gott, zur Tugend und zur Seligkeit habe, mit solchen Ansich-
ten, mit solchen offenbaren Uebertreibungen, mit solchen dem
Sinne Jesu und den ausdrücklichen Belehrungen des N. Tts.
selbst zuwiderlaufenden Behauptungen wird kein Unbefangener
einverstanden seyn und wir glauben gewiß, daß auf diese Weise
der Sache des wahren Christenthums eher geschadet als ge-

nützt

nützt wird. Wer wird wohl jetzt noch leibliche Hülfe von J…
erwarten wollen, weil er einst Kranke gesund gemacht und m…
wenigen Broden Tausende gespeist hat? Wer wüßte es nicht,
daß er selbst in frommer Demuth und voll tiefen, religiösen
Gefühls seine Lehre und sein ganzes Werk nicht sein nannte,
sondern des Vaters, der ihn gesendet habe und wie er nicht
bloß seiner Gemeinschaft mit Gott, sondern auch seiner Ab-
Abhängigkeit von ihm sich lebendig bewußt war? Wann hat
er sich selbst neben Gott gestellt und seine Wesensgleichheit mit
ihm, wie der Verf. thut, behauptet? Wenn ihm seine Jünger
und namentlich Johannes eine höhere als menschliche Würde
beilegen, welcher vorurtheilsfreie Schriftausleger wüßte es nicht,
wie er sich diesen Umstand zu erklären habe? Den Heiland
und Erlöser der Menschen nennen wir ihn mit Recht und
verehren ihn als solchen mit vester Ueberzeugung. Aber nie
kam es ihm selbst in den Sinn, sich Gotte gleich zu stellen,
und wie ihm dieser und der Wille desselben über Alles ging,
so soll jeder Lehrer der Religion auch hierin seinem Sinne fol-
gen und sein Beispiel nachahmen. Daß wir aber dem Verf.
nicht Unrecht thun, wenn wir ihm eine Verehrung Jesu beile-
gen, wie sie Jesus selbst nie gefordert hat, das könnte schon
die Ansicht seiner Themata und eine Ueberzählung der Stellen
nachweisen, in denen „Gott" und „Christus" erwähnt wer-
den, indem der letztern bei Weitem mehr sind, als der erstern,
und fast möchten wir sagen, es habe ihm Mühe gekostet, ne-
ben Diesem auch Jenes zu gedenken. Deutlicher indeß mögen
dieß noch einige besondere Beispiele beweisen. In der 5. Pr.
des ersten Bandes redet der Verf. im 3. Theile von den Wun-
dern, die Jesus verrichtet, wie er Kranke gesund gemacht,
Todte auferweckt, den Sturm des Meeres beschworen habe u.
und setzt S. 49 hinzu: Sehet, auf solch einer Gewalt ruht
der Thron des Weltheilandes, des Königs der Wahrheit.
Wann aber hätte denn Jesus selbst, dessen Reich nicht von

dieser

ieser Welt war, auf seine Wunder ein solches Gewicht gelegt,
aß er durch sie als den König der Wahrheit sich hätte zeigen
wollen? In der 6. Pr. desselben Bandes, ebenfalls „Christus
er König" heißt es S. 58: „Wie demüthig und liebevoll
muß nicht ein König seyn, der, auf Erden Gotte gleich, doch
rm ward um unsertwillen?" Wie aber stimmt dieß überein
nit Joh. 17, 3.? In der 2. Pr. des dritten Bandes ist die
Rede „von der Hilfe des Heilandes" und es wird gefragt:
ven oder was diese Hilfe betreffe, wer sie begreife und wann
ie geschehe? Von dieser Predigt gilt im besonderen Grade,
vas wir vorhin dem Verf. zum Vorwurfe gemacht haben.
Denn wenn es im 1. Theile heißt: die Hilfe des Heilandes
etrifft Seele und Leib, sie erfährt das Herz liebender Geschwi-
ter, die der Schwester den Brautkranz flechten, der Fürst, der
eine Kronen und der Bettler, der seine Brodstücke zählt, der
rme Handwerker, der keine Arbeit hat und der Sünder auf
einen gottlosen Wegen, wenn im 2. Theile gesagt wird, sie
ei nie zu begreifen und bleibe, wie das Walten Gottes, im-
ner ein Geheimniß; wenn im 3. Theile endlich behauptet
vird, der Heiland helfe gewiß, aber Zeit und Stunde habe
r seiner Macht vorbehalten, der Mensch müsse nur glauben,
Geduld haben und beten, — wer fühlt sich nicht versucht, den
Verf. Jenen beizuzählen, die statt Gott den lieben Heiland
nbeten und den Augenblick ihrer Erleuchtung und Besserung
enau angeben können, ohne jemals sagen zu können oder zu
wollen, auf welche Weise ihnen der Glaube gekommen und
as Heil widerfahren sei? In der 6. Pr. desselben Bandes
wird nach Joh. 6, 1—15. die Frage aufgestellt: Wie nährt
und versorgt Christus die Seinen? Nachdem gleich im Anfange
gesagt ist, durch die in dem Texte erzählte Speisung habe der
Sohn Gottes seine Macht und die Einheit seines Wesens mit
Gotte bewiesen, wird im 1. Theile behauptet, er nähre und
versorge die Seinen eben so, wie Gott, leiblich und geistig.

Der

Der leiblichen Nahrung wird indeß nicht weiter gedacht, … auch recht gut ist, es müßten denn die Worte S. 60 … zu rechnen seyn: sein Fleisch ist die rechte Speise und … Blut der rechte Trank. Soll dieser Ausdruck aber … verstanden werden, warum hat es denn der Verf. … ihn zu erklären, da er so leicht falsch gedeutet werden … Im 2. Th. der 1. Pr. des 4. Bandes steht S. 8: „… ten doch auch wir in solcher Eile und mit solcher … Zuversicht, wie die Schwestern zu Bethanien uns … Jesus Christus! Wir können ja mit unserer Bitte, mit … rem Gebete an keinen bessern, an keinen getreuern Helfer … wenden, was auch unsere Herzen belastet! Wie stimmen … die Stellen, wo Jesus selbst sich betend zu Gotte wendet … seine Jünger ermahnt, dasselbe zu thun? Am Auffallend… aber ist in dieser Hinsicht der 1. Th. der 3. Pr. … Bandes, in welchem nach Joh. 11, 5—6. „von der … des Herrn (nicht Gottes, sondern Jesu) die Rede ist. … können die ganze merkwürdige Stelle nicht abschreiben, … gern wir es auch unterlassen; aber wenn in ihr … Ja, wie er einst zur rechten Stunde die ismaelitischen … leute herbeiführte, um den hart bedroheten Joseph zu befrein, wie er einst zur rechten Stunde eines Königs Tochter … Ufern des Nils brachte, um das dem Wasser Preis gegeben… Kind der Todesgefahr zu entreißen, wie er einst einem ge… genen Paulus durch ein mächtiges Ungewitter die Pforten … nes Gefängnisses aufthat u. s. w., so wußte er auch immer zur rechten Stunde einen hilfreichen Engel dir zu senden, — wer erstaunt dann nicht über die Befangenheit, welche … darin ausspricht? Doch genug der Beispiele, obschon wir … noch eine große Menge anführen könnten. Nur das Eine … wähnen wir in dieser Hinsicht noch, daß der Verf. den … lichen Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, so wie die versöhnende Kraft dieses Blutes und die durch …

Za…

Tod zu erlangende Sündenvergebung deutlich lehrt und also auch dadurch seinen befangenen Buchstabenglauben an den Tag legt. Was wir in Absicht auf den Inhalt seiner Predigten weiter zu erinnern haben, steht mit dem bisher Gesagten im Zusammenhange und ist durch die Wahl der biblischen Abschnitte bedingt, die er seinen Vorträgen zu Grunde gelegt und durch die Hauptsätze, die er denselben vorangestellt hat. Sämmtliche Texte nämlich in dem 1., 3. und 4. Bande sind aus dem Ev. Joh. entlehnt und nur in dem 2. Bande werden Perikopen aus der Leidensgeschichte in Verbindung mit einzelnen Versen aus 1. Kor. 13. behandelt. Dadurch hat sich der Verf. verleiten lassen, eine Menge Themata aufzustellen, die unter einander von so verwandtem Inhalte sind, daß es an immerwährenden Wiederholungen, wenn auch unter andern Bildern und Redensarten, nicht fehlen konnte. So finden wir z. B. im 1. Bande folgende Hauptsätze: Christus, das Heil der Sterblichen — das Brod des Lebens — der Prophet — der Weg zum Leben — der König — die Thür — das Licht der Welt — die Auferstehung und das Leben — der Herr — der Gesandte des Vaters — der gute Hirte; im 2. Bande: „Was haben wir an Christus? — die Hilfe des Heilandes — wie nährt und versorgt Christus die Seinen? — worauf weisen die Zeichen, die Jesus that? und im 4. Bde. „die Hilfe des Herrn — lasset uns mit Jesu ziehen — der Ruf des Herrn — die Herrlichkeit Gottes und Jesu Christi — die Früchte der Liebes- und Machtthaten Jesu Christi. — Wer, und wäre er mit dem größten Scharfsinne begabt, mag diese und ähnliche Gedanken behandeln, ohne das schon zehn Mal Gesagte, wenn auch mit andern Worten, wieder zu bringen, da ja die Bilder: König — Herr, Weg zum Leben, Brod des Lebens — Wahrheit — Licht der Welt — die Thür — der gute Hirte im Grunde nur immer ein und dasselbe bezeichnen? Dem Verf. wenigstens

ist

ist es nicht gelungen, so gern wir auch dem Reichthume seiner Gedanken Gerechtigkeit widerfahren lassen, eben so häufige als lästige Wiederholungen zu vermeiden und wir müssen gestehen, daß wir seine Predigten nicht lesen konnten, ohne sie, dadurch ermüdet, öfters aus der Hand zu legen. Auch des Schmackhaftesten wird man am Ende überdrüßig, wenn uns immer wieder dasselbe geboten wird und so sehr wir auch den Gedanken des Verfs. billigen, *einen* biblischen Abschnitt in einer Reihe von Predigten zu behandeln, so hätte dieß doch auf eine Weise geschehen müssen, daß der Hörer oder Leser durch das ewige Einerlei nicht endlich abgestoßen wird. Doch wollen wir gern glauben, daß er einem *gewissen* Theile des Publicums damit volle Genüge geleistet habe. — Noch machen wir auf einige den Inhalt der vorliegenden Predigten betreffende Einzelnheiten aufmerksam, aus denen gleichfalls hervorgeht, wie so manchem Tadel der Verf. sich bloß gestellt hat. So behauptet er, wie gesagt, fast in den meisten seiner Vorträge, daß der Christ in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens Rath und Trost, Hilfe und Rettung bei seinem Heilande finden könne; *auf welche Weise* dieß aber geschehe, darüber läßt er uns gewöhnlich im Dunkeln, obschon eine solche Nachweisung gerade immer die Hauptsache ist, wenn gewisse Behauptungen nicht als grundlos erscheinen und Mißverständnisse vermieden werden sollen. So heißt es im 1. Th. der vierten Pr. des 1. Bds., in welchem dargethan wird, daß Christus seine Heerde recht leite: ein guter Hirte führt die Schaafe auf sonnige Anhöhen, wo die heilsamsten Kräuter stehen, an die kühle Quelle, in den Schatten des Waldes, in die wohlverwahrten Hürden und eben so thut Christus auch; — aber was nun unter den Bildern der Anhöhen, der Quelle u. s. w. zu verstehen sei, darnach fragt man vergebens. So hat der Verf. die Gewohnheit, bei schwierigen Stellen des Textes, an Statt den Sinn derselben kurz anzugeben, auf eine weitläufige Erörte-

Erörterung sich einzulassen, die verschiedenen Meinungen der Schriftausleger namhaft zu machen und dann sein eignes Dafürhalten nicht ohne Gewicht diesen beizufügen, auf die Schilderung der Lage, des Charakters u. s. w. biblischer Personen viele, zum Theil ganz nutzlose Worte zu verwenden und so Zeit und Raum mit Sachen auszufüllen, die zu Nichts dienen können, als etwa die Neubegier zu befriedigen und die Gelehrsamkeit oder die Darstellungskunst des Verfs. zu beurkunden. Man vergleiche unter Anderem den Eingang zu der 8. Pr. des 1. Bandes, wo der Verf. bei Gelegenheit einer entstandenen Feuersbrunst sogar eine Unterredung mit Jehovah hält; sodann den Eingang zu der 10. Pr. desselben Bandes, in welchem er sagt, er und mit ihm gewiß noch manche fromme Seele in der Gemeinde beklage es sehr, daß er zwei Sonntage nach einander nicht haben predigen können; ferner den 2. Th. der 4. Pr. des 2. Bandes, den 2. Th. der 7. Pr. des 4. Bds. S. 83, den 1. Th. der 8. Pr. des 4. Bds. S. 90 und den 3. Th. S. 99, den 1. Th. der 10. Pr. d. 4. Bds. S. 118, den 1. Th. der 12. Pr. des 4. Bds. S. 143 u. a. m. Auch versäumt der Verf. kaum eine Gelegenheit, auf die Katholiken und nebenbei hin und wieder auch auf die Rationalisten gehässige Ausfälle zu thun, was doch mit dem Geiste der Liebe und des Friedens, dem er an andern Orten selbst das Wort redet, in offenbarem Widerspruche steht; und wenn er bei Gelegenheit sich besonders an die weiblichen Seelen seiner Zuhörer wendet und das zartere Gefühl derselben in Anspruch nimmt: so erinnert das an die beliebte Weise gewisser Prediger, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. — Haben wir jedoch bisher über den Inhalt seiner Predigten uns tadelnd aussprechen müssen und zwar, wie wir glauben, nicht ohne zureichende Gründe, so erwähnen wir nun auch noch einer Eigenschaft derselben, die, da sie keinem seiner Vorträge fehlt, uns immer wieder mit ihm ausgesöhnt

söhnt hat, so oft wir uns auch durch die sonstige Beschaffenheit derselben verletzt fühlten. Wir meinen nämlich die praktische Tendenz, die überall in ihnen vorherrscht, oder die höchst beifallswerthe Weise, wie der Verf. die allgemeinen Wahrheiten an besondern Beispielen nachweist und die aufgestellten Behauptungen auf speciale Lebensverhältnisse anwendet. Hierin kann er in der That als Muster betrachtet werden, in dieser Beziehung haben wir seine Predigten nicht ohne Erbauung gelesen; wenn wir, wir möchten sagen, durch den theoretischen Theil derselben zurückgestoßen und auch wohl gelangweilt wurden: so wurden wir durch den praktischen immer wieder dafür entschädiget und die warme, kräftige, nicht selten sehr freimüthige Sprache, die er hier führt, hat ihm, wir gestehen es gern, unsere Achtung erworben. Es ist nicht möglich, alle hieher gehörige Stellen namentlich anzuführen; doch machen wir auf folgende aufmerksam: Band 1. S. 11, 29 und 30, 120, 122. Bd. 2. S. 69, 91, 105. Bd. 3. S. 28, 41, 73, 92. Bd. 4. S. 11, 50, 53 und 54, 160; indem wir zugleich unser Bedauern nicht bergen können, daß ein Mann, der, wie aus den bezeichneten Stellen hervorgeht, so trefflich und erbaulich zu predigen weiß, der eben gerügten Verirrungen sich schuldig machen konnte. — Nachdem wir so über den Inhalt der gegenwärtigen Predigten unser unmaßgebliches Urtheil ausgesprochen haben, kommen wir nun auf die Form, in welche sie eingekleidet sind und auch in dieser Hinsicht wollen wir unsere Meinung noch kürzlich zu erkennen geben. Verstehen wir aber unter dieser Form zunächst die logische und textgemäße Anordnung der Materie, so gibt es auch hierin Manches zu loben und Anderes zu tadeln. Unverkennbar nämlich ist das Streben des Verfs., seine Dispositionen dem Texte anzupassen und nach den einzelnen Gedanken desselben den Gedankengang der Predigt einzurichten. Und allerdings ist dieses Streben sehr beifallswerth, indem die zu Grunde

gelegte

...zelegte Bibelstelle nie als bloßes Motto voranstehen darf ... der ganze Vortrag gleichsam einen sicherern Halt und eine ... ...stere Auctorität gewinnt, wenn er überhaupt und in seinen ... ...sondern Theilen auf solche Stellen gegründet ist. Unrecht ab... würde man thun, wenn man durch den Wunsch, textgemäß zu predigen, zu allerhand Verdrehungen des Textes, oder zu logischen Sünden oder auch zur Aufstellung solcher Themata sich verleiten lassen wollte, die entweder gar keine Hauptsätze oder so weit und allgemein sind, daß sie in einer Predigt unmöglich gehörig durchgeführt und hinreichend erschöpft werden können. Und diesen Fehler hat sich denn der Verf. nicht selten mehr oder weniger zu Schulden kommen lassen. Man denke z. B. an die eben bereits erwähnten Hauptsätze der Predigten des 1. Bandes — Christus, das Heil der Sterblichen — das Brod des Lebens — die Thür — das Licht der Welt — der gute Hirte u. s. w. Wir würden schon deßhalb unsern Vorträgen solche Gedanken nicht voranstellen, weil sie bildlich ausgedrückt sind, ein Thema eben bestimmt angeben muß, wovon die Rede seyn soll. Und wie ist es möglich, sie während des kurzen Zeitraumes, den eine Predigt auszufüllen pflegt, so auszuführen, daß sie allseitig betrachtet und praktisch angewendet werden? Noch fehlerhafter ist es uns ferner erschienen, daß der Verf., wahrscheinlich auch durch das Streben, Thema und Theile dem Texte zu entnehmen, verleitet worden ist, in dem zweiten Bande — die Liebe in himmlischer Verklärung — (was bedeutet denn dieser Ausdruck eigentlich?) zwei Texte aufzustellen, den einen aus der Leidensgeschichte Jesu und den andern aus 1. Kor. 13., wo dann immer ein Vers dieses Capitels das Thema abgibt, während die Theile aus der andern Schriftstelle herausgezogen werden. Z. B. im 2. Bde. 1. Pr. 1. Korinth. 13, 5. und Matth. 26, 3—16. „die Liebe sucht nicht das Ihre." Um dieß darzuthun, wird hingewiesen 1) auf die Priester, 2) auf das Weib, 3) auf den

Herrn

Herrn, 4) auf Judas den Verräther. Zweite Pr. 1. Korinth. 13, 6. und Matth. 26, 20—30. „die Liebe läßt sich nicht erbittern. Dieß wird nachgewiesen 1) an dem Heilande, 2) an den Jüngern, 3) an dem Verräther, 4) an dem Mahle der Versöhnung. Dritte Pr. 1. Korinth. 13, 6. und Luk. 22, 35—41. „Die Liebe trachtet nicht nach Schaden." Zu dem Ende wird aufmerksam gemacht 1) auf des Geistes Schwert, 2) auf des Herrn Gebot, 3) auf des Judas Kuß, 4) auf des Verwundeten mildthätige Heilung. Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht erst das Sonderbare und Unzulässige einer solchen Dispositionsweise vorzustellen. Aber wenn es erlaubt ist, zwei Texte aufzustellen, warum soll es dann nicht eben so erlaubt seyn, drei, vier und mehr Bibelstellen zu Grunde zu legen und daraus eben so viele Theile der Predigt abzuleiten! Es ist uns vorgekommen, als hasche der Verf. nach dem Neuen und Auffallenden, denn die angegebenen Beispiele sind nicht die einzigen der Art. Wenn aber irgendwo, so ist dieses Haschen gerade hierin am Meisten zu tadeln und der Prediger, der seine Stellung versteht, wird es immer verschmähen, durch die Anwendung solcher kleinlichen Mittel neu seyn und Aufsehen erregen zu wollen. Noch machen wir auf einige irrige Dispositionen aufmerksam, die entweder durch die Themata gar nicht bedingt sind, oder mit den logischen Gesetzen streiten. Die 4. Pr. des 3. Bds. handelt „von des Sünders Krankheit und Genesung." Die als Theile angeführten Gedanken aber — auch wir waren einst krank — ist's wohl besser mit uns geworden? — wann wird's besser werden? — können unmöglich als solche gelten, wenn sie auch im Verlaufe der Predigt gelegentlich angeführt werden müßten. In der 6. Pr. des 4. Bds. ist die Rede „vom Tode und leiblichem Schlafe." Hier liegt der 1. Thl. — wer kann aus beiden erwecken — gar nicht im Thema, indem sich die Antwort von selbst versteht und die beiden andern — zu welchem Ende führen

beide —

beide — und zu welchen Gütern verhelfen sie uns? — fallen offenbar zusammen. Dasselbe gilt von der 8. Pr. des nämlichen Bandes: „Was haben wir in Leiden und Trübsal zu thun, um des Trostes unseres Heilandes gewiß zu werden? — wo der 1. Theil — wir müssen dem Heilande entgegengehen und der 3. — wir müssen seiner göttlichen (?) Gnade und Wirksamkeit vertrauen, nicht gehörig geschieden sind, indem das Entgegengehen eben ein Zeichen des Vertrauens ist. Die 11. Pr. des 4. Bds. hat zum Thema „die Thränen, die 1) oft ein lautes Bekenntniß der Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit, 2) eben so oft ein sprechendes Zeugniß von Unschuld oder aufrichtiger Reue seyn sollen. Es bedarf unserer Erinnerung nicht, daß das Thema durch diese Theile bei Weitem nicht erschöpft ist, indem es sicher noch viele andere Arten von Thränen gibt. In der letzten Pr. wird die Frage aufgestellt: „was thut wahre Liebe?" und darauf geantwortet: 1) sie dient treu und unermüdet; 2) sie weilet gern in der Nähe des geliebten Gegenstandes; 3) sie ist mit Freuden zu jedem Opfer für denselben bereit. Abgesehen davon, daß diese Disposition den Hauptsatz wieder nicht erschöpft, so ist auch der 2. Thl. von keiner Bedeutung, der 1. und 3. aber sagen dasselbe, da das treue Dienen eben nicht selten mit großen Opfern verbunden ist. Auch die Einleitungen stehen oft mit den Predigten selbst in keinem vorbereitenden Zusammenhange und der Verf. hat sich's damit ziemlich bequem gemacht, indem er den ersten besten Gedanken aufgreift und dann durch irgend eine hingeworfene Frage oder sonstige schnelle Wendung auf das Thema zu kommen sucht. — Und so ist uns denn nur noch übrig, daß wir dem bisher Gesagten auch einige Bemerkungen über die in der vorliegenden Pr. herrschende Diction hinzufügen. Es ist uns aber in dieser Beziehung eben so gegangen, wie hinsichtlich des Inhalts derselben; wir fühlten uns bald abgestoßen und bald wieder angezogen, und wenn wir hier

Stellen

Stellen begegneten, die wir mit großem Beifalle und selbst nicht ohne Erbauung lasen, so kamen uns dagegen andere wieder vor, die uns den eben gehabten Genuß sogleich wieder verbitterten. So finden sich z. B. in den meisten Pr. eine solche Menge Fragen, ein so oftes Wiederholen des „Siehe," ein so häufiges Anreden der Gemeinde in der zweiten Person der einfachen Zahl und so viele Apostrophen an Gott, an Christum und selbst an andere geschichtliche Personen der Bibel von niederer Bedeutung, unter anderen an Martha und Maria, daß man dergleichen Figuren zuletzt ganz überdrüßig wird. (Irren wir nicht, so ist das Aufhäufen von Fragen und das ewige Wiederholen des „Siehe" eine Eigenthümlichkeit einer gewissen Gattung von Predigern.) Dabei gefällt sich der Verf., wahrscheinlich um den von ihm dargebotenen Speisen für verwöhnte Mägen einen gewissen Hochgeschmack zu geben, in allerlei wunderlichen Sätzen, pikanten Phrasen und geschraubten Redensarten. So redet er, um nur Einiges namhaft zu machen, die Gemeinde gern auf absonderliche Weise an und nennt sie — Geweihete des Herrn — andächtige Heilsgenossen — Festgenossen — in Christo Berufene — auf Jesum Getaufte — der Gottheit Verwandte — u. s. w. So hebt die 3. Pr. des 2. Bds. an: Seid ihr wach, Ihr zur Herzens- und Lebensheiligung Berufene? Ihr Alle? Es könnte auch heute ein ernstes Wort zu Euch geredet werden, das Eurer Aufmerksamkeit vollkommen werth wäre! Ein neues wird es zwar kaum seyn u. s. w. In derselben Pr. steht S. 30, wo erwähnt wird, daß Jesus seinen Jüngern gerathen habe, sich ein Schwert zu kaufen, „Ein Schwert? Mein Herr und Meister, du mein göttlicher Lehrer, was beginnst du? Gott und Geber des Friedens, was willst du mit dem Schwerte?" Die 8. Pr. des 4. Bandes fängt an: daß Vielen kein wahrer Trost, kein wahrer Friede, kein wahres Glück kommt, hat oft in Zweierlei seinen Grund: in einem „nicht heraus- und in

einem

einem nicht hereintreten; — und die folgende Pr.: Soll in das Herz Himmelstrost herein, dann muß der Weltsinn zuvor heraus! Noch unsere letzte Betrachtung hat uns davon überzeugt. Aber bei aller Ueberzeugung, welche so Viele von dieser Wahrheit gewonnen haben, an dem „heraus" und an dem „hinein" mögen nicht Alle gleiches Gefallen finden; und das um so weniger, da zu dem „hinein" und „heraus" auch noch kommt ein „hinab" und „hinauf." Den Anfang der 22. Pr. desselben Bds. lautet so: Die Wolken haben Wasser, die Blumen haben Farben, die Augen haben Thränen, das Leben hat seine Leiden; aber dein Herz, mein Christ, hat keinen Glauben! — Welcher gebildete Zuhörer mag an dergleichen Schnörkeln wohl Gefallen finden, wenn sie vielleicht auch dem größern Haufen ergötzlich sind? Wir möchten dem Verf. nicht gern Unrecht thun; aber es hat uns scheinen wollen, als sei er hierin, so wie in der Fassung seiner Hauptsätze und in den Titeln seiner Predigtbände einem bekannten Kanzelredner unserer Zeit nachgetreten, der, ohne daß wir ihn zu nennen brauchen, an einer gleichen oder ähnlichen Manier sofort zu erkennen ist. Wenn wir aber nicht umhinkonnten, auf die gerügten Mängel aufmerksam zu machen, so müssen wir auf der andern Seite doch auch gestehen, daß der Verf. auch wieder so schön, so kräftig, so edel und würdevoll zu reden weiß, daß wir es in keinen andern Predigten besser angetroffen haben. Besonders ist dieß der Fall, wenn er, wie wir eben bereits bemerkten, zu den praktischen Anwendungen seiner Vorträge kommt; und wenn er vielleicht auch hier seine Methode nicht ganz verleugnen kann, so übersieht man über dem oft wahrhaft Rednerischen seiner Diction doch gern dergleichen Eigenheiten. Gestattete es uns der Raum, so würde es uns nicht schwer fallen, manche Beispiele dafür namhaft zu machen, da fast jede Predigt dergleichen darbietet. Nur eine der ausgezeichnetsten Stellen erlauben wir uns, hier wiederzugeben.

In

In der 4. Pr. des dritten Bandes wird die Krankheit des Sünders geschildert und es heißt daselbst unter Anderem S. 36: „Ach nun schauet an den Sünder, ob er nicht gleicht einem solchen Kranken! Ach wie verdrossen und mißmuthig, wie trauervoll und niedergeschlagen, wie ängstlich und unruhig ist nicht oft sein ganzes Wesen! Ist die Erfahrung, ist das Leben nicht reich an solchen Beispielen? Ach, wenn du sie wiedererblickst, Sohn, ungerathener Sohn! die alten ehrwürdigen Aeltern, deren friedliches, häusliches Leben du zerstört, deren Wohlstand du untergraben, deren guten Namen du befleckt, deren Alter du mit Schmach und Elend' überschüttet hast! Wenn du siehst die kummerbleichen Wangen, die abgehärmten Jammergestalten, die du gemacht hast: kannst du dann bleiben ohne Schmerz, ohne Unruhe, ohne die qualvollste Pein und Betrübniß des Gewissens? Oder wenn du dir vorstellst den Mann, den Jüngling, dem du einst Liebe gelogen und nun schmerzlich getäuscht hast durch falschherzige Betheuerungen; wenn du siehst den Freund, den Gatten, die Gattin, die du so namenlos unglücklich gemacht hast; wenn du die bis auf das Blut Ausgesogene und an den Bettelstab Gebrachte der Verzweiflung nahe siehst; ja, wenn du den grenzenlosen Abgrund erblickst, an dessen Rand dich deine Eitelkeit, deine Genußsucht, deine Hoffarth und Lebesucht geführt hat: ach, mußt du dann nicht zusammenschaudern vor dir selbst? wirst du dann nicht unruhig werden in deinem Gemüthe? Werden der Reue bittere Schmerzen dich nicht bringen zu dem offenen Geständnisse: Ach, Gott, ich bin krank, sehr krank! und meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werde?! —. Und so glauben wir denn unserer Recensentenpflicht nachgekommen zu seyn, indem wir über die vorliegenden Predigten unser lobendes und tadelndes Urtheil nicht ohne Angabe zureichender Gründe unverhohlen ausgesprochen haben. Sollte es uns jedoch nicht gelungen seyn, den Verf. von der Richtigkeit desselben zu über-

überzeugen, so haben wir damit doch vielleicht in sofern genützt, in wiefern es unsern, besonders jüngern, Amtsgenossen zur Ermunterung entweder oder zur Warnung gereichen kann.

Einzelne Predigten und Reden.

a) Predigten.

Unter den einzelnen Predigten, welche uns seit einiger Zeit zur Anzeige zugegangen sind, stellen wir dieß Mal an die Spitze:

1) **Reformationspredigt, am 31. Octbr. 1835 zu Dresden geh. von D. Christph. Fr. von Ammon, Vicepräs., geh. K. Rathe und Ob. Hofpr. — Dresden bei Walther. 29 SS.**

Nach dem ihr beigegebenen Vorberichte soll sie zur Antwort auf die bei'm genfer Jubelfeste aufgeworfene Frage dienen: „ob es nicht angemessen seyn möchte, die zu einer kalten dogmatischen und moralischen Manier sich hinneigende Weise zu predigen in der protestantischen Kirche durch Uebungen der Andacht, der Lobpreisung Gottes und fromme Anbetung zu ersetzen und unsern Gottesverehrungen neuen Geist und durchdringende Lebenswärme einzuhauchen?" — Die Frage selbst ist, wie man sieht, keine andere, als die neuerdings und namentlich auf Anlaß der preußischen Agende vielfach verhandelte: ob im protestantischen Cultus die Adoration oder die Predigt den Mittelpunct desselben ausmachen und welche von beiden als Zweck an sich oder nur als Mittel zum Zwecke dienen solle? Der Verf. entscheidet, wie der vom Geiste des echten Christenthums erleuchtete Protestant entscheiden muß, zu Gunsten der Predigt, indem er, eine hieher gehörige paulinische Aeußerung (1. Kor. 14, 26.) geschickt benutzend, die eigenthümli-

thümlichen „Verdienste der Kirchenverbesserung um die Erbauung ihrer Gemeinden" (der christlichen Gemeinde) darein setzt: daß sie „den verderblichen Mißbräuchen des äußeren Gottesdienstes für immer steuerte, — die christliche Verehrung Gottes auf die Erhebung des innern Geistes zu ihm durch Christus beschränkte — und Gesang, Unterricht und Gebet als die kräftigsten Mittel darbot, die Erbauung zu befördern." Läuft nun schon in der rednerischen Ausführung dieser Sätze Alles auf die Bewahrheitung des angegebenen Hauptpunctes hinaus, so ist dieß nicht weniger bei der praktischen Anwendung derselben der Fall und eine Stelle in den hieher gehörigen vier Momenten (S. 27) spricht die Ansicht des Verfs. ganz unumwunden dahin aus, daß Diejenigen in großem Irrthume sind, welche „fast jeden Unterricht aus unserer Mitte verbannen wollen und meinen, unser Gottesdienst könne nur dadurch neuen Schwung, neues Feuer und Leben gewinnen, wenn er sich in ein ununterbrochenes Gebet verwandeln und in abwechselnde Chöre der Anbetung, des Gesanges, der Kniebeugung, in Chöre der begeisterten Andacht, Fürbitte und Danksagung auflösen werde." — „Wenn, wird dagegen bemerkt, wenn es kein Gotte wohlgefälliges Gebet ohne Betrachtung, das heißt ohne Denken und Glauben gibt, folgt hieraus nicht unmittelbar, daß Unterricht und Lehre in jedem Falle der Anbetung vorangehen müsse, — und haben wir nicht schon jetzt der schwachen, unüberlegten und unchristlichen Gebete genug, die der Vater im Himmel zu unserem eigenen Glücke nicht erhören wird und nicht erhören kann? Nimmt ferner ein frommes und herzliches Gebet nicht alle Kräfte unseres Gemüthes so sehr in Anspruch, daß es gar nicht möglich ist, eine geraume Zeit in dieser Stimmung der Seele auszuharren; haben daher nicht Christus und seine Apostel fast immer Unterricht und Gebet verbunden und es bei dem Gebete ausdrücklich untersagt, viele Worte zu machen, und wir-

den

sich endlich in unsern Gemeinden, wo die Sch
mals tiefe Wurzeln schlagen konnte, nicht bald
timmen gegen eine Andacht ohne Lehre, gegen eine
s ohne Offenbarung, gegen eine schnell erregte W
Gluth des Herzens ohne Licht und Klarheit
zu — „So wollen wir denn, wird endlich als sum
hes Resultat der ganzen geistreichen Darstellung hinzuf
t nur der Verdienste eingedenk seyn, die sich die Verbesse
erer Kirche um die öffentliche Erbauung erworben habe
dern auch auf diesem Grunde unermüdet fortbauen, bi
re Gottesverehrung immer so zeitgemäß gestalten, daß sie
Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit pflegt;
wollen unsere Gesänge in Lied' und Ton' unablässig ver
ln, in unserem Unterrichte weniger den alten Buchsta
n, als den innern neuen Geist vorwalten lassen und ihm
etzt durch eine würdige Erhebung des Herzens zu Gott' das
iegel der Kraft und der Vollendung aufdrücken." — Möchte
s doch das Gewicht dieser Stimme endlich einmal vor der
igen Wiederholung von Vorschlägen sicherstellen, welche die
rmeintliche Verbesserung unseres Cultus auf Wegen bezwe-
n, die dem Charakter des Christenthums und des Protestan-
ismus geradezu entgegenlaufen und nur darauf abzuzielen
einen, der sinnlich-ästhetischen Genußsucht dieser Zeit auch
t Gebiete des kirchlichen Befriedigung zu gewähren. Dieses
iel verfolgt man leider schon zu sehr auf andern Wegen und
lbst die Hauptsache unseres Cultus, die Predigt, muß sich
azu mißbrauchen lassen. Daher denn der Verf. auch in fol-
ender Stelle ein sehr treffendes Wort spricht: „Man klagt,
aß das (die Mittheilung der Schätze der Weisheit und Er-
enntniß, die in Christus verborgen sind) in unserer Zeit nicht
immer kräftig, erbaulich und herzergreifend genug geschehe;
man führt laut Beschwerde über die zu große Allgemeinheit,
Trockenheit und Kälte der Vorträge; man will, wie bei einem

 Trauer-

Trauerspiele, nur ergriffen, gerührt, bestürmt und erschüttert seyn; Furcht, Jammer und zahlreich vergossene Thränen sind oft die einzige Regel, nach welcher der Werth einer Predigt bestimmt und gemessen werden soll. Ist das nun weise und gerecht? Muß nicht nach Gottes Ordnung überall das Licht der Wärme, Unterricht und Verständniß der Bewegung und Rührung vorangehen? Besteht nicht der größte Theil unserer heiligen Schriften, der größte Theil der Vorträge Jesu und seiner Jünger aus klaren, einfachen Belehrungen, aus schlichten Glaubenssätzen und Pflichtgeboten? Und wenn, statt verständiger und überzeugender Weisheit des Himmels die Unklarheit fruchtloser Geheimnisse, der wilde Eifer eines stürmenden Gefühls herrschend werden sollte, würden wir da statt besonnener Hausväter und Hausmütter, statt christlicher Bürger und Bürgerinnen in unseren Versammlungen nicht Schaaren von Heuchlern, Schwärmern und unwissenden Gewissensherrschern bilden? Nein, wollen wir echte, aufgeklärte, evangelische Christen seyn, so muß auch das Licht des geistigen Auges, es muß Lehre, Auslegung und Offenbarung im apostolischen Sinne des Wortes die Grundlage unserer öffentlichen Vorträge bleiben. Es ist keine Wahrheit des Glaubens so hoch, kein Gebot der Pflicht so klein und niedrig, daß sie nicht zu unserer Bildung und Erbauung besprochen werden sollten." — Gern theilten wir noch aus derjenigen Unterabtheilung, welche die fortdauernde Veredelung des geistlichen Gesanges empfiehlt, eine der schönsten Stellen dieses gediegenen Vortrages mit; diejenige nämlich, wo der Verf. die Dichter der jetzigen Zeit mit edlen Scheltworten darüber anläßt, daß sie, „stark in allen Künsten der Leier, doch unfähig oder ungeneigt sind, die Harfe des Herrn zu berühren, — aber wir müssen des Raumes schonen. — An demselben Reformationsfeste 1834 wurde die folgende Predigt gehalten:

2) Wie

2) Wie die Liebe zur Wahrheit in der evang
protestantischen Kirche noch immer als eine r
tige Liebe sich zeigt. — Von Karl G
fried Beer, Past. zu Oberau und Ni
rau. — Meißen 1834 bei Klinkicht ju
19 SS.

Der Verf. knüpft den Hauptgedanken derselben an
Kor. 13, 8. und führt ihn dahin aus, daß man jetzt, wie
st, seine Liebe zur Wahrheit kundgebe a) in treuem Fest
ten an dem Grundsatze, aus welchem unsere Kirche hervor
angen ist („die heilige Schrift müsse in Glaubens- und
wissenssachen allein entscheiden"), b) in richtiger Beurthei
g der öffentlichen Bekenntnißschriften des sechszehnten Jahr
nderts und c) in der vernunftgemäßen Behandlung der bib
chen Glaubens- und Sittenlehre. Das Wesentliche, worauf
ankam, tritt überall klar und überzeugend hervor, und der
erf. versteht die Kunst, Ueberzeugungen, welche dem Volke
cht immer nahegebracht werden, seiner Fassungskraft in einer
eise zugänglich zu machen, welche dem beengtern Gesichts
eise desselben angemessen ist. So heißt es S. 13 von den
ekenntnißschriften unserer Kirche: „Bei allem Beifalle, wel
en wir ihnen zollen, verkennen wir aber auch deren Mängel
icht. Sie liegen mit sehr augenscheinlichen Spuren menschli
er Unvollkommenheit und mit den Schwächen ihres Zeitalters
ehaftet der, zwar immer auch menschlich unvollkommenen,
ber doch weiter vorgeschrittenen Nachwelt vor Augen. Der
Hilfsmittel zur Erklärung der heiligen Schrift waren damals
icht so viele, als in unsern Tagen. Einzelne Stellen konn
en leicht mißverstanden werden und diese Mißverständnisse —
gingen bisweilen auch in die öffentlichen Bekenntnißschriften
über und wurden gleich oder späterhin als unumstößliche Wahr-
heit,

heit, wie ein Gotteswort, der evangelischen Christenheit an das Herz gelegt. Die Unruhe, unter welcher unsere Väter schrieben, die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Streit zwischen unserer und der älteren Kirche geführt wurde, die eigenthümliche Heftigkeit einzelner Wortführer trugen auch Etwas zur Unvollkommenheit ihrer Bücher bei. Das können wir eingestehen, ohne die schuldige Ehrerbietung gegen die Vorkämpfer unserer Kirche zu verleugnen und ohne den Gegnern das Feld einzuräumen, das denselben so ruhmvoll für die Unserigen abgenommen wurde." Noch zweckmäßiger würde der Verf. gesprochen haben, wenn er die praktische Bedeutung seiner drei Sätze für das religiöse Interesse des Volkes klarer hervorgehoben und eine concrete Veranschaulichung des allgemein Hingestellten, so wie den Nachweis seiner Einstimmigkeit mit den ausdrücklichen Forderungen des Evangelii geflissentlicher bewirkt hätte. —

Die nachstehenden vier Predigten sind auf die Berichtigung des Urtheils der Menge über die religiösen Wirren unserer Zeit berechnet.

3) Zwei Pfingstpredigten für d. J. 1835 von D. Albr. Heinr. Matth. Kochen, Gr. Herz. Oldenb. C. Rathe und Sup. zu Lübeck. — Hamb. b. Schubert. 24 SS.

4) Predigt in der Brüdergemeinde zu Kassel, am 34. Aug. 1834 geh. von D. C. F. W. Ernst erst. Pred. an dieser Gemeinde und Cons. R. — Kassel, 1835. 16 SS.

5) Convents-Predigt am 17. Septbr. 1834 zu Oberellenbach, Klosse, Rotenburg, geh. von C. Christ.

C. Christ. Raßmann, Past. zu Rengshausen in Kurhessen. — Kassel, b. Bohné. 22 SS.

6) Predigt vor einer Landgemeinde, geh. am Buß- und Bettage 1835 üb. Ev. Luk. 9, 51—56. — Nebst einem Nachtrage. Breslau bei Graß ꝛc. 40 SS.

Hr. D. Kochen schildert in seinen beiden Pfingstpredigten „die echten Freunde und die ärgsten Feinde der christlichen Kirche" in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit und ihrem durch sie bedingten Gegensatze. Die Züge dieser Schilderung entlehnt er aus angemessenen Bibelstellen so, daß mehr das historische, als logische Moment darin vorwaltet. Die echten Freunde der christlichen Kirche macht er nach Joh. 14, 23. 24. 26 und 31 daran kenntlich, daß sie sich unter und mit einander durch die freie Liebe zu Christo und seiner Lehre vereinigen; daß sie Christum nicht Dem gleich setzen, der ihn gesandt hat; daß sie nach einer immer vollständigern und hellern Einsicht in die christliche Wahrheit streben und die wirkliche Nachfolge Christi für ihre höchste Aufgabe halten. — Joh. 3, 6. 21. 19 u. 20. bietet dem Verf. die Merkmale dar, an denen sich die Feinde der christlichen Kirche erkennen lassen. Nach ihnen sind es diejenigen, welche einen gehässigen Unterschied unter den Christen machen und sie dadurch von einander trennen, den Stifter der Kirche selbst wider seine ausdrücklichen Erklärungen überschätzen, das Licht der fortschreitenden Wahrheit fliehen und die Hauptsache, das Leben im Geiste Christi, hintansetzen. Daß der gedanken- und geistreiche Verf. diese Hauptzüge an sich selbst gut auszuführen wußte, brauchen wir nicht zu versichern. Aber das scheint uns bemerkt werden zu müssen, daß er es dabei auch völlig bewenden ließ und sich nicht darüber verbreitete, wie sie eben ihrer Eigenthüm-

thümlichkeit halber Freundschaft oder Feindschaft gegen die christliche Kirche an den Tag legen. Das durfte wohl nicht unterbleiben, wenn der springende Punct die gehörige Erledigung erhalten und dabei das praktische Interesse des Ganzen nicht beeinträchtigt werden sollte. Auch scheint es uns nicht gerathen zu seyn, den zweiten Punct, an welchem der Verf. die Freunde und Feinde der christlichen Kirche kenntlich macht, so rücksichtslos, wie hier geschahe, vor dem Volke zu verhandeln und sich dadurch der Gefahr auszusetzen, selbst dem erleuchteten Theile desselben Anstoß zu geben. Besser ist es jeden Falls, die lautere evangelische Christologie einfach und schlagend hinzustellen und dadurch die christolatrischen Uebertreibungen derselben stillschweigend zu widerlegen, als beide in Gegensätzen auszuprägen, deren Schärfe manchem wohlmeinenden Christusverehrer wehethun könnte. Dabei ist jedoch nicht zu leugnen, daß der, der starke Speise vertragen kann, hier volle Befriedigung finden wird. Auch manche, vom Verf. eingemischte analogische Argumente, sind von guter Wirkung, z. B. S. 10 das: „Wahrlich, entwich er (Jesus) schon, wenn man ihn zu einem irdischen Könige machen wollte: wie würde er, der von Herzen Demüthige, sich vollends von seinen Zeitgenossen abgewendet haben, wenn man ihn hätte vergöttern oder Gotte gleich stellen wollen." Eben so S. 11: „Die echten Freunde der christlichen Kirche fühlten von Jeher das Bedürfniß einer vollständigern und immer hellern Einsicht in die christliche Wahrheit. Der kenntnißreichste aller Apostel schätzt sich nicht, es schon ergriffen zu haben oder vollkommen zu seyn, und Jesus selbst, das so edle als natürliche Bedürfniß seiner Jünger anerkennend und würdigend, gibt ihnen die beruhigende und ermunternde Zusicherung: der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird euch Alles lehren und euch erinnern alles Deß, das ich euch gesagt habe. Von einem

Wei-

Weiterkommen und Fortschreiten (in der Erkenntniß) ist hier ffenbar die Rede." —

Hr. D. Ernst verräth in seiner Predigt mit keinem Worte, warum er eben „die innige Verbindung zwischen Verunft und Christenthume" (über Röm. 12, 1.) zum Gegenkande derselben mache; wer aber die von Kassel berichteten eligiösen Umtriebe näher kennt, kann sich darauf selbst Antvort geben. Daß seine Aeußerungen über jene Verbindung iach den Ausfällen seines Collegen Lange auf den Vernunftsebrauch in christlichen Dingen die Zuhörer sehr ansprachen, rsieht sich daraus, daß diese Predigt „von einigen Bürgern ius der Brüdergemeinde in den Druck gegeben wurde." Könnte iun auch der Inhalt derselben im Einzelnen Etwas tiefer einreifen und praktischer gehalten seyn, als es der Fall ist, so ann er doch im Allgemeinen für eine ausreichende Apologie)es gegenseitigen engen Verhältnisses von Vernunft und Christenthume gelten. Den Beweis dafür entlehnt der Verf. im rsten Theile von ihrem gemeinsamen Ursprunge aus Gotte,)on der Unmöglichkeit, ohne Vernunft sich von der Göttlichkeit)es Christenthums zu überzeugen, von der Einstimmigkeit beider in Bezug auf religiöse Wahrheit, von der wohlthätigen Einwirkung des Christenthums auf die Vernunft und von dem Zusammentreffen derselben in Hinsicht der menschlichen Bestimmung. Logisch richtiger würde sich hier Alles auf den gemeinsamen göttlichen Ursprung, auf die gegenseitige Unentbehrlichkeit und auf die Uebereinstimmung beider in religiöser Wahrheit haben zurückführen lassen. Im zweiten Theile wird als Folgerung hieraus die Nothwendigkeit hergeleitet, Gotte für beide kindlich zu danken, sich alles Streits über ihren Vorrang zu enthalten, den Inhalt des Christenthums durch Vernunft zu läutern und von beiden zu einem sittlichen Wandel Gebrauch zu machen.

Auf gleichen Anlaß, wie Hr. D. Ernst, sprach auch Hr.

Hr. Past. Raßmann aus, was ihm zur Werthschätzung eines vernunftmäßigen Christenthumes Noth zu thun schien und zwar in einem Kreise von Predigern, deren Ansicht hierüber von entscheidendem Einflusse ist. Er hielt ihnen, nach Phil. 3, 18. 19., die „betrübende Erfahrung vor, daß selbst im Schooße der christlichen Kirche noch immer Feinde des Christenthums leben," und erhärtete dieselbe durch Hinweisung auf diejenigen, „welche das Christenthum verachten, dasselbe entstellen und durch einen unsittlichen Wandel verdächtigen." Das Betrübende dieser Erfahrung machte er dadurch fühlbar, daß er eine solche Feindschaft gegen das Christenthum als eine Verleugnung der bessern Menschennatur, als eine Ungerechtigkeit gegen den Stifter des Christenthums, als eine Beeinträchtigung seiner heilbringenden Wirkungen auf die Menschheit und als die Frucht einer sehr verwerflichen Gesinnung darstellte. Schon dieser flüchtige Umriß seiner Arbeit läßt auf den innern Werth derselben schließen, die höchst gelungene Ausführung derselben spricht aber noch weit mehr dafür. Ueberall dringt der Verf. tief in seinen Gegenstand ein, hält bei dem Urtheile darüber stets den christlichen Gesichtspunct vest, und wo er sich über die Erscheinungen, die ihm derselbe vor Augen führt, in Unwillen ergießt, trägt dieser Unwille die Farbe eines von der verletzten Herrlichkeit des lautern Christenthumes lebendig ergriffenen Gefühls. Wir ziehen zum Belege dafür nur Eine Stelle an, die sich S. 17 f. vorfindet: „Noch nie habe ich einer wahrhaft christlichen Lehre die gebührende Achtung versagen, selten die Kraft des Evangeliums auch auf rohe Gemüther ganz verfehlen sehen, immer noch haben die einfach herrlichen Wahrheiten desselben den Weg zu dem menschlichen Herzen gefunden, besonders wenn sie warm und lebendig aus dem Herzen strömten. Aber wenn, statt Christenthum, veraltetes Judenthum verkündiget, wenn Bilder und Gleichnisse als buchstäbliche Lehren dargestellt, wenn mittelbare

telbare Wirkungen des erhabenen Gottesgeistes als übernatürliche Eingebungen betrachtet, wenn die gröbsten Vorstellungen von der Erbsünde, der stellvertretenden Genugthuung geprediget, ja, der Glaube an die Erlösungsanstalt in diesem Sinne mit fast unbegreiflicher Dreistigkeit als ein weltüberwindender Glaube; als ein Pfeiler der Religion gepriesen wird; dann lächelt der Weise, dann spöttelt der Witzige, dann trauert der Gute und nur die in solchem unchristlichen Wahne Erzogenen bleiben ihm treu, bis es — auch in ihrem Geiste Licht wird, bis sie das Falsche ihres bisherigen Glaubens erkennen, vielleicht aber auch — mit dem falschen Glauben allen Glauben, alles Religiöse und Heilige verwerfen und vom finstern Aberglauben in entschiedensten Unglauben versinken. Und wenn ganze Völker gegen ihre Kirche sich erheben, ihre Tempel zerstören, ihre Priester verjagen oder ermorden, ihre kirchlichen Gebräuche verhöhnen: es ist keine Erhebung gegen die wahre Religion, diese unentbehrliche Freundin des Menschen, diesen wesentlichen Theil seines höheren, besseren Wesens, nein! es ist eine Empörung gegen die falsche Religion, es ist der Zorn der erwachten Menschheit über die Fesseln des Aberglaubens und des Irrthums, in denen man sie gefangen gehalten." Am Stärksten tritt der Eifer des Verfs. da hervor, wo er von den uneblen Beweggründen spricht, welche jetzt so Viele zur Vertauschung eines rein christlichen Glaubens mit widerchristlichem Aberglauben treiben und die neben natürlicher Geistesbeschränktheit in nichts Anderem liegen, als in der Sucht nach den damit verbundenen irdischen Vortheilen. — Merkwürdig ist an dieser wohl durchdachten und ausgeführten Arbeit noch das Vorwort, welches berichtet, daß ein geistlicher Zuhörer des Verfs. dieselbe für „unchristlich" erklärte, zugleich aber auch das entgegengesetzte Urtheil des Metropolitan D. Geisse zu Homberg mittheilt, das jeder Unbefangene von Herzen unterschreiben wird. Es geht hieraus hervor, daß Hessen, Trotz alles

allen Bemühens einflußreicher Verfinsterer, immer noch nicht Mangel an Männern habe, welche Muth und Kraft besitzen, ihnen entgegenzuarbeiten und den jungen Geistlichen, denen man schon im Laufe ihrer Studien den Kopf planmäßig zu verwirren sucht, als Muster einer liberalen theologischen Bildung vorzuleuchten.

Der ungenannte Verf. der letzten Predigt (dem Vernehmen nach Hr. Pastor Zürn zu Gebhardsdorf bei Lauban) fand den Anlaß zu derselben in dem ultralutherischen Treiben einiger schlesischer Geistlichen, das auch in seiner Nähe Platz greifen zu wollen schien (durch den bereits suspendirten Pastor Reinsch in Volkersdorf). Er benutzte dazu den vorgeschriebenen Text Luk. 9, 51—56. in der Weise, daß er „die Stimme des Herrn an das Geschlecht unserer Zeit: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" gegen Diejenigen geltend machte: welche nach Rache gegen den Beleidiger dürsten, Sünder durch Gottes Strafgerichte zu verderben wünschen und um des Glaubens willen einander verketzern und verdammen. Hierin ist nur das erste Moment allgemeiner Art, das zweite und dritte hingegen von besonderer Beziehung. Jenes hebt den unchristlichen Geist Derjenigen hervor, welche das jetzige Geschlecht als ein bis in den Grund verdorbenes darstellen und ihm das wohlverdiente Schicksal anwünschen, durch außerordentliche göttliche Strafgerichte vernichtet zu werden. Dieses macht an den Ketzerrichtern unserer Tage fühlbar, wie Wenig man vom Sinne Christi in sich trage, welcher alle seine Bekenner in Einem Glauben und in Einer Liebe vereinigen wollte, wenn man Andere, ihrer Abweichung in Buchstaben und Formeln halber, als Ungläubige verlästere und ihnen die Seligkeit abspreche. Es heißt hier unter Andern: „So wie damals (zu Christi Zeit) der rechte (jüdische) Glaube darnach bestimmt wurde, ob man auf Garizim oder zu Jerusalem anbetete: so sollen auch heute unbedeutende Worte

der

der Prüfstein des rechten und wahren Glaubens seyn; so wird mit erneuerter Wuth das Wörtlein: ist, bei dem Sacramente des heiligen Abendmahls zu einem Glaubensartikel erhoben und behauptet, daß jenachdem man es deute, Segen oder Fluch, Himmel oder Hölle über die Gäste am Tische des Herrn komme." — „So wie damals Samariter und Juden einander die Theilnahme an der den Vätern gegebenen Verheißung absprachen: so erheben sich auch in unserer Kirche Secten, welche, als hätten sie die Schlüssel des Himmelreiches in den Händen, einander den Himmel verschließen und Jeden, der sich nicht zu ihnen gesellt und hält, mehr verachten und für schlimmer halten, als Juden, Türken und Heiden." — Der beigefügte Nachtrag macht gleichsam den Commentar zu der Predigt aus und verbreitet sich zur Belehrung der Unbefangenen unter dem Volke über die tadelswerthe Schritte, welche die Urheber der schlesischen Kirchenspaltung gegen die preußische Union und Agende thun zu müssen glaubten, mit ziemlicher Weitläufigkeit und in der Hauptsache mit schlagender Wahrheit. Der Verf. wird dadurch nicht die bekehren, die durch ihre blinde Anhänglichkeit an das lutherische Dogma so viel Verwirrung anrichteten und sich selbst ein trauriges Schicksal bereiteten, er wird aber schon in sofern heilsam wirken, als seine bedachte Rede der weiteren Verbreitung des angerichteten Uebels steuern kann.

Noch fügen wir die Anzeige zweier Predigten bei, welche bei ein Paar seltenen Anlässen von hochgeachteten Geistlichen unserer Kirche gehalten wurden:

7) Predigt am Feste der Grundsteinlegung der St. Elisabeth-Kirche zu Marburg, den 16. Aug. 1835, geh. von D. Karl Wilhelm Justi. — Das. b. Elwert. 16 SS.

8) Pre-

8) Predigt gehalten am Tage der dritten Reforma-
tionsjubelfeier der genferischen Kirche, Sonntag
am 23. Aug. 1835 von C. W. Fäsi, Di
an d. St. Peterskirche in Zürch. — Das. b
Schultheß. 24 SS.

Der Verf. der erstern glaubte als Pastor an der gena
ten Kirche den Tag, an welchem dieselbe vor nun 600 Ja
ren durch den Schwager der heiligen Elisabeth, Landgraf Ko
rad von Thüringen, begründet worden war, zur Erweck
der ihm angemessenen religiösen Gedanken und Gefühle ni
ungenutzt vorübergehen lassen zu dürfen und veranstaltete da
zu diesem Zwecke eine im Vorworte näher beschriebene u
durch eine Einladungsschrift *) seines Sohnes, des
Diak. Justi, gut vorbereitete kirchliche Feierlichkeit. Was
dabei sprach, hatte es mit dem Hauptgedanken zu thun:
die Verehrung Gottes im Geiste als die würdigste Feier
Gründung unserer christlichen Tempel betrachtet werden m

*) Der Titel dieser Einladungsschrift ist: Vollständige Reihenfolg
aller seit der Reformation bis auf die jetzige Zeit an der E
Elisabethkirche zu Marburg gestandenen Pfarrer, nebst vorausge-
schickten kurzen Nachrichten von dieser Kirche x. — Marbu
1835. kl. 8. 76 SS. Die „vorausgeschickten Nachrichten"
über die Gründung und die Schicksale der Elisabeth-Kirche, wo
welcher auch eine lithographische Ansicht beigefügt ist, sind se
interessant sowohl in Hinsicht der ältern, als der neuern Ze
welche sie berühren. Aus letzterer ist das Merkwürdigste, wa
von dem Kampfe berichtet wird, den die evangelische Gemein
zu Marburg mit der Anmaßung zu kämpfen hatte, welche sic
die katholische in Bezug auf den Mitbesitz der Elisabethkirche z
Schulden kommen ließ und wovon schon im J. 1815 und 1816
Wachler's theolog. Annalen Nachricht gaben. Auch unter de
als Pfarrer der Kirche aufgeführten Geistlichen gibt es Viele,
von deren Wirken und Verdiensten man gern Kenntniß nimmt.—

Dieser Gedanke war um so zweckmäßiger gewählt, je weniger es sich verkennen ließ, daß eine so viele Jahrhunderte bestandene Kirche Menschen der verschiedenartigsten geistigen, sittlichen und religiösen Bildung zum Sammelplatze gedient hatte. Er selbst sagt hierüber im Eingange: „Sie alle wollten den Vater im Himmel verehren, aber auf wie mannichfachen Wegen suchten sie sich diesem Vater anzunähern. Bald geschahe es auf dem Wege dunkler Gefühle und blinden Glaubens; bald auf dem Wege ritterlicher Begeisterung für das, was man für das Wesentlichste des Christenthums hielt; bald auf dem Wege eitler Wortklauberei und leeren Formelwesens, womit nur allzuoft unchristliche Verdammung und Verfolgung Andersdenkender verbunden war; bald geschahe es auf dem Wege äußerlicher Werkheiligkeit und willkürlicher Büßungen, bald aber auch auf dem allein sichern Wege geistiger Erhebung, edler Selbstüberwindung und geläuterten Sinnes, die ohne christliche Duldung und aufopfernde Liebe nicht gedacht werden können." Dieses Letztere wird nun im ersten Theile der Predigt als das Wesentliche aller Verehrung Gottes im Geiste nachgewiesen, im zweiten Theile aber wird die erforderliche Anwendung gemacht. Je weniger der Verf. die Thatsache verkennen konnte, daß es „an bloß äußeren Bekennern, an Vertheidigern des Worts und todten Buchstabens, an strengen Sittenrichtern über Andere, und an kalter, starrer, sich großdünkender Gesetzlichkeit in unserem Zeitalter nicht fehle," desto herzlicher drang er auf die wahren Früchte aller geistigen Gottesverehrung, auf „reinen Sinn für Licht und Wahrheit, auf stets zunehmende Selbstveredelung, auf preiswürdige Handlungen und unermüdliches Wohlwollen und auf eine glaubens- und hoffnungsvolle Richtung des Gemüths auf das Unvergängliche." Von den geschichtlichen Verhältnissen der betreffenden Kirche macht der Verf. durchweg geschickten Gebrauch und spricht sich über die Elisabeth, deren Andenken die Kirche auf die

Nach-

Nachwelt bringen sollte, ein eben so gerechtes als mildes Urtheil dahin aus, daß, wenn auch ihre Frömmigkeit eine unerleuchtete, düstere und „über dem Streben nach dem Himmlischen die ihr näher liegenden irdischen, häuslichen und fürstlichen Pflichten weniger beachtende" war, sie doch als das Erzeugniß eines „reinen und guten" Willens alle Anerkennung verdiene. Der Wunsch am Schlusse ist sehr erhebend: „Möge auch der heutige Tag uns Allen ein Tag für den Himmel werden, dessen sich die Unsterblichen erfreuen! Verloren würde er für uns seyn mit all' seinem Jubel, seinen Gebeten und Preisgesängen, wenn nicht der Geist des Herrn sich reichlich über uns ergösse, er, der die Schlummernden aufweckt aus ihrem Todesschlafe, die Lauen erwärmt mit göttlichem Feuer, die harten Herzen zur Besserung erschüttert und die frommen Gemüther mit neuer Himmelskraft begeistert!" —

Die tüchtige Predigtweise, welche dem Verf. der zweiten Predigt, Hrn. Fäsi, bei Anzeige einer größeren Sammlung seiner Vorträge nachgerühmt wurde, verleugnet sich auch in dieser einzelnen Leistung nicht. Er benutzte die Luk. 12, 8—12. enthaltenen Worte mit vieler Gewandtheit, um darzuthun, daß das in ihnen geforderte Bekenntniß Christi sich in der Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts überhaupt und der der Stadt Genf insonderheit bewährte und zwar in sofern, als dieselbe Christum in die seit Jahrhunderten ihm streitig gemachten Rechte der Verehrung wieder einsetzte, als sie aus dem reinsten Eifer für echte, auf Jesu Lehre und Beispiel gegründete Sittlichkeit hervorging, als sie den rühmlichsten Eifer für Wahrheit und reine Gotteserkenntniß beurkundete und nur unter Gefahren von Leiden aller Art ausgeführt werden konnte. Die Erörterung dieser vier Puncte ist durchgehends gründlich und genau und nirgends wird dabei die praktische Beziehung derselben auf das Bedürfniß der Gegenwart aus den Augen gesetzt. Wir ziehen dafür eine einzige Stelle an: „Kein billi-

ger

Schätzer wahrer Größe, heißt es
Männern, deren die von ihnen
enkt, den Ruhm einer vor keinen G
ückbebenden Glaubenstreue streitig mac
ches Verhältniß so theuer, daß sie nicht a
um der deutlich erkannten Wahrheit
nen. Darum verließen sie ihr urspr
ten eine Zeit lang als unstäte Flüchtling
die Fremde, wo das Evangelium ein
d, zur Heimath. Darum entsagten sie
er Gönner, deren Gunst nur mit Verleug
Wahrheit behauptet werden konnte. Da
Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung, we
hret vom heiligen Geiste, wie es in
st, einst in diesen Tagen dem Rathe der Z
nem und der ihn begleitenden Brüder Namen
d bereit, die Wahrheit der Religion, welche wir
it unserem Blute zu besiegeln, der grausamste
s nicht für die Behauptung unserer guten Sa
d dann weiterhin: „So Schweres, wie den S
chszehnten Jahrhunderts, wird uns gar nicht zu
cht gemartert werden und sterben, nur sprechen un
llen wir für Christum. Aber, großer Gott, wie
nehmen wir uns, wo nur ein Mal zur Ehre Got
ühnes Wort zu sprechen, ein nicht ganz gewöhnlicher
thun wäre! Welche Trugschlüsse der Selbstbelügung n
ir da nicht zu Hilfe, um uns wegen der Unterlassung
Verwegenheit zu entschuldigen! Und haben wir ein Mal i
em Aufsluge frommer Begeisterung der Wahrheit unerschr
es Zeugniß gegeben: wie bald fangen wir an, gerade
chönsten Augenblicke unseres Lebens zu bereuen und uns sel
u peinigen mit der Vorstellung der nachtheiligen Folgen
welche daraus für unsere irdische Vortheile erwachsen wer-
den! —

den! — Ihr verklärten Bewohner einer bessern Welt, deren hehres Bild uns in diesen Tagen so ermunternd und begeisternd vorleuchtet, nein, mit der Feigheit, deren uns das Gewissen bezüchtigt, mit diesen in eisiger Selbstsucht erstarrten Herzen hättet ihr nimmer eine tausendjährige Finsterniß verscheucht und Mißbräuche gestürzt, zu deren Schutze sich die Mächtigsten verschworen hatten rc." — Die treffliche Arbeit ist „der ehrwürdigen Kirche Genfs als Denkmal brüderlicher Theilnahme geweiht" und dient zum Beweise, daß der erleuchtete Theil der protestantischen Schweiz ganz andere Ansichten von dem in Genf herrschenden religiösen Grundsätzen hatte, als einzelne verdüsterte Köpfe, welche allein evangelisch zu seyn glauben, weil sie auf Calvins Formeln schwören. —

b) Reden.

1) Rede bei der feierlichen Einweihung des Denkmales für Andreas Edlen v. Hofer. — Geh. in der Hofkirche zu Innsbruck am 5. Mai 1834 von Alois Röggel, Abt des Prämonstratenser-Chorherren-Stiftes zu Wilten, k. k. Gub. Rathe rc. — Innsbruck bei Wagner 1834. 24 SS. —

Die geschichtlichen Umstände, welche diese Rede veranlaßten und in ihr selbst sowohl, als in beigefügten Anmerkungen zur Erläuterung ihres allgemeinen Inhaltes benutzt werden, sind diese: daß nach dem gewaltsamen Tode, welchen der patriotische Hofer am 20. Febr. 1810 zu Mantua erlitt, die Gebeine desselben im Garten eines dortigen Bestungs-Geistlichen so gut wie ganz vergessen ruhten, bis sie im Anfange des Jahres 1823 von einigen Officieren des tyroler Jägerregiments erhoben und am 19. Febr. nach Innsbruck gebracht wurden.

rden. Hier wurden sie zunächst
, dann aber in der Hof- und F
he des Grabmals Kaiser Maximil
gebenden 24 bronzenen Standbilder
rdiget, hierauf die nöthigen Anstalten
te Hofer's durch Aufstellung des
selben aus weißem Marmor für immer
Einweihung dieses Standbildes hielt
liegende Rede und rechtfertigte durch sie
t man ihm dieselbe übertragen hatte,
undgedanke, welcher sie durchdringt, ist der
solches Denkmal in seiner irdischen W
vergängliche des Ruhms und Lohns ve
lche der Tugend und der treu erfüllten Pflicht
d daß daher ein Jeder, welcher es betrachte,
llichem Streben nach diesem Ruhme und Lo
sen müsse. In sehr gelungener Weise wird d
ses Gedankens durch die Eigenthümlichkeit dessen
ht, was Hofer war und wirkte und Alles, was
hes von ihm sagen ließ, so praktisch dargestell
Wirkung des Ganzen in allen seinen Theilen zu ein
ligiösen wird. „Wohl wahr," heißt es nach geschic
eutung auf die Einzelnheiten des hofer'schen Standbil
Manne, welcher es bezeichnet, „fehlten manche jener
en Vorzüge, welche die Welt von ihren Helden
Nicht sein Adelsdiplom, nicht sein Feldherrntalent, nich
militärische Bildung und Einsicht, nicht seine Weltkl
und Gewandtheit in Rede und Schrift, selbst nicht ein
as, was man persönliche Tapferkeit und kühnes Wagniß ne
at diesen schlichten Landmann an die Spitze der Landes
waffnung gestellt, sondern die Macht der Umstände und d
unbegrenzte Vertrauen seiner Landsleute auf seine Redlichkei
auf seinen Biedersinn, auf seine Vaterlandsliebe, auf sein ty

roler

voller Herz." Und dieses Vertrauen wurde vollkommen von ihm gerechtfertigt, denn „er hat gesiegt und ist nicht stolz geworden; er hat Tyrol in seiner Gewalt gehabt und ist arm geblieben; er hat drei Monate regiert und hat täglich ein Geringes verzehrt. Er hat die Anarchie gebannt, die Raubgierde bezähmt, die Habsucht gezügelt und Leben und Eigenthum beschützt. Der Tag, (der 15. Aug. 1809) wo er als Sieger mit seinen durch tapfere Gegenwehr erbitterten und strenger Kriegszucht ungewohnten Schaaren in diese Hauptstadt einzog und bloß durch die Zauberkraft seines Ansehens den empörten Leidenschaften Ruhe gebot, ist der glorreichste Tag in Hofers Leben und Innsbruck selbst — sein schönstes Monument." Das Alles leitet dann der Verf. von der Liebe zu Gotte und zum Vaterlande her, welche Hofern beseelte und knüpft daran die Ermahnung zur Pflege eines religiösen Sinnes und eines hingebenden Patriotismus. — Die Anmerkungen zur Rede erläutern manches in ihr nur kurz Berührte näher und eine wohlgerathene lithographische Zeichnung versinnlichet das hofer'sche Standbild.

2) Rede des Herrn Gen. Sup. D. Bretschneider und Predigt des Hrn. Oberpf. F. G. Ka... am dritten Jubiläum der genfer Reformation, d. 23. Aug. 1835 in der lutherischen Kirche (zu Genf) gehalten. — Genf 1835. 17 SS.

Es lag in der Natur der Sache, daß die deutsch-lutherische Kirche zu Genf, deren Daseyn und Bestehen größten Theils von der Municienz des gothaischen Fürstenhauses abhängt, eine sehr rege Theilnahme an der Jubelfeier der eigentlichen genfer Kirche an den Tag legte. Den Beweis davon geben diese beiden Vorträge, welche am 23. Aug. 1835 bei dem in jener Kirche veranstalteten Frühgottesdienste von den

auf

... dem Titel bezeichneten Männern ... Pf. Wend knüpfte in dem sein... Sonntagsevangelium die Frage: „Wozu ... Bedeutung dieses festlichen Tag... Gedächtnißtag der Stiftung der lutherisch... als Jubeltag der Stadt Genf) der... dieses Haus ist ein Bethaus? — und ...: zu dreifachem Lobe des Allmächtig... Danke gegen den Allweisen und zu dreifa... gütigen. Diesen einfachen Entwurf führt... fleißig und gründlich aus und ließ dabei ... Wunsch übrig, daß er die erste Bedeutung ... unberücksichtigt gelassen hätte, weil er nicht n... und dritten Stoff genug hatte, sondern n... Beschränkung darauf mehr Einheit in das ... wäre. Sonst ist dasselbe an schönen Stell... schönste von allen ist aber unfehlbar die, wo der ... Gemeinde auf den großen Vortheil aufmerksam ma... Kirche sich deutsch erbauen zu können. „Das W... richt er S. 15, wird zwar auch außerhalb diese... verkündigt, aber wie wenige unter den deutschen Bri... dieses Land durchreisen oder eine Zeit lang bewohnen ... Sprache, in welcher es hier verkündigt wird, genau ... ihr mit Verstand und Herz zu folgen und einen le... lebendigen Eindruck von derselben ins Haus und Leben ... zubringen? Und, lasset es uns nur bekennen, wenn w... auch verstehen die Predigt in fremder Zunge, ist denn V... Verstand auch schon Erbauung? ist denn Aufnahme mit ... Ohre auch schon Aufnahme im Gefühle, im innersten He... Heiligthume des Herzens, im Willen und in lebendiger Kraft? ... begleitet denn das fremde, in spätern Jahren erst im Auslan... mühsam erlernte Wort die süße Erinnerung der Kindheit un... des Vaterhauses, das theuere Andenken an Heimath und Leh...

rer,

ver, der wohlthuende Anklang an vaterländische Sitte und Lebensweise? Und an Alles das muß sich die Religion doch anschließen, in diesen Wurzeln des Lebens muß sie ruhen, wenn sie wirklich etwas Lebendiges, in That und Wahrheit Uebergehendes seyn soll. Darum verlasset unsere Versammlungen nicht, wie Etliche zu thun pflegen, deutsche Brüder, werthe Glaubensgenossen; suchet hier, was ihr nur hier im deutsch-lutherischen Betsaale finden könnet, die Kraft- und Kernsprache der lutherischen Bibel, die Macht und Milde des deutschen Gesanges, die ansprechende und erbauliche Verwandtschaft deutscher, andächtiger Gesichtszüge!" — Nach dieser Predigt sprach Hr. G. S. D. Bretscheider die ihr im Drucke vorangehende Rede. Er ging darin von dem einfachen Gedanken aus, daß, wie um ihn und um die Gemeinde, zu der er spreche, sich so um alle Christen auf Erden ein brüderliches Band schlinge, weil sie Alle Einen gemeinsamen Vater, einen gleichen Familiennamen, gleiche Gesetze und gleiches Erbgut haben. Darum, fuhr er fort, sollten sie nun freilich nicht in verschiedene Weisen und Bekenntnisse des Glaubens getrennt seyn, sondern dem Paniere Einer göttlichen Wahrheit folgen; da nun aber jene Trennung ein Mal Statt finde, so müsse sich mit dem gewissenhaften Halten an diese Wahrheit auch eine brüderliche Gesinnung gegen diejenigen verknüpfen, welche dieselbe nicht vollständig besitzen, nicht aber der thörigte und unchristliche Wahn einzelner Secten und Separatistenparteien, „daß nur ihre Fassung des göttlichen Worts die einzig zu duldende sei, daß Jeder, der nicht mit ihnen einstimme, ein falscher Christ, ein Kind der Hölle und der Verdammniß sei." — „So sehet ihr, geliebten Brüder," spricht der Verf. am Schlusse, „wie wir gegen die christlichen Mitbrüder andern Confessionen uns zu stellen haben. Wenn sie den wahren Gott, Jesum als den Christus und den Geist, der zur Heiligung und Beobachtung der göttlichen Gebote treibt, anerkennen

... und verehren, so müssen sie
... noch außerdem Lehren, die wir
... ebräuche, die wir nicht für zweckm
... ihnen zwar die Wahrheit nicht
... getrost bekennen, aber mit Liebe,
... zu verdammen." — Wie angeme
... ede den Verhältnissen war, unter dene
... ht aus dem Bemerkten von selbst herv
... uß und das Herzliche und Eindringliche
... er dem erkennbar werden, welcher sie selb

3) Worte am Grabe des Herrn ...
noldi, Doctors und Profess. Pr...
logie zu Marburg von L. Jul. ...
zweit. Pf. an der Univers. und ...
selbst. — Marburg b. Garthe.

Mit dieser Grabrede ehrte ein dankbarer ...
Andenken eines Lehrers, welcher sich in seinem ...
ichtige Bildung junger Theologen große Verdienst...
wenig er auch darnach strebte, durch Schriftste...
glänzen. Er bezeichnete in einer klaren und herzlich...
as Leben desselben als ein langes, unermüdet thäti...
ach nützliches, friedliebendes und gottergebenes und ...
mit den Segen einer wohlverdienten Ruhe im Grabe ...
us. In folgenden Worten machte der Verf. Bez...
eltend, welche an Ort und Stelle Jedermann deutsa...
nogten: „Nichts flohe und verabscheuete das von Liebe ...
Herz des Dahingeschiedenen mehr, als Zwietracht, Hade...
Feindschaft. In dem schönsten, beglückendsten Einverstän...
ebte er mit Allen, mit seinen Hausgenossen, mit den Le...
unserer Hochschule, selbst mit denen, deren Ueberzeugungen
Ansichten über die heiligsten und wichtigsten Wahrheiten

dur...

durchaus nicht beypflichten konnte. Er nahm sich nicht heraus, dem Glauben der Brüder und Schwestern Maß und Ziel vorzuschreiben, wie es von so Vielen in unsern Tagen geschieht. Ganz fremd war ihm jene Unduldsamkeit, die Andersdenkende liebles beurtheilt, verketzert und verdammt, und die leider! jetzt an so vielen Orten den Frieden in der evangelischen Kirche stört und vernichtet. Eine liebenswürdige, wahrhaft christliche Vorsicht in der Beurtheilung der Lehren, Meinungen, Gesinnungen und Handlungen der Nebenmenschen war ihm stets eigen; er richtete nicht, auf daß er nicht gerichtet werde rc." —

4) Trauerrede bei der Gedächtnißfeier des Herrn D. Karl Gleynmann, Pred. der evang. Gem. helvet. Confession in Wien und Pesth, geh. zu Pesth am 24. März 1833 von *Johann Kollár*, Prediger der evangel. Gem. augsb. Conf. zu Pesth. — Das. b. Trattner-Karoly. 23 SS.

5) Rede bei der feierlichen Einweihung des Herrn Superintendenten Johann Szeberini in d. Kirche d. evang. Pesther u. Ofner Gemeinde d. 28. Mai 1834 in Gegenwart von sechszig Predigern, geh. von *Johann Kollár*. — Auf Verlangen eines Magnaten in's Deutsche übersetzt von Johann Chalupka Prediger in Bries. — Ebendas. 24 SS.

Beide Reden sprechen dem Predigertalente, der theologischen Bildung, der Denk- und Urtheilskraft und dem bescheidenen Freimuthe ihres Verfs. ein sehr rühmliches Zeugniß. In der erstern stellt er das Bild eines christlichen Religionslehrers im Geiste unserer Zeit auf und rechnet zu den Zügen

dessel-

selben im Allgemeinen: gründliche Gelehrsamkeit oh
l, begeisternde Beredtsamkeit ohne Schwärmerei, rel
nale Duldung ohne Gleichgültigkeit und persönliche
ne Priesterstolz. In der nähern Entwickelung derse
überall beflissen, darzuthun, wie und warum die geg
e Zeit das Angegebene von einem christlichen Religion
dere und sich nicht mehr mit dem begnüge, was in ih
heren Zeiten ruhig hinnahmen. Dabei hütet sich der
rchgehends vor idealisirender Uebertreibung und verlangt
Lehr noch Weniger, als was Jeder im streng bemess
weise seiner Pflicht leisten kann und soll. So heißt es
Bezug auf die Beredtsamkeit, welche man jetzt von dem G
chen fordert: „Der größere Theil der Christen kommt ni
n heilige Stätte, um nur einer frommen alten Vätergewoh
eit genug zu thun und in gedankenloser Andacht mit jede
uch noch so leeren und kalten, Vortrage zufrieden zu seyn
Nein! er will seinen höheren Geistesbedürfnissen genug gethan,
eine geübtere Denkkraft angeregt, sein tieferes Gefühl ergriffen
und sich das Wort, das ihn erleuchten, bessern und beruhigen
oll, in einem Gewande dargeboten sehen, das seinem edleren
Geschmacke zusagt und seiner feinern Bildung angemessen ist.“
In Hinsicht auf die Würde aber, welche der Geistliche jetzt in
Anspruch nehmen darf, spricht der Verf.: „Immer noch ist
der geistliche Stand in den Augen jedes Denkenden der nütz-
lichste und ehrwürdigste Stand und wird es immer bleiben.
Nur die Zeiten und die Begriffe von Ehre haben sich verän-
dert. In den ältern und mittlern Zeiten der Christenheit
machte das Ansehen und der Glanz der Kirche den Geistlichen
zu dem, was er war; in der jetzigen entscheidet über die Würde
unseres Amtes einzig die Persönlichkeit und das edlere Selbst-
gefühl, eben weil die Form und Gestalt wenig, Geist und
Sinn dagegen in der Religion Alles gilt. Der geistliche Stand
ist jetzt aus Priestern in Lehrer der Tugend und der Glückse-

ligkeit

ligkeit verwandelt. Was allen Falls der Stand dabei verlor, das gewann die Person wieder. Verschwunden ist der Nimbus von Untrüglichkeit, vertaucht der Dunstkreis von Heiligkeit, welcher die Geistlichen sonst umgab. Ohne Schüchternheit und lästigen Pomp treten sie in das Leben, in die Gesellschaften, in die Häuser, gesucht von Edlen, geschätzt von Großen. Bei dem Anblicke derselben forscht die Welt nach Talent, nach eigenen Verdiensten, nach innerem Werthe, ohne auf ihre Hände zu sehen, ob sie die Schlüssel des Himmelreiches in denselben haben oder nicht." — Daß der Verf. die von ihm aufgestellten Züge eines würdigen Geistlichen dieser Zeit dem verewigten Cleynmann, dessen Gedächtnißfeier es galt, im Besonderen beilegen durfte, erweckt für diesen ein gutes Vorurtheil, nur würde es besser gewesen seyn, das Allgemeine und Besondere in einander zu verflechten, nicht aber in zwei getrennten Theilen zu behandeln, weil das die Einheit der Form verletzt und zu unnöthigen Wiederholungen führt. Die einleitenden Gedanken zum zweiten Theile deuten auch das Vorhandenseyn dieses Gefühls bei dem Verf. selbst an. — In der zweiten Rede verfolgt derselbe eigentlich einen localen Zweck, indem er mit Bezug auf die religiösen Verhältnisse seines Vaterlandes sich über die „Pflicht evangelischer Seelsorger" ausläßt, „nicht nur mit Wort und Sprache, sondern auch mit Feder und Schrift die Religion zu verherrlichen und das Volk zu bilden." Er erweist diese Pflicht aus dem „Geiste und Zwecke der christlichen Religion, aus der Würde des geistlichen Amtes, aus den geistigen Bedürfnissen des (ungarischen) Volkes, aus dem Beispiele der Vorfahren und aus der Dankbarkeit gegen Gott für das Geschenk der Buchdruckerkunst" und zwar mit eben so viel Anschaulichkeit, als Kraft und Nachdrucke. Aus den Einzelnheiten, welche hier zur Sprache kommen, ergibt sich, daß es dem Verf. vorzüglich am Herzen liegt, dem Mangel an guten Erbauungsschriften abgeholfen zu

sehen,

...ischen, an dem sein Vaterland um so empfindlicher l... ...ntfernter viele Ortschaften und Familien von den ihn... ...wiesenen Kirchen sind. Da dieser Vortrag in einem ...reise von Predigern gehalten wurde, so ist kein Zweifel ... von guter Wirkung gewesen seyn wird. Wäre das ...ach nicht, so macht er doch durch Inhalt und durch ... ...em Verf. eben so viel Ehre, wie der vorhin angezeigte, ...s ist ein sehr erfreulicher Gedanke, die protestantische Sch... ...erkirche Ungarns mit einer größeren Zahl so tüchtiger Geistlich... ...gabt zu wissen, als der Verf. ist. Möge das ja nicht a... ...ers werden, seitdem, wie der Verf. selbst klagt, den „dortl... ...en angehenden Gottesgelehrten der Weg zu den Hochschulen ...es Auslandes verschlossen," oder auf eine Weise vorgezeichnet ...t, welche sie bald um alle wahre theologische und homiletische Wissenschaft bringen könnte! — Wir schließen mit Anzeige der

6) Altarrede, vor vier Raubgenossen am Vorabende ihrer Hinrichtung den 11. Novbr. 1835 zu Oschatz gehalten und mit Bemerkungen herausgegeben von M. K. F. Bräunig, Diak. zu Oschatz. — Das. b. Oldecop. 16 SS.

Diese Rede ist nach Inhalte und Form ein Meisterstück der criminal-geistlichen Beredtsamkeit. Will der Staat, der bei'm Strafen seine Eingriffe in die Rechte Gottes auf die morgenländische Blutrache gründet, die letzten Tage und Stunden der zum Tode Verurtheilten nicht ohne die Zusprache und den Trost der Religion lassen, so kann dieß nicht zweckmäßiger und ergreifender geschehen, als es im vorliegenden Falle geschahe. Der Verf. versammelte unter Mitwirkung der betheiligten Gerichts-Behörden die durch gemeinschaftliche Verbrechen und ein gemeinschaftliches Todesurtheil verbundenen Unglücklichen in einer sonst nicht gebrauchten, jetzt aber für diesen

diesen Zweck eingerichteten, Kirche am Vorabende ihrer Hinrichtung zu einem gemeinschaftlichen Abendmahlsgenusse und sprach ihnen dabei, umgeben von andern Geistlichen und einer weise gewählten Versammlung, Worte zu, die ihnen Mark und Bein erschüttern und sie mit dem heißesten Verlangen nach dem daran geknüpften Troste der Vergebung ihrer Sünden erfüllen mußten. Die Zeit der Stiftung des Abendmahles, die letzte Nacht des Lebens Jesu, benutzte er als Anlaß, sie an die hereingebrochene letzte Nacht ihres eigenen Lebens, an die noch weit schrecklichern Nächte, in denen sie ihre Verbrechen begingen, an die Nacht, von der damals ihre Seele selbst umhüllt war, und an den zu erinnern, vor dem kein menschliches Thun von Nacht bedeckt wird, und ihnen dann fühlbar zu machen, wie sie in den Nächten ihrer Kerker allmälig wieder zum Lichte gebracht wurden und jetzt als reuige Sünder den hellen Strahl dieses Lichts in der Versicherung der Gnade Gottes durch Christum in sich aufnehmen sollten. Was er nun über alles Dieses sagt, strömt in einer Fülle der Gedanken und in einer Kraft der Rede dahin, welche den Leser auch im todten Buchstaben mächtig ergreift und im lebendigen Worte und unter den obwaltenden äußeren Umständen eine unbeschreibliche Wirkung thun mußte. Spreche dafür die erste beste Stelle: „Nacht, spricht der Verf., war damals (in euerm Verbrecherleben) in euch selbst; tiefe öde Nacht in euern Herzen und kein Strahl von Oben erleuchtete und erwärmte das verfinsterte Gemüth. Denn das ist der Fluch der Sünde, daß sie das Auge des Menschen verblendet. Wen sie ein Mal gefangen in ihren Netzen, den hält sie vest als ihren Knecht in ihren Fesseln und umstrickt ihn so mächtig, daß er nur schwer aus ihren Banden sich zu lösen vermag. Auch euch hat sie beherrscht und mit ihrer Finsterniß umhüllt. Waren sie doch von euch geflohen, die guten Geister alle, die den Menschen durch das Leben führen; verwischt und vergessen die

guten

*ten Lehren, die ihr in der Jugend empfinget; in den Wind
schlagen die Bitten und Warnungen theuerer Väter; betäubt
e Stimme des Gewissens; verhöhnt und verspottet das hei-
ge Gebot der Pflicht; verachtet und mit Füßen getreten alles
eilige und selbst der Glaube, der allein aufrechthält im
Sturme und Kampfe der Erde, mit frecher Hand aus euern
erzen gerissen. Der furchtbarsten Gewalt der Sünde und des
asters waret ihr dahingegeben; da schmachtetet ihr in einer
Gefangenschaft, die schimpflicher war, als der jahrelange Ker-
r; da truget ihr Fesseln, die härter drückten, als euere eiser-
en Ketten; da seufztet ihr in einem Elende, größer noch als
r nagende Kummer, der in der letzten Zeit die Blüthe und
raft eueres Leibes verzehrt hat. — — — Was hattet ihr
so damals für Frucht? deren ihr euch heute schämet; denn
r Tod ist der Sünde Sold. — Es war Nacht um euch,
acht in euch; nur keine Nacht über euch. Ob ihr auch
af nächtlichen Pfaden umherschlichet und euere Missethaten in
as tiefste Dunkel zu hüllen meintet: ein Auge, das nimmer
hläft, sahe euch doch und begleitete euch durch die dichte Fin-
erniß von Ort' zu Orte." — Ganz aus unserer Seele ge-
rochen sind namentlich die Worte, durch welche der Verf.
e durch seine Rede tief gebeugten Seelen der Verbrecher wie-
r aufrichtete. Hier ist nicht der leiseste Anklang jener Ar-
ensünder-Theologie zu hören, die eine eben so widervernünf-
ge, als widerchristliche Stellvertretung geltend macht, um dem
ach Gnade Verlangenden Gnade anzukündigen. Echt evan-
elisch heißt es vielmehr hier: „Nicht ewig zürnet der Vater
em Kinde, das auf den Pfad der Sünde sich verirrte, wenn
s auch noch so tief gefallen wäre und auch dem Verbrecher
uf dem Hochgerichte kann noch Gnade werden. Nicht versto-
en mag der Vater den Sohn, der reuig zurückkehrt zum
Vaterhause. Mit der Freude, die im Himmel herrschet über
nen Sünder, der Buße thut, breitet er ihm die Arme der

verzei-

verzeihenden Liebe entgegen und spricht: Mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden. Auch euch, ihr unglücklichen, bedauernswerthen Opfer der Sünde„ tönet heute dieß Gnadenwort entgegen. Nicht euer Verderben, sondern euer Leben wollte der Herr; darum hat euch seine Hand oft wunderbar gerettet, daß ihr nicht in euern Sünden dahin starbet und hat den starren Sinn in euch gewendet, daß ihr bußfertig vor den Stuhl seines Gerichts tratet. — Auch für euch ist Jesus Christus in die Welt gekommen, zu suchen, was verloren war. Ja, er ist zu euch gekommen durch uns in euere Kerker und ihr habet seine Hülfe nicht verschmähet. Durch ihn habet ihr Verlorne euch wiedergefunden; durch ihn seid ihr Verirrte zurückgeführet zum Vater; durch ihn würdet ihr Verzweifelnde getröstet; durch ihn ihr Verstoßene begnadigt. Voll dankbarer Rührung schauet heute zu ihm empor und rufet in demüthig freudiger Bewegung euerer Herzen: Jesus nimmt die Sünder an.“ — Nach einigen Zwischenworten knüpft sich hieran das Sündenbekenntniß, das der Verf. im Namen der Verbrecher spricht und auch das ist vom Geiste reiner Christlichkeit durchweht. — „Die Stunden unseres Lebens sind abgelaufen und Schauer des Todes umfangen uns. Geschlossen ist unser Wandel auf Erden; hienieden reift keine Frucht unserer Reue und Buße mehr. — — Dort im höhern Lichte soll nicht mehr der Erde Trug das Auge blenden; dort, erhoben über der Sünde Macht, nicht mehr Begier und Leidenschaft in unserem Innern toben. Dort wollen wir das Herz läutern von allen irdischen Schlacken, um zu tilgen die irdische Schuld; dort trachten nach deinem Reiche und seiner Gerechtigkeit, ob wir wieder gewönnen, was wir hier verloren. — — Dir, Herr, wollen wir leben die letzten Stunden der Erde, um in dir, dem Herrn, zu sterben den schrecklichen Tod und begnadigt, getröstet und geheiligt überzugehen zu deinem Reiche, wo

ein

ein milder Richterspruch aus deinem Munde unserer warten möge!" — Die beigefügten Bemerkungen über die Sinnesweise der einzelnen Verbrecher sind von namhaftem psychologischen Interesse; was aber der Verf. in der Vorerinnerung bemerkt, daß „diese Feier Widerspruch erfahren habe," bekennen wir — nicht zu verstehen. Denn welche Criminal-Praxis triebe die Barbarei bis zur Versagung des Abendmahles, nach dem sich arme Sünder sehnen; und wie könnte dasselbe wirkungsreicher ertheilt werden, als in der vom Verf. gewählten Weise? — Er lasse seine dabei gesprochenen Worte für sich selbst sprechen, — und jener Widerspruch wird verstummen. —

Mose, der Mann Gottes. Ein heiliges Lebensgemälde. In ein und zwanzig Kanzelvorträgen, gehalten im neuen israelitischen Tempel zu Hamburg von D. Gotthold Salomon. Hamburg 1835, bei Perthes und Besser. XXII und 320 SS. in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste Bekanntschaft mit dem Verf. machten wir bei Anzeige der 1829 von ihm herausgegebenen Festpredigten für alle Feiertage des Herrn; und daß ihm unsere damalige ausführliche Beurtheilung in diesen Blättern — XI. Bd. Heft — von einiger Bedeutung gewesen sei, haben wir aus der Vorrede des vorliegenden Buches ersehen. Er gedenkt hier namentlich, bekennt, sich zu uns als seinem Beurtheiler besonders hingezogen zu fühlen" und versichert, mehrere unserer in sich selbst begründeten Erinnerungen, wie er glauben dürfe, mit gutem Erfolge benutzt zu haben." So willkommen nun die geistige Beziehung ist, in welche wir soweit mit dem Verf. traten, so müssen wir gleichwohl so unbestochen als unum-

unumwunden bekennen, daß uns die vorliegenden Predigten nicht im gleichen Maße, wie die frühern, angesprochen und befriediget haben. Zwar verkannten wir die Mängel jener auch nicht und erklärten: „daß sie von der gewöhnlichen Form abwichen, daß die Auslegung oft spielend, bildernd und rabbinisch sei, daß die Disposition mitunter willkürlich und die Ausführung desultorisch erscheine, daß die Diction eine Menge solcher Worte gebrauche, welche entweder zu modern und weltlich seien, um der Kanzelsprache, oder zu wissenschaftlich, um der Volkssprache angemessen zu seyn und daß so auch Gegenstände berührt und in den Kreis des Religiösen gezogen würden, welche nach den gewöhnlichen Begriffen in einer christlichen Kirche nicht an der rechten Stelle seyn würden." Allein wir nahmen auch billiger Weise die Rücksicht, daß die jüdische Homiletik noch im Werden begriffen sei und gingen von dem Grundsatze aus, daß man die Productionen derselben nicht ganz nach dem Maße unserer christlichen Kanzelberedtsamkeit zu bemessen habe. Was uns aber allen Unvollkommenheiten und Abnormitäten gegenüber als überwiegend erschien, das war, neben dem edlen Feuer für die heilige Sache, der Fleiß, der überall zu erkennen war, die Durcharbeitung der einzelnen Vorträge und jene Kraft, welche in vielen Stellen durch kühne Bilder und Hohheit der Gedanken, bald in Wehmuth, bald im Eifer, oft an die Sprache und Würde der alten Propheten erinnerte. Wir machten darum auf die neuen israelitischen Predigten als auf eine nicht unbedeutende Erscheinung aufmerksam. Wie gesagt aber, weniger bedeutend erscheinen uns die vorliegenden. Den Grund davon wollen wir gern zunächst mit darin suchen, daß das Feld nicht mehr so neu ist als sonst, daß neben dem Verf. auch andere jüdische Homileten, wie Kley, Wolf, Mannheimer, Heß und Andere, mit Ehren Platz finden und daß nun schon die Forderungen höher und höher gestellt werden müssen. Allein davon abgesehen tragen unserem Ge-

fühle

.. iele, nach, die Predigten über
.. Gepräge der leichten Arbeit und e
.. bei ihrer Herausgabe hat der Ver
.. athen. Wohl sind sie, nach sein
..re 1827 von ihm gehalten und er
..e derselben das horazische Nonum p
ziemlich respectirt zu haben." Wenn
.. in der nächsten Zeile zu bedenken gib
— acht Jahre jünger sind, als der
sen homiletisches Studium in
.. jenen Reden, wir natürlich
Gute kommen können;" so ist das
.. geredet, oder ein trauriges Bekenntniß,
seinen Horaz nur halb oder gar nicht
.. mochten wir uns Etwas darauf zu Gute
.f. „mehrere unserer in sich selbst begründeten
er glaube, mit gutem Erfolge benutzt habe;"
.. nicht handgreiflicher, als es geschehen ist, über
.., daß die Verbindlichkeit, die er uns sagte, eb
..rbindlichkeit gewesen sei, deren Sinn und Wa
..rnünftiger weder genau untersuche, noch glaube.
.. uns der Ton der Vorrede nicht gefallen wollen.
..emisch gegen einige, in dem israelit. Predig
..chulmagazine von Philippson enthaltene,
..igen über die neue Predigtweise und steht, da sie von
..n zeugt, wenigstens vor einer Predigtsammlung nich
..hten Orte. Und wenn darin eine Aeußerung, die Gu
..st bei Anhörung eines Predigers, der die Salbung mit
..d D erzwingen wollte, mit dem Worten gethan haben
..err Gott, der hat Schmiere! gedruckt wiederholt wi
.. dürfte der Verewigte für solche Unsterblichmachung seine
..amens dem Verf. jeden Falls schlechten Dank wissen. Noch
..iß; die Vorrede beginnt: „Man sollte von Zeit zu Zeit

schon

schon deßhalb ein Buch schreiben, um — eine Vorrede schreiben zu können und uns in derselben über Manches, was wir im Amte erfahren, oder was uns auf dem Gebiete der Literatur Angenehmes oder Unangenehmes begegnet ist, zwanglos expectoriren und unverhohlen unsere Meinung zu äußern." Auch hier erkennt der Leser, ohne unser Erinnern, wie das Eilfertige in der Form, die nicht ein Mal sprachlich richtig ist, so das Leichtfertige des Inhalts. Der Verf. aber, müßte er nicht selbst vor der Consequenz erschrecken, wenn wir ihm, nach der allereinfachsten Logik, den Vorwurf machten, er habe demnach seine ein und zwanzig Kanzelvorträge, sein heiliges Lebensgemälde Mose, des Mannes Gottes, deßhalb geschrieben, um — seine Vorrede zu schreiben? Doch wir enthalten uns dessen und prüfen die Vorträge selbst. — Das Leben Moses war in der That ein interessanter und würdiger Vorwurf zu einer ausführlichen homiletischen Bearbeitung. Es würde das für jeden christlichen Prediger gewesen seyn, wie viel mehr für einen Redner in Israel, der keinen höheren Sterblichen, als Moses, kennt. Hier kam es nun darauf an, das Bild des Mannes charakteristisch aufzufassen, ihm nachzuspüren in alle einzelne Züge, Licht und Schatten unbefangen zu bemerken und das nach diesen Vorstudien dargestellte Einzelne immer wieder so zu concentriren, daß das Gemälde als ein Ganzes wohlgetroffen, wahr, lebend und sprechend vor dem geistigen Auge stände. Unbefangenheit der Anschauung also, scharfe Beobachtung, tiefe psychologische Erfassung waren die Erfordernisse, welche der glücklichen Darstellung vorangehen mußten. Aber gerade in dieser Hauptsache scheint es der Verf. Etwas haben fehlen zu lassen. Er selbst gibt in der letzten Predigt in einer Recapitulation die Hauptzüge aus dem Bilde Mosis und bezeichnet als charakteristisch: „seine felsenveste Treue gegen Gott, der ihn gesendet, daß er, Licht und Wahrheit in Israel verbreitend, Israels Führer und der Menschheit Wohlthäter

...nter werde; seine Weisheit, die sich bei allen ihr...
...iren Zwecken keinen Augenblick vergißt und die verwi...
...usle zu entwirren versteht; seine beispiellose Uneigenn...
...t, die die eigene Persönlichkeit ganz und gar verle...
...den eigenen Vortheil niemals denkt; seine Demuth
...duld, mit der er Leiden und Verkennung erträgt, ...
zu werden; seine nimmer erkaltende Liebe zu ...
, die Gott ihm anvertraut, eine Liebe, die sich für die ...
...ten gutwillig opfert und eher aus dem Buche des Leben...
...lgt sehen will, als daß die Seinen Elend treffe." Das
Etwas, aber nicht Alles; das sind Züge, aber sie sind
...t alle wahr; das ist ein Bild, das wohl noch auf Man...
...n paßt, aber kein Portrait, das nur Einem angehört. Der
...rf. hat es vornehmlich darin versehen, daß er den Schatten
seinem Bilde einseitig vermied. Zwar hat er sich in Theß
... verständig im Eingange des 14. Vortrags über den Punct
...sgesprochen, aber in Praxi blieb er sich nicht treu; und fin...
sich selbst eine ganze Predigt von Mose Vergehen und
...trafe S. 245; so war das das Etwas unklare Vergehen am
...derwasser, „daß ihr mir nicht vertraut habet, mich zu hei...
...en," um den Beschluß des Allmächtigen zu motiviren, „daß
nicht bringen sollet diese Versammlung in das Land, wel...
...s ich ihnen gegeben." Dürfen wir nun auch dem Verf.
... Israeliten nicht zumuthen, daß er in solcher Weise von
...oses predige, wie noch neuerlich v. Ammon in seiner Fort...
...ldung des Christenthums zur Weltreligion den...
...ben für einen Mann erklärte, der es „mit Wahrheit, Recht
...d Pflicht nicht immer genau genommen habe," so können
...ir doch auf der andern Seite ein Gemälde Mosis, das von
...inem leidenschaftlichen Handeln, von seinem Unrechte bei'm
...orde des Aegyptiers, von seiner List und Lüge vor Pharao,
...on seinem Eingriffe in die goldenen und silbernen Gefäße der
...gyptischen Nachbarn bei'm Auszuge, von seiner Grausamkeit

im

im Hasse gegen die zu Vertilgenden und von Aehnlichem, gänzlich Nichts hat und der Geschichte, wie der psychologischen Nothwendigkeit widerspricht, nimmer für ein vollständiges und treues erklären. Der Verf. will in der nächsten Serie das Leben Davids schildern. Dort würde der Fehler ihm noch größern Eintrag thun. Aber auch hier hat er ihm und der Sache geschadet, um so mehr, als er Manches sogar gut geheißen hat, was Unrecht war, und mit Hindeutung darauf zur Nachahmung auffordert. Die zweite Predigt z. B. handelt von Mose als Jüngling. Wir wollen nicht über die Willkür rechten, mit welcher aus den Worten 2. Mos. 2, 11. „als Mose groß war," gerade das Jünglingsalter erschlossen, auch nicht darüber, daß im letzten Theile der Predigt über den Jüngling Mose von Moses — beiden Kindern gehandelt wird. Aber daß der Verf. den Todschlag des Aegyptiers so ganz ohne alles Arge als eine reine That der Gerechtigkeit schildert, „deren Geist in der ganzen mosaischen Gesetzgebung zu erkennen, ihre Wurzel, ihr Stamm, ihre Krone, ihre Frucht sei;" ja daß er dann in der Anwendung ganz unbedenklich sagt S. 22: „darum lernet von Mose dem Unrechte steuern und Denen beistehen, denen Unrecht geschieht!" und wieder Seite 23: „Wem es an Stärke des Arms nicht gebricht, der wende sie an, um die gequälten Geschöpfe von ihren Tyrannen zu befreien; werdet, wie Mose, der Unschuld rettende Engel und übet, wie er, Recht und Gerechtigkeit, wo und so oft euch die Stimme der Unschuld entgegenseufzt" — das ist doch in der That, wenn nicht geradezu aller bürgerlichen Ordnung in einem christlichen Lande entgegen, doch mindestens unbesonnen geredet und dem Mißverstandenwerden durchaus unterworfen. — Wir würden indessen ungerecht gegen den Verf. seyn, wenn wir nirgends Besseres und nirgends auch characteristischere Züge seines Helden in seinen Vorträgen wollten gefunden haben, als er uns in Obigem selbst gegeben hat.

... So wird in der Predigt: di...
...ng, Mosis Sinn für die auf Got...
... vorgehoben. „Fast alle große un...
... im Leben und in der Geschichte b...
... Natur und fühlten sich zu der B...
...erstehlich hingezogen. Hochbegeisterte
... Natur war das Heiligthum, in welc...
...gen und den erhabensten Stoff zu ihre...
... mit der Fackel der Wahrheit vorangin...
... Vorurtheile und Irrthümer erleuchtete...
... Hochschule, in der sie sich bildeten. Die
...t, die ihr Leben darauf verwendeten, dem
...echte Gott und Religion zu lehren, ihr
... die Natur. Hier erhob sich der Geist zu
...ohen und Vortrefflichen; hier schwangen sie
...ter des Lichts und der Wahrheit. Und zu ...
...n. der Menschheit gehört denn auch der Leh...
...d größter." Besonders angesprochen hat uns
...wendung der Wink, die Natur zwar nie ande...
...mmem Sinne, aber auch mit jener Bescheid...
...auen, in welcher sie Moses geschauet habe: „U...
... sagen, weil Mose sein Angesicht verbarg...
...urde er gewürdiget Gott zu schauen. Ein tief...
...iele gingen in die Natur und ärmer als sie hinging...
...n sie zurück. Sie haben weder Gott, noch Gott...
...de Fürsehung, noch die anschauliche Lehre von unser...
...n Fortdauer gefunden, weil sie zu den unbescheidener...
...n gehörten, die sich zu weit vordrängten, Gott zu ...
...eil sie Alles sehen wollten und mehr sehen wollten, ...
...ott dem sterblichen Auge in der Natur offenbaren kann,
...nbaren will: so blickten sie in die Sonne und kamen verbl...
...t zurück." Thema und die Disposition dieser Predigt sin...
...die ein offenes Auge und eine empfängliche Seel...

für

für die Natur und ihren reichen Inhalt das trefflichste Mittel sei, uns zur Tugend und Frömmigkeit zu ermuntern, und gegen die Angriffe, die auf unsere Tugend und Frömmigkeit unternommen werden, sicher zu stellen. Denn auf diesem Wege lernen wir zuvörderst den Grund aller Frömmigkeit und Tugend kennen; zweitens in der Tugend und Frömmigkeit beharren; und drittens an ihre ewige Dauer glauben. Abgesehen von den formalen Ausstellungen, die man namentlich am Thema machen könnte, führt uns der dritte Theil auf einen Punct, den wir nicht übergehen können, weil er öfter wiederkehrt. Es ist nämlich bekannt, daß im Pentateuch von dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode keine erweisliche Spur zu finden ist. An Statt nun diese Armuth im Glauben Mosis anzuerkennen und wie bei seiner Sittenlehre so auch in seiner Gotteslehre die Wiege nicht zu leugnen, in der noch das Kindlein ruhete, das später durch Propheten und Lehrer zum Jünglinge herangezogen ward; thut der Verf., als habe Nichts gefehlt und sei Alles, was dem jetzigen Mosaismus angehört, in Mose schon vollständig und fertig gewesen. Wenn er demnach in unserer Predigt sagt: „so lehrt die Natur Gott kennen, Gottes Fürsehung kennen, ewige Dauer kennen;" so hatte Moses aus seiner Naturbetrachtung das Letztere in der That nicht gewonnen und konnte hierin wenigstens den heutigen Israeliten nicht zum Vorbilde dienen. Gewonnen aber, nicht verloren, würde Moses haben, wenn der Verf. ihn wahrer, wenn gleich weniger vollendet, genommen hätte. — Einen edlen Zug hebt die zwölfte Predigt hervor, welche, Moses mit den Gesetztafeln und mit dem Strahlen werfenden Angesichte zur Unterlage nehmend, von religiöser Volksaufklärung handelt. „Geleugnet, sagt der Verf., kann es freilich nicht werden, daß das Licht besser sei, als die Finsterniß; doch will man uns bereden, es sei dieses Kleinod nur für Einzelne,

…ne, für Auserwählte und Beru…
…zu erwählt, nicht Alle darzu b…
…chem, wäre das Licht nicht zuträ…
…ich namentlich seinen Volksgenosse…
…d mit Wehmuth beklagt, daß „die
…r noch nicht gekommen sei;“ so nach…
…orsicht ein. „Viele rühmen sich, das …
…n; aber es war kein Lebensbaum, den si…
…ß der Verf. hier aus dem Bilde gefa…
…sen und den Glauben erschüttern und be…
…, das haben sie Aufklärung genannt. …
…ht, keine wohlthuende Flamme. Ausbrü…
…es aus dem Schooße der Erde waren es, di…
…rzehrten.“ — Das Nämliche, was von
…rfen wie von der neunzehnten Predigt sagen,
…r das Land der Verheißung nur schauen, nich…
…e Veranlassung zu dem Thema nimmt: Wi…
…ns als gottgläubige Menschen und Is…
…rhalten, wenn wir die bessere und g…
…eit, die wir voraussehen, nicht selb…
…ollen? In der Einleitung hat zwar der Verf., un…
…Gegensatz zu erschaffen, eine Unrichtigkeit verschuldet
…gt: „So eindringlich auch Vernunft und Religion
…redigen, nütze die Gegenwart dergestalt, o Mensch,
…t sie entflohen, auf diese Vergangenheit mit heite…
…ücke und ohne Vorwürfe schauen darfst; um die …
…der kümmere dich nicht, überlaß sie der waltenden Für…
…n deren Hand unsere Zeiten stehen.“ Denn daß der …
…ich um die Zukunft nicht kümmern solle in dem Sinne,
…r hier im Gegensatze liegt, das sagt weder die Vernunft
…ie Religion. Aber eben der Gegensatz: „Das ist die Ei…
…hümlichkeit des großherzigen Menschen, daß die Gegenw…
…allein sein großes Herz nicht ausfüllt und die Zukunft da…

m…

mit aufgenommen wird," ist, auf Moses bezogen, charakteristisch. — Am Würdigsten vielleicht tritt das Bild Mosis aus der Predigt hervor, deren Thema der Verf. ankündigt: Ich zeige euch in dem großen Wunsche einen großen Menschen. Der Wunsch aber stehet 4. Mos. 11, 29. geschrieben und lautet: „Bist du eifersüchtig für mich? O möchte doch das ganze Volk lauter Propheten seyn, daß nämlich der Ewige seinen Geist auf sie legte!" So habe Moses, fern von Eifersucht wie von der Furcht kleiner Geister, gewollt, daß das Volk, gleich seinen Propheten, zuvörderst denken lerne. „Entfaltet die Rollen der Weltgeschichte, ob dieser Ton der herrschende ist, untersuchet, ob eine solche Sprache geführt (wird); fraget nach, ob man das Volk über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens auf diese Weise belehren will, zu belehren trachtet. Meine Brüder, in alle menschliche Seelen hat Gott der Herr den Funken der Religion und der höheren Erkenntniß gelegt. Freilich ist die Ahnung des Göttlichen nur Keim, nur Anlage in der menschlichen Brust, der Pflege gewärtig, der Entwickelung bedürftig. Aber wie schlecht wird dieser Keim gepflegt, wie ungeschickt diese Anlage bearbeitet. Mit welcher Geflissenheit wurden vielmehr die edelsten Kräfte in den menschlichen Seelen unterdrückt und erstickt! Und warum diese Verkehrtheit, diese Unmenschlichkeit? Weil Personen ihre Rechnung dabei fanden, daß Finsterniß die Erde decke und Uebel die Nationen, daß das Volk mit seinen Augen nicht sehe, mit seinem Verstande nicht verstehe, daß im Reiche der Geister die Geister gehemmt werden in ihrem Vorwärtsstreben. Und welche Personen waren es, die hierbei ihre Rechnung fanden? Bald traten sie als Lehrer, bald als Herrscher auf. Die erstern wähnten größern Ruhm zu ärnten, wenn die Menge unwissend bliebe und, statt geführt, gegängelt werde, die letztern glaubten ihre Herrscherstühle bevestigter, wenn blödsichtige Völker sie umgäben."

Moses

Mose nun sei beides, Lehrer und Herrscher, gewesen; ım so edler sein Wunsch. Auch jene Selbstsucht habe er nicht ekannt, die nach feinerem Vortheile strebt. „Viele Leute aben es allerdings dahin gebracht, Gutes und Löbliches zu iben, ohne den gewöhnlichen Eigennutz, ohne den greifbaren Vortheil zu beabsichtigen; aber die feinern Vortheile können nd wollen sie nicht entbehren. Neben der himmlischen Unerblichkeit wollen sie den irdischen Weihrauch auch genießen. lle Welt soll es wissen, daß Sie es waren, die der Sonne en Weg vorgezeichnet! Und in der Regel wird solches Verfahn sehr gelinde beurtheilt. O, wenn sie weiter Nichts forern, das ist verzeihlich und verdient Nachsicht. Ja wohl, eben Freunde, verzeihlich allerdings — aber zur Größe, zur Renschengröße gehört weit mehr, als nur verzeihlich handeln. ch rede von Mose, von euerem Lehrer, Israeliten." — ie Predigt über den Aufstand des Korah S. 230 kann m Belege der confusen Art zu disponiren dienen, von welcher r Verf. noch immer nicht frei werden will. Sie schildert Mosis Beispiele die Besonnenheit und Furchtlosigit des Frommen. Der erste Theil zeigt, was dem rommen jene Besonnenheit und Furchtlosigkeit rschaffe, und nennt a. das Gebet, b. die Ueberzeugung, ß das Rechte siegen müsse, c. den schuldlosen Wandel. Bis her mag Alles gut seyn. Nun aber folgt der zweite Theil it den daraus hervorgehenden Lehren und Warıngen. Maßet euch nicht zu Viel an; b. mißverstehet die ısprüche der Religion nicht; c. haltet euch in euerer Tugend ht für sicher. Das hängt doch in der That zusammen, wie ckener Sand. Aus dem Texte sind die Puncte allerdings nommen. Allein als „daraus," das heißt, aus Thema d erstem Theile, „hervorgehende Lehren und Warnungen" ınen sie vor keinem logischen Richterstuhle bestehen. Uebrins mochte der Verf. wohl Ursache haben, unter Anderem

von

von der Anmaßung in Sachen der Religion zu reden, wenn er sagt: „Bei diesem Tone, bei diesem Geiste kann das Bessere nicht gedeihen; denn da wird immer der Jüngling stolz thun gegen den Greis und der Geringe über den Würdigen, und unbärtige Knaben werden meisternd gegen Männer auftreten. Auf diese Weise müssen die Bessern ermüden und das begonnene Werk aufgeben. Ohne diesen elenden Dünkel hätte unsere religiöse Umbildung weit größere Fortschritte gemacht. Gründlich gelehrte und echt fromme Lehrer in Israel, die mit Recht den Namen Rabbi führen, hätten diesen Weg mit betreten und mit bahnen helfen. Aber sie fürchteten das empörende Geschrei der Halbgelehrten und Frömmler, die sich auch zu den Weisen und Schriftgelehrten zählen und mit Korah's Waffe auf sie zueilen: Gehören wir nicht auch zu den Heiligen? Warum erhebet ihr euch?" — Einfacher und richtiger disponirt scheint die dreizehnte Predigt zu seyn: Wie wir unsern guten Werken die Vollendung geben. Durch die rechten Mittel — die rechte Form — die rechten Arbeiter — den rechten Zweck. Aber auch hier findet der denkende Leser, wie bei so vielem Andern, was der Verf. sagt, daß es nicht ganz probehaltig ist. Nach dem Texte und dem Eingange liegt der Nachdruck auf dem Worte „Vollendung" im Thema. Nun paßt aber die Disposition auf Anfang, Mitte und Ende und ist folglich nicht bezeichnend. Denn wenn zum Anfange z. B. Muth, zur Fortführung Kraft gehört, so ist die Ausdauer das Eigenthümlichere, was die Vollendung fordert. Aber davon abgesehen, so ist die Disposition auch so, wie sie ist, nicht vollständig. Denn da die Theile nicht im Texte liegen und durch diesen nicht abgeschlossen werden: so hätte zum rechten Zwecke, zur rechten Form, zu den rechten Mitteln, wenigstens noch — die rechte Zeit gehört. Und wollte man, wie man könnte, die Form und die Arbeiter mit zu den rechten Mitteln rechnen, so

hielte

auch in dieser Hinsicht wieder die Partition nicht Stich. —
eigene Anwendung macht der Verf. von der Anordnung
scheidenden Mose 5. Mos. 31, 19., nach welcher das Lied,
Israel vernommen hatte, aufgezeichnet und den Kindern
erlassen werden sollte. „Wir wollen diese Anordnung nach-
en, diesen Wink benutzen. Gebietet die Klugheit, unsern
n Willen aus Fürsorge für unserer Kinder weltliches Fort-
men dem Papiere anzuvertrauen: so lasset uns auch aus
sorge für unserer Kinder sittlich-religiöses Fortkommen ein
tament machen. Was uns besonders am Herzen liegt, was
von besonderer Heiligkeit zu seyn scheint, das lasset uns
zeichnen, aufschreiben und eine solche belehrende Schrift,
solche ספר תורה unsern Kindern einhändigen, in den
en Stunden einhändigen, damit sie fleißig darin lesen, un-
r dabei gedenken, wie gut wir es mit ihnen gemeint. —
s Andenken an die heimgegangenen Aeltern länger zu er-
ten, schlugen einige gutmeinende Sittenlehrer vor, den äl-
ichen Leichnam nach dem Tode zu verbrennen, die Asche in
e Urne zu sammeln und dieß inhaltreiche Gefäß immer vor
gen zu haben. Gewiß dann hätten wir einen Gegenstand
— Prachtliebe mehr, aber weiter Nichts. Aufzeichnen, nie-
schreiben lasset uns, was uns Alten am Herzen liegt; auf-
chnen, niederschreiben lasset uns, was wir von den Unsrigen
inschen, ihnen, wie Mose den Israeliten, voraussagen, welche
lgen ihre Handlungen haben werden, haben müssen. Das
rd die Religiosität vermehren und uns manche Seele ret-
n." — Wir scheiden von dem Verf. mit der Befürchtung,
ß er mit uns dieß Mal weniger zufrieden seyn werde, als
r fünf Jahren. Hat er uns aber damals unsere Kritik nicht
rübelt als wir sagten: „seinen Vorträgen thue ruhig und
ar überzeugende, nicht blendende Darstellungsweise Noth, Ste-
keit im Gedankengange, sich gleichbleibende Popularität in
egriff' und Ausdrucke, Reinheit und Correctheit der Sprache,
gründ-

gründliche und kunstlos erschöpfende Textbenutzung und überhaupt jene homiletische Gediegenheit, die vom Anfange bis zum Ende der Rede, im Ganzen wie in den einzelnen Theilen ersichtlich seyn müsse:" so hoffen wir, bei ruhiger Erwägung seiner Seits, auch jetzt auf seine Zustimmung, wenn wir, bei aller Anerkennung manches Geistreichen und Trefflichen in seinem Leben Mose, für das versprochene Leben David's ihm zurufen: Mehr Würde in der Vorrede, psychologisch tiefere Erfassung des zu schildernden Charakters, stete Durcharbeitung der Vorträge, des Nonum prematur, non sine lima, und endlich Logik, Logik nicht im Theilen nur, auch im Ausführen und Beweisen. Jener Professor verglich sie, freilich Etwas frivol, mit der Gottseligkeit. Sie sei, wie diese, zu allen Dingen nütze. —

Joseph Jacotot's Universal-Unterricht, nach dessen Schriften und nach eigener Anschauung dargestellt und ausgeführt von D. J. A. G. Hoffmann, Licent. u. a. ordentl. Prof. der Theologie an der Universität zu Jena. Jena in der Cröker'schen Buchhandlung. 1835. 1 Thlr.

Mit der Erwartung, den längst genährten Wunsch, sich mit der jacotot'schen Methode recht bekannt machen zu können, ergriff Rec. die hoffmann'sche Schrift. Wohl hatte er schon Vieles und Verschiedenes über Jacotot und seine Methode in pädagogischen Zeitblättern gelesen und lange Auszüge aus jacotot'schen Schriften vor Augen gehabt; allein eine klare Einsicht in das Wesen und Eigenthümliche dieser Methode hatte er dadurch nicht erlangen können. Er tröstete sich damit, daß es Andern auch so gegangen und fand

den

den Grund davon vorzüglich in Jacotot's unklarer, unbestimmter und paradoxer Schreibart. Darum war es Recn. um so angenehmer, daß der durch sein Schriftchen: Anleitung zum Katechisiren über biblische Abschnitte wohlbekannte Hr. Verf., welcher Jacotot persönlich in Valenciennes kennen lernte und Augen- und Ohrenzeuge von dem Treiben n jacotot'schen Schulen war, seine deutlich schreibende Feer zur Beurtheilung dieser neuen Methode benutzte. Rec. gesteht gern, daß er mit derselben durch die h. Schrift nun beannter geworden ist; doch muß er auch bekennen, daß er daurch nicht eigentlich für Jacotot und seine Lehrweise geonnen wurde; denn das Gute und Brauchbare derselben läßt ch auch mit andern Methoden verbinden und ist zum Theil hon mit denselben verbunden; außerdem gibt es so manchen icotot'schen Grundsatz, dem die deutschen Pädagogen schwerh beistimmen werden. Jeden Falls aber ist das h. Werk enen zu empfehlen, welche sich mit Jacotot und seinem hrverfahren bekannter machen wollen, als es ihnen durch das sen der übersetzten jacotot'schen Schriften und der darf sich beziehenden Abhandlungen in pädagogischen Zeitschriften iglich war.

Als das Wesentliche der jacotot'schen Methode stellt unstreitig das Streben heraus, die Selbstthätigkeit der Lernden so viel als möglich zu beleben und zu erhalten. In fem Sinne redet Jacotot auch von einer intellectualen nancipation, von Geistesentfesselung, von geisti- Mündigkeit und von Selbsterlösung von Geisknechtschaft. Hr. H. nennt in Bezug auf diesen Zweck jacotot'sche Methode die heuristische, welche Benenng freilich von den Pädagogen auch in anderem Sinne genmen wird. Gegen diesen von Jacotot und seinen Angern aufgestellten und verfolgten Zweck wäre gar Nichts zu n, da ja die meisten neuern und neuesten Pädagogen allseitige

seitige Geistesbelebung als das Hauptziel der Erziehung und des Unterrichts nennen. Es fragt sich mithin nur, ob die von Jacotot angegebenen und benutzten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, der Belebung der geistigen Selbstthätigkeit, wirklich die passendsten sind und ob der vorgeschlagene Weg immer am Leichtesten, Sichersten und Kürzesten zum Ziele führe. Daran dürfte nun freilich in manchem Puncte zu zweifeln seyn, schon deßhalb, weil Jacotot, wenigstens nach der hoffmann'schen Darstellung, von dem lernenden Kinde viel zu Viel verlangt, was gewiß Jeder, der einige Jahre in Volksschulen, namentlich een Elementarclassen, gearbeitet hat, erkennt. Im Verlaufe dieser Anzeige wird Rec. häufiger hierauf zurückkommen. — Doch gehen wir nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen zu der hoffmann'schen Schrift selbst über, welche Sr. Durchlaucht, dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Meiningen gewidmet ist. Es zerfällt dieselbe außer einem Vorworte in Vorerinnerungen über den Begriff Universal-Unterricht, in drei Theile, deren erster von einigen Grundsätzen und Lehren Jacotot's im Allgemeinen handelt, der zweite einen kurzen Abriß einer allgemeinen jacotot'schen Methodik gibt und der dritte eine speciale Methodik liefert. —

In den Vorerinnerungen erklärt Hr. H. auf eine faßliche Weise das vieldeutige Lieblingswort Jacotot's, Universal-Unterricht (enseignement universel) so, daß er darunter diejenige Methode des Unterrichts versteht, welche auf alle Gegenstände des Lernens und bei allen Individuen gleich anwendbar sei. Sollte es nun wirklich eine solche Methode geben? Und wenn man sie theoretisch aufstellt, sollte sie dann practisch consequent durchgeführt und mit wahrem Vortheile angewendet werden können? Verlangen nicht schon die verschiedenen Lehrgegenstände verschiedene Behandlung, z. B. die rein historischen, die rein rationalen und die gemischten? Und sollte

der

er Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen ıännlichen und weiblichen, glücklich begabten und stupiden, ollsinnigen und nicht vollsinnigen Zöglingen nicht auch verhiedene Methode des Unterrichts verlangen? Wohl behauptet ıan mit Grunde, daß es nur eine richtige Methode geben nne; allein diese Behauptung ist doch nur relativ wahr. — aher scheint Jacotot schon in der Bezeichnung seiner Meode, Universal-Unterricht, einen Fehlgriff gethan zu ıben, wie deren noch mehrere in seinen obersten Grundsätzen rkommen, was er auch gefühlt haben mag, wenn er schrieb: Für die Wahrheit der angegebenen Thatsachen ırge ich; aber nicht für die Richtigkeit meiner einungen."

Wenn Hr. H. in dem ersten Theile von den vielen paraen Grundsätzen Jacotot's die vorzüglichsten aushebt und ıselben eine annehmbare Bedeutung zu geben sucht: so ist rdings sein Scharfsinn anzuerkennen, allein es drängt sich ın dem Leser auch die zweifelnde Frage auf: Ist das wirk- Jacotot's Sinn? Gleich bei dem ersten Grundsatze: le Menschen haben gleiche Intelligenz (Tous les nmes ont l'égale intelligence) gibt Hr. H. einen (an sehr richtigen) Sinn, den gewiß Jacotot damit nicht and. Sagt nämlich der Verf., in den angegebenen Wor- liegt der Sinn: „die Qualität, die Art, auf welche der st sich bewegt und thätig ist, ist bei allen Menschen die he;" so stimmt das mit Jacotot nicht überein, der ganz n die Erfahrung spricht: „Es gibt von Natur keine Ge-, d. h. keine durch ihre eminente Geistigkeit von Natur ezeichnete und keine Dummköpfe, d. h. keine in geistiger icht vor Anderen von Natur vernachlässigte Menschen; es keine Halbmenschen, d. h. keine Solche, welche an Geiit nur halb so viel besitzen, als Andere" — Jaco- s Geiste angemessener und doch das Unrichtige und Be-

frem-

fremdende davon entfernend erklärt Hr. H. die beiden folgenden Grundsätze: Alles ist in Allem; Nichts ist in Nichts, und: Etwas lernen und darauf alles Uebrige beziehen. Dem aber, was als entschuldigende Erläuterung zu dem Grundsatze Jacotot's: Jeder Mensch hat von Gotte die Fähigkeit erhalten, sich selbst zu unterrichten und bedarf also keines explicirenden Lehrers, gesagt ist, kann Rec. nicht beistimmen. Es liegt in diesem Grundsatze des Zweideutigen und Unwahren zu Viel und es wird derselbe, wenn man nicht allerlei Drehungen und Wendungen versucht, geradezu in den zwei letzten Theilen dieser Schrift aufgehoben. Wozu wäre ja überhaupt ein Lehrer und eine von ihm in Anwendung zu bringende Lehrmethode nöthig, wenn der oben aufgestellte Grundsatz seine volle Richtigkeit hätte? Verlangt aber Jacotot einen Lehrer, so muß er auch einen explicirenden Lehrer gestatten. Mehr oder weniger explicirt, d. h. erklärt, erläutert, verdeutlicht jeder Lehrer; obgleich man recht gern zugeben kann, daß mancher Lehrer im Expliciren zu weit geht und dadurch die eigene, freie Geistesentwickelung hemmt. Uebertrieben ist es aber gewiß, wenn Jacotot behauptet, daß „Derjenige den Universalunterricht nicht begriffen habe, welcher sich nicht für fähig halte, seinen Sohn in Dingen zu unterrichten, die er selbst nicht versteht und daß nur derjenige wahrer Lehrer des Universal-Unterrichts sei, welcher beim Unterrichten seine eigene Wissenschaft gar nicht in Anschlag bringt. „Und an lächerliche französische Großsprecherei grenzt es, wenn Jacotot sich auf seine Erfahrung beruft und sagt: „Ich habe Holländisch und Russisch gelehrt, was ich nicht verstanden; ich habe in der Musik unterrichtet, die ich jetzt noch nicht kann und meine Schüler sind selbst öffentlich wegen der bei dieser Methode erworbenen Kenntnisse belobt worden." So werden auch Wenige

dem

Satze, der in Seminarien hübsche Früchte bringen müßte, ...men: „Bei'm Universal-Unterrichte gibt es ...r gute noch schlechte Professoren. Ich bin ...t, wie du und du bist so gut als ich." — Es ...s dem Gesagten schon ersichtlich, daß die jacotot'schen ...sätze nicht viel Empfehlendes und Anziehendes haben. ...so ist vielleicht das, was im 2. und 3. Theile, in der ...einen und besondern Methodik, für die Praxis bemerkt ... wichtiger und anwendbarer? Wir wollen sehen.

Der Abriß der allgemeinen Methodik, welchen Hr. H. in ...2. Theile gibt, verdient mit Recht den Beisatz: kurzer. ...her Leser dieser Schrift wird wohl mit Recn. wün... etwas Ausführlicheres über die allgemeine Methodik ...tot's zu finden, als 13 nicht enggedruckte Octavseiten ... Die 4 behandelten Hauptpuncte dieses Theiles sind: ...gang, Lehrform, Lehrton und Lehrapparat. ...Eigenthümliches, was man nicht auch anderwärts fände, ...ecn. in diesem Theile nicht eben vorgekommen, mit Aus...e der von Hr. H. selbst verworfenen Erklärung des Wor... Methode, welche Jacotot's Sohn, Fr. Jacotot auf... Es heißt: „Methode wird eine gewisse Folge mündli... Erklärungen genannt, die ein unterrichteter Lehrer einem ...senden Zöglinge gibt. Diese Jedem bekannte (?) Bedeu... des Wortes Methode ist auf den Universal-Unterricht, wo ...s erklärt wird, nicht anwendbar, daher kommt es, daß ... Gelehrte von großer Redlichkeit folgenden Satz nicht ver...n haben. Der Universal-Unterricht ist eine Methode, ...ttelst welcher man lehrt, was man selbst nicht weiß." ...te man von dieser Erklärung auf Fr. Jacotot's Sprach...niß schließen: so dürfte man für die jacotot'sche Me... bei'm Erlernen der Sprachen schwerlich eingenommen ...en.

Für eine bestimmte Lehrform entscheidet sich Jacotot nicht, sondern wendet mehr eine gemischte an, welche Hr. H. die heuristische, nach streng etymologischer Bedeutung, nennt. Die katechetische Lehrform schließt Jacotot in sofern nicht völlig aus, in wiefern er den Zögling von dem Lehrer durch Fragen nach Vorzeigen sinnlicher Gegenstände oder Vorsprechen von Thatsachen von dem Bekannten auf das Unbekannte führen läßt. Die akroamatische Lehrform wird aber von Jacotot dann in Anwendung gebracht, wenn die Thatsachen (Beispiele aus der Geschichte) erzählt werden. Und wenn Jacotot nach H. nur die Lehrform des Vorzeigens und Vorsprechens dessen kennt, was das Kind nicht durch eigene geistige Thätigkeit auffinden kann: so schweift er auch zu Pestalozzi's Lehrweise hinüber, die sich vorzüglich mit auf Anschauung gründete. Die rücksichtlich der jacotot'schen Lehrform von H. aufgestellten Beispiele scheinen sehr zu bestätigen, daß Jacotot von dem Kinde bisweilen zu Viel verlangt. —

Den dritten Theil, die speciale Methodik, eröffnet der Unterricht in der Muttersprache und in dem 1. Abschn. dieser Abtheilung wird vom Lesen, Schreiben und von den Anfängen des orthographischen Unterrichts gehandelt. Wenn es Jacotot's völlige Ueberzeugung ist, daß es (wie weiter oben behauptet wurde) keine Genies gibt: so begreift man nicht, daß er gleich bei'm elementarischen Leseunterrichte so große Ansprüche an das Kind machen kann. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen. Er sagt: „Ein geistig selbstständiger Vater, d. h. ein emancipirter, bittet einen Anhänger der Methode, die Gebete aufzuschreiben, welche das Kind auswendig weiß. Der Vater fordert, daß das Kind jedes Wort, welches es ausspricht, zeige und schreibe. — Sobald das Kind die geschriebenen Gebete lesen kann, kann es auch die gedruckten lesen. Und das kostet Nichts. Es wird Alles lesen und

Alles

...es schreiben können, ohne daß man Geld auszugeben ...rd wohl derjenige, welcher die Mühe kennt, mit ...e fünf- und sechsjährige Kinder zur Lesefertigkeit g...den, den Worten des Wundermethodikers unbedingt ...schenken? Rec. zweifelt daran und führt hier nur ...an, was in Diesterweg's Schrift: Wegweiser ...ldung für Lehrer rc. Essen 1835 S. 246 zu l...„Jacotot ging noch weiter (nämlich als der berühm...dicke, dessen Lesemethode der jacotot'schen ähnelte...fing gleich in der ersten Lehrstunde mit einem Anfänger bei ...lemaque an: Calypso ne pouvait se consoler du ...part d'Ulysse. Diesen Satz las er dem Schüler vor, ...er ihn nach, bis er ihn hersprechen konnte. Dann betrach...er mit ihm das erste Wort: Calypso, ließ ihn die ein...en Sylben aussprechen, dann die einzelnen Buchstaben. ...n so lange eingeübt, bis es ging. Dann zu den folgenden ...örtern. Hierauf lernte der Schüler den Satz auswendig. ...ging es fort durch die ersten sechs Bücher des berühmten ...ches. — Wir können diese Lehrweise nicht gebrauchen. ...e einführen hieße, auf die Fortschritte des Elementarunterrichts ...Pestalozzi Verzicht leisten und zu dem alten Mechanis...us zurückkehren." — Rücksichtlich des Schreibunter...hts findet man Nichts weniger als eine vollständige Anwei...ng. Das Kind soll zuerst die Currentschrift (Druck...rift) erlernen und dann die Schreibschrift. Dieses Ver...hren haben außer Jacotot auch andere Methodiker vorge...lagen; nur haben diese einen andern Zweck dabei, als Ja...t. Auch hier stößt man wieder auf Uebertreibungen. Z. B.: Sobald wir eine einzige Zeile schön schreiben können, so kön...n wir auch alles Andere schön schreiben." Das möchte na...entlich bei Anwendung der jacotot'schen Methode nicht ...r Fall seyn.

In dem Abschnitte über das Sprachstudium (das Erler-

nen

nen der Muttersprache) hat Rec. neben manchem Brauchbaren auch Manches gefunden, was auf Mechanismus hinausläuft. Daß Jacotot die Sprachregeln von dem Gelesenen oder Vorgesprochenen abstrahirt und nicht lange Reihen von Regeln dictirt haben will, ist zu loben; so jedoch verfuhr Rec. und gewiß mancher deutsche Schulmann lange vorher, ehe er die jacotot'sche Methode kennen lernte. — Was Hr. H. in einem Anhange über Improvisation in der Muttersprache hinzufügt, ist durchaus nicht neu und gehört der empfohlenen Methode nicht wesentlich an. —

Mit Spannung sahe Rec. dem Abschnitte entgegen, welcher sich über das Erlernen der fremden Sprachen ausläßt, da er glaubte, daß gerade hierbei Jacotot's Methode am Bequemsten und mit Nutzen theilweise Anwendung erhalten könnte. Diese Ueberzeugung ist ihm auch nach dem Durchlesen dieses Abschnittes geblieben, obgleich er keineswegs unbedingt alles Vorgeschlagene nachahmen würde. Daß Jacotot jene alte Methode, nach welcher man vom Anfange bis zu Ende durch das Herausreißen aus dem Zusammenhange abgemagerte Regeln nur auswendig lernen ließ und den Schüler zu spät zum Lesen führte, verwirft, kann man nur billigen; allein er scheint in dem entgegengesetzten Verfahren wieder zu weit zu gehen und von den Schülern zu Viel zu erwarten, was sich an Beispielen nachweisen ließe, wenn es uns der Raum gestattete. — Die Jacototianer sind überhaupt bei'm Unterrichte in fremden Sprachen noch nicht ganz einig, namentlich was die Uebersetzung des zu Grunde gelegten Buches anlangt. Mit Recht verwirft Hr. H. eine zu wörtliche, die Sprache der Uebersetzung verunstaltende Uebersetzung, wie sie Tafel in Ulm bei dem johanneischen Evangelium gegeben hat, nach welcher z. B. übersetzt ist:

Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν
Im Anfange war der Wort, und der Wort war
πρὸς τὸν θεόν, καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος.
zu den Gott, und Gott war der Wort.

Wenn der Schüler mit dem Texte solches Deutsch aus-
diglernen soll (und Alles muß nach Jacotot auswendig
:nt werden); so muß in der Muttersprache Verwirrung
:ehen. — Auch begreift man nicht, wozu der Schüler
ıs Falsches auswendiglernen soll, was er wieder vergessen
i. Jacotot legt überhaupt auf das Auswendiglernen zu
Werth. Wohl spricht er, mit der ersten Gedächtnißarbeit
auch abgethan. Das ist aber nicht wahr. Wenn ich
B., wie Hr. H. will, bei'm Erlernen des Hebräischen das
B. Mosis auswendig lerne: so kann ich zwar viele sprach-
: Reflexionen anstellen, aber alle hebräische Wörter und
)ensarten kenne ich deßhalb noch nicht und muß mithin im-
: wieder Neues dem Gedächtnisse anvertrauen. Bei dem
ernen einer Sprache hört die Gedächtnißarbeit nicht eher
, bis man derselben völlig mächtig ist.

Doch damit wir unsere Anzeige nicht zu weit ausdehnen,
einige Bemerkungen noch über die folgenden Abschnitte. —
Jacotot's Schriften findet man über Methodik des Re-
onsunterrichts Nichts erwähnt; aber Hr. H. wendet das
:otot'sche Lehrverfahren auch auf diesen Lehrgegenstand
Was Hr. H. über den elementarischen Religionsunter-
ıt sagt, ist im Ganzen durchaus nicht neu und läuft dar-
f hinaus, daß man nicht von dem Abstracten ausgehen,
dern mit Thatsachen, d. h. mit moralischen Erzählungen
innen solle. Ohne Jacotot nur dem Namen nach zu
nen, wird jeder vernünftig gebildete Volksschullehrer im All-
neinen so verfahren. — Wenn aber Hr. H. sagt S. 144:
ır den Unterricht in der Sittenlehre muß ein gut ausgewähl-

ter

ter Abriß der Sittenlehre in den Händen der Schüler seyn, welcher ihnen entweder gedruckt oder in Dictaten einzeln gegeben und auswendig gelernt wird und ein größeres, ausführlicheres Werk, dessen Inhalt die Schüler mit ihren Bemerkungen und Urtheilen zu vergleichen und zu verificiren haben rc." so stimmt Rec. gar nicht bei. Schon das Dictiren gehört schwerlich in die Religionsstunde der Volksschule und wie kann man Kindern zumuthen, ihre Ansichten mit dem Inhalte eines größern Werks ohne Anleitung und Erklärung zu vergleichen und zu verificiren. Auch begreift man nicht recht, cui bono ganze Leitfäden oder Abrisse wörtlich auswendig gelernt werden sollen. Dadurch gerade kann man dem Kinde den Religionsunterricht recht verleiden. — Das ganze Raisonnement über die Methodik des Religionsunterrichts sollte wahrscheinlich nur einen jacotot'schen Anstrich bekommen; denn es stimmt nicht wohl mit dem zusammen, was Hr. H. in seinem trefflichen Büchelchen: Anleitung zum Katechisiren über biblische Abschnitte, im J. 1833 über den Religionsunterricht sagt, in dem es z. B. dort heißt: „Es läßt sich nicht ohne Grund im Allgemeinen behaupten, daß die katechetische Lehrform für den Religionsunterricht der Jugend die geeignetste ist rc."

Daß bei'm Vortrage der Religionsgeschichte wiederum ein Leitfaden auswendig gelernt werden soll; kann Rec. nicht billigen, wenn er auch begreift, daß Geschichtstabellen dem Gedächtnisse genau einzuprägen sind. —

In Bezug auf die übrigen behandelten Lehrgegenstände der Volksschule liefert die hoffmann'sche Methodik nur kurze Andeutungen, die im Allgemeinen richtige, aus einer guten deutschen Methode hervorgegangene Ansichten verrathen; allein verdrießen möchte es Recn. fast, daß Hr. H. seine guten deutschen Ansichten über das Unterrichtswesen recht geflissentlich

zu

jacototisiren sucht und dadurch auf Irrwege ger
sich dieses in allen noch übrigen Abtheilungen na
heben nur Einiges heraus. So spricht sich de
die Behandlung der Somatologie und Psy
in der Volksschule in mancher Hinsicht recht richti
n wer möchte ihm beistimmen, wenn er verlangt,
beide Wissenschaften ausgearbeitete Leitfäden von
dern auswendig gelernt werden sollen? Wer möchte
uben schenken, wenn er sich so vernehmen läßt: „
e nun nicht schon aus dieser kurzen übersichtlichen Zus
stellung einsehen, daß das Kind im Stande ist, auf
irliche und richtige Weise die Seelenlehre aus sich sel
ntwickeln, wenn es über einzelne Thatsachen gehörig nac
t, sie mit einander vergleicht und seine Urtheile darüb
mmenstellt und vergleichend prüft? — Es braucht de
rer also auch hier nicht zu erklären, sondern er läßt sich
mehr nur einen gegebenen Abriß der Seelenlehre oder spä
in auch eine ausführlichere Darstellung derselben (es wer
die Werke von Schulze und Fries vorgeschlagen) von
n Schüler expliciren, wozu er ihn nur zu ermuntern und
ermuthigen hat, da er gewiß die Aufgabe zu lösen fähig
" — So soll auch das Kind nach wenigen Vorübungen
ich nach der hummelschen Klavierschule, die nach Sach-
ndiger Urtheile nicht die leichteste ist, von selbst gleich jedes,
ch das schwerste Tonstück spielen lernen, wobei der Lehrer
eder nur zu ermuthigen hat. — Und wenn Jacotot
d seine Anbeter sich die zu unterrichtenden Kinder bei den
ngelchen im Himmel bestellten und nicht bei den
r Erde, es würden diese doch den gemachten Anforderungen
cht Gnüge leisten.

Kann nun Rec. sich durchaus nicht für die jacotot'sche
Methode zum Gebrauche in Volksschulen erklären: so ver-
ennt er das einzelne Gute derselben eben so wenig, ja er
glaubt

glaubt sogar, daß Jacotot mehr als mancher andere Methodiker den Grundsatz durchgeführt hat: An das Erkannte schließe das Unerkannte, an das Vorhandene das Neue. — Doch Vieles, was Jacotot in seinen Schulen leistete, ist wohl seinem glühenden Eifer, nicht seiner Methode anzurechnen. Lust und Liebe zur Sache thut auch bei einer wenig empfehlenswerthen Methode Vieles. —

Theolo-

Theologisches Notizenblatt

1835.

No. VI.

Das Reformations-Jubelfest der Stadt Genf am 23. Aug. 1835.

Es sind dem Herausgeber zu viele Aufforderungen zugegangen, über den Verlauf des Reformations-Jubelfestes der Stadt Genf etwas Näheres mitzutheilen, als daß er länger säumen könnte, denselben Genüge zu leisten. Anfänglich wollte er sich nicht damit befassen, da mehrere öffentliche Blätter kurz nach der Feier jenes Festes das Publicum in Kenntniß davon setzten, und da besonders diejenige Nachricht, welche Hr. D. Bretschneider in der allgem. Kirch. Zeit. Nr. 162—165. davon gab, gewissermaßen für eine im Namen aller sächsischen Deputirten ausgegangene gelten konnte. Da jedoch die Leser dieser Blätter gleichsam ein gewisses Recht zu haben scheinen, auch in ihnen Etwas darüber bemerkt zu finden: so trägt der Herausgeber kein Bedenken, dem letzten Hefte von diesem Jahre Dasjenige einzuverleiben, was er in Bezug auf jenes Fest sagen zu müssen glaubt. Stimmt es in der Hauptsache mit den anderweitigen Nachrichten darüber zusammen: so wird das nur zum Zeugnisse für die Zuverlässigkeit desselben dienen, und beschränkt es sich bloß auf das Wesentliche des betreffenden Ereignisses: so wird darin gerade das enthalten seyn, was die Leser für das Interessanteste und Wichtigste anzusehen haben.

Die früheren Nachrichten, welche dem Herausgeber über

dieses

dieses Fest zu Gesichte kamen, waren übrigens folgende: Zuerst und zwar schon unter dem 28. August dieses Jahres gab ein Journal der Stadt Genf selbst, *Le Fédéral* n. 63., unter der Ueberschrift: Genéve Jubilé de 1835 eine im Feuer der frischesten Begeisterung geschriebene Erzählung von den Feierlichkeiten, welche die einzelnen Tage des Festes auszeichneten und wer demselben persönlich beigewohnt hatte, musste die Wahrheit dieser Erzählung in allen ihren Theilen anerkennen. Eben so wahr, aber nur ganz summarisch erklärte sich über den Verlauf des Festes die Leipz. Zeit. Nr. 225 in einer Notiz, zu welcher jeden Falls einige mündliche Aeusserungen des Hrn. D. v. Ammon benutzt worden waren. Weitläufiger und, im Allgemeinen nicht minder zuverlässig theilte hierauf die allg. Zeit. Nr. 401—403 die ihr über diese Sache zugegangenen Nachrichten mit und nur einige wenige Kleinigkeiten waren darin einer Berichtigung bedürftig. An diese schloss sich der bereits erwähnte Bericht des Hrn. D. Bretschneider, welcher eben so genau, als lehrreich abgefasst war und einen besondern Werth dadurch hatte, dass er die umständliche und authentische Mittheilung derjenigen Verhandlungen enthielt, welche auf die unfreundliche oder vielmehr hämische Weise Bezug hatten, womit die schottische National-Kirche die von Seiten der genfer Kirche an sie ergangene Einladung zur Theilnahme an ihrem Feste zurückzuweisen beliebte. Endlich gab in dem tübinger Morgenblatte Nr. 251 bis 255 Hr. D. Christian Müller (Vorsteher eines wohlberufenen Erziehungsinstitutes zu Genf) eine Schilderung dieses Festes, welche auf das Bedürfniss aller gebildeten Leser berechnet war und sich durch Inhalt und durch Form sehr vortheilhaft auszeichnete. Außer diesen Berichten ist dem Herausgeber bis jetzt Nichts weiter zu Gesichte gekommen, was des Erwähnens werth wäre und er geht nun ohne Weiteres auf Dasjenige über, was er in Folge des lebendigen Eindruckes,

welchen

...chen die Feier des genfer Jubelfestes auf ihn mach...
...über zu sagen hat *).
... Er traf nach einer durch Böhmen, Oeste...
...alzburg, Tyrol und die Schweiz gemachten g...
...eise erst den Tag vor dem Beginne des Festes, am 2...
...t Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, mit einer une...
...en der Stadt Genf von Lausanne aus zuströme...
...enschenmenge, auf dem Dampfschiffe Leman daselbst ein...
...n Landungsplatze wurde er, wie viele andere Deputirte,
... dem Schiffe waren, mit der überraschendsten Zuvorko...
...nheit empfangen und in der Nähe der Hauptkirche St. Pierr...
... Hause des Hrn. Syndic Girod zugeführt, welcher sich
... Uebung der verbindlichsten Gastfreundschaft gegen ihn er-
...en hatte. Am Abende dieses Tages, von 6—9 Uhr, fand
...ischen allen zur Theilnahme an dem Feste gekommenen frem-
... Geistlichen und zwischen der genfer Geistlichkeit selbst das
...ste Zusammentreffen Statt, das bloß auf die Vermittelung
...rer persönlichen Bekanntschaft berechnet war. Der hierzu
...stimmte Ort war der nahe bei der Stadt gelegene und von
...m berühmten de Candolle trefflich eingerichtete botanische Gar-

*) Als Obiges schon geschrieben war, machte die geistliche Behörde zu Genf selbst unter dem Titel: *Jubilé de la Reformation de Genève*, alle darauf bezügliche Actenstücke in 3 verschiedenen Bänden bekannt. Da sie von großem kirchengeschichtlichen Interesse sind, so werden sie nächstens zur weitern Anzeige in diesen Blättern kommen. D. Herausg.

**) Das Hauptfest war auf den 22. August bestimmt. Eigentlich war es aber der 27. August des Jahres 1535, an welchem das merkwürdige Edict von Seiten der damaligen Regierung erschien, wodurch die katholische Messe völlig abgeschafft und das Evangelium als alleinige Richtschnur der genfer Kirche anerkannt wurde. Schon seit dem Jahre 1532 hatten aber die reformatorischen Vorarbeiten durch Jean Goulaz, Farel, Froment, Viret u. A. begonnen.

Garten. Schon hier war es höchst interessant, mit einer Menge von Männern bekannt zu werden, welche durch ihren Namen, oder durch die Landeskirchen, die sie repräsentirten, oder durch die bedeutende Entfernung, aus der sie gekommen waren, den Wunsch nach einem näheren Verkehre mit ihnen rege machten. Außer den sächsischen Deputirten, Hrn. D. v. Ammon und Hrn. D. Bretschneider, welche schon einige Tage vor dem Herausgeber in Genf eingetroffen waren, hatten sich daselbst über 150 Deputirte aus allen protestantischen Consistorial-Bezirken Frankreichs, aus allen protestantischen Kantonen der Schweiz, aus England und Irland und selbst aus Nordamerika und Petersburg, nebst vielen freiwilligen Theilnehmern am Feste, eingefunden und es war nicht zu verkennen, daß man sich dessen in Genf um so mehr erfreute, je schnöder sich, außer der schottischen National-Kirche, die in Genf selbst und namentlich im Kanton Waadt befindlichen methodistischen Sectirer über das bevorstehende Jubelfest geäußert und ihm eine sehr geringe Theilnahme prophezeit hatten. Aus Frankreich allein und aus 27 Consistorial-bezirken dieses Landes waren 61, aus England und Irland 12, aus den schweizerischen Kantonen Appenzell, Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Graubündten, Neufchatel, Zürch und Waadt 74; aus Nordamerika (von New-Cambridge) 3 und aus Petersburg 1 anwesend. Am Auffallendsten und Erfreulichsten trat aber hierbei die Erscheinung hervor, daß unter den schweizerischen Deputirten aus dem Kanton Waadt allein nicht weniger als 40 gekommen waren und durch diese große Anzahl zu erkennen geben wollten, daß sie die edel freisinnigen und gründlich wissenschaftlichen Religionsansichten der erleuchteten genfer Geistlichkeit, nicht aber die methodistischen Sectenmeinungen ihrer geistlichen Vorsteher zu Lausanne und Vivis theilten, welche auch ihrer Seits die Einladung zum Jubelfeste abgelehnt hatten.

Sehr

... bezeichnend und richtig drückt sich die erwähnte ... dem *Fédéral* über das gesellschaftliche Beisammens... botanischen Garten Versammelten also aus: „C'étai... ... touchante, que celle qui se renouvelait à ch... ...ant, lorsque d'anciens camarades d'études, ... s'étaint pas vus depuis de longues années, et ...ient dès lors séparés de grandes distances, se ...uvaient et se reconnaissaient; lorsque le nom célèb... ...n des arrivans amenait autour de lui une foul... ...ommes heureux de pouvoir se rapprocher d'un de... illustres docteurs ou de ces vénerables pasteurs, ...t ils avaient si souvent entendu parler. Les Eglises ...estantes, de la mer Baltique à la Méditerranée, Petersbourg à Toulon, de Dublin à Dresde, avaient ... représentans dans cette nombreuse assemblée, et Jubilé de la Reformation de Genève a vu se renou... ...ler entre des ecclésiastiques d'Allemagne, de France, Suisse, d'Angleterre, des relations, que l'absence ...ait dès long-temps interrompues." — Noch mag ...r bemerkt seyn, daß die Theilnahme am genfer Jubelfeste ...) nicht nur durch die persönliche Anwesenheit dieser Deputir..., sondern auch durch eine große Zahl von Glückwünschungs... ...reiben aus denjenigen Ländern und Gegenden, welche keine ...eputirten sandten, sowie auch durch mehrere Schriften aus... ...rach, welche einzelne Theologen zu Ehren des Jubelfestes ...rfaßt hatten. Unter diesen Schriften waren die bemerkens... ...erthesten: Bretschneider: Calvini, Bezae, Henrici IV. ...iorumque literae quaedam nondum editae etc. Lips. — Schultheß: Eine Lebensfrage an die evangelischen Christen... ...bilter, in der deutschen und wälschen Schweiz insonderheit. ...ürich — und Ebendesselben: Dissertatio de principiis ...onstitutionis ecclesiarum evangelico-protestantium a ...en. Roehrio adumbratis. Turici. —

Den

Den Tag darauf, am 22. August früh um 8 Uhr, fand die erste feierliche Versammlung aller in Genf anwesenden Geistlichen, verstärkt durch eine namhafte Anzahl anderer gebildeten Personen der Stadt, in dem sehr geräumigen Temple le l'Auditoire bei der Hauptkirche St. Pierre Statt. Das Local hatte für diesen Zweck eine sehr schickliche Einrichtung, indem die derzeitigen Vorsteher der Vénérable Compagnie des Pasteurs de Genéve, (Mr. *Duby* Präs., Mrs. *Goty*, *Cellérier* fils und *Martin*, Vicepräss. und Mr. *Choisy* fils und *Lutscher* Sekrett.) auf einer langen, in erforderlicher Höhe unter der Kanzel angebrachten Estrade, die übrigen Glieder der Versammlung aber auf den ihr gegenüber amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen ihren Platz fanden. Nach einem vom Präsidenten *Duby* gesprochenen herzlichen Gebete und einer an alle Anwesende gerichteten Begrüßung, in welcher sich die wärmste Freude über das große Interesse aussprach, das die vorhabende Jubelfeier auch im protestantischen Auslande erregt hatte, so hob sich der Secretair der Vénérable Compagnie, Mr. *Choisy*, verlas zuerst die Namen der anwesenden Deputirten und der verschiedenen Gegenden und Orte, aus denen sie gekommen waren, in alphabetischer Ordnung und forderte sie dann erst im Allgemeinen, dann im Besondern auf, öffentlich auszusprechen, was sie an frommen Wünschen und brüderlichen Mittheilungen an die genfer Kirche auf dem Herzen hätten *).

Den

*) Diese Aufforderung hatte schon *Mr. Duby* ergehen lassen, wobei er unter Anderem sprach: „Je commence par *l'Allemagne*, par ce pays, qui au commencement du 16 siécle fit en même temps que Zurich sortir l'Europe du sommeil, dans lequel languissait, qui lui donna d'une voix haute le signal de la Reformation, — qui depuis n'a cessé par les travaux de ses theologiens et de ses Universités de perfectionner l'étude des antiquités, des langues et de la critique sacreé, et de repandre ainsi une si vive lumiére sur toutes les questions, qui touchent à la Religion."

zu Folge nahm Hr. D. v. Ammon zuerst das Wort
gab mit der ihm eigenen Gewandtheit im französischen
me zu erkennen, wie tief er als Deputirter des Königrei-
Sachsen von der vorhabenden Feierlichkeit ergriffen sei und
er in Bezug auf die Gesinnung, mit der die Anwesenden
l daran zu nehmen hätten, für das Rechte und Wesent-
halte *). Nach ihm erhob sich Hr. D. Bretschneider
sprach in herzlichen deutschen Worten seine Freude über
wichtige Thatsache der durch dieß Jubelfest sattsam verbürg-
Eintracht der reformirten und lutherischen Kirche in den
ndprincipien der Reformation und in dem Wesentlichen des
istenthumes aus **). Dann kam die Reihe an den Her-
gebe r und da er sich in solcher Versammlung und für
en Zweck der französischen Sprache nicht mächtig genug
te, dagegen aber die Bekanntschaft mit der lateinischen
er wissenschaftlich gebildeten Männern mit Recht ganz all-
ein voraussetzen konnte, so bediente er sich dieser, um als
putirter der ernestinisch-sächsischen Landeskirche an die
dienste seines Fürstenhauses um die Sache des Protestan-
nus zu erinnern und seine persönlichen Wünsche für die
ser Kirche daran zu knüpfen ***). Hierauf sprachen nicht
n Alle, wohl aber noch sehr Viele der anwesenden Deputir-
aus Frankreich, England und der Schweiz mehr
r weniger ergreifende und zweckmäßige Worte. Unter ihnen
ren für den Herausgeber besonders die Deputirten aus dem
lichen Frankreiche in hohem Grade anziehend, weil sie mit
n Herzlichen ihrer Rede eine, man möchte sagen, physisch-
d klimatisch-feurige Elocutions-Weise verbanden, welche für
Augenblick um so stärker fesselte und hinriß, je mehr sie
bei aller äußerlichen Lebendigkeit doch in den Schranken

der

*) S. Anhang: A.
**) S. Anhang: B.
***) S. Anhang: C.

der eben diesen Männern eigenthümlichen Natürlichkeit hielt. Die Worte strömten ihnen gleichsam von den Lippen; Augen, Mienen und Gebehrden derselben standen damit in vollem Einklange und die innere Aufregung der Sprechenden kündigte sich, besonders bei Einzelnen durch eine Körperhaltung an, welche den Zuhörer unwillkürlich in eine gleiche Stimmung versetzte. Im Allgemeinen bezog sich der Inhalt aller ihrer Reden auf das, wovon es sich im jetzigen Augenblicke handelte, auf herzliche Glückwünsche für die um eine erleuchtete Religionserkenntniß hochverdiente genfer Kirche und auf fromme Bitten für das namentlich die protestantische Kirche Frankreichs so nahe angehende fernere Gedeihen und Blühen derselben. Hieran knüpfte sich noch die vielfach wiederholte Erklärung, daß man an allen Orten, für welche die Stadt Genf von Jeher Lehrerin und Vorbild gewesen sei, an den von ihr vertheidigten Principien des ächten Protestantismus halten, die Lehrmeinungen einzelner Kirchen und Individuen, welche nicht das Wesentliche des durch Christum offenbarten Evangeliums beträfen, der freien Ueberzeugung anheimgeben und, in der Hauptsache brüderlich vereinigt, nach immer hellerer Erkenntniß und allgemeinerer Verbreitung deß himmlischen Lichtes streben wolle, das Jesus auf Erden angezündet habe. Auch ein Deputirter der presbyterianischen Kirche Irlands, Mr. *Armstrong*, und ein Deputirter der englisch-unitarischen Kirche, Mr. *Yates*, sprachen in diesem Geiste und Sinne und so nicht minder eine große Anzahl schweizerischer Deputirten, besonders aus denjenigen Kantonen und Ortschaften, wo bis jetzt die sogenannte Momerie keinen gedeihlichen Boden finden konnte. Ein Einziger unter den Letztern berührte gleichsam nur schüchtern und flüchtig sein persönliches Glaubens- oder vielmehr Dogmen-Bekenntniß als das alleinseligmachende. Man hörte das mit an und begnügte sich mit einem stillen Lächeln. — Nach 12 Uhr Mittags wurde die fast fünfstündige Sitzung aufgehoben

oben und Jeder verließ sie mit der freudigen Ueberzeugung,
ß die Versammlung in ihrem größten Theile aus Gliedern
standen habe, deren Einsichten, Gesinnungen und Grundsätze
m Geiste des Christenthums und des Protestantismus völlig
gemessen waren. Das bestätiget auch die Relation des ge=
chten Fédéral. Es heißt darin über die Vorgänge dieses
ages: „Là, (au temple de l'auditoire) s'est ouverte
ie scène dont il n'y a pas de semblable dans l'hi-
oire du Protestantisme, et qui à produit sur tous
ux, qui y ont pris part, une impression ineffaçable.
ppelée à son tour par le Secrétaire chaque depu-
ion, par l'organe de son président, exprimait les
ntimens qu'elle avait été chargée de transmettre,
ntimens de félicitation, de concorde, d'association,
fraternité chrétiennes, de sympathie pour la fête,
i allait s'ouvrir et à laquelle prenaient part par
rs prières le plus grand nombre des Eglises, qui
ient envoyé des députés. — Les opinions théolo-
ues les plus diverses avaient là leurs représentans,
cependant, *railliées autour de la Bible*, elles ne
aient entendre que *des paroles de paix, de tolé-
ce et d'union.*" —

Um 1 Uhr Mittags öffneten sich die Kirchen, St. Pierre,
Gervais, la Madelaine und le Temple Neuf zum
te der Jugend d. h. zu einer religiösen Ansprache an
versammelten Kinder der Stadt von 7—15 Jahren und
Vertheilung einer von Mr. *Céllerier* für sie geschriebenen
lären Darstellung der genfer Reformations = Geschichte un-
deselben, welcher eine kleine bronzene Denkmünze beigefügt
e. Das Fest war sehr erhebend und das andächtige und
ige Verhalten einer sonst ziemlich lebendigen und an re-
canische Freiheit gewöhnten Jugend bürgte für den tiefen
ruck, welchen die Feierlichkeit auf sie machte. Außerhalb

der

der Kirchen hatte nun auch die Stadt selbst ein sehr fei-
ches Ansehen gewonnen. Denn ohne Befehl von Oben und
ohne irgend eine Mitwirkung der bürgerlichen Autorität hatten
sich alle Kaufmannsläden und glänzende Waaren-Niederlagen
der Stadt zu feierlicher Vorsabbaths-Stille geschlossen und in
den Straßen begegnete man nur Menschen in festlichem Schmuck,
welche allein oder in Gesellschaft ihrer Kinder auf dem Hin-
oder Rückwege nach den geöffneten Kirchen waren. Selbst in
den von 3 Uhr an eintretenden Regenstunden, welche auf die
außerhalb der Stadt für die Jugend angeordneten Ergötzlichkei-
ten störend einwirkten, gab sich der unter den Genfern entstan-
dene Enthusiasmus für das bevorstehende Hauptfest bald so und
anders kund und es war schon jetzt kein Anschein vorhanden,
daß derselbe sich von den frömmelnden Einstreuungen der al-
und nach ziemlich creditlos gewordenen Momiers *) oder von
den feindseligen Aeußerungen, welche von Seiten fanatischer
katholischer Priester laut geworden waren, in seinen öf-
fentlichen Erweisen stören lassen würde. Ja, dieser Enthusias-
mus hatte vielmehr, wie das immer so zu gehen pflegt, sich
an dem, was ihn dämpfen sollte, nur um so stärker entzündet.
Denn während ein kurz vor dem Jubelfeste erschienenes, von
26 katholischen Geistlichen der Stadt und des Kantons Genf
unterschriebenes, eigentlich aber von dem Pfarrer *Grafsier* in
dem ehemals savoyischen Städtchen Carouge verfaßtes Mé-
moire présenté a Mgneur L' Evéque de Lausanne et
de Généve — sur les pièges tendus par L' Hérésie à
la Foi de la Population Catholique die förmliche Scho-
nung

*) So hatte Mr. *Malan* einer der Oberführer dieser Momiers in einer Brochüre, Le procès de Methodisme de Genève etc. die ganze Jubelfeier mit eben so viel Unverstande als Fanatismus eine „armselige Momerie (Mummerei) und strafbare Bosheit" genannt, weil sie dem Andenken Calvins gelte, „von dessen Grundsätzen man in Genf abgefallen sei." —

...h hatte, die katholische Bevölkerung Genf's gegen di...
...n und ihr festliches Vorhaben zu erbittern; wir...
...ren gebildeten Theil der Katholiken selbst in ganz entg...
...ter Weise, weil dieser nur allzugut wußte, daß von
... aufgezählten angeblichen Härten, Bedrückungen und ...
...ngen gegen ihre Kirche nicht das Mindeste begründet w...
daß es den Protestanten nicht von Weitem einfiel, ih...
...lfest als einen vorsätzlichen Act beleidigender Intoleran...
ihre katholischen Glaubensbrüder geltend zu machen.
... trug auch die ruhige und kraftvolle Widerlegung Vieles
welche der Professor Mr. *de la Rive* in einer: Lettre
...r. Greffier, Curé de Carouge au sujet du Me...
...e etc. dagegen ausgehen ließ; so daß die Feier des Ju...
...tes durch jenen unbedachten Schritt der katholischen Geist...
...t an allseitiger Innigkeit mehr gewann, als verlor.
...stens steigerte sich dadurch die an sich selbst ganz verstän...
Entschließung des genfer Magistrates bis zu einer die Ge...
Etwas überschreitenden Aengstlichkeit: als Oberbehörde
paritätischen Kantons sich aller unmittelbaren Theil...
...e an den Veranstaltungen zum Jubelfeste zu enthalten
die Sorge dafür Theils der protestantischen Geistlichkeit,
...s der protestantischen Bevölkerung allein zu überlassen.
aber hatte wiederum zur Folge, daß sich Beide der Sache
eifriger annahmen und mit der aufopferndsten Großmuth
diesen Zweck die größten Summen zusammenschossen *) —

 Nach-

*) Bis zum J. 1536 gestattete die genfer Regierung den damaligen Katholiken zwar keinen öffentlichen Cultus mehr, aber doch Ruhe und Frieden. Von da an wollte man sie aber zum Protestantismus zwingen und nöthigte sie im Falle der Weigerung die Stadt zu verlassen. Diese Intoleranz zog viele bürgerliche Unruhen nach sich, machte aber Stadt und Kanton in ihren Folgen zu Stätten eines ausschließlich protestantischen Bekenntnisses. Im J. 1803

Nachmittags 3 Uhr war in den 4 genannten Kirchen der Stadt Vorbereitungs-Gottesdienst auf den folgenden Haupt-
festtag

J. 1803 wurde unter der französischen Regierung der katholische Gottesdienst wieder öffentlich hergestellt (in der Kirche St. Germain) und diese Herstellung im J. 1815 durch den wiener Congreß und später durch den turiner Tractat bestätigt. Dadurch wurde Genf, welches durch mehrere katholische Gemeinden Frankreichs und Savoyens vergrößert worden war, aus einem rein protestantischen, ein gemischter oder paritätischer Freistaat, welcher bis zum dießjährigen Jubelfeste hin in äußerlichem Frieden lebte. Um diese Zeit aber regte sich der fanatische Geist des katholischen Klerus lebhaft und offenbarte sich zunächst durch Aufhetzung des Volkes zur Zerstörung eines protestantischen Bethauses im Dorf Anières, dann aber durch das im Texte erwähnte Memoire an den Bischof von Lausanne. Mehrere öffentliche Nachrichten erzählten zu Ehren dieses Bischofs: er habe das Memoire mit Unwillen zurückgewiesen und gegen die Stadt Genf sehr liberale Gesinnungen offenbart. Eine Nachricht in der allg. Zeit. vom 10. Decbr. 1835 theilt aber hierüber ganz andere Nachrichten mit, indem sie die Aeußerungen bekannt machte, welche der Syndic *Rigaud* im Großrathe zu Genf auf Anlaß der Klagen that, die von „gutdenkenden Katholiken" über die Säumigkeit des Bischofs bei Wiederbesetzung lange vacant gewordener katholischer Pfarrstellen erhoben wurden. Diese Aeußerungen verdienen hier einen Platz, denn sie bezeichnen die dortige Lage der Dinge auf eine sehr merkwürdige Weise. Mr. *Rigaud* sagte: „Früher bei den Unebenheiten der katholischen Geistlichkeit habe der Staatsrath, als Regierung eines gemischten Kantons geglaubt, Schonung und Nachsicht eintreten lassen zu müssen, um die öffentliche Discussion religiöser Fragen zu vermeiden, später aber seien Auftritte und Aeußerungen vorgefallen, die es durchaus für die beiden Confessionen nöthig machten, sich ernstlich mit den Handlungen und dem Betragen der katholischen Geistlichkeit zu beschäfftigen. Als daher im vergangenen August das berüchtigte Memoire der katholischen Geistlichkeit, dieß Pamphlet voller Unwahrheiten, Verleumdungen und Anschwärzungen, erschienen und von ihr official dem Bischof von Genf, Lausanne und Freiburg übergeben worden und d

hierau

...rag und auch dieser trug bei der zahlreichst versa...
...nge das Seinige dazu bei, die Herzen derselben i...

Hieraus ein Plan von offener und systematischer Feindseligkei[t der] Genfer katholischen Geistlichkeit gegen die Regierung, die p[ro-te]stantische Kirche und die ihr angehörigen Einwohner hervorge[gan]gen sei, so habe sich die Regierung sogleich an den Bischof [ge]wendet und von ihm die öffentliche und officiale Mißbilligung d[er] Schrift und deren Unterzeichner verlangt. Da ihre Zuschrift abe[r] ohne Antwort geblieben sei, so habe die Regierung zum zweiten Male und in noch positivern Ausdrücken an den Bischof geschrieben. Darauf sei nun zwar eine Antwort eingekommen, da diese aber Nichts enthalten, als eine vage Mißbilligung der dem Memoire gegebenen Oeffentlichkeit, also keineswegs einen Tadel der Sache, sondern nur der Form: so habe sich der Staatsrath genöthigt gesehen, dem Bischofe zu erklären: „die freundlichen Verhältnisse der Regierung mit ihm müßten von nun an aufhören." So ständen die Sachen; in Beziehung auf die Besetzung der erledigten Pfarrstellen zeige sich der Bischof in derselben feindlichen Haltung gegen die Regierung. Der Pfarrer von Thonex sei im vorigen April gestorben und da sich der ihm früher vom Bischofe selbst beigegebene Gehilfe die allgemeine Zufriedenheit der Gemeinde verdient, so habe der Staatsrath den Bischof gebeten, ihm die erledigte Pfarrei zu übertragen; derselbe aber hätte diesem Antrage nicht beigestimmt und einen katholischen Geistlichen zu der vacanten Stelle ernannt, der das Memoire unterzeichnete. Hierauf aber habe ihm der Staatsrath erklärt, er werde nie zugeben, daß irgend ein Geistlicher, der durch seine Unterzeichnung an jenem Pamphlet Theil genommen, eine Pfarrerstelle im Kanton erhalte, er müsse auch darauf bringen, daß Einer von ihnen, der einstweilen — seit zwei Jahren — die erledigte Pfarrei Laney versehe, von da entfernt und durch einen andern, Nichtunterzeichner, ersetzt werde. Die Antwort auf diese dem Bischofe gemachten Anträge sollte vor Ende laufenden Jahres eintreffen, sei aber noch nicht angekommen." — Dieser Darlegung der Vorgänge fügte der Syndic Rigaud noch die Bemerkung bei: „es möge ja in Beziehung auf öffentliches und Privatleben ein scharfer Unterschied gemacht werden zwischen

den

warme und würdige Stimmung für die Sache zu versetzen, welcher es galt. Der Herausgeber hörte bei diesem Anlasse in der Hauptkirche St. Pierre, den in Genf sehr gefeierten Prediger Mr. *Bouvier*, und mußte der inneren Tüchtigkeit seiner Kanzelarbeit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dagegen konnte er sich weit weniger mit der Art seines äußeren in Genf überhaupt nicht ungewöhnlichen Vortrages befreunden. Denn dieser hatte Statt der ruhigen und gehaltenen Würde, welche die Kanzel dem heiligen Redner zum unverbrüchlichen Gesetze macht, das übertreibende Pathos der französischen Tragöden. Dieses Pathos vermählte sich mit einer Action, welche die feine Linie des Edlen, die Hamlet selbst dem Schauspieler zu überschreiten verbietet, vielfach verletzte und um so weniger beifallswerth war, je mehr dieselbe mit der hier herrschenden Sitte, die Predigten größten Theils zu lesen, in schroffem Widerspruche stand. Ist doch wohl schon das theatralische Wesen, welches manche Kanzelredner Deutschlands bei einem freien Vortrage treiben, widrig genug, so daß es einem witzigen Kopfe zu der Bemerkung Anlaß gab: sie geberdeten sich auf der Kanzel wie ein Panther in seinem Käfige; wie viel mehr muß es dazu erst dann werden, wenn der Gebrauch des Conceptes in dem Zuhörer das Gefühl des Raffinirten und Unnatürlichen, das dabei vorwaltet, unaufhörlich rege macht!

Uebri-

---

den den Protestanten auf mancherlei Weise verbrüderten Katholiken, und den Männern, welche sich deren Leitung und Führung auf andere Weise anmaßen, als durch ihren Einfluß auf die Gewissen." — Es ist schwer zu beschreiben, fährt der Berichterstatter fort, welchen günstigen Eindruck diese officiale Darstellung der Sachen auf die ganze Bevölkerung Genfs hervorgebracht hat, weil sie Ruhe, Würde und Festigkeit athmet; ja diese Stimmung ist um so entschiedener, da sehr viele gutdenkende und verständige Katholiken sie theilen, seit das Reformations-Jubiläum und seine festlichen Nachklänge in Genf Katholiken und Protestanten sich noch viel näher gebracht und befreundet haben, als früher.

igens hat auch das Einförmige, Gedehnte und G
recitativartigen französischen Psaumes als Geme
ngstens für ein deutsches Ohr wenig Erhebendes
mißt selbst bei der schönsten Orgelbegleitung stets d
Fältige und Melodische des deutschen Kirchenliedes.
s thut auch in diesen Dingen die nationale Gew
er; aber man möchte doch wohl behaupten, daß sel
ser Kirchengänger von dem Gesange eines solchen Lied
s anders ergriffen fühlen würde, als von dem beßte
ge eines seiner Psaumes. —

Am 23. August früh 6 Uhr kündigte das Geläute
locken der Stadt, vermischt mit den Schlägen der alten
rdigen Glocke Clemence auf St. Pierre, den Anbruch
auptfestes auf ergreifende Weise an und schon jetzt ma
d auf allen Straßen eine fröhliche, der Feier des Tages u
r Verherrlichung des ihm folgenden Abends geltende Regsa
it bemerklich. Da der Hauptgottesdienst erst um 9 Uhr b
nn, so benutzte der Herausgeber die ihm bis dahin übrig
eit, um die schon um 7 Uhr beginnende deutsche Kirch
besuchen, welche im Jahre 1707 für das religiöse Bedürf-
s der in Genf ansässigen oder daselbst ein- und durchwan-
renden Lutheraner aus Deutschland vornehmlich auf Be-
ieb des Sachsen-Gothaischen Fürstenhauses gestiftet, durch
essen Munificenz größten Theils erhalten und von ihm bis
t mit Predigern versehen wurde. Er kann nicht ausspre-
hen, wie wohl es ihm that, sich in dem schönen, ziemlich ge-
äumigen Locale von dem wohltönenden Gesange der fast über-
ollen Versammlung in der geliebten Muttersprache begrüßt zu
ören und als Hr. Wend, der jetzige Prediger an dieser Kirche
ein zweiter ist Hr. Heyder), in seinem einfachen, aber für
en Tag sehr zweckmäßig gewählten Vortrage die S. 1069
berührte Stelle über das Glück, sich hier in deutscher Sprache
erbauen zu können, sprach, fühlte er sich von der Wahrheit

der-

derselben im Innersten ergriffen. Auch die herzlichen und das Bedürfniß einer von mancherlei sectirerischen Umtrieben umgebenen Gemeinde weise berücksichtigenden Worte, welche zum Schlusse des Gottesdienstes Hr. D. Bretschneider an dem Altare sprach, drangen dem Herausgeber, so wie der ganzen Versammlung tief in die Seele. Als er am Schlusse ausrief: „So lasset uns denn aufbrechen, meine Brüder und unsere Gebete mit denen der Bürger dieser Stadt vereinigen und ihr Fest von Herzen mitfeiern;“ spiegelte sich in den Mienen der Anwesenden ihre innere Bewegung sichtbar ab und sie eilten nach beendigtem Gottesdienste in begeisterter Hast davon, um in den 4 reformirten Kirchen der Stadt sich wo möglich noch eine leiblich bequeme Stelle zu erringen. Denn schon seit einer Stunde waren hier und namentlich in der Hauptkirche zu *St. Pierre* alle Plätze, Räume und Winkel mit Zuhörern überfüllt und auch der Herausgeber war nicht mehr im Stande, sich bis zu der den fremden Deputirten angewiesenen Stelle der Kanzel gegenüber hindurchzuarbeiten, sondern er mußte sich glücklich preisen, durch die Zuvorkommenheit eines Magistratsgliedes anderswo ein gutes Unterkommen zu finden. Der Gottesdienst begann mit 9 Uhr und der Gesang der vorgeschriebenen Psaumes, welcher nur durch ziemlich lange Gebete von Seiten des gleich vom Anfange an die Kanzel einnehmenden Predigers unterbrochen wurde, machte Trotz der Kraft und Fülle, die er durch die unendliche Menge der Theilnehmer erhielt, wenigstens auf den Herausgeber denselben Eindruck, von welchem schon bei dem gestrigen Nachmittags-Gottesdienste die Rede war. Die Predigt selbst aber, welche Mr. *Diodati* mit gemäßigter und deßhalb desto wirksamerer Lebendigkeit hielt, *) hatte in ihrem historischen, apologetischen und paränetischen

Theile

*) In den übrigen 3 Kirchen predigten die Herren Bourrit, Bauet Ale und Bedot.

...eile ungemein viel Rednerisches und Begeisterndes und
...nd fast 1½ Stunde dauerte, so war doch der tiefe E...
...erkennbar, welchen sie machte. Besonders treffend
...sam war die Wendung, welche der Redner in dem pa...
...ren Theile derselben nahm, um dem Jubelfeste alles Sch...
Verletzende für die nichtreformirten Glaubensbrü...
...nehmen, indem er das Fest als ein Fest der Freude u...
Dankes auch für diejenigen darstellte, welche in Folge de...
...ormation ohne ihr Denken und Zuthun sich das Joch des
...aubens, das sie früherhin trugen, ungemein erleichtert und
Zugang zu jeder Art der Bildung eröffnet gesehen hätten.
... der Schluß, in welchem der Redner mit sichtbarer Be-
...ung den Gedanken hervorhob, daß in hundert Jahren alle
vor Gotte Versammelte jenseits eingegangen seyn würden,
den Lohn ihres Glaubens davon zu tragen, war sehr er-
...nd. — Kaum war die Predigt geendigt, als an die Stelle
unter dem Schlußgesange die Kirche zum Theile verlassen-
Menge sich neue Schaaren herzudrängten, um dem nahen
...ttags-Gottesdienste beizuwohnen und bei demselben
... Chenevière predigen zu hören *). Auch rechtfertigte die-
durchaus tüchtige und höchst liebenswürdige Mann nicht
durch seine äußere Erscheinung auf der Kanzel, sondern
...h durch den innern Werth seines Vortrages selbst die Er-
...rtung vollkommen, welche sein Auditorium von ihm hegte.
sprach in einem lebhaften, aber höchst edel gehaltenen Vor-
...ge treffliche Worte über die Vortheile der Reformation im
...gemeinen, über den Gewinn, welchen Genf besonders von
gezogen habe, und über die Ursachen des Erfolges, den
...es Werk hatte, und rief am Ende mit ergreifender Wärme
Jugend, die Hausväter, die Frauen, die Magistratsperso-
nen

*) In St. Gervais predigte bei diesem Mittagsgottesdienste Mr. Munier.

nen und Alle, welche es mit Religion und Sittlichkeit red-
meinten, zu treuem Halten an den Gütern und Schätzen et
die sie der Reformation verdankten. Auch an die Secti-
wandte er sich, welche schon so lange den Kirchenfrieden Ge-
gestört hatten, indem er sprach: „Je fais un appel sincère
aux enfans de notre Eglise qui se sont levés contre
leur mère, et qui depuis dix-huit années ne cessent
de la poursuivre de leurs accusations et de la déclar-
Qu' ils gardent leurs opinions, mais qu' ils changent
leurs principes étroits qui ne sont pas ceux de la Ré-
forme. Que Dieu les pardonne et qu' un jour nous
puissions serrer avec affection la main de ceux q
nous méconnaissent et qui nous peignent dans l
monde entier comme des infidéles, tandis que nou
saurions souffrir pour l' Evangile et, s' il le fallait
mourir pour Jésus-Christ." Diese Apostrophe vereinigte
dem erforderlichen Nachdrucke die möglichste Milde gegen
welche in ihrer Verblendung Alles gethan hatten, um die
leuchtete genfer Geistlichkeit als ungläubig und atheistisch
verketzern, und denen eben Mr. *Chenevière* mit seiner
Wissenschaft und seinem achtungswerthen Character als Geist-
licher und Mensch stets am Gerüstetsten entgegengetreten war.
Dem Dank-Gottesdienste Nachmittags um 3 Uhr
der Herausgeber anderer Abhaltungen halber nicht beiwohnen,
aber auch er war von Tausenden besucht und lange Rei-
von Zuhörern füllten nach Beendigung desselben auf ihrem
Heimzuge alle Straßen. Sehr richtig sagt daher der Fe-
von der ganzen kirchlichen Feier dieses Tages: „Pendant h
heures consécutives, depuis huit heures du mat
jus'qu' à quatre heures du soir, la foule qui rempl
soit nos temples n' a pas diminué un instant. A pe
une place était-elle abandonnée qu' elle était immédia-
ment occupée et il étoit plus difficile de sortir q
d' entr

...entrer, tant était grand le nombre de ceux, ...ssaient aux portes. Jamais dans ses plus ...rs, l'ancienne république n'avait montré pl...e, plus de foi, plus de reconnaissance pour ...abord, à qui elle doit tant, puis pour les fondat... son indépendance." —

Abends um 7 Uhr öffnete sich die eben so pracht... ...chmackvoll erleuchtete Kathedrale St. Pierre zu einem gro... ...istlichen Concerte, das nach dem Urtheile Aller, welc... ...glücklich waren, die unter einer unübersehlichen Menschen... ...nge damit verbundene körperliche Aufreibung zu überstehen, ...hst würdig ausgeführt wurde *). Während desselben und ...ch demselben verbreitete sich über die Stadt eine allgemeine, befohlene und aus dem religiösen Enthusiasmus, der durch ... gottesdienstlichen Theil des Tages entzündet worden war, ein hervorgegangene Erleuchtung. Nicht nur die pro...stantische, sondern auch ein großer Theil der katholi...en Bevölkerung hatte Alles aufgeboten, um ihr den höch...n Glanz zu geben. Alle Straßen und Plätze wetteiferten bei in Geltendmachung sinnvoller Beziehungen auf die ...egebenheit des Tages und die geschichtlichen Heroën desselben, ...sonders auf Calvin. In ganz vorzüglichem Grade war

*) Hr. D. Müller sagt davon im Morgenblatte: „Weit auf standen die Pforten St. Peter und sein Inneres glich einem Feenreiche. Ungeheuere, mit Gase erfüllte Globen warfen ihr mattes Licht auf die gothischen Wände, Pfeiler und Galerien. Oben am Karnies lief eine Reihe Lampen hin, die in dieser Höhe nichts Störendes hatten, sondern wie eine Schnur Diamanten aussahen. Nur die Orgel (über dem Haupteingange) war reich mit bunten Lampen beleuchtet. Tief im alten Chore der Kirche saßen die zahlreichen Sänger und Sängerinnen, die ein geistliches Concert aufführten, in dem das herrliche Te Deum von Händel vorherrschte. Dirigent war unser Wersteb aus Braunschweig, der Schöpfer der hiesigen Kirchenmusik." —

dieß der Fall in dem niederen Theile der Stadt, dessen Boden durch den Aufenthalt und durch das Wirken dieses großen Mannes gleichsam geheiligt worden war. Das Merkwürdigste und Schönste dieses Theils der Festfeier war aber das gesittete, ruhige und gemessene Verhalten der alle Straßen durchwogenden auf 50,000 Köpfe berechneten Menschenmasse. Denn wie sehr sich auch dieselbe der herzlichsten und ungezwungensten Freude überließ, so wußte sie doch dabei sich selbst in den Grenzen eines Anstandes und einer Ordnung zu halten, welche anderwärts vielleicht durch eine tausendäugige und tausendarmige Polizei kaum zu bewirken gewesen wäre. In der Stadt jenseit der Rhone, *St. Gervais*, einigten sich sogar ganze Straßen zu öffentlichen Abendgastmählern im Freien, und wußten sich dieselben nicht schmackhafter zu machen, als durch improvisirte Zuziehung der Geistlichen, deren sie eben habhaft werden konnten, weil das lebendige Gefühl in ihnen lebte, daß sie an diesen Männern die würdigsten Träger und Vertreter der Segnungen hätten, welche der Jubeltag der Reformation ihnen so mächtig in das Gedächtniß gerufen hatte. Ueberhaupt gab sich die unbegrenzte Verehrung der Stadt Genf gegen ihre Geistlichen in diesen Tagen auf jede Weise zu erkennen, und die sectirerischen Verleumder derselben mochten bei der Wahrnehmung, mit wie wenig Erfolge sie auf den gesunden religiösen Sinn des Volkes gewirkt hatten, nicht ohne eine sehr bittere Empfindung bleiben. Alle ihre Prophezeihungen von der Kälte und Theilnahmlosigkeit, mit der die Menge die ihr angeblich beigebrachte Vergessenheit der calvinischen Lehre am Jubelfeste lohnen würde, wurden zu Schanden und schon die große Anzahl fremder Geistlichen, welche aus allen Weltgegenden gekommen waren, um den Nachfolgern Calvins ihre Achtung zu bezeugen, sprach in den Augen jener Menge für die echt evangelische Rechtgläubigkeit derselben und für ihre begründeten Ansprüche auf die allgemeinste Werthschätzung. Darum war denn auch die Erfah-

rung

rung dieser Tage in jeder Hinsicht geeignet, der Venerable Compagnie des Pasteurs de Genève allen Kummer und Verdruß reichlich zu vergüten, welchen ihr seit Jahren diejenigen verursacht hatten, die das unchristliche Geschäfft, auf dem gemeinsamen Boden der protestantischen Kirche Unkraut unter den Waizen zu säen, zuerst in Genf begannen.

Am 24. August fand in dem schon erwähnten Locale neben der Hauptkirche St. Pierre die zweite große Versammlung der anwesenden Geistlichen und Deputirten Statt. Sie hatte den Zweck, Jedem, welcher sich als Redner hatte einzeichnen lassen, Gelegenheit zu geben, seine Ansichten von der Lage des Protestantismus überhaupt oder seiner Landeskirche insbesondere geschichtlich (nicht dogmatisch-polemisch) mitzutheilen. Auch dieß Mal sprachen die sächsischen Deputirten zuerst. Herr D. v. Ammon gab in französischer Sprache eine gedrängte Schilderung der gegenwärtigen protestantischen Theologie Deutschlands und der von ihr abhängigen Gestaltung der protestantischen Kirche selbst *). Hr. D. Bretschneider sahe sich durch körperliches Unwohlseyn gehindert, dem allgemeinen Wunsche gemäß das Wort zu nehmen. Daher schloß der Herausgeber sich unmittelbar Hrn. D. v. Ammon an, und machte in einer lateinischen Ansprache an die Versammlung bemerklich, welche gegründete Aussicht für das steigende Heil des Protestantismus die eben bei diesem Jubelfeste gemachte Erfahrung gebe, daß unsere Zeit in großer Allgemeinheit zu der Einsicht gekommen sei: treues Halten an den Grundsätzen der protestantischen Kirche und an dem wesentlichen Inhalte des Evangeliums, nicht aber Einstimmigkeit in den besondern Lehrmeinungen darüber mache die wahre und unverrückliche Grundlage derselben aus **). Nach dem

*) S. Anhang: D.

**) S. Anhang: E.

dem Herausgeber traten während der ziemlich langen Dauer der Versammlung noch eine große Zahl von Sprechern auf, unter ihnen auch Manche, welche die Geduld der Zuhörer Etwas auf die Probe setzen zu wollen schienen. Dagegen sprachen Andere von den religiösen und kirchlichen Erscheinungen ihres Erfahrungskreises desto anziehender und befriedigten die angeregte Erwartung vollkommen. Zu ihnen war Mr. *Fontanès* aus Nimes und Mr. *Durand* aus Castres zu zählen. Sie entwarfen ein sehr lebendiges Bild von dem jetzigen Zustande der dortigen protestantischen Kirche und erkannten die auch für die katholische Kirche sehr segensreich gewordene Veränderung dankbar an, welche seit 1830 durch die von Ludwig Philipp wieder hergestellte und kräftig aufrecht erhaltene Glaubens- und Gewissensfreiheit der Protestanten im südlichen Frankreich eingetreten sei. Bei diesem Anlasse schlug Mr. Fontanès auch in Bezug auf die Verbesserung des protestantischen Cultus die Gedanken an, welche Hrn. *D.* v. Ammon zu seiner oben angezeigten Reformationspredigt Gelegenheit gaben. Hr. Pastor *Muralt* aus Petersburg gab eine lehrreiche Schilderung der protestantischen Kirchenverhältnisse daselbst, Hr. Pastor Baggesen aus Bern ließ sich dagegen in betrübender Rede über die alle kirchliche Interessen verletzenden Umänderungen vernehmen, welche der Sieg des bürgerlichen Radicalismus in seinem Vaterlande nach sich gezogen habe und was er sprach, trug um so mehr das Gepräge der Glaubwürdigkeit, je ähnlicher sich aus gleicher Ursache der kirchliche Zustand der Dinge auch in Zürch gestaltet hat. Zum Schlusse erhob sich aus der genfer Geistlichkeit selbst der Vicepräsident Mr. *Cellerier*, und da er während des Sprechens unwohl wurde, an seiner Statt *Mr. Martin*. Beide schilderten mit hinreißenden Worten den blühenden Zustand des Protestantismus in Genf, das pflichtmäßige Verhalten der dortigen Prediger in Bezug auf denselben, den herzerhebenden

Ver-

...auf des Jubelfestes und die frohen Hoffnungen, ...daran für die Zukunft knüpfen ließen und sprachen ...vesten Entschluß aus, unausgesetzt und unverdrossen ...Herrschaft eines erleuchteten Christenthums hinzuarb... ...große Hindernisse ihnen auch dabei einzelne obscurant... ...ter in den Weg legen möchten. — Ehe die Versam... auseinander ging, theilte der Secrétaire der Compagni... Choisy an die einzelnen Deputirten die zum Gedächtniß... Jubelfestes in Paris geprägte große silberne Denkmünz... welche auf der einen Seite die schön gruppirten und treff- ausgeführten Köpfe der genfer Reformatoren Farel, Viret, ...vin und de Bèze, auf der andern aber die um die auf- ...lagene Bibel vereinigten Sinnbilder des Glaubens und der ...nunft enthält, mit der Ueberschrift: Biblia fidei et ra- ...i restituta. — Die für den Nachmittag um 4 Uhr an- ...dnete Lustfahrt auf dem Genfersee wurde zum großen ...auern der Tausende, welche in schon bereit stehenden, fest- geschmückten Booten und Kähnen das zu jener Fahrt be- ...mte Dampfschiff Winkelried begleiten wollten, durch vom Jura her losbrechendes Unwetter sehr gestört und es zu einer einfachen Ueberfahrt vom Hafen nach Sécheron, ein großes Diner die ganze Jubelfeierlichkeit beendigte. dabei laut werdenden Toasts athmeten alle den Geist der ...e und Einigkeit, welcher sich das ganze Fest hindurch gel- ...d gemacht hatte. Eine unbeschreibliche Rührung ergriff aber ganze Gesellschaft, als sich Mr. Choisy erhob und ihr ...eindringlichen Worten in's Gedächtniß rief, wie schrecklich ...st an diesem Tage (dem 24. August) Tausende von franzö- ...chen Protestanten für eben den Glauben büßen mußten, für ...sen ruhigen Besitz die Stadt Genf dem Himmel jetzt ihr ...des Dankopfer dargebracht habe.

Da während der Versammlung am 24. noch einige ...lieder derselben das Wort zu erhalten wünschten, mehrere

Andere

Andere aber in Folge dessen die Sitzung über die Gebühr verlängert zu sehen fürchteten: so ging die Venerable Compagnie auf den vom Past. *Meynadier* aus Baume gestellten Antrag ein, dieselbe am folgende Tage noch ein Mal Statt finden zu lassen und dieß um so mehr, weil sich schon, da Einer von denen, welche sich als Sprecher hatten einschreiben lassen, *Mr. Hartley* aus England, sich bereits entfernt hatte, als er zum Sprechen aufgerufen wurde. Dieser letzten Versammlung wohnte aber weder der Herausgeber, noch einer der anderen seiner beiden sächsischen Mitdeputirten bei, indem sie behufs ihrer nahen Abreise sich schon Tags zuvor verabschiedet hatten. Der Verlauf derselben wurde ihnen also nur durch fremde Mittheilung bekannt und nach derselben war er folgender:

Zuerst erhob sich Mr. *Bauty*, Pastor aus Yverdon, der schon Tags zuvor im Geiste eines Erweckten so Mancherlei gesprochen hatte, worüber er am Schlusse die allgemeine Verzeihung in Anspruch nehmen zu müssen glaubte und that den Vorschlag: „daß sich einige Glieder der Versammlung zu den an der Spitze der genfer Methodisten stehenden Geistlichen MM. *Gausser*, *Galland* und *Merle* verfügen und sie zu einem Versöhnungsacte mit der Venerable Compagnie einladen sollten." Dieser der Zeit, dem Orte und der Gelegenheit offenbar ganz unangemessene Vorschlag veranlaßte eine lange Debatte, welche zuletzt darauf hinauslief, daß die MM. *Duby*, *Martin*, *Chenevière*, *Cellerier*, *Bouvier* und *Munier* mit den schlagendsten Gründen darthaten: es könne so wenig von der Ausführung, als von einem glücklichen Erfolge des Vorschlags die Rede seyn, so lange ihre Gegner nicht von der unchristlichen Gesinnung zurückkämen, mit welcher sie die genfer Nationalkirche öffentlich des Abfalls vom Evangelium und vom Protestantismus beschuldigt hätten. „Venez ici, sagte unter Anderem Mr. *Bouvier*, et dites

... eu tort de refuser à vos collégues le titre
..., s'ils sont écoutés, si leurs prières, leurs so...
... ne sont point vaines, ah! soyez assurés que
...recevrons avec la joie la plus vive et avec act...
...grâces envers le Dieu de charité, qui nous a
...nis de vois ce beau jour." M. Chenevière a...
„Tout ce que prescrit la charité, nous l'avo...
...rvé sous tous les rapports, et nous oublions vo...
...iers tout ce qui s'est passé; mais qu' eux s'avan-
..., qu'ils viennent à nous avec des coeurs de frères,
...ous nous jetterons dans leurs bras!" — Mitten im
der diesfallsigen Debatten verlangte noch der schon ge-
...e Mr. Hartley aus England, der durch seine eigene
...ld am vorigen Tage nicht zum Sprechen Rath und sich
...iesem nicht eben mit viel äußerem Anstande betragen hatte,
Wort und sprach oder schriee vielmehr, nachdem er es er-
...n hatte, das, was er auf dem Herzen trug, in der hef-
...n Weise in die Versammlung hinein. Er erklärte: „Er
...war von der englischen Hochkirche nicht eigentlich nach Genf
...irt worden, glaube aber doch den Sinn derselben zu tref-
wenn er hier sein strengorthodoxes Glaubensbe-
...niß *) ablege und bemerklich mache, daß der Mehrtheil
der

*) Dieses Glaubensbekenntniß bestand in folgenden 6 Sätzen: 1) „Der Mensch ist so verderbt und so aus der göttlichen Gnade gefallen, daß er zum ewigen Tode verdammt ist; 2) wir glauben, daß Jesus Christus im absolutesten Sinne des Wortes Gott in Ewigkeit hochgelobt ist; 3) wir glauben die Persönlichkeit und Gottheit des heiligen Geistes; 4) wir glauben die Rechtfertigung durch den Glauben und daß der Mensch durch den Glauben ohne Verdienst der Werke, durch das Verdienst J. Ch. gerechtfertigt wird; 5) wir glauben, daß wenn der Glaube rechter Art ist, er nothwendig gute Werke hat; und daß, wenn er diese Werke nicht hat, er nicht rechter Art ist; 6) wir glauben die Wiedergeburt durch

der genfer Geistlichen mit Aufgebung desselben das Christenthum aufgegeben habe, daß ihnen ihre Verbrüderung mit den deutschen Rationalisten und den Unitariern aus England und Nordamerika zum größten Vorwurfe gereiche und daß die genfer Kirche hiermit die Schuld einer weit größern Apostasie auf sich lade, als die römisch-katholische." Während dieser gröblichen Invective wurde *Mr. Hartly* von allen Seiten mit dem Zurufe: à l'ordre unterbrochen; da aber der Vicepräsident *Mr. Gaty* auf das ruhige An- und Aushören des Mannes drang, so sprach er auch bis zum Ende ungehindert fort. Kaum hatte er jedoch geendigt, als *Mr. Fontanèc* aus Nimes das Wort nahm, das unziemliche Verhalten des Sprechers als Gegenstand der verdientesten Mißbilligung darstellte und mit der Bemerkung, daß es sich hier von „keinem Concile handle, welches über dogmatische Fragen entscheiden solle oder wolle," auf die Tagesordnung drang. Diese wurde nun auch zur allgemeinen Zufriedenheit aufgenommen und nachdem noch einige Redner freundlichere Töne angeschlagen hatten, als die vorhergegangenen gewesen waren, wurde die Versammlung vom Präsidenten Mr. *Duby* mit Danksagung für die Theilnahme der Fremden und mit einem herzlichen Gebete für das Wohl derselben und ihrer Kirchen aufgehoben. Jeden Falls war es aber höchlich zu beklagen, daß eben dieß der Ausgang eines während der ersten Tage mit so viel brüderlichem Sinne gefeierten Festes seyn mußte und daß die Menschen, welche die Zerrüttung

---

durch den heiligen Geist, daß der wahre Christ ein durch den Einfluß des heil. Geistes erneuerter Mensch ist, daß es sein größtes Vergnügen ist, für den Dienst J. Christi in der Welt zu leben, daß die Religion keine widrige Sache für ihn ist, sondern die Freude und der Ruhm seines Lebens." — „Das ist mein Glaube, setzte er hinzu, das ist meine Religion! Sehet da den Glauben der Engländer! Sehet da die Religion Englands!" — Ex ungue leonem!

... des Friedens in der protestantischen Kirche überall ... thümliches Geschäfft treiben, auch hier die Einigk... ... e, von der sich Hunderte von Kirchendienern durchbr... ... n, wenn auch nur auf Augenblicke, zu stören wußten ... Diese Einigkeit im Geiste dient übrigens zum Bew... ... e bedeutende Fortschritte die wahre christliche Erleucht... ... nserer Zeit gemacht hat, und verbürgt uns eine Zukun... ... uch die letzten Spuren confessionarischer Engherzigkeit un... ... ldsamkeit verschwunden seyn werden. Auch das genfer... ... lfest wird das Seinige dazu beitragen und die große ... ge derer, welche aus allen Gegenden und Ländern zur ... desselben gekommen waren, wird die protestantische Sin... ... eise, zu welcher sie dabei sich selbst begeistert fühlten, zu ... immer größern Gemeingute unserer Kirche zu machen ... ssen seyn. Von wie viel Segnungen dieses Fest für Genf ... und für die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten die... ... Stadt begleitet war, ist aus den hierüber anderweit bekannt ... rdenen Nachrichten zu entnehmen. Und so sind die Sor... ..., Mühen und Opfer, welche mit der Veranstaltung dessel... ... verbunden waren, für die gedeihliche Förderung des Höch... ... und Heiligsten im Leben gewiß nicht vergeblich gewesen. —

Anhang.

A.

Hr. D. v. Ammon sprach zuerst seinen Dank für die an Sich ergangene Einladung zum Jubelfeste aus und fuhr dann ungefähr so fort: „Cette invitation est un signe, que le temps où nous vivons est meilleur, que ceux, qui l'ont précédé. Rien n'est plus difficile, que de voir la vérité toute entière et quoique nous la puissions tous à la même source, que nous professions la même foi en J. C. le Sauveur du monde et que nous reconnaissions les mêmes devoirs, il est impossible que nos recherches nous amènent tous aux mêmes résultats. Mais si nos vues différent, loin de nous cet esprit de prosélytisme qui ne voit de gain pour sa cause qu'en augmentant le nombre de ses partisans! Nous sommes, grâces à Dieu assez forts, et la liberté évangelique est trop bien établie, pour que nous cherchions d'autre appui que Dieu et sa Parole. Cependant, il faut le reconnaître, il est des consciences timorées, qui sont ébranlées par le conflit des esprits et qui seraient heureuses de voir un rapprochement. C'est là un but digne de tous nos voeux. Sans doute il ne peut-être atteint que par bien des efforts; mais ne désespérons pas d'y parvenir: ayons la confiance que par la diffusion progressive de la lumière des frères, quoique séparés d'opinion, finiront par s'entendre. *Jesus-Christ, le même hier, aujourd'hui et dans toute l'éternité!* Voilà notre bannière à tous et autour de laquelle nous pouvons et nous devons tous nous réunir. C'est animés de ces sentimens que j'ai désiré assister à votre Jubilé en représentant auprès de vous le pays qui a été le berceau de la Reformation et dont les habitans s'associent de coeur à leurs frères en Christ, qui se réjouissent des biens de toute espèce, dont cet événement a été la source. Que la Providence veuille continuer à répandre ses plus précieuses benedictions sur votre cité et sur votre Eglise! Que les liens de fraternité, qui doivent unir toutes les Eglises protestantes, se resserrent de plus en plus, et en particulier entre les Eglises de Genève et de la Saxe Royale! C'est avec ces sentimens et avec la douce conviction que ces voeux seront accomplis, que je retournerai au sein de l'Eglise qui m'a envoyé, plein de joie d'avoir été dans ces jours solennels son organ auprès de vous!"

B.

Hr. D. Bretschneider bezeugte den Genfern zuerst, wie gern er nach seinen persönlichen Gesinnungen den Auftrag seines Landesherrn übernommen habe, ihnen im Namen der Geistlichkeit, welcher vorzustehen er die Ehre hätte, die herzlichsten Glückwünsche zu ihrem Jubelfeste darzubringen. Die Anwesenheit der lutherischen Deputirten

sehr

fuhr er fort, müsse ihnen ein thatsächlicher Beweis seyn, daß sie die großen Verdienste der schweizerischen Reformatoren um die Reformation überhaupt und um die Verbreitung der reinen evangelischen Wahrheit anerkenneten. Die schweizerische Reformation, und namentlich Genf, habe das Joch der Hierarchie in einem weiten Kreise gebrochen und das Licht des Evangeliums namentlich nach Frankreich, England und Schottland und dann auch in ferne Erdtheile getragen, wohin die Wirksamkeit der deutschen Reformatoren nicht gereicht hätte. Die Anwesenheit derselben müsse ihnen aber auch ein thatsächlicher Beweis seyn, daß der Geist der Zwietracht, der vormals zwischen Lutherischen und Reformirten herrschte, von Seite derselben eben sowohl verschwunden sei, als von der ihrigen. Vor 300 Jahren hätte man sich hartnäckig den Bruder-Namen verweigert, und die Schule des großen und friedlichen Melanthons, die sich zur Vereinigung mit ihnen hingeneigt hätte, sei in Sachsen mit Gewalt unterdrückt worden. Noch vor Etwas mehr als 100 Jahren habe Gotha den um ihres Glaubens willen ausgewanderten reformirten Franzosen die Aufnahme aus dogmatischen Bedenklichkeiten geweigert *). Jetzt habe auch ihre Confession in den Landen eines weisen und religiösen Fürsten volle religiöse Freiheit und er sei abgeordnet worden, ihnen die Bruderhand zu bieten, — nicht zu einer Vereinigung in geschriebenen Urkunden, denn diese könnten ja doch den Glauben nicht binden, — auch nicht zu einer Vereinigung in den äußerlichen Gebräuchen, denn jedes Volk müsse die Freiheit haben, diese nach seinem Bedürfnisse und seinen Gewohnheiten zu gestalten, — auch endlich nicht zu einer Vereinigung in der kirchlichen Verfassung, denn diese sei national und richte sich nach den Bedürfnissen und den politischen Verfassungen der Völker: — sondern zu einer Vereinigung im Geiste, und in der christlichen Liebe. Die Protestanten hätten gleiche Grundprincipien und gleiche Tendenzen. Das reine Wort Gottes in heiliger Schrift, also die göttliche Wahrheit, dieß sei das Kleinod, das sie gemeinschaftlich suchten, verkündigten und zu einem christlich-sittlichen Leben anwendeten. Daran erkenneten sie einander als in Christo vereinigte Brüder und daran wollten sie ferner vesthalten, ohne von einander zu fordern, daß sie in allen einzelnen Dogmen, worin bei den christlichen Lehrern immer einige Verschiedenheit geherrscht habe, genau und bis auf die Wortformel zusammenstimmten und noch weniger einander zu richten und zu verdammen. — Die jetzige Zusammenkunft sei daher nicht etwa eine leere Ceremonie, sondern eine bedeutsame Thatsache. Sie beurkunde weit verbreitete Gesinnungen in den Gemeinden des Herrn und sei eine wirksame Erklärung gegen die Engherzigkeit und Unduldsamkeit des Separatismus, welcher die Gemeinde des Herrn, die Eine seyn solle, in Secten aufzulösen strebe.

Zuletzt dankte der Sprecher den Genfern für die Freundlichkeit, welche sie nun seit einem Jahrhunderte der in ihrer Mitte befindlichen und unter der Obhut seines Landes-Herrn stehenden deutsch-lutherischen

*) Dieß geschahe auf Betrieb des streng lutherischen Ernst Salomo Cyprian.

schen Gemeinde und ihren Lehrern bewiesen hätten, bat sie, gleiche Gesinnungen gegen dieselbe auch in Zukunft zu bewahren und schloß mit Wünschen für Genf und die genfer Kirche.

C.

Der Herausgeber sprach Folgendes:

Viri Summe Reverendi.

In societatem eorum, qui ex omnibus regionibus verae religionis luce collustratis huc convenerunt, ecclesiae et civitati *Genevensi* splendidissimam horum dierum solemnitatem gratulaturi, ea quoque ecclesia venit, quae terrarum *Saxo-Vimariensium* finibus continetur et cujus nomine equidem inter vos versari laetor. —

Facit vero hoc nec temere nec immerito. Quum enim de primordiis ecclesiae *Genevensis*, festo seculari tertia vice celebrandis agitur, suam quasi rem agi videt et eorum temporum, quibus ipsa Pontificum romanorum jugo excusso ad puriorem Jesu Christi ejusque doctrinae cognitionem rediit, memoriam lubentissime repetit. —

Quae quidem memoria non tantum ad hujus ecclesiae conditores ejusdem cum *Zwinglio* et *Calvino* gloriae immortalis participes, ad *Lutherum* et *Melanchthonem* pertinet, sed etiam et imprimis ad ipsius fautores, tutores et defensores omnium Saxonicae stirpis principum nobilissimos, ad *Fridericum Sapientem*, *Joannem Constantem* et *Joannem Fridericum Magnanimum*, quibus salus ejus atque incrementum inde ab initio curae cordique fuit. —

Fuit quidem huic ecclesiae inde ab ipsius initio proprium, ut Lutheriae formulae doctrinam per longum temporis spatium pertinaciter tueretur et ut in principibus statim dictos proxime sequentibus causae suae patronos haberet, qui pia *Melanchthonis* conamina, istam doctrinam in dies perficiendi, strenue reprobarent et in ejus commodum universitatem adeo literarum *Jenensem* conderent, quae universitati *Vitembergensi* Calvinismi, qui dicebatur, occulti suspectae adversaretur. Nunquam vero hos principes caeco religionis fervore abreptos usque eo progredi vidit, ut in durioribus hujus Calvinismi opprimendi praesidiis opinionum suarum soli Lutheranismo faventium firmamenta quaererent. Quid? quod ne *Formulam* quidem *Concordiae*, infelicissimi Lutheranos inter et Calvinistas discidii instrumentum, *Ernestinae* prosapiae principes in terris sibi subjectis sponte sua publici juris fecerunt, sed eam tanquam peregrinae tantum, animos fidelium arctioribus doctrinae vinculis adstringendi cupidae, tutelae monumentum admiserunt et toleraverunt *). Neque eo etiam tempore, quo *Guilielmus* ducum Saxo-

*) Die Concordienformel wurde bekanntlich unter der vormundschaftlichen Regierung, welche der Kurfürst von Sachsen, August, über die ernestinischen Lande führte, mit Hülfe großer Gewaltthätigkeiten eingeführt.

Saxo-Vimariensium *Quartus* ejusque frater omnium ore celebratissimus, *Bernardus Magnus*, uterque *Gustavi Adolphi* amicus ac aemulus, causae evangelicae acerrimi vindices existerent, libertatem fidei ac conscientiae, qua ea tota nititur, vel in alienae vel a ditionis suae terris ullo modo laeserunt aut vilipenderunt, sed potius omnium omnino evangelicorum rem ac salutem ad se suasque curas pertinere rati sunt. — Quum autem tristi isto, quod religionis christianae cognitionem densissimis tenebris obvolutam tenuit, saeculo praeterlapso rerum ad eam pertinentium facies ubique terrarum in melius mutaretur, et quum ea, quae *Calixtus* pariter ac *Spenerus* rudiori aetati frustra occinissent, ecclesiae et religionis puriora decreta inde a medio saeculo millesimo octingentesimo omnium fere literarum liberaliorum luce nutritorum hominum plausum ferre inciperent: extitit inter Saxonicae gentis principes *Carolus Augustus*, qui majorum suorum gloria dignissimus aetatis indoli sui ipsius ingenii vim ita attemperavit, ut non solum terrarum suarum metropolim, *Vimariam*, literarum et artium liberalium sedem foecundissimam et electissimorum virorum domicilium constitueret, sed etiam universitati literarum *Jenensi* summam cogitandi, docendi et scribendi libertatem concedendo ad rerum theologicarum studia communi ecclesiae evangelicae prosperrima incendenda et promovenda quam maxime faceret. Idem ille fuit, qui festi saecularis *ecclesiae Lutheriae* tertii solemnitatem eo potissimum insignem esse vellet, quod in ditionis suae terris et huic et reformatae ecclesiae addictos uno religionis et pietatis sensu dudum inter se vinctos externo quoque sacrorum ritu conjungeret hujusque conjunctionis sedem *ipsam aedem Vimariae aulicam* constitueret. — Cujus quidem sensus animique haeredem praesentem quoque Saxo-Vimariensium terrarum principem *Carolum Fridericum* factum esse, luculentissime inde patet, quod partim votorum suorum pro salute ecclesiae *Genevensis* susceptorum interpretem me quidem huc misit, partim vero crastini diei solemnitatem in aede Vimariensi aulica *publico sermone commemorari piisque Christianorum precibus concelebrari* jussit. —

Quapropter equidem non meo tantum nomine ecclesiae *Genevensi* ob multa praeclarissimaque ipsius in omnem rem christianam et causam evangelicam merita addictissimo, sed nomine quoque et auctoritate Principis Serenissimi, *Caroli Friderici* prae caeteris pii vereque christiani munere mihi demandato ita defungor, ut animo maxime sincero hanc inter omnes Christianos liberaliores merito inclutissimam ecclesiam ejusque *proceres*, *ministros* et *socios* ad unum omnes providentiae ac tutelae divinae, quae per tantum temporis spatium res ejus florentissimas esse voluit, denuo commendem precesque meas pro sempiterna ejus salute ardentissimas cum iis conjungam, quae per hosce dies ex tot cordatissimorum hominum piorumque Christianorum pectoribus funduntur. —

Faxit Deus O. M., ut idem literarum, quibus evangelii divinitus nobis dati causa nititur, amor, idem verum ac purum ipsius sensum perscrutandi studium, idem placitorum ejus pro suggestu sacro

sacro sincere et ad animos audientium et collustrandos et emendandos accommodate tradendorum fervor, quo haec ecclesia usque adhuc inclaruit, in ea semper vigeat et crescat; ut ad ultimos dies regni divini a Domino nostro Jesu Christo, summo ac vere coelesti Dei ad homines legato, constituti fines per ipsius communia et merita magis magisque propagentur, et ut ipsa quoque tempore sedes ejus, qui sese το φῶς τοῦ κόσμου esse professus est, splendidissima reperiatur, eademque omnibus, qui turbulentis hisce religionis temporibus Christi quidem nomen haud vero indolem prae se ferunt, nec religionis verae, sed superstitionis religionis specie tinctae inter Germanos pariter atque Helvetios patronos sese gerunt, adversaria, felicissimo eventu ornata! —

Ita ratum erit, quod ecclesia civitasque *Genevensis* ipsa nummis in sempiternam horum dierum memoriam excusis publice portendi et adumbrari voluit, fore nimirum ut „*Biblia fidei et rationi restituta*" et in ipsius gremio et inter omnes Christianos maximi aestimentur et ad animorum terrestrem aeque ac coelestem salutem fructus ferant uberrimos.

D.

„Les progrès, sprach Hr. D. v. Ammon, les progrès du protestantisme faisant partie de nos conférences, je manquerais au respect dû à M. le Modérateur trés-vénérable de cette grande assemblée, en refusant de prendre la parole qu'il a bien voulu m'accorder une seconde foit. Je commence cependant par l'observation préalable et modeste, qu'il serait extrémement difficile de donner un apercu general des progrès scientifiques du protestantisme allemand dans les dernièrs décades de notre siècle: cela serait vouloir réduire un océan de livres et de systèmes du moment à une petite fiole. Toutefois j'oserai vous offrir une esquisse fugitive, fruit de quélques momens de cette matinée, en me restreignant seulement à l'état présent de la theologie dogmatique si intimement liée aux intéréts de la religion sociale, qui doit animer une grande société religieuse.

Encore à la fin du siècle passé, les livres symboliques du seizième jouaint un rôle très-important. Cette autorité est maintenant plus prônée et destrée par les amis du temps passé, que soutenue par des raisons solides et valables. C'est à la Bible seule, bien et nettement expliquée, q'on revient. La philologie sacrée et la bonne et saine raison sont présentement les deux instrumens organiques d'un sage architecte de l'Eglise. Conformément aux principes de l'ancienne confession gallicane, qui passe chez nous pour la plus libérale de son siècle, on trouve la Parole de Dieu non-seulement dans les Livres Saints, mais aussi dans la nature, dans l'ordre moral des choses, dans l'histoire de l'éducation religieuse du genre humain, dans la bouche des prophètes, et en dernier ressort dans l'Evangile par du Christ, qui est le centre et le sommaine personnifié de la verité céleste. La différence protendue de la verité théologique et rationelle, ne-

tesse

enue encore par Luther même, est maintenant repoussée par ous les Protestans éclairés de l'Allemagne.

Quant au rapport (commercium mutuum) entre la vérité divine t humaine, nos Ecclésiastiques savans et pensans sont à peu près 'accord sur un double principe, *historique* et *rationel*.

Le principe historique demande impérieusement, 1) des recherhes profondes *sur l'origine des saintes Ecritures*, tant du Vieux ue du Nouveau Testament. On y emploie souvent la *haute critique*, c'est à dire, le développement du contenu de ces livres, qui doit rouver leur authenticité et leur âge véritable. Ainsi, on ne doute pas ue le Canon du Vieux Testament ne fût fermé qu' à peu près 150 ans vant Jesus-Christ, ce qui donne beaucoup à penser à nos paléologues. Quant aux livres saints du Nouveau Testament, les additions successivement faites à la traduction grecque de l'Evangile ébraïque de saint Matthieu, et les intercalations, faites dans 'Evangile de saint Jean ont été remarquées et domonstrées par lusieurs de nos savans du premier rang.

D'aprés le même principe

2) on lie à l'explication littérale de la Bible, qui est généralement dmise, *l'interpretation critique*, c'est a dire raisonnée et réelle, uisée dans l'histoire et la philosophie ancienne. Les Rabbins vaient ci-devant enseigné: „Cela est vrai, parceque cela est crit;" maintenant on dit avec Saint Paul: „Cela est écrit, arce-que cela est vrai." Ainsi, la vérité demonstrée par des aisons convainçantes, est le sceau de l'inspiration et de la divinité des Saintes Ecritures.

3) Pour bien expliquer les livres du Nouveau Testament, il e suffit pas de bien connaître le grec et même la langue hellénistique à moitié hébraique; il faut encore se familiariser avec 'idiome araméen ou syriacochaldéen, parlé par Jesus-Christ et es Apôtres: cela repand souvent une lumiére tout-a-fait nouvelle sur un grand nombre de passages obscurs et difficiles. Et arceque saint Paul et saint Jean allient souvent la haute christogie du Nouveau Testament avec leur philosophie contemporaine, ant orientale que platonique, on s'applique chez nous aux études le la philosophie et de l'histoire ancienne avec une grande ardeur, et on n'a point peur de paralléliser saint Paul et Séneque, saint Jean et Philon, parce que saint Jérôme et saint Augustin ont fait le même. La verité n'y peut que gagner, et l'étroitesse dogmaique s'élargit, grand elle est éclairée par l'érudition et une cience modeste.

Quant au principe *regulateur* du rapport entre la vérite révélee et philosophique, vous vous rappelez, Messieurs, que *ce oint principal* a été déja longuement traité par les Pères de 'Eglise. La régle de foi de Tertullien, le θεοκρατικῶς de saint Augustin, le témoignage du Saint-Esprit des Péres grecs, l'analogie de la foi des Réformateurs, sont autant de principes régulateurs de la Religion traditionnelle et rationelle. Mr. Schleiermacher y avait substitué à sa manière la conscience religieuse ou chrétienne,

enne, qui équivant à peu près à l'idée divine ou à l'idée du Christ, comme régulatrice ou liante entre le contenu de la Bible et les speculations de la raison humaine. Peutêtre est-ce la même chose que le rapport de *l'esprit* et de *la lettre* ou *chair*, si connu et répandu par plusieurs passages du Nouveau Testament.

Heureusement ou malheureusement, il n'existe point dans ce moment *une philosophie* culminante ou dominante en Allemagne. L'idéalisme, représenté par Kant et Fichte, est toujours encore aux prices avec le panthéisme ou réalisme nouveau protégé par Schelling et Hegel, qui entre eux-mêmes diffèrent dans plusieurs points de leur doctrine. Les yeux scrutateurs de nos theologiens se sont presque dégagés de toutes ces lunettes: ils désirent voir la vérité pure, sans l'enveloppe d'aucune couleur d'école. L'erudition, la science sont très-estimées chez nous pour dissiper l'ignorance, la superstition et le mysticisme. On y puise encore ce grand principe, que tout ce que l'expérience et l'histoire enseignent, doit être assujetti aux *idées*, c'est-a-dire, *aux lois divines de la raison*, *de la conscience*, et *même de la nature*. Mais foi biblique, religieuse et chrétienne, n'y perdent rien; tout au contraire, on sent bien le besoin de la révelation et de l'autorité divine; on commence par l'histoire du Christ bien établie et on s'élève au sentiment profond de sa mission et perfection divine. Un Dieu et Seigneur, une verité, foi et piété chrétienne, voilà la devise de notre théologie moderne. M. Lerminier, dans son livre nouveau *Au-de là du Rhin*, prête à nos Allemands le dessein alarmant d'une religion nouvelle. De notre côté, nous ne savons pas ce qui se prépare au-dela du Rhin et *sur sa rive gauche*, mais la Germanie ne veut certainement d'autre religion, que la religion *chrétienne et évangelique*, pourvu qu'on nous accorde la permission de la connaître de plus en plus dans sa pureté, comme source intarissable des lumiéres, de la sagesse et de la vie éternelle."

E.

Schlußworte des Herausgebers:

Viri Plurimum Reverendi.

Veneranda eorum, qui rebus hujus civitatis sacris praesunt, societas quum cuique per festos hosce dies inter ipsos versanti ea qua est humanitate permiserit, de conditione et incremento Protestantismi verba facere: ego quoque animum induxi, in splendidissima Vestrûm corona ea, quae hac de re mihi videntur, paucissimis exponere. —

Summa autem eorum huc fere redit: animum meum gloriosissimae Protestantismi causae a longa inde aetate deditum de ea nunquam magis éxultasse, quam tum, quum primo horum dierum festo tot tamque egregios viros ex Anglia, Hibernia, Francogallia, Helvetia, aliisque regionibus et terris huc advectos in una quidem eademque gravissima re plane consentientes deprehenderim eosque uno

uno quasi ore contendere audiverim: genuinam Protestantismi indolem in eo cerni, ut, qui ipsum profiteantur, *decreta*, quibus nititur, primitiva firmissime teneant ac defendant, *dogmatum* autem, quae veram ac puram per Jesum Christum coelitus traditam doctrinam haud tangunt, sed potius ad humana de ea commenta redeunt, liberrimam fidelibus optionem faciant. Quae, inquam, quum hic loci aures meas undiquaqué ferirent, animum summo nec fere verbis exprimendo gaudio perfusum sentiebam, etenim haec ipsa sententia meditationum per plus quadraginta annos de rebus christianis et ecclesiasticis institutarum ultimus quasi optimusque fructus mihi quoque obvenit semperque ita probata est, ut, ea quidem régnante, causam quoque *Protestantismi* in orbe terrarum regnaturam omnesque vel infensissimos ejus hostes feliciter divicturam esse apud me statuerem. —

Quid enim, quaeso, est, quod ipsi detrimentum afferre possit, si *decretorum* illorum vis in eo esse putatur: omnem religionis christianae *cognitionem* ex limpidissimo sacrorum librorum recte intellectorum fonte, potissimumque e Jesu Christi ipsius de rebus coelestibus sermonibus esse hauriendam, omnibus traditionibus ecclesiasticis cuicunque aevo aut coetui christiano propriis rejectis ac spretis; *cultum* divinum publicum ita esse instituendum, ut magis magisque formam referat a Jesu Christo commendatam, adorationis nimirum ad πνεῦμα καὶ ἀλήθειαν sive ad integerrimos animo vitaque comprobatos pietatis sensus redeuntis; *disciplinam* autem ecclesiasticam tum demum christianae religionis indoli plane esse consentaneam, quum sociorum ecclesiae libertatem nullo modo laedit aut infringit, sed potius, quantum ejus fieri potest, ómnium plausum fert, omnium mores emendat, omniumque vitam ita regit, ut qui Christi nomen profitentur, animum quoque Christi prae se ferant? — Quid, quaeso, est, quod religioni christianae ac causae ejus per solam Protestantismi vim victrici metui queat: si *dogmatum* ejus summa in eo contineri existimatur, in quo *Christus ipse* eam quaerendam esse voluit, profitendo: hanc esse vitam aeternam sive omnis felicitatis hominibus ab ipso paratae fundamentum et conditionem, ut patrem tanquam unice verum Deum, sese autem ipsum tanquam ejus ad homines legatum agnoscant pieque venerentur, de ceteris ad religionem pertinentibus sententiis liberum sibi judicium relinquentes? —

Jam vero quum haec ita se habere vos quidem omnes, uno alterove excepto, persuasum vobis habeatis et quum cordatissimi quique theologorum germanicorum prae caeteris mihi cognitorum eandem sententiam foveant, facile videtis, *Fratres conjunctissimi*, quantopere de Protestantismi et religionis christianae conditione praesenti ubique terrarum animus laetari possit et quam vana sint et inania terriculamenta, quibus se cruciari patiuntur ii, qui a nonnullorum ista decreta et hanc religionis summam fastidientium moliminibus, insidiis, maledictis, nunc quidem temporis magis quam antea in ecclesia evángelica obviis, huic ecclesiae nescio quid noxae allatum iri putant? —

Nolite

Nolite ergo de rebus, quarum cura nobis demandata est, sanctissimis unquam desperare, sed potius animum intendatis, fore, ut earum facies in dies laetior evadat et ut ecclesia Christi per longam saeculorum seriem perversis hominum studiis turbata saepiusque ad incitas fere redacta sicuti laudabili majorum nostrorum, qui instaurationi ejus vires vitamque impendebant, ita optimorum quorumque ejus procerum ac magistrorum praesentium indefessa opera magis magisque et ad internam pacem et ad externam cujuscunque generis perfectionem evehatur.

Fungamur modo muneribus in hac ecclesia nobis injunctis ea fide et religione, quae Christi ministros Deique summi servos decet, caetera vero quae non in potestate nostra sita sunt, ipsi Christo ac Deo relinquamus, firmissime persuasi, eos vana sectari qui doctrinam Christi coelestem adulterando ipsi adversantur, et Dei consilia ejus ope in terris exsequenda pervertunt. Idem ille, qui in horum dierum solemnitate hoc maxime solemne esse voluit, ut ecclesiarum longissime dissitarum antistites et magistri summa animorum concordia ecclesiae inclutae *Genevensis* de liberaliori religionis cognitione et exercitio merita agnoscerent eique optima quaevis apprecarentur, Idem, inquam, faciet, ut haec animorum concordia ubique terrarum augeatur et ut inde in communis ecclesiae a divino nostro Servatore conditae salutem uberrimi fructus redundent. —

Caeterum nos quidem *Saxones*, de hac animorum consensione omnium maxime laetandum esse censemus, bene quippe memores, ista dissensione, quae inter majores nostros et instauratores sacrorum Helveticos suo tempore locum habuit, causae Christianorum in melius restitutae damna allata esse maxima. Cujus quidem rei memoria eo laetiorem reddit hanc, qua repleti in patrias terras, quae nos ad vos legarunt, revertimur, eam nimirum, nihil esse, quod humanitatem, amorem et munificentiam, qua nos excepistis, aequare aut superare queat. Quare etiam nihil antiquius habebimus, quam ut hanc memoriam ad extremos vitae spiritus intimis pectoris recessibus conservemus, ad nostrates reduces facti cum publico sermone eloquamur omniaque nostra ita instituamus, ut amicitia vestra et recordatione haud indigni reperiamur. —

Ita valete resque vestras cum omnibus fratribus, qui nobiscum peregre advenerunt et quorum interior cognitio ususque ad gaudia in hac laudatissima civitate nobis parata maxima incrementa attulerunt, felicissime agite.

Erklärung des Herausgebers gegen Herrn Karsten.

Hr. Diakonus Karsten zu Rostock, ein geschworner Anhänger des verstorbenen Schleiermacher, hat es für nöthig erachtet, die „Reden“ seines Meisters „über die Religion“ gegen den Tadel in

Schutz

Schutz zu nehmen, welchem sie in einer Recension derselben in der Krit. Pred. Bibl. (15. B. 6. H.) unterlagen. Das stand ihm frei; denn Thesis und Antithesis hat auf dem literarischen Gebiete gleiches Recht und der unbefangene Beurtheiler kann sich um so bestimmter selbst entscheiden, je offener sich beide aussprechen. Aber er maßte sich auch an, den Herausgeber jenes Blatts ohne Weiteres für den Verfasser der fraglichen Recension anzunehmen und auf den Grund dieser Annahme sich gegen die Person desselben die hämischsten Insinuationen zu erlauben. Dawider muß sich der Herausgeber als wider ein Thun erklären, das, auf's Mildeste angesehen, gemein und niedrig ist und mit dem amtlichen Charakter des Hrn. Karsten in grellem Widerspruche steht. Fallen nun auch jene hämischen Insinuationen dadurch, daß nicht der Herausgeber, sondern ein anderer Theolog, der in der literarischen Welt Etwas mehr Bedeutung hat, als Hr. Karsten, der Verfasser der fraglichen Recension ist, alle in sich selbst zusammen: so muß doch über die Eine: daß die Recension gleichsam aus Scheu vor dem lebenden Schleiermacher erst nach dessen Tode erschienen sei, hier bemerkt werden, daß sie so gut, wie Recensionen anderer schleiermacher'scher Schriften, (z. B. auch seiner „Glaubenslehre") allerdings noch während seines Lebens erschienen seyn würde, wenn, wie es in solchen Fällen öfters geht, nicht ein anderer Recensent den kurz nach Erscheinung der vierten Auflage der „Reden" übernommenen Auftrag ihrer Anzeige erst lange aufgeschoben und endlich unvollzogen gelassen hätte. Darin lag das „Zufällige" ihrer Verspätung, nicht aber in der Furcht, von dem Inhalte jener „Reden ihrem Verfasser gegenüber das Wahre zu sagen, oder sagen zu lassen; eine Furcht, die dem Herausgeber gewiß kein Mensch zutraut und deren Verdacht sich nur im Kopfe eines Mannes bilden konnte, der, wie Hr. Karsten, die Aeußerungen des Meisters, welchem er nachlallt, für Sprüche vom Dreifuße herab hält. Was er der Recension selbst entgegensetzt, bleibe dem Urtheile der Leser überlassen. Die Tausende (und unter ihnen waren die würdigsten Männer und tüchtigsten Theologen), welche in derselben mit schlagender Beweisführung auf's Klarste ausgesprochen fanden, was sie längst sich selbst gesagt oder doch dunkel gefühlt hatten, wird er damit nicht anderer Ueberzeugung machen. Da übrigens der Recensent, der sich schwerlich versucht fühlen wird, Hrn. Karsten's Luftstreiche zurückzuweisen, auf das Bestimmteste erklärte, daß der verstorbene Schleiermacher gewiß unendlich besser war, als das System, das er in jenen „Reden" predigte, so kann in seiner Recension auch von keinem Angriffe auf dessen Person die Rede seyn, wenn man nicht ungebührlicher Weise die Hindeutung auf die äußern Verhältnisse desselben dahin rechnen will, aus denen sich allein das dialektische Bemänteln, Verkleiden, Mildern und Appretiren des Inhalts der ersten Ausgabe in den spätern erklären ließ. Das möge das erste und letzte Wort des Herausgebers in einer Sache seyn, deren verzweifelter Stand den verblendeten Anhängern Schleiermacher's allerdings schmerzlich seyn muß und die durchaus nicht besser werden kann, als sie ist, wenn sie nicht mit bessern Gründen zu vertheidigen wissen, als Hr. Karsten.

ſten. Die Krit. Pr. Bibl., die ſie zuerſt im rechten Lichte dargeſtellte, wird ſich durch ihn und ſeines Gleichen nicht abhalten laſſen, den Irrthum und den Trug, der in Folge derſelben in unſere gaŋʒ zeitige Theologie gekommen iſt, fortwährend zu bekämpfen, obgleich ihr Herausgeber ſehr wohl weiß, wie viel Gunſt zu erwerben wäre, wenn er die angebliche Oberflächlichkeit ſeines eigenen Syſtemes mit der weit größern Oberflächlichkeit derer vertauſchen wollte, welche ſich für ſcharfſinnige Köpfe halten, weil ſie die Formeln eines Syſtemes, das gar nichts Chriſtliches in ſich hat und auch dem Heiden-, Juden- und Muſelthume zum ganz bequemen Behikel dienen kann, mechaniſch nachbeten und über die große Tiefe des Waſſers in Erſtaunen gerathen, das ihnen eine ſchelmiſche Hand — trübe zu machen wußte.

Register

über

die sämmtlichen im sechszehnten Bande der kritischen Prediger-Bibliothek recensirten Schriften.

Bräunig,

Schr-

Zeh,

Theologisches Notizenblatt.

Bekanntmachungsblatt

der

…tischen Prediger-Biblio…

VI.

Ankündigung

einer

…st wohlfeilen und schönen Kupfer-Bibel.

…Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in alle…
…lungen zu haben:

…eilige Schrift A. u. N. Testaments in
…dert Kupfertafeln nach der Reihenfolge
…bibl. Bücher dargestellt. Nebst historischen Er-
…erungen von D. F. Lindner. Querfol. 3 Thlr.
…r.

…se Kupfertafeln, zwar schon vor längerer Zeit in Augsburg …, aber sehr gut erhalten, sind mit großem Fleiß und Ausführ- …gearbeitet, und zeichnen sich in dieser Hinsicht vor vielen bibl. …werken neuerer Zeit vortheilhaft aus. Der Verleger fand sich veranlaßt, sie aufs neue, mit einer zweckgem. Erklärung ver- herauszugeben, und zwar für einen so wohlfeilen Preis, der …as Dreifache übersteigen müßte, wenn die Platten jetzt neu ge- werden sollten.

…iese Kupferbibel ist daher Bibelfreunden sowohl als Kunstfreun- …als die preiswürdigste aller bisher erschienenen unbedingt zu …len. Dieselbe wird auch in kurzer Zeit mit englischem Texte …en.

…rschienen ist von den

…ologischen Studien und Kritiken, her- …usgegeben von den Doctoren Ullmann, …mbreit und Gieseler, Lücke, Nitzsch das …rste Heft des Jahrgangs 1836

…n die erste Abhandlung von Dr. Ullmann:

…ber Partei und Schule, Gegensätze und …deren Vermittelung

…immt und klar die Tendenz ausspricht, die in den bisherigen acht Jahr-

Jahrgängen statt gefunden hat und in den künftigen auch beibehalten werden wird.

Friedrich Perthes.
December 1835.

Eine protestantische Beantwortung der Symbolik Dr. Möhler's von Dr. Carl Immanuel Nitzsch ꝛc. Besonderer Abdruck aus den theol. Studien und Critiken, nebst einem Anhange: Protestantische Theses. Hamburg, Friedr. Perthes, 1835.

Bekanntlich hat die Symbolik Dr. Möhler's die protestantische Lehre, wie sie im 16. Jahrh. sich begründete, aus einem tiefen Gefühle der menschlichen Sünde und der göttlichen Gnade, welches jedoch, da es sich dem Denken entzog, in Schwärmerei, in Religion ohne Moral, ausgeartet sei, hergeleitet und ihr überall nur den Werth einer überlieferungs- und gemeinschaftlosen Subjectivität zugestanden, die daher auch habe einem fast allgemein herrschenden Rationalismus Platz machen müssen. Der in einer Einleitung und unter den fünf Aufschriften vom Urstande und von der Ursache des Bösen, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, vom Sacrament und von der Kirche antwortende Verf. genehmigt zuerst bestens das Zugeständniß unter der Bedingung, daß von einem Gefühle die Rede sei, welches sich vom göttlichen Worte normirt wisse, und weiset im übrigen nicht nur, was die Reformation lehre, berichtigend und in genetischer Entwickelung des ganzen protestantischen Bekenntnisses nach, sondern auch, daß es sich zur echten Tradition des christlichen Geistes, zum echten christlichen Gemeinglauben in Gemäßheit damaliger Wissenschaft und Sprache als Gedanke und Lehrart richtig und wohl verhalte, und noch heute seinem Wesen nach keinerlei Beleuchtung zu scheuen habe. Am wenigsten könne der Protestantismus von den Satzungen des Trienter Kirchenraths aus Besserung oder Nachhilfe erwarten. Die Unberührtheit des protestantischen Bekenntnisses von exorbitanten Behauptungen der Privatschriften der Reformatoren, die Einheit desselben in vielen einzelnen Bekenntnißacten, das objective Recht der Reformation und ihr wahres Verhältniß zum römischen Katholicismus ist durch alle Artikel hindurch geltend gemacht und aus Thatsachen erwiesen. Die angehängten „Theses“ wollen nicht vermöge ihrer Form geflissentlich provociren, sondern diese ist als die kürzeste Fassung dessen, was nach zu tragen war, gewählt worden, wie das an Lücke und Gieseler gerichtete Vorwort näher besagt. Ob die Theses nun gleich noch einmal das ganze System der Controverse darstellen: so heben sie doch vorzugsweise das Verhältniß des Protestantismus zum Grundsatze der römischen Tradition, des Papstthums und der Hierarchie hervor.

